



Dei
Sub Numine
Viget



25. Jahrg.

Heran

Lynkeus
Fünfundz
Adolf Dy
Prof. Dr
Julius H
Sophie C
Freu
von
Paul Ell
deut
Professo
Obe
Hölderli
L.: Schl
Paul Er
Erich Be
Friedric
„P
Walthe
Lienha
Auf de

25. Jahrg. Oktober 1922 Heft 1



Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

Lynkeus der Türmer 1
Fünfundzwanzig Jahre Türmer 2
Adolf Dyroff: Karl Storck 4
Prof. Dr. Bruno Bauch: Unsere geistige Not 8
Julius Havemann: Overbeck 14
Sophie Charlotte von Sell: Unveröffentlichte Freundschaftsbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck 22
Paul Eller: Der Türmer in der Geschichte der deutschen Städte 27
Professor Dr. Hans Vaihinger: Erinnerung an Oberammergau 32
Hölderlin und Diotima 35
L.: Schlußwort über den Sadhu Sundar Singh 39
Paul Ernst: Das Kaiserbuch 40
Erich Bockemühl: Der Dichter Rudolf Paulsen 45
Friedrich Lienhard: Gedanken über Pfitzners „Palestrina“ 48
Walther Zimmermann: In Fritz Boehles Heim 53
Lienhard: Türmers Tagebuch 56
Auf der Warte 64
Kunstbeilage — Notenbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 150 M. Einzelhefte 50 M.

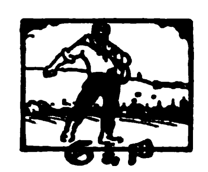

Feurich
Flügel ★ Pianinos
LEIPZIG/COLONNADENSTR. NR. 30

Der Türmer

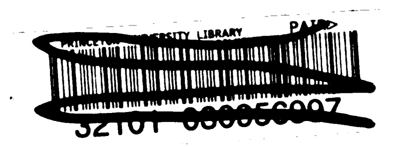
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:
Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Fünfundzwanzigster Jahrgang
(Oktober 1922 bis September 1923)



Stuttgart
Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer



Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte und Dramatisches

Seite

Bäte: Der Eisvogel ... 317
— Pfingsten ... 526
Bethke: Kätzchenstrauch ... 388
Diesel: Vor dem Werk ... 20
— Der Geist des Sieges ... 807
v. Doering: Trotz und Treue ... 634
Faber-Bierhake: Der Freund ... 154
Francke: Hymne an Deutschland ... 749
Freytag-Loringhoven: Andacht ... 380
Gayda: An den Einzelnen ... 226
Goethe: Lynkeus der Türmer ... 1
Halbach: Der deutsche Wandersmann .. 586
Harrar: Nacht ... 816
Holst: Die stillen Tage ... 250
Hölderlin: Zu lang, zu lang ... 78
Holz: Aus dem „Phantasus" ... 444
Jerschke: Aus der Heimat vertrieben ... 89
Koch: Erwachen ... 242
Krause: Am Rhein ... 601
Kurz: Der Wandrer in den Dolomiten . 101
Lennemann: Sommertage ... 739
Lienhard: Der Toten Heimrecht ... 92
— Karfreitagsgebet ... 368

Seite

Lienhard: Thüringer Festgesang ... 417
— Bär und Elfe ... 521
— Die Hirten in der heiligen Nacht ... 170
— Die Bäckerin von Winstein ... 808
Matthey: Schönheit ist in mir ... 13
Mähl: Schilt keine Stunde trübe! ... 671
Pawlick: Mein Leben darf keine Lüge sein 723
— Wie lange noch? ... 321
Pischek: Sehnsucht ... 106
Rydberg: Die Glocken ... 320
Schellenberg: Der Wald ... 520
Schüler: Sie flüchten vor Gott ... 7
— Goldene Geister ... 169
— Selig sind die Barmherzigen ... 234
— Vorm Gewitter ... 748
Schünemann: Ehelied ... 453
Stock: Gebet ... 438
Storm: Weihnachtslied ... 151
Weichberger: Das Blondchen vor Goethes Haus ... 673
Wildenbruch: Die Stunde ruft ... 431
Wolf: In Nachbars Garten ... 510
Zimmer: Das Heidelied ... 505

Novellen und Skizzen

Bäte: Besuch bei Gleim ... 381
Böhmer: Gott ist ... 247
— Der Brief ... 815
Burdett: Die Insel der Kalypso ... 439
Burg: Die letzten Stunden eines großen Deutschen ... 109
Bülow: Treue ... 526
Donath: Unser kleiner Leutnant ... 173
Elster: Als Märchenerzählerin in Prag . 174
Gayda: Gebet ... 600
Gobineau: Vom Leiden ... 362
Havemann: Overbeck ... 14. 82. 156. 227
Heermann: Tante Mathilde ... 99
Hollender: Kanzler Brück und sein großer Nachkomme ... 751
Jungnickel: Herbergs-Madonna ... 155
König: Die Legende vom verzauberten König ... 655. 724. 798
Lienhard: Die Verlobung im Münster . 243
Renner: Der Traum ... 369
v. Rentzell: Das heilige Lachen ... 506
Schünemann: Von der Sehnsucht ... 672
Wachler: Der verzauberte Musikant ... 587
Wendte: Bilder vom Rhein ... 602. 674

Aufsätze

Seite
Andersen-Flensburg: Gustav Müllers Kristgermanentum 454
Aus Briefen eines Arbeiters und eines Großindustriellen an einen Professor 574
Bahr: Politik und Wissenschaft 536
Barthel: Unsterblichkeitsphilosophie 90
Bauch: Unsere geistige Not 8
Behrmann: Im Stromgebiet des Sepik .. 458
v. Berchem: Kriegsliteratur 391
— Preußische Generalstabschefs in ihren Denkwürdigkeiten 676
Bismarck und sein Wald 530
Bô Yin Râ: Auferstehung 366
Bornhak: Westeuropäischer und deutscher Parlamentarismus 539
Brausewetter: Sankt Marien in Danzig 683
Bülow: Von neuer Jugend 533
Dyroff: Karl Storck 4
Ehringhaus-Kassel: Deutsche auswärtige Politik von 1871 bis 1890 auf Grund der Bismarckakten 461
Eller: Der Türmer in der Geschichte der deutschen Städte 27
Fittbogen: Kirche und Volkstum bei den Siebenbürger Sachsen 465
Francé: Die fünfzehn Erdteile 395
Freytag-Loringhoven: Kann ein Volk seinen Charakter ändern? 296
Froeben: Sonnentätigkeit und ihre Wirkung 824
Gartelmann: Relativitätslehre 25
Golther: Der Gral in den französischen und deutschen Gedichten des Mittelalters 648. 753
Harten-Hoencke: Auswandern? 251
— Eine Beichte im D-Zug 821
Heyck: Das Abbröckeln des Parlamentarismus 792
Hoffmann: Das eine und das andere Werk 222
Hölderlin und Diotima 35
Kleinpaul: Zeitungsnot und Zeitungsnotwendigkeit 279

Seite
Korf: Neue Wege der Wissenschaft 817
Kotzde: Die Sage von Gandersheim ... 388
Kraus: Unsere Verantwortlichkeit für unser Traumleben 102
Lienhard: Wildenbruch und Weimar 445. 511. 594. 664. 740
Lilienfein: Was sind uns Tolstoi und Tagore? 78
— Von Briefen und Denkwürdigkeiten 834
Lomer: Zur Geisterkunde 112
Möller: Das Rätsel der Atome 325
Paulsen: Von den Arten des Sozialismus 503
R.: Warum wir bleiben 322
Rühl: Freie Philosophie 318
Scheer: Deutschlands Weltstellung 432
Schneider: Unrecht an Belgien? 498
Schoenfeld: Vom Schicksal deutscher Ströme 758
Schleicher: Ferdinand Gregorovius und Malvida von Meysenbug 235. 311
Schmelzer: Der Gefangene Friedrichs des Großen 255
Schröder: Seelsorge 248
Schultz: Deutsche Frauen 115
v. Sell: Unveröffentlichte Freundschaftsbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck 22. 93. 163
Swars: Für den Tod nicht reif 107
Vaihinger: Erinnerungen an Oberammergau 32
Wachtelborn: Die Sonnenflecke und ihr Einfluß auf die irdische Lebewelt ... 607
Wartburgbriefe einer weimarischen Fürstentochter 527
Wehrung: Friedrich Schleiermacher 830
Wilms: Sonnenflecken und historische Ereignisse 828
Wizenmann: Das Geheimnis der Menschenform 328
— Not und Wende 721
v. Wolzogen: Der Mittler 152

Besprochene Schriften

Albert: Musikalische Volksbücher 200
Almanach der deutschen Musikbücherei . 406
Als der Großvater die Großmutter nahm 129
Aufsätze über Kunsterziehung 343
Baensch: Maria Argentiniensis 76
Bonse: Illustrierte Länderkunde 97

Seite

Bäte: Die Amsel ... 127
Bauer: Ludendorff-Delbrück ... 391
v. Below: Fr. Manns Pädagogisches Achiv ... 265
Bernhard: Deutsche Mystiker ... 225
Bianchi: Von der Droste bis Liliencron ... 552
Birt: Die Cynthia des Properz ... 698
Bleibtreu: Shakespeares Geheimnis ... 545
Bley: Lebensbilder aus der Tierwelt ... 785
Bodmer: Konrad Ferd. Meyers Balladen ... 267
Bohnenblust: „A-Dur“ ... 127
Boßhart: Der Ruf in der Wüste ... 211
Bô Yin Râ: Das Buch der Liebe ... 277
Brandenburg: Eichendorff ... 267
Brandström: Unter den Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien ... 71
Brauer: Neue Gedichte ... 72
Bruckner-Bücher ... 553
Buat: Hindenburg ... 393
Burg: Alles um Liebe ... 185
Burger: Das Geheimnis der Menschenform ... 330
Das deutsche Drama und Theater seit Schillers Tod ... 268
Das Puppentheater ... 35
Die Berliner Romantik 1800—1814 ... 270
Die Frühzeit des Weimarer Hoftheaters unter Goethes Leitung ... 335
Dehmels Briefe ... 568
Deetjen: „Sie sollen ihn nicht haben“ ... 70
— Die Göchhausen ... 420
Der Sadhu-Verlag ... 39
Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred von Waldersee ... 677
Deutsche Dichterhandschriften ... 142
Düsing: Einsteins Relativitätslehre ... 257
Eggert: Ludendorff als Mensch und als Politiker ... 676
Einführung in die Sexualpädagogik ... 340
Elsaß-Lothringer Mitteilungen ... 362
Elsaß-Lothringer Hausbücherei ... 363
Enderling: Stürme in der Stadt ... 271
Engelbrecht: Pablo der Narr ... 125
Engelhardt: Anthroposophie und Jugendbewegung ... 428
Eberlein: Deutsche Maler der Romantik ... 269
Ereignisse und Gestalten ... 209
Erich, Alfr.: Werke ... 786
Ernst: Erdachte Gespräche ... 401
Fechner: Zend-Avesta ... 196

Seite

Fischer: G. W. Leibniz ... 192
Flammarion: Der Tod und sein Geheimnis ... 112
Fließ: Ablauf des Lebens ... 397
— Vom Leben und vom Tode ... 399
Francé: Ewiger Wald ... 362
— Die Kultur von morgen ... 395
— Bios ... 627
Fußhöller: Die Dreiheit eines Schullebens ... 533
Garnier: Prinzenbriefe aus den Freiheitskriegen ... 836
Gartelmann: Zur Relativitätslehre ... 259
Geiger: Die philosophische Bedeutung der Relativitätslehre ... 259
Gervinus: Ein Kapitel über Literaturgeschichte ... 264
Ginzkey: Befreite Stunden ... 127
Gräf: Schweden in Goethes Leben und Schriften ... 145
Grode-Wutischky: Das Problem der Verjüngung im Lichte spiritualistischer Biologie ... 399
Grunsky: Bruckner-Monographie ... 773
— Musikästhetik ... 773
Hadina: Lebensfeier ... 128
— Ein Storm-Roman ... 72
Haller: Verlagsgemeinschaft ... 626
Hasler: Lias Jahr ... 127
Hauff: Phantasien im Bremer Ratskeller ... 551
Haun: Aus lichtem Dunkel ... 125
Hausegger ... 407
Heilborn: Die gute Stube ... 836
Hensel: Lied und Volk ... 772
Hillebrand: Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung ... 550
Hinrichs: Der Wanderer ohne Weg ... 124
Hock: Tolstoi nach seinen Tagebüchern ... 79
Holleuffer: Kreuz- und Querzüge ... 836
Holst: Gen Abend ... 128
Holz: Buch der Zeit ... 128
Howard-Bourg: Mount-Everest ... 716
Jagow: Daten des Krieges ... 394
Janstein: Landung ... 126
Jeben: Der Feind im Hause ... 125
Justi: Briefe aus Italien ... 838
Keyserling: Schöpferische Erkenntnis ... 612
Kleinbömer: Jürgens Berufung ... 211
Kluckhahn: Die Auffassung der Liebe und Ehe in der Literatur des 18. Jahrh. ... 266

Seite

Knapp: Michael Gudlovius 211
Koch: Das deutsche Oberschlesien und Eichendorff 268
Kosch: Geschichte der deutschen Literatur von 1913 bis 1918 268
Kraze: Amey 213
— Die Birke von Dondangen 212
— Werke 767
Krehl: Harmonielehre 773
v. Krocher: Die alte Generation 125
Kroner: Von Kant bis Hegel.......... 193
Kronprinz: Meine Erinnerungen an Deutschlands Heldenkampf 682
v. Kuhl: Der Weltkrieg im Urteil unserer Feinde 394
Kurz: Nächte von Fondi.............. 710
Leisegang: Die Grundlagen der Anthroposophie 681
Levin: Die Heidelberger Romantik 268
Liebesreigen 129
Lissauer: Strom..................... 128
Lobsien: Die Pilger im Nebel 211
Ludwig: Die Anthroposophie.......... 427
Lüdtke: Der Heilandsweg des Benedikt Freudlos 212
Mager: Theosophie und Christentum ... 427
Mandt: Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus I. von Rußland 836
Mann: Hans Pfitzner 48
Maerten: Opfere! 126
Mehlis: Die deutsche Romantik ... 194. 269
Meisner: Schleiermacher als Mensch ... 834
Meister der Oper 406
Menzel: Kants Kritik der reinen Vernunft 193
Mersmann: Kulturgeschichte der Musik in Einzeldarstellungen 773
v. Meysenbug 357
v. Moltke: Erinnerungen, Briefe, Dokumente 680
Mombert: Der himmlische Zecher 129
Morsbach: Weg zu Shakespeare und das Hamlet-Drama 788
Moser: Musikgeschichte 201. 700
Mumbauer: Der Dichterinnen stiller Garten......................... 552
Nadler: Regensburg 270
Natorp: Sozialer Idealismus 338
Neumann: Die Lieder vom Lächeln und der Not 126

Seite

Nietzsche-Worte über Staaten und Völker 40
v. Ompteda: „Es ist Zeit" 12
Papesch: Zwei Spiele 64
Paulsen: Immanuel Kant 19
— Lyrik 4
Philippi: Auf der hohen Heide 12
Raabe und Dickens 55
Rabindranath Tagore: Meine Lebenserinnerungen 71
Ratzker: Sie, die ich nicht kenne 27
Rheingenius und Génie du Rhin 7
Riemann: Von Goethe zum Expressionismus 26
Rolland: Clérambault 35
Romer: Nietzsche 19
Rosenzweig: Hegel und der Staat . 145. 19
Rupprecht von Bayern 71
Schaffner: Fragen................... 27
Schleiermacher: Über den christlichen Hausstand 83
— Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne 83
— Monologen....................... 83
Schlaf: Ein Wildgatter schlag' ich zu ... 21
Schlosser: Unsere Musikinstrumente 77
Schmidt: Hand- und Lehrbuch der Orgelbaukunde 77
Schnack: Das kommende Reich 12
Schön: Geschichte der deutschen Mundartdichtung 55
Schurig: Tagore 8
Schuller-Schullerus: Heimweh 21
Schlieffen: Die oberste Heeresleitung in ihren wichtigsten Entschließungen ... 67
Schwab: Teleplasma und Telekinese ... 81
Stephan: Die Entstehung der Rheinromantik 55
Stehr: Ein Lebensbuch............... 12
Steinmüller: Als Leid ging u. Freude kam 21
Stickers: Die wahre Relativitätslehre der Physik 25
Storck: Beethoven in Briefen 40
Strauß: Jakob Burkhards Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen 83
v. Strauß und Torney: Der jüngste Tag 27
Strich: Deutsche Klassiker und Romantik 26
Südmark 64
Susemihl-Gildemeister: Briefe von Otto Gildemeister 83

	Seite
Sylvester: Das Leben Tolstois	78
Tornquist	626
von der Trencks merkwürdige Lebensgeschichte	255
Unger: Musikalisches Laienbrevier	773
— Musiktheoretische Laienfibel	773
v. Urbanitzky: Das Jahr der Maria	127
Vesper: Porzellan	273
Voigt-Diederichs: Mann und Frau	273
Wach auf!	568
Wandrey: Pfitzner	48
Weinmann: Gegen Einsteins Relativisierung von Zeit und Raum	258
Westphal: Bismarck und sein Wald	550
Wichert: Der Wald	272
Wiegand: Geschichte der deutschen Dichtung	70
Winternitz: Geschichte der indischen Literatur	714
Wissenschaftliches Institut der Elsaß-Lothringer im Reiche	363
Wizenmann: Menschenerkenntnis	330
Wolf: Briefe an Rose Mayreder	837
v. Wolzogen: E. T. A. Hoffmann, der deutsche Geisterseher	406
Zahn: Jonas Truttmann	124
v. Zwehl: Generalstabsdienst im Frieden und im Kriege	676

Offene Halle

Ackermann: Zeitungsnot — Volksnot	331
Bleibtreu: Zur Shakespeare-Frage	118. 260
Boßhart: Antwort an den „Schweizer" in den Hamburger Nachrichten	261
Germanicus: Offener Brief an Herrn Professor Henry Lichtenberger in Paris	763
Harten-Hoencke: Die Auswandererfrage	470
Keller: Shakespeare und Shakspere	689
L. K.: Die Auswandererfrage	469
Lienhard: Schlußwort über den Sadhu Sunda Singh	39
Nochmals das „Offizielle Kaiserbild"	610
Nochmals das Shakespeare-Geheimnis	688
Quitt: Die Geldfrage	471
Saar: Die Geldfrage	472
Sonnentätigkeit und ihre Wirkung	824
Schneider: Shakespeares Geheimnis	544
v. Taube: Mein Anschluß an die Nationalsozialisten	184

Literatur

Bodemühl: Der Dichter Rudolf Paulsen	45
Bei Marthe Renate Fischer in Saalfeld	333
Deetjen: Zur neueren deutschen Literaturgeschichte	550
Diers: Neue Bücher	123
Driesmanns: Erziehungsprobleme	338
Ernst: Das Kaiserbuch	40
Gayda: Neue Romantik	270
Glupe: Mogli und Ghavati	187
G.: Die Cynthia des Properz	697
Gruber: Adam Müller-Guttenbrunn	121
Harrar: Arno Holz	474
Kilian: Aus Weimars klassischer Theaterzeit	335
Koch: Neues und Altes aus der alten Romantik	264
Kremser: Wo bleibt Scheffels Wartburg-Roman?	693
Lilienfein: Von Briefen und Denkwürdigkeiten	834
Ludwig: Strom und Stille	271
Metz: Von Leibniz bis Nietzsche	192
— Strömungen in der neuesten Philosophie	478
— Philosophie als Leben	612
Preller-Gotha: „Die antike Kultur" ein Buch der Gegenwart	476
v. Sell: Zu W. H. Riehls 100. Geburtstag	548
Schellenberg: Von neuen Versbüchern	125
— Neue Bücher über Anton Bruckner	553
Treblin: Friede H. Kraze	767
Wehrung: Friedrich Schleiermacher	830

Bildende Kunst

Seite
Schellenberg: Kaspar David Friedrich .. 617
Straßer: Die altkölnische Malerei 341
Straßer: Vom ewigen Licht der Gotik . 770
Zimmermann: In Fritz Boehles Heim . 53

Musik

Lienhard: Gedanken über Pfitzners „Palestrina" 48
Moser: Heinrich Schütz 129
— Goethe und die Musik 197
— Eine neue Reichsmusikzunft 274
Moser: Musikliteratur 772
Winzer: Eine Geschichte der deutschen Musik 700
Zimmermann: Musik und Schule 343

Türmers Tagebuch

Ein Wort nach rechts und links — Künftiges Großdeutschland — Die zwei Hauptgefahren — Versailles 56
Kemal Pascha — Bürger und Proletarier — Zwei Geburtstage: Hauptmann und Bartels 132
Monarchie oder Republik? — Der Republikaner Thomas Mann 199
Lebensmeisterung — Der großdeutsche Gedanke — Die politische Gesamtlage 276
Nationale Würde — Irrewerden? — Ostjuden — Romain Rolland — L'Éclair — Lichtenberger 346
Nietzsche-Worte — Ruhrbesetzung — Deutschlands Einsamkeit — Das Doppelgesicht der Sozialdemokratie . 408
Schattentanz an der Ruhr — Wilson und Versailles 483
Gesamtlage — Wo bleibt das geistige Weimar? — Goethe-Gesellschaft 556
Der Großherzog von Weimar † — Schiller muß also auferstehn — Raoul Francé — Anthroposophie — Friedrich Rittelmeyer 625
Goethe-Gesellschaft u. Deutsche Akademie 702
Wie steht's? — Reichseinheit und Reichsheer — Durch Reinheit stark — Vom Kinderelend 775
Stimmen über den Ausbau der Goethe-Gesellschaft (Frau Förster-Nietzsche, Graf Keyserling, Güntter, Düsel, Muth, Ricarda Huch) 840

Auf der Warte

Adolf Bartels 220
Adolf Bartels „Deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart 493
Amey 213
An die Leidgenossen 207
Anthroposophie 427
Aufruf der Deutschen Schillerstiftung .. 143
Aus der Nacht 786
Aus Norwegen 145
Aus Valdivia 214
Aus meiner Volkshochschularbeit 491
Aus dem Brief eines Verbindungsstudenten 495
Barrès und Bertram 70
Bildersturm 219
Billigere Nahrung 218
Bürger und Proletarier? 248
Das große Sterben 852
Das „Offizielle Kaiserbild" 423
Das Okkulte 855
Dehmels Briefe 568
Der Fall Lenard 781
Der Katholikentag 66
Der Kulturabbau in Deutsch-Österreich . 860
Der Natursarg 641
Des Kaisers Erinnerungen 207
Deutsche Dichterhandschriften 142
Deutsche Frauen — deutsche Mütter ... 358

Seite

Deutsche Frauen — und wir Männer? 858
Deutsche Not ... 215
Deutscher Wald in Not ... 565
Die apokalyptischen Reiter ... 360
Die drohende Verslawisierung der deutschen Seele ... 289
Die Elsaß-Lothringer im Reich ... 362
Die Freude am Buch ... 419
Die Göchhausen ... 420
Die Hand an den Pflug ... 571
Die kleinen Franzosen ... 292
Die Lösung der Hamletfrage durch Morsbach ... 788
Die Not der deutschen Wissenschaft ... 67
Die Not der Kriegswitwen ... 421
Die Zukunft des deutschen Waldes ... 362
Eine christliche Sittenlehre ... 71
Ein deutsch-amerikanischer Wohltäter ... 71
Eine Lienhard-Biographie ... 856
Eine neue elsässische Zeitschrift ... 490
Ein neuer Unfug ... 291
Eine neue „Geschichte der indischen Literatur“ ... 714
Einige gute Romane ... 211
Ein musikalischer Nachklang aus Straßburg ... 67
Ein neuer Kampf um die Cheopspyramide ... 494
Ein Reiseerlebnis ... 569
Ein stiller Deutscher ... 567
Ein Storm-Roman ... 72
Elsa Brandström ... 71
Elsaß-Hilfe ... 284
Erinnerung an Peter Gast ... 637
Erlebnis mit Fichte ... 854
Erotik oder Unflätigkeit ... 422
Freunde der Wartburg ... 418
Freundliche Tat ... 71
Fritz Bley ... 785
Friedrich von der Leyen ... 69
Graf Georg von Rosen ... 356
Gundolfs „Kleist“ ... 492
Hans Johst an Thomas Mann ... 286
Hans Sterneder ... 496
Hausammlung und Opfertage ... 290
Heldenverehrung ... 359
Ina Seidel: Das Labyrinth ... 141
Indien ... 715
Isolde Kurz ... 710

Seite

Kulturfriede? ... 424
Lenard gegen Einstein ... 425
Licht- und Farbenforschung ... 428
Malvida von Meysenbug ... 357
Mannesreinheit und Kronprinzenbuch ... 75
Nachbarschaften ... 640
Nachklänge zur Gerhart Hauptmann-Feier ... 287
Narrenhaus ... 147
Nicht umsonst! ... 140
Noch lebt der Idealist ... 572
„Optimismus“ ... 139
Ostpreußen ... 216
Paris und die Negerfrage ... 76
Paul Burgs Goethe-Roman ... 285
Pfarrer Rittelmeyer und die Anthroposophie ... 73
Ringlekar ... 713
Schaufensterqualen ... 288
Schillerpreis? ... 424
Schnapskonsum und Volksernährung ... 361
Schweden in Goethes Leben und Schriften ... 144
Stadt und Land ... 499
Südmark ... 642
Theater-Luxus ... 499
Tschechische Dankbarkeit ... 144
Türmerfestschrift ... 64
Türmerlieder aus Deutschböhmen ... 571
Volk und Erde ... 363
Volkstänze und Gesellschaftsleben ... 148
Vom Kampf um das gute Buch ... 68
Wahrheit und Lüge ... 641
„Waldbestände kauft laufend“ ... 567
Waldraub ... 565
Weiteres zur Lusitania-Angelegenheit ... 783
Wie elsässische Kinder das Heideröslein singen ... 146
Wie steht's im Elsaß? ... 363
Zum „belgischen Unrecht“ ... 783
Zum Tode des Großherzogs von Baden 639
Zur Frage: Schnapskonsum und Volksernährung ... 498
Zur Geisterkunde ... 712
Zur Hundertjahrfeier der Lederstrumpfgeschichten ... 709
Zur Lusitania-Frage ... 570
Zwei Zeitbilder ... 859

Kunstbeilagen und Illustrationen

	Heft
Bauer: Schleiermacher	12
Böhle: Aufbau	1
Engelhardt-Kyffhäuser: Der Heilige in der Wüste	4
Friedrich: Rügen	9
Haupt: Sonnenaufgang	1
— Sommerpfad	11
Schirmer: Alte Bäume	8
Schneiderfranken: König Tod	2
— Der Renner	5
Staeger: Die Begegnung	3
— Andacht	6
Tornquist: Sonnenaufgang	7
— Hochgebirge	10

Notenbeilagen

	Heft
Gast: Aus „Der Löwe von Venedig“	9
Liszt: Thüringer Festgesang	6
Pfitzner: Aus „Palestrina“	1

Briefe

Auf den Beilagen.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.





Aufbau — Fritz Böhle



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

25. Jahrg. | Oktober 1922 | Heft 1

Lynkeus der Türmer

(auf der Schloßwarte singend)

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh',
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

Goethe: „Faust"

Fünfundzwanzig Jahre Türmer

Vom Herausgeber

Welch eine Summe von Arbeit in diesen drei Worten: fünfundzwanzig Jahre Türmer! Und welche Schicksale des deutschen Volkes, ja der ganzen Völkerwelt sind in diesem Vierteljahrhundert erschütternd über uns hinweg- und durch uns hindurchgebraust! Wir scheinen durch einen Abgrund vom fernen Herbst 1898 getrennt, als Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, der baltische Edelmann, unsre Zeitschrift begründete. Und doch ist — trotz bedeutendem Unterschied zwischen damaligem und jetzigem Zeitalter und Herausgeber — ein wichtiger Grundzug in diesen Heften derselbe geblieben: die „Aussprache von Mensch zu Mensch“, wie es immer wieder in den Prospekten heißt, also die Herausarbeitung des Reinmenschlichen auf der niemals vernachlässigten Grundlage bewußt deutscher Kultur. Das hat der politisch und kämpferisch gestimmte Balte Grotthuß mit seinem so wertvoll ergänzenden, künstlerisch reich gebildeten Mitarbeiter Dr Karl Storck angestrebt.

Heute tritt diese Forderung noch eindringlicher an alle Zeitgenossen heran. Die Seele ging in einer Welt des Hasses verloren. Sucht wieder die Seele: die aus dem Ewigen und Inneren strömenden Kräfte der Erwärmung!

Lynkeus, der Türmer im „Faust“, dessen Lied wir voranstellen, hat einst unseren Titel angeregt. Er schaut mit Goethes glücklichen Augen. Wir können — zeitpolitisch gesprochen — nicht eben sagen, „daß uns die Welt gefällt“, und daß es „so schön“ war. Aber mehr und mehr wollen wir denn doch den Blick schärfen und üben, in all dem Unerfreulichen und Gemeinen auch das Schöne und Tapfere zu sehen, das heroische Dulden der stilleren Deutschen, und wollen es zugleich ermutigen, damit sich Verklärungskraft wieder herauswage.

Grotthuß hat einst an die Spitze des ersten Heftes (Okt. 1898) ein Einleitungsgedicht gestellt, worin er unsres Türmers Schauweise programmatisch formte:

Schon hebt ein leises Wehen an
Wie naher Wetterfegen:
Die Unnatur, den Größenwahn
Mit Blitzen auszufegen.

Dann endlich atmen wir befreit
Vom Joch der goldnen Kalbheit,
Vom platten Dienst der Wirklichkeit
Und ach, vom Fluch der Halbheit!

Aus goldnen Kelchen schimmernd lacht
Der Herzen heilige Blüte,
Der Ideale volle Pracht
Im fruchtenden Gemüte;

Die keusche Lilie, lange schon
Umhüllt vom heißen Staube,
Geknickt von wüstem Gauklerhohn:
Der alte deutsche Glaube . . .

Die Zeit hat nicht erfüllt, was jener baltische Türmer gewollt hat; Unnatur, Halbheit und goldne Kalbheit sind nicht ausgefegt worden, um des Herzens und der Ideale heiliger Blüte Platz zu schaffen. Vielmehr ist nach unerhörten Kämpfen und Leiden der Zusammenbruch erfolgt.

Und nun? Sollen wir uns unter die Trauerweide setzen? Sollen wir unsern Türmer-Posten als aussichtslos in jedem Sinne aufgeben? Nein, diese Flucht

fällt uns denn doch nicht ein. Der alt-neuen Arbeit will sich der „Türmer“ erst recht widmen. Sein Mahnruf gilt mehr als je der sittlichen und seelischen Erneuerung im einzelnen wie im ganzen.

Die Schriftleitung ist von Berlin nach Weimar übergesiedelt. Wir dürfen diese Wendung in das Herz Deutschlands zeitsymbolisch auslegen. Das Herz ist des Menschen leuchtende und wärmende Kernkraft. Politik hat sich mehr der Gestaltung der Außenwelt zu widmen. Aber beide, Politiker wie Nichtpolitiker, brauchen jetzt vor allem eine Fähigkeit, die schlechthin die wichtigste und in aufregenden Zeiten die schwerste ist: Konzentrationskraft — Kraft der Sammlung, Kraft der Vereinfachung. Politische und wirtschaftliche Fragen sollen zwar in unserem Türmerbezirk nicht vernachlässigt werden; denn wir sind nicht geneigt, einem Gegensatz zwischen Weimar und Potsdam, zwischen innerer und äußerer Macht und Würde, Raum zu geben. Man kann leuchtkräftig und zugleich tatkräftig sein. Doch Verfassungsfragen sind uns Fragen zweiten Ranges; wir werden unser Arbeitsgebiet vor allem in Aufgaben der Kultur, wesentlich auch der Seelenkultur erblicken.

Der „Türmer“ behält demnach mit vollem Bewußtsein den Untertitel „Monatsschrift für Gemüt und Geist“, wobei wir unter dem vorangestellten Gemüt nichts Weichliches, sondern ein schöpferisches Vermögen verstehen. Man könnte hinzufügen: das Gewissen im Sinne von Fichtes männlicher Frömmigkeit.

Bei alledem hoffen wir, jene künstlerische Buntheit, auf die der „Türmer“ immer Wert gelegt hat, auch unter den jetzigen schweren Verhältnissen weiter ausbauen zu können. Zu unserem Kreuz gehören Rosen. Wir lieben eine Kunst, die neben allem edlen Ernst auch Schwung und Anmut bekundet.

Eine wissenschaftliche Fach-Zeitschrift sind wir nicht, wenn wir auch eine gute Allgemeinbildung voraussetzen; doch werden wir fachmännische Mitarbeiter, die zugleich volkstümlich zu schreiben wissen, immer gern heranziehen. Wichtiger noch als Wissenschaft ist uns jene Weisheit, die ein zerrüttetes Volks- und Familienleben besonnen wieder aufbauen hilft.

Einem Turmwart geziemt es, parteilos über Volkstum und Menschheit zu schauen. Der Herausgeber hat nie einer politischen Partei angehört, sondern hält es in all seiner Deutschheit mit jenem wundervollen Wort, das man einmal von Wilhelm Raabe geprägt hat: er schaute nicht rechts noch links in das Getriebe der Bücher und Parteien, sondern geradezu und tief in das Herz des deutschen Volkes.

In diesem Sinne grüßen Verlag und Herausgeber die immer wachsende Türmergemeinde. Haltet uns auch fernerhin treue Kameradschaft! Seid unsre stillen Helfer, indem ihr euch übt, in ungute Zeit gute und starke Gedanken mit uns auszusenden! Und seid unsre äußeren Helfer, indem ihr nicht irre werdet an unsrem gemeinsamen Werk, wenn in Anbetracht der schweren Zeit Kosten und Opfer von euch verlangt werden!

Somit Glückauf zur weiteren Fahrt!



Karl Storck

Von Adolf Dyroff

Unverwischbar ist mir in die Tafel der Seele eingeprägt dieses ernste, zergrübelte Männergesicht, das ich während des Weltkrieges in Bonn einmal sah. Ich weiß nicht, weshalb es mir auf die Züge Richard Dehmels hinzeigte, mit dem ich mich hier vor längeren Jahren eine halbe Stunde unterhalten konnte. Dr. Karl Storck war von Berlin herübergekommen, im Rahmen der Bonner „wissenschaftlichen Vorträge" zu einem Kreis zu sprechen, der über ein Tausend hinausging. Der Leiter des Unternehmens hielt die Anwesenheit Storcks für wichtig genug, um die Mitglieder und Freunde des Komitees dringend einzuladen, in einer damals noch möglichen Nachsitzung, freilich ohne das einst übliche Abendessen, sich mit dem gefeierten Redner für die Zeit bis zur Polizeistunde zusammenzutun. Mir ist, als hätte ich, von mehreren der angeregten Teilnehmer aufgefordert, dem Schriftsteller Worte des Dankes, der Zustimmung und der Verehrung gewidmet. Mir ist auch, als hätte ich damals bemerkt, es habe eine feinsinnige musikalische Analyse im „Hochland" zum ersten Male meinen Blick auf den geistvollen Gast gelenkt. Jedenfalls hatte ich seit jener musikalischen Studie immer den Wunsch gehegt, Storck sprechen zu hören und von Auge zu Auge kennenzulernen.

Dem Vortrage und der „Nachsitzung" wohnte auch eine lebensprühende junge Dame bei, eine Base des Redners, zu deren Familie meine Verwandtschaft nähere Beziehungen hat. Und es war mir recht erfreulich, von Zeit zu Zeit, sei es vom blühenden Neckartal, sei es vom ernsten Sauerland her, Kartengrüße zu erhalten, die den Namen Storck in doppelter Form trugen. Bis eines Tages die Anzeige der Vermählung des Schriftstellers mit seiner Base eintraf. Man weiß, wie innig Storck an seiner ersten Frau hing. Aber der einsame Mann, dem eine liebliche Tochter emporwuchs, mußte eine neue Führerin seines Haushalts und eine verstehende, allen seinen hohen Aufgaben mit voll erschlossenem Sinn zugewandte neue Weggenossin haben. Der junge Bund war ein Kind glücklichster Eingebung und schien von allen guten Geistern des Himmels gesegnet zu sein. Da kam aber aus dem Sauerlande, das er so geliebt, die erschütternde Botschaft, daß die entsetzliche Peinigerin der schon von Krieg und Revolution gezüchtigten Menschheit, die Grippe, in Olsberg den Mann dahingerafft habe, an dem so starke Hoffnungen vieler deutschfühlenden Menschen hingen. Ein Jahr später — 1921 — durfte ich am Grabe Storcks, das meisterlich feine Relief Professor Ernst Müllers vor mir, einer ergriffen lauschenden Versammlung von dem edlen Kämpfer erzählen, der allzufrüh in der heißen Lebensschlacht gefallen. Dieses Jahr haben wir die Totenfeier auf dem Friedhof zu Bigge erneuert, der, nahe bei Olsberg, zu treugrünen deutschen Wäldern und Bergen aufschaut.

Das sind meine persönlichen Erinnerungen an Karl Storck. So Gott will, werde ich noch öfters zu der Ruhestätte dieses Deutschen pilgern, dem, als einem unserer Besten, immer wieder zu huldigen wir allen Grund haben. Aber wenn auch andere Storck im Leben näherstanden als ich, so hat doch jene eine Begegnung,

bei mir wie bei ihm (ich hörte es), tiefe Wurzeln geschlagen. Und daß mein inniger Wunsch, mit diesem ausgezeichneten geistigen Berater unseres Volkes zusammenzuarbeiten, nicht in Erfüllung ging, dafür konnten wir beide nichts.

Eines ist mir klar: Das, was Storck gewollt, und die Weise, wie er's gewollt, darf nicht untergehen. Storck hatte das Zeug, ein Mann der Wissenschaft zu werden. Derjenige, der ihm vielleicht, freilich ohne es zu wissen bis auf die jüngste Zeit, den Weg dahin vertrat, Hermann Cardauns, hat mir, nachdem er Storcks Preisschrift über die Quellen zu Brentanos Märchen im Manuskript gelesen, freimütig erklärt, diese Schrift würde, wäre sie der seinen über das gleiche Thema zuvorgekommen, ihm alle die Früchte weggepflückt haben, die er, Cardauns, in seinem Buche habe niederlegen können. Storck habe alles berücksichtigt und wisse sogar noch einige Kleinigkeiten mehr. Der Zufall, daß Cardauns auf den gleichen Stoff verfiel und mit seiner Leistung vorher heraustrat, war für Storck wirklich ein Mißgeschick. Seine Arbeit war umsonst getan. Auch der Wunsch, sich bald einen Hausstand zu gründen, mag den hochbegabten jungen Elsässer, der jung von der Universität Straßburg nach Berlin übergesiedelt war, veranlaßt haben, der oft langwierigen und unsicheren akademischen Laufbahn fernzubleiben. Dem 22jährigen trug jene Abhandlung den Grimmpreis der ersten deutschen Universität auf Erich Schmidts Vorschlag ein, und mit 25 Jahren heiratete er.

Aber es war gut, wie es kam. Die Wissenschaft bedarf zu den Entdeckern, Erfindern und Forschern Diener, die zwischen den methodischen Darstellungen und dem Wahrheitsbedürfnisse des nichtgelehrten Volkes geschickt und zuverlässig vermitteln. Der Geistliche und der Lehrer haben es seit alters rühmlich und dankenswert getan. Mit der Zeit setzt mehr und mehr der wissenschaftlich wohlausgebildete freie Schriftsteller seine Kraft an dies hohe Amt. Storck ist aus diesem Stande der Bedeutendsten einer. Vergleichende Literaturgeschichte, Kunst- und Musikgeschichte waren auf der Universität seine Hauptfächer. Wer sähe nicht, daß die Hauptwerke Storcks aus den inneren Wirkungen seines offenbar mit tiefer Leidenschaft erfaßten Studiums hervorwuchsen? Ein günstiger Stern leuchtete über dem von dem jungen Manne mit Klarheit entworfenen Lebensplane. Einer rheinischen Familie entstammt, atmete Storck in seiner frühen Jugend den Hauch französischer Formliebe und Eleganz ein. Er wird mit Friedrich Lienhard, Herm. Stegemann, Jos. Froberger nach der formellen Seite einmal in eine Gruppe gestellt werden müssen. Auch an Gelehrte wie Heinr. Schneegans und Alb. Ehrhardt ist in diesem Sinne zu erinnern. Dem jungen Elsaß, das für Deutschland optierte — und es sind die feinsten und innerlich reichsten Köpfe gewesen, die den Schritt vollzogen —, ist Deutschland großen Dank schuldig. Vor der Seichtigkeit, in die französische Eleganz so leicht verfällt, bewahrte ihn wie seine Genossen die Berührung mit der deutschen Gründlichkeit und mit der Geisteswelt der benachbarten Schweiz, die das von den Elsässern nun erst wieder herbeizuführende mittlere Klima längst besitzt. Storcks Bücher vom Jahre 1901 „Jung-Elsaß in der Literatur“ und „Nationale Not im Elsaß“ werden einst als lebensvolle Urkunde einer wertvollen Bewegung Beachtung finden. Die Novellen und der Roman „Am Walensee“, der einen ehrlichen Sarkasmus gefällig spielen läßt, bestätigen das Gesagte.

Nach seiner eigenen Angabe legte es Storck in allem darauf ab, die verschiedenen Künste aus einer großen Einheit zu erfassen und auch diese nur als Erscheinung der weiteren Gesamtkultur zu begreifen. Das ist eine philosophische Ansicht, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Storcks ganzes Arbeiten von einer bestimmten Philosophie getragen war. Nicht jeder wird ihm in seiner Hinneigung zur Ergründung dunkler „psychischer Phänomene" folgen. Muß der Kenner des Wesens der menschlichen Erkenntnis, der Menschengeschichte, der Psychologie und der Natur zugeben, daß die uns mit ihrer Existenz sich aufdringende Wirklichkeit allüberall mit Elementen gesättigt ist, die irrationabel sind, d. h. nicht in das $2 \times 2 = 4$ und den Satz vom Grunde sich auflösen lassen, muß man auch einer Wissenschaft, die nur mit Wage und Reagenzglas in der Hand denken will, die Gefahren ihrer schließlich zur Verleugnung der Mathematik und Astronomie zwingenden Einseitigkeit immer wieder entgegenhalten, so muß auf der andern Seite doch, so oft ein Schritt ins Unbetretene oder gar Unbetretbare gewagt wird, jeglicher Grad von Ungeduld vermieden und der höchste Grad von Vorsicht aufgeboten werden. Doch was ich hierin meine und was im Gespräch mit dem geistvollen und tiefsehenden Manne deutlicher heraustrat als in seinen Verlautbarungen, betrifft das Wesentliche seiner Weltanschauung nicht. Manches Mißverständliche in seinen Formulierungen darf ebenso auf die Seite geschoben werden. Den Kern, eine antimechanistische, den Geist und das Ethische hochhaltende grundgesunde Weltanschauung voll Kraft und Nachhaltigkeit, einen sieghaften Optimismus, der nicht nur das Wahre, sondern auch das Gute und vor allem das Schöne als den Sinn des Daseins erkannte, ein Ethos der Ehrlichkeit und Sauberkeit, das muß jeder an ihm schätzen und preisen.

Storck nahm es mit seiner Schriftstellerei nicht leicht. Die Frivolität, die positivistische Haltlosigkeit unserer Tage, die alles fließend machen will und das Volk der Gier macht- und geldhungriger Geistbetrüger ausliefert, war ihm fremd, ja in der Seele zuwider. Für ihn gab es noch Heiliges, vor allem Familie und Vaterland. Für ihn war Spannung, Strenge des Bogens das, was die Gegensätze zusammenhält. Sein Beruf als Kulturkritiker und Kulturverkünder war ihm ein Priesteramt. Wir alle, die wir in den achtziger und neunziger Jahren die Universitäten besuchten und viel lasen, wurden mit dem Worte „Kultur", das seit Kant und Wachsmuth in Deutschland grassiert, überfüttert. Honnegger, Lippert, von Hellwald hatten mit ihren zum Teil wüsten Sammlungen eher Verwirrung als Klarheit geschaffen, der sinnige Riehl war zu wenig philosophisch, als daß er die dumpfe Atmosphäre hätte aufhellen können. Storcks groß gedachter Plan ist, wie Kurt Breysigs gründlicher Wurf, ein Beweis dafür, daß in Berlin sich um die neunziger Jahre eine Vertiefung und Klärung vorbereitete. Von solchem Standpunkt aus gesehen, rückt die so erfolgreiche Musikgeschichte (seit 1904) unseres Storck, die seinen Namen bis in die Urwälder Brasiliens trug, und seine Deutsche Literaturgeschichte (seit 1897), die den Namen Storck vielen Tausenden von Gymnasiasten und Studierenden bekannt machte, erst in die richtige Beleuchtung: Ein Gedanke, ein Mann! Aber auch seine vor allem im „Türmer" geoffenbarte Bemühung um die bildende Kunst, seine Unterstützung ringender Talente und neuer Qualitäten muß herangezogen

werden, um die Weite seines Blickes zu bezeugen! Seine lehrreiche Schrift „Der Tanz“ gehört ebendahin.

Hat auf diesem Gebiete, in das außerdem seine Arbeiten über Otto von Leixner, Mozart, Joh. Joachim, sein beliebtes „Opernbuch“, seine trefflichen Auswahlen von Briefen Mozarts und Schumanns fallen, Storck manche Wettläufer, freilich ohne daß diese gleiches nach außen erreichten, so scheint er mir ganz eigenartig in der Konsequenz zu sein, mit der er selbst bis unmittelbar an die praktische Anwendung herangeht. Das Volk sucht er, das konkrete, nicht ein Abstraktum klügelnder Theorie. Der abseits von den Hellwegen der Literatur und Kunst lebende Dorfbauer und der durch seine falsche Erziehung und Tageseinteilung beinahe ebenso kulturfremde Fabrikarbeiter gewöhnlichen Schlages ist ihm genau so lieb, ja noch lieber wie der „klaviertreibende Kulturjüngling der Großstadt“. Kein Wunder, daß Storck seine wärmsten und treuesten Verehrer in der Musikwelt hat. Seine „Musikpolitik“ macht ihm, der schon als Knabe mit Anstand dirigierte und zeitlebens Musik am Instrument und in der Anlage einer Bibliothek voll Hingabe pflegte, so leicht keiner nach. Wie ganz er mitten im Leben steht, bezeugt sein „Kampf hinter der Front“, ein patriotisches Buch, das immer lesenswert bleiben wird.

Der „Türmer“ darf sich beglückwünschen, daß er die hohen Eigenschaften Storcks, dem eine Fülle prächtiger Gedanken und Sätze gelang, richtig erkannte, daß er eine solche Kraft unter seinen Mitarbeitern sah, daß er ihn während der Zeit des Krieges zum Leiter seiner Arbeit bestellte. Die deutsche Schriftstellervereinigung, die den unermüdlichen, scheinbar mit unerschöpflicher Nervensubstanz ausgerüsteten Mann zu ihrem ersten Vorsitzenden erhob, beklagte, wie alle Zeitschriften, denen er als vielbegehrter Mitarbeiter Kleinodien schenkte, seinen jähen Tod.

Seine Werke und seine Ideen einer Kunst fürs Volk in hohen Ehren zu halten, ist Ehrenpflicht derer, die es angeht. Und wenn heute der „Türmer“ ein Jubiläum feiert, denken alle Beteiligten gern und dankbar zurück an unseren treuen und teuren Karl Storck.

Sie flüchten vor Gott

Von Gustav Schüler

Und sie flüchten vor Gott — der eine weint,
Der andre sein starrendes Herz versteint.
Und mancher tanzt und tollt und schreit
Und sucht des Blutes Seligkeit.
Einer betet mit fluchender Pein
Und rennt — und Gott holt ihn nicht ein.

Herden sind sie in Wetternot,
Vor sich Tod und hinter sich Tod — —
Und sie flüchten vor Gott.



Unsere geistige Not

Von Prof. Dr. Bruno Bauch (Jena)

Mit ungeheurer Wucht und Schwere lastet auf uns Deutschen die wirtschaftliche Not. Unter ihr leidet ein jeder, der sie nicht gerade zum selbstischen Zwecke mißbraucht. Daß dies aber geschieht, ja geschehen kann, das ist an und für sich schon Zeichen und Beweis genug für die geistige Not, unter der wir leiden. Das schlimmste Zeichen und der stärkste Beweis für diese geistige Not aber ist die Tatsache, daß ihr Leid gar nicht so allgemein empfunden und innerlich erlebt wird, wie unser wirtschaftliches Notleiden. Und doch liegen die tiefsten Wurzeln unserer wirtschaftlichen Drangsale in unserer geistigen Not. Unser wirtschaftliches Elend ist plötzlich zum Ausbruch gekommen. Sein Schlag hat uns jäh und unerwartet getroffen. Darum empfinden wir ihn so lebhaft und tief. Unser geistiges Elend hat sich unmerklich über ein Menschenalter hindurch in uns eingefressen. Nur hellsehendem Auge ist es darum wahrnehmbar geworden.

Und gerade darum kam die Geistes-Not über uns, weil unser ganzes Leben sich in gefährlichstem Ausmaße verwirtschaftlichte. Mit banger Sorge mußten die wenigen, die Gang und Lage der Dinge in den letzten Jahrzehnten unter ihre Oberfläche mit offenem Denken zu verfolgen verstanden, erkennen, daß das Wirtschaftsleben nicht in den Dienst des Geisteslebens gestellt wurde, sondern den Geist, soweit ihm überhaupt ein Platz gelassen wurde, zu seinem Diener zu machen suchte, daß es diesen führen wollte, anstatt sich von ihm führen zu lassen, und daß, wo selbständiger Geist sich regte, der solche Bedientenrolle von sich ablehnte, er mit Geringschätzung, mit Mißachtung beiseite gelassen wurde. Ohne wahrhafte Geistesführung überschlug unser auf das Äußere gerichtetes Leben im tollen Taumel sich selbst. Darum brach es auch wirtschaftlich zusammen, und es hatte keine geistige Führung, die es auch nur um die Gefahren der Wirtschaftsnot hätte herumleiten können. Der wirtschaftliche Diener, der sich das Herrenrecht des Geistes angemaßt hatte, mußte führungslos zerbrechen. Und sein Zusammenbruch beweist, daß unsere tiefste Not eine innere, geistige Not ist, in der alle anderen Nöte unseres Lebens ihren Grund haben.

Gerade das muß denkenden Menschen unsere Lage als so besonders schwer und ernst erscheinen lassen, wie sie es in Wahrheit und in Wirklichkeit ist. Aber ohne sich über diese Schwere und diesen Ernst einen Augenblick zu täuschen, wird der denkende Mensch gerade im Vertrauen auf den Geist nicht in dumpfer Verzweiflung sich verlieren. Die geistige Not fordert als das, was uns not tut, die Besinnung auf den Geist. Und solche Besinnung zeigt, daß gerade das deutsche Volk durch den Geist aus schwerster Not immer wieder herausgeführt worden ist. Die allgemeine Not, in die es der Dreißigjährige Krieg gestürzt hatte, war wohl nicht minder schwer als die unserige. Noch in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges, zwei Jahre vor seinem Ende, wurde dem deutschen Volke einer seiner größten Geisteshelden geboren, Leibniz. Sein ungefährer Zeitgenosse ist Bach. Ihnen folgen die

Kant, Fichte, Hegel, Schelling, die Goethe und Schiller, die Beethoven und Mozart, und führen unser Geistesleben den leuchtendsten Höhen entgegen, leiten es zu seinen tiefsten Gründen und höchsten Zielen. Das kann auch uns Mut und Hoffnung geben in unserer Zeit.

Nur darf unsere Hoffnung nicht ein tatenloses Hoffen und Wünschen, unser Mut nicht ein Leichtmut sein. Mut und Hoffnung fordern die Tat des Geistes, unser Leben neuzugestalten aus der tiefsten Bestimmung des Geistes. Dafür müssen wir uns von außen nach innen wenden.

„Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag,
Wirst keine Regel da vermissen,
Das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag."

Diesen künstlerischen Ausdruck hat Goethe dem sittlichen Grundgedanken der deutschen Reformation gegeben. In ihm hatte Luther den Schwerpunkt des Lebens vom äußeren Werke in die Person, oder, wie der Reformator mit wundervoller Bildnerkraft des Ausdruckes noch sagte, in den „Werkmeister" verlegt. Freilich bedeutete das Luther nicht, wie es vielleicht unsere oberflächliche, geistentfremdete Zeit auffassen mag, daß damit der Willkür des einzelnen Tür und Tor geöffnet würde. Im Gegenteil: es bedeutete ihm Bindung an das selbständige Gewissen, und diese Selbstbindung wiederum bedeutete zugleich im tiefsten Gottgebundenheit. In solcher Bindung liegt zugleich, im Gegensatze gegen alle Willkür, die wahre sittliche Freiheit, jene sittliche Freiheit, die als „Autonomie", wiederum im Gegensatze gegen alle Willkür, ihre tiefste philosophische Begründung durch Kant und den auf ihn folgenden deutschen Idealismus finden sollte. Die sittliche Freiheit ist Bindung an das überzeitliche Vernunftgesetz, an die ewige Ordnung der Bestimmung des zeitlichen Menschen selbst. „Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben." So hat wiederum Goethe diesen Gedanken geprägt. Erst durch die Bindung an das Gesetz, erst durch die Unterordnung unter die Ordnung seiner sittlichen Bestimmung wird der Mensch zur Persönlichkeit und erlangt er seine Würde als Person.

Damit wird er, philosophisch gesprochen, auch erst zum Gegenstande der Achtung, religiös gesprochen zum Gegenstande der Liebe. Eben damit aber wird vom Gedanken der Persönlichkeit der Gedanke der Gemeinschaft ebenso unabtrennbar, wie dieser von jenem. Der Gemeinschaftsgedanke ist unserer selbstischen Zeit freilich so gut wie ganz verloren gegangen. Aber sie ist im Irrtum, wenn sie in ihrem schrankenlosen Individualismus meint, eine besondere Pflegstatt der Persönlichkeit errichtet zu haben. Weil sie die Gemeinschaft nicht pflegt, so kann sie auch die Persönlichkeit nicht pflegen. Sie bietet einen bloßen Ersatz für die Persönlichkeit im Individuum dar, verwechselt die Persönlichkeit ebensosehr mit dem bloßen Individuum, wie sie die Gemeinschaft mit der bloßen Gesellschaft verwechselt. Im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft liegen Interessen des bloß zeitlichen Daseins und Lebens umspannt, wie sie besonders eben im Wirtschaftsleben sich auswirken, während in dem Verhältnis von Persönlichkeit und Gemeinschaft die überzeitliche, ewige Be-

stimmung des Menschen bezeichnet ist. Gerade darum kann unser zeitliches Leben allüberall von seiner Ewigkeitsbestimmung durchwirkt und durchleuchtet werden. Eben darum konnte Fichte von der reformatorischen Religiosität sagen, sie habe das ganz neue Licht in die Welt gebracht, das da erhelle, daß dem Menschen die Ewigkeit nicht erst jenseits des Grabes anbreche, sondern mitten in die Gegenwart hineinkomme.

Daß wir uns zu dieser unserer Ewigkeitsbestimmung wieder zurückfinden, das ist es, was uns geistig nottut. Das ist die geistige Notwendigkeit, die allein unsere geistige Not wenden kann. Unserer Zeit Not liegt darin, daß sie allein das Individuum mit seinem Selbst und die bloße Gesellschaft mit ihren Partei-Interessen zu suchen und zu finden weiß, daß sie den Sinn des Lebens nur in dem äußeren Nutzen und Vorteil erblickt. Darum auch hat das äußere Wirtschaftsleben alle Kräfte an sich gerissen und alle geistigen Zielsetzungen verschlungen oder zu bloßen Mitteln im Dienste seiner Selbstsuchts- und Nützlichkeitszwecke herabgedrückt. Darüber sind die ewigen Werte des persönlichen und Gemeinschaftslebens unserer Zeit verloren gegangen. An uns allen liegt es, sie wieder in unserem Denken und in unserer Tat zu ergreifen, ohne Rücksicht auf unsere Selbstsucht und auf unseren Nutzen in ihren Dienst unser Leben zu stellen, ihre Darstellung um ihrer selbst willen in unserem Leben zu erstreben. Nur wenn wir an sie um ihrer selbst willen unser zeitliches Leben hingeben, gewinnen wir in diesem zeitlichen Leben selbst ewiges Leben, erarbeiten wir unserem zeitlichen Leben selbst einen Ewigkeitsgehalt. „Wer die Wahrheit sucht, weil sie Wahrheit ist, und das Gute begehrt, weil es das Gute ist, der hat Augenblicke seines Lebens als Ewigkeit behandelt.“ So hat Schiller diese Einsicht zum Ausdruck gebracht.

Diese Wendung Schillers aber führt dazu, zu erkennen, daß dieser Ewigkeitsgehalt nicht allein in das sittlich-religiöse, persönliche und Gemeinschaftsleben im engeren Sinne hineinragt, oder, so können wir den Sachverhalt auch positiv ausdrücken, daß der sittlich-religiöse Ewigkeitsgehalt auch jene Ganzheit unseres Lebens umspannt, die wir eben in ihrer Ganzheit als Kulturleben zu bezeichnen pflegen. Denn Schiller spricht ja nicht bloß davon, daß, wer das Gute um seiner selbst willen begehrt, sondern auch davon, daß, wer die Wahrheit um ihrer selbst willen sucht, „Augenblicke seines Lebens als Ewigkeit behandelt“. Das ganze Gebiet der Erkenntnis, der Philosophie und der Wissenschaft überhaupt erhält damit seinen notwendigen Ort in der Ewigkeitsbestimmung des Menschen; mit ihm aber auch das Gebiet, auf dem Schillers eigene und im höchsten Sinne schöpferische Kraft lag, das der Kunst. Seinen Worten: „Wer die Wahrheit sucht, weil sie die Wahrheit ist, und das Gute begehrt, weil es das Gute ist“, hätte er durchaus in seinem Sinne hinzufügen können: „Und wer das Schöne erschaut und darstellt, weil es das Schöne ist“, um schließen zu dürfen: „der hat Augenblicke seines Lebens als Ewigkeit behandelt“; hat er doch gerade den Künstlern gesagt: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben“. Es ist also in der Tat das ganze Kulturleben, in dem Ewiges zeitliche Gestalt gewinnt. Ja echte Kultur ist nichts anderes als zeitliche Formung und Darstellung eines Ewigkeitsgehaltes im Leben von Persönlichkeit und Gemeinschaft. Alles andere ist bestenfalls leere formale Zivilisation im Dasein von Individuum und Gesellschaft, in der der Mensch im bösesten, aber sehr leicht ein-

tretenden Falle vom Geiste jenen Gebrauch macht, den Mephistopheles im Sinne hat, wenn er sagt:

„Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Um tierischer als jedes Tier zu sein."

Und gerade hier sehen wir die geistige Not unserer Zeit so groß, daß Mephistopheles an ihr geradezu seine Freude haben müßte. Weitesten Schichten unseres Volkes ist die Achtung vor der Wissenschaft gänzlich verloren gegangen. Ja sie erweisen ihr geradezu eine Verachtung; oder sie schenken ihr höchstens insoweit Beachtung, als sie sich in den Dienst ihrer selbstischen Nützlichkeitsinteressen stellen läßt. Aber für die Achtung der Wissenschaft als eines Selbstzwecks ist ihnen aller Sinn erstorben. Andere verlieren sich in „Blend- und Zauberwerken" und meinen, gerade in unseren Tagen, diese an die Stelle der Wissenschaft setzen zu können. Kurz, man ist nicht nur versucht, sondern geradezu genötigt, unsere Zeit daran zu erinnern, daß es gerade Mephistopheles ist, der da sagt:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt." —

Und was wagt man heute als Kunst zu bieten, oder vielmehr: mit was wagt man heute die Kunst zu verdrängen! Die Bühne, die Schiller einst als „moralische Anstalt" betrachtet hat, verliert fast ebensoviel an Boden, als leider das Kino gewinnt. Und zahllose Menschen haben an der Kunst nur soweit Interesse, als sie sich zum Objekte bloßen Händler- und Unternehmertums machen läßt. Diese Not wenden heißt Wahrheit und Schönheit um ihrer selbst willen lieben lernen, heißt Wissenschaft und Kunst um ihrer selbst willen achten lernen. Auch das ist nach Goethe Religion. Solche Liebe, solche Achtung pflegen, ist unsere heilige, religiöse Pflicht. Üben wir sie, dann wird sie auch unser ganzes Leben heiligen, heilend und heilsam durchdringen und auch dem ursprünglich rein sittlichen Verhältnis von Persönlichkeit und Gemeinschaft Kraft und Schwung geben.

Hatte doch gerade auch Schiller in der Kunst selbst eine Stütze gesehen, mit Hilfe deren der bloße Naturstaat zum eigentlichen Vernunftstaat übergeführt werden kann. Alles vernünftige, sinnvolle Staatsleben aber dreht sich um das Verhältnis von Persönlichkeit und Gemeinschaft. Und heute ist unser Staatsleben vor allem darum aus allen Fugen gekommen, weil wiederum dieses Verhältnis keine bestimmende Macht über es gewonnen hat. Daß der Staat selber eine sittliche Aufgabe habe, das scheint unsere Zeit auch nicht einmal zu ahnen. Aber diese Erkenntnis hatte einst unser Volk schon einmal aus tiefster Not befreit. Staatsmänner, die, wie Stein und seine Mitarbeiter, selber philosophische Köpfe waren, hatten, geschult und befruchtet durch die Philosophie des deutschen Idealismus, besonders durch Kant und Fichte, diese sittliche Aufgabe des Staates erkannt und auf Grund dieser Erkenntnis unser Volk aus der Erniedrigung zur Erhebung emporgeführt. Diese sittliche Aufgabe des Staates aber hatte die Philosophie des deutschen Idealismus begriffen gerade in der Regelung des persönlichen Lebens zum und im Ge-

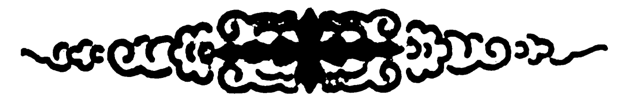
meinschaftsleben. Damit war auch dem Rechte über seine zeitliche Bedingtheit und geschichtliche Wandelbarkeit hinaus ein überzeitlicher Sinn und eine unwandelbare Ewigkeitsbedeutung aufgedeckt. Es war erkannt als ein Recht auf Pflichterfüllung, genauer als ein Recht auf Freisein zur Pflichterfüllung der Persönlichkeit innerhalb der Gemeinschaft. Und die Rechtsgesetze, sofern sie zugleich Zwangsgesetze sind, sind doch nicht ein Widerspruch gegen die Freiheit. Im Gegenteil, sie stehen im Dienste der Freiheit, insofern sie nicht gegen die Freiheit, sondern gegen die Willkür einen Zwang aufrichten. Sie hindern die Willkür, weil und insofern diese gerade ein Hindernis der Freiheit ist. Darum kann Kant den Rechtszwang geradezu bestimmen als das „Hindernis eines Hindernisses der Freiheit". Die Freiheit der Persönlichkeit zur Pflichterfüllung innerhalb der Gemeinschaft aber ist in ihrem ganzen Umfange das Freisein zu kulturschöpferischem Leisten und Wirken. Die rechtliche Regelung staatlichen Lebens wird damit über allen leeren und starren Formalismus hinausgerückt und schöpft ihren Inhalt aus der Fülle des Kulturlebens selber.

Wenn damit aber dem Staat mehr als eine bloß formale Bedeutung, wenn ihm ein inhaltlicher Wertsinn zuerkannt wird, so ist damit auch schon gesagt, daß er diesen Inhalt nur gewinnen kann aus dem Geistesleben des Volkes, der Nation. Der Nation gegenüber ist der Staat gewiß bloß Form, aber er bleibt nie bloße Form, weil er ohne nationalen Inhalt auch nicht einmal bloß Form sein könnte. Sein eigentlicher Sinn ist es, Gefäß zu sein für den Inhalt nationalen Lebens. Ohne dieses ist er nicht einmal Form, sondern Unform, Unordnung, ohne Kraft und Leben. Geradezu gespenstisch muß sich vor jedem, der das erkennt, die geistige Not unserer Zeit angesichts dieses Sachverhaltes emporrecken. Im Leben der Nation gewinnt ja das Gemeinschaftsleben seine konkrete und inhaltsreichste Gestalt. Denn die Nation ist Volksgemeinschaft, Volksgemeinschaft im doppelten Sinne: Sie ist entsprechend der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Nation" (vom lateinischen nasci, natura) Naturgemeinschaft, und sie ist Kulturgemeinschaft, Gemeinsamkeit der Geschicke und Geschichte des Kulturlebens. Im Gegensatze zu solcher Gemeinschaft zeigt aber in unserer Zeit das deutsche Leben unselige Zerrissenheit und unsägliche Zerspaltenheit. Und weil dem Staatsganzen die Ganzheit des Volkes fehlt, eben darum ist das Ganze des Staates kein Ganzes im strengen und guten Sinne, keine kraftvolle Einheit und Ebenmäßigkeit. Hier vor allem gilt es, die geistige Not zu wandeln, den Gedanken der Gemeinschaft zu Tat und Werk zu machen. Wir müssen wieder ergreifen lernen die natürliche Einheit unseres Volkstums, verstehen, was sie für dessen kultürliche Einheit und diese für die Geschichte der ganzen modernen Kulturmenschheit bedeutet. An ihren großen geschichtlichen Gestalten von der religiösen Reformation an bis in die Gebiete des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens, der deutschen Musik, Dichtung, Malerei, der Philosophie, Naturforschung, Mathematik und Geschichtsforschung haben wir mit Ehrfurcht einen Ewigkeitsgehalt zu erkennen, der von unersetzlichem Werte für die Kultur der Menschheit ist. Und aus diesen Leistungen der Geschichte haben wir Kraft zu gewinnen zu eigener neuer Leistung für die Zukunft. Wir müssen mit Fichte unser Volk und unser Vaterland wiederum als eine „Hülle der Ewigkeit" verstehen lernen, als „Träger dieser

Ewigkeit" begreifen lernen. Nur so gewinnen wir unsere innere Einheit wieder. Und nur in solcher Einheit haben wir auch eine Bedeutung in der Kulturgemeinschaft der Menschheit und im Leben der Völker. Dann allein überwinden wir auch unsere geistige Not. Unser auf das Äußere gerichtetes Leben hatte uns mit uns selbst entfremdet. Es wäre darum auch nie imstande gewesen, uns auf uns selbst zurückzuführen. Aus unserem Elend und unserer Not aber kann uns die Kraft erwachsen, uns selber wiederzufinden. Möge das ihr innerer Sinn und ihre tiefere Bedeutung sein. Dann wäre die Not selbst eine Notwendigkeit.

* * *

Die in dem vorstehenden Aufsatze entwickelten Gedanken sollten hier nur kurz und programmatisch dargelegt werden. Leser, die sich für deren eingehendere Begründung und Fortführung interessieren sollten, möchte ich auf meine kleinen Schriften: „Vom Begriff der Nation", „Fichte und der deutsche Gedanke" und „Fichte und unsere Zeit", sowie auf meine Zeitschriftenabhandlungen: „Persönlichkeit und Gemeinschaft" (in den „Beiträgen zur Philosophie des deutschen Idealismus" 1921) und „Von der Sendung des deutschen Geistes" (in „Deutschlands Erneuerung" 1922) verweisen.



Schönheit ist in mir...

Von Werner Matthey

Schönheit ist in mir. Im Herzen tief
Liegt sie und schlummert verborgen,
Wenn auch das Leben oft mir rief:
Draußen such' sie am Morgen!

Ich sah die Blumen am Wege stehn,
Ich wollte pflücken ihr Glockengetön;
Da hießen sie leise mich weitergehn:
„Durch deinen Blick nur sind wir so schön!"

Ich sah die weißen Wolken ziehn
Und wollte bei ihnen Schönheit finden;
Sie tönten leise Melodien:
„Uns kannst du nicht ergründen!"

Ich sah ein Mädchen seltsam fein
Mit Augen wie Märchen und Mythen;
Ich fragte: woher die Augen dein?
Sie sagte: durch dich sie erblühten.



Overbeck

Novelle von Julius Havemann

Man schrieb das Jahr 1800. Früh schon kroch die Herbstdämmerung aus den dunklen Kirchennischen und Kellerverstecken in die Straßen. Ein feuchter Wind flackerte durch die Rathausarkaden der freien Reichsstadt Lübeck, unter denen die Goldschmiede ihre Stände soeben geschlossen hatten. Eine Senatssitzung war zu Ende. Durch das Portal gegen die Hüxstraße herüber kamen einige Herren und verabschiedeten hier zwei aus ihrer Mitte, die nun die enge, abschüssige Straße hinunter ihren Weg fortsetzten. Es waren dieses der erst vor wenigen Wochen in den Senat eingeführte Christian Adolf Overbeck und ein älterer Kollege, der ihm im Hinblick auf eine soeben erledigte Vorlage angelegentlich einige Vorkommnisse aus seiner Praxis erzählte. Overbeck war ganz bescheidenes Aufmerken und kluges Sichaneignen. Er schien dem Älteren aufrichtig dankbar für diese Wegbeleuchtung zu sein.

An der Ecke der Königstraße empfahl sich dieser mit großen Armbewegungen und erheblichem Abschiedslärm. Es hörte ihn hier freilich auch niemand außer dem jüngeren Freunde. Kaum ein paar schüchterne kleine Leute kreuzten die Straßen. Mit segelnden Rockschößen schob der weißhaarige Herr nach links hinweg. Overbeck wandte sich nach rechts und hatte gleich darauf über das holprige und kuhlige Pflaster des Bürgersteigs, der aus etwas kleineren Flintsteinen zusammengestampft war als der Fahrdamm, sein Wohnhaus erreicht.

Am Flurzimmer mit dem Guckfenster vorbei überschritt er die schon schummerige, mit breiten Fliesen gepflasterte Diele und stieg die Treppe zum ersten Stock hinauf. Heimlich knarrten die unteren Stufen.

Während er sich seines schwarzen Senatorenmantels und des Hutes oben auf dem dunklen Vorplatz entledigte, horchte er einen Augenblick zur Seite hinüber, von woher das Singen heller junger Stimmen erklang. Er schmunzelte und nickte: Sie wittern Weihnacht!

Gleich darauf betrat er, die Hände umeinander reibend, sein Arbeitszimmer, das nach dem Hintergärtchen hinaus lag.

Drinnen war der Ofen schon geheizt und strömte behagliche Wärme und gelbliche Flackerlichter über die Dielen. Die Glasplatten über den Silhouetten und Stichen an der Wand blinkten matt.

Einige Gänge machte er durchs Zimmer, die Hände auf dem Rücken, den Kopf ein wenig vorgehängt und lächelnd. Er sann — vielleicht schlürfte er auch nur die Stimmung. Jedenfalls gönnte er sich ein Weilchen Muße.

Ja ja — Senator der freien Reichs- und Hansestadt, das war man nun auch. Es war schon gut und recht so. Man hatte nicht eben inbrünstig danach gestrebt; aber es ging alles seinen richtigen Gang. Er war ja nun auch ein Fünfundvierziger. Freilich, der Vater war aus dem Lüneburgischen zugezogen; aber man selbst war hier geboren, hatte seine gesellschaftlichen Beziehungen zu den Familien geknüpft, hatte die Rechte studiert, hatte seine vielseitigen Interessen, war fleißig in Ämtern

und Ehrenämtern tätig gewesen. Man war vertraut wie einer mit Wohl und Wehe dieses Gemeinwesens. Großer Gott! warum nicht? — War man auch nicht ehrgeizig und kein Streber, so wirkte man doch freudig zum Wohle der lieben Stadt. Und man gönnte auch seiner Familie die Achtung und das Ansehen, wie es anerkannte Tüchtigkeit und Erfolg ihres Oberhauptes allein geben können.

Allerdings — allerdings — bei dem nicht eben glänzenden Gehalt würde man sich auch allerlei Einschränkungen auferlegen müssen! — Das war denn nicht anders — — —

Overbeck stand leicht vorgebeugt in seinem langen blauen Rock am Fenster, die hohe weiße Krawatte bis unter das Kinn geknüpft. Die Vatermörder legten sich weich an die bartlosen Wangen heraus. Das Jabot quoll blütenweiß durch die gelbdamastene Ratsweste. Er lächelte — lächelte über alle Warums. Dazu blickte er jetzt wie in Verwunderung in das Gärtchen hinunter, in dem die Gegenstände schon in den Linien verschwammen. Die weiße Bank leuchtete noch. Welkes Laub lag darauf verstreut. Die Beete und kurzen Wege waren bedeckt mit großen gelben Kastanienblättern. Einige von ihnen lagen mit nach oben gekehrten Stielen auf den breiten Stufen, die von dem kleinen Hinterhof zum Garten hinaufführten. Der breitkronige, nun schon halb entblätterte Kastanienbaum überwölbte diesen fast zur Hälfte. An ihm vorbei sah man über eine niedere Mauer nach einem kahlen Höflein, über das die Giebelhäuser und Hausflügel der Breiten Straße mit ihren Mansarden und Schornsteinen hoch und winklig emporwuchsen. In einem glühten schon warme Lichteraugen.

Ganz weihnachtlich! Wahrhaftig! diese frühen Dämmerungen im ausgehenden Oktober hatten etwas durchaus Weihnachtliches.

„Morgen, Kinder, wird's was geben!"

Er hatte es ja eben erst hinter der Tür vom Vorplatz aus singen hören. Sein Lied. Hans und Fritz und natürlich die Mädchen empfanden sie auch, die frühe Weihnachtsstimmung. Denn die waren es gewesen. Christian, der würdige sechzehnjährige Gymnasiast, sang freilich jetzt wohl nicht mehr mit — — —

Nu, nu! Weihnacht! — — —

Overbeck trat schmunzelnd an den Schreibtisch und entzündete bedächtig die blechbeschirmte Öllampe. Dabei fiel sein Blick auf einen Brief, der da noch lag.

Ach ja so!

Nun hatte er es wieder. Das war es gewesen, was während des ganzen Nachmittags wie ein langer Schatten über seiner Seele gelegen hatte. Selbst während der geschäftlichen Beratungen in der Senatssitzung. Ganz im Hintergrund natürlich — aber es hatte ihn unruhig, fast empfindlich gemacht. Obgleich er sich nicht die Zeit genommen hatte, sich zu besinnen, was ihm dieses Unbehagen verursachte. Als er dann eben die dämmrige Diele seines Hauses betreten hatte, waren die Schatten auseinandergeflossen, verdunstet — aufgesogen — Seltsam! — von der weihnachtlichen Dämmerung.

Jetzt legten sie sich zum andernmal über seine Seele. Aus der Nähe, dunkel und kurz. Unheimlich gewiß nicht — aber so rücksichtslos, daß er fast ärgerlich wurde.

Von Voß war der Brief — vom Hofrat Johann Heinrich Voß in Eutin — von

dem alten Göttinger Universitätsfreund — dem wackern Rektor — dem ausgezeichneten — dem berühmten — ja, dem einzigen Dichter der „Luise“ — dem großen Übersetzer der „Odyssee“.

„Fritz Stolberg nun wirklich katholisch!“ — das war eigentlich alles, was darin stand — was da mit einem Aufwand von Empörung und Fassungslosigkeit berichtet wurde, als handle es sich wirklich um eine welterschütternde Begebenheit. Stolberg, der Vossens Söhnlein Friedrich Leopold den Namen gegeben, den er seit langem beargwöhnt hatte, sei seit Pfingsten ein Abtrünniger — und nun auch fort von Eutin. Für ihn sei der Mann erledigt, schrieb Voß. Die alte Freundschaft gelte ihm keine Prise Toback mehr.

Warum sollte denn Stolberg nicht zu der Kirche übertreten, die seiner Meinung nach seinem religiösen Empfinden besser entsprach als das Luthertum? Was ging das Voß an? — Hätte jener Vossens Erlaubnis erbitten sollen? Und wenn es dem Freunde naheging, es blieb Stolbergs Sache.

Aber Overbeck kannte den langjährigen Freund da oben im lieblichen Städtchen. Er kannte diese harte, knorrige, einseitige und für Vernunftgründe unzugängliche Niedersachsennatur.

„Du wirst über alles wie ich denken“, hatte Voß hinzugefügt. Und das bedeutete weniger eine Zuversicht, die des Freundes sicher ist, als eine schroffe Weisung — einen Befehl. Gegen den lehnte sich etwas in Overbeck auf. Er wußte sich mit seinem weichen Gemüt, seiner immer vornehmen und sanften Art gern in Frieden und Harmonie mit seinen Freunden. Er war immer geneigt, da, wo es sich um Unwesentliches handelte, nachzugeben und Sachen, die ihn nichts angingen, auf sich beruhen zu lassen — auch da, wo er nicht überzeugt worden war. Aber er durfte dieselbe Duldsamkeit für sich erwarten. Diese Art, die Voß schon öfter ihm gegenüber angewendet hatte, überall seinen innersten Menschen und seine heiligsten Rechte in Mitleidenschaft zu ziehen, indem er eine Kundgebung gegen Geschehnisse von ihm verlangte, über die er sich keine Meinung anmaßen konnte und wollte, empörte ihn. Was er für sich selbst in Anspruch genommen haben würde, gestand er auch anderen unbedingt zu: die Freiheit, zu denken, zu entscheiden, zu bekennen und zu leben, wie es ihnen nach dem Herzen war. Zumal in religiösen Fragen. Da war jeder nur seinem Gott verantwortlich.

Diese Unduldsamkeit und Rechthaberei des gelehrten Freundes war es, die den Schatten über Overbecks Gemüt geworfen hatte.

Die Haltung des Senators war, während er die Sachlage überdachte, immer aufrechter und steifer geworden. Seine Mienen verrieten ernsten Unwillen und entschiedene Ablehnung. Nur in den hellen Augen, die gegen den Lichtkegel starrten, der dem oberen Ausschnitt der Lampenkuppel entströmte, lagen stille Trauer und etwas wie stummer Vorwurf.

„Du wirst wie ich denken. Ich werde übrigens in diesen Tagen über Lübeck nach Wandsbeck reisen. Wir sprechen noch darüber.“ Auch die Schlußworte deutete sich Overbeck in dem entsprechenden Sinn, und sie verletzten ihn nicht weniger. Voß würde kommen, um sich zu überzeugen, und glaubte, diese Mitteilung werde den Freund vermögen, denken zu lernen wie er.

„Nein! nein! nein! mein lieber Voß! Da täuschest du dich doch in mir", dachte er. „Tyrannisieren lassen wir uns nicht — selbst von dir nicht."

Aber der Gedanke an die Pflicht, sich diesmal dem Freunde nicht gutmütig zu unterwerfen, vielmehr die Anmaßung zurückweisen zu müssen, quälte trotz allem den ehrenwerten und gütigen Mann, den einfachen und verehrenden Dichter.

Er nahm an seinem Sekretär Platz, schob den kränkenden Brief wie etwas, das sich widrig anfaßt, beiseite, legte andere Papiere darüber und nahm einige geschäftliche Sachen vor.

Aber es wollte ihm nicht gleich gelingen, sich für diese Dinge zu interessieren. Er hatte eigentlich die Absicht gehabt, in dieser Mußestunde nach der Senatssitzung ein Lied niederzuschreiben, das ihm im Kopfe umging; doch damit war es nun natürlich nichts. Die Stimmung fehlte. Vielleicht würde er recht tun — schon um keinen zu heftigen Groll gegen Voß hochkommen zu lassen — sich einmal wieder in einen Gesang der „Odyssee" zu vertiefen. Oder — auch das konnte versöhnend wirken — er könnte einige Lieder des Horaz übersetzen — — —

Aber nein — auch das alles erforderte eine heitere Seele — eine, die sich freudig den Schönheiten des Lebens erschloß. Und die konnte man sich nicht heranzwingen.

Klappend legte er auch diese Bändchen von rechts nach links zu dem Brief hinüber, stützte den Kopf und ächzte leise. Man sollte wohl seinen Freunden keine solche Gewalt über sich gönnen! Aber was half's?

Man vergrub sich immer noch am leichtesten in eine Berichterstattung an die gemeinnützige Gesellschaft über — — —? Nun, über was? — Über das Resultat einer Umfrage bei der Ärzteschaft betreffs der von Kandidat Brandes gerügten gesundheitsgefährlichen Unsitte, die Toten in der Stadt, vorzüglich in den Kirchen zu begraben? — Ja — der Senator lächelte fein — das war so eine Sache. Man maßte sich nichts an — man gab den Sachverständigen das Wort und zog das eigene Urteil aus den Erkenntnissen anderer heraus durch logische Schlüsse. — Großer Gott! man war zufrieden, wenn man verstand und einen Rat geben konnte. Nur nicht über etwas aburteilen, das man nicht durchschaute! — Wägen, wo etwas von Gewicht gegeben war! Andere hatten zu entscheiden. Was war ein Mensch im allgemeinen Leben?

Overbeck kam ins Arbeiten. Er las — verglich — legte bedächtig weg — notierte. Und bald war er so fleißig im Zuge, daß er in der Tat darüber vergaß, was ihn so lange beunruhigt hatte.

*

Es pochte leise an die Tür.

Mechanisch rief er sein „Herein!" und schrieb weiter. Er sah sich auch nicht um, als die hohe weiße Flügeltür sich öffnete und ein junges, etwa zehnjähriges Mädchen den Kopf hereinschob.

„Papa — darf ich?"

„Ja?" sagte er fragend in die Blätter hinein.

Es huschte hell und zierlich auf fast lautlosen Schuhchen, die keine Hacken zu haben schienen, durch den Raum, und Overbeck hörte, wie zu seiner Linken die Fenstervorhänge geschlossen wurden.

Jaso! Das hatte er ganz vergessen gehabt.

„Wir wollen zu Abend essen, Papa!" sagte die kleine Tochter.

„Ist es schon so weit?" — Er sah verwundert nach der zierlichen Stutzuhr hinauf. — „Wahrhaftig! — Ich komme sofort, Kind!"

Aber die Kleine ging noch nicht. Auf den Zehen schlich sie bis dicht hinter seinen Sessel, legte die Händchen auf seine Schulter und reckte die feine Nase. Und als er jetzt fragend herumsah, blinkten ihre Augen mutwillig auf, und sie schob die nackten Arme, an deren einem ein schwarzes Samtband mit aufgeheftetem Medaillonbild das Handgelenk schmückte, mit einiger Inbrunst um seinen Nacken, bis ihre weiche Kinderwange seine Schläfe berührte.

„Na, Lottchen? Was hast du?"

„Papa!" bettelte die kleine Schmeichelkatze im Schmolltone. „Thilde Rösing wollte doch das Gedicht von Fritzchens Hut morgen bei Meyers sprechen. Hast du es ihr wohl aufgeschrieben?"

„Thilde Rösing? — Gedicht von Fritzchens Hut? — Ja, ja!" — Der Senator zog eine Schieblade auf. — „Ja, das soll sie haben, die kleine schwarze Thilde. — Nein, aufgeschrieben? — Aufgeschrieben habe ich es allerdings noch nicht. — Dazu, Lottchen, hatte ich noch keine Zeit."

„Papa — wirst du es ihr noch aufschreiben?" klagte die Kleine verzagt.

„Ja, das will ich noch tun. Bis nachher hat es wohl Zeit."

„Ach ja, Papa!" rief Lottchen schnell beruhigt. „Bis morgen auch. Thilde liest es mal über — und dann weiß sie es."

Er erhob sich. „So so! So leicht lernt deine Thilde?"

Sie kuschelte sich an seinen Arm und erzählte ihm eifrig etwas von einer kleinen Katze bei einer Nachbarin, die in einen Milchtopf hineingefallen sei. Und währenddem gingen beide in das geräumige Eßzimmer mit den blanken Mahagonimöbeln hinüber, wo die schönen weißen Kerzen auf Armleuchtern brannten.

Dort waltete ihres Amtes als Hausfrau und Mutter Frau Elisabeth, zart und blond und schon ein wenig welk. Um sie versammelt waren ihre erwachsene Tochter aus erster Ehe, Gretchen Kretzschmer, die drei Söhne Christian, Hans und Fritz und ihre vierzehnjährige sanfte und zierliche Tochter Betty, das Madönnchen, wie ihre Freundinnen sie seit einer Darstellung der Flucht nach Ägypten zur Weihnachtszeit nannten. Dieser gesellte sich nun die jüngere Schwester mit fröhlichem Geflüster zu.

Sobald die Magd, die sich noch zu schaffen gemacht hatte, hinaus war, erkundigte sich Overbeck nach diesem und jenem aus der näheren Familie, das für die Frau gerade von Interesse war, streifte einige Stadtneuigkeiten und gab gutmütig Auskunft auf Fragen über verschiedene städtische Angelegenheiten, die auch die Frauen zu besprechen pflegten und worüber Frau Elisabeth als Gattin eines Senators daher gern oberflächlich unterrichtet war.

Die Kinder aßen gesetzt und schweigend, horchten zum Teil hinüber, wandten sich aber dann doch ihren eigenen heimlichen kleinen Späßen zu, indem die jüngeren Brüder durch irgendein nur ihnen in seinem besonderen Sinn vertrautes Wort oder ein besonders abgetöntes Geräusper in der jüngsten Schwester einen kleinen

kläglichen Schmollteufel aufstachelten und sie reizten, leise Einspruch zu erheben, was die Herrlein ungemein vergnügt zu machen schien.

Währenddem erzählte der Vater von Vossens bevorstehendem Besuch.

„Wenn unser Freund nur etwas duldsamer — etwas weniger eigensinnig sein wollte", sagte er verzagt und erging sich des Näheren über den Fall Stolberg.

Frau Elisabeth hatte selten eigene Ansichten, oder sie äußerte sie doch nicht. Sie war immer ängstlich darauf bedacht, die ihres Mannes rechtzeitig zu erkennen und dann diese mit vielem Nachdruck mitzuvertreten. Auch jetzt wiegte sie bedenklich den Kopf über die „anmaßenden Äußerungen" des Herrn Rektors. Das habe sie wirklich nicht von dem großen Dichter gedacht, daß er solch ein Tyrann werde sein können.

„Oh, ich wohl", klagte der Senator. „Es ist das ganz seine Art."

Aber, meinte er gleich darauf, es sei trotzdem hübsch von dem vortrefflichen Mann, daß er sich einmal wieder bei ihnen sehen lassen wolle. Er werde schon Sorge tragen, daß die leidige Geschichte nicht zu ausschließlich zur Sprache käme. Dem stimmte nun Frau Elisabeth mit vielem Lob auf Vossens sonstige große Vorzüge und seine nun doch schon so viele Jahre bewährten freundschaftlichen Gesinnungen zu.

Der Senator konnte sich jedenfalls darauf verlassen, daß seine Angehörigen ihm behilflich sein würden, Voß von peinlichen Erörterungen abzuziehen, ohne dem Gast die ihm gebührende Verehrung zu versagen.

Plötzlich sagte Overbeck, ohne weiter auf die Worte seiner Frau einzugehen: „Fritz, willst du nicht einmal galant gegen deine kleine Schwester sein?"

Alle blickten verdutzt nach den beiden Jüngsten, die da einträchtig nebeneinander an der Schmalseite des Tisches saßen. Lottchen bemühte sich, ihr Samtarmband am Handgelenk zu öffnen. Es wollte ihr das aber mit einer Hand nicht glücken, denn die Häkchen hafteten sehr fest in ihren Ösen.

Fritz starrte fassungslos den Vater, dann seine kleine Nachbarin an. Die drehte ihm gespannt und belustigt das Gesicht zu, zog aber, da er verlegen zu sein schien, den Arm noch weiter von ihm weg vor ihre Brust.

Im nächsten Augenblick fuhr sie gegen den Vater hinum: „Ach, Papa! Fritz weiß doch gar nicht, was galant ist!" Dann zog sie die Schultern in diebischem Vergnügen hoch und zwinkerte wieder aus blanken Augen nach Fritz.

Der grollte unsicher: „Doch! Gib her!"

Lottchen hielt ihm die Hand interessiert hin, und er löste die Häkchen errötend und ein wenig grimmig, aber mit Lottchens Hilfe recht brav.

Stiefschwester Gretchen lachte von drüben herüber mit den Augen, sagte aber dann sehr ruhig: „Siehst du wohl, Lottchen? Er hat sich schon ein Beispiel am Fritzchen in Vaters Liedern genommen." Auch der älteste Bruder brummte komisch wohlwollend, und das Madönnchen hob im Ruck, als geschäh's in Ironie, das Näschen und legte dabei den zierlichen Kopf auf die Seite.

Der Vater aber nickte ernst: „Laßt ihn nur! Er muß alles lernen."

Overbeck hatte gleich nach seinen Universitätsjahren eine Erziehungsanstalt in Bremen übernehmen wollen, es dann aber doch vorgezogen, in der Vaterstadt Jurist zu werden. Doch er erzog noch immer gern ein wenig nach der Regel.



Während auch Hans, der zweitjüngste Bruder, die kleine Lotte, die galant behandelt werden wollte, nicht ohne Belustigtsein daraufhin abmusterte, fragte die Mutter: „Warum willst du denn aber dein Armband mit einemmal abnehmen?"

Und fröhlich erklärte die Kleine: „Ich will es bloß etwas weiter machen" — sie besorgte die Sache schon — „ich hab' so viel gegessen."

Da gab es denn einen kleinen Aufstand mit Lachen und guten Ratschlägen. Lottchen schmollte und schob sich zum Vater hin, bei ihm unterzuhaken.

Ein fröhliches Geplänkel hatte sich im Nu unter den Geschwistern entwickelt. Der Vater warf einen Scherz darein, der freudigsten Anklang fand und immer neue nach sich zog. Man schien sich des Gefühls der Zusammengehörigkeit wieder einmal mit Lust zu versichern.

Zufrieden genoß der Senator dieses muntere Durcheinander der vertrauten jungen Stimmen. Noch mehr als einmal gab er ein Wort dazu, und er fühlte, wie sich um sein Herz immer wärmer und wärmer ein weicher Dunst legte, der das Ferne überschleierte und über die dunklen Abgründe einsamen Menschenseins in anmutig sich kräuselnden Wellen hinspielte.

Hier war man stark. Hier war Ruhe und Glück. Hier überhob einen die Liebe allen Wägens und Richtens. Die Zauber der Dämmerung und der engeren Heimlichkeit, wenn die Tage kurz werden, hielten seine Seele umsponnen wie mit einem Ahnen von Tannenduft und Weihnachtslichterglanz. (Fortsetzung folgt.)



Vor dem Werk

Von Carl Diesel

Ich lebe jetzt in einer tiefen Stille,
Ganz ohne Tat, nur unbewegter Wille.

Mich brennt die Scham ob meinem matten Sein,
Mein Herz ist stumpf, mein Wollen schwer wie Stein

Und stier wie Fels, — und sinnlos-dumpf wie Masse;
Ich peitsche mich mit meinem eignen Hasse,

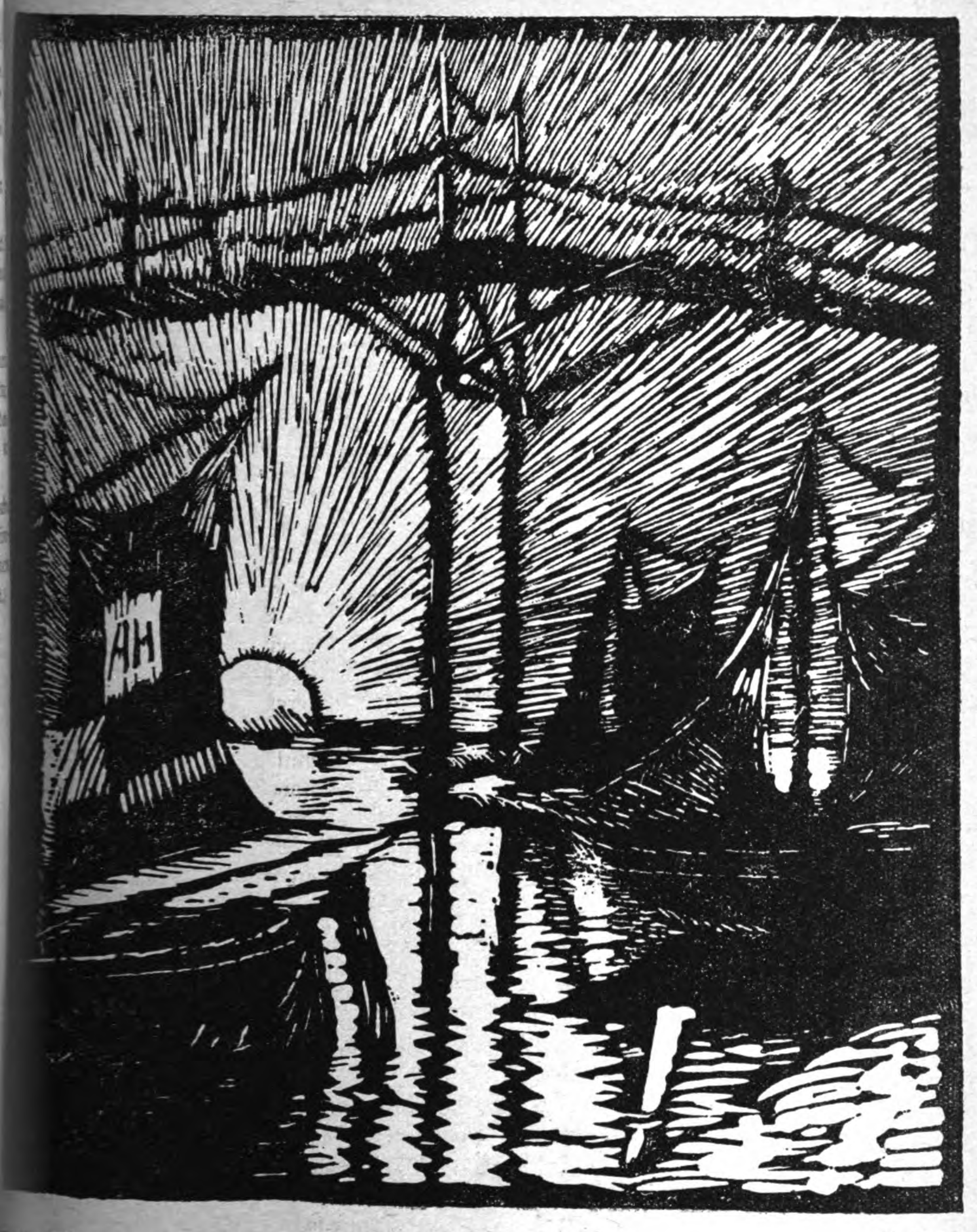
Ich martre mich in Wüsten-Einsamkeit
Und zittre angstgebannt. Es flieht und rast die Zeit.

Ich steh', zerlastet von der Unkraft Qual,
Und hab' doch Knospen tausendfach zur Wahl,

Die ich nur sehnend zu umfassen brauche,
Und sie erblühn wie unter Gottes Hauche.

Gott! Gott! Du bist's! Nur du mußt in mir sprechen,
Dann donnern Stürme, und die Lasten brechen!





Sonnenaufgang — A. Haupt

Unveröffentlichte Freundschaftsbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck

Mitgeteilt von Sophie Charlotte von Sell

„Die Liebe war ihr Leben.“ Mit diesem Wort kennzeichnete der Prediger, der ihr die Leichenrede hielt, die Gattin des großen Deutschen: Johanna von Bismarck. Und ihre Jugendfreundin Marie von Blanckenburg sagte von ihr, daß ihr „eine warme, tiefe, starke unentweihte Kraft der Liebe“ eigne. Diese Liebeskraft blieb ihr bis zum Tode und wurde nicht schwächer dadurch, daß sie außer ihren nächsten Angehörigen einen großen Kreis von Freunden umfaßte.

Zu Frau von Bismarcks liebsten Freundinnen gehörte die Gräfin Marie zu Stolberg, geborene Prinzeß Reuß. Wie Johanna es gern tat mit Menschen, die sie liebte, hatte sie dieser Freundin einen besonderen Namen gegeben — Rosa unica — und so nennt auch Bismarck gelegentlich die Gräfin in Briefen an seine Frau. Die beiden Damen lernten einander wahrscheinlich in den Wintern 1848/49 kennen. In diesen beiden Jahren verbrachten Bismarcks, die damals noch in Schönhausen wohnten, während der Landtagstagungen längere Zeit in Berlin. Gräfin Stolberg wurde Patin des ältesten Bismarckschen Sohnes. Sie war nach den Erzählungen derer, die sie noch als jüngere Frau kannten, eine überaus anmutige Erscheinung, voll bezaubernder Liebenswürdigkeit im Verkehr. Mit Frau von Bismarck fand sie sich neben anderen gemeinsamen Interessen in tiefer Herzensfrömmigkeit und in der Liebe zur Musik. Gräfin Marie sang mit nicht großer, aber angenehmer Stimme, und Frau Johanna spielte bekanntlich Klavier. Bismarck kannte das Paar jedenfalls schon länger. Gleiche Gesinnung in politischen Fragen und warme persönliche Sympathie verband ihn mit dem Grafen.

Im Laufe der Jahre haben die Freundinnen viele Briefe gewechselt, über Freud' und Leid berichtend. Die der Frau von Bismarck an die Gräfin sind großenteils erhalten, und ich bin so glücklich, einige davon hier mitteilen zu können.

Der erste, datiert vom Mai 1850, zeigt so recht, wie die Gräfin Frau Johannas Herz entflammt hatte, und zugleich deren große Bescheidenheit:

„... Es ist mir schwer geworden, so lange zu schweigen, da mein Herz seit unserem letzten Abschied eigentlich immer in der Stimmung war, Sie mit einem neuen heftigen Liebeserguß zu überfallen, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, das erste Wort zu sprechen, — ich wußte ja nicht, ob Sie mich lieb behalten würden, und ob ich Ihnen mit meiner Zudringlichkeit nicht lästig würde. Ich wartete und wartete von Woche zu Woche, nahm oft die Feder in die Hand, träumte häufig lieb von Ihnen, und ließ mir einmal sogar Ihre vollständige Adresse von Bismarck aus Erfurt schicken. Aber — ich fürchtete mich dennoch zu sehr und gab's immer wieder auf, und nun? — Ach wie bedaure ich meinen dummen Zweifel, meine unnötige Zaghaftigkeit! Ich stehe so beschämt vor Ihrem geliebten Brief und der reizenden tiefroten Decke, daß ich kaum heraus kann mit meinem Herzensdank und mir fest vornehme, meine Liebe zu Ihnen nie wieder zurückzuhalten,

die Sie ja so glühendrot, so unwandelbar und herzlich umschließt, wie Sie es gewiß nicht ahnen können. Meine teure, geliebte Elisabeth (Sie haben mir erlaubt, Sie so zu nennen), was ist's doch für ein reiches Geschenk vom Herrn, daß Er Sie zu mir führte, und wie laut jubelt mein Herz, daß Sie mir einen Platz in dem Ihrigen gestatten, wo mir so viele verwandte Saiten entgegenklingen, daß ich ganz berauscht davon bin und Gott recht demütig dafür danke, — weil es mir so überraschend ist und mich so sanft erwärmt, wie in der süßen Zeit, als ich noch mit meiner strahlenden Marienblume [Marie von Blankenburg, geb. von Thadden] zusammenlebte. Seitdem ist niemand wieder auf meine Phantasien, Neigungen und — vielleicht kindischen Torheiten so eingegangen wie Sie, geliebte Gräfin — man hat mich albern, überspannt, exaltiert gescholten, und so ließ ich alles mit Marie ins Grab sinken, was uns oft stundenlang beschäftigt, ja ich muß sagen, ganz von der Erde fort und in eine zauberische Märchenwelt hineingezogen hat. Wie besonders lieb und wert ist mir deshalb die Decke, wie unendlich teuer sind Sie mir, die so freundlich dabei an mich gedacht! Es bedurfte keiner Fesseln mehr für mich, und wenn Gott den kleinen Nikolaus leben läßt, will ich ihm immer so viel von seiner liebsten Pate Elisabeth [sie benutzt wohl einen andern Vornamen der Gräfin] erzählen, daß seine Liebe mit jedem Jahre wächst, und er Ihnen innig ergeben bleibt sein Leben lang. Ich hätte Ihnen viel zu sagen von meinem inneren und äußeren Leben, aber wenn ich mich darin gehen lasse, so finde ich kein Ende, und will's daher kurz mit wenigen Worten zusammenfassen, daß es uns jetzt nach mancherlei Leiden und Sorgen sehr wohl geht. Die Kinder gedeihen prächtig an Seele und Leib, ich habe meine lieben Eltern und einige Freundinnen hier, erwarte zum Pfingstfest noch mehrere Kusinen und Tanten aus dem lieben Heimatland, und mein Herz strömt über in fortwährendem Dank gegen den Herrn, der mir so viele Freuden gibt. Bismarck ist glücklich von der Landwehrübung freigeworden, welches Ungewitter seit einigen Wochen gleich Damokles' Schwert über meinem Haupte stand, — und die Wiederholung des Reichstags in Erfurt ist ungewiß, und die Kammer ängstigt mich fürs erste noch nicht. Aber wenn mich alle meine Lieben verlassen haben werden (anfangs Juni), dann wird die Einsamkeit mit ihrer ganzen Traurigkeit gewiß über mich hereinbrechen, und wie ein heller Lichtpunkt in öder Finsternis ist mir die mögliche Aussicht, daß Sie uns auf der Durchreise nach Nenndorf einige Tage schenken wollen. Doch ist es mir noch zu unfaßbar, zu unwahrscheinlich, so daß ich mich nicht mit ganzer Seele darauf zu freuen wage; aber wenn es geschähe, — ach, meine teure Gräfin, wie selig würde ich sein! —"

Diesem schriftlichen Herzenserguß seiner Frau setzte Bismarck selber noch die *folgenden Zeilen* hinzu:

„Der leere Raum des Umschlags verführt mich, einige meiner ungeschickten Buchstaben darauf zu malen, nur eben genug, um Durchlaucht meiner ehrerbietigsten Anhänglichkeit zu versichern und meine Bitten mit denen meiner Frau zu vereinigen, daß Sie das Luftschloß, welches Sie uns mit der Hoffnung auf Ihren Besuch zeigen, zu einer Wirklichkeit werden lassen" ...

Aus dem Besuch der Gräfin wurde damals nichts, und Frau von Bismarck schrieb ihr aus Kröchlendorf, wo sie bei ihrer Schwägerin, Frau von Arnim, zum Besuch weilte:

„... Es mag gut sein, daß Sie nicht mehr von mir kennenlernen, als einzelne ganz schwache Lichtblicke, die nur Ihr warmer Händedruck und Ihr seelenvoller Blick hervorrief, geliebte Elisabeth! Es würde Ihnen bald nicht wohl zumute sein, neben meinem herbstlichen Herzen, und Sie würden sich gründlich erkältet von mir wenden, wie so viele andere schon. Ich bin nur genießbar für einige Stunden, nachher ist's aus, und man sticht sich unaufhörlich an Dornen, Disteln und Stoppeln ...

Soll ich Ihnen nun von uns erzählen, d. h. speziell von Bismarck und den Kindern, so möchte ich nur sagen: O, daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund, um dem Herrn ohne Unterlaß zu danken für den vielen Segen, mit dem Er uns täglich, stündlich umgibt. Bismarck und ich haben uns wieder so herrlich zusammen eingelebt, daß mir eine Trennung fast unmöglich scheint, und doch wird sie in einigen Monaten stattfinden, Gott weiß, vielleicht auf lange Zeit, — wenn die Kammerstunde schlägt, die ihn nach Berlin ruft ..."

„Gott weiß am besten," — schreibt sie am 10. 3. 1851 aus Reinfeld — „daß ich nur in solcher tiefen Stille leben darf, wenn ich an Leib und Seele gedeihen soll; und damit tröste ich mich stets, wenn die Traurigkeit über die lange Trennung von Bismarck mich überfallen will. Seine Ideen mit dem einsamen Gebirgstal sind ganz romantisch, aber für ihn im höchsten Grade unausführbar, denn es paßt wohl kein Mensch weniger zu einem idyllischen Schäferleben wie er, besonders jetzt, nachdem ihm ein vielbewegtes, tätiges Leben zur Gewohnheit geworden ... Wenn ich nur die Gewißheit hätte, daß Bismarck seine schönen, reichen Kräfte nicht ganz umsonst verschwendete! — Aber bis jetzt hat noch niemand sich nach ihm gerichtet, — und alles bleibt, wie es war, leider schlecht genug! — Aber dies verstehe ich wohl nicht, und es ist besser, ich schweige darüber."

Reinfeld, 12. 4. 51.

„Von seinem Kommen ist nun gar keine Rede. Der liebe Mensch ist ganz Kammer geworden, was im allgemeinen und fürs Vaterland wohl recht schön sein mag, aber mich anfängt, etwas stark zu langweilen. Ein schauderhaftes Institut ist diese Kammer, die sich fortwährend vertagt, aber nie und nimmer an ein Ende denkt! Das scheint ihr unmöglich, und sie scheut sich davor, wie vor einer Todsünde. — Ich bin recht kindisch, meine liebe Gräfin, was werden Sie von mir denken? Verzeihen Sie diesen dummen Erguß, der sich nur mit der 15 Wochen langen Trennung von meinem verehrten Gemahl entschuldigen läßt, und mit der ewig getäuschten Hoffuung auf eine glückliche, ersehnte Vereinigung. Heute soll ja, den Zeitungen nach, eine kurze Vertagung oktroyiert werden, den 16. soll Bismarck vor Gericht erscheinen — um irgend etwas für Wagner zu bezeugen —, anfangs Mai muß er als Deichhauptmann in Schönhausen agieren — ich habe also keinen Mut, ihn um die wenigen freien Tage zwischen all diesen Geschäften zu bitten, und will lieber recht vernünftig sein — wie meine 27 Jahre es mit sich bringen — und ruhig warten, bis alles vorüber ist, und ich meinen Freund wieder ungehindert haben und lieben kann, welchem Zeitpunkt ich Mitte Mai entgegensehe — mit großer, großer Freude.

... Bitte, bitte, legen Sie keinen so hohen Maßstab an meinen Geist und Verstand, es ist nichts dahinter, wirklich gar nichts, ich möchte Ihnen einen alten Freund aus meiner schönsten Rosenzeit schicken, der mich durch und durch kennt, besser noch

wie Bismarck und wie alle Menschen — der sollte Ihnen die Augen öffnen und zeigen, wie sehr unbedeutend ich bin, und daß ich eigentlich nichts habe wie eine große Liebefähigkeit, leider nicht zu allen Menschen, wie Gott es uns befiehlt, sondern nur zu einigen auserwählten Freunden, die ich dann aber mit einer solchen Eisenfestigkeit ins Herz schließe, daß niemand auf der ganzen Welt, selbst der Tod nicht, sie mir zu entreißen vermag ...

Eben als ich diesen Brief geschlossen, erhalte ich einen kleinen Zettel von Bismarck mit der einzigen Nachricht, daß er Dienstag hier sein werde. Ich kann es noch immer nicht glauben, bis ich ihn leibhaftig vor mir sehe in seiner ganzen Länge und Größe, aber die bloße Möglichkeit ist mir schon so süß, daß ich in den sechsten Himmel der Entzückung fliegen möchte, und ich mußte Ihnen diese Freude doch zurufen, weil ich weiß, daß Sie teilnehmend meiner dabei gedenken ..."

Aus Bismarcks Briefen wissen wir, daß die Schreiben der Gräfin Stolberg seine Frau „erfreuten und stärkten". Und Johanna schüttet gern ihr Herz bei der verstehenden Freundin aus. So, als die große Veränderung — die Ernennung Bismarcks zum Bundesgesandten in Frankfurt — in ihr Leben trat. Früher hatte sie der Vertrauten einmal gestanden: „Ich danke Gott von Herzen für jeden glücklichen Erfolg, mit dem er die geheimen Ratschläge und Unternehmungen meines Freundes segnet, aber mir ist doch oft weh dabei zu Mut, wenn ich an ihn selbst und an mich denke. Am meisten freue ich mich immer, daß eigentlich niemand weiß, wie sehr er sich für unser zerrüttetes Vaterland aufopfert, wieviel Gutes er schon gewirkt im verborgenen — und mein Herzenswunsch ist stets, daß er nie einen öffentlichen Platz in der Welt einnehmen möge. Werden Sie mich schelten, wenn ich Ihnen offen gestehe, daß ich ihn zu lieb habe, und er mir zu schade ist, um von jedem kritisiert zu werden und für seine Mühen nichts als bitteren Undank zu ernten — wie das ja immer und immer geschieht ..."

Nun übertrug man ihm das öffentliche Amt, das seine Frau nicht für ihn gewünscht, und er nicht gesucht hatte. Er nahm es als Befehl Gottes: „Ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht."

Frau von Bismarck schreibt am 15. Juni 1851:

„Wenn ich zurückschaue auf meine Kindheit und Jugend, bin ich immer ganz erstaunt, wie glücklich und herrlich sie mir verflossen! Und auch jetzt geht es immer so fort, überall werde ich gehegt und gepflegt in Liebe, so daß ich oft recht durch und durch beschämt bin, wieviel ich vor anderen voraus habe ... Ach, und Frankfurt! Wie oft seufze ich diese Worte im kläglichen Mollklang aus! Was mir Bismarck bis jetzt von der Geselligkeit erzählt, erregt mein völliges Entsetzen, denn wie soll ich jemals mit den Menschen fertigwerden! — Wenn nur Bismarck nicht höher als bis zum Legationsrat steigt, dann dürfte ich mich doch gewiß zurückziehen aus all dem Trubel und nur einige Pflichtvisiten machen und nichts weiter, nicht wahr? — Ich habe ja genug Entschuldigung, wenn ich meine Kinder vorschiebe, die meiner Sorgfalt allzeit bedürfen ..."

Im Oktober langt sie endlich in Frankfurt an und erzählt von der Reise und ihren ersten Eindrücken:

„Den 20. September habe ich Reinfeld verlassen, von meinen geliebten Eltern bis Reddentin begleitet, wo ich einige Ruhetage zubrachte und dann unter Moritz

Blanckenburgs Schutz weiterpilgerte, überall noch liebe Menschen besucht und immer 1 oder 2 Tage geruht in befreundeten Häusern, Bismarcks Bruder, Bismarcks Schwester, dann in Berlin Bismarcks Vetter und meine Kusinen und Vettern und Melissa [Fräulein von Behr] in Bethanien — alle, alle habe ich noch gesehen und geliebt; der Abschied war lang ausgedehnt, ach, und so schwer war's, von all den Geliebten zu scheiden und ins kalte Meer der Gesellschaft zu steigen, wo mir so bange und angst ist, daß mir immer der Atem vergeht. Den 6. Oktober bin ich endlich nach allem Umherschweifen, Besuchen und unbegrenzten Geschäften in Berlin hier eingetroffen und wurde von Bismarck auf dem Bahnhof in Empfang genommen — nach 10wöchentlicher Trennung, das war eine große Freude, und wenn ich nur mit ihm hier leben könnte, still und traulich, so sollte gewiß kein klagendes Wort über meine Lippen kommen; aber wie wenig haben wir voneinander, fast nichts als das Bewußtsein, dieselbe Luft zu atmen! — Bismarck konnte mich wegen Übermaß von Geschäften auch nicht abholen ... Hier ist's äußerlich sehr hübsch, wir haben eine ländliche, behagliche Wohnung vor dem Tor und erfreuen uns aus allen Fenstern der herrlichsten Aussicht, haben auch schon mehrere Spazierfahrten in die nächsten hübschen Umgebungen gemacht ..."

Frankfurt, 9. März 52.

„Solange wir verheiratet sind, haben wir uns ja an fast fortwährende Trennungen gewöhnen müssen und sind nur im ersten Winter ungestört beieinander gewesen bis zum verwünschten 18. März, der ja nicht nur in Preußens Krone, sondern in alle, fast in alle preußische Familien wie ein schreckliches Gewitter einschlug, und niemand hat vielleicht seine traurigen Folgen schmerzlicher empfunden, wie gerade ich! — Kaum ist Bismarck einen Tag oder eine Woche bei mir gewesen, so stürmen die Bettelbriefe von Berlin unablässig in unser stilles Häuschen, die meinem armen Freund nicht eher Ruhe ließen, bis er wieder sein Ränzel schnürte und ihnen aus der Not half, wozu sie allein nie den Mut hatten; auch jetzt ist er noch nicht 8 Tage hier, und schon fliegen die Depeschen von Fra Diavolo [Minister von Manteuffel] mit wahrer Todesangst, daß er doch kommen möchte, lieber heute wie morgen! Hier fühl' ich, daß ich bitter werde, und breche lieber ab."

Ein anderes Mal ist sie wieder unzufrieden mit sich und klagt der Freundin:

„Besonders bitte ich Gott um ein leichteres, sorgloseres Herz vis-à-vis den geliebten Kindern, die in diesem Winter oft unwohl waren, worüber ich dann gleich in solche Beunruhigung gerate, daß ich für nichts auf Erden Sinn habe, weil die Sorge um die kleinen Lieblinge mein Herz ganz einnimmt. Und ist dies nicht recht sündlich und abscheulich von mir? — Ach, das Kleben und Festhalten an dem, was ich mein eigen nenne, ist zwar im Augenblick sehr süß und köstlich — aber wenn's mal zum Sterben kommt, wie soll's dann werden? Gott helfe mir, daß ich frei von aller Eigenheit und voll Demut und Selbstverleugnung unverrückt dem Lamme nachfolge, welches für mich geblutet und gelitten hat, damit meine Seele in seinem Blut den ewigen Frieden erlange!" ... (Fortsetzung folgt.)



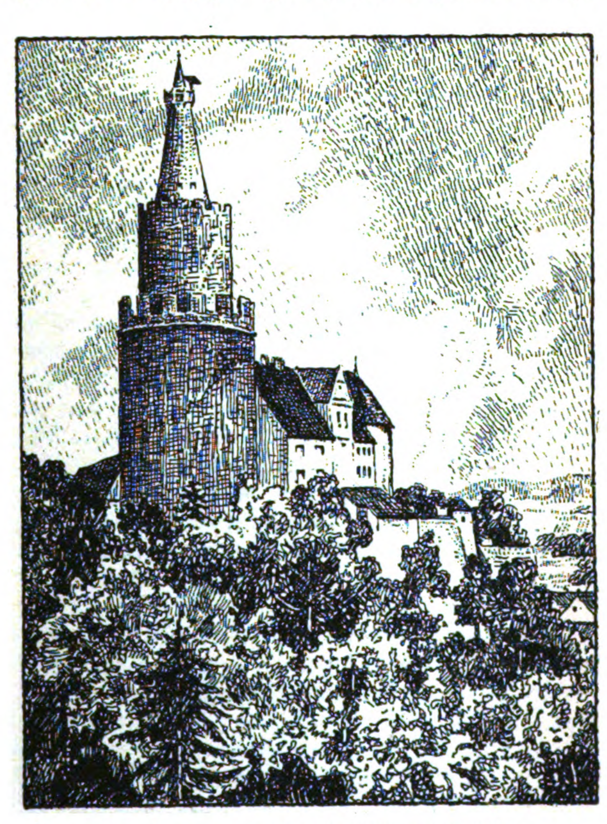
Rundschau

Der Türmer in der Geschichte der deutschen Städte

Das Wort Türmer hat für das Ohr vieler Menschen einen poetischen Klang, es zaubert ihrem inneren Auge allerlei poesieumwobene Bilder vor. Da erscheint wohl im Hintergrund des Blickfeldes eine Burg mit einem ragenden Turm und auf ihm ein in die Ferne spähender Burgwart. Da taucht ein Kirchturm auf, wo ein Türmer seine enge Wohnung hoch über dem Gewirr von Giebeln und Dächern hat. Da hört das Ohr wieder das langsame Tacken der Turmuhr, die feierlichen Klänge der Glocken, die zur Kirche laden oder einen müde gewordenen Erdenbürger auf dem Weg zur letzten Ruhestätte geleiten. Solche und viele andere Gedankenverbindungen vermag das Wort zu knüpfen.

Es wäre eine reizende Aufgabe, all die Gedankenverbindungen einmal zusammenzustellen, die das Wort Türmer lebendig werden lassen kann, nachzuweisen, wie deutsche Dichter, Zeichner und Maler den Türmer zum Gegenstande ihrer künstlerischen Darstellung gemacht haben. Wir beschränken uns hier darauf, seine Stellung in der Geschichte der deutschen Städte zu umschreiben und die dem Türmer im Wandel der Jahrhunderte im städtischen Dienst erwachsenen Aufgaben zu zeichnen.

Türmer gab es in Deutschland, ehe es da Städte gab, das waren die Turmwächter der Burgen. Bekanntlich sind viele Städte unterhalb von Burgen oder neben solchen erwachsen, und die Städte standen im Schutz der Burgherren. Da war es denn etwas Selbstverständliches — so muß man annehmen —, daß die Wachsamkeit des Wächters auf



Sorbenturm des Schlosses Oberstein zu Weida

dem Turm der Burg auch der Stadt zugute kam. Zum größten Teil verfielen die Burgen später oder wurden in Schlösser umgewandelt. In beiden Fällen sind die Turmwächter längst verschwunden. Vereinzelt haben sich aber die Wacht- und Wehrtürme doch erhalten, und ein Burgturm ist uns bekannt geworden, der heute noch in seiner ursprünglichen Gestalt steht und der noch vor zwei Jahren mit einem Wächter besetzt war; das ist der sogenannte Sorbenturm des Schlosses Osterstein zu Weida (siehe die Abbildung). Der Turm wurde nicht bloß als Wacht- und Wehrturm, sondern auch als Wohnturm benutzt. Seine Einrichtung kann als typisches Beispiel für die Einrichtung solcher mittelalterlichen Türme gelten. Seine äußere Gestalt freilich ist eigenartig, sie kann wohl nur für wenige der mittelalterlichen Türme als typisch bezeichnet werden.

Der Turm soll ums Jahr 1100 von Wiprecht von Groitzsch, einem tatkräftigen Ritter und Grundherrn, errichtet worden sein, der viel zur Kolonisierung der Gebiete an der Elster und östlich von ihr beigetragen hat. Die untern Mauern des Turms sind meterdick. Der Eingang liegt, wie bei allen solchen Türmen, etwa ein Stockwerk hoch über dem Erdboden. In den ersten Zeiten führte nur eine Leiter oder eine leicht in den Turm hineinzuziehende Treppe hinauf, heute leitet eine breite überdachte Treppe hinan. Der Eingang durch die dicke Mauer ist schmal und niedrig. In der Mauer windet sich die Treppe aufwärts. Sie ist stockdunkel und so eng, daß zwei sich begegnende Personen einander nicht ausweichen können, und die Stufen sind so schmal, daß der Fuß auf ihnen kaum Platz findet. Bevor man am Ende der Treppe durch eine niedrige Tür auf den unteren Zinnenkranz hinaustritt, hört man aus dem Halbdunkel heraus das Plätschern einer Wasserleitung. Die fadendünn fließende Quelle liegt wohl auf den Höhen südwestlich von der Burg. Der Umgang um den Turm ist etwa einen Meter breit. Die Zinnen sind sehr dick und so hoch, daß selbst der größte Mann hinter ihnen vollständig gedeckt ist. Sie verhindern auch, daß von unten die Fenster der Wohnräume gesehen werden können, die sich im mittleren und im oberen Turmaufbau befinden. Im Innern des mittleren Aufbaus leitet eine schmale Treppe hinauf zum oberen Aufbau. In dessen Zinnenkranz ist in echt mittelalterlicher Weise der Abort eingebaut, der die Exkremente durch die Luft über den untern Zinnenkranz hinweg hinaus auf den Abhang des Burgbergs fallen ließ. Hinter den obersten Zinnen hatte der Wächter seinen ständigen Platz. Von dem sah er tief hinab in die Wiesentäler der rauschenden Weida und der Auma, die sich unterhalb des Burgberges vereinigen und durch ein wiesenreiches Tal der Elster zuströmen. Der Turm lag damals am Rande des deutschen Kulturgebietes, das sich langsam vom Westen her nach dem Osten hin vorschob; er war ein Trutzturm gegen die Sorben, daher sein Name. Nach und nach siedelten sich am Fuß des Burgberges deutsche Handwerker und Ackerbauern an und dann wurde die Siedlung befestigt. So entstand die Stadt, und der Burgwächter war zugleich auch der Turmwächter der Stadt. In den Zeiten des Faustrechts und des Fehdewesens half er den Bürgern, ihr Eigentum außerhalb der Stadtmauern zu hüten. Das waren die Feldfrüchte und das Heu auf den Wiesen, die Viehherden, die der städtische Gemeindehirt vom zeitigen Frühjahr an bis in den späten Herbst jeden Morgen aus den Toren hinaus auf die Weide und abends wieder herein trieb, und außerdem die spärlichen Kaufmannsgüter, die von außerhalb der Stadt zugeführt oder von ihr weggeführt wurden. Wie hier, so war es in den andern Städten, die am Fuß einer Burg lagen.

Die Einrichtung bewährte sich, sie wurde darum auch von solchen Städten geschaffen, die nicht im Schutze einer Burg erwachsen waren. Diese Städte richteten Türmerwohnungen auf Kirchtürmen, Rathaustürmen und günstig gelegenen Tortürmen ein, ein Brauch, der sich durch das ganze Reich hin verbreitete. Die im Mittelalter wichtigeren Städte schufen die Einrichtung auch schon im Mittelalter. Bei ihnen kennt man meist das Jahr der ersten Anstellung eines städtischen Türmers nicht, man kennt nur das Jahr der ersten Erwähnung eines solchen. So wird für Zwickau zum erstenmal 1348 ein Türmer erwähnt, für Leisnig und Merseburg um 1400, für Dresden 1401, für Braunschweig um 1425, für Erfurt 1429 usw. Die im Mittelalter

unwichtigeren Städte gingen dazu über, Türmer anzustellen; sie taten das in einer Zeit, in der sich die Aufgaben des Türmers wandelten oder schon gewandelt hatten (siehe unten). So erhielt Chemnitz, im Mittelalter eine unbedeutende Stadt, seinen ersten Türmer 1502, Neumarkt in Schlesien 1556, Hildburghausen 1572, Löbau (Sachsen) 1703, Adorf 1789 usw.

Die städtischen Wächter auf den Kirch-, Rathaus- und andern Türmen hatten im Mittelalter die gleichen Aufgaben wie die Burgwächter, doch nahmen diese Aufgaben rasch an Bedeutung zu. Die Bewohner der Städte wurden reich. Neben den Ackerbau treibenden Bürgern in den Städten gab es nun solche, die ganze Landgüter vor den Toren ihr eigen nannten. Das städtische Handwerk blühte auf und städtische Handelsherren ließen weithin durchs Land ihre immer wertvoller werdenden Warenzüge gehen. Die Unsicherheit im Lande aber blieb durchs ganze Mittelalter hindurch annähernd die gleiche: Immer mußten die Städte Raub und Brandschatzung durch ihre Feinde fürchten. Die Städte schlossen sich daher zu Bünden zusammen, von denen manche Kriege gegen die Landesherren führten. Alle diese Umstände mehrten die Bedeutung der Türmer gegenüber der Stadtbewohnerschaft. Und in der Zeit der großen städtischen Selbständigkeit — sie reicht etwa vom 12. Jahrhundert bis an das Ende des Mittelalters — genügte es den Städten nicht mehr, auf einem hohen Turm im Ort einen Wächter zu haben, sie bauten weit draußen vor den Mauern der Stadt an den Grenzen des Stadtgebietes die Landwehren, Befestigungsanlagen, die da errichtet wurden, wo Wege ins Stadtgebiet hereinführten und die in der Regel aus Wall und Graben und einem Turm, der Warte, bestanden. Auch die Warten wurden mit städtischen Wächtern besetzt. Das taten nicht bloß die großen Städte, wie etwa Hamburg, Braunschweig, Frankfurt a. M., sondern auch kleinere, wie etwa Quedlinburg, Frankenhausen (Thür.), Andernach, Amberg (siehe das Bild, die fensterartige Öffnung ist der Eingang), Pforzheim, Heilbronn, Geislingen u. a. Die Wächter auf den Warten meldeten nun die angedeuteten Gefahren dem Wächter in der Stadt durch optische oder akustische Zeichen und der gab die Meldung an die Einwohnerschaft und die Stadtverwaltung durch verabredete Zeichen weiter.



Warte bei Amberg. Nach einem Ausschnitt aus der Ansicht von Amberg in Merians Topographie von Bayern, erschienen 1644

Es wäre nun außerordentlich interessant zu wissen, was für optische und akustische Zeichen von den Wächtern auf den Türmen angewandt sind. Darüber lassen aber die Quellen (Chroniken und Urkundenbücher) im unklaren. Aus späterer Zeit bringt Merian in seiner Topo-



Warte bei Heilbronn. Nach einem Ausschnitt aus der Ansicht von Heilbronn in Merians Topographie von Schwaben, erschienen 1643

graphie unter Heilbronn einen lehrreichen Bericht. Er spricht dort von der Heilbronner Warte (Bild), die auf einem hohen Berg in der Richtung auf Weinsberg zu liege, und erzählt, daß die Stadt dort einen Wächter halte. Auf dem Turm stehe eine eiserne Stange, an der ein großer Knopf auf- und abwärts bewegt werden könne. Wenn der Turmwächter Reiter dem Stadtgebiet sich nähern sieht, zieht er den Knopf, der seinen gewöhnlichen Platz an der Spitze der Stange hat, herab; und der Türmer in der Stadt, der den Knopf im Auge behalten muß, gibt die Meldung durch ein Zeichen mit der Trompete an die Einwohnerschaft und die Stadtverwaltung weiter. Zur Zeit Merians wurde die Einrichtung noch in anderer Weise wirtschaftlich nutzbar gemacht. Merian berichtet, daß der Knopf alltäglich regelmäßig um 11 Uhr vormittags herabgezogen werde, damit die in den Weinbergen arbeitenden Leute sich mit dem Essen danach richten könnten. Um zwölf Uhr werde der Knopf wieder in die Höhe gezogen. Derartig einfach werden wohl allenthalben die zwischen den Wächtern auf den Warten und den Türmern in den Städten gewechselten optischen Zeichen gewesen sein.

Neben den optischen wurden, wie schon angedeutet, auch akustische Zeichen zwischen den Wartenwächtern und den Türmern verwendet. Über eine solche Einrichtung berichtet Krünitz in seiner Ökonomischen Enzyklopädie, wo er, wohl an der Hand einer Chronik, aus Frankfurt a. Main folgendes mitteilt: „Im Jahre 1509 wurden daselbst auf den Warten als Türmen der Stadt Wächter gehalten, welche durch einen Schuß andeuteten, wenn fremdes Volk anrückte, worauf der Pfarrtürmer mit der Trompete Nachricht gab, ob es Fußvolk oder Reuter sey, auch mußte er eine rote Fahne ausstecken nach dem Ort, woher er die Fremden kommen sah." Man sieht, daß auch die akustischen Zeichen — das Vorstehende dürfte für viele Orte typisch gewesen sein — an Einfachheit nichts zu wünschen übrig lassen.

Mit dem Sieg der Landesherrn über die Städte — die ersten bedeutenden Marksteine auf diesem Weg sind die Unterwerfungen von Berlin (1442) und Mainz (1462) — und mit der Errichtung einer starken, Sicherheit im Lande schaffenden Staatsgewalt büßten die Wächter auf den Warten ihre Bedeutung nach und nach ein. Wie jedoch aus dem Heilbronner Beispiel hervorgeht, wurden auf einzelnen Warten noch lange Zeit später Wächter gehalten. Der Pflichtenkreis der Türmer in der Stadt aber verschob sich.

Richteten sich die angedeuteten Aufgaben der Türmer gegen die menschlichen Feinde der Städte, so sollte eine andere Aufgabe die Stadt und ihre Bewohner vor einer Naturgewalt schützen: Wenn am Himmel Wetterwolken heraufzogen und der Donner über die Stadt hinzurollen begann, dann mußten die Türmer auf den Kirchtürmen die Glocken in Bewegung

setzen und so lange läuten, bis die Gewalt des Gewitters abzunehmen begann. Wann der Brauch des Gewitterläutens entstanden ist, läßt sich an der Hand der Chroniken und Urkundenbücher nicht ermitteln. Gewiß ist nur, daß er im ausgehenden Mittelalter schon geübt wurde und daß er lange bestand. Man erkennt den Brauch aus gelegentlichen Bemerkungen in den Quellenschriften. Noch Schiller setzt unter die Überschrift seines Liedes von der Glocke u. a. die Worte: „fulgura frango". Das Gewitterläuten sollte die Stadt vor allem gegen zündenden Blitzschlag schützen. Die Aufgabe des Türmers ist also eng verwandt mit der Pflicht der Feuerwacht. Auch diese ist dem Türmer schon im ausgehenden Mittelalter erwachsen, aber auch die Zeit ihrer Entstehung kennt man nicht. Die erste feuerordnungartige Satzung stammt aus Zwickau vom Jahre 1348. Sie erwähnt des Türmers überhaupt nicht. Dann kommen viele andere Städte mit verwandten Bestimmungen, ohne des Türmers zu gedenken. Die wenig umfangreiche Feuerordnung von Erfurt vom Jahre 1429 dagegen setzt fest, daß „zcwene wechtere ... bey nachtes uff eyme thorme wachen" sollen. Hier wird zum erstenmal die Feuerwacht vom Turm aus erwähnt. Die Lübecker Feuerordnung vom Jahre 1461 hebt zum erstenmal das Sturmläuten hervor. Aber erst die umfangreichen Feuerordnungen der Städte Annaberg und Zwickau aus dem Jahre 1530 enthalten eingehendere Bestimmungen über die Feuerwacht vom Turm aus und über die Feuermeldung. Die Art der Feuermeldung ist durchs ganze Reich hin die gleiche gewesen: Gewisse Glockenschläge, Horn- oder Trompetenstöße, eine rote Fahne bei Tage, eine an einer Stange hangende Laterne mit einem brennenden Licht bei Nacht, die vom Turm aus auf den Brandherd zeigten. Die wirtschaftlich sehr wichtige Aufgabe der Feuerwacht haben die Türmer Jahrhunderte hindurch ausgeübt. Erst der Feuerwehrtelegraph und der Fernsprecher sind hierin in erfolgreichen Wettbewerb mit dem Türmer eingetreten. Aber es gibt auch heute noch viele Städte, namentlich sind es die kleineren, wo der Türmer in der althergebrachten Weise die Feuermeldung besorgt.

Der Türmer ließ aber die Glocke nicht bloß tönen, um Feuerlärm zu machen und um die Gewalt des Gewitters zu brechen, er begrüßte mit ihr den anbrechenden Tag und ließ ihre feierlichen Klänge der sinkenden Sonne nachhallen. Da und dort war es sogar üblich, daß der Türmer die Stunden schlug. Auch läutete er die kirchlichen Feste ein und besondere Ereignisse im Leben des einzelnen begleitete die Glocke mit ihren Klängen. „Was unten tief dem Erdensohne das wechselnde Verhängnis bringt — das schlägt an die metallne Krone, die es erbaulich weiterklingt."

Es ist nun ganz selbstverständlich, daß eine derartige Tätigkeit und Wachsamkeit nicht von einem einzelnen ausgeübt werden konnte. Der Türmer mußte einen oder mehrere Gehilfen haben. Und nicht bloß der Türmer selbst, sondern auch seine Gehilfen mußten der Handhabung des Hornes oder der Trompete mächtig sein. Dieser Umstand gab schon im ausgehenden Mittelalter den Anlaß, daß man den Türmer und seine Gehilfen als Musikanten zu gewissen Festen hinzuzog, so zu Umzügen, zu Kindtaufen, Hochzeiten usw. In dieser Eigenschaft hießen der Türmer und seine Gehilfen Stadtpfeifer. Jahrhunderte hindurch sind die Türmer gleichzeitig auch Stadtpfeifer gewesen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts begann sich die Tätigkeit des Stadtpfeifers von der des Türmers abzuspalten. Der Stadtpfeifer wurde zum „Stadtmusikdirektor". Die Ausdehnung der Städte und die Zunahme der Ordnung bewirkten dann allmählich eine Einschränkung des Pflichtenkreises, der dem Türmer im Laufe der Jahrhunderte erwachsen war.

Paul Eller



Erinnerung an Oberammergau

Der bekannte Philosoph des „Als Ob", Geheimrat Professor Dr. Hans Vaihinger in Halle, feierte am 25. September seinen 70. Geburtstag. Wir sehen aus dem Folgenden, wie einst das jetzt wieder vielgenannte Passionsspiel auf ihn gewirkt hat. D. T.

Das Oberammergauer Passionsspiel sah ich zum ersten Male im Jahre 1871 (es war 1870 wegen des Krieges ausgefallen). Das Spiel, dem ich als neunzehnjähriger Student zusah, hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Ich sah es dann wieder 1910, also 39 Jahre später, als achtundfünfzigjähriger Mann. Unterdessen hatte das alte, ungedeckte hölzerne Amphitheater einem mächtigen gedeckten Steinbau Platz gemacht, doch scheint der offene Himmel noch immer durch einen freien Zwischenraum zwischen den Zuschauerplätzen und der Bühne herein. Das Spiel hatte sich unterdessen noch vervollkommnet, und so fand ich meine Jugendeindrücke bestätigt und sogar verstärkt. Den Eindruck des Spieles von 1871 auf meinen jugendlichen Sinn habe ich damals in einem Manuskript für mich und meine Freunde niedergeschrieben. —

Das Oberammergauer Passionsspiel ist ein Unikum in der Welt. Es gesehen und gehört, es erlebt zu haben, darf als ein besonderes Glück betrachtet werden. Aber nicht vom religiösen Erleben sei hier die Rede; sondern ausschließlich vom ästhetischen Standpunkt aus soll das Spiel besprochen werden, das für jeden künstlerisch Empfindenden ein einzigartiges Erlebnis ist.

Wir beginnen mit der landschaftlichen Umgebung. Da fällt uns sogleich, noch ehe wir das zierlich gebaute Dorf erreichen, ein weithin sichtbares vergoldetes Kreuz auf, das von einem hohen und steilen Felsen uns freundlich entgegenschimmert. Man könnte dieses vielbedeutende Zeichen, das uns schon im voraus als ein Hinweis auf die unten stattfindenden heiligen Vorstellungen religiös stimmen soll, mit der Lanzenspitze der Athena Promachos auf der Akropolis von Athen vergleichen. Auch dieses hellglänzende goldene Wahrzeichen lachte stundenlang vor der Erreichung Athens den Wallfahrern entgegen, welche sich von nah und fern zu den glänzenden Panathenäen, zu den Athenischen Festspielen, versammelten. Diese Vergleichung ist weder müßig noch gesucht, — im Gegenteil, es wird sich noch öfters die Gelegenheit ergeben, Parallelen zwischen jenem antiken Festspiel und diesem Überrest mittelalterlicher Religiosität, der wie ein gotischer Dom in die moderne Zeit hineinragt, zum besseren Verständnis zu ziehen.

Haben wir das schlichte, aber reinliche Dorf durchschritten, so eröffnet sich uns vom Platze des „Theaters" aus ein prachtvoller Ausblick auf eine Landschaft, welche im Vergleich mit der romantischen am Anfang des Dorfes eine wahrhaft liebliche zu nennen ist. Links erheben sich düstere, nebelige Waldhöhen, aus denen wie alte Riesen vulkanische Blöcke in die Luft hinaufragen; rechts ziehen sich kegelartige Almen empor, auf welchen kleine Hütten hängen, und von wo aus die Glocken des weidenden Viehes hell ertönen. Diese ungeheuren Almen, meist von der Sonne hell erleuchtet, nur zuweilen von düsteren Bergschatten bedeckt, laufen oben in wilde, waldige Spitzen aus, die bis in die Wolken sich erstrecken.

Diese herrliche Aussicht genießen wir auch im „Theater" selbst, dessen Sitzordnung amphitheatralisch aufsteigt, und über dessen größerem Teil sich der blaue Himmel wölbt. Man kann sich denken, welch wunderbaren Eindruck diese Umgebung selbst auf ein weniger empfängliches Gemüt machen muß. Alles ist naturfrisch, alles wirkt verjüngend und erhebend. Keine wenn auch noch so „brillante Illumination" überstrahlt das helle, das goldene Sonnenlicht. So — müssen wir uns sagen — mochten die alten Griechen gestimmt sein, als sie unter freiem Himmel in ihrem steinernen Theater die Schauspiele ihrer großen Dichter ansahen.

Beginnen wir nun zunächst mit dem Äußerlichen des Spieles! Was vor allem in die Augen fällt, sind die prachtvollen Kostüme, die fast durchaus der historischen Wahrheit entsprechen. Besonders geschmackvoll ist das Kostüm bei Christus und seinen Jüngern, außerordentlich glänzend beim Chor, beim Synedrium und bei Herodes. Diese Kostüme erregen daher auch einen sehr malerischen Eindruck, der durch die schöne und hohe Gestalt der meisten Spieler wesentlich erhöht wird.

Großen Geschmack und feines Stilgefühl zeigt sodann die äußere Gruppierung des Chores, bei welchem wir etwas länger verweilen müssen. Dieser Chor, der durch gesprochene und gesungene Worte in das Kommende einleiten und die lebenden Bilder sowie das dramatische Geschehen erklären und paraphrasieren soll, tritt gleich am Anfang des Spieles auf dem Proszenium auf. Er gewährt in seiner ruhigen Hoheit, seinem feinen Anstand und seiner natürlich-schönen Haltung einen äußerst lieblichen Anblick, welcher den Freund des klassischen Altertums lebhaft an die Aufgabe des Chores im antiken Drama erinnern muß. Ist im Passionsspiel zuweilen auch der Chor von der Bühne abwesend, was beim antiken nicht der Fall war, weil er niederer stand als die Schauspieler, so ist doch im ganzen die Idee die gleiche; und dies legt die Vermutung nahe, daß die Anordner dieses Spieles gute Kenner des Altertums gewesen sind; obgleich sie Engel oder Genien aus dem Chor machten, so wußten sie doch ohne Zweifel, welch mächtige Wirkung der Chor ausübe. Denn in seinem edlen Auftreten, in seiner einfachen Anspruchslosigkeit drückt er dem Ganzen einen klassischen Stempel auf, der sich mit der religiösen Weihe des Spieles ganz gut verträgt. Dieser Chor, der sich wie der antike auch auf vorgeschriebenen Linien hin und her bewegt, ist von fast lauter schönen Menschen zusammengesetzt. Besonders reizend sind die weiblichen Genien, deren Physiognomien meistens klassische Schönheit mit deutscher Anmut verbinden. Die würdige Auffassung ihrer hohen Aufgabe zeigt sich besonders in ihren Handbewegungen und in dem Ausdruck ihrer erregten und oft leidenschaftlichen Mienen. Ihnen ist auch die Aufgabe zugefallen, einzelne Textstellen im Solo zu singen. Was nun den Gesang betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß manchmal die musikalische Schulung zu vermissen ist, die Stimmen sind aber an sich gut und klangvoll.

Passend reihen wir hier den Text an. Dieser ist in den von den handelnden Personen gesprochenen Partien ganz entsprechend den Evangelien oder in ähnlichem Sinne ergänzt. Verse dagegen und eigene Prosa bringt der Chor. Jene sind fast meistens gut, obwohl die Reime zuweilen Bedenken erregen können, die Prosa ist manchmal etwas zu breit geworden.

Meisterhaft ist dagegen die Gruppierung und Haltung der lebenden Bilder. Hier hat die anstands- und geschmackvolle, ungezwungene aber doch edle Haltung der Einzelnen, besonders der Frauen und selbst kleiner Kinder von wenigen Jahren, ihr Höchstes erreicht. Die Gruppierung dieser Bilder, welche alttestamentliche Vorbilder, freilich nicht immer nach glücklicher Wahl, zu den neutestamentlichen Vorgängen enthalten, zeigt fast durchaus eine technische Vollendung in Kunst und Ausdauer, welche alle Bewunderung verdient.

Gehen wir weiter zum mimischen Spiel und zu der eigentlichen schauspielerischen Darstellung! Hierbei ist natürlich vor allem festzuhalten, daß die Spieler keine Theaterschule besucht haben. Nur bei einem könnte man das vermuten, bei dem Darsteller des Judas. Dieser spielte mit einer Gewandtheit, welche sich auf der besten Bühne sehen lassen dürfte, die schwere, aber auch interessante und dankbare Rolle. Bei den übrigen war das Auszeichnende vielmehr die natürliche angeborene Geschicklichkeit, der sehr feine und richtige Takt. Gerade die Naturwüchsigkeit macht daher durchaus den Eindruck des Echten. Es wird dies aber wesentlich erhöht durch die Art der Besetzung der einzelnen Rollen. Eine solche glückliche Wahl dürfen wir selbst unsern Theatern wünschen. Diese Bergmenschen scheinen wie dazu prädestiniert, gerade die ihnen überwiesenen Rollen zu übernehmen. Wo sieht man einen Mann, der unserer Vorstellung von Christus so auf das genaueste entspricht, der diese Rolle so würdig zu spielen verstünde, wie Joseph Mair? Wo einen so herrlichen Jüngling wie Johannes, den Malersohn Johannes Zwink, wo solchen Petrus, wo ferner Menschen, die so charakteristische Physiognomien zeigen wie Kaiphas, wie die Mitglieder des Hohen Rates? Und wo findet man endlich eine so entsprechende Maria, von so unendlich tiefer Weiblichkeit, von so hoher Jungfräulichkeit, von solcher Anmut und doch so tiefernster Stimmung, wie die Darstellerin derselben, Franziska Flunger? Nur eine einzige konnte Mißfallen erregen, die büßende Magdalena.

Nun können wir noch die Musik anreihen, welche im italienischen Genre gehalten ist und leicht und angenehm dahinfließt; nur könnte sie noch öfters eingreifen und nach vertiefterem Eindruck streben.

Wie steht's nun mit der Inszenierung des Spiels? Die Bühne ist äußerst praktisch eingerichtet. Wenn man bedenkt, daß 17 dramatische Vorgänge, welche zum Teil an den verschiedensten Orten spielen, und dazu noch über 20 lebende Bilder auf die Bühne gebracht werden müssen, so kann man die äußere Einrichtung und Einteilung in Proszenium, eigentliche Bühne und zwei Straßen nur sehr geschickt nennen. Ebenso sinnreich und meist ganz entsprechend ist die Maschinerie und die Einrichtung der Kulissen. Die Mannigfaltigkeit von wechselnden Lokalitäten, wie sie die Passion mit sich bringt, ist ja sehr groß. Aber die Leitung hat ihr möglichstes getan, gleichen Schritt mit derselben zu halten, und es ist ihr auch wirklich gelungen. Man kann sich von der Schwierigkeit, welche damit verbunden ist, einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß in den lebenden Bildern, die manchmal sehr schnell aufeinander folgen, die verschiedensten Darstellungen aus dem ganzen Alten Testament vorkommen. Aber mit anerkennenswerter Präzision wurde alles rasch ausgeführt.

Wenn wir nun das Ganze vom Standpunkt schulgerechter Anforderungen, die man an ein Drama stellt, betrachten wollten, wären wir im Irrtum. Denn gegen eine solche Betrachtung wendet man mit Recht ein, daß dies alles bloß eine einfache Reproduktion religiös-historischer Vorgänge sei und sein könne. Indes hat auch jene Betrachtung eine gewisse Berechtigung, wie aus dem Folgenden erhellen mag. Vor allem aber glauben wir behaupten zu können, daß ein einheitliches Urteil in dieser Richtung abzugeben gar nicht möglich ist, weil die Sache selbst, obgleich sie einen harmonischen Totaleindruck macht, doch aus den heterogensten Elementen zusammengewachsen ist. Man kann dieses Spiel gar nicht in eine unserer gewöhnlichen Kategorien bringen; denn es faßt alle zusammen und ist doch nicht bloß ihre Mischung, sondern ein Neues, Originales; Drama und Oper, lebendes Bild und Handlung, Gesang, Dialog und Deklamation, Antikes, Mittelalterliches und Modernes sind darin vertreten. Wir werden daher wohl dem Ganzen leichter beikommen, wenn wir es in seiner historischen Entstehung betrachten.

Das Spiel ist entstanden aus den Mysterien des Mittelalters, großen Dramatisierungen der Passion; diese, welche sich eng an die „Stationen" vor den Wallfahrtskirchen anschlossen, aus denen sie sich auch allmählich beim Erwachen höheren Kunstlebens entwickelt hatten, bildeten den Anfang des deutschen Schauspieles. Man hatte dabei die Absicht, zur Erbauung der Zuschauer die Passion in lebendiger Darstellung vorzuführen, weshalb die Spiele meistens in oder vor den Kirchen stattfanden. Das war und ist auch jetzt noch im wesentlichen dieses Oberammergauer Passionsspiel, nur daß der Lauf der Zeit (es ist im Jahre 1633 bei Veranlassung einer Pest zum Andenken an die Hilfe des Himmels infolge eines Gelübdes gegründet worden) vieles daran geändert und dem jeweiligen Geschmack angepaßt hat. Der Einfluß gebildeter und kunstliebender Geistlicher hat wohl das meiste dazu beigetragen, dem Ganzen, das schon an und für sich von dramatischer Schönheit ist, noch mehr Lebhaftigkeit und Abwechslung zu geben. Indem sie die einzelnen Vorstellungen untereinander enger verbanden, haben sie ein dramatisches Ganze geschaffen, das eine psychologisch feine Entwicklung der Charaktere zeigt; das letztere ist besonders der Fall bei Judas und Petrus, bei Pilatus, dem Synedrium und Herodes. Aber würden wir bloß den dramatischen Maßstab anlegen, so müßten wir unbedingt Szenen abschneiden, welche doch die Sache selbst und ihr Zusammenhang fordert, vor allem die Szenen der Geißelung und der Kreuzigung. Gerade die letztere geht in ihrem Naturalismus über die Grenzen dessen hinaus, was auf einem gewöhnlichen Theater geboten werden kann. Die der Kreuzigung vorhergehende Szene der Kreuztragung rührt selbst das stärkste Herz: Frauen und Männer schluchzen. Die Szene der Kreuzigung bringt durch ihren Realismus eine Art Erstarrung bei den Miterlebenden hervor. Denn einerseits sind wir entsetzt, andererseits ist das Interesse geteilt. Zuvor nämlich sahen wir nur den Erlöser unter unendlichen körperlichen und seelischen Schmerzen, leidend, geschlagen und geschmäht, jetzt dagegen sehen wir zwar immer noch Christus ans Kreuz genagelt und können uns eine deutliche Vorstellung von dieser schauderhaften Hinrichtungsart bilden; aber wir sehen auch — Joseph Mair und sind verwundert einerseits und bang, wie der Mann diese peinliche Situation am Kreuze über zwanzig Minuten lang aushalten mag,

andererseits beruhigt, weil wir wissen, daß die Szene mit Geschick und Vorsicht ins Werk gesetzt wird. Hinrichtungen und solche Szenen gehören hinter die Kulissen. Das beste Beispiel hiefür gibt Schiller in seiner Maria Stuart; freilich hier gehört diese Darstellung zur Sache, und das kann uns auch wieder mit ihr versöhnen.

Gegenüber diesem dramatischen Fehler, der aber hier eben keiner mehr ist, darf eine dramatische Feinheit hervorgehoben werden, welche wiederum zeigt, daß eine Ahnung des klassischen Altertums in diesen Leuten lebt: nämlich die Anwendung komischer Figuren mitten im ernstesten Spiel. Dahin gehören die Gestalten des Barrabas, des Simon von Cyrene und der zwei Schächer. So haben auch die großen Dramatiker des Altertums Komisches in die Tragödie verwoben, und nicht minder Shakespeare und seine Zeit.

In allen Darstellungen werden selbst die bedeutendsten Rollen mit einer ungewöhnlich seltenen Energie und mit großer Geschicklichkeit von Leuten gespielt, welche bloß aus dem Bauernstande kommen, aber allerdings meistenteils durch lebenslängliche Beschäftigung mit Kunst als Bildschnitzer Hand und Auge an geschmackvolle und sinnige Darstellung religiöser Szenen besonders im Anschluß an Dürersche Vorbilder gewöhnen. Die Personen tragen ein fehlerloses Kostüm, zeigen eine ungekünstelte Würde und eine natürliche Gewandtheit. Tradition und Geschmack erheben das Ganze zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges und von wahrhaft künstlerischem Wert und innerlich bildendem Einfluß. Alle haben eine tiefe Auffassung und ein richtiges Verständnis. Feiner Takt (wozu auch gehört, daß alles spezifisch Katholische vollständig vermieden ist) und malerisches Geschick durchdringt das Spiel. Die Haltung aller Einzelnen zeugt von echt schauspielerischem Talent im Sinne des inneren Miterlebens der Handlung; und andererseits zeigt die Gruppierung der großen Szenen, wo es gilt, Massenhaftigkeit (es treten oft mehrere hundert Personen auf) und Übersichtlichkeit zu verbinden, von richtigem Gefühl für das Dramatisch-Schöne.

Aber welchen Totaleindruck macht nun das Ganze? In ästhetischer Beziehung, wie aus dem Bisherigen hervorgeht, einen unvergleichlich grandiosen und im wesentlichen durchaus schönen. Die Bemühung aller, einen harmonischen Totaleindruck hervorzubringen, ist von anerkennenswertem Erfolg gekrönt. Die Bilder, die wir in der Kindheit zu sehen und anzustaunen gewohnt waren, die wir dann nach vielen Reproduktionen deutscher und italienischer Meisterwerke unsrer Seele einprägten — hier sind sie wie aus ihrem Rahmen getreten und lebendig geworden. Der eine Kunstzweig hat sich in den anderen verwandelt: Malerei in Drama.

Hans Vaihinger



Hölderlin und Diotima

Wir wissen jetzt aus den wundervollen Briefen der Frau Susette Gontard, Hölderlins „Diotima", was sie dem unglücklichen Dichter war. Auch der frühverstorbene Norbert von Hellingrath hat uns zwei kongeniale Vorträge über Hölderlin hinterlassen (München 1921, Bruckmann; die Briefe sind im Inselverlag, Leipzig, erschienen). Bekanntlich war der junge Schwabe im Hause des Kaufmanns Jakob Friedrich Gontard zu Frankfurt am Main Hauslehrer und träumte einen Teil seines Griechentraums unter der Einwirkung der ebenso schönen wie geistigen, aus Hamburg stammenden Hausfrau. Nun ist jüngst unter dem absonderlichen Titel „Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontardschen Familie" (Frankfurt, Englert & Schlosser, 1921) ein Erinnerungsbuch aus dem vorigen Jahrhundert neu herausgegeben worden. Ein Verwandter der Gontards, Karl Jügel, hat aus Familien-Papieren und eigenem Erleben Wertvolles zusammengestellt; Dr W. Pfeiffer-Belli hat es aufs neue veröffentlicht.

In diesem umfangreichen Buch findet sich auch ein Abschnitt über Hölderlins Aufenthalt in Frankfurt. Es mutet uns wehmütig an, was wir schon von Diotimas Hochzeit lesen:

... „Dem Herrn Jakob Friedrich Gontard wurde im Borkensteinschen Hause in Hamburg die freundlichste Aufnahme zuteil. Die zarten Aufmerksamkeiten, welche er der Geliebten bezeigte, die Unterwürfigkeit in seinem Benehmen der Mutter gegenüber sowie das Ansehen der Familie, zu welcher er gehörte, und endlich die Berücksichtigung einer angenehmen Existenz in der altehrwürdigen freien Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt unterstützten seine Bewerbungen in so erfolgreicher Weise, daß ihm die Hand der schönen Susette alsbald unter der Bedingung zugesagt wurde, daß Mutter und Tochter nie voneinander getrennt werden sollten.

Die Vermählung wurde anberaumt, und da Frau Borkenstein in den freundschaftlichsten Beziehungen zu Klopstock stand, so wurde beschlossen, die Trauung in der schönen Kirche des Dorfes Ottensen, dem Wohnsitz des berühmten Dichters, zu vollziehen, in dessen Nähe Frau Borkenstein ein kleines Landhaus besaß. Bald bewegte sich nun der feierliche Hochzeitszug von dem Borkensteinschen Stadthause im ‚Alten Wandrahmen' zu Hamburg durch Altona nach Ottensen hin. Die Braut mit der Mutter und zwei Freundinnen saß in einem reich mit Blumen geschmückten Wagen, dessen Kutscher, Bediente, ja sogar die Pferde, in demselben sommerlichen Schmuck erschienen. Ein zweiter Wagen folgte dicht hinter ihnen mit dem Bräutigam und seinem künftigen Schwager, dem einzigen Bruder der geliebten Braut, in ähnlicher Weise geschmückt; und den Schluß des langen Zuges bildete die lange Reihe von Verwandten und Freunden, nach Rang und Stand geordnet, wie es die damalige Sitte vorschrieb.

Die Stimmung der Braut war jedoch eine ernste; sie mochte vielleicht zum ersten Male ganz das Inhaltsvolle des Schrittes empfinden, den sie zu tun eben im Begriff stand. Diese Stimmung steigerte sich sogar bis zu dem Gefühl einer schmerzlichen Vorahnung, als sie, im Begriff, zum Altonaer Tore hinauszufahren, einem Leichenzug begegneten, der eine in den Wochen gestorbene Frau zu Grabe leitete. Die schöne Braut brach in Tränen aus und setzte alles in die höchste Bestürzung. Man suchte sie zu beruhigen, aber erst in Ottensen gelang es der dichterischen Beredsamkeit Klopstocks, die düsteren Bilder zu verscheuchen, die in ihr aufstiegen. So wurde denn die Trauung in der Kirche vollzogen, und das junge Ehepaar reiste bald darauf hierher seiner neuen Heimat zu, wohin ihm die Mutter einige Monate später folgte.

Die Gontardsche Familie feierte einen wahren Triumph in diesem ihr gewordenen so überaus glänzenden Zuwachs. Frau Gontard d'Orville würde zu gerne zur Vermählung nach Hamburg gegangen sein, wäre sie nicht durch die nahe bevorstehende Entbindung ihrer Tochter Helene zurückgehalten worden. Um so herzlicher wurde die neue Schwiegertochter nun empfangen und von allen Verwandten fetiert, die ihr Feste auf Feste veranstalteten.

Das Familienglück der Neuvermählten sollte indessen bald die erste Störung erfahren. Ihre Mutter, Frau Borkenstein, welche bereits in Hamburg zuweilen heftige, besorgniserregende Schmerzen in der rechten Brust empfunden, hatte bis dahin das Übel verschwiegen, bis sie sich hier veranlaßt sah, einen Arzt zu Rate zu ziehen. Dr Ebel (der Ethnograph der Schweiz, der Gontardschen Familie sehr befreundet) wurde gerufen und erklärte das Leiden für ein krebsartiges Übel, dem nur durch die Amputation der Brust Einhalt getan werden könne. Frau Borkenstein unterwarf sich zwar derselben, aber es war schon zu spät; das Gift hatte sich bereits dem übrigen Körper mitgeteilt, und sie mußte den Folgen davon unterliegen.

Susettes Schmerz über den Verlust der geliebten Mutter war grenzenlos. Die Sorge um sie und um ihre Kinder hatte das treue Herz der jungen Frau bis daher vollkommen ausgefüllt, in dem sie nun bald eine um so größere Leere empfand, da ihr geschäftseifriger Gatte den Verlust der Mutter in so vielen Beziehungen nicht zu ersetzen vermochte. Rat und Beistand der letzteren im Hauswesen wurde nun durch eine Haushälterin ersetzt, und die Erziehung der Kinder sollte einem Hauslehrer vertraut werden, womit Herr Jakob Friedrich das Seinige getan zu haben vermeinte.

Es währte lange, bis die Wahl eines passenden Hauslehrers für die Kinder zur Entscheidung kam. Endlich fiel sie, durch Empfehlungen eines Freundes der Familie, auf Friedrich Hölderlin

aus dem Württembergischen, dessen damals eben aufblühendes Dichtertalent bereits anfing, Aufsehen zu erregen, und der, mit allen erforderlichen Fähigkeiten ausgerüstet, alsbald hier anlangte, um die ihm vertraute Stelle anzutreten.

Wirklich entsprach er auch den gehegten Erwartungen auf das vollkommenste. Er gefiel allen und erfüllte selbst die gespanntesten Anforderungen. Sein Äußeres war höchst einnehmend und hatte sonderbarweise eine große Ähnlichkeit mit Susettes Bruder, was ihm um so leichter ihr Vertrauen gewann. Auch die Kinder des Hauses, obgleich noch sehr jung, hingen bald mit großer Liebe an ihm; und Herr Jakob Friedrich fand sich durch seine Gegenwart um vieles erleichtert, der er sich der Sorge der Kinder enthoben sah, bei deren Erwähnung er stets zu sagen pflegte: ‚Den Börsenkurs verstehe ich aufs Haar, aber wie die Kinder geleitet werden sollen, das ist nicht meine Sache; dafür muß die Mutter sorgen.' Und das tat sie auch redlich. Hölderlin stand ihr dabei treu zur Seite, und beide unterhielten sich oft über die besten dabei einzuschlagenden Wege, wobei die belesene Frau Susette Gelegenheit hatte, die gründliche Gelehrsamkeit und den biederen Charakter des ‚jungen Schwaben', wie Schiller den jungen Dichter zu nennen pflegte, näher kennen und schätzen zu lernen.

Aber auch der neuen Haushälterin, einem hübschen, einer guten Familie angehörenden Mädchen, waren Hölderlins Vorzüge nicht unbemerkt geblieben. Sie mochte im stillen den Plan entworfen haben, sich durch ihn möglicherweise zur künftigen Frau Professorin erheben zu lassen, und richtete ihr Benehmen danach ein, diesem Ziele näherzurücken. Davon ahnte jedoch der gleich einem zweiten Fridolin nur seiner Herrin ergebene junge Mann nichts, dessen ganzes Streben allein dahin ging, durch treue Pflichterfüllung das Vertrauen zu verdienen, mit dem Frau Susette dem Erzieher ihrer Kinder um so bereitwilliger entgegenkam, da ihr selbst ein gebildeter, lehrreicher Umgang dringendes Bedürfnis war.

Beide hatten keine Ahnung davon, daß dieser harmlose geistige Verkehr zur Quelle eines verhängnisvollen Geschicks für sie werden sollte; und dennoch war dem so. Herr Jakob Friedrich wußte es und hatte kein Arg dabei, daß Hölderlin seiner Frau Bücher brachte und ihr des öfteren das Beste der neuesten Erscheinungen vorlas. Er war gewohnt, jeden Abend seine Partie zu machen, und war zufrieden, seine Frau bis zu seiner Heimkehr angenehm unterhalten zu wissen. Nicht so die Haushälterin, die, ohne Aussichten für sich selbst, das stille Glück zu mißgönnen begann, dessen sich Hölderlin im Umgang mit seiner Herrin zu erfreuen hatte. Sie wußte es so einzurichten, daß sie dem Herrn Jakob Friedrich selbst die Türe öffnen mußte, wenn er am Abend heimkehrte, und wenn er dann die stereotype Frage: ‚Ist meine Frau zu Hause?' an sie richtete, so wußte sie ihrer sich häufig wiederholenden Antwort: ‚Herr Hölderlin liest ihr vor', nach und nach eine Betonung zu geben, die endlich in einem Momente übler Geschäftslaune wie ein zündender Funke wirkte.

Mit dem nicht sowohl Eifersucht als vielmehr beleidigten Stolz verratenden Ausruf: ‚Sitzt denn der Mensch beständig bei meiner Frau?' stürzte er ins Zimmer und auf Hölderlin zu. Ein jäher Zorn übermannte den jungen, sich schuldlos wissenden Dichter, und es würde zur ärgerlichsten Szene gekommen sein, hätte nicht ein Blick auf die erschrockene Herrin ihm seine ganze Fassung wiedergegeben. Rasch verließ er das Zimmer, packte seinen Koffer und kehrte noch in derselben Nacht einem Hause und damit Verhältnissen den Rücken, die ihn um so höher beglückt hatten, je reiner er sich derselben bewußt sein konnte. Inzwischen wurde nun auch eben dieses Bewußtsein bei Frau Susette in einer Weise wach, die sich in dem ganzen Übergewichte gekränkter Weiblichkeit geltend machte. Indigniert von dem Vorfalle, bestand sie darauf, Hölderlin zurückzurufen oder sofort nach Hamburg zu ihrem Bruder zurückkehren zu wollen, an welch letzterem Vorsatz sie nur durch einen infolge der Aufregung sich zugezogenen Fieberanfall gehindert wurde. Jetzt erkannte Herr Jakob Friedrich seine Übereilung, und er würde jedes von ihm geforderte Opfer gebracht haben, sie wieder gutzumachen, wenn nicht sein Onkel Heinrich einen das Gontardsche Hochgefühl weniger beugenden Weg erdacht hätte, um die Ausgleichung

des gestörten Verhältnisses der Zeit zu überlassen. Er schickte den sich schuldbewußten Neveu in Geschäften nach Wien, wohl wissend, daß ein Mutterherz, mit der ihm allein überlassenen Sorge für die Kinder, am schnellsten vergessen lernt.

Und so war es auch. Bald sah sich der eheliche Friede dadurch wieder hergestellt; die Aufregung aber hatte bei Frau Susette doch eine krankhafte Reizbarkeit hinterlassen, die sie für jeden äußeren Einfluß äußerst empfänglich machte. Die Kinder bekamen die Röteln, die sich der sie mit aller Zärtlichkeit pflegenden Mutter sofort mitteilten. Eine leichte Erkältung trat hinzu, und die Ahnung an ihrem Hochzeitstage sah sich erfüllt: — sie starb und hinterließ ihren Gatten einer an Wahnsinn grenzenden Verzweiflung. Eine innere Stimme mochte ihm zurufen, was Carlos einst dem König an Posas Leiche zurief: ‚Dies zarte Saitenspiel zerbrach in deiner metallenen Hand!' Aber es war zu spät.

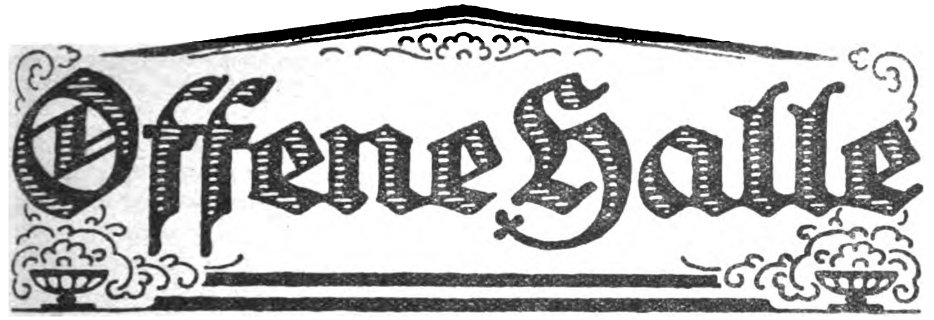
Hölderlin, der damals von jenem Vorfall aufs tiefste ergriffen, sich eine Zeitlang im nahen Homburg bei einer befreundeten Familie aufgehalten, strebte vergebens danach, seine Fassung wieder zu erlangen. Beleidigtes Ehrgefühl und das Bewußtsein, auf eine schmachvolle Weise mißkannt zu sein, sowie die höchste Verehrung für eine Frau, die ihm als ein Ideal weiblicher Vollkommenheit erschienen, wirkten niederdrückend auf sein Gemüt und hüllten dasselbe in tiefe Melancholie. Endlich raffte er sich auf und ging nach Rastatt, wo er im Kreise geistreicher Männer einige Erheiterung fand. Aber noch einmal zog es ihn in die Nähe des Ortes, wo er einst so glücklich geträumt, und im Schoße der eben erwähnten Familie lebte er eine Zeitlang nur seinen dichterischen Schöpfungen.

Unter denen, welche mit seiner Gedichtsammlung auf die Nachwelt gekommen, befinden sich einige, welche an ‚Diotima' gerichtet sind, und die seine Biographen als für Frau Susette bestimmt gewesene betrachtet haben. Ob dem so war oder ob sie einem anderen Ursprung zuzuschreiben sind, mag dahingestellt bleiben; als gewiß aber ist anzunehmen, daß sie der edlen Frau niemals zu Gesicht gekommen und daß sie deren Annahme entschieden verweigert haben würde [Darin irrt der Erzähler. D. T.]. In dem Archiv meines Schwiegervaters, das sich häufig mit Hölderlin beschäftigt und selbst Auszüge aus dessen Schriften enthält, ist nirgends eine Andeutung zu finden, die im entferntesten auf ein intimeres Verhältnis des jungen Dichters zu seiner schönen Herrin schließen läßt. [Das Wort ‚intimeres Verhältnis' paßt zwar schlecht, aber es handelte sich um Größeres: um eine hochgestimmte, voll erblühte Liebe. D. T.]

Später begab er sich in die Schweiz, um dort aufs neue den gesammelten poetischen Stoff zu verarbeiten, und nahm dann endlich wieder eine Hofmeisterstelle in Bordeaux an. Lange blieb seine Familie ohne alle Nachrichten von ihm, bis er 1802 wieder in seiner Heimat erschien. Er hatte unterwegs Frau Susettes Tod erfahren, und damit fing das Geisteslicht des schwärmerischen jungen Mannes zu erlöschen an. Durch liebevolle Pflege brachte man ihn zwar soweit, daß er nochmals zu seinem Freunde nach Homburg mit der Hoffnung gehen konnte, sich wieder zu erkräftigen; aber umsonst. Man brachte ihn zu den Seinigen zurück; er war dem Wahnsinn verfallen."

— Soweit der Erzähler. Die Einzelheiten gegen Ende sind nicht ganz richtig; man wird den Bericht mit einer leisen Vorsicht benützen müssen. Aber das Obige möge doch anregen, sich mit den Briefen Diotimas an Hölderlin, die lange verborgen waren und eine starke Liebe von un endlicher Herzensschönheit kundgeben, sowie mit dem edlen Dichter selber zu beschäftigen. Man hat Friedrich Hölderlin einst unterschätzt und droht ihn jetzt zu überschätzen. Aber was so manchen feinen Zeitgenossen bei ihm anzieht, ist die seelische Schönheit, die sich in melodischer Sprache Form sucht. Eine kongeniale Grundstimmung ist in den Briefen seiner Diotima, die unter der Trennung von dem Geliebten schwer gelitten hat. Dieser mühsam zurückgestaute, edel beherrschte Schmerz hat vielleicht wesentlich ihre Gesundheit untergraben, so daß sie, angesteckt bei der Pflege ihrer Kinder, der Krankheit erlag, während fern in Frankreich der unstete Dichter dem Wahnsinn entgegenirrte.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Schlußwort über den Sadhu Sundar Singh

Nach den Entgegnungen von Hans Stempel und Albrecht Oepke im Augustheft des „Türmers" erbittet Studien-Assessor Martin Loesche noch einmal das Wort, um als Schüler Wundts seinen kühleren Standpunkt dem Inder gegenüber zu wiederholen. „Es gilt die Frage," schreibt er u. a., „wie die verdüsterte Seele gerettet werden könne, — und ich glaube, daß solches nur geschieht, wenn wir den Materialismus auf demselben Wege überwinden, auf dem wir ihn entdeckten: denkend. Und ich glaube auch, daß wir die Unpersönlichkeitskultur nur überwinden werden, wenn wir uns auf die Quellen unserer Kraft und der geistigen Ursachen unseres Verfalls besinnen und nicht nach geistiger Anleihe suchen bei seelisch anders gearteten Sendboten ferner Völker. Ich bin erfreut, daß Herr Stempel den großen Unterschied zwischen deutschem Persönlichkeitsideal und Sundar Singhs Persönlichkeitsstreben zugibt und damit einen Kernpunkt meiner Ausführungen unterstreicht" ...

Wir möchten unsererseits diese Erörterung hiermit abschließen. Der Sadhu (das Wort heißt etwa „Heiliger") Sundar Singh ist uns nur aus einem sehr lesenswerten Buche des Verlags F. A. Perthes, Stuttgart u. Gotha, bekannt: „Der Sadhu". Dieses für den Religionspsychologen wichtige Werk hat den Untertitel: „Christliche Mystik in einer indischen Seele"; seine Verfasser sind B. H. Streeter und A. J. Appasamy, also Gelehrte aus der angelsächsischen Welt; und der bekannte Erzbischof von Upsala Nathan Söderblom hat ein Vorwort dazu beigesteuert. Darin heißt es: „Dieses Buch ist ein mustergültiges Beispiel eines kurzgefaßten, gut zusammengestellten und eindrucksvollen Lebensbildes. Sundar hat keine religiöse Gemeinde um sich versammelt und auch nicht die Absicht, es je zu tun. Ein echter Christ ist der Ausbreitung der Gottesherrschaft in der Welt nützlicher als irgendeine Organisation ... Es ist möglich, daß er als evangelisch-indischer Mystiker viele Vorgänger hat; aber wir wissen nichts von ihnen. In der Religionsgeschichte ist Sundar der erste, welcher der ganzen Welt zu zeigen vermag, wie sich das Evangelium Jesu Christi in unveränderter Reinheit in einer indischen Seele spiegelt"...

Freilich muß man aber in aller Deutlichkeit hinzufügen: dieser Sadhu ist auch innerhalb der indischen Christen eine Seltenheit, eine Ausnahme, nicht nur unter uns Europäern. Er hat wie sein Herr und Heiland vierzigtägiges Fasten durchgemacht; er ist seit dieser geistig-leiblichen Kraftprobe mit Visionen und Ekstasen begnadet, denen jenes Buch ein großes Kapitel widmet. Und da hört allerdings Wundts und jede wissenschaftliche Methode auf; hier sind wir etwa den Gefilden Swedenborgs, schwäbischer Theosophen oder Jung-Stillingscher Religiosität nahe. Es ist eine christozentrische Theosophie. Diesem gelegentlichen entrückten Schauen kommt man aber auch mit dem bequemen Wort „krankhaft" nicht bei. Kurz: ein Kapitel, das sich einstweilen noch jenseits der rationalen Forschung entfaltet. Mitsprechen kann da nur, wer es selber erlebt oder auf das genaueste beobachtet hat. Wir empfehlen einerseits Zurückhaltung, andrerseits Ehrfurcht vor der seelischen Verfassung eines edlen und ungewöhnlichen Mitmenschen. L.





Das Kaiserbuch

Vorwort

Vorbemerkung. Der Dichter Paul Ernst hat den kühnen Gedanken gefaßt, die mittelalterliche Kaiserherrlichkeit in einem Epos zu gestalten. Etwa 80 000 Verse wird das Ganze umfassen. Wir veröffentlichen hier das Vorwort (gekürzt) und werden Proben bringen. Der erste Teil, rund 28 000 Verse, die Geschichte der sächsischen Kaiser darstellend, soll in zwei Bänden von je etwa 400 Seiten erscheinen. Damit bei den heutigen Bücherpreisen das Werk erschwinglich wird, will es der Verfasser auf Subskription drucken lassen. Die Zeichner erhalten es etwa um die Hälfte des Preises, den es später im Buchhandel kosten wird; sie werden gebeten, unmittelbar an den Verfasser zu schreiben, Dr. Paul Ernst, Königsdorf, Oberbayern, von dem ihnen dann später die zwei Bände unter Nachnahme zugehen werden. Der Preis kann noch nicht genau festgesetzt werden, da er von der Anzahl der Zeichner abhängt; kommen nicht 1500 Zeichner zusammen, so kann das Werk nicht hergestellt werden. Es werden nur die Kosten für Satz, Druck, Papier, Heftung und Versendung berechnet. D. T.

Ich habe den Plan gefaßt, die deutsche Kaisergeschichte in einem großen Epos darzustellen. Ich meine das Zeitalter der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser. Bei einem so großen Unternehmen habe ich Recht und Pflicht, meine Gründe und Zwecke darzulegen.

Ungewußt und ungewollt habe ich mich schon von später Kindheit an zum Dramatiker gebildet; ich habe meinen mir von meiner Natur vorgezeichneten Weg nicht frühzeitig gesehen; aber auch so bin ich ihn immer gegangen, und ich habe der deutschen Dichtung eine Anzahl Dramen gegeben, welche, wie mir wenigstens heute scheint, den Umkreis der dramatischen Möglichkeiten umfassen.

Wenn ein Dramatiker in einem Volk zu einer Zeit aufsteht, wo Sittlichkeit und Geist herrschen, wenn er also von den Leuten wenigstens von weitem verstanden wird, so vermögen Begabung und Können sich bei ihm in einer bunten und reichen Fülle von vielen Werken zu äußern. Ich glaube, daß es nur eine ganz kleine Zahl dramatischer Erlebnisse gibt, welche in dem geborenen Dramatiker im Lauf seines Lebens innerlich geschehen, welche auch sein urbildliches Leben ausmachen; er gestaltet jedes Erlebnis; wenn sein Volk nun geistreich und dankbar ist und seine Gabe mit Freuden aufnimmt, so gestaltet er jedes solches Erlebnis vielmals, so oft, bis das notwendig eintretende neue Erlebnis das alte ablöst. Ein solcher Reichtum war mir nicht gegönnt. Ich bekam von meiner Nation nichts, denn ich hatte das Unglück, gerade zu der Zeit ihres tiefsten Standes geboren zu werden, in welcher sogar die Ahnung des Höheren verschwunden war; und so konnte ich nur mit meiner eigenen Kraft arbeiten. Deshalb ist mein dramatisches Werk arm; fast jedes der typischen dramatischen Erlebnisse hat bei mir nur ein einziges Drama erzeugt.

Ob das durchaus nur Nachteil war? Ob nicht ein Vorteil in der Härte und Schärfe der dramatischen Ausprägung liegt, welche dadurch erzeugt wurde, das werden erst spätere Zeiten entscheiden können.

Ich sagte, daß es mir heute so erscheint, als ob meine Dramen den Umkreis der dramatischen Möglichkeiten umfassen. Ich kann nicht wissen, ob das richtig ist, denn derartiges kann man ja bei keinem alten Dichter oder Denker lesen, man kann es immer nur selber erleben und versteht

es dann neu aus dem Alten. Es ist also an sich möglich, daß mir noch dramatische Erlebnisse aufgespart sind, und daß ich noch neue Dramen dichten werde.

Aber nun hat sich der Plan dieses großen Epos in mein Leben geschoben, und ich glaube, daß das Erleben, welches ihm zugrunde liegt, das dramatische Erleben ablöst.

In solchen Dingen sind wir alle den ärgsten Selbsttäuschungen unterworfen. Keine Besinnung schützt vor ihnen. Es wäre möglich, daß die tiefe Schmach des Vaterlandes mich ohne mein Wissen bestimmt hätte; mit meinem Wissen hat sie es nicht, denn ich bin mir immer klar darüber gewesen, daß der Dichter nur von Gott abhängt, und darstellen muß, was in ihm selbst ist, und nicht was durch äußere Dinge bestimmt wird; zu solchen äußeren Dingen gehört aber auch das geschichtliche Schwanken eines Volkes von Glück zu Unglück, von Tugend zu Schändlichkeit, von Begabung zu Albernheit, und umgekehrt.

Aber wenn ich auch hoffe, daß ich mich nicht durch Äußeres habe bestimmen lassen, so muß ich doch wünschen, daß meine Arbeit auf Äußeres wirkt: nämlich auf mein Volk, von dem ich selber ja ein Teil bin, dessen Leben ich ja mitlebe.

Ein Freund erzählte mir ein kleines Erlebnis aus Italien, das mich auf das tiefste bewegt hat. Er war auf dem Lande in der Familie eines Kleinbauern. Der Sohn war im Marokkanischen Krieg gewesen und wurde zurückerwartet. Er kam; und zur Feier versammelte sich die Familie und las die Göttliche Komödie.

Wir haben den Krieg verloren, dweil erartiges bei uns nicht geschieht, nicht möglich ist. Wir haben den Krieg verloren, weil wir keine Nation sind. Nicht die zehnfache Übermacht, nicht die Feindschaft der ganzen Welt hat uns besiegt, sondern wir sind in uns selber zusammengebrochen, weil wir nicht wußten, was wir wollten.

Nur der Dichter kann ein Volk zur Nation machen, nur er kann einem Volk sagen, was es will, denn nur in ihm nimmt das dunkle Gefühl, der unbestimmte Trieb des Volkes Form und Gestalt an.

Wir sind heute ebensowenig eine Nation, wie wir es in unserer klassischen Zeit waren. Als der Reichstag einen Beschluß gegen die Besetzung durch schwarze Truppen, gegen die tiefste Schändung des deutschen Volkes fassen wollte, stimmten die Unabhängigen dagegen. Wir werden diese Schmach, Deutschen von Deutschen angetan, immer brennend fühlen, wir können ja auch hoffen, daß nun bald das Maß der Gemeinheit und Niedertracht voll ist. Aber sicher ist ein solches Vorkommnis doch der klarste Beweis dafür, daß wir noch immer keine Nation sind.

Kann also ein Dichter da überhaupt etwas anderes schaffen, als was unsere Klassiker schufen?

Mir scheint doch, daß es möglich ist. Das Ideal unserer Klassiker ist zerbrochen. [? Wir möchten lieber sagen: Neudeutschland hat es nicht weiterzubilden vermocht. D. T.] Wir haben nichts mehr, an das wir uns halten könnten. Wir sind ein Haufen Sand, den der Wind weht, wie er will. Wir haben keinen Glauben, wir haben keine Dichtung, wir haben kein Vaterland, wir haben kein Volk, wir haben keine Ehre, wir haben nichts mehr. Nur der einzelne ist noch. Aber dadurch, daß nichts mehr da ist von Göttlichem und Menschlichem, das ihn an die andern binden könnte, hat er auch eine Freiheit, wie sie wohl selten Menschen früher hatten. Ich habe diese Freiheit stets gefühlt, wenn ich durch die Straßen unsrer Großstädte ging, an den Theatern vorbei, in welche sich die Menge drängte, ich habe stets gefühlt: Nichts verbindet mich mit diesem Pack. Heute, wo der erwartete Zusammenbruch gekommen ist und die Gemeinheit sich nackt und ohne Lüge spreizt, die damals wenigstens noch log, ist mir meine Freiheit deutlicher geworden als früher: die deutsche Nation ist in der Wirklichkeit nicht vorhanden, sie ist eine Idee.

Ich möchte auf eine Zeit und auf ein Volk hinweisen, wo alles, wenigstens dem äußern Anschein nach, noch verzweifelter stand als bei uns, wenn schon vielleicht die Volkskraft freilich nicht so von innen heraus verzehrt war — vielleicht; das kann man ja nicht wissen. Mitte des siebenten Jahrhunderts wurde das persische Reich von den Arabern erobert, ein arisches Volk von einem semitischen unterjocht. Die Perser waren ein Adelsvolk, ihre Nationalität ruhte also im Adel. Die Araber mordeten die vornehmen Perser und nahmen ihre Frauen und Töchter

in ihren Harem. Sie verboten die alte Religion und zwangen den Persern den Mohammedanismus auf, sie verboten die persische Sprache und vernichteten die Urkunden der alten persischen Geschichte und Dichtung. Den Persern war also alles genommen, was sie als Volk hielt: Gott, Sprache, Dichtung und Geschichte, und selbst ihr Blut wurde ihnen verfälscht. Nun, um die Mitte des zehnten Jahrhunderts wurde Firdusi geboren. Er hat in seinem Königsbuch den Persern eine Dichtung gegeben, aus welcher die Nation neu erstehen konnte. Das war möglich dadurch, daß er ganz frei stand und sein Volk in sich erlebte. —

Nun scheint es wohl ein dreistes Unterfangen, wenn ein Mann, der genau weiß, daß er ein Dramatiker ist, ein Epos dichten will. Denn dramatische und epische Begabung schließen sich aus. Das Wesentliche der Begabung ist das Temperament, und man hat entweder ein episches Temperament oder ein dramatisches.

Aber vielleicht wird hier der Begriff des Epischen zu eng genommen.

Wir denken bei Epos immer an Homer und machen uns nicht klar, daß das Homerische Epos nur eine Art Epos ist, und vielleicht noch nicht einmal die klassische.

Ich muß wohl weiter ausholen und an den Anfang setzen, was mir von den Kunstformen scheint. Ich halte sie für ewig und glaube, daß die wirklich vorhandenen Dichtwerke formal größere oder geringere Annäherungen an die ewigen Ideale der Formen sind.

Nun muß ich unbestimmt sprechen. Das Epos ist etwas Umfassendes, es stellt eine ganze Welt dar — die ganze Welt. Es kann deshalb nicht Form haben in dem Sinn wie das Drama oder die Novelle, denn diese stellen nur einen einzelnen Kampf, ein einmaliges Geschehen dar. Die Heimkehr des Odysseus und der Zorn des Achill sind begrenzte Vorwürfe.

Hat man schon daran gedacht, daß die Begrenzung hier gar keinen Sinn hat? Ein Drama rauscht in zwei Stunden — das ist für den heutigen Menschen die Dauer der Aufnahmefähigkeit — an uns vorbei, es ist ihm wichtig, daß in jedem Augenblick das Ganze vor unsern Augen steht, alle Fäden uns bewußt sind, denn es beabsichtigt ja doch, eine bestimmte Bewegung im Zuschauer zu erzeugen, die zuerst in flachem Bogen nach oben geht, dann steiler, dann sich eine kurze Zeit hält, und endlich steil abfällt in einem Bogen und mit Aufenthalten, welche die tiefere Besinnung über den göttlichen Sinn des Geschehens ermöglichen. Das Epos aber hören (oder heute: lesen) wir in einer Reihe von Tagen, wir brauchen keine allgemeine Spannung, denn wir fangen immer neu an; wir spüren sie auch gar nicht, wir wollen vom Vergangenen ein allgemeines, etwas verschwommenes Bild, vom Ganzen ein breites, umfassendes Weltgefühl ...

Am finnischen Nationalepos können wir die natürliche Form des Epos besser beobachten als bei Homer. Das Epos besteht aus einer Reihe von Episoden, die in sich eine aus einer leichten, nicht starken, dramatischen Spannung hervorgehende Form haben müssen und eigentlich gar nicht miteinander verbunden sind. Das Epos ist eine Aneinanderreihung von erzählenden Gedichten, die von denselben Menschen handeln oder sonst inhaltlich verbunden sind und aus derselben dichterischen Grundstimmung aufwachsen. Es glückt deshalb auch besonders Zeiten, wo die Menschen noch nicht individualisiert sind, so daß mehrere in gleicher Weise dichten und doch ein einheitliches Werk schaffen können, weil sie gleich fühlen, gleich empfinden und gleich denken ...

Die Germanen haben in ihrer Geschichte eine Zeit gehabt, wo sie die Möglichkeit des homerischen Epos hatten. Bei den Südgermanen scheint sich das Heidentum ja nicht voll ausgelebt zu haben, es wurde durch das Christentum vorher abgeschnitten; bei den Nordgermanen hat es sich ausgelebt zu der Form, welche das homerische Heidentum hat. Auch die Dichter gab es, welche den homerischen Dichtern entsprachen, es waren die Skalden. Sie haben auch Heldengesänge gedichtet; und mag man unsern Homer im wesentlichen in der homerischen Zeit gedichtet sein lassen, mag man seine Gestaltung zu dem, was wir heute haben, in die Zeit des Pisistratus legen: beides wäre doch auch bei den Nordgermanen möglich gewesen. Ich glaube, daß die rohe Form des Stabreims das verhindert hat. Schon bei Homer finden wir sehr viel Formelhaftes. Aber das ist in einer beweglichen Sprache, in einem beweglichen Vers, bei welchem in einer

Weise, die wir heute gar nicht empfinden können, das quantitierende Metrum über den in natürlicher Betonung gesprochenen Worten schwebt.

Die Germanen stießen das Wesentliche leidenschaftlich hervor, und vergaßen das Unwesentliche, indem sie die betonte Silbe durch den Stabreim noch heraushoben, indem womöglich die Zuhörerschaft diesen Stabreim mitbrüllte. Eine solche Dichtung ist nur in der allerhöchsten Erregung, also nur ganz kurze Zeit natürlich, sie ist fast selber Naturlaut und nicht Dichtung; und wenn da nun etwas Längeres gedichtet wird, dann kommt ganz notwendig Formel, Leere und Meistersingertum. Es ist doch kein Zufall, daß unsre Vorfahren den Stabreim aufgaben.

Homer hat das griechische Volk geschaffen; ohne ihn wären nur Dorer, Jonier und Äolier gewesen. Wenn unsre Vorfahren eine Homerische Dichtung gehabt hätten, dann wäre das Schicksal des deutschen Volkes anders gekommen. Es lag an der Sprache. Aber in der Sprache ist zuletzt immer das Schicksal eines Volkes beschlossen.

Ich habe nun eine Erklärung dafür gegeben, daß ich als Dramatiker mich an eine epische Dichtung wage, und an eine epische Dichtung, die solche Absichten hat, wie ich andeutete. Dabei bin ich schon auf die Fragen von Sprache und Vers gekommen.

Am Anfang unsrer klassischen Dichtung steht Klopstocks Messias. Der Hexameter ist nach ihm von allen unsern großen Dichtern angewendet, in höchster Meisterschaft zuletzt von Mörike in seinem Idyll vom Bodensee. Mörike hat in der Tat das Unglaubliche fertig gebracht, daß der Hexameter fast wie ein deutscher Vers klingt: aber wer ganz genau zuhört, der wird selbst bei Mörike doch immer noch etwas Unorganisches spüren. Mag es davon kommen, daß der Hexameter berechnet ist auf den Gegensatz von Betonung und Maß, so oder so ist der deutsche Hexameter ein Unding. Wer deutschen Gefühlsgehalt in ihm ausdrücken will, wird sich nie wahr, leidenschaftlich, tief, streng, auch nicht leicht und spielend ausdrücken können, er wird stets dahinwandeln wie der gutgedrillte Soldat mit der hänfenen Halsbinde.

Der deutsche Knittelvers ist unsrer Sprache angemessen und aus ihr entstanden. Er hat sich aus dem Vers der Nibelungenstrophe entwickelt. Aber er ist sehr selten von guten Dichtern behandelt und hat von der bänkelsängerischen Gemeinheit, zu welcher er herabgesunken war, zu viel beibehalten. Er scheint mir auch zu kurz, wie mir andrerseits der Nibelungenvers, dessen Hälfte er ja ist, zu lang scheint. Nun hat sich der fünffüßige Jambus vom Drama her immer mehr Raum in unsrer Dichtung erobert, ganz von selber, wahrscheinlich doch, weil er uns natürlich ist; und gleichfalls von selber hat er durch freiere Behandlung sich zu etwas entwickelt, das man als fünffüßigen veredelten Knittelvers bezeichnen könnte. Dieser Vers schien mir für meine Aufgabe sehr geeignet zu sein; er schmiegt sich von selber dem Inhalt an, er geht in jedem Tempo, er drückt Gefühlsbewegungen in sehr feiner Weise aus, er ist mannigfaltig, und er betont gerade hinreichend, nicht zu viel (wie etwa der Alexandriner) und nicht zu wenig (wie mir die Sloka scheint) das Versmäßige, Höhere und Jenseitige; er muß für uns ähnlich wirken, wie für die Griechen (nicht für uns) der Hexameter; wenn wenigstens noch der Reim dazu kommt.

Ohne Reim würde er sich zu wenig von einer sogenannten gehobenen Prosa unterscheiden.

Ich habe mir eine Strophe zurecht gemacht, von der ich glaube, daß sie einerseits das Reimgeklapper verhütet, indem sie Mannigfaltigkeit der Reimverschlingungen erzeugt, andrerseits doch nicht das Epos in einzelne kleine Stücke zerreißt.

Die Engländer haben etwas wie ein Nationalepos in den Shakespeareschen Königsdramen. Unsere Romantiker fühlten, wie an andern Stellen, so auch im Nationalen die Schwäche unsrer klassischen Dichtung. Aber sie hatten keine großen Dichter unter sich. So haben denn in der romantischen Zeit einige armselige Schächer versucht, aus unseren Kaisern etwas zu machen, das den Shakespeareschen Königsdramen ähnlich war. Es konnte nicht glücken, abgesehen von der dichterischen Unzulänglichkeit der Männer von Raupach über Grabbe bis zu den letzten Nachzüglern in der Oberlehrerdichtung der achtziger Jahre, weil man sich die Aufgabe ganz falsch gestellt hatte, weil man die Form der Shakespeareschen „Historien“ gar

nicht verstanden hatte. Aus jener Zeit aber stammt das Vorurteil, daß die deutsche Kaisergeschichte dichterisch nicht verwendbar sei.

Sie ist die dichterisch bedeutendste Geschichte, die es im Mittelmeerkulturkreis überhaupt gibt, denn in ihr gehen alle Kämpfe und alle großen Ideen der Menschheit vor sich, sofern sie sich im geschichtlichen Leben äußern. Die englischen Könige sind nichts als eine Horde roher Menschen, welche durch ihre mehr oder weniger niedrigen Leidenschaften hin- und hergezogen werden; die deutschen Kaiser sind in einer geschichtlichen Lage, daß selbst ein Niedriger unter ihnen immer um die höchsten Dinge kämpfen mußte....

Von den deutschen Völkern waren am meisten unberührt von dem römischen Verderben die Sachsen geblieben; erst durch Karl den Großen wurden sie in die untergehende Welt einbezogen; aber glücklicherweise hatten sie damals bereits genügende innere staatliche Festigkeit, vielleicht nützten ihnen auch die beständigen Slawenkriege, die sie nicht zur Ruhe kommen ließen. Die Sachsen lebten bäuerlich einfach in drei Ständen: den Adligen, den gewöhnlichen kleinen Bauern und den Hörigen. Der Adlige war wirtschaftlich nur ein Großbauer, sein Vorrang ruhte im Sittlichen, das sich, wie das Sittliche im Staatlichen ja eine äußerliche Form haben muß, in der Abstammung äußerlich kundgab. Mit andern Worten: die Sachsen hatten einen wirklichen Adel.

Solcher bäuerlicher Adel gibt die beste Schule für einen wirklichen Staatsmann ab: der Wille wird gestählt im wirtschaftlichen Kampf mit einer kargen Natur und freiheitlich gesinnten Dienern; der Verstand durch die Bauernarbeit, die ehrenamtliche Verwaltung und Rechtsprechung; damit wird auch das nötige Wissen, nämlich Kenntnis der Menschen und Fähigkeit, sie zu behandeln, erworben; und in den jahrhundertealten Verhältnissen, deren Andenken sich lebend erhält, wird adelige Gesinnung erzeugt: auf Rechtschaffenheit ruhende Vornehmheit und edle, vernünftige Ruhmbegier.

Die Ludolfinger muß man sich aus solchen Verhältnissen emporgewachsen denken. Durch Höherzüchtung von Jahrhunderten hatte sich hier ein edles Geschlecht bilden können, das seiner Aufgabe gewachsen war, als die Zeit es verlangte. Die Vorherrschaft des Geschlechtes unter den Sachsen muß auf dem großen Eigenbesitz geruht haben; wie denn kluge Völker sich nie werden von schwätzenden Habenichtsen leiten lassen, sondern als Befähigungsnachweis von ihren Herrschern verlangen, daß sie Eigenes haben und verständig verwalten.

Als Heinrich der Vogler zum König gewählt wurde, da war die Lage des christlichen Wes europas verzweifelt. Außer den heidnischen Reichen des Nordens war nur Sachsen in Ordnun In Bayern und Schwaben kämpfte die weltliche Gewalt mit der geistlichen, das Lothringis Reich, unglücklich gebildet — noch heute erleben wir am deutschen Elsaß, das die Franzo herrschaft der Freiheit vorzog, an schurkischen Landesverrätereien am Rhein die letzten Fol dieser Bildung — schwankte unentschieden zwischen Frankreich und Deutschland. In Frankr drängten und drückten die Normannen, in der Provence die Araber; in Italien machten Araber Fortschritte, indessen die einheimischen Fürsten den Bürgerkrieg zum politischen Sy erhoben hatten; das Papsttum war tief gesunken, mit ihm die Kirche überall, außer in Sa und außer dem kleinen Punkt von Cluny; es war ebenso unsittlich, wie die weltlichen Gewa und diese Völker alle mußten dann noch die beständigen Raubzüge der Ungarn erdulden, u noch ganz in der Art des Dschinghis-khan vor sich gingen.

Als Otto der Große starb, war Deutschland national geeinigt und war der Anfang Begründung eines deutschen Nationalgefühls gemacht; gehörten Oberitalien zu Deut und verschiedene slawische Länder, die sich eindeutschten; und war der deutsche Kaiser sittliche oberste Herr Westeuropas anerkannt, der das Papsttum und die Kirche zum Bes gesamten Christenheit leitete. In der Folge kamen noch Süditalien und Sizilien dazu, sich Deutschland im slawischen Osten weiter aus. Dann brach in der Mitte des dreiz Jahrhunderts dieses Gebäude zusammen.

Wir müssen nicht Schuld und Fehler suchen wollen, wie die Menschen ja so leicht tun. Wer Geschichte verstehen will, der soll nicht schulmeistern und sich einbilden, daß er in seiner Studierstube es besser gemacht hätte als der König auf seinem Thron. Wir haben in jenen Jahrhunderten eine Reihe großer Männer gehabt, wie selten ein Volk hatte; diese Jahrhunderte stellen ein natürliches geschichtliches Geschehen dar, das selten so klar und ruhig ablief, selten so bedeutende und edle Männer zu Trägern hatte...

Als das deutsche Reich drei Jahrhunderte nach seiner Bildung zusammenbrach, folgten andere drei Jahrhunderte, in denen das deutsche Volk seinen Charakter völlig verändert hat und eine neue, eigenartige Gestaltung seiner staatlichen Zustände suchte. Sie zeigen nicht mehr große Herrschernaturen, sie haben ein **Bürgertum** geschaffen, das einzig in seiner Art ist, das selbst heute noch, wo es von oben und unten und innen zerfressen ist, doch das Wertvollste von Menschenklasse im heutigen Europa vorstellt. In diesem Bürgertum aber schlummern auch die Möglichkeiten der Kaiserzeit; denn alles, was im Volk einmal war, lebt noch in ihm. Der Kaiserzeit, versteht sich, vom tüchtigen, nüchternen Begründer zum großen Schöpfer, dem begeisterten Heiligen, den tragischen Kämpfern, den heitern Dichtern bis zum freiesten Ungläubigen. Alles schlummert im Deutschen von heute. So ist der heutige Deutsche vielleicht der reichste Mensch, den die Welt je gesehen hat — versteht sich, der Möglichkeit nach.

Der Möglichkeit nach sind wir methodisch und leidenschaftlich, wissenschaftlich und tragisch, lenkbar und wild, friedlich und kriegerisch, dumm bis zur Unmöglichkeit und klüger als alle die Völker, die sich so viel klüger benehmen als wir; wir sind vor allen Dingen dem übrigen Europa unheimlich, und noch jetzt, in unsrer Ohnmacht, gefesselt an Händen und Füßen, sind wir unsern Erbfeinden, den Franzosen schrecklich. Jetzt, in unsrer Schmach, werden wir noch Einiges lernen, das unsrer Vielseitigkeit noch fehlte: vor allem die heilige Unbedenklichkeit.

Wir werden schon wieder aufstehen; unsre Zeit war noch nicht, sie wird erst noch kommen.

Paul Ernst



Der Dichter Rudolf Paulsen

Rudolf Paulsen ist der Sänger der wunderbaren Melodie des Lebens, wie sie seit Walther von der Vogelweide von allen wahrhaft Berufenen gesungen wurde. Und schon darin, wie Paulsen die Natur, den Frühling und Herbst, den Winter und die Einsamkeit, wie er die Liebe singt, wie ihm Mystisch-Religiöses im Rhythmus des Erlebens Lied wird, wäre sein spezifisch-deutsches Wesen, darin ich vor allem seine Bedeutsamkeit für unsere und kommende Zeit sehe, zu erkennen. Aber er ist mehr als Sänger: Rudolf Paulsen hat — und in diesem Hinweis sehe ich sehr wesentlich den Zweck dieser Arbeit — **das Gewissen des deutschen Wesens**. Er hat es in seiner leidenschaftlichen Hingabe zum Leben, in seiner Sehnsucht zu wahrem religiösem Sein, das Kosmische ist der unendliche Bezirk seines Daseins, und indem er schöpferisch lebt, formt sich das in seiner Dichtung, was uranfänglich und immerfort das Deutsche ist. Damit man ihn aber nicht irrtümlich verkleinert: Er gehört nicht zu der neuerlich wichtig erscheinenden Gruppe der Literatur, deren Deutschtum sich in der Bevorzugung von Stoffen bemerkbar macht: Es kommt auf die **Seele** an, auf den Menschen, der Stoff ist belanglos. Es weiß niemand, was deutsch ist — er lebe und gestalte schöpferisch aus seinen Urinstinkten — das deutsche Wesen ist hernach „geworden", es hat sich ergeben aus ihm selbst und ist auch aus der Dichtung, aus der Kunst immer neu zu formulieren. Rudolf Paulsens **philosophische Grundbestimmung** —: Ob da Ererbtes von dem Vater Friedrich, dem früheren Professor der Berliner Universität, wesentlich tendiert, kann uns belanglos sein: Es ist für uns die Tatsächlichkeit des Menschen als Mittelpunkt einer Welt gegeben, darin das Große wie

Kleine gleicherweise groß ist. Das Erlebnis des Kindes wie der keimenden Bohne sind gleicherweise immer Probleme der Unendlichkeit. Die Resonanz gibt den Klang der singenden Geige, gibt dem Ton die Güte, Farbe und Gestalt. Und aus der Abgründigkeit der Seele werden die religiösen Mythen dichterischer Formung — aus der denkerischen Prädestination wird die Schärfe der Formulierung, wird die Neuheit des sprachlichen Ausdruckes — — wird immer wieder neu Rhythmus und Vollklang spezifisch deutscher Sprache. Es ist selbstverständlich, daß die Individualität des groß-geistigen Menschen selbst in den zartesten Subtilitäten des kleinsten Gedichtes erkennbar ist, vor allem dann, wenn die lyrische Form bis in ihre letzten individuellen Möglichkeiten erfüllt ist.

Man prüfe Paulsens Bücher daraufhin: Man wird wenige Lyriker finden, die in der Identität von Vokalisation und Bild (Gedanke), in der Ausdruckskraft des Klangs der Endreime so durchaus vollendet, so spezifisch subjektiv ausgeprägt sind. Diese Überzeugung kann man nicht mit wenigen Beispielen geben, man greife zu diesen Büchern, die seit 1910 im Charon-Verlag (Berlin-Lichterfelde) vorliegen. Man erkenne schon in den ersten „Töne der stillen Erinnerung und der Leidenschaft zum Kommenden", „Gespräche des Lebens" (diesem Buch mit dem beglückend sachlichen, anspruchslosen und doch verheißenden Titel) die Entwicklung des Dichters vorgezeichnet. „Lieder aus Licht und Liebe", das Buch, da die Erlebnisse Ehe und Kind kosmisch geweitet, in dem die religiösen Lieder Novalis'scher Schönheit sind. „Im Schnee der Zeit", „Und wieder geh' ich unruhvoll", sind die letzten eben erschienenen Bücher, die sowohl in den Liebes- wie Naturgedichten, in den großen Anschauungen solcher Gestaltungen wie „Mutter", „Nietzsche", ... von großer ethischer Wucht sind und künstlerisch auf seltener Höhe stehen.

Wie schon angedeutet, ist es mir in diesen Zeilen um den Hinweis auf die deutsch-religiös-ethische Bedeutung Paulsens zu tun. Das Problem der Erotik ist in den Liedern immer ins Geistige gestellt, das nimmt ihnen nichts von der Wirklichkeit, es gibt ihnen aber in aller Sinnenseligkeit jene edle minnesängerische Wahrheit, Herbheit wie Süße ... es schließt alles verkleinernd-Idyllische aus, gibt ihnen die umfassende Weite, sei nun das Thema wie es wolle: Immer gibt die Sprache das in ihr Schwingende, Erlöste, — — immer gibt das letztlich religiöse Wesen des Dichters in allen den Liedern, auch den Natur- und Landschaftsgedichten den Ausschlag.

Erwähnen noch muß ich die umfangreiche Dichtung „Christus und der Wanderer" (Nietzsche), die, in einem Charon-Heft 1920 erschienen, im eigentlichen das Problem des Lebens an sich gestaltet. Christus und Nietzsche, die beiden Pole des Lebens, die in der umfassenden Einheit des Vaterwillens, „unverletzbar im Größeren" liegen. In einer Broschüre (und immer wieder in den Büchern) setzt Paulsen sich in seiner philosophisch-klaren darstellerisch einfachen Weise auseinander mit der Frage der Wiederkunft des Gleichen oder der Aufwärtsentwicklung. Die spiralige Höherentwicklung ist ihm der Sinn des (allerdings nicht kirchlich-dogmatischen) Christentums. Aus Nietzsches Leben hat die Zeit eine ethoslose „Karussellphilosophie des Bauches" gemacht, denn wenn im Gegensatz zu Gut und Böse alles gut ist, kann ja das Gute auch schlecht sein, zumal sich dieses Dasein ja doch immer wiederholt. Er greift hier wie wenige aus sicherem Instinkt in die Verhältnisse der gegenwärtigen Nachkriegszeit, da mehr als bisher Kirche und alles Kultur-sein-Wollende unter dem Zwang des Materialismus stehn, da alles Ware, Allgemeinbildung ist in der Zeit des rationalen Prinzips und des staatlichen Steigleitersystems. Aber was hier gesagt ist, das ist schon 1912 in Gedichten so klar formuliert, daß es gewissermaßen der Nachweis für die prophetische Gabe vielleicht jedes tiefen schöpferischen Menschen sein kann: Diese klare Vorauserkennung der Katastrophe, die wir seit 1914 erlebten, könnte der Beweis sein für das, was ich bezüglich Paulsens deutschem Wesen und Gewissen, bezüglich der besonderen deutschen Bestimmung Paulsens, der zugleich die Gabe der dichterischen Formung hat, zu Anfang sagte.

Der Prophet ist nicht Wahrsager, er ist nur, der aus rassischen Instinkten hingegeben lebt, der intensiver Lebende, der inbrünstig die Wahrheit Wollende. Man lese Paulsens „Stern-

schuppen und Höllenfackeln", in denen er allem Pretentiösen, allem Scheinsein der Wissenschaft, Kirchen und Schulen entgegentritt, allem Snobismus und Oberflächentum, allem Ästhetentum der Kunst, allem was im Namen des Deutschtums undeutsch ist, im Namen der Religion unchristlich ... Man lese seine Dichtungen „Stadtgesicht", „Nächtliche Predigt" (die in eigenartiger Vorbedeutung gerade vor Ausbruch des Weltkrieges erschienen) um die Einstellung dieses Menschen auf das urdeutsch Seelisch-Wahre zu bestaunen und wie er in einer Zeit maßloser Verwirrung die Sicherheit hat zu einer verantwortungsschweren Kritik, durch die er ganz gewiß nicht der Freund derer werden konnte, denen diese Zeit recht war ... Es ist bis heute nichts gebessert in den geistigen Verhältnissen des sogenannten Deutschland: Es wird langsam aus den Tiefen der Not und Besinnung besser werden.

Denjenigen aber, die es wissen, daß Deutschland nur aus dem geistigen Sichwiederfinden des Einzelnen genesen kann, sei dieses große Werk eines bisher einsam lebenden und schwer kämpfenden Dichters, dessen kritische Aufsätze und Novellen in allen Zeitungen gedruckt werden, dessen Wesentlichstes, seine Lyrik aber bis heute einsam blieb, empfohlen. Nicht modern ist Paulsen in Stoffen oder irgendwelcher gängigen Form. Er ist neuschöpferisch, prägnant eigenartig durchaus — — und was sein Werk immer, modern im besten Sinn, wieder aus sich selbst beweist: Treu ist er im Tiefsten und echt — so daß die Form seiner Dichtung keine Vorbilder hat aber verwandt ist allem, was aus Notwendigkeit drängenden Menschentums, was aus Liebe und Berauschtsein des Lebens aus großem dichterischen Können zugleich (das immer verfeinerte Seelorgane bedeutet) Form geworden ist: Form von innen heraus.

Einige Verse von Rudolf Paulsen mögen meine Worte ergänzen.

Erich Bockemühl

* * *

Und wieder geh' ich unruhvoll,
Ich weiß nicht, was ich suchen soll.
Ach keine Liebe je wo ist,
Die sich entrinn', die sich vergißt.

Ich hab' dir soviel Lieb gesagt,
Ich hab' dir soviel Leid geklagt,
Ich hab' dir soviel Lied gegeigt,
Das nun in mir gepeinigt schweigt.

Und doch nicht völlig schweigen will ...
Es lebt und bebt und sucht sich still,
Bis es sich auf die Schwingen hebt
Und meiner Seele flugentschwebt.

Und weiß nicht, wo es landen darf ...
Der Wind der Welt ist kalt und scharf.
Mein Lied nach dir, ich fühl' es tief,
Daß es noch immer nicht entschlief.

Es ist kein Falter, Vogel nicht,
Es ist ein sehnliches Gedicht,
Ein Schmerzensschrei, ein Ruf aus Not,
Ein Herzenstropfen blut und rot.

Rudolf Paulsen

Heimliche Stunde

Laßt in den Abend uns gehen,
Liebende, lachende Frauen!
Laßt in die Sterne uns sehen
Und in die Mond-Auen schauen!

Die Luft ist voll Violinen,
Die Erde atmet Arom,
Wir gehen von Strahlen beschienen
Im weihrauchduftenden Dom.

Dolce und Moll sind die Klänge,
Wiegend schwingt weicher Gesang,
Unter dem Nachtblaugehänge
Schreiten wir rhythmischen Gang.

Orgel des Frühlings erklingt schon
Leise im schmelzenden Wind,
Stimme vom Himmel bringt schon
Kunde, wie selig wir sind.

Trunkene nächtliche Geigen
Singen im schwebenden Blut,
Und wir wissen im Schweigen:
Seelen sind wir und gut.

Rudolf Paulsen



Gedanken über Pfitzners „Palestrina"

Kunst ist Allgegenwart. Zeit und Raum sind im schöpferischen Zustand überwunden. Wir sind, solange dieser Zustand über uns Macht hat, nicht mehr in dem beunruhigenden Flusse der Zeit, nicht mehr in dem beengenden Banne des Raumes; wir sind nicht mehr Geschöpf, sondern Schöpfer. Wir sind Liebende, Zeugende, Schaffende, Gehilfen der Gottheit.

Schon diese einleitenden Akkorde deuten an, daß ich mit Thomas Manns Randglosse zu Hans Pfitzners „Palestrina" nicht recht übereinstimme. Der geistreiche Plauderer und fein abgestimmte Erzähler hat dort als Leitmotiv sein eigenes Wort verwendet: „Sympathie mit dem Tode". Er nennt das „romantisch". Er deutet den ganzen Pfitzner wesentlich aus der romantischen Ecke, wie das auch Konrad Wandrey im Übermaß tut (Leipzig, Haessel). Ich erlaube mir eine andre Einstellung vorzuschlagen.

Wer sich mit der Partitur von Pfitzners „Palestrina" beschäftigt, der möge auch dies unterhaltsam sich einfühlende Schriftchen von Thomas Mann (Berlin, S. Fischer) in die Hand nehmen. Es ist ein reizvoller Nachhall des Werkes in der Seele eines Nachbarkünstlers, im sinnvoll betrachtenden Schriftsteller: Hans Pfitzner widergespiegelt im Zeitgenossen Thomas Mann.

Darin erzählt der Prosaiker eine scheinbar das Letzte und Tiefste beleuchtende Gesprächsepisode mit dem Tonkünstler:

„An einem Sommerabend zwischen der zweiten und dritten Palestrina-Aufführung unterhielt man sich, auf einer Gartenterrasse sitzend, über das Werk, indem man es, was nahe liegt, als Künstlerdrama und als Kunstwerk überhaupt mit den ‚Meistersingern' verglich; man stellte Ighino gegen David, Palestrina gegen Stolzing und Sachs, die Messe gegen das Preislied; man sprach von Bach und der italienischen Kirchenmusik als stilisierenden Kräften. Pfitzner sagte: ‚Der Unterschied drückt sich am sinnfälligsten in den szenischen Schlußbildern aus. Am Ende der Meistersinger eine lichtstrahlende Bühne, Volksjubel, Verlobung, Glanz und Gloria; bei mir der freilich auch gefeierte Palestrina allein im Halbdunkel seines Zimmers unter dem Bilde der Verstorbenen an seiner Orgel träumend. Die Meistersinger sind die Apotheose des Neuen, ein Preis der Zukunft und des Lebens; im Palestrina neigt alles zum Vergangenen, es herrscht darin Sympathie mit dem Tode.' Man schwieg; und nach seiner Art, einer Musikantenart, ließ er seine Augen schräg aufwärts ins Vage entgleiten. Es ist nicht ohne weiteres verständlich, warum das letzte seiner Worte mich so sehr erschütterte und erstaunte. Nicht daß es mir sachlich überraschend gekommen wäre; es war ja vollkommen an seinem Platze. Was mich so sehr betroffen machte, war die Formulierung: ‚Sympathie mit dem Tode' — — ich traute meinen Ohren nicht. Das Wort war von mir. Vor dem Kriege hatte ich einen kleinen Roman zu schreiben begonnen, eine Art von pädagogischer Geschichte, in der ein junger Mensch, verschlagen an einen sittlich gefährlichen Aufenthaltsort, zwischen zwei gleichermaßen schnurrige Erzieher gestellt wurde, zwischen einen italienischen Literaten, Humanisten, Rhetor und Fortschrittsmann und einen etwas anrüchigen Mystiker, Reaktionär und Advokaten der Anti-Vernunft, — er bekam zu wählen, der gute Junge, zwischen den Mächten der Tugend und der Verführung, zwischen der Pflicht und dem Dienst des Lebens und der Faszination der Verwesung, für die er nicht unempfänglich war; und die Redewendung von der ‚Sympathie mit dem Tode' war ein thematischer Bestandteil der Komposition. Nun hörte ich sie wörtlich aus dem Munde des Palestrina-Dichters. Und ohne jede Pointierung, durchaus improvisationsweise, wie es schien, und nur eben um die Dinge beim rechten Namen zu nennen, hatte er sie hingesprochen. War das nicht überaus merkwürdig? Um sein pathetisch-musikalisches Werk recht gründlich zu kennzeichnen, war dieser bedeutende Zeitgenosse mit genauer Notwendigkeit auf eine Formel meines ironischen Literaturwerks verfallen. Wieviel Brüderlichkeit bedeutet Zeitgenossen-

schaft ohne weiteres! Und wieviel Ähnlichkeit in der Richtung der geistigen Arbeit ist nötig, damit zwei fern voneinander, in ganz verschiedener Kunstsphäre lebende Arbeiter im Geiste sich, äußerlich zusammenhanglos, auf das gleiche Wortsymbol für ganze seelische Komplexe einigen."

Das Wort „Sympathie mit dem Tode" bleibt fortan Manns Leitmotiv; das Heftchen schließt damit. Aber bedenklich taucht in dem eben mitgeteilten Abschnitt fast unmittelbar daneben die andere Wendung auf: „Faszination der Verwesung". Ich muß gestehen: ich bin darüber erschrocken. Eigentümlich beleuchtet sich von hier aus des Verfassers Begriff vom „Tod" und von der „Romantik", in die er Hans Pfitzner ohne weiteres einsperrt. Er sagt ausdrücklich (S. 23), Pfitzners Dichtung „ist romantisch nicht nur als Künstlerbekenntnis, sie ist es viel tiefer hinaus ihrer seelischen Neigung, ihrer geistigen Stimmung nach; ihre Sympathie gilt nicht dem Neuen, sondern dem Alten, nicht der Zukunft, sondern der Vergangenheit, nicht dem Leben, sondern —". Mit einem Gedankenstrich bricht der Verfasser der „Buddenbrooks" ab; er zaudert plötzlich; er meint den Tod, will aber das Wort nicht aussprechen. Und er hat recht, zu zögern, gleichsam vor seinem eignen Gedankengang zu erschrecken: denn er ist auf irrigem Wege. Und hier setzen wir ein.

Es ist nicht richtig, es ist nicht der Tod, der als Wortsymbol hierher paßt, und worin sich gleichsam das Letzte und Höchste ausdrückt, oder aus dem gar Palestrinas „höchstes Werk hervorgeht". Es müßte denn sein, daß vor allem einmal dieses bedeutsame Wort „Tod" in das ganze großartige Licht des ihm innewohnenden Mysteriums gerückt werde. Geschieht dies? Davon ist weder hier noch in desselben Verfassers Novelle „Der Tod in Venedig" irgendwo die Rede. Thomas Mann ist doch wohl näher beim weltmännischen Skeptizismus eines Hofmannsthal als bei einem Novalis und dessen ergreifend tiefen „Hymnen an die Nacht". Von Hardenberg und von manch anderem Seher und Sager wissen wir und fühlen es von innen her bestätigt: „Im Tode ward das ewige Leben kund". Erst hinter dem „Stirb" eröffnet sich das wahre „Werde". Also ist es eben nicht der „Tod", sondern vielmehr das erweiterte Leben, der schöpferische Geist, dessen weltschaffendes Licht hinter dem sichtbaren Dasein wirkt, dort wo die „Mütter" wohnen, wo der Urquell aller schaffenden Kräfte rauscht. Die Verbindung mit diesem Geheimnis hatte der dürr und leer gewordene Meister Palestrina aus dem Gefühl verloren (wie sein Schöpfer Hans Pfitzner selber, der in längerer Pause nach den beiden ersten Musikdramen sich hart mit dem äußeren Leben herumschlug). Darum war Palestrina „trübe" geworden. Nun aber quillt es wieder; und es ist tiefsinnige Symbolik, daß ihm nun die Geistgestalt seiner dahingeschiedenen geliebten Gattin und der vorausgegangenen Meister ebenso erscheint wie die reizende Schar der hilfreich aus der Ewigkeit hereinquellenden Engel. Das Jenseits hat sich wieder aufgetan. Denn alle Kunst quillt aus Brunnen, die jenseits der Vernunft und des äußeren Lebens lebendig sind. Man spricht so tiefwahr vom „Besuch der Muse" und empfindet diesen Besuch als Gnade, eben weil er dem verständigen Tageswillen oder dem Befehl von außen ebenso unerreichbar ist wie der heilige Gral — oder wie die Sterne für die Augen am Mittag.

Wir ertappen also hier Meister Thomas Mann auf einem bedenklichen Rationalismus. Faszination der Verwesung? In solchem Zusammenhang? Schrecklich! Wir sagten gleich eingangs: Kunst ist Allgegenwart. Tod und Leben sind nicht mehr durch Klüfte getrennt; ein übergeordnetes Leben kosmischer Art hat sie beide verbunden und einen dritten Zustand geschaffen, der Erdenform und Himmelslicht zugleich umfaßt. Im Zustand der überquellenden Liebe erreichen wir diese glückliche Lebenssteigerung. Liebe in all ihren Formen — ob Zeugung oder Schöpfung, ob Freundschaft, Güte oder anmutige Herzlichkeit — Liebe ist ein Überquellen über den Tag und seine Sehweisen hinüber, ein Über-die-Ränder-Fließen, wobei sich der frei gewordenen, fliegenden, seligen Menschenseele der bezeichnende Wunsch auf die Lippen drängt: „Ach, daß es ewig so bliebe!" Liebe, Schöpfertum, Ewigkeit

gehören zusammen. Wir haben Grund zu vermuten, daß auch der Tod ein Frei-Werden, eine Erweiterung, eine Beseeligung bedeutet und mit der Liebe verwandt ist, eine Geburt: da wir hinüber geboren werden in den geistigen Zustand.

So deuten wir das Schöpfertum. Dies ist zugleich Frömmigkeit. Mit Recht macht auch Thomas Mann darauf aufmerksam, daß Palestrinas erste Worte zu den Schülern mit der Mahnung schließen: „Seid fromm und still!" Und mit ähnlicher gehaltener Glut und schöner Frömmigkeit, aus der zugleich das himmlische Wohlbehagen künstlerischer Vollendung strahlt, schließt das ganze Werk mit den wundervollen vier Gebets-Zeilen:

„Nun schmiede mich, den letzten Stein
An einem deiner tausend Ringe,
Mein Gott, — und ich will guter Dinge
Und friedvoll sein."

Es ist ein äußerst feinsinniger Zug in der Architektur dieses künstlerischen Gebildes, daß die Meister ihren Schützling just im Hochmomente des Schaffens der Messe auf dasselbe Endziel hinweisen (S. 31):

„Wenn du dein ganzes Bild aufweist,
Wenn dein' Gestalt vollkommen,
So, wie sie war entglommen
Vom Anbeginn im Schöpfergeist:
Dann strahlst du hell, dann klingst du rein,
Pierluigi du,
An seiner schönen Ketten
Der letzte Stein."

So sprechen die tieferen, die seelischen Stimmen, die Stimmen der Meister zu dem — seinem Tagbewußtsein nach — skeptisch widerstrebenden und fragenden Meister, der überall nur Sinnlosigkeit sieht.

Es ist nichts anderes als die tiefste Weisheit der germanischen Mystik und aller esoterischen Frömmigkeit überhaupt: in uns wartet ein Bild, das während des Erdenlebens herausgestaltet werden soll als der Sinn unseres Daseins. Das ist es, was die Geister in das nicht ganz glückliche, aber vielleicht absichtlich an die Schule erinnernde Wort zusammenfassen: „Dein Erden-Pensum schaffe!"

Romantik? Rückschau? Mittelalter? Nein, nein, liebe Freunde! Das ist ja alles nur Form und Mittel! Es ist der Durchbruch zum Reinmenschlichen. Es handelt sich hier um das Schöpfertum schlechthin. Nochmals: Palestrina ist „trüb" nicht aus Rückschau, sondern weil er die Verbindung mit den kosmischen Schaffensmächten verloren hat. Auch in der Liebe zu seiner Frau war er schöpferisch. Hier ist die Quelle seiner Wehmut und hier die Quelle seiner tiefen Bescheidenheit, die uns den Künstler so liebenswert macht. Denn er weiß, daß er als Liebender nur begnadetes Werkzeug ist, wenn er die Ehre hat, Ewiges in Form von Tönen in das Zeitliche einfließen zu lassen. Hat er dies Werk getan, so ist er „friedvoll und guter Dinge", denn er ist eingereiht in die Kette der Meister, der Schöpfer — d. h. des wahren Lebens.

Wo ist denn da „Rückschau"? Dies ist Emporschau. Es ist der Sinn unseres menschlichen Daseins auf diesem Planeten überhaupt. Jeder hat sein ihm ureigentümliches „Erden-Pensum" zu schaffen, und sei er auch nur jene tätige Waschfrau, von der Chamisso spricht:

„Und ich an meinem Ende wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich."

Zögernd, suchend, gleichsam wehmütig und unsicher beginnen die Quinten des Vorspiels (mit Quinten beginnt auch Beethovens Neunte, und es wäre reizvoll, das eine Lebenslied mit dem anderen zu vergleichen, sofern dort wie hier ein jubelnder Chor den Sieg bedeutet). Auch der „Arme Heinrich" setzt mit ein paar charakteristisch wehvollen Tönen ein und gibt sofort mit den ersten Takten eine bezeichnende Stimmung, die auf des Werkes Grundton einstellt. Alles ist innerlich. Wenn auch die sinnlichen Ausdrucksmittel nicht vernachläsigt sind, so darf man diese Opern dennoch alles in allem Seelendramen nennen. Es handelt sich um einen Sieg der Seele. Im jungfräulichen Kinde Agnes siegt die schöpferische Liebe, ebenso wie das Schöpfertum im reifen Meister Palestrina den Sieg gewinnt. So sind diese beiden Werke Seelendramen; und wir begrüßen es sehr, daß unsere Zeit, die so bitter notwendig Seele braucht, jetzt endlich ein Verhältnis zu Pfitzner findet. Nicht umsonst heißt des Meisters neuestes Werk „Von deutscher Seele".

Thomas Mann erinnert in dem vorhin mitgeteilten Abschnitt an eines seiner eignen Werke, um seine Deutung von Pfitzners Meisterschöpfung zu erläutern. Ich darf im Sinne meiner andern Auffassung gleichfalls auf eine meiner Dichtungen vergleichend hinweisen: auf mein Wartburgdrama „Heinrich von Ofterdingen". Auch da muß der Schaffende durch Todesnähe und Demütigung leidvoll hindurch; aber das Werk entsteht dennoch und trotzdem: das Nibelungen-Lied. Ofterdingen schaut zum Schluß in die geheimnisvolle Ferne, von der lauten Fröhlichkeit um ihn her getrennt, wenn er auch den Siegerkranz im früh ergrauten Haar trägt: er hat die stolzen Nibelungenhelden sterben gesehen und hat dies Sterben geformt; er ist nicht mehr in der Zeit, er schaut aus dem Zeitlosen in den äußeren Festlärm, wie um Palestrina her das „Evviva" verhallt, ohne in seine innere Welt vorzudringen. Denn das Innerste des Schaffenden gehorcht eigenem Gesetz.

Als uns Pfitzner seinerzeit zu Straßburg in engstem Kreise den Text vorlas, hatte ich zunächst das Bedenken: mit dem ersten Akt, also mit der Schaffung der Messe, ist Handlung und Spannung zu Ende. Dies Bedenken schwang zwar bei der Aufführung nach. Der erste Akt wirkt in sich geschlossen, hoheitsvoll wie ein Mysterium, ja monumental, domartig, und kann jedem Fühlenden die Tränen ins Auge treiben. Und doch hat mich das übrige keinen Augenblick gelangweilt. Der zweite Akt, die geistvoll-ironische Schilderung der politischen Außenwelt, bildet nicht nur die breite Hinterwand, von der sich die Stille des ersten und dritten Bildes wirksam abhebt, sondern auch den vollbewußten Gegensatz zu jenen seelischen Geschehnissen. Man beachte, wie auch hier der Künstler bis zu dem entsprechenden Ende die Handlung steigernd durchführt: der erste Akt gipfelt im schöpferischen Schaffen, der zweite im Töten. Dort erklingt die Messe, hier knallen Schüsse. So scheidet sich das Seelenreich vom politischen Reich. Es ist uralter Gegensatz.

Man arbeitet in letzter Zeit viel zu einseitig mit den Begriffen „Gotik" und „Romantik". Kann man einen so formsicheren Künstler wie Pfitzner, einen Künstler der verhaltenen, beherrschten Glut, mit Haut und Haaren in die Romantik einsperren, bloß weil er mit ihr ein Grundelement der Sehnsucht gemein hat? Spiele man doch einmal hinter dem Vorspiel zu „Palestrina" die unvergrübelte Ouverture zu Webers „Euryanthe"! Das ist auch Romantik. Und wie kann man ihn neben den leidenschaftslos-frommen Eichendorff stellen (mit dem er das Seelenhafte gemein hat) und gegen Wagners andersartiges lebensstarkes Pathos ausspielen! Wandrey, der dies tut, konstruiert Tragik, spricht vom „Ende der Romantik", erniedrigt seinen Meister zum „Nachfahren" („Nie ist das Schicksal edlen Nachfahrentums ergreifender Gestalt geworden als in diesem Meister und in diesem Werk"). Unsinn! Das spenglert bedenklich. Wähle man bessere Worte! Wahre Kunst ist nicht „Rückschau", sondern sonntägliche Umschau oder Überschau. Verklärungskraft!

Man könnte bei so seelenvollen Ringern und Schöpfern wie bei Pfitzner von einer künstlerischen Gläubigkeit sprechen, wenn diese auch gegenüber der granithaften religiösen



Gläubigkeit alter Art, etwa unsres Bach, und gegenüber Bruckner gleichsam in der Luft schwebt. Er strebt die Vereinigung mit dem Göttlichen an; Bach oder Bruckner haben sie. Doch für diese wie für jene ist der Tod nur Pforte. Das ungeübte Auge schaut das „Nichts“, aber dem künstlerisch und religiös geöffneten Auge wird das All sichtbar. „In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden“, heißt es im zweiten Teil des „Faust“, wo vom Bezirk der schaffenden „Mütter“ die Rede ist. Mephisto schaut ein Nichts, wo der beseelte Faust eine Welt voll wogenden Lebens ahnt.

Es ist immer wieder das köstliche Amt des Künstlers, aus jener wogenden Welt hinter dem „Tode“ Töne, Gestalten und Gedanken herüberzuschmeicheln in die Zeitlichkeit. Denn wir dürfen die Verbindung mit dem Ewigen nicht verlieren, in dessen Odem doch zuletzt unser Tiefstes lebt. Der wahre Künstler übt keine Rückschau, sondern Ewigkeitsschau.

Einen Hauch des Ewigen haben wir auch in Pfitzners „Palestrina“ vernommen. Wir danken dem Künstler.

* * *

Die obigen Gedanken waren bereits niedergeschrieben, da stieß ich in einem beachtenswerten Buche — in der neulich erschienenen „Deutschen Dichtung in neuer Zeit“ von Friedrich von der Leyen (Jena, Diederichs) — plötzlich gleichfalls auf das fatale Wort „Sympathie mit dem Tode“. Und wieder hart daneben der Name Pfitzner! Der Kölner Literarhistoriker würdigt dort ausführlich den Erzähler Thomas Mann (S. 284). Er sagt: „Durch das große Werk von Thomas Manns Jugend (Buddenbrooks) geht schon jene Sympathie mit dem Tode, die in seiner reifsten Dichtung, im Tode in Venedig, der erschütternde Grundakkord wird, den Hans Pfitzner das Thema seines Palestrina nennt, im Gegensatz zur rauschenden und blitzenden Lebensfreude in den Meistersingern, und die eine Signatur der Zeit vor 1914 war...“ Hier wird also der Gesichtspunkt sogar erweitert: die Sympathie mit dem Tode soll überhaupt eine „Signatur“ der Zeit vor 1914 gewesen sein. Was meint der Gelehrte? Meint er eine Ahnung des politisch-wirtschaftlichen Zusammenbruchs? Kaum. Meint er die innere Müdigkeit, die man unter dem Sammelbegriff Dekadenz oder Verfall zusammengefaßt hat? Die „Faszination der Verwesung“ würde dazu stimmen. Meister Pfitzner war unvorsichtig. Als er — schräg aufwärts ins Vage blickend — in gedämpfter Plauderstunde jenes Wort entfliehen ließ, hat er wohl kaum geahnt, daß es aufgegriffen und in so stark beleuchteten Mittelpunkt gesetzt würde. Da es nun geschehen ist, müssen wir ihn etwas in Schutz nehmen.

Wir kennen die Stimmungen Pfitzners aus persönlicher Nähe. Er ist durch und durch Künstler. Mitunter eine starke Ermüdung der Welt gegenüber mag wohl abwechseln mit nervösem Ingrimm gegen eben dieselbe chaotische Unschönheit des Vielgebildes „Welt“ und ihrer Kritiker und Schwätzer. Aber diese ablehnenden Stimmungen, ob müde oder erregt, sind dem echten Künstler keine „Sympathie mit dem Tode“. Dazu ist der Schaffende viel zu lebenszäh und von edelstem Ehrgeiz gedrängt, seine Sendung zu erfüllen. Er meint also auch mit jenem Leitmotiv-Ausdruck nicht den Tod als Nicht-Sein, sondern er meint ein Fern-Sein, Fort-Sein, weit ab vom Gemeinen, vom störenden Andrang der Außenwelt. Wie ein erregter Backfisch wohl einmal in jugendlicher Verzweiflung „gleich auf der Stelle tot sein möchte“ (ich erinnere auch an König Friedrichs Spiel mit dem Tode in den Briefen nach der Niederlage von Kolin), so kann, natürlich in edlerer und gehaltener Form, auch über den Vertreter der Schönheit eine „Sympathie mit dem Tode“ kommen: der tief aufseufzende Wunsch, allem Verworrenen entrückt zu sein in die Welt der schöpferischen Harmonie, wo seine Heimat ist.

Friedrich von der Leyen fährt fort und berührt damit ein unausschöpfbar tiefes Thema: „Wir denken dran, was der Tod für Wagners Tristan bedeutet, wie der Zauber des Untergangs das Werk von Friedrich Nietzsche umspielt, wie dem jungen Hofmannsthal der Tod als Vollender des Daseins erschien: welche Kraft gehörte dazu, diese Verlockung zu überwinden und erhobenen Hauptes die Zukunft zu suchen! Wir waren auch trunken vom Willen zur Macht, aber diese

Macht trug den Todeskeim in sich, weil ihr der Geist und das tiefe Deutschsein noch fehlten." ... Ein heikler Stoff! Er geht an den Nerv unsres jetzigen Daseins, ja berührt den Sinn alles Daseins. Wir wenden auch hier ein: zwischen Tod und „Tod", zwischen müder Dekadenz und jenem erhabenen „Stirb", das sich durch alchimistischen Feuerprozeß das wahre „Werde" erzwingen will, ist ein ungeheurer Unterschied. Hier ist ja der Punkt, wo wir anders gestimmten Schaffenden um die Jahrhundertwende die Trennung von unseren literarischen Zeitgenossen vollzogen, um Wege zu suchen nach der Kernkraft großgeistigen Menschentums, nach den symbolisch erfaßten Kulturstätten Weimar und Wartburg, nach Gral und Rosenkreuz; nicht aus Bedürfnis nach Rückschau, wahrlich nicht, sondern aus Drang, dem Klein-Lebendigen zu entrinnen ins Ewig-Lebendige. Schon Isoldens Liebestod paßt nicht neben die „Buddenbrooks" und jenes elegant faszinierende Meisterwerkchen „Der Tod in Venedig", auch nicht zu Hofmannthals blasiertem Ästhetentum; denn jenes Sterben der Königin von Irland ist ein Rausch der liebenden Hingabe, eine überströmende Vereinigung mit dem sich gleichfalls auflösenden Geliebten. Ich habe in meinen „Wegen nach Weimar (Bd. IV, 9. Aufl., S. 100: „Magischer Idealismus") die Parallelstellen aus Harbenbergs „Hymnen an die Nacht" herangezogen und mit Wagners Stilgebung verglichen. Der tiefste aller Todesphilosophen ist unstreitig Novalis; er hatte die nachtgeübten Augen für das dahinter wogende ewige Leben. Wir erkennen an, daß der Verfasser der „Betrachtungen eines Unpolitischen" über die Dekadenz hinaus will, und versagen ihm nicht unsere Achtung; aber zwischen seiner wohlbedachten, mit Flaubert verwandten, besonnen feilenden Prosakunst und dem unmittelbar schauenden Seelenblick des wahrhaft hingegebenen Romantikers und des unbedingt geistgläubigen Idealisten ist doch wohl eine Verschiedenheit der seelischen Struktur.

Jedoch das herrliche Thema lockt uns zu weit. Wir wollen gezügelt genug sein, für heute abzubrechen.

Friedrich Lienhard



In Fritz Boehles Heim

Es war mir nicht beschieden, Fritz Boehle im Leben kennen zu lernen. Nun ich durch sein verwaistes Heim schritt, kenne ich ihn. Und was die Wände, die Räume, die Werke nicht reden konnten, ergänzten Angehörige und des Meisters einziger Schüler Karl Baum.

Ich fand sein Heim am schlichten wettergrauen Bohlentor. Über die Hofmauer leuchteten die Schimmelköpfe seines Brunnens. Durch die Fenster seines Arbeitssaales schimmerten Standbilder und Gemälde.

Rauh hallte die Schelle. Als dann die Tür geöffnet war und ich mich auf dem Flur sogleich Werken des Meisters gegenübersah, die auf die Eigenart des Kommenden vorbereiteten, kam der Schmerz über mich: wie wäre es anders, wenn der Lebende dich willkommen hieße!

Die freundlichen Angehörigen ließen mich alles sehen, die ersten erstaunlich guten Übungen des Knaben, die reifen Werke des Meißels, von denen die Welt noch nichts weiß.

Mit tiefer Wehmut und Ergriffenheit schritt ich durch die Räume. Boehle hat es machtvoll verstanden, seiner Umgebung Seele einzuhauchen. So war es mir denn, als ob der Meister noch drin stünde und ich träte zu ihm, blickte lang und tief und ernst in sein Auge und auf sein Werk.

Und ist der Leib aus diesen Räumen getragen, der Geist, die Persönlichkeit des Dahingeschiedenen ist fort und fort lebendig. Möge niemand dieser Dinge Weiheleben stören!

Reinheit! Schönheit! Wahrheit!

Das ist das Bekenntnis, das aus jedem reifen Werke des Künstlers spricht. Fromme Geruhigkeit, denkbarste Ergebenheit, ein ergreifendes Abgeklärtsein bezeugen seine Schöpfungen.

Ein Weiser schuf sie, der heimgefunden hatte zum kindesreinen Freuen und Empfangen, heimgefunden auf der engen, langen Straße, die wir alle, alle suchen in unserem großen Sehnen, unserem brennheißem Verlangen nach Frieden und Glück. In heiligen Mären, in Märchen und Sagen tönt diese Sehnsucht, in tausend Liedern klagt und schluchzt sie ums verlorene Paradies.

Fritz Boehle war heimgekehrt in die seligen Gefilde ewigen Kindtums. Der reife, mit festen Füßen auf der Erde stehende Mann hatte die Frage weitgehend gelöst, durch die Tat gelöst, die Sinn und Suchen alles weisen Wissens ist.

Im Kindwerdenwollen, Kindwerdenmüssen, Kindbleibenmüssen treffen sich alle Wege zur Wahrheit.

Man sieht es einem Boehlebild an, wie es um seiner selbst willen gemalt wurde. Das innige Genügen des Schöpfers, die dankbare Freude am Gelingen leuchtet aus ihnen und gibt ihnen Leben, Seele. Diese Werke vollendetster Wirklichkeit sind umklärt mit einem stillen Strahlen, umflossen von einem Lichte aus einer höheren, reinen Welt, der Welt des Glaubens.

Jedes Werk Fritz Boehles, das der Meister selbst als reif anerkannte, ist eine Opfergabe, ein Weihegeschenk auf den Altar des Edlen. Aus dieser Innerlichkeit, diesem frommen Willen, mit seiner Kunst zu danken und zu geben, erklären sich Boehles Lieblingsvorwürfe: Madonnen, fromme, betende Ritter, Heilige, Adam und Eva, Kreuzigung, Grablegung, Bauern, Pflüger, Säer, Hirten, Schiffer, Schmiede.

In allen ist edle Größe, hohe Würde, die alles adelt, das mit ihnen zusammenhängt: den Pflug, das Gespann, die Haustiere, und was zu ihnen gehört. Und unter den Haustieren sind es die edlen Rosse, die stämmigen Stiere.

Seine Liebe zum Klaren, Reinen, Ewigen, seine Anbetung der ewig schaffenden Kraft, bekundet Boehle auch durch seine Vorliebe für fließende Wasser. Brunnenbau en, Brunnenfiguren hat er oft ausgedacht. Trinkende, badende Rosse malte er vielfach. Der „Rembrandtdeutsche" soll Boehle den „heimlichen Kaiser der deutschen Kunst" genannt haben. Die so heimliche, hoheitsvolle Wucht seiner Werke, Gemälde und Bildnisse, strömt weihevoll auf den Beschauer hernieder. Mir war vor einigen Werken, als stünde ich in eines hohen gotischen Münsters Weihedämmernis, durch die feierlicher Orgelklang flutete. Vor anderen, als sinke ein Tag in leuchtender Feier; und von irgendwo aus dem wundersamen Frieden grüßte eines Volkslieds schlichtedle Weise die fromme Stunde. Dann wieder schritt ich durch einen hohen, herbstgoldenen Buchendom, der sich auf eine weite klarblau überspannte, fruchtgesegnete Ebene öffnete; und die liebe Sonne lachte herab so lieb, so golden, so sonnig, wie nur sie es vermochte.

Heiß quoll es oft auf, als ich an den fertigen und begonnenen Werken vorüberschritt, durch die Räume, drin der Einsame seine Gedanken spann, drin er sann und lernte.

Ein wunderbarer Zusammenklang ist in diesen Zimmern, deren jedes ein Bekenntnis ist zum Schönen und Edlen. Die rohhölzernen Türen mit den schönen Beschlägen und Füllungen, die der Künstler irgendwo auf seinen Fahrten fand und mitnahm, weil sie ihm gefielen, die rauhe, nüchterne Täfelung der Wände, die niedren Decken, die traulichen Butzenscheiben der Fenster, die Borte und Truhen, die alten Teller und Kannen und Krüge, die alten Bücher und Schnitte, die Schiffsnachformungen und die Bauerngeräte: das alles schmiegt sich in den Rahmen der Räume, fügt sich in die Formen der alten Wohngeräte, als seien sie von alther füreinander bestimmt.

Das innerste Glück des Schöpfers dieser Räume tut sich kund in diesen Dingen, die er in reiner Selbstfreude schuf und einte. Dieses Künstlerheim, dieses „heimliche Kaiserreich" ist das schönste Denkmal Fritz Boehles. Es ist das Denkmal seines Glückes.

Der Hof, darin der Meister seinen wunderbar formenschlichten, schönen Brunnen setzte, gekrönt mit zwei edlen Schimmelköpfen, dieser Hof mit seinen Winkelungen, seinem säulengestützten Schopf, seinem verwaisten Pferdestall, zu dessen Bewohnern Boehle den ersten Gang tat, mit den Pflügen, den Holzbeigen, dem Bauernwägele, das den Künstler in die Lande trug,

dieser Hof mit seinen Meißelungen und Treppen trägt des Toten Züge, ist beseelt von seinem Geiste.

Wußte der Rembrandtdeutsche schon von den Meißelwerken Boehles? Wenn nicht, dann hat sich sein Seherwort bewahrheitet. Man kann diese Schöpfungen nur betrachten mit stummer Ergriffenheit. Ihr überragendes Wesen liegt in der vollkommenen, schlichten Wahrwirklichkeit, in ihrer absichtslosen, kunstselbstverständlichen Bescheidenheit des Meisters, der nicht suchte sein Wesen in die Formen zu prägen, der die Form selbst sprechen läßt.

Kunst und Natur ist eines nur. Das ist der Grundstein Boehleschen Schaffens, des Malers, des Zeichners, des Meißlers.

In die stumme Ergriffenheit — man kann es nicht hindern — mischt sich eine dumpfe Erbitterung, eine bittere Klage an das unerbittliche Geschehen, das von solchen Gedanken den Denker wegrief, ehe er sie ausführen konnte. Und vor den vollendeten und fortgeschrittenen Werken wächst dieses Gefühl zum schmerzenden Trotz. Der Todkranke meißelte noch an diesen Steinen, Linderung suchend in seinem Leiden. So schuf er auch seinen eigenen Grabstein. Ahnend? Ahnungslos? Der Verschlossene, Einsame hat es niemand gesagt.

Vorbereitet, daß ich Wunderschönes sehen würde, war ich gefaßt in die Werkstätten getreten. Der Zeichner, der Maler, der Mensch hatten mir unendlich Schönes geboten. Glück und Schmerz gaben sich in meinem Herzen die Hände. Ein Gefühl der Erhobenheit durchschauerte mich. So trat ich in den Raum, drin die Vorform des Reiterbildes des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach steht. Großherzog Friedrich II. von Baden gab es für die Stadt Karlsruhe in Auftrag.

Ich wußte, daß ich das größte Reiterstandbild Deutschlands, vielleicht Europas sehen sollte. Doch! — da die Torflügel zurückwichen, wuchtete es auf mich hernieder. Und meine Seele beugte die Knie vor der Macht des Künstlers, die das Urmächtige, Erdrückende solcher Massen und Maße durch vollendete Schönheit der Formführung bezwang.

Wenn je dies Standbild in Karlsruhe stehen wird als ein vierfaches Denkmal, der Verdienste des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, ein Denkmal des Kunstsinnes Großherzog Friedrichs II. von Baden, ein Denkmal des toten Meisters und des einzigen Boehleschülers Karl Baum, der es vollenden wird: wenn dieses Werk einst vor der Welt steht, dann wird die Stadt Karlsruhe und mit ihr das Land Baden, das Mutterland Boehles, sich glücklich preisen, das einzige vollendete Standbild aus der Hand dieses Friedrich Boehle zu besitzen, den ein Kundiger den „heimlichen Kaiser der deutschen Kunst“ nannte.

Zu Füßen der Vorform lernte ich Karl Baum kennen, dessen Werke beweisen, wie erstaunliche Frucht des Meisters Saat im jungen Schülerherzen trug. Wäre nicht von gütigem Geschick hier verwandter Boden bereitet, so wäre solches unmöglich gewesen. Denn Karl Baums Können ist schier zu groß für seine Jugend. Auf seiner Seele Schultern muß ein schweres Lasten sein. Und aus den Augen, dem schlichten, treubiederen Wesen spricht auch das Glück, solcher Lasten würdig geachtet zu werden. Den Grund seiner Seele — dies ist eben der dem Boehleschen Geiste verwandte Zug — erfüllt eben die gleiche tiefe Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Schönheit. Sie möge ihm Stab und Stütze sein zu letzter Reife und Meisterschaft!

Auf der Wartburg erhält man die Lutherstube, Weimar hat sein Goethehaus. Möchte doch die deutsche Kunstwelt erkennen, daß Frankfurt am Main im Heim Friedrich Boehles eine Wiege und Weihestätte deutscher Kunst haben kann, die dann von ganz besonderer Würde ist, wenn man dies selbstgesetzte Denkmal glückhaften Schaffens ungestört der Nachwelt erhält!

Walther Zimmermann



Türmers Tagebuch

Ein Wort nach rechts und links
Künftiges Großdeutschland · Die zwei Hauptgefahren
Versailles

Als der Kaiser aus unzweifelhaft edlen Gründen den Entschluß faßte, sich nach Holland zurückzuziehen und das Reich sich selbst zu überlassen, war nicht nur seine Monarchie getilgt, sondern auch der monarchische Gedanke gelähmt. Einfach gelähmt. In die entstandene Leere trat nun die sogenannte Republik ein. Mit anderen Worten: die mächtigste Partei, die bisher in Proteststellung geblieben war, übernahm die Führung in Form eines demokratischen Parlamentarismus. Das gleichsam rumpflose Parlament, das keinen obersten Herrn mehr hatte, versah sich mit einem Reichspräsidenten.

So ist denn diese uns nunmehr umfangende „Deutsche Republik“ nicht etwa als der schöpferisch und kraftvoll gestaltete Ausdruck eines mächtigen und einmütigen Volkswillens zu betrachten. Das glaubt niemand. Wir waren viel zu müde, viel zu ausgehungert. Die Republik ist zunächst ein negatives Gebilde; sie trat fast automatisch an eine leere Stelle mit besonderer Hilfe der gut organisierten Sozialdemokratie, die sich mit den Parteien der Mitte zu einem Bündnis entschloß. Wobei sich der nachdenkliche Betrachter die Frage vorlegen muß, weshalb sich denn eine so außerordentlich starke Oppositionspartei in unserem anscheinend so blühenden Reich überhaupt entwickeln und festigen konnte.

Die Republik, das Ergebnis eines Bündnisses mit der Mitte, hat demnach mit zwei grundsätzlichen Gegnern zu rechnen: mit der monarchischen Rechten und mit der kommunistischen Linken. Diese Doppelbedrohung ist von vornherein gegeben; das lag in der Natur des neuen staatlichen Gebildes. Das Gesetz zum Schutze der Republik muß sich demnach gleicherweise nach rechts wie nach links auswirken. Man wird erst aus der praktischen Handhabung ersehen, wie weit die Regierung die Parteibrille wirklich ablegen und nach beiden Seiten hin gerecht zu sein vermag. Schon jetzt ist Anlaß genug zu ernstlichem Bedenken.

Wir sprachen von einer Lähmung des monarchischen Gedankens. Dieser Zustand ist bewußt erzeugt worden von dem bisherigen Träger dieses Gedankens, und zwar aus unbestreitbar vornehmen Gründen. Der Kaiser entsagte, um sein durch und durch erschöpftes Volk vor dem Bürgerkriege zu bewahren und ihm bessere Friedensbedingungen zu erwirken. Demnach ist es eigentlich im Sinne dieses

kaiserlichen Gedankens gehandelt, wenn der schweigende Zustand, den wir Lähmung nannten, noch eine gute Weile andauert. Dann kann die dadurch freigewordene Kraft eine wertvolle Besinnung werden: eine Besinnung, wo jetzt für die deutsche Nation die wichtigste Aufgabe wartet. Insofern stimmen wir den Ausführungen von Ernst Troelsch im „Kunstwart" bei, wenn wir auch sonst in mancher Beziehung von ihm abweichen. Er schreibt dort: „... Es kommt vor allem auf Ordnung, Behauptung der wirtschaftlichen und geistigen Kultur, Überführung der Revolution in geordnete und regierungsfähige Zustände an. Den Arbeitern kann alles bleiben und werden, was die Lage vernünftigerweise gestattet, aber eine Arbeiterdiktatur wäre die Ausrottung des Mittelstandes und der geistigen Kräfte, zugleich ein wildes Luxurieren des schlechten und abenteuerlichen Kapitalismus an Stelle des rettenden und produzierenden. Nur auf dem Boden der Republik, nicht gegen die Republik ist Ordnung möglich. Nur unter ihrer Voraussetzung ist gegen eine reine Arbeiterregierung aufzukommen, nicht bei ihrer Leugnung, Bestreitung oder nur äußerlichen Erduldung. Das wird und muß man in immer weiteren Kreisen einsehen. Erst dann kann es wieder einen deutschen Staat und ein deutsches Volk geben und damit die Hoffnung auf Wendung der Fremdherrschaft zu irgendeiner wohl nicht allzu nahen Zeit."

Wir wollen nun einmal deutlich reden. Die Frage, ob Deutschland Monarchie — und welche Form von Monarchie — oder Republik in seinem Volksganzen zu sein wünscht, ist ernstlich noch gar nicht gelöst. Wir deuteten schon an, daß ein so furchtbar erschöpftes, hungerndes, vom schwersten Druck feindlicher Übermacht bedrängtes Volk geistig, politisch und wirtschaftlich gar nicht frei genug war, eine solche einschneidende Frage gründlich und endgültig zu lösen. Man muß ein wenig lächeln, wenn man von Verfassungsfeiern liest, wie überhaupt die bisherigen Festwochen der Republik, sofern sie nicht wirtschaftliche Hintergründe haben, zu mancher stillen Randglosse Anlaß geben können. Was wir jetzt als Staatsgebilde besitzen, ist ein verhältnismäßig schnell und etwas künstlich gezimmertes Gerüst, wobei wir freilich dankbar sein können, daß wir überhaupt dem Chaos entrissen sind und nicht auf Trümmern herbergen müssen. Der Weltkrieg nebst Hungerblockade hat uns mehr erschöpft und Blut geschröpft als irgendeine bisherige Revolution. Was wir jetzt brauchen, und worin alle Guten von Rechts bis Links einig sein sollten, ist Ruhe und Ordnung, ist eine neue Adlung des Pflichtgefühls, ist eine neue Stärkung der erschütterten Ehrfurcht. Der Reichspräsident Ebert ist demnach nicht etwa „Ersatz der Hohenzollern", man sollte sich nicht über ihn lustig machen, sondern er ist, in unserem Zusammenhange, ein sichtbares Zeichen des Willens zu staatlicher Ordnung, andererseits die sichtbare Spitze des nun mechanisch in den Vordergrund getretenen Parlamentarismus. Und der war bereits unter den Hohenzollern zuletzt vorhanden und ist demnach auch nicht als Neugebilde oder Gegengebilde gegen die Hohenzollernmonarchie anzusprechen. Es ist alles noch vorläufig.

Als Sinnbild des Willens zur Ordnung sitzt also nun über all dem Parteigetriebe der Reichspräsident und macht von manchen Vorrechten der früheren Monarchie Gebrauch. Es ist denkbar, daß sich auf diesem ruhigen Wege, den wir emp-

fehlen, auch für die rechtsstehenden Deutschen wieder etwas wie eine Art Monarchie, d. h. **freiheitliche Regierung mit Parlament** herausbilden könnte, ohne daß man Errungenschaften zu opfern oder Gewaltsamkeiten zu begehen braucht. Die Erörterung darüber ist jetzt verfrüht. Sie kann später einmal einsetzen, sobald dringlichere, wuchtigere Sorgen erledigt sind, die jetzt unsere **ganze geschlossene Kraft** erfordern. Mögen dann alle drei Teile im Reichstag — die Rechte wie die Linke und die Mitte, die rückwärtsschauenden wie die vorwärtsdrängenden Parteien — gut beraten sein! Wir sind noch immer im Kriege; diesmal ist es die wirtschaftliche Form des Weltkriegs im Zusammenhang mit Verfassungsfragen. Ein Krieg verlangt eine **einheitliche Nation**. Wir erwarten daher von der Rechten keinen unfruchtbaren Groll, sondern bei aller charaktervollen Treue zu ihrem einstweilen in den Hintergrund gerückten Staatsideal, **möglichst fruchtbare Mitarbeit**, damit das Staatsgebilde der Ordnung, gegenüber dem Chaos, aufrecht erhalten bleibe. Der uns allen gemeinsame Feind heißt **Versailles**.

Diese Mahnung der Rechten zuzurufen, ist trotz der wahnwitzigen Mordgesinnung einzelner Fanatiker auf dieser Flanke leichter als die gleiche Mahnung an die Linke. Denn hier, auf der linken Seite des politischen Deutschlands, stehen **zwei** Gefahren auf einmal: einerseits die unberechenbare **Gasse oder Masse**, andererseits die **Gewerkschaften und ihre Führer**, die so leicht dazu neigen, eine selbständige **Macht im Staate** zu bilden. Die Regierung weiß genau, daß hier die größere Gefahr lauert. Es ist nur eine täuschende Gebärde, es ist Ablenkungsversuch, wenn sie betont, der „Feind stehe **rechts**". O nein! Der Feind heißt im Innern **politischer Radikalismus** oder **Aufpeitschung der Leidenschaften** oder **Chaotisierung** — und wie man sonst die ungezügelten Triebkräfte rechts **und** links bezeichnen mag. Diese dämonische Macht gefesselt zu halten, ist die Aufgabe **jeder** Regierung, ob Monarchie oder Republik. Wenn die Gewerkschaftsführer, die heute ein ganz besonders verantwortungsvolles Amt haben, von maßvoller Gesinnung erfüllt sind und mit dem Staat Hand in Hand arbeiten, so kann es gelingen, einen ruhigeren Rhythmus in Deutschland herzustellen. Man wünsche keinen Diktator! Man wünsche nur eine besonnene und allerdings feste Regierung! Ein Diktator löst keine Fragen, er knebelt nur die Meinungsäußerung; er stellt Stummheit her, aber weder Frieden noch Freudigkeit. Man wünsche auch keine Wiederkehr der alten Zustände! Denn damit würden ja auch die alten Gegensätze wiederkehren, die man damals **nicht** zu überbrücken wußte: die unversöhnliche, in das Reich nicht mit eingeschmolzene Sonderstimmung der Sozialdemokratie. Diese Aufgabe muß nachträglich gelöst werden. Übersehe man doch nicht, wie sehr sich bereits die Mehrheitssozialisten auf positive Aufbauarbeit in diesen wenigen Jahren umzustellen bemüht waren! Es ist psychologisch eine sehr kitzliche und schwere Aufgabe für eine bisher auf Protest eingestellte Partei, nunmehr von dem Regierungsplatz aus die Dinge betrachten und ordnen zu müssen, zumal unter so ungeheuer schwierigen Verhältnissen, mit der bitteren Beschämung im Herzen, durch Wilson schmählich getäuscht zu sein. Es ist trotz allem und allem ein schönes Zeugnis für unser deutsches Volk als ganzes, daß es sich verhältnismäßig so besonnen verhält und so unverkennbar wieder in den ruhigen Rhythmus der Arbeit emporstrebt.

* * *

Mit all dem wollen wir die schmerzlichen Gegensätze, die unser Volk unter der Oberfläche zerreißen und die sich auf der Gasse oder in Volksversammlungen oft so roh auswirken, durchaus weder verkleistern noch vertuschen. Spannungen solcher Art sind im Pulsschlag des Lebens notwendig. Wir würden ohne sie bei lebendigem Leibe rosten oder faulen. Aber es handelt sich darum, diese Reize oder Säuren und Salze in einem gewissen Maße zu halten. Der Weltkrieg hat unsere Nerven und Seelen außerordentlich aufgewühlt; wir spüren noch die zitternde Nachwirkung auf die Massen des deutschen Vaterlandes. Und da sind es die nationalen Abzeichen, die so leicht zu gemeinen Zusammenstößen Anlaß geben. Deutsche schlagen sich die Köpfe blutig wegen der Reichsfahne und wegen des Deutschland-Liedes. Dem Schwarz-Weiß-Rot setzt sich entgegen das Schwarz-Rot-Gelb; gegen das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" kämpft das Arbeiterlied „die Internationale" oder die „Arbeiter-Marseillaise" . . .

Unsre Tragik wird uns hier so recht bewußt. Die deutschen Arbeiter, auf das grausamste bedrängt grade von den Franzosen, singen nach der Melodie der französischen Nationalhymne ihr eigenes Bekenntnislied! In dieser Zeit des höchstgesteigerten Nationalismus singt der deutsche Arbeiter:

„Völker, hört die Signale!
Auf zum letzten Gefecht!
Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!"

Ach, Freunde, sie bläst euch was! Aber derselbe verblendete Arbeiter sträubt sich, das Lied jenes freiheitlichen Hoffmann von Fallersleben zu singen, der seinem deutschen Volke „Einigkeit und Recht und Freiheit" empfahl. Will denn nicht endlich die Sozialdemokratie mit jenen Geschmacklosigkeiten aufräumen? Den Versuch dazu hat sie neulich, bei einer Berliner Verfassungsfeier, in der Tat gewagt. Die Regierung wollte das Deutschlandlied auf öffentlichem Platze nach einigen offiziellen Ansprachen singen lassen. Aber die Musikkapelle weigerte sich. Sie fürchtete, von der Menge mißhandelt zu werden. Darauf stimmten einige Würdenträger die Hymne an und sangen die eine Strophe mit spärlicher Teilnahme. Die Menge blieb stumm. Als hingegen einer aus ihrer Mitte die „Internationale" begann, fiel die ganze Masse brausend ein. Ein anschauliches Beispiel! Die Regierung erntet nun die Früchte, die sie einst gesät hat, als sie noch sozialdemokratische Partei war.

Inzwischen hat der Reichspräsident, und wir danken ihm dafür, das Deutschlandlied wenigstens der Reichswehr zuerkannt. Es wird viel erzieherische Arbeit kosten, bis die verhetzten Massen, berauscht vom Wahn des Internationalismus, dem nationalen Gedanken gewonnen sind.

Und nun dazu ein französisches Gegenstück, das die „Mitteld. Ztg." mitteilt: „Vor einiger Zeit waren die Mitglieder der Pariser Großen Oper eingeladen, den im Gewerkschaftshause der Rue de la Grange-aux-Belles versammelten roten Genossen und Genossinnen eine Extravorstellung zu geben. Und die ersten Kräfte waren dieser schmeichelhaften Aufforderung gefolgt; an der Spitze der ‚camarade' Chevillou, der erste Kapellmeister der Oper, und Lucienne Bréval, gleichfalls als camarade syndiquée eingeführt; beide in Deutschland wohlbekannt. Die ‚Bürgerinnen' des großen Balletts sammelten für wohltätige Gewerkschaftszwecke. Wil-

helm Tell und Faust spielten (wenn auch in französischer Aufmachung) eine Rolle im Festprogramm. Den Schluß bildete der Soldatenchor aus dem „Faust" ... so sind nun einmal die französischen Antimilitaristen! Und dann riefen einige begeisterte Klassenbewußte „Die Internationale! Die Internationale!", aber sie wurden niedergeschrien mit dem saftigen „ta gueule" im echten Pariser Faubourg-Ton, das heißt zu deutsch „halt die Schnauze!" Den Soldatenchor sang man aber mit im Kreise dieser rot-proletarischen Massenversammlung! Kennt man bei uns den Text dieses Soldatenchors aus dem Gounod-„Faust"? Zu Nutz und Frommen der deutschen Genossen sei erwähnt, daß es da unter anderem heißt: „welches Glück, den Kindern, den Greisen und jungen Mädchen daheim vom Kriege und seinen Kämpfen erzählen zu können. Unvergänglicher Ruhm unserer Ahnen, bleibe uns treu! Wir wollen sterben wie sie, o siegreiche Soldaten, und unter deinen Fittichen, o Ruhm, lenke unsere Schritte, entflamme unsere Herzen. Pour toi, mère patrie, affrontant le sort, tes fils, l'âme aguerrie, ont bravé la mort! Deine heilige Stimme, Vaterland, ruft uns zu: Vorwärts, Soldaten, das Schwert in der Hand, stürmt in den Kampf!" Man vergegenwärtige sich, daß die Gewerkschaften der Confédération générale den ausgesprochen revolutionären Flügel der französischen Proletarierbewegung bilden (so etwas wie unsere „Unabhängigen"). Und man stelle sich weiter vor, daß in einem solchen Kreise die „Internationale" niedergebrüllt und ein von Patriotismus und Militarismus, Kampf- und Ruhmsucht glühendes Soldatenlied mit Schwung mitgesungen wird! Und man vergleiche das alles dann mit unseren deutschen Zuständen, wo das von der linksrepublikanischen Regierung als Nationalgesang eingeführte, von einem alten Demokraten gedichtete „Deutschland über alles" am Abend des Verfassungstages von den festlich gestimmten „deutschen" Berliner Proletariermengen unter den Klängen der „Marseillaise" und der „Internationale" begraben wird ... weshalb? weil das vermaledeite Wort Deutschland darin vorkommt!"

Und wie steht es mit der Farbe der Reichsfahne? Schwarz-Weiß-Rot war die Farbe des Bismarckischen Reiches. Es ist in der bisherigen Form zusammengebrochen in dem Augenblick, als der Kaiser seine Unterschrift unter die Abdankung setzte. Mit dem monarchischen Gedanken war auch die Fahne des Reiches unsicher geworden und schien mit dem Verzicht des Obersten Kriegsherrn ihrer symbolischen Kraft beraubt zu sein. Daß unser Frontheer, dem wir tief dankbar sind, in verhältnismäßig großartiger Ordnung den Rückmarsch vollzogen, ist eine ehrenvolle Tatsache für sich. Aber es hätte freilich seine Fahne umfloren dürfen: der Oberste Kriegsherr war nicht mehr dabei. Das war für viele Deutsche eine herbe Enttäuschung. Wir haben ja dennoch keine günstigeren Bedingungen erhalten; man wollte uns ja nur unserer Macht berauben und das Volk verwirren; die Feinde hatten es nicht auf unser Kaisertum abgesehen, sondern auf unser Volkstum, auf unsere Volkskraft. Hätten wir diese Lügen durchschaut, so hätten wir eine Monarchie im freiheitlichen Sinne nebst alter Reichsfahne und altem Deutschlandlied recht wohl behalten können. Man hätte die Monarchie (etwa im Sinne der englischen Verfassung mit Hereinziehung der Sozialdemokratie) freiheitlich umgestalten können, wenn nicht mit dem Kaiser selbst, so doch mit dem Kronprinzen

oder einem andern Hohenzollern. Jetzt haben wir den Monarchen, die alte Fahne und das alte Nationallied umsonst geopfert. Deutschland, in Monarchisten und Republikaner zerrissen und dadurch vollends geschwächt (das wollte ja der Feind!), mußte gleichwohl so furchtbaren Bedingungen den Nacken beugen!

Die französische Trikolore hat übrigens Bürgerkönigtum und zweites Kaiserreich überstanden. Unsere Fahne nicht.

Mag nun auch die bisherige monarchische Idee zusammengebrochen sein: dasselbe gilt von der bisherigen Marxistischen Idee. Auch die Sozialdemokratie, die auf eine Weltrevolution hoffte, ist am nationalen Prinzip zerschellt. Und nun? Sie muß nun, ob sie will oder nicht, mit dem völkischen Gedanken ein Bündnis eingehen. Die europäische Lage zwingt sie gradezu, diese Umstellung vorzunehmen. Mache man doch die Augen auf: wir haben einen nationalen Reichspräsidenten, keinen internationalen Arbeiterpräsidenten; das Reich ist sein Arbeitsgebiet, nicht die internationale Arbeiterschaft. Der französische und der englische Arbeiter sind und bleiben nach wie vor in erster Linie Franzose und Engländer. Dasselbe gilt, von einigen Schwärmern und Doktrinären abgesehen, in ganz Europa. Es handelt sich demnach in Deutschland um die Herausgestaltung eines neuen Monarchismus und eines revidierten Marxismus. Beide waren in dem verflossenen Zeitalter scharfe Gegner; sie müssen sich irgendwie zusammenfinden. Möge die Rechte kühn genug sein, sich zu sagen: unser bisheriges Reich war kein endgültiges Gebilde. Möge die Linke ebenso ehrlich werden, zu gestehen: unser bisheriger Marxismus hat uns in eine Sackgasse geführt. Das Reich umfaßte ja nicht die Donau- und Alpen-Deutschen, die damals noch im österreichischen Staaten-Allerlei steckten; und es umfaßte auch nicht die deutsche Sozialdemokratie, die sich unfruchtbar abseits hielt. So sehr uns der Zusammenbruch erschüttert, suchen wir das Unglück positiv auszunützen! Deutschland ist wieder in die Glut geworfen; das Reich muß umgeschmolzen, muß neu geschmiedet werden. Das wird Jahre dauern. Geht es aber gut, so kommt vielleicht einmal ein Groß-Deutschland heraus, das in einer noch zu findenden Form auch die nunmehr anders dastehenden und selber schwer kämpfenden Donau- und Alpen-Deutschen umfaßt und den sozialen Gedanken verdaut hat.

Es wird sich zeigen, ob Deutschland dazu noch schöpferische Kraft genug hat.

* * *

Freilich verdüstert sich dieses Bild, sobald wir die zwei Hauptgefahren ins Auge fassen. Die eine Hauptgefahr — wir haben schon im letzten „Türmer" im Hinblick auf das geraubte Elsaß darauf hingewiesen — heißt Poincaré. Das Ziel der Poincaré-Politik ist die Rheingrenze und im engsten Zusammenhange damit die Schwächung des Deutschen Reiches, die europäische Vorherrschaft Frankreichs. Dieser Mann wird immer neue „Vertragsbrüche" und Deutschlands „bösen Willen" erkünsteln und ein Stück nach dem andern von unserer Reichskraft wegnehmen, genau nach dem Rezept eines Ludwig XIV. und seiner tückischen Réunionspolitik. Im Elsaß ist's gelungen; diese verlogene Ostpolitik wird nun am

übrigen Rhein fortgesetzt (man lese das neueste Buch von E. Bertram gegen Maurice Barrès, Bonn 1922!) und wird dabei nicht haltmachen. England weiß dies. Es sieht den imperialistischen Ausdehnungsdrang Frankreichs, kennt aber auch dessen mächtige Luftflotte nebst nicht minder gefährlichen Unterseebooten und ist selber bis nach Indien hinaus in mannigfacher Bedrängnis. Frankreich ist also nun der militaristische Beherrscher Europas. Die gemeine Lüge, daß man Deutschland vom Militarismus befreien wollte, springt in die Augen — und dennoch singt der deutsche Arbeiter seine jetzt sinnlose „Internationale“!

Die zweite Hauptgefahr kommt von innen. Auch hier steht der Feind nicht „rechts“, sondern hier heißt er: Masse. Wir haben es schon angedeutet. Wer regiert in Deutschland? Gewerkschaft oder Regierung? Welches sind da und dort die Waffen? Die Antwort lautet: die Waffen der Regierung sind die Gesetze, der hoffentlich standhaltende Ordnungssinn der Bevölkerung und ein bißchen Polizei und Reichswehr; aber die Waffe der Gewerkschaften ist das sogenannte „letzte gewerkschaftliche Mittel“: der für die Gesamtheit überaus verderbliche, die Moral zerrüttende und Millionenwerte vernichtende Generalstreik. Was uns der Streik in diesen drei Jahren seit Versailles schon vernichtet hat, geht in die Milliarden. Und was wird das Ende sein? — Wenn wir diese Form des Aufruhrs, der Lohnerpressung und der Schädigung des Volksganzen nicht bewältigen, so gehen wir der Herrschaft der Masse oder Gasse entgegen, die sich schließlich auch von Gewerkschaftsführern nicht mehr wird leiten lassen.

Das ist ein Problem der ganzen Zivilisationswelt, soweit Arbeiterschaft in Frage kommt — bis hinaus in das gärende Indien.

Drückender Militarismus von außen, verzweifelnde oder verwildernde Masse im Innern: Deutschland hat Arbeit genug!

* * *

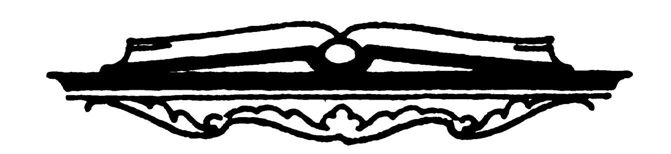
Die Revision des Vertrags von Versailles ist eine Sorge der ganzen Kulturwelt geworden. Ob Francesco Nitti in Italien, John Maynard Keynes in England, Rudolf Kjellèn in Schweden spricht: von allen Seiten her empört sich die Vernunft gegen diese grausame Unvernunft.

Unter den Stimmen, die wir darüber aus dem Ausland vernehmen, fallen uns z. B. die „Issues of to-day“ auf, eine amerikanische Wochenschrift in Neuyork, die ob ihrer Deutschfreundlichkeit besonderen Dank verdient. Immer wieder schlägt sie den Ton an: „Revise the treaty of Versailles“ — Revidiert den Vertrag von Versailles! Und immer wieder betont sie: „Gemäß den Nachrichten aus Paris während der vergangenen Woche werden die internationalen Bankiers nicht imstande sein, sich über eine Anleihe für Deutschland zu einigen, einzig wegen der Opposition Frankreichs. Morgan wird ohne einen Kontrakt über eine Anleihe für Deutschland zurückkehren, sagen die Zeitungen. Die Vereinigten Staaten, England und Belgien stimmten günstig. Frankreich allein stimmte mit Nein — Frankreich, das erpicht auf die gänzliche Vernichtung eines Feindes ist, welchen es nicht ohne den Beistand der ganzen Welt schlagen konnte.“ Und an der Spitze eines anderen Heftes spricht Austin Harrison, der

Herausgeber der „English Review": „Ich bin dessen gewiß, daß der Friedenszustand in Europa nicht herstellbar ist, wenn wir nicht mit der Fiktion aufräumen, daß Deutschland der alleinige Urheber des Krieges gewesen sei, und daß es deshalb vernichtet werden müsse. Deutschland allein für den Krieg verantwortlich zu machen ist eine historische Falschmeldung, welche nicht aufrechterhalten werden kann und, wie ich fest vertraue, auch nicht aufrechterhalten werden wird. Daß 1914 Krieg werden mußte, dafür lag die Triebfeder in der gesamten europäischen Politik, und sie bestimmte auch den Friedensvertrag. Wir wissen noch nicht, wie wir den Krieg aus der Welt schaffen, und wessen wir ihn beschuldigen wollen. Gerade das ist ein häßlicher Beweis für die Unaufrichtigkeit des Siegers. Denn die gesamte Basis des Vertrags ist Furcht, und seine ganze Absicht ist Rache."

Wir Deutschen verzeichnen solche Stimmen mit Dank. Aber es ist nicht in unsere Macht gegeben, jenen schmachvollen Vertrag zu ändern. Es ist dies eine sittliche Pflicht Europas, besonders aber auch Amerikas, dessen Wilson und dessen Kriegsbeteiligung uns alle in dieses Elend führen half — und das uns jetzt sitzen läßt.

Bei diesem Anlaß aber wollen wir einen ganz besonders innigen Dank unseren deutschamerikanischen und unseren schwedischen Freunden aussprechen. Es steht in Gottes großer Chronik eingeschrieben, was uns von dort einzelne herrliche Menschen aus reinster Teilnahme heraus Gutes erwiesen haben. L.



Auf der Warte

Türmerfestschrift

Zum Jubiläum des „Türmers" hat der Unterzeichnete als Festschrift alle wesentlichen Türmer-Aufsätze des jetzigen Herausgebers Friedrich Lienhard, die in diesen 24 Jahren erschienen sind, zusammengestellt und herausgegeben (im Türmerverlag). Es sei gestattet, hier mein Vorwort mitzuteilen:

„Ein gutes Buch, ein Teil der Kraft, die an des Reiches Seele schafft!" Diese von Lienhard geprägten Worte stehen in Stein gemeißelt über der Eingangspforte des Verlagshauses Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. Am 1. Oktober des Jahres 1922 als dem Beginn des 25. Jahrganges der Zeitschrift „Der Türmer" lenken wir den Blick zurück in die Zeit um die Jahrhundertwende: in die Tage, da ein glückliches und harmonisches Treueverhältnis zwischen dem jetzt als Herausgeber dieser Zeitschrift berufenen Dichter und seinem Verlag geschlossen wurde. Das Türmer-Jubiläum gibt den Anlaß, die Entstehung dieser freundschaftlichen Beziehungen dem weiten Leserkreise bekannt zu geben.

Ich danke die folgenden Ausführungen einem sonndurchleuchteten Maiennachmittage in Lienhards Weimarer Künstlerheim, wo mir der Dichter auf meinen Wunsch einen Überblick seiner Beziehungen zum Verleger seiner Werke gab.

Lienhards Verhältnis zum Verlag Greiner & Pfeiffer begann mit dem Gründungsjahr des Türmers (1898). Auf Wunsch des Freiherrn von Grotthuß, des Begründers der Zeitschrift, nahm der damals 33jährige Dichter an der Mitarbeit teil. Wenige Jahre darauf, um die Wende der Jahre 1902/03, sah sich Lienhards damaliger Verleger, Georg Heinrich Meyer, dem er die Zeitschrift „Heimat" gegründet hatte, so sehr in Bedrängnis, daß er sich entschließen mußte, neben anderen auch Lienhards Werke zu verkaufen.

Es gab eine kurze Schwankung zwischen Amelang, dem Kunstwartverlag und Greiner & Pfeiffer. Für die letzteren entschied er sich. In warmherziger Freude und beglücktem Danke gedachte Lienhard während unserer Unterhaltung gerade dieser Tage der Anfänge seiner verlegerischen Beziehungen zu Greiner & Pfeiffer. Aus seinem wohlgeordneten Briefschrank wurden die denkwürdigen Dokumente jener Zeit hervorgesucht.

Da heißt es in dem Briefe des Verlags vom 14. Februar 1903: „Nachdem wir Sie als Mitarbeiter des ‚Türmers' schätzen gelernt haben, würde es uns eine Ehre und ein Vergnügen sein, Ihre Werke verlegen und damit die Beziehungen zu Ihnen noch erweitern und befestigen zu können." Am 14. März des gleichen Jahres läuft dann in der Lützenstraße 6 zu Halensee-Berlin das entscheidende Telegramm aus Stuttgart ein: „Mit Meyer abgeschlossen Greiner & Pfeiffer." Am 18. März folgt der eingehende briefliche Bericht des Verlags über die Verhandlungen mit Meyer. Aus diesem Schreiben sind Lienhard folgende Sätze dauernd in Erinnerung geblieben:

„So wären wir denn in der erfreulichen Lage, unsern Teil dazu beitragen zu können, Sie immer weiteren Kreisen bekannt zu machen. Wir gehen mit den schönsten Hoffnungen an diese unsere Aufgabe, werden auch nicht entmutigt sein, wenn den Opfern, die wir zu bringen gedenken, der Erfolg nicht gleich auf dem Fuße folgt. Kommen wird er, früher oder später, dessen sind wir sicher! Wir setzen alles für Sie ein, im Bewußtsein, daß Sie uns treu bleiben werden, daß Sie niemand von unserer Seite drängen kann."

Mit hellen Mienen las mir der Dichter diese Stelle vor und rief dann freudig aus: „Das hat sich glänzend Wort für Wort bewährt! Diesen Glauben an mein Werk hab' ich dem Verlag nie vergessen." In der Tat, es drückt sich darin ein gleichsam seherisches Vertrauen auf einen Dichter aus, der bis dahin einen entscheidenden Erfolg noch nicht gehabt hatte. Denn erst mit dem „Thüringer Tagebuch" setzte die stärkere Wirkung ein, obwohl die „Wasgaufahrten" und anderes — z. B. die Burenlieder, die „Vorherrschaft Berlins", auch einige Dramen (Münchhausen, Arthur) — bereits Aufmerksamkeit erregt hatten.

In der Folgezeit hat sich das Verhältnis zwischen Dichter und Verleger genau so entwickelt, wie es hier der Verlag vorausgeahnt hat. Lienhard bestätigte mir in diesem Gespräch, daß jedes persönliche Zusammensein mit den Verlegern für beide Teile gleichsam ein Fest sei. Es gilt für dieses freundschaftliche Zusammenwirken von Dichter und Verleger, was für solche Zusammenarbeit immer gelten sollte, das Gralswort aus dem Parsifal: „Froh im Verein, brudergetreu, zu kämpfen mit seligem Mute!"

Und nun zum 1. Oktober 1922. Schwerlich hat damals jemand geahnt, daß der ganz auf Einsamkeit bedachte Dichter einmal zwanzig Jahre später die Gesamtleitung des „Türmers" an einer entscheidenden Wendestelle in die Hände nehmen würde. Nicht leichten Herzens hat er sich dazu entschlossen; doch er empfand es als eine Pflicht. Und wir erhoffen von dieser Schicksalsfügung noch reichen Segen für das deutsche Geistesleben.

Lienhards Name begegnet uns bereits im ersten Jahrgang des „Türmers" und hat dann die Entwicklung der Zeitschrift mit eigenen Beiträgen bis auf diese Stunde begleitet, wie ja auch sein bekannter Roman „Oberlin" dort zuerst erschienen ist. Eine weitgespannte Wissensfülle ist in Lienhards Türmer-Beiträgen niedergelegt. Früchte eisernen Fleißes und tiefschöpfenden Strebens werden hier der Mitwelt in einfachen Formen dargeboten. So ist Lienhard den Lesern ein wohlverläßlicher Führer durch das Reich in- und ausländischer Literatur; er bietet Philosophisches und Soziales, er spricht über Pädagogik und Theosophie, er beleuchtet die Rassenfrage und die brennenden Fragen aus der Welt des Theaters und hat mehrmals zu Weihnachten in wundervollen Aufsätzen dieses Fest aus trüben Zeitsorgen in das friedengesegnete Höhenland der Innerlichkeit und seelischer Geborgenheit enthoben. Lienhards gesamte Türmer-Arbeit läßt sich in dem von ihm geprägten Wort der Forderung nach Reichsbeseelung zusammenfassen. Die Forderung des Tages war ihm Pflicht des Schriftstellers, edlen Seelen vorzufühlen wünschenswertester Beruf. In der unruhevollen Gegenwart gestattet es ihm ein gütiges Geschick, in stiller Dichterwerkstatt zu verharren, um die Goethesche Mahnung zu erfüllen, „das heilige Feuer der Wissenschaft und Kunst und wäre es auch nur als Funken unter der Asche sorgfältig zu bewahren". So fasse man Lienhards Türmer-Arbeit, deren Beiträge alle auf der festen Linie deutscher Innerlichkeit stehen und Pfadbereiter sein wollen im unaufhörlich schaffenden, aber in seiner Überfülle auch verwirrenden deutschen Geistesleben.

Unter der Überschrift „Was sollen wir tun?" veröffentlichte Lienhard um die Jahrhundertwende einen kritischen Überblick über die geistigen Strömungen in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Dieser Aufsatz hat für uns eine damals wohl ungeahnte zeitgemäße Bedeutung erlangt und dürfte jeden ehrlich Suchenden und Ringenden auch heute noch stark fesseln. Da lesen wir diese entscheidende Stelle:

„Unser Gemüt bleibt durchaus seinem Wesen nach dasselbe: aber es dehnt sich ins Große aus und weitet sich ins unendlich Tiefe, es findet sich neue Worte und entlädt sich in neuen Kunstwerken. Nicht die Philosophie oder Religion oder Kunst schlechthin, diese drei hehren Schwestern, sind als Beschäftigung für idyllische Zeiten abgetan: nein, sie werden aus dem Idyll eben, wie das Reich, mit herauswachsen müssen in größere Horizonte. Geschieht das, so bricht eben eine Blütezeit an, in gewissem Sinne; geschieht es nicht, so sind alle Vereine und Satzungen — umsonst. Daß jeder an seinem Teile mitschaffe, im Gefühl für das Ganze, ist selbstverständliche Voraussetzung."

Und zwanzig Jahre später, in der Einleitung des Aufsatzes „Heiliger Frühling" (1920), lesen

wir: „Nichts ist umsonst im großen Geschehen ... Gewiß wird bei ... Aufwühlungen auch Unedles an die Oberfläche gewirbelt, massenhaft sogar: aber auch das Edle, die stille Kraft des Aushaltens, der Fürsorge, der Entsagung feiert in aller Unbemerktheit ungewöhnliche Siege. Und auf dies kommt es an. Wenn sich das Minderwertige ausgetobt hat — und es liegt in seinem Wesen, daß es sich rasch erschöpft —, tritt das inzwischen still Gereifte seine edle Herrschaft an."

Da haben wir das Entscheidende: an der Jahrhundertwende und an der großen Zeitenwende unserer unmittelbaren Gegenwart erhebt Lienhard den Ruf nach edel bereiter Tat des auf das Innere sich besinnenden Menschen, der sich nicht vom äußersten Wirrwesen der Zeit zu hoffnungslosem Pessimismus verleiten läßt. Solche starke Führerhand aber brauchen wir heute mehr denn je. Glückauf drum dem „Türmer" und seinem Führer an der Schwelle des Jubiläumsjahrgangs! Möge er im Sturm der Zeiten treue Wacht halten und ein Segen werden den ungezählten Wunden der Zeit! Möge er eine immer zahlreichere, in der Not der Tage fest zusammenstehende Gemeinde um sich sammeln, die Lienhards Türmer-Geist ausstrahlen in das darbende, in oft so wirrer Sehnsucht suchende Volk. Möge es Lienhard beschieden sein, noch manches Türmerheft hinausgehen zu lassen als Verkünder und Erfüller des Wunsches, den ein treuer Herold deutschen Geistes (Geibel) einst gesungen:

„Wenn sich dumpfen Sinns die Welt
Abmüht am Erwerbe,
Sind zu Hütern wir bestellt
Für der Menschheit Erbe,
Daß, was geistgeboren ist,
Nicht verkomm' in dieser Frist,
Noch das Schöne sterbe;

Daß sich Glaub' entfalt' und Recht
Frei von dumpfer Schranke,
Von Geschlecht sich zu Geschlecht
Überliefrung ranke,
Daß Natur ihr ernst Gesicht
Uns enthüll', und kühn ins Licht
Steure der Gedanke."

Dr. Paul Bülow

Der Katholikentag

in München hat im Lichte der christlichen Lebensanschauung eine Reihe von brennenden Zeitfragen behandelt, die in allen aufbauend gestimmten Kreisen Beachtung verdienen. Es sind hierbei weniger die sog. „römische Frage", auch nicht die Schulfrage, nicht die katholische Jugendbewegung und Ähnliches, was uns besonders aufhorchen läßt; da ist ja der katholische Standpunkt ausgeprägt und gleichsam festgelegt. Aber der Tag, der den sozialen Fragen gewidmet war, brachte Bemerkenswertes: obenan die Rede des klugen und weitsichtigen Stegerwald.

An diesen bedeutsamen Ausführungen des ehemaligen Ministers, des gewerkschaftlich erfahrenen Fachmanns ist zweierlei verzeichnenswert. Zunächst die Feststellung, daß Sozialismus und Materialismus (Überschätzung der wirtschaftlichen Gesichtspunkte) verderblich eng miteinander verschwistert sind. Andrerseits die Betonung des Katholiken Stegerwald, daß im Kampf gegen diese gemeinsame Front Katholizismus und Protestantismus Hand in Hand gehen müssen. Endlich aber auch bekundet sich bei diesem Redner ein über die Partei hinausweisendes starkes Gefühl für das Volksganze. Das ist etwas Wichtiges. Das hat man entweder im Blut und Bewußtsein — oder man hat es eben nicht und bleibt Parteiknecht.

Nach einem der uns vorliegenden Berichte führte Stegerwald etwa Folgendes aus:

Das Prinzip des Klassenkampfes im Sozialismus ist nichts anderes als krassester Individualismus und wildester Gruppen-Egoismus. Anders beim Katholizismus. Da haben wir die sittlichen Grundlagen, da ist Arbeit, Gemeinschaftsdienst. Katholiken und Protestanten müssen sich zusammentun zu einer Einheitsfront gegen den Materialismus der Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie muß überwunden werden von innen heraus, und zwar durch die Gewinnung der Arbeiterschaft zur Volksgemeinschaft. Niemals darf die Wirtschaft in den Mittelpunkt des Volkslebens gestellt werden, sondern die Wirtschaft muß

in den Dienst der geistigen und seelischen Güter des Volks, und zwar aller Schichten des Volks treten. Es muß ein Volksbewußtsein geschaffen werden, das die Bedeutung der Wirtschaft immer nur im Zusammenhang mit ihrer Bedeutung für die Kultur sieht. Nur als Vorbedingung für diese ist sie von Bedeutung und es muß zu den Selbstverständlichkeiten des wirtschaftsethischen Denkens gehören, daß alle Kreise des Volkes ein Recht haben auf die Möglichkeiten kultureller Leistungen. Der Versailler Vertrag zwingt uns, unser ganzes Sinnen auf die Wirtschaft, auf materielle Güter zu richten, um die Forderungen der Alliierten zu befriedigen. Ein Friedensvertrag von solcher Härte ist unsittlich, und wir müssen diese Unsittlichkeit immer wieder laut und lauter hinausrufen, damit endlich die Welt es hört, und damit alle, die an dem Versailler Vertrag festhalten, sich mitschuldig machen an einem Vertrag, der jeder ewigen Sittennorm Hohn spricht. Die Ernährungsfrage des deutschen Volkes ist eine Lebensfrage. Das gespannte Verhältnis zwischen Stadt und Land muß ausgeglichen werden. Es ist notwendig, das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit umzugestalten. Der wirtschaftliche Aufbau duldet keine Ausschaltung einzelner Kreise. Wenn es uns gelingt, für unsere Wirtschaft im Innern stabile Formen zu schaffen, dann kann und muß es unsere Sorge sein, die deutsche Wirtschaft wieder in die Weltwirtschaft einzugliedern. Der Sozialismus sieht alles Handeln mechanisch, bestimmt durch ökonomische Verhältnisse. Wir aber kommen von dem wirtschaftlichen Geschehen zu inneren seelischen Grundlagen. Darum heißt für uns die Forderung: Änderung der seelischen Grundlagen des Einzelmenschen wie der Gemeinschaft. Dann wird auf diesen Grundlagen eine neue Gemeinschaft und eine neue Gemeinschaftsform herauswachsen. Das deutsche Gefühl engster Schicksalsverbundenheit mit allen unseren Volksgenossen muß Gemeingut werden.

Soweit Stegerwald. Wir können mit solchen katholischen Deutschen, die so starkes ethisches Gefühl für die Volkseinheit haben, durchaus Hand in Hand gehen. Wie aber verträgt es sich mit dem Zusammengehen von Zentrum und Sozialdemokratie?

Über das heikle Thema: Katholizismus und jetzige deutsche Staatsform (Vortrag Mausbach) enthalten wir uns ebenso des Urteils wie über des Kardinals v. Faulhaber politische Bekundungen. Da offenbart sich eben der Katholizismus als diplomatische Macht und kirchenpolitische Organisation mit all der Taktik, Klugheit und Anpassungsfähigkeit vielhundertjähriger Erfahrung. Es wäre manches darüber zu sagen (grade über das Bündnis mit der Sozialdemokratie); aber gefördert würde durch eine Aussprache nichts. Nur ein Wort Faulhabers heben wir heraus, das auch andre nachfühlen, eine Frage an die Katholiken Frankreichs: „Könnt ihr es uns nachfühlen, wie sich unser katholisches Herz umdreht, daß man grade in unsre katholische Rheinprovinz Heiden und Mohammedaner als Aufseher schickt?!" Gewiß. Das können auch andre Europäer nachfühlen. Aber der internationale Katholizismus ist da ebenso machtlos wie die internationale Sozialdemokratie.

Alles in allem war dieser Münchener Katholikentag mehr katholisch als demokratisch. Lag es an der dortigen geistigen Luft? Oder bedeutet er eine Wendung?

*

Die Not der deutschen Wissenschaft

Im Februar dieses Jahres gingen 157, im März 177, im April 117 Zeitschriften ein. Seitdem sind die Druckpreise um weitere 2000 Prozent gestiegen. So steht auch die „Theol. Lit. Z." am Ende, wenn nicht erhebliche Mittel beschafft werden, um das, trotz reichlicher Unterstützung von seiten der Notgemeinschaft, Defizit von 95000 ℳ zu decken."

Mit diesen Worten beginnt die „Theologische ‚Literaturzeitung", vor 47 Jahren von Schürer und Harnack begründet, an der Spitze ihrer letzten Nummer die Schilderung ihrer verzweifelten wirtschaftlichen Lage. Das führende kritische Blatt unserer deutschen wissenschaftlichen Theologie, ein Blatt, zu

dessen ständigen Mitarbeitern hochangesehene Vertreter aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen gehören, ein Blatt, das jahrzehntelang den Ruhm deutscher Wissenschaft ins Ausland getragen hat — denn vor dem Kriege gingen Hunderte von Stücken über die Grenze, viele Dutzende übers Weltmeer —, dies Blatt steht vor dem Ende, wenn nicht schnelle und durchgreifende Hilfe kommt. Diese erschütternde Nachricht ist mir — so schreibt Prof. Schuster im „Hannov. Kurier“ — in meine Ferienmuße gefolgt und läßt mich nicht los. Wirklich eine erschütternde Nachricht. In ihr spiegelt sich die jammervolle Not unserer ganzen deutschen Wissenschaft. Die Papierpreise sind ins Ungemessene gestiegen. Ein Kilo Druckpapier, das vor dem Kriege 25 Pfennige kostete, erfordert heute 32 Mark. Die Buchbinderarbeit hat heute mindestens das Sechzigfache der Friedenssätze erreicht. Ähnlich der Druck. Die Bücherpreise steigen nur deshalb nicht ganz so schnell und so hoch, weil die Autoren ganz oder fast umsonst arbeiten. Die Löhne der Handarbeiter sind der Valuta im ganzen gefolgt, z. T. ihr vorangeeilt, zumal, wenn man den Stundenlohn in Betracht zieht. Der geistige Arbeiter sinkt in seiner Wertung und Bezahlung immer tiefer; denn das alleinseligmachende Heilmittel unserer Tage, der Streik, steht ihm nicht zur Verfügung. Der furchtbare praktische Materialismus unserer Tage, dem die geistigen Güter der Kultur gleichgültig sind, während er für die sinnlichen Errungenschaften der Zivilisation, die ein sattes und behagliches Leben ermöglichen, Unsummen wegwirft — dieser Materialismus wirkt sich verhängnisvoll aus in der beschämenden Unterwertung geistiger Arbeit. Die Honorare für die Mitarbeiter wissenschaftlicher Zeitschriften reichen im Durchschnitt knapp hin, um Papier- und Portokosten zu decken. Gut eingeführte Bücher erzielen in Neuauflagen bei vierzigfacher Teuerung vielleicht eine drei- bis vierfache Honorarerhöhung. Neue Bücher, auch berühmter Gelehrter, bleiben vielfach ungedruckt, da die Verfasser den erforderlichen Zuschuß nicht leisten können...

Dies macht sich aber auch wieder auf praktischem Gebiete geltend: denn Wissenschaft und Wirtschaft hängen oft enger zusammen als der Laie ahnt; man denke z. B. nur an die Landwirtschaft (Kunstdünger, Saatgutveredelung usw.), vom Technischen erst recht abgesehen!

Wir können ganz buchstäblich im elementarsten Sinne, schließt Schuster, nur als Volk der Wissenschaft leben, wenn wir nicht verhungern wollen.

*

Vom Kampf um das gute Buch

Unter dieser Überschrift veröffentlicht der Reichsjugendwart Lic. theol. Erich Stange in dem von ihm herausgegebenen „Leipziger Kirchenblatt“ einen sehr beachtenswerten Aufsatz zur bevorstehenden Verrufserklärung gegen den Schundschriftenhandel, dem wir folgendes entnehmen:

„Die Schundliteratur ist nach dem Kriege üppiger gediehen denn je. Auf Schritt und Tritt begegnen uns heute die bekannten Hefte, die infolge des ungeheuren Absatzes noch für 1,20 *M*, also nur das Zwölffache des Friedenspreises, geliefert werden können, während die billigen guten Sammlungen schon längst diese Konkurrenz aufgeben mußten. Sie erscheinen in der Regel in Auflagen von nicht unter 100000, weil sonst der billige Preis nicht gehalten werden könnte Nach sorgfältiger Berechnung kann man die augenblicklich umlaufenden Schundhefte auf 3 Milliarden schätzen.

Was kann dagegen getan werden? Es gilt den einzigen Weg zu beschreiten, der noch geblieben ist, nämlich die Öffenlichkeit gegen den Schund aufzurufen.

Die Hauptstelle zur Bekämpfung der Schundliteratur (Berlin W 8, Unter den Linden 4) hat es unternommen, im Einverständnis mit einer Reihe von ähnlich gerichteten Verbänden, eine kürzlich zusammengestellte Reichsschundliste als Unterlage für künftiges Vorgehen in großer Zahl zu verbreiten. Die Liste enthält 123 der gefährlichsten Schundheftreihen, und zwar ausdrücklich nur solche, die nachweislich bei Schulkindern gefunden wurden. Gleichzeitig ist eine Liste billiger

guter Bücher erschienen, die allen, denen Erziehung und Bildung am Herzen liegt, ermöglichen soll, durch Erziehung zum guten Buch die Neigung zum Lesen in die rechte Bahn zu leiten. (Beide Listen sind durch die Berliner Hauptstelle zum Vorzugspreise von 70 ₰ zu beziehen.)

Für Mitte Oktober ist eine Verrufserklärung gegen alle Schundhändler des Reiches geplant. Es soll zunächst versucht werden, sie zu veranlassen, den Vertrieb von Schundheften aufzugeben; als Ersatz für den Ausfall im Geschäft — das ist Sache der örtlichen Arbeit — wird ihnen Gelegenheit geboten, an Hand der Listen billiger guter Hefte sich mit ihrem Geschäft nach dieser Richtung umzustellen. Wird auf diesem Wege nichts erreicht, so ist dann die Verrufserklärung nach einer Entscheidung des Landgerichts II in Berlin vom 14. Februar 1912 sowie des Amtsgerichts Dresden vom 31. Januar 1922 rechtlich zulässig. Eltern, Lehrer, die Jugend werden aufgefordert, in diesen Geschäften, die den Handel mit Schundheften meist nur nebenher betreiben, nichts mehr zu kaufen. Das Dresdener Schulamt hat die Verrufsliste an sämtliche Schulen seines Bereichs verschickt. In Berlin werden augenblicklich mit Hilfe der Polizei sämtliche Schundhändler festgestellt. Im 13. Bezirk ist bereits eine gütliche Einigung mit den seither Schund führenden Geschäften erzielt worden. Der Verband der Schreibwarenhändler hat sich der Parole gegen den Schund angeschlossen. Auskunft erteilen: Hauptstelle zur Bekämpfung der Schundliteratur, Berlin W 8, Unter den Linden 4, und Groß-Berliner Ausschuß zur Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur und des Unwesens im Kino im Städtischen Jugendamt, Berlin C 2, Neue Friedrichstraße 79/80.

Es ist in der Tat bitter nötig, daß dieser Kampf einmal mit aller Energie aufgenommen wird und die tatkräftige Unterstützung der Schule, des Elternhauses und der Behörden findet. Der Ruf „Jugend in Not“ schallt immer bedrohlicher durch die Lande. Tausende und aber Tausende von Jugendlichen aller Bevölkerungsschichten verlieren sich auf traurigen Irrwegen. Der mammonistisch verseuchte Zeitgeist bietet ihnen keinen Halt. Sorgen wir dafür, daß ein Strom sittlicher Erneuerung durch die Herzen des jungen Geschlechts flutet und ihm den Pfad weist zu inneren Lebensgütern!

Dr Paul Bülow

*

Friedrich von der Leyen,

der Literarhistoriker der Universität Köln, hat (wie schon kurz im „Türmer“ angedeutet wurde) seine Auffassung von der neueren deutschen Dichtung seit Beginn des Naturalismus in ein geschmackvolles und vornehmes Buch zusammengefaßt („Deutsche Dichtung in neuer Zeit“, Jena, Diederichs, 374 Seiten, leider ohne Namensregister). Es sind prachtvolle Abschnitte in diesem schönen Buche, das von einem ebenso besonnenen Geschmack wie von edler nationaler Gesinnung getragen ist, in seiner Kritik maßvoll, doch fest, in der Anerkennung warm und ohne Einseitigkeit, wenn der Verfasser auch über manchen Zeitgenossen in der uns umfließenden Gegenwart noch ungenügend unterrichtet ist. Wer will sich durch die Massen täglicher Neu-Erscheinungen hindurcharbeiten!

Die breite Grundmauer des Ganzen, das entscheidende erste Kapitel, führt den sehr bezeichnenden Titel „Fremde Meister“. Da werden die bedeutenden Anregungen des Auslandes, die auch bei uns wie in ganz Europa zur naturalistischen Richtung geführt haben, ausführlich dargelegt. Eigentlich steckt darin ein vernichtendes Urteil: der Kern der naturalistischen Schau- und Dichtungsweise ist ebenso undeutsch wie der stoffanstarrende Materialismus überhaupt. Jene Zeitstimmung hat in Stoff, Staub, Protoplasmen, Sexualien gewühlt und das Lebensgeheimnis da unten gesucht, nicht im Licht, nicht im Geist. Demgegenüber scheint mir das Kapitel Romantik, mit dem zu weit gefaßten Begriff (Strindberg z. B.!) nicht überzeugend genug zu wirken; das war und ist ja doch mehr eine Art Nerven-Romantik, in die sich jene Relativisten und Skeptiker flüchteten, keine Frömmigkeit der Seele, keine wahre Geist-

gläubigkeit. Zu wenig kommen auch die Einwirkungen Richard Wagners und auch des damaligen Ernst von Wildenbruch heraus, denen gegenüber ja Zola wichtiger und wuchtiger war, leider, wie ja auch Nietzsches stolze Geistigkeit erst spät und vielfach verzerrt zur Wirkung kam. Prof. von der Leyen läßt es an berechtigter Zeitkritik nicht fehlen. Schön schließt er das Kapitel „Heimatkunst“ (S. 319 f.). Und vortrefflich kommen die Profile der bereits abgerundeten Dichter heraus (Hauptmann, Dehmel, Stefan George, Rilke, Thomas Mann).

Es wäre manches zu sagen, doch dieser Hinweis möge genügen. Nur eins darf ich, als selber Schaffender, nicht zurückdrängen: in zwei Sätzen geht der Verfasser mit bedauernder Geste über mein eigenes angeblich erfolgloses Wirken hinweg. Nun ja, hier redet ja wohl einer von der Zunft immer dem andren nach. So meinen Oskar Walzel („Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod“, S. 187: „Lienhard rang mit wenig Erfolg um Anerkennung“) und ein neuester, ganz erstaunlich fleißiger Literaturforscher wie Julius Wiegand („Geschichte der deutschen Dichtung in strenger Systematik, nach Gedanken, Stoffen und Formen, in fortgesetzten Längs- und Querschnitten“, Köln, Schaffstein) recht bequem, doch schief dasselbe wie Friedrich von der Leyen (S. 315): „viel Widerhall fand er nicht“ — wonach er hinzufügt: „den eigenen starken Ton sucht man in seinen Schöpfungen vergebens“. Weiter nichts. Es ist ihm nicht der Mühe wert, auch nur ein einziges meiner Werke zu nennen.

Man kann dazu sagen: möchten Sie nicht wenigstens die sachliche Güte haben, die Auflagenziffern meiner Werke festzustellen, ehe Sie so was aussprechen, wenn Sie auch meinen eigenen Ton nicht heraushören? Sie, meine Herren, haben uns in unsrem elsässischen Kampf um die deutsche Seele allerdings nie geholfen, nie, auch nicht durch den leisesten freundlichen Zuruf! Diese Ehre bleibt Ihnen für immer. L.

*

Barrès und Bertram

Der „Türmer“ hat bereits mehrfach auf den Schädling Maurice Barrès und dessen pangallische Rheinpolitik warnend hingewiesen. Nun kommt da ein begabter Rheinländer und haut mit wissenschaftlicher Schärfe und rednerischer Eindringlichkeit auf denselben Drachen ein. Der Franzose hat seine akademischen Reden „Le génie du Rhin“ als Schrift veröffentlicht; sie sind sogar ins Deutsche übersetzt worden: und ihm antwortet nun der rheinische Professor, der bekannte Verfasser des Nietzschebuches und des Gedichtzyklus „Straßburg“. Bertram weist dem französischen Chauvinisten eine erkleckliche Anzahl dilettantischer Entgleisungen nach; er geißelt die geistespolitische Offensive des ewig rheinsüchtigen Frankreich. Was im Elsaß geglückt ist, soll der Eroberungsgier chauvinistischer Politik nicht am übrigen Rhein gelingen, an diesem durch und durch deutschen Strom, der sich in der Tat „erinnert“ (Barrès: „Le Rhin est un fleuve qui se souvient“): an viele Gewalttaten der Franzosen, an viele tiefdeutsche Tatsachen, Ereignisse, Bauten, Sagen und Lieder kerndeutscher Geschichten. Wie ruft Joseph Görres, der Rheinländer, während des Wiener Kongresses den Deutschen zu? „Wo irgendeines eurer alten Denkmäler verwüstet steht, die Franzosen haben es ausgeführt; wo irgendein alter Tempel im Rauch aufgegangen, die Franzosen haben ihn angezündet; wo ein Palast in Trümmern liegt, dies Volk hat ihn zerstört; wo eine alte Stadt in Flammen aufgelodert, wo eine Festung gebrochen worden, alles ist von diesen Welschen hergekommen.“ O ja, der Rhein erinnert sich!

Dem Buch („Rheingenius und Génie du Rhin“, Bonn, Cohen 1922) ist ein Literaturnachweis nebst wertvollen Quellen beigegeben. Wir vermissen unter jenem das fesselnde Büchlein von Prof. Werner Deetjen „Sie sollen ihn nicht haben“ (Weimar, Böhlau 1920), eine überaus zeitgemäße wissenschaftliche Plauderei über Beckers Rheinlied und seine politische Umwelt nebst Gegenstimmen in jenen erregten vierziger Jahren. Dort ist einmal ein Wort zitiert, das Friedrich

von Gentz 1799 an Johannes von Müller geschrieben hat: „Es ist ausgemacht, daß wir den Franzosen viel zu wenig Kraft und Kunst des Wortes entgegensetzen.“ Das kann man von Ernst Bertram nicht sagen. Hier ist Kraft und Kunst. Und der Verfasser bleibt dabei immer geschmackvoll.

Übrigens: wie sehr paßt es noch heute, was dort Gentz weiterschreibt! „Allerdings können respektable Regierungen sich nicht darauf einlassen, unaufhörlich mit Gaukeleien zu kämpfen, deren ganze Weisheit in Deklamationen besteht. Aber wir reden gar zu wenig und geben die verführte Welt den schändlichsten Lügen und den rasendsten Ausschweifungen ihrer immer bereiten Schmierer preis.“ . .

*

Freundliche Tat

Es ist wie verwehter Klang aus besseren Zeiten, wenn man im „Ev. Gemeindeblatt“ Weimars den Hinweis auf folgende freundliche Tat liest. In Weimar zieht noch, wie in Luthers Zeit, die Kurrende durch die Straßen und singt da und dort. Es sind halbwüchsige Knaben, in den altüberlieferten Mäntelchen; einer von ihnen leitet den kleinen Chor. Das Blatt erzählt nun folgendes:

„Eine besondere Freude wurde unserer Kurrende zuteil. Durch ihren Gesang in der Schillerstraße auf sie aufmerksam geworden, lud ein im Kaffee Sperling sitzender Herr die Kurrendaner ein und ließ sie mit (echtem) Kaffee und Torte bewirten. Außerdem aber stiftete er für die Kurrendezwecke einen Zehntausendmarkschein. Wir freuen uns, daß der Kurrendegesang solche Anerkennung gefunden hat und wollen das Geld verwenden zur Beschaffung von Schuhen für die Jungen. Der freigebige, freundliche Herr war ein Engländer.“

Eine Kleinigkeit, nicht wahr? Und doch: mit welcher Freude verzeichnet man jetzt, in dieser Zeit des Hasses und der Roheit, eine solche — wirklich aus dem Herzen kommende — Kleinigkeit!

*

Ein deutsch-amerikanischer Wohltäter

dem die notleidenden deutschen Schriftsteller zu großem Danke verpflichtet sind, ist am 11. August d. J. einem Herzleiden erlegen. Friedrich Michel, in jungen Jahren aus dem Elsaß nach Neuyork ausgewandert, selber dichterisch begabt, hat mit Hilfe seines Freundes Dr. Otto Glogau und des „Geselligwissenschaftlichen Vereins“ jenes großartige Hilfswerk organisiert, das den deutschen und österreichischen Schriftstellern im vergangenen Jahre nahezu eine Million Mark eingebracht hat. Die Deutsche Schillerstiftung hat den beiden Freunden die Schillerplakette verliehen. Dr. Glogau hat am Grabe des Dahingeschiedenen, der zu den edelsten und gütigsten Menschen gehörte, Worte wärmster Dankbarkeit gesprochen. Wir schließen uns ihm von ganzem Herzen an, zugleich im Namen der vielen geistig Schaffenden, die wir mittelst jener deutsch-amerikanischen Spende zu unterstützen die Ehre hatten.

Prof. Dr. Friedrich Lienhard, Vorsitzender
Dr. Heinrich Lilienfein, Generalsekretär
der Deutschen Schillerstiftung.

*

Elsa Brandström

Man hat diese wunderbar hilfreiche Schwedin den „Engel von Sibirien“ genannt: so unermüdlich hat sie sich den Gefangenen in Rußland und Sibirien gewidmet und deren oft schauerliches Los zu mildern gesucht. Nun gibt sie ihre Erinnerungen heraus: „Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien 1914—1920“ (Berlin 1922, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte): ein unerbittlich objektives, schlicht erzählendes, mit Zahlen belegendes Buch — alles in allem ein Buch des Grauens. Aus dem Erlös dieser Schrift, der wir viele Tausende von Käufern wünschen, und durch Spenden will Elsa Brandström eine Art Arbeitssanatorium schaffen, in dem früheren Kriegsgefangenen aus Rußland durch Ruhe und sorgenfreie Arbeit die Möglichkeit gegeben werden soll, wieder lebenstüchtige Menschen zu werden.

Viel zu wenig wird auf diese andre Seite des Weltkriegs aufmerksam gemacht: auf die Gegenkräfte gegen die Kräfte des Hasses und der Zerstörung, auf die heroischen Leistungen des Internationalen Roten Kreuzes und der neutralen Delegierten, die oft unter eigener Gefahr für Milderung der meist unerträglichen Gefangenen-Verhältnisse besonders im halborientalischen Rußland gesorgt haben. Wir lesen hier schauerliche Ziffern von hinsterbenden Menschenknäueln, die man dem Flecktyphus, dem Hunger, dem Frost überlassen hat. Das Buch ist zugleich eine furchtbare Anklage gegen Rußlands Leichtsinn und dumpfe, tierische Brutalität. Dabei ist es ohne jedes Pathos geschrieben, auch nicht moralisierend, gelegentlich sogar in weitherzigem Humor ausruhend (S. 57 f.). Es gibt, auch von vielen kleinen Photographien unterstützt, einen klaren Überblick über die Schicksale der Gefangenen während fünf bis sechs Jahren, vom Kriegsbeginn bis zur Herrschaft der Bolschewisten und der niederträchtigen Tschechen.

Man höre nur die folgende Stelle über eins dieser fluchwürdigen sibirischen Barackenlager! „Da ist Totzkoja — das Grab für 17000 Kriegsgefangene von 25000 (!). März 1915 kamen die ersten Gefangenentransporte in die noch unfertigen Holzbaracken. Erst nach und nach wurde der Boden mit Ziegeln gepflastert und das Dach mit Erde beworfen, doch blieben die Gebäude nach wie vor nicht für den Winter eingerichtet. Während des Sommers wurde das Lager überfüllt, und im Herbst brach eine Flecktyphus-Epidemie aus, die den ganzen Winter über wütete. Mit leeren Händen sollten einige russische und kriegsgefangene Ärzte die Seuche bekämpfen. Arzneimittel, Stroh, Wäsche, Holz und Wasser — alles fehlte. Der Schnee deckte die Fenster, so daß es den ganzen Tag dunkel blieb. In jeder Baracke liegen auf den nackten Pritschen bis zu 800 Mann, Kranke und Gesunde durcheinander, beinahe unbekleidet, mit Ungeziefer übersät und unterernährt. Um die unteren Pritschen schlägt man sich, weil die Fiebernden nicht zur dritten und vierten Reihe hinaufklettern können. Alles ist wie erstorben. Man hört nur das Stöhnen der Kranken; schwer drückt die feuchte Luft; es gibt keine Latrine, und die Sterbenden vermögen sich nicht mehr in den Schnee hinauszuschleppen. Schließlich bestimmt der Kommandant vier leere Baracken als ‚Isolierbaracken'. Aber die Kranken haben nur den einen Wunsch, unter den noch gesunden Kameraden zu bleiben, wo sie ein wenig Hilfe und ein freundliches Wort finden, — und nicht in die Isolierbaracken geschickt zu werden, in denen die eine Reihe phantasierender, sterbender Menschen neben und über der andren liegt. Die abgearbeiteten Krankenpfleger sind abgestumpft und geben den Kampf auf. Womit sollen sie helfen, wenn nichts dafür vorhanden ist, nicht einmal Holz, um die täglichen qualvollen Erfrierungen an Händen und Füßen bei den Kranken zu verhindern! Wer im Todeskampf von den oberen Pritschen herunterfällt, bleibt auf dem Steinboden liegen, bis ein andrer ihn anstößt und zur Seite schiebt. Der Körper eines Toten ist manchmal die einzige Stütze des noch lebenden Nachbarn und wird erst nach Tagen entfernt. So mischt sich der Gestank der Lebenden mit dem Leichengeruch. Die tägliche Sterblichkeit stieg von 20 auf 70, auf 100, auf 350." . . .

Genug der Greuel! Dantes Hölle scheint ein Schattenspiel daneben. Man ermesse die Dankesgefühle, die man den Engeln entgegenbrachte, die in diese Abgründe Licht und Luft brachten! Und man glaubt nach solchen Berichten ein wenig zu verstehen, warum grade dieses dumpfe Rußland bis zum heutigen Tage von so unmenschlichen Schicksalen heimgesucht wird. Wer aber jenen Höllen entrann und seelisch gesund blieb, der ist wahrlich für sein ganzes Leben gestählt!

*

Ein Storm-Roman

Der Deutsch-Österreicher Emil Hadina hat mit feinfühliger Hand den deutschen Lesern eine dichterische Gestaltung von Theodor Storms Lebensgang bis zum Tode seiner ersten Frau beschert („Die graue Stadt — die lichten Frauen", Leipzig, Staackmann). Es ist neuerdings mancherlei dergleichen ge-

schaffen worden; und nicht mit Unrecht hat man von einer „Gruppe der Transfusionisten“ gesprochen, die den geliebten und verehrten Schatten aus der verdämmerten Dichterwelt ihr eignes Lebensblut in die Adern leiten, damit neben dem unvergänglichen Niederschlag der Geistigkeit auch das Rein-Persönliche jener großen Gestaltung in aller Frische bewahrt bleibe. Dazu gehört freilich neben dem lungo studio ed il gran amore, das einst Dante an Virgilio band und das die äußere Grundbedingung des Sicheinfühlens bei solcher Arbeit ist, eine richtige Blutsverwandtschaft der Geister, die so verschmelzen sollen. Fehlt diese, so entsteht ein mehr oder minder geschicktes Machwerk, aber keine Nachschöpfung.

Emil Hadina der Lyriker hat die Blutsverwandtschaft mit seinem Helden seinerzeit durch eigene Töne genugsam bewiesen. Wie tief sie aber geht, das zeigt in vollem Umfange erst dieses Werk. Aus einem schildernden Reichtum ohne Grenzen, frühlingserfüllt und sommerschwül, traumverschwommen und doch klarblickend, feinhörig für die Einzeltöne und eingestellt auf die Harmonie, in die diese münden müssen, entrollt sich hier Storms innere und äußere Geschichte. Mit feinem Silberstift wird die merkwürdige frühe Liebesverträumtheit des Knaben gezeichnet; dunkel drängen sich die Linien der frühzeitigen, vom Vater überkommenen Gottentfremdung durch den ersten Aufriß seiner werdenden Lebensanschauung und vertiefen sich durch die bitteren Schmerzen um das frühverlorene, vom Leben hartbehandelte Schwesterchen. Schuljahre, erstes Schaffensdämmern mitten in fröhlicher Familienumwelt zwischen jung gebliebenem Alter und in reicher Geschwisterlette — äußere und geistige Luftveränderung, deren Fluidum dem der grauen Stadt eine Weile den Rang abläuft — Lübeck, Geibel — das volle Bewußtwerden der dichterischen Sendung, allerhand Herzensträume um Festzeiten und lichte Mädchengestalten herum ... Doch unter „alle dem Reigen von Herzen zu Herzen“ der stille Goldfaden tiefer Liebe zu seiner Base Constanze, der anmutigen Tochter jener jungen Tante Elsabe, für die einst das Knabenseelchen mit neun Jahren erglühte. Seine „Dange“, wie sie wohl von der Kinderstube her hieß, wird ihm die rechte Lebenskameradin für schwere Jahre wie für krause Stimmungen — tapfer, frohmütig, liebevoll sich anpassend und doch keine urteilslose Jasagerin — die auch ein ernstes Herzensirren ihres Dichters mit zarter, großmütiger Hand zurechtzustreichen weiß. Sie schreitet mit ihm durch die dunklen Zeiten der Fremdherrschaft, Vaterlandslosigkeit und Verbannung „so lang du lebest, ist es Tag“ — und muß von ihm gehen, als alles wieder gut, die Heimat von neuem ganz sein eigen geworden ist.

Soweit führt uns Hadinas Buch. Es ist unendlich schätzereicher als diese oberflächliche Skizze es andeuten kann. Das Aufwachsen der Stormschen Lyrikblüte, der Boden voll Novellenkeime, das Rankenwerk der Beziehungen zwischen dem Dichter und seinen Zeitgenossen ist dem Persönlichen mit ebenso kluger wie kundiger Auswahl beigeordnet und damit verschmolzen. A. M.

*

Pfarrer Rittelmeyer und die Anthroposophie

In der „Tägl. Rundschau“ teilt Direktor Wilhelm Spieker zwei Briefe mit, die er an Pfarrer Friedrich Rittelmeyer gerichtet hat. Dieser Berliner Geistliche, seit Jahren ein anhänglicher Verehrer des Anthroposophen Rudolf Steiner, hat sein Amt aufgegeben und ist mit seiner Familie nach Stuttgart gezogen, um seine Kraft in Schrift und Wort der Steinerschen Bewegung zur Verfügung zu stellen — zum Leidwesen der großen Gemeinde, die sich der Kanzelredner gesammelt hatte. Ihm schrieb nun Spieker:

„Ihr Entschluß, das Pfarramt wenigstens vorläufig niederzulegen, um Ihre ganze Kraft dem anthroposophischen Verlag (in Stuttgart) zu widmen, hat mich aufs peinlichste überrascht. Und ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß ich im Laufe der zwei letzten Jahre in meiner Überzeugung immer mehr befestigt worden bin, daß es bedenklich, ja gefährlich sein muß, die Neugierde und den Vorwitz unserer Zeitgenossen auf dem religiösen bzw. transzendenten Gebiet durch Schauenwollen

zu befriedigen und damit den ethischen Weg des Glaubens zu verlassen. Es ist mir immer klarer geworden, daß und warum Gott sich und die jenseitige Welt verborgen halten muß, wenn er reine Geister aus der Menschenwelt gewinnen will. Jedes vorwitzige Schauen, das den demütigen Weg des Glaubens überflüssig machen will, muß zu Abirrungen vom rein Göttlichen führen. Ich weiß aber von Blumhardt, wie gefährlich es ist, in die Gemeinschaft halbreiner Geister zu geraten und kann deshalb gewissenshalber nur vor dem Steinerschen Irrweg warnen. Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mir meine offene Aussprache nicht verargen werden, und ich hoffe zu Gott, daß wir uns noch einmal hier oder drüben in vollem Einverständnis begegnen werden. Inzwischen ist es mir aber ein Herzensbedürfnis, Ihnen im Geiste warm die Hand zu drücken und Ihnen zu sagen, wie dankbar ich Ihnen bin für alle Anregung und Förderung auf geistigem Gebiet, die Sie mir gebracht. Ich werde Sie schmerzlich vermissen, und wenn ich Ihnen sage, daß ich mich in der Neuen Kirche oft nach Bad Boll versetzt fühlte, habe ich das Größte gesagt, was ich sagen kann. Zwei Gaben möchte ich aber hervorheben, für welche ich Ihnen besonders dankbar bin: Ihr an Blumhardt erinnerndes Charisma, die Herrlichkeit Jesu zu offenbaren, und Ihr herzerquickender, getroster Ausblick in die Zukunft unseres Vaterlandes. Über allem aber steht das Gottesreich, dessen Verwirklichung auf Erden unsere gemeinsame Hoffnung und Aufgabe ist und bleiben wird."

Und in einem zweiten Briefe, nach Rittelmeyers Abschiedspredigt, heißt es:

„Nachdem ich gestern mit tiefer innerer Bewegung Ihre Abschiedspredigt gehört habe, ist es mir unabweisbare Pflicht, Sie wegen meines etwas harten Urteils über die Steinersche Anthroposophie herzlichst um Verzeihung zu bitten. Ich kann natürlich über Nacht meine Stellungnahme zur Sache nicht ändern, überlasse es aber getrost Gott und der Zukunft, die Lösung des schwierigen Problems herbeizuführen.

Jedenfalls aber erkenne ich heute schon aufrichtig und voller Ehrfurcht an, daß ich Ihren Schritt als sehr bedeutsam respektiere und die weitere Entwicklung der Zukunft unserer evangelischen Kirche und des Gottesreiches mit großer Spannung verfolge. Für mich ist es ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß Sie nun auch den Kirchendienst verlassen und auf neuem Wege die Erreichung des gemeinsamen Zieles erstreben.

Ich habe vor 35 Jahren zum letzten Male auf der Kanzel gestanden und hoffe seitdem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auf das Kommen eines neuen Reformators, der unser armes Volk aus der **Ungewißheit des protestantischen Subjektivismus** und aus dem **unheimlichen Halbdunkel des katholischen Mystizismus** hinausführt auf die Sonnenhöhe göttlicher Wahrheit, wie sie mir gestern aus dem Dreiklang des Wortes Jesu Christi entgegenstrahlte. Wie dankbar und jubelnd werde ich es begrüßen, wenn ich das Aufflammen des goldenen Morgens erleben dürfte, dessen Morgenröte ich schon im Jahre 1883 in Bad Boll geschaut.

Und damit noch einmal heißen Dank und herzliches Gottbefohlen. Ich werde jedenfalls nicht zu denen gehören, die an Ihnen irre werden und sich von Ihnen abwenden, wenn es auch ganz anders kommt, das herrliche Gottesreich, als ich erwartet hatte."

Diesen beiden Briefen an Rittelmeyer fügt Direktor Spieker scharf ablehnende Ausführungen über die Anthroposophie an, worauf er schließt: „Rittelmeyers Unternehmen ist darum von vornherein ebenso als gescheitert zu betrachten wie das so edel gemeinte Unternehmen meines früheren Freundes Dr. **Johannes Müller**, der seit mehr als 25 Jahren vielen ein Führer auf halber Höhe geworden ist, weil er sie seinerzeit in Bad Boll bei Blumhardt erstiegen und erlebt hatte. Auch er, der leider seine Abhängigkeit von Blumhardt **abgeleugnet** und sich von ihm abgewendet hat, führt sich und seine Anhänger **nicht unter das Kreuz**, sondern auf dem Wege der Selbsterlösung auf eine **Scheinhöhe** ursprünglichen Erlebens und heiterer Selbsttäuschung."

Was sagen die beiden Angegriffenen?

Mannesreinheit und Kronprinzenbuch

Man schreibt uns:

Ich besitze das Buch „Erinnerungen“ unseres früheren Kronprinzen, das im „Türmer“ (Juliheft) angezeigt wurde. Ich habe es zuerst meiner Frau vorgelesen, allerdings unter gleichzeitiger Übersetzung der häßlichen Fremdwörter. Dann habe ich es durchgeackert eben wegen dieser häßlichen undeutschen Bestandteile. Das Ergebnis habe ich an den Allgemeinen deutschen Sprachverein geschickt mit der Bitte, bei einer Neuauflage die Ausmerzung erwirken zu wollen.

Da mich das Buch in manchen Teilen sehr fesselt, las ich es jüngst auf dem Krankenbette nochmals in aller Ruhe. Hierbei kam ich, wie die beiden ersten Male, nicht ohne heftigen inneren Widerspruch über seine Ausführungen auf Seite 55, 10. Zeile von unten „Trotzdem glaube ich ...“ hinweg.

Ein willensstarker Mann kann sehr wohl, ohne Schaden an seiner Gesundheit und sonstwie zu nehmen, „rein“ seiner „reinen“ jungen Frau gegenübertreten, wenn er nur will: wenn er sich nur den billigen, feilen, aufgeilenden Einwirkungen entziehen will. Es braucht dazu nicht die übertriebene Eindämmung und Absperrung, wenn man sich nur stets gesund betätigt und gesund deutsch denkt. Für einen gewissen Ausgleich sorgt die Natur im tiefen Schlaf von selbst. Früh der Eltern beraubt, aber mit gutem Kern von ihnen ausgestattet, werde ich den Eintritt dieses Ereignisses als eine Offenbarung, als ein zum Bewußtseinkommen nie vergessen. Ich bin weit herumgekommen und schon früh, und habe im In- und Auslande viel Schönheit und Schönes gesehen, aber stets nur das göttliche Schöne, bis ich das Schönste fand: mein Weib, gut deutsch, mit eigenem Innenleben, das sich in Liebe gern mit meinem männlichen Innenleben mißt.

Ich bezweifle, ob ein Mann, der vor dem Eingehen der Ehe schon wenig oder öfters mit andern Frauen Geschlechtsverkehr hatte, im Einssein mit seiner Lebensgefährtin noch richtig göttlich empfinden kann, ob er in ihr stets das ihm gehörige größte göttliche Wunder erblickt. Ich bin nicht bigott und empfinde doch so. Mir ist ein Choral, von meiner Frau auf dem Klavier vorgetragen und gemeinsam gesungen, oder ein Unwetter im Walde oder ein abbrechender Gletscher wahrer Gottesdienst.

Ich habe in der Kriegsgefangenschaft in langen Jahren die Feststellung gemacht, daß die meisten sich aufrecht hielten, trotzdem infolge der Absperrung das Widernatürliche Fuß faßte bei den Schwachen.

Die Worte „Die letzte Wurzel mancher Irrung“ lasse ich allenfalls noch gelten für die Kreise, die gezwungen waren, mit dem Heiraten sehr lange zu warten (Beamte, Offiziere usw. — außerdienstliches Einkommen, um standesgemäß leben zu können —), aber nicht auf die Mitglieder der begüterten Klassen von damals. Und dazu gehörten auch die Mitglieder regierender oder nicht regierender Fürsten- und Adelsgeschlechter; diese jungen Männer brauchten ihr Mannestum nicht zu verschenken, denn sie konnten, wenn sie wollten, früh genug heiraten, und zwar „rein“ heiraten. An wen haben sie denn ihre „eingedämmte“ Lebenskraft verschenkt? Doch meistens an gesellschaftlich niedrig stehende Weiblichkeit. In dieser Stellungnahme vieler Männer zu den Frauen eines niedrigeren Standes habe ich stets eine undeutsche Stellung des deutschen Mannes zum Weibe erblickt und daher auch bekämpft.

Zum Schluß meine Meinung dahin: Ich hätte es begrüßt, wenn unser früherer Kronprinz diese für ihn heikle Frage gar nicht berührt hätte, denn sein Zeugnis dürfte in heutiger Zeit dem Bunde, der die Reinhaltung der männlichen Jugend erstrebt, zu leicht als Kronzeugnis für die doppelte Moral des Mannes ausgelegt werden. Ich habe schon lange keine größere Freude mehr über Dinge von außen empfunden als damals vor zwei Wochen, als ich auf den Bahnhöfen der Umgebung die Werbeschrift las, sich die reine Männlichkeit zu erhalten. Glück zu solcher Bestrebung!

Grießer

*

Paris und die Negerfrage

Die Pariser Akademie Goncourt hat einen Neger preisgekrönt: sie hat dem Schwarzen René Maran den Preis für die hervorragendste französische Leistung auf literarischem Gebiet für das Jahr 1921 zuerkannt. Dieser Neger hat einen Roman aus dem Kongo geschrieben: „Batuala“. Der schwarze Verfasser ist dort Kolonialbeamter. Der Inhalt des Buches ist, nach einem Bericht des „Bayr. Kuriers“, folgender: Batuala ist ein Kongohäuptling. Acht Frauen nennt er sein eigen. Alle sind ihm untreu, bis auf eine. Aber auch diese fällt seinem Nebenbuhler zu, als Batuala anläßlich einer Jagd, bei der es echt afrikanisch, negerhaft zugeht, von einem Tiger tödlich verwundet wird. Der ganze Roman ist eine **Schilderung der Sexualität und sinnlichen Triebhaftigkeit des Negertums**, das mit Absicht verherrlicht wird gegenüber der weißen Kultur. In dem Vorwort des Buches spricht es der Verfasser direkt aus, daß er ein **Kampfbuch der schwarzen gegen die weiße Rasse** schreiben will. Seine Negerrassegenossen, das sind die wahren, die triebhaften Menschen. Die Zivilisation der Weißen, die er so genau kennengelernt hat, daß er in ihrer Sprache ein Buch verfassen kann, welches einen französischen Literaturpreis erringt, verachtet er aus tiefster Überzeugung. Die weißen französischen Kolonialbeamten, welche die Eigenart der schwarzen Stämme stören, das sind für ihn „ekelhafte, feige, grausame, versoffene Folterknechte“. Aber ihr Reich wird nicht dauern. Was ist denn der Unterschied zwischen Schwarzen und Weißen? Die sogenannte Intelligenz? Viele Weiße stehen tief unter den Negern, wenn es darauf ankommt. Die Schwarzen werden sich die Welt erobern. „Gelt, ihr kleinen, weißen Mädchen, ihr malt euch schon aus, wie ihr einem Neger angehören werdet?“

Und ein solches Buch erhält den Preis einer Pariser Akademie!

*

Ein musikalischer Nachklang aus Straßburg

Ein schmuckes Heft Lieder für hohe Stimme ging mir von einem aus Straßburg Vertriebenen zu, und die Gabe wird andere wie mich bewegen. Prof. **Otto Baensch** ist der Dichter-Tonsetzer, C. Klemm in Leipzig der Verleger, die **Maria Argentinensis** das Thema. Wie in Schumanns „Dichterliebe“ das Kölner Dombildnis „auf goldenem Leder gemalt“ sich unversehens an „Augen und Wänglein“ zur Liebsten verwandelt, so auch hier. Das Straßburger Münster — das den grimmen Preußen mit den „verbotenen Farben“ neckende Elsässerkind —, Glück des Besitzes in frommem Gebetston gepriesen —, Elsässischer Wintertag mit Burgen im Schnee — und der tragische Ausgang „O Straßburg“ — das sind die Einzelmomente des kleinen Romans, den am Schluß noch ein Nachwort persönlicher und erläuternder Art begleitet. Daß der Verfasser musikalisch nur Liebhaber ist, wird man schwerlich merken, denn seine Vertonungen sind bei aller Schlichtheit ganz vortrefflich und selbst, wo man nach dem Text einmal Coupletton befürchtet hätte, durchaus vornehm geraten. Mir ist sogar bei neueren Fachgenossen selten eine so ausgesprochene Fähigkeit begegnet, mit einfachen harmonischen Mitteln so bildhafte Beleuchtungswechsel auszudrücken. So seien diese Lieder allen um unsere Westmark Trauernden herzlich empfohlen, zumal einem das Heft nicht Hoffnungslosigkeit um den großen Verlust ins Herz senkt, sondern im Gegenteil einen guten Baustein mehr für unser Wissen um die **deutsche** Seele des Elsaß bedeutet.

Dr. Hans Joachim Moser

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Palestrina

Einleitung zum I. Akt*)

Hans Pfitzner

Ruhig (Andante)

p Fl. Solo-Vln.

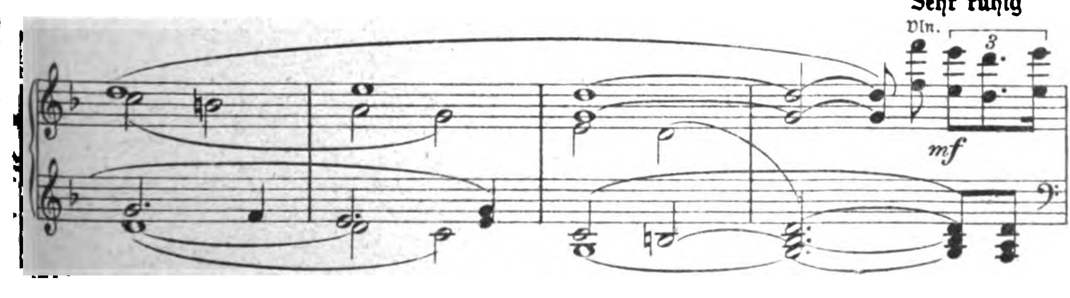
r. h.

Ob.

espr.
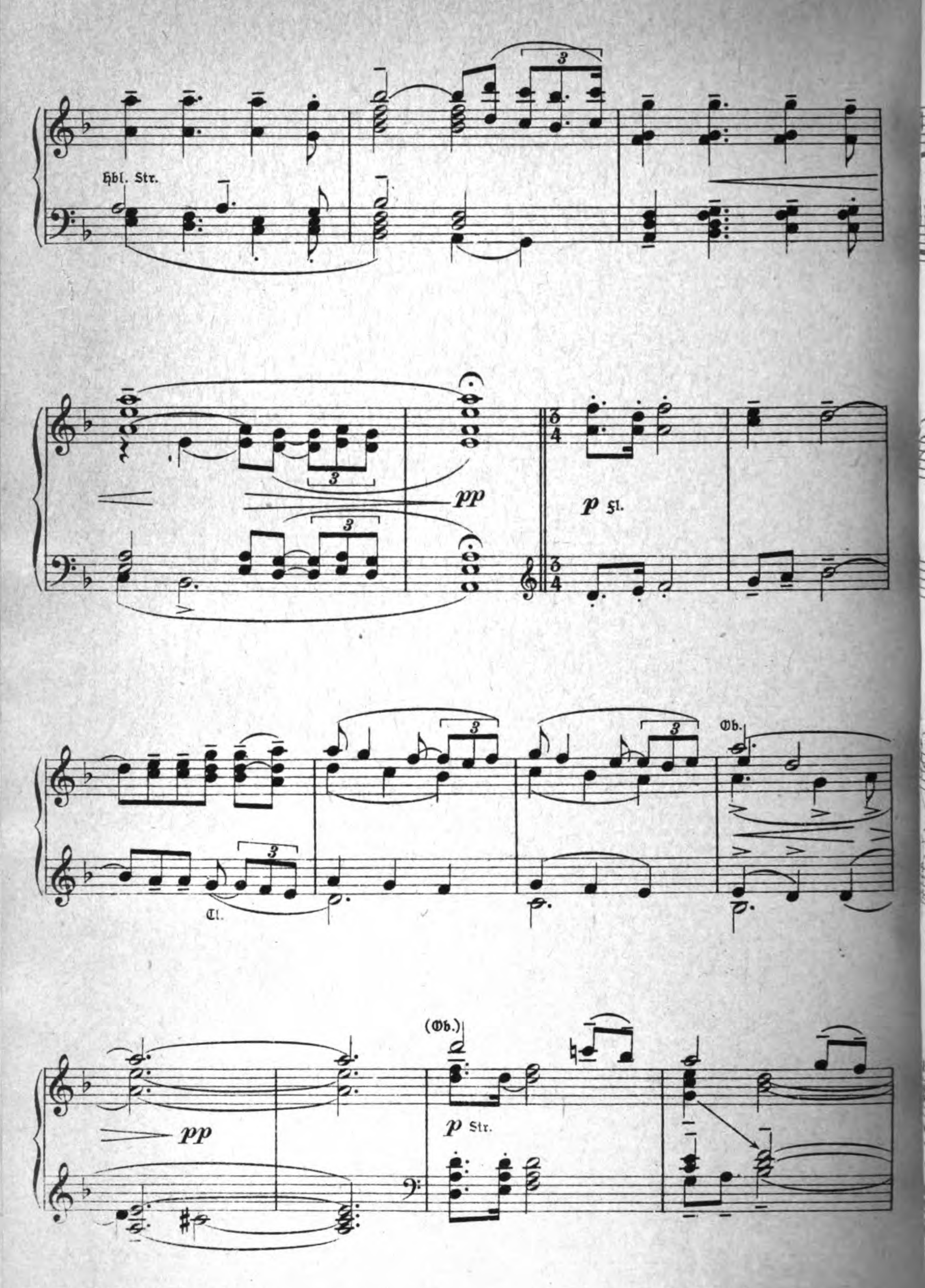
Cl. Solo-Br.

Sehr ruhig
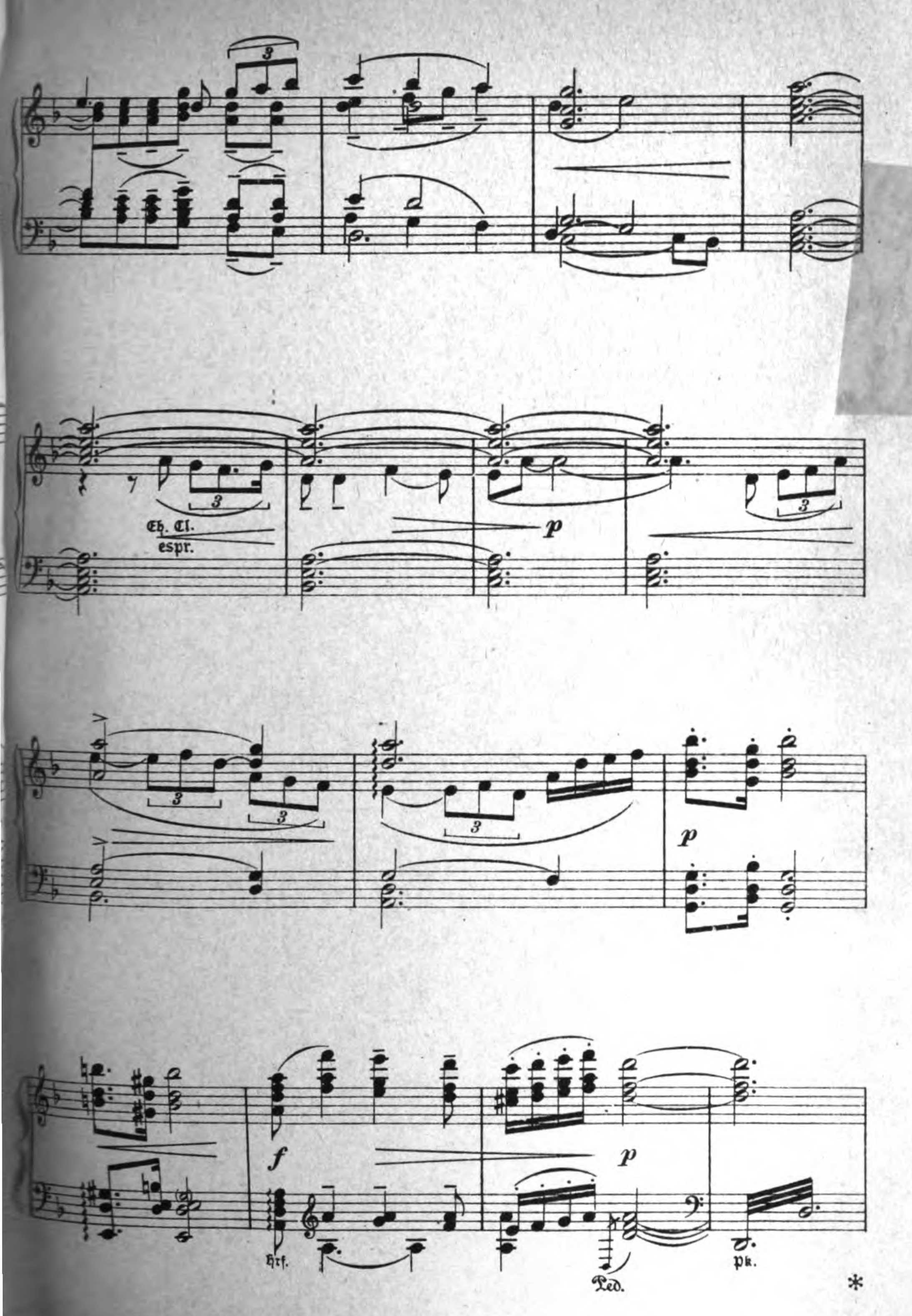


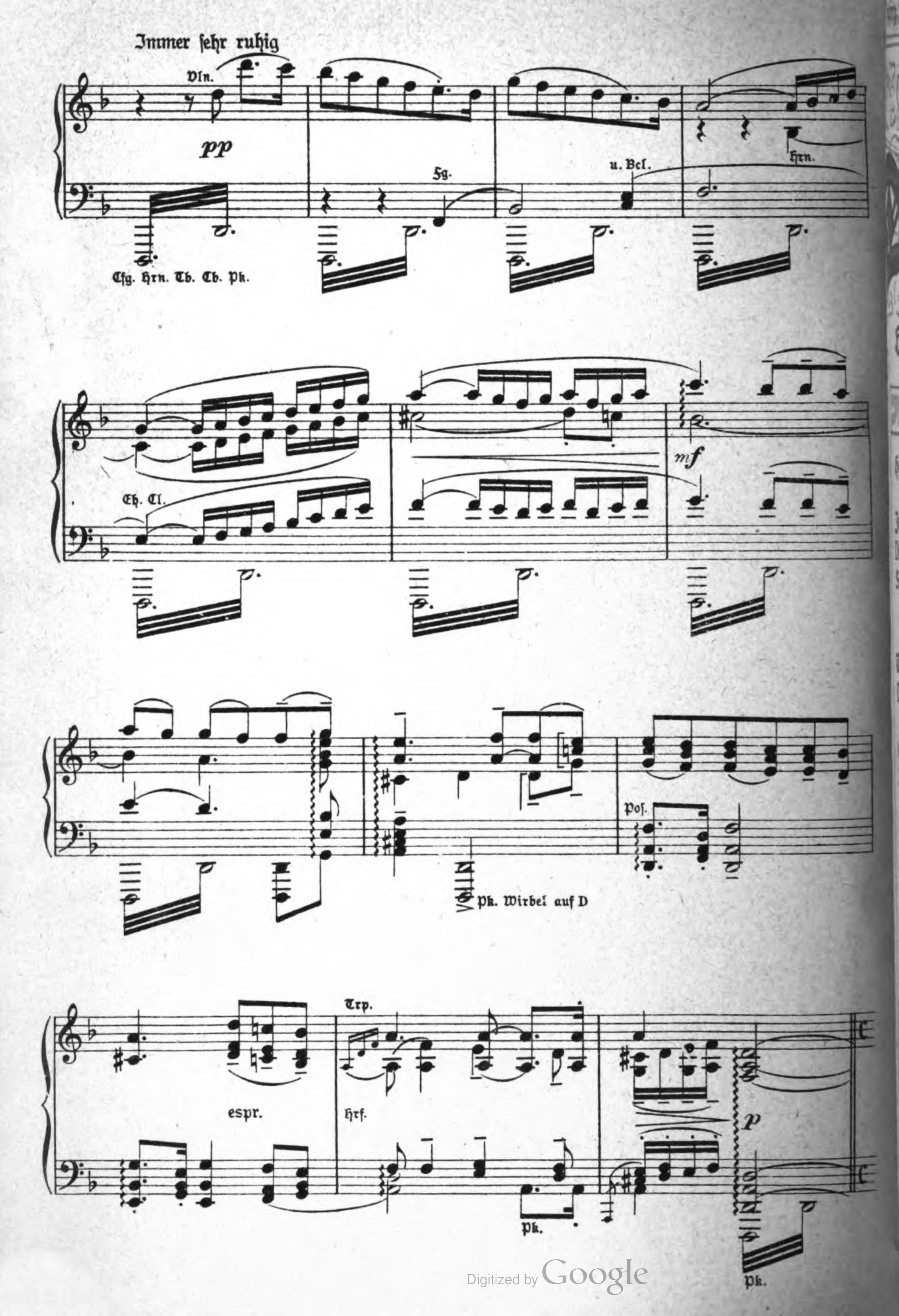
*) Mit Genehmigung des Originalverlegers Adolph Fürstner, Berlin W. 10

Entnommen aus dem Klavierauszuge mit Text des „Palestrina", bearbeitet von Felix Wolfes



Hbl. Str.
pp
p Fl.
Cl.
Ob.
pp
(Ob.)
p Str.


Eh. Cl.
espr.
p
f
Hrf.
Ped.
Pk.



Immer sehr ruhig
Vln.
pp
Fg.
u. Bcl.
Hrn.
Cfg. Hrn. Tb. Cb. Pk.
Eh. Cl.
mf
Pos.
Pk. Wirbel auf D
espr.
Trp.
Hrf.
Pk.
p
Pk.



25. Jahrg. November 1922 Heft 2

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

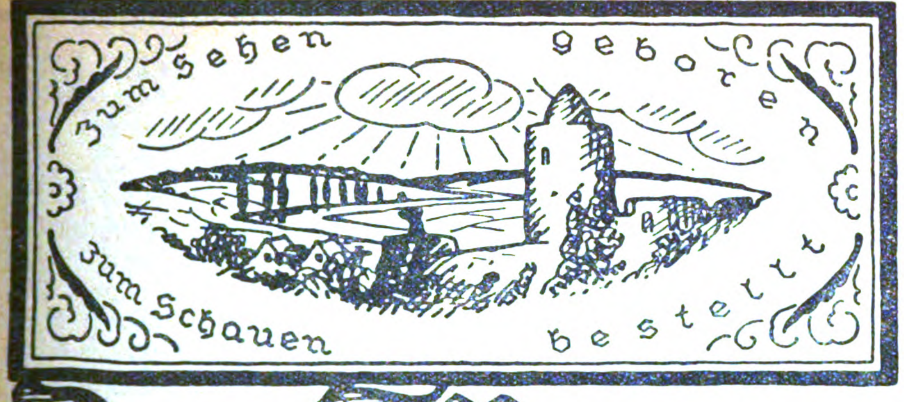
Inhalt

Heinrich Lilienfein: Was sind uns Tolstoi und Tagore? 78
Julius Havemann: Overbeck (Forts.) 82
Dr. Ernst Barthel: Unsterblichkeitsphilosophie 90
Sophie Charlotte von Sell: Unveröffentlichte Freundschaftsbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck (Forts.) 93
Theo Heermann: Tante Mathilde 99
Dr. Rudolf Krauß: Unsre Verantwortlichkeit für unser Traumleben 102
Ewald Swars: Für den Tod nicht reif... . . 107
Paul Burg: Die letzten Stunden eines großen Deutschen 109
Dr. Georg Lomer: Zur Geisterkunde 112
Jella Schultz: Deutsche Frauen 115
Karl Bleibtreu: Zur Shakespeare-Frage . . . 118
Ferdinand Ernst Gruber: Adam Müller-Guttenbrunn 121
Marie Diers: Neue Bücher 123
Ernst Ludwig Schellenberg: Von neuen Versbüchern 126
Dr. Hans Joachim Moser: Heinrich Schütz . . 129
Lienhard: Türmers Tagebuch 132
Auf der Warte 139
Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 150 M. Einzelhefte 50 M.


Homogene
Klaviere
D. R. P.
346333/334. 346602
Grotrian Steinweg
Hofpianofortefabrik Braunschweig



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

25. Jahrg. November 1922 Heft 2

... Zu lang, zu lang schon treten die Sterblichen
Sich gern aufs Haupt und zanken um Herrschaft sich,
Den Nachbar fürchtend, und es hat auf
Eigenem Boden der Mann nicht Segen.

Und unstet weh'n und irren, dem Chaos gleich,
Dem gärenden Geschlechte die Wünsche nach,
Und wild ist und verzagt und kalt von
Sorgen das Leben der Armen immer.

Du aber wandelst ruhig die sichre Bahn,
O Mutter Erd' im Lichte! Dein Frühling blüht,
Melodisch wechselnd gehen dir die
Wachsenden Zeiten, du Lebensreiche!

Mit deinem stillen Ruhme, Genügsame,
Mit deinen ungeschriebnen Gesetzen auch,
Mit deiner Liebe komm und gib ein
Bleiben im Leben, ein Herz uns wieder! ...

Hölderlin

Was sind uns Tolstoi und Tagore?

Von Heinrich Lilienfein

Mehr denn je ist in diesen Tagen bitterster Lebensnot das deutsche Volk auf der Suche nach geistigen Führern, nach Propheten und Erlösern. Es begnügt sich nicht mehr mit der immer wachsenden Reihe bald dunklerer, bald hellerer Erwecker, die im eigenen Land aufstehen und der haltlosen, geängsteten Seele die allein heilbringende Speise bieten. Über die ganze Erde schweift die Sehnsucht, den neuen Heiland zu finden, der uns über die Schwäche des äußeren und inneren Menschen hinwegheben soll.

Um zwei bedeutsame Erscheinungen des Auslands kreiste und kreist die deutsche Sehnsucht mit besonderer Inbrunst. Dem nahen Osten gehört die eine, dem fernen die andre an. Der tote Tolstoi und der lebende Tagore sind gleicherweise Gegenstand immer neuer Prüfung und Forschung, und die Frage, inwieweit sie für uns Deutsche religiöse und sittliche Wegweiser sein können, ist der Untersuchung wohl wert.

„Das Leben Tolstois", wie es Romain Rolland aus liebevoller Einfühlung und geistesverwandtem Verstehen heraus darstellte, kommt in einer Verdeutschung (von O. R. Sylvester, herausgegeben von Wilhelm Herzog, Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) für eine solche Untersuchung zur rechten Zeit. Begeistert und begeisternd läßt der feinnervige Franzose den rastlosen, achtunggebietenden Kampf dieses Lebens vor uns erstehen, das aus Tragik und Ruhm gemischt ist und an dem „alle Daseinskräfte, alle Laster und Tugenden Anteil hatten . . . ausgenommen ein einziges, die Lüge . . ." Leidenschaftlicher Kampf ist das Naturmerkmal des großen Russen, nicht nur Kampf gegen die Welt: „die Heucheleien der Religion, des Staates, der Wissenschaft, der Kunst, des Liberalismus, des Sozialismus, der Volksbildung, der Wohltätigkeit, des Pazifismus" — mehr noch Kampf in der eigenen Seele „zwischen den beiden hehrsten Mächten": der Wahrheit und der Liebe. In der Wahrheit sieht Rolland Tolstois ältesten Glauben, die Beherrscherin seiner Kunst, von der er selbst sagt: sie ist „die Heldin meiner Schriften . . . die ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe, sie, die immer schön war, ist und sein wird". Die Wahrheit übersteht die beiden Hauptkrisen im krisenreichen Leben Tolstois, die religiöse der 70er Jahre, die auf die Vollendung zweier seiner dichterischen Hauptwerke, „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina", folgt, und die sozialethische, die in der Schrift „Was sollen wir denn tun?" (1884 bis 1886) sich auswirkt. Auch nach dem zweiten Umschwung sagt er sich nicht von der Wahrheit los, sondern er sucht sie mit der Liebe zu verschmelzen. „Nie hat Tolstoi einen seiner beiden Glauben verraten. In den Werken aus seiner Reifezeit weist die Liebe der Wahrheit den Weg. In den Werken der letzten Jahre senkt sich ein Licht von oben, ein Strahl der Gnade auf das Leben, ohne sich aber damit zu vermischen." Diese Worte deuten, wie auf die Größe, so auf die Grenze und den Bruch in Tolstois Wesen. Der letztere wird offenbar auch in dem Werke, das Rolland „in gewissem Sinne das künstlerische Testament" nennt, in der „Auferstehung",

und von dem er bekennen muß, daß bei aller künstlerischen Ganzheit der religiöse Schluß keine organische Entwicklung darstellt: „Ich bin überzeugt, daß Tolstoi trotz gegenteiligen Versicherungen in seinem tiefsten Innern seine verschiedenen Naturen nicht vollkommen in Einklang miteinander bringen konnte: die Wahrhaftigkeit seiner Kunst und die Wahrhaftigkeit seines Glaubens."

Der jüngste französische Biograph Tolstois begegnet sich in dieser Erkenntnis mit dem deutschen Theologen **Karl Holl**, der in seiner überaus lesenswerten, noch nicht zwei Bogen umfassenden Schrift „*Tolstoi nach seinen Tagebüchern*" (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin) gleichfalls zu dem Schluß kommt, daß durch Tolstois Seele „ein tiefer Riß geht". „Der Dichter und der religiöse Mensch wollen sich in ihm nicht zur Einheit zusammenschließen." Schon Romain Rolland weist in einer Anmerkung darauf hin, Tolstoi sei so von Leidenschaft erfaßt gewesen, daß er jedesmal, wenn er Gott entdeckte, glaubte, es sei zum erstenmal und es habe vorher nur Nacht und Nichts um ihn geherrscht. Holl trifft das Wesentliche, wenn er sagt: „Er hat das Christentum als Dichter erfaßt." Der aristokratische Künstler Tolstoi vermochte die Grundsätze des Evangelisten Tolstoi nicht zu leben. „Er sieht eine Forderung vor sich, und etwas in ihm wirft sich mit Leidenschaft darauf, aber das Allerinnerste bleibt unbewegt, und darum versagt auch der Wille." Worauf ruhte, worin bestand nun der religiöse Glaube, den Tolstoi leidenschaftlich verkündete? Jenes *sein* Christentum, das er nach Jahrtausenden als ein Neues aus dem Schutt der Überlieferung ans Licht brachte? Nicht zufällig trägt sein 1887 erschienenes Buch „Das Leben" als Leitspruch die Worte Pascals: „Der Mensch ist nur ein Rohr, das schwächste der Natur, aber ein denkendes Rohr ... Unser ganzes Ansehen beruht auf dem Denken ... Bemühen wir uns also, gut zu denken: das ist das Prinzip der Sittlichkeit." Tolstois Glaube ist im wesentlichen *rationalistisch*, ist *Vernunftglaube*. Die vornehmste Betätigung der Vernunft — „das einzig wahre Leben ist das auf der Vernunft aufgebaute Leben" — liegt im *Sittlichen*. Die Gesetze des Guten sind „das einzige, wodurch die Gottheit in deutlicher, zweifelloser Form in die Erscheinung getreten ist". Das Ziel, dem dieser vernünftige Glaube zustrebt, das höchste Glück, zu dem die Menschheit sich aufbehalten sieht, ist „eine Gemeinschaft von in brüderlicher Liebe verbundenen Menschen". Gewiß verdanken wir dem Ideal des Vernunftphilosophen Werke von so hoher Schönheit, so universellem ethischem Gehalt, wie die „Volkserzählungen". Ebenso gewiß aber ist es, daß, religiös gesehen, ein so verstandenes Christentum sich über den eudämonistischen und rationalistischen Boden der Aufklärung kaum erhebt. Die christliche Sittlichkeit überzeugte Tolstoi, weil sie sich ihm als das allein vernünftige Verhalten herausstellte. Das Christentum wurde ihm zu einer „Metaphysik der moralischen Ökonomie", zu einer Anweisung des freundnachbarlichen Nebeneinanderlebens und Miteinanderauskommens. In einer solchen Anschauung ist kein Platz für die tiefsten menschlichen und christlichen Geheimnisse. Das Problem der Individualität, die zu der bekannten bunten Laterne für die durchscheinende Gottheit herabsinkt, bleibt unfruchtbar. Tolstois Landsmann Mereschkowski hat es einmal mit den Worten ausgesprochen: „Durch das Geheimnis des Fleisches, das tierisch-elementare, antlitzlose Geheimnis rührt er

am Geheimnisse des Geistes; er rührt aber nur daran, ohne ganz einzudringen, so daß die letzte göttliche Wahrheit von der menschlichen Persönlichkeit ihm ewig verschlossen bleibt." Wieviel tiefer haben hier unsre deutschen Mystiker, haben nach ihnen ein Hamann und Kierkegaard gegraben! Nicht nur, weil Tolstoi immer nur vom Grauen vor Tod und Vernichtung getrieben religiös wird, befindet er sich „noch im Vorhof der Religion" — er ist nicht bis zum Kern des Christentums durchgedrungen, zur Erlösung des einzelnen, zum Christus in uns, der freimacht für ein Reich Gottes, das stündlich offensteht. Weder der echt russische Chiliasmus, der das Reich Gottes zu einem Märchenreich irdischer Zukunft macht, ist Geist von unsrem Geist, noch die ebenso östliche Auffassung, die die christliche Sittlichkeit im „Nicht-Widerstreben gegen das Böse" gipfeln läßt. „Was ist also Tolstoi?" schließt Holl mit vollem Recht — „Ein Künstler von Gottes Gnaden, . . . ein rührender Prediger der Einfalt des Christentums und ein in seiner inneren Tragik tief erschütternder Mensch, aber doch kein Führer für uns, keiner, der uns den Weg aus der Wirrnis der Gegenwart ins Freie, in die Zukunft zeigen könnte."

Müssen wir noch weiter nach Osten wandern? Finden wir die ersehnte Führerschaft am Ufer des Hugli, bei dem Inder Tagore, statt bei dem Russen Tolstoi? Als im Jahre 1913 die Schwedische Akademie in Stockholm dem indischen Dichter Rabindranath Tagore den Nobelpreis für Literatur verlieh und die Enttäuschung derjenigen, die in Deutschland wieder einmal übereifrig einen einheimischen Dichter als Preisträger ausgerufen hatten, sich in recht abfälligen Bemerkungen Luft machte, war ich unter den ersten, die für den damals bei uns noch so gut wie unbekannten Tagore eine Lanze brachen. In den „Grenzboten" vom Januar 1914 führte ich aus, daß in diesem Einzelnen als dem Verkörperer einer hohen, altehrwürdigen Kultur mit Recht ganz Indien gekrönt worden sei. Der damals mit überlegener Geringschätzung oder doch mit herablassender Nachsicht behandelte Tagore ist inzwischen eine deutsche Tagesberühmtheit geworden. Übereifrige Lobredner haben ihn fast über Nacht zu einem jener Götzen gemacht, die unsre Öffentlichkeit nicht entbehren zu können scheint. Auch der Freund von Tagores Dichtungen konnte sich von dieser blinden und geschmacklosen Verhimmelung nur mit Widerwillen abwenden, und es ist kein Wunder, daß sich bald Stimmen erhoben, die eine so verstiegene Wertschätzung auf ein angemessenes Maß zurückzuführen bemüht waren. Neuerdings unternimmt es Artur Schurig in einem Buch „Tagore. Seine Persönlichkeit, seine Werke, seine Weltanschauung" (Karl Reißner, Dresden) sich mit dem Inder und seinem geistigen Werk in ausführlicher Kritik auseinanderzusetzen.

Soweit Schurigs Kritik, die von zahlreichen Proben begleitet ist, sich mit Tagore als Dichter beschäftigt, ist sie doch wohl unter der Rückwirkung jener schon gekennzeichneten Übertreibungen und aus einer gewissen politischen Gereiztheit heraus etwas zu einschränkend geraten. Was er im allgemeinen über die schmachvolle Ausländerei sagt, die unter Vorantritt Berlins besonders auch unsre Bühnen schändet, wird jeder billigen. Wer aber, um ein Beispiel herauszugreifen, einmal eine gute Aufführung von Tagores „Der König der dunklen Kammer" zu sehen Gelegenheit hatte, wird trotz der jedem Kind fühlbaren dramatischen Unzulänglichkeit und der bodenlos unzureichenden Übersetzung sich dem hohen, dichterisch-mystischen Reiz

gerade dieses Spiels, das bei Schurig besonders schlecht wegkommt, nicht entziehen können. Auch Schurigs Deutung halte ich hier für irrig. Über den Lyriker Tagore, den auch er stehen läßt, kann ich, besonders im Hinblick auf die „Gitanjali“ (Hohen Lieder) nur mein früheres Urteil wiederholen: „Eine weltbezwingende und weltbeglückende Frömmigkeit atmet aus jedem dieser Lieder. Die innige Nähe des unbekannten und doch bekannten Gottes, die erhabene Gleichung von Atman und Brahman wirkt in ihnen mit bezaubernder Einfachheit, mit begeisternder Wärme. Es sind lauter Zwiegespräche mit der eigenen, mit der Gottesseele“ ... Anders verhält es sich mit Tagore dem Denker. Wenn Schurig die Frage aufwirft: „Ist tatsächlich zu Moses, Platon, Epikur, Petrus, Augustin, Luther, Loyola, Calvin, Schopenhauer, Goethe, Nietzsche ein zwölfter Apostel in die abendländische Welt der Ideen eingetreten?“ und diese Frage kräftig verneint, so kann man ihm nur ebenso kräftig beipflichten. Wer sich in der indischen Philosophie nicht nur feuilletonistisch auskennt und einigermaßen in die gewaltige Gedankenwelt, besonders der Upanishaden, eingedrungen ist, wird zumal aus Tagores eigentlichem Weltanschauungsbuch „Sadhana“ (Weg zur Vollendung) sehr schnell die Gewißheit erlangen, daß der etwas salonhafte Eklektiker im Rahmen seiner eigenen, d. i. der indischen Geistesweit einen recht bescheidenen Rang einnimmt. Nur die selbe Unkenntnis, die in der sogenannten „Anthroposophie“ originale Offenbarungen entdeckt, wird auch in Tagores Weltanschauung überraschende und zielgebende Neuheiten entdecken. In Wahrheit enthält die Lehre dieses „neuen Heilands“ kaum einen Gedanken, den abendländische und zumal deutsche Denker und Mystiker nicht vor ihm und tiefer gedacht hätten. Wenn es vielleicht berechtigt ist, von einer Kongenialität zwischen dem Stifter des Christentums und den Schöpfern mancher Upanishaden zu reden — die Weisheit Tagores läßt sich mit der des Jesus von Nazareth nicht entfernt vergleichen. Dieser weiche, wohlrednerische Pantheismus, der über die tiefsten Rätsel von Gott, Welt und Menschenseele sanft hinweggleitet, ist noch weniger als die „Metaphysik der moralischen Ökonomie“ und der Chiliasmus eines Tolstoi Geist von unsrem, Geist für unsren Geist.

Weder der große Russe, noch der einschmeichelnde Inder können uns in der seelischen Not dieser Zeit Führer und Erlöser sein. Ist nicht letzten Endes dies fast hysterische Suchen und Rufen nach neuen geistigen Führern mit ein Zeichen unsrer deutschen Ohnmacht und Unselbständigkeit? Ist es schon betrüblich, daß wir in, wie es scheint verewigter, Würdelosigkeit nicht nur in ganz Europa, sondern in allen Erdteilen Gedanken aufstöbern, die uns größer und reiner, aber leider ungekannt, längst von unseren eigenen Denkern geschenkt wurden — so ist es fast noch beschämender, daß wir überhaupt wieder und wieder auf Erlöser harren, statt endlich in tätiger Erlösung jeder bei sich selbst anzufangen.



Overbeck

Novelle von Julius Havemann

(Fortsetzung)

Der Hofrat und Rektor der Eutiner Stadtschule hatte es gewagt, noch so spät im Jahr durch das zum Glück milde Herbstwetter die beschwerliche Fahrt nach der Hansestadt herüber zu machen. Seine Frau Ernestine hatte ihn begleitet.

Nun saßen sie plaudernd beieinander im Musikzimmer des Senators, er und Overbeck. Die Hausfrau mit Fräulein Gretchen und der jüngsten Tochter hockte neben Frau Ernestine auf dem breiten Rundsofa, das ohne Lehne mitten im Raume stand.

Frau Voß, die überall eine Atmosphäre von munterer Mütterlichkeit um sich verbreitete und neben der sich jeder — er wußte nicht wie — lebensfreudig und voll behaglicher Zuversicht zu fühlen pflegte, nahm auch hier gleich die Herzen für sich ein, indem sie auf eines jeden Interessen, als wären es selbstverständlich auch die ihr am nächsten liegenden, einzugehen wußte. Sie sprach von Handarbeiten und Modesachen, soweit Muster dafür zur Hand waren, und von den hohen Brotpreisen wie von der diesmaligen Weihnachtsbescherung. Auch von den Söhnen sprach sie. Denn ihre ältesten sollten in den nächsten Jahren die Universität beziehen; und wenn auch Christian Overbeck erst nach drei Jahren so weit sein würde, so machte doch dieser Umstand Frau Elisabeth geneigt, sich in die Lage der andern Mutter zu versetzen und sich mit dem Gedanken der Trennung von einem der Kinder vertraut zu machen. Sie äußerte einiges über die Flüchtigkeit der Zeit, das Heranreifen und Wiederhinwelken der Menschen.

Am Klavier saß das glattgescheitelte Madönnchen und blätterte in den Noten. Sie hatte das „Salve regina" Pergoleses im Klavierauszuge ihres Vaters, dann eines der von diesem komponierten Lieder aus Klopstocks „Hermannsschlacht" und schließlich eine Mozartsche Komposition eines der Lieder Overbecks auf dem Klavier gespielt. Jetzt flüsterte sie halblaut mit ihren Brüdern Hans und Fritz, die bei ihr herumlungerten. Hans war das eigentliche Musikgenie der Familie, und er schonte sogar die ältere Schwester nicht mit seiner Kritik. Fritz fand alles schön und erntete deshalb des Bruders Spott. Es war zu dämmerig im Raume geworden, und man mochte doch die Lichte noch nicht anzünden; sonst hätte die sanfte Betty dem Bruder gewiß willfahrt und eine Stelle noch einmal in seinem Sinne gespielt.

Fritz huschte hinüber nach dem Rundsofa, wo er sogleich vom schalkhaften Lottchen in Bearbeitung genommen wurde.

Dieweil erzählte der Rektor breit und zänkisch von der unbequemen Reise, die ihn arg mitgenommen zu haben schien. Auch Frau Ernestine, die mehrmals besorgt hinübergehorcht hatte, bestätigte die vielerlei Beschwerden und die Schlechtigkeit der Wege, zumal zwischen Süsel und Ekelsdorf. Erst kurz vor Schwartau sei es leidlich geworden.

In der Ecke der Ofen aus blauweißen Stockelsdorfer Fayence-Kacheln verbreitete eine angenehme Wärme, da der gestickte Schirm eine allzu pralle Aus-

strahlung hintanhielt. Die in Weiß gehaltenen Wände des Musikzimmers waren mit Landschaften voll arkadischem Schäferglück bemalt. Vollbusige und kurzgeschürzte Landmädchen empfingen die Huldigungen zärtlicher Schäfer zwischen vorbeitrabenden Kühen und weidenden Lämmern. So mochte der, dem's vergönnt war, draußen seine Idyllen erleben; der Reisende kostete auf den ländlichen Straßen keine solche Freuden.

Voß äußerte sich in diesem Sinne. Obgleich im allgemeinen der Blick auf überstandene Leiden die gute Laune zu erhöhen pflegt, so schienen doch ihn diese Bilder zu reizen und ihn in seiner Verärgerung immer rücksichtsloser zu machen. Er wollte ja am nächsten Tage seine Reise nach Wandsbeck fortsetzen. Je nörgelsüchtiger und je mehr zum Widerspruch aufgelegt er aber wurde, um so lebhafter und sozusagen ängstlich-fröhlicher sprach auch Overbeck. Immer wieder versicherte er dem Freunde, wie froh er darüber sei, ihn trotz allem bei sich als Gast zu sehen. Dazwischen hinein flocht er kleine Späße und wagte es sogar, seinen „würdigen Freund aus Eutin" in aller Behutsamkeit ein wenig aufzuziehen. Es kam ihm so vor, als mustere ihn dieser schon mit Argwohn wegen seiner ungewöhnlichen Beredsamkeit, als finge er an, etwas zu ahnen, während er selber einsilbig und ironisch in sich zurückkroch. Das machte Overbeck allmählich unruhig. Er rückte in seinem Sessel hin und her, sah um Hilfe nach seinen am Klavier flüsternden Kindern und nach den Frauen hinüber, die eben wieder in einen eifrigen Disput geraten waren, und fühlte, wie auf seiner Stirn der Schweiß zu perlen begann.

Endlich hielt er es nicht länger aus. Mochte die peinliche Sache, die man doch nicht würde aus der Welt schweigen können, denn nur schnell erledigt werden — und womöglich in frischem Ansturm. Er ergab sich.

„Nun, Voß," sagte er mit einem verzagten und unwilligen Lächeln, „du schriebst mir von Stolberg. Ich weiß, du wartest auf die Gelegenheit; so rede denn in Gottes Namen davon."

Voß starrte ihn an, als wäre er sehr verwundert. Er schien nicht zu begreifen, was dem Freunde einfiel. Dann lachte er: „Ich wartete darauf?! Daß du es tust, Overbeck, das merke ich nun freilich. Und ich verstehe, daß dich meine Nachricht in Erregung versetzt hat. Aber das Leben birgt viel Klägliches. Man muß ganz ruhig dabei bleiben. Ich behandle die Geschichte mit völliger Pomadigkeit."

Jetzt war die Reihe an Overbeck, verblüfft zu sein.

„So?" sagte er endlich. „Dich berührte sie schon nicht mehr so arg? Aber da wollen wir sie natürlich unerörtert lassen. Du weißt, mir ist jede Zänkerei eine Qual."

Voß bekam nervöse Finger. Er umgriff die Seitenlehnen seines Sessels und steifte die Arme. „Wir wollen uns ja wohl darüber nicht zanken."

„Sagen wir: wir wollen Erörterungen von Streitfragen aus dem Wege gehen, die entzweien wollen, was zusammen gehörte."

„Erst wollen?" rief Voß hohnvoll. „Erst wollen? Da ist für alle Zeiten Schluß gemacht. Ohne Widerruf."

„Siehst du — und das merkte ich", erwiderte sanften Tons der Senator. „Unter allem, was du sagtest — hinter deinen Mienen sah ich es wühlen wie feuerflüssige Massen unter der Erdrinde — in deinen Augen sah ich die Flämmchen zucken — — Das waren die bitteren Gedanken."

„Oh — oh!" lehnte Voß erregt ab, „ich bin ganz ruhig, Liebwertester. Fritz Stolberg bringt mich nicht in rage. Ein Abtrünniger!? Ein Mensch ohne Rückgrat und Selbstachtung? Ich habe für so etwas nur ein Achselzucken. Um seine Frau Agnes hätte mir's leid getan, wenn sie noch lebte. Aber sie lebt nicht mehr. Sie ist ein Engel. Sie war immer einer. In Fritz haben wir uns getäuscht — ich so gut wie du."

Overbeck hob eine Hand ein wenig von der Seitenlehne seines Sessels und ließ sie lautlos wieder niederfallen. „Die Revolution in Frankreich mit ihren Scheußlichkeiten hat ihn aus dem Gleis geworfen", sagte er ruhig. „Die römische Kirche fußt auf Traditionen. Er fand das Unveränderliche, die Ewigkeit, das Beharrende darin, während überall sonst die Welt zusammenstürzte."

Voß gefiel es, das völlig zu überhören. „Ich so gut wie du", wiederholte er.

„Wer verzichtet so leicht auf Autorität, auf Ehrfurcht?" klagte Overbeck weiter. „Wer verlangte nirgends Sichselbstbescheiden? Stolberg überschätzte die Bedeutung des wüsten Treibens für die Geister bei einem aufgeregten eitlen Volk; aber du mußt bedenken, sie schleppten die Königin — die Mutter — die Deutsche — eine Frau unter die Guillotine. Er flüchtete entsetzt dahin, wo die Frau und Mutter noch heilig war."

Voß hatte das letzte mit ironischem Schweigen entgegengenommen und den Freund scharf dabei betrachtet. „Du bist ja merkwürdig genau über die letzten Beweggründe des Grafen für seinen schlappen Abfall unterrichtet", spottete er jetzt los. „Hat er dir das selbst in vertraulicher Stunde mitgeteilt?"

„Du weißt, ich stehe nicht in näheren Beziehungen zu dem Grafen von Stolberg", wehrte Overbeck mit leiser Bitterkeit ab.

„Und als ob wir nicht alle in derselben Welt lebten!" ereiferte Voß sich weiter. „Gilt der französische Hexensabbat nicht auch uns andern allen als schauerlich und gemein? Und sind **wir** katholisch geworden?"

„Die Temperamente sind verschieden", bemerkte Overbeck reserviert.

„Und was hat der Skandal da draußen mit Fritz Stolbergs **Glauben** zu tun?" erkundigte sich Voß um so heftiger.

„Lieber Voß, ich möchte lieber fragen: was hat dieser Übertritt mit seinem Glauben zu tun? Der bleibt derselbe. Er wechselte das Bekenntnis — die Kirche — das Kleid — — — Aber ereifern wir uns doch nicht über Dinge, die doch schließlich nur Fritz Stolberg etwas angehen!"

Nun aber ließ Voß von jeder Bemühung, ruhig zu scheinen, ab. Was das für eine Leichtfertigkeit sei, polterte er los, die das Bekenntnis das „Kleid" zu nennen vermöge? Und ob Overbeck wirklich meine, der Charakter seines Freundes ginge ihn nichts an? Auch er habe einst geschwärmt — in Göttingen — in jungen Jahren — Leider! — Aber er habe sich vom Leben härten lassen; das sei unser aller Pflicht. Ihm seien immer schon diese Gefühlsduseleien und Phantastereien am Fritz zuwider gewesen.

„Die Flüchtigkeit, mit der er seine Dramen hinschmiß — wie er gar die Ilias übersetzte — er nannte es so, ich nenn' es ‚verballhornen' — mich brachte das einfach aus dem Häuschen. Ich hab' ihn oft darum gescholten. Er mochte nicht feilen — er mochte als Dichter nicht arbeiten. Es sollte alles vom Himmel fallen. ‚Was willst du, Voß?' sagte er, ‚der Wurf macht es. Das Auspinseln ist nicht meine Sache.'

Er hielt sich für zu vornehm dazu. Er trumpfte auf mit seinem adeligen Genius. Er sprach von ‚Schuften‘, ‚Narren‘ und ‚Krämerdienst‘. Er schreckte vor dem Schweißgeruch des mühsam Gewordenen zurück. Aber Dunst ist das auch nur, was er Wurf nennt. Es blieb alles fauler Dunst — ein Nirgendwo und Garnichts. Die Erde fehlt — die Kraft des Antäus. Die nüchterne, klargeschaute Wirklichkeit des Erkenners — wie ihm die klare Eindeutigkeit — wenn nicht gar der Mut des Bekenners fehlt. — Ich feile — und feile, du weißt es, Overbeck — Vers um Vers — tagelang — wochenlang, modle, schleife ich, töne ich ab. — Und so wird es — nur so — so nur wirkt unser Werk. — Jacobi hat Fritz Stolberg nicht mehr empfangen. Ich ließ mich verleugnen. Seine Welt ist nicht unsere. So fiel er ab. Demgegenüber müssen auch wir Farbe bekennen. Ein für allemal uns von ihm lossagen müssen wir. Alle. Ehrlichkeit, Stolz, Charakter vertragen sich nicht mit Schwammigkeit und Verschwommenheit, mit dem Verlangen nach kirchlichen Züchtigungen und Priesterbevormundungen.“

Die Damen hatten sich ihnen stumm und ängstlich zugewandt. Fräulein Gretchen schlüpfte gleich darauf, einem Winke ihrer Mutter nachkommend, hinaus. Frau Ernestine aber trat neben den Rektor, beugte sich zu ihm nieder und sagte: „Voß! Mann! was hast du all wieder? Du wolltest dich doch nicht mehr über den Fritz aufregen. Wir sind hier ja so gemütlich beieinander. Mach' du lieber ein Distichon auf das, was nicht mehr zu ändern ist:

Fritz, du irrst dich. Es kommt von Cato mir nimmer katholisch.
Preise das Alter! heißt nicht: stets mußt du preisen was alt.

Siehst du? Ich machte es, als du hinter Pansdorf eingedruselt warst und mir die Geschichte zu langweilig wurde.“

Voß wiegte unzufrieden den Kopf und schulmeisterte: „Nennst du den zweiten Vers einen Pentameter? ‚Heißt nicht‘ wäre doch ein Spondeus. Und dann ‚stets mußt du preisen‘, das ist eher ein Anapäst als ein Daktylus. Mariagnes zur Verlobung hast du bessere Verse gebaut. Preise das Alter! jedoch preise nicht alles, was alt.“

Seine Frau lachte. „Wahrhaftig, Mann!“ rief sie. „So muß es heißen.“

Und nun lachten auch alle die andern.

„Freilich — es ist *seine* Sache!“ murrte Voß vor sich hin, durch diese Ablenkung schon halb besänftigt. „Wer das Rom des Horaz für das der Pfaffen hingeben mag — — —! Und Homer ist ihm fortan — Hekuba.“

Lottchen hatte sich an des Vaters Sessel herangemacht. Overbeck streichelte in Gedanken ihre kleine Hand, und sie ließ es sich gefallen und blinkerte mit den mutwilligen Augen heimlich lustig nach dem Madönnchen hinüber, das sie beobachtete. Sie hatte das Fensterlicht im Rücken, so daß es über ihren glatten Scheitel und die zartgetönten nackten Schultern hinstrich. Ein Löckchen, das sich, durch eine Spange gezogen, auf dem Hinterkopf emporkrümmte, leuchtete in einem matten Blond, und der dünne weiße Stoff des kurztailligen Gewandes schimmerte da, wo ihn in den Konturen das Licht durchschien, silbrig weich.

Voß hatte sich in seinem Sessel vorhin von Overbeck halb weggedreht, hatte die beiden Ellbogen der auf die Seitenlehnen gestützten Arme völlig nach oben gekrümmt, als mache er eine Anstrengung, aufzustehen, und hielt den Kopf mit dem glatt und lang nach hinten weggestrichenen Haar vorgebeugt. Seine großen Augen

blickten lebhaft, und sein sinnlicher Mund lächelte vor Erregung. Jetzt drehte er sich plötzlich dem Hausherrn wieder zu: „Also dir war es nicht darum zu tun, dich über das, was uns bedrückt und alle die Zeit über beschäftigt hat, mit mir auszusprechen“, sagte er. „Nu, wie du meinst. Du kamst mir so — so hibbelich vor, und das machte mich irre. Entschuldige denn nur auch mich, wie du Stolberg und alles zu entschuldigen scheinst. Reden wir von etwas anderem.“

„Wie sollte ich entschuldigen, wo ich keine Schuld sehe?“ kopfschüttelte der Senator, kam aber im übrigen dem Wunsche seines Gastes nach, indem er Lottchen zunächst einen Wink gab, die Kerzen anzuzünden.

Draußen fielen die Blätter mit leise tickendem Geräusch. Eines trug der Wind so weit, daß es gegen eines der Fenster pickte.

Overbeck sah dahin, und ihn durchschlich leise, wie aus einer Ferne her, wieder die Weihnachtsstimmung.

*

Lottchen war bereits bei den Armleuchtern und probte das Feuerzeug.

„Wenn es meinen lieben Gästen recht ist,“ sagte der Senator, „hole ich meine Übersetzung des Racineschen ‚Britannicus‘ und lese einen Akt vor. Ich habe leider damals, als ich ihn vollendet hatte, vergebens versucht, Schröder dafür zu erwärmen; er lobte alles, bequemte sich aber doch zu keiner Aufführung. So sind die Theaterdirektoren. Flausen — Flausen machen sie — schöne Redensarten. Was sie eigentlich bei ihren Entscheidungen bestimmt, mögen die Götter wissen. Sie trauen im Grunde niemand etwas zu als sich selbst.“

„Der Mann ist eigensinnig — eigensinnig ist er“, dachte Voß, als jener ging, und lächelte kläglich. „Aber er ist doch ein guter, lieber Wirt.“

Das Madönnchen begann im Lichterglanz der Klavierkerzen die „Schiffahrt“ von Burka zu spielen. Dieses Gedicht des Senators liebten alle Familienangehörigen wie ein kleines Wunderwerk. „Das waren mir selige Tage“ sang sie dazu. Fritz hielt seine Gitarre, die er gegen das übergeschlagene Bein lehnte, und fuhr mit den Fingern über die Saiten, ohne Töne herauszuzupfen, als genösse er im Traume die Melodie auch in der Stimme *seines* Instruments.

Als der Senator in Begleitung seines ältesten Sohnes zurückkam, brachten Fräulein Gretchen und die Magd eben dampfenden Kaffee in Tassen, der das Zimmer mit seinem Duft erfüllte.

Und dann las Overbeck seinen andächtigen Zuhörern vor. Als er endete, nickte Voß etwas stumpf Beifall. Er unterschätze die Schwierigkeit einer solchen Übersetzung gewiß nicht, sagte er. Schließlich sang Overbeck, der einen schönen Bariton besaß, noch ein Lied.

„Man sieht doch, es gibt noch anderes auf der Welt als Leute ohne Gesinnung“, bemerkte der Rektor.

„Um das zu erkennen, Vössing,“ lachte Ernestine, „brauchtest du eigentlich nur im Zimmer herumzublicken.“

Er gab es höflich zu. „Freilich! freilich! unsere Damen — die Herren Söhne — sie alle mit ihren Künsten — das zusammen *ist* eben mein alter Overbeck — das ist überzeugende Gegenwart genug. Das ist sein schönstes Werk. Das ist Poesie. Man faßt sie nicht in Reime; es klingt darum doch nicht ungereimt.“

Es kam noch Besuch von einem Hausfreunde, dem Herrn Hieronymus Plessing, der Fräulein Gretchen verehrte. Voß trug eine seiner kleinen Idyllen aus dem Gedächtnis vor, und endlich mußte Fritz seine Zeichnungen vorweisen.

Lottchen spottete: „Er macht sie bei seinem alten Sergeanten am Mühlentor. Die ‚dicke Margret‘ — die große Kanone da — hat er prachtvoll gezeichnet; aber kein niedliches Mädchen."

„Dich auch nicht?" fragte Frau Ernestine bedauernd. „Das kommt aber noch."

„Auch Mädchen gibt es dicke genug", versicherte Lottchen. „Wenn wir ihm zu dünn und darum nicht würdig genug sind; Olly Leuschan zum Beispiel, die ist rund wie eine Wurst."

Der Rektor jedoch lobte bedächtig die Zeichnungen, konnte es aber nicht unterlassen, zum Schlusse zu betonen, die Hauptsache bleibe trotz allem die Gesinnung.

„So ist es!" bekräftigte sogleich Overbeck, der in dem Gefühl freudiger Erleichterung, das ihm die Erledigung der Stolberg-Frage schuf, niemand mehr widersprechen mochte.

Aber Voß blinzelte ihn schon wieder argwöhnisch an und schüttelte schweigend den Kopf.

Als die Freunde später nach dem in bester Laune erledigten Abendessen noch auf ein Stündchen in des Hausherrn Arbeitszimmer hinübergegangen waren, sagte Voß unter einem immerhin behaglichen Geraderecken: „Ja, ja, mein guter Overbeck! man muß dir vieles zugute halten. Du bist der liebenswürdigste Wirt von der Welt. Man wird bei dir einfach mundtot gemacht."

„Leider! leider!" lachte Overbeck. „Meine böseste Eigenschaft — das zu viele Reden!"

„Ach, das zu viele — — —?"

„Oder das zu laute — das zu lärmvolle!"

Voß wiegte mißbilligend den Kopf: „Du sprichst wie ein junger Bruder Übermut. Ich hörte dich niemals lärmvoll reden — und werde dich nie so hören."

„Nicht?"

„Mann, du bist zu weich — du bist bis zur Unzuverlässigkeit weich."

„Ich will nur im Reiche des Geistes nicht Partei nehmen. Da werde jeder auf seine Art selig", meinte Overbeck diesmal freundlich, aber ernst.

Aber Voß knurrte: „Ach was! Jeder auf seine Art! Wir sind nicht auf der Welt, um die Eigenbrötler zu spielen."

„Eben deswegen kann sich wohl die Welt nicht nach uns richten", nickte Overbeck. „Und was macht der Musenalmanach?"

„Nun — wie du willst! — Ich redigiere ihn nicht mehr. Ich habe die Zeit nicht mehr. Ich habe ihn abgegeben. Man hat nur Scherereien, wenn alte Mitarbeiter wie — — — na ja."

„Da hast du recht", beeilte sich Overbeck einzuwerfen. „Unsere schönsten Quellen versiegen mit den Jahren — bevor wir zu Jahren kamen — in uns — um uns. — Du gabst ihn ab?"

Er habe sich damit freilich zu viel aufgepackt gehabt, er habe es oft gedacht. Nachgerade brauche er seine Ruhe. Ein Mann von bald fünfzig Jahren! Gesundheitlich sei er ja leider auch nicht der stärkste.

Overbeck blieb beim Thema: Für den Musenalmanach war es schade; doch Deutschland durfte höhere Anforderungen an seinen Luisen-Dichter stellen.

„Du lieber Gott! als ob man eine ‚Luise‘ alle Tage wiederschreiben könnte! Ach, Luise! — Luise!“

Und Voß lächelte wehmütig. Er konnte dieses Gedicht nie genug loben hören. Er war im Zorn besänftigt, wenn man es nannte, als wäre Öl auf empörtes Gewässer gegossen worden. Er liebte es zärtlich wie eine lebendige Tochter.

Ja, „das waren mir selige Tage!“ — damals, als er sie niedergeschrieben hatte vor so manchem Jahr — als die Freunde und er unter den Buchen am See davon geredet und Overbeck sein Gedicht vom Uklei vorgetragen hatte, während der Abend die Wipfel vergoldete.

Er feilte an ihr noch immer. Sie wuchs sich aus, wie er sagte. Er würde Overbeck gelegentlich einige neue Gespräche des Pfarrers von Grünau vorlesen — falls jener bald einmal hinüberkommen würde nach Eutin. Oder er würde sie ihm schicken.

„Nur auch nicht zu viel mehr ändern!“ mahnte Overbeck, den des Freundes Vertrauen beglückte. „Nur nicht zu viele — gute Reden!“

„Zu viel? — Man kann des Guten nicht zu viel tun.“ — —

Es fiel draußen ein warmer Regen; man durfte trotzdem für den folgenden Tag auf gutes Reisewetter hoffen. Alle Anzeichen berechtigten dazu. Und in der Tat, anderen Tags in der Frühe war es trocken, und durch hohe Wolken sah überall blauer Himmel herab auf die herbstliche Erde.

Voß und seine Frau nahmen Abschied.

Overbeck mit Hans und Fritzchen begleiteten die beiden zum Pferdemarkt, von wo die „Diligence“ nach Wandsbeck zu abfuhr.

Voß in festzugeknöpftem blauem Rock, den breitkrempigen niedrigen Zylinder auf dem Kopf, und in der Hand den langen Stock, schritt energisch neben seiner unternehmungslustig dreinschauenden Ernestine her, die in Hut und Umschlagetuch war.

„Wenn der leichte Nebel erst hochgeht, wird es vollends strahlend“, sagte der Senator.

„Wir wollen es hoffen“, erwiderte Frau Ernestine lächelnd.

„Du sollst recht haben, Overbeck — obgleich es gestern abend gegossen hat. Ihr müßt immer recht behalten in Lübeck“, bemerkte der Rektor dazu etwas aufsässig. Er haderte und rang sichtlich im stillen mit irgend etwas in seinem Innern.

„Wo denn aber? Wie denn aber?“ lächelte fein und eigen der Freund.

Als Voß aber in der Postkutsche saß und Overbeck ihm noch einmal die Hand hineinreichte, hielt jener diese fest. „Overbeck,“ sagte er, „du bist ein lieber Mensch. Du mußt uns bald mit den Deinen im bescheidenen Rektorhäuschen wiederbesuchen. Ihr seid alle willkommen und trotz der nur 500 Taler Gehalt im Jahr und der ganzen Stube voll Jungens soll's euch da wie bisher auch künftig behaglich werden. Aber um noch einmal auf unser Gespräch von gestern abend zurückzukommen: — Nach uns richten soll die Welt sich *nicht*, Overbeck; aber unsere Freunde sollten freie Köpfe sein. Oder sie kommen in Verdacht, nicht *wahrhaft* unsere Freunde zu sein. Dich kenn' ich ja; ich sage es nur im allgemeinen. Überdenke dir's einmal gründlich. Du wirst betreffs Fritz Stolberg sicher meiner Meinung sein — sicher! —

Fürchte dich nicht, ich beiße nicht!" warf er dazwischen, da Overbeck zurückzuweichen schien. „Du bist ja ein gescheiter Kopf und kein solcher Phantast. Du bist ganz meiner Meinung und — — —"

Overbeck blickte trübe drein, nickte stumm, schüttelte dem Freunde jetzt aber so lebhaft die Hand, daß dieser jäh abbrechen mußte. Zumal auch Frau Ernestine lustig etwas dazwischen rief.

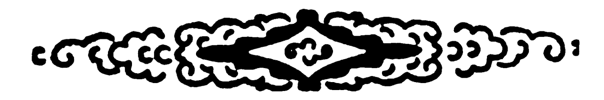
„Ja, mein lieber, guter Voß! wenn wir das, was ein anderer fühlt und was ihn treibt, ändern könnten — aber was können wir armen Sünder denn — —!?"

Die Pferde zogen an. Frau Ernestine winkte fröhlich in die milde Oktobersonne hinein. Da trumpfte Voß noch einmal auf und stampfte ordentlich mit dem Fuße dazu auf den Kutschenboden nieder: „Können's nicht ändern!? Overbeck! Uns einig sein! Darauf kommt es an. Uns verstehen! Gibt es denn auch unter Freunden kein Verstehen auf Erden?"

Das ward schon durch das entgleitende Kutschenfenster gerufen. Der zurückbleibende Freund und seine beiden Söhne grüßten. Das plumpe Gefährt rasselte die Dankwartsgrube hinab über die hölzerne Brücke gegen die Wallstraße zu.

Der Senator starrte zu Boden. Er war plötzlich wieder sehr ernst — war ganz grüblerisch geworden. Sein Sohn Hans sagte etwas zu ihm. Da besann er sich. „Wir sind jedenfalls darüber nicht uneins geworden", murmelte er kopfschüttelnd und wandte sich mit seinen Söhnen nach dem Klingberg hinauf.

„Lauft! Lauft voraus!" ermunterte er die Jungen. „Holt euch euer Frühstück! Und dann zur Schule!" (Fortsetzung folgt)



Aus der Heimat vertrieben

Von Marie Jerschke

**Mein kleiner Knabe du, sei mir nicht gram,
daß ich den Weg zum Friedhof nicht gefunden,
nicht mehr den letzten Abschied von dir nahm
in all den wilden, wehdurchwühlten Stunden!**

**Des heimatlosen Herzens harter Schlag
darf deine heil'ge Ruhe dir nicht stehlen.
Fahr wohl — fahr wohl! Bald strahlt auch mir der Tag
des wahren Friedens — Tag von Allerseelen!**



Unsterblichkeitsphilosophie

Von Dr. Ernst Barthel

1. Die Grundlage alles wirklichen Lebens sind seelische Zentren. Ohne deren Annahme schwebt die Welt in haltloser Luft.

2. Kein seelisches Zentrum entsteht, keines vergeht. Das metaphysische Nichts existiert also nicht, ist eine bloße Einbildung.

3. Zeugung und Tod sind die Übergänge zwischen zwei Welten, die miteinander wie kommunizierende Röhren in Verbindung stehen.

4. Es existieren nur zwei Welten: das Diesseits und das Jenseits. Auch die Sternenwelt gehört zum Diesseits, da sie sich im Erfahrungsraum befindet.

5. Die beiden Welten entsprechen sich nach dem Gesetz der Polarität. Sie haben entgegengesetzte Wesensgrundlagen.

6. Beide Welten sind als Zustände der Seele aufzufassen. Im Diesseits herrscht der Wille über die Erkenntnis, im Jenseits die Erkenntnis über den Willen.

7. Der Tod in der einen Welt bedeutet das Gezeugtwerden in der andern, und umgekehrt.

8. Die seelischen Zentren, die wir Monaden nennen wollen, bilden eine Hierarchie zwischen absoluter Erkenntnis und absolutem Machtwillen.

9. Monaden, in denen der Bruchteil der Erkenntnis den Bruchteil des Willens überwiegt — wir wollen sie Monaden der Erkenntnis nennen — fühlen sich in der diesseitigen Welt am unpassenden Ort.

10. Ihre Mission besteht darin, das Diesseits langsam mit dem Lichte der Erkenntnis zu durchdringen. Es sind Boten der Erkenntniswelt.

11. Es ist unmöglich, daß die Existenzzustände einer Monade nicht zwischen den beiden Welten abwechseln.

12. Jede Welt hat ihren eigenen Raum und ihre eigene Zeit. Für jede Welt erscheinen nur der eigene Raum und die eigene Zeit real, während Raum und Zeit der andern Welt für sie gar nicht vorhanden sind.

13. Jede Seele durchläuft in jeder Welt eine große Reihe von Wiedergeburten, die aufeinander folgen und einander ergänzen wie das Wachen des Tages und das Schlafen der Nacht.

14. Der Anfang der Zeit in einer Welt ist mit dem Ende der Zeit in der andern identisch, und umgekehrt.

15. Die beiden Welten bilden also zusammen einen geschlossenen Zeitring.

16. Ein zeitliches Nichts existiert so wenig wie ein räumliches Nichts. Diese Dinge sind bloße Einbildungen.

17. Jede Seele hat ihre Eigenart, gemäß dem Verhältnis des Willens zur Erkenntnis in ihr. Je mehr Erkenntniskraft und je weniger Machtwillen eine Monade enthält, desto höher steht sie in der Hierarchie der Seelen.

18. Der Sinn alles Lebens ist der Rhythmus, die Harmonie. Alles Unrhythmische und Chaotische ist ein Symbol des Nichtseinsollenden.

19. Jede Monade entfaltet einen bestimmten Rhythmus, stellt in der Weltharmonie einen bestimmten Ton dar.

20. Die Freiheit ist das Bewußtsein der Eigenart und Eigenharmonie der Seele. Sie findet in der Freiheit anderer Seelen ihre Grenze. Friede besteht unter den Monaden, wenn die Freiheitssphäre jeder Monade nicht über das Maß ihrer Elastizität durch andere Freiheitssphären beeinträchtigt ist.

21. Friede halten ist eine Pflicht der Harmonie. Diese Pflicht kann nur durch gleichzeitige Rücksichtnahme auf sich selbst wie auf andere betätigt werden. Die goldene Mitte, die auf diese Weise durch die Freiheitselastizität der Monaden erfordert wird, kann nur von Monaden der Erkenntnis erkannt und gelehrt werden.

22. Daher ist es nötig, daß auch auf dem Gebiet der Interessenkämpfe der Glaube an Menschheitslehrer an Stelle des anarchischen Chaoswillens trete. Wenn jede Monade auf ihrem blinden Willen beharrt und keine einem übergeordneten Geiste glauben will, ist die Polarität von Lehrer und Schüler vernichtet. Wo aber eine Polarität vernichtet wird, erhebt sich das Chaos.

23. Der Menschheitslehrer, auf den alle niedrigeren Monaden bisher zu hören verbunden waren, ist Jesus von Nazareth, die edelste aller im Lauf der Geschichte erschienenen Monaden. An ihn scheint der Glaube jetzt nicht stark genug zu sein.

24. Der Mensch ist nicht bloß ein sterblicher Körper, sondern eine unsterbliche Seele. Er darf also nicht nach ausschließlich biologischen, darwinistischen, nationalökonomischen Grundsätzen bewertet werden. Solche Bewertung ist nicht bloß ein metaphysisches Unrecht, sondern bringt in ihren praktischen Folgen notwendig viel Unglück über die Menschheit.

25. Jede Monade wird geboren, um eine Aufgabe zu erfüllen. Die Erfüllung ihrer Sendung ist die tiefste und einzige Pflicht jeder Monade. Je edler die Monade, desto ausgeprägter lebt in ihr das Bewußtsein ihrer Sendung.

26. Gott selbst, die Harmonie alles Seienden, stellt jeder Monade die Lebenskulissen so, daß sie bei ernstem Bemühen ihre Sendung erfüllen kann. Er setzt die Lebensumstände. Er befiehlt den andern Monaden, daß sie der Monade förderlich oder hinderlich sein sollen. So haben alle Monaden gegeneinander eine metaphysische Aufgabe, sei es positiver oder negativer Art.

27. Zuneigung und Abneigung unter den Menschen ist das Ergebnis dieser Verhältnisse. Sie entstehen von vornherein, ohne durch Erfahrung begründet zu sein.

28. Durch Vererbung erhält der Mensch nur die Werkzeuge seines derzeitigen Lebens. Er selbst ist weder durch soziale noch durch biologische Gründe verursacht, sondern ist unentstanden, also ursachlos. Sein intelligibler Charakter ist nicht geerbt.

29. Das Wissen außerordentlicher Menschen stammt nicht aus der Erfahrung, sondern aus dem innern Schauen der Monade. Der Philosoph, der Dichter, der Religionsstifter bringt seine Erkenntnisse aus dem Weltall mit. Nur unfähige Geister sind auf blindes Tasten an der Erfahrung angewiesen.

30. Eine Wahrheit trägt um so mehr Bürgschaften ihrer Sicherheit, je mehr sie unvermittelt aus dem Born einer reinen Persönlichkeit hervorgeht.

31. Nur die Persönlichkeit verbürgt Wahrheit. Daher sollte Wissenschaft als Produkt von Persönlichkeiten viel mehr geschätzt werden als jene Wissenschaft, die von



Menschen im Verein getrieben wird, von denen kein einziger aus dem Zentrum der Dinge schafft.

32. Die höchste Weisheit der Menschen besteht darin, daß sie reiche Persönlichkeiten, wo auch immer sie geboren werden, zu größtmöglicher Entfaltung gelangen lassen. Das Gegenteil rächt sich durch allgemeines Leid.



Der Toten Heimrecht · Von Friedrich Lienhard

Daß die Toten um die Türme jagen
Und das Deutschland edler Seelen suchen,
Dürfen wir dem irren Volk nicht sagen.
Denn was frommt es,
Narren, die nur zetern oder zagen,
Massen, die nur fordern oder fluchen,
Dies erhabne Herzeleid zu klagen?

Ja, die Toten suchen um die Dächer;
Geisterknöchel pochen an den Toren,
Schattensohlen schleichen durch Gemächer.
Ist denn niemand,
Der sie schlürfen läßt vom Schaum der Becher
Edlen Daseins? Ist denn ganz verloren
Dieses Volk der Zänker und der Zecher?

Oh, die Schleier, schwarz, vom Haupt zur Hüfte!
Augen, die da flammen und ergrimmen
Im Gebraus der mitternächt'gen Lüfte!
Horch, es gellt wie
Wehlaut durch die Zacken oder Schlüfte!
Das Gewimmel der empörten Stimmen
Bannst du, Deutschland, nimmer in die Grüfte!

Ließen darum sie den Leib zerfetzen,
Nur damit die überbliebnen andern
Rotte gegen Rotte sich verhetzen?
Oh, sie möchten
Sich so gern am Trank der Liebe netzen,
Statt die Hütten friedlos zu umwandern,
Die der Toten Heimrecht so verletzen!

Wohnen wollen sie in reinen Wänden,
Brechen wollen sie vom Liebesbrote — —
Brandmal allen, die solch Gastrecht schänden!
Aber selig,
Die den Heldenseelen Heimrecht spenden!
Selig, die euch ehren, liebe Tote!
Seliger, die euer Werk vollenden!



Unveröffentlichte Freundschaftsbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck

Mitgeteilt von Sophie Charlotte von Sell

(Fortsetzung)

Ihr Leben lang hat Frau von Bismarck gern gelesen, und wenn ihr etwas besonders gefiel, so mußte sie gleich ihre geliebte Marie darauf aufmerksam machen:

„Bitte lies einmal den ‚Immensee' von Storm, wenn du ihn nicht schon kennst. Ich bin ziemlich außer mir vor Entzücken über diese kleine poetische wehmütige Sommerblume ...“

Allmählich gewöhnt sich das norddeutsche Landkind in Frankfurt ein und berichtet darüber vom 6. Januar 1852:

„Meinen Kindern tut die Frankfurter Luft sehr wohl, und deshalb bin ich gern hier; der Junge wird dick und derb, und selbst Mariechen erholt sich mehr und mehr und ist nicht mehr solch arges Piepskind wie sonst.“

Und zwei Jahre später:

„In Frankfurt bin ich übrigens nach wie vor sehr zufrieden, und mein einziges Sehnen und Verlangen ist stets, daß die liebe Majestät uns doch nur immer dort lassen und nimmer nach Berlin bringen möchte.“

Der Abschied von Frankfurt wurde Frau Johanna dann sehr schwer. Und über Petersburg ging es doch nach Berlin. Zu dem für Bismarck selbst und für das Vaterland — das preußische und das deutsche — so bedeutungsvollen Ereignis schrieb Gräfin Stolberg der Freundin warme Worte, und diese antwortete am 6. Oktober 1862 aus Reinfeld:

„Du weißt, warum ich diesen Dank eine ganze Woche zurückhalten mußte, weißt, daß mir Herz und Hände ganz erlahmt waren von der Todesangst um meine geliebte Mutter, die so entsetzlich gelitten, daß ich mich Tag und Nacht in großer Sorge um sie grämte. Ich bat Bismarck, Dir alles mitzuteilen ... Heute nacht hat sie aber gut geschlafen und fühlt sich danach weit besser, so daß ich nun wieder an Genesung zu glauben vermag und den lieben Gott ohne Ende lobe für seine gnädige Erhörung unserer vielen flehenden Gebete! Nun, hoffe ich, wird die Besserung täglich schnell fortschreiten und ich mich dann bald auf meine einsame Berliner Wanderung begeben, um meinen lieben Bismarck nach der langen, langen Trennung endlich zu sehen und — um Dich zu umarmen, Du teure Marie, mit tiefem, freudigem Herzensdank für die wundervolle Freundschaft, die immer treu zu uns gehalten und uns nun wieder lieb umfassen will zum Trost in allem bitterbösen Wirrsal des unbehaglichen Platzes, auf den uns Gott gestellt hat. Mir ist bange, wenn ich an Bismarck und seine kaum wiederhergestellte Gesundheit denke, dem ich den ruhigen Pariser Winter wohl noch sehr gegönnt hätte (bekanntlich war Bismarck kurze Zeit Gesandter in Paris; so kurz, daß es zur Übersiedlung seiner Familie gar nicht kam) — aber ich weiß ja, wie er sich gegen diese Stellung jahrelang gewehrt und jetzt nur

darauf eingegangen, weil er meint, es sei seine Pflicht — so hoffe ich fest auf Gottes Barmherzigkeit, die ihn und uns nicht verlassen wird, und bete täglich um Mut und Kraft für ihn ..."

In den ersten Jahren, wo Bismarck Minister war, fand sich das Stolbergsche Paar sehr häufig an den zwanglosen, offenen Abenden der Frau von Bismarck ein, wo deren vielbeschäftigter Gatte für kurze Zeit im engen Freundeskreise Erholung und Zerstreuung suchte und fand. In all seinen Kämpfen und Erfolgen dieser arbeitsreichen Jahre stand Johanna sorgend und bebend an der Seite des deutschen Führers. Wie glücklich war sie, wenn sie berichten konnte, daß Bismarck Anerkennung fand.

Berlin W I, 28. September 1865.

„Montag fuhren die beiden Unzertrennlichen (Bismarck und Pagina [Wahrscheinlich Herr von Keudell]) nach Lauenburg und kehrten gestern abend wieder voll Bewunderung über das hübsche Ländchen und die gute Haltung des Volkes — in allen Klassen —; Bismarck namentlich ist so von ihnen allen dort honoriert worden, daß es ihm wirklich Freude gemacht hat — besonders als ein Matrose plötzlich gerufen: ‚Herr von Bismarck ist ein fixer Kerl, er soll leben!' Und die weibliche Jugend hat sich auch viel um ihn bemüht — was er zwar gewohnt ist — aber ihn dort doch vorzugsweise gefreut hat ..."

Während der letzten Krankheit ihrer Mutter (1863) hatte sich Frau Johanna bei der Pflege zu sehr angestrengt und erregt. Seitdem war ihre eigene Gesundheit untergraben. Asthma-Anfälle quälten sie, bis zu ihrem Tode immer häufiger und stärker auftretend. Es wurden manche Kuren und Reisen unternommen, um ihr Erleichterung zu verschaffen. So brachte Bismarck seine Frau im Oktober 1865 nach Biarritz, dessen Luft und Bäder ihm selber bereits sehr gut getan hatten. Von dort schrieb sie der Gräfin:

„Nun bin ich über 14 Tage hier, und es ist sich bis jetzt alles gleich geblieben, geradeso wie in Schlesien, in Homburg, in Berlin — einige Tage ganz gut, einige ziemlich, einige schlecht, in ewigem trübem Wechsel geht's hin und her — und man weiß nicht, ob man noch hoffen darf. Vielleicht will der liebe Gott mir gar nicht helfen — vielleicht soll ich immer solch ein Jammerwurm bleiben — das ist kein heiterer Gedanke, meine geliebte Marie —, und dann bitte ich so recht flehentlich — um Geduld, für mich selbst sowohl, als besonders für alle meine Lieben, die sich mit mir armem Scheusal plagen müssen. Es ist reizend hier, eine solche Himmelsluft, wie ich Dir nicht beschreiben kann, und die erste Woche war immerzu herrlichstes Wetter — blaues Meer, blauer Himmel, blaue Pyrenäen — ganz vollständig dunkelblaue Romantik. Wir hatten wunderschönes Wetter bei der Fahrt durch das hübsche Belgien, welches mir ausnehmend gefallen, weit mehr als ‚la belle France', von dem man keine entzückten Lieder singen kann, während man's per Eisenbahn durchjagt, die sich jedenfalls die häßlichsten, uninteressantesten Gegenden erwählt hat — gerade wie Mark und Westpreußen — höchst einfältig. Aber Paris ist wunderschön — wir sind nur einen Tag geblieben — und er genügte, um uns in hohe Bewunderung zu versetzen und großes Verlangen nach längerem Aufenthalt, den der liebe Bismarck bei der Rückkehr gütigst zugesagt. Der schönen Eugenie sind wir einmal am Strande vorgestellt und haben dann gegenseitig keine Notiz mehr von

uns genommen — nur Bismarck wurde einmal zum Frühstück befohlen und sehr innig behandelt, wie er meint ... Ich begreife aber, daß man ziemlich hin ist, wenn sie wirklich von Herzen freundlich einen anschaut ... dann ist sie außerordentlich reizend und anmutig, wie 70 Engel — und soll sehr liebenswürdig unbefangen im Verkehr sein. Vor 8 Tagen verschwand der kaiserliche Hof ..."

Um die Pfingstzeit 1867, während ihr Mann mit dem König der Einladung Napoleons III. zur Weltausstellung in Paris folgte, besuchte Gräfin Bismarck mit ihren Kindern die Freunde Stolberg auf ihrem Gute Kreppelhof. Davon erzählt sie in einem Brief an Herrn von Keudell, der den Minister wie gewöhnlich begleitete, daß sie leider wegen Ende der Schulferien am nächsten Tage abreisen müßten: „Mit schwerem Herzen, weil's hier über die Begriffe herrlich ist und so lieb, daß man niemals dies reizende Fleckchen Erde mit den allerbesten Menschen verlassen möchte" ...

Im Sommer 1869 stand die Ernennung des Grafen Eberhard Stolberg zum Oberpräsidenten in Breslau bevor, und die Aussicht, Gräfin Marie nicht mehr im Winter in Berlin zu haben, betrübte Frau Johanna sehr. Sie schrieb ihr im Juli aus Varzin:

„... Vor allem — wie ist's mit Breslau? — entschieden oder immer noch geheimnisvolles Schweigen? Und wie war's Dir, da's geschah? — Wenn's Ihm lieb ist, so findest Du's auch angenehm, das weiß ich wohl und begreife es sehr — aber mir ist's scheußlich — das begreifst Du hoffentlich wieder — denn mit sichtbarer Freundschaft wird's dann wohl zu Ende sein. Wer in Breslau Hütten baut — kommt nie mehr nach Berlin, und wer in Berlin sitzt in ewiger ungestillter Sehnsucht, der brennt auf, wird Asche oder das letzte Stadium Suppen-Kasper oder so etwas Ähnliches ganz Scheußliches, ganz Jämmerliches. All diese Dinge gehen mir fortwährend durch den grauen Kopf wie 77 Mühlräder und grämen mich gewaltig ..."

Von einer schweren Erkrankung Bismarcks im Frühjahr 1870 erzählt ein Brief aus Varzin vom 26. April:

„Ich hatte mir vorgenommen, Dir gleich noch von Berlin zu schreiben, wenn es besser mit Bismarck ginge und ich in etwas mehr Seelenruhe wäre, die mir in letzter Zeit bei aller Angst mal wieder ganz abhandengekommen — ich wartete aber vergeblich auf diesen seligen Zustand und mußte sogar hierher abreisen, getrennt vom halb gesunden Mariechen (welches die alten Masern sehr angegriffen), voll Zittern und Zagen in die trübe, winterliche Varziner Einsamkeit, weil der liebe Bismarck eine solche Sehnsucht nach diesem abgelegenen kühlen Himmelstrich empfand, daß weder unsere Bitten noch Doktor-Vorstellungen ihn halten konnten, und wie ich gefürchtet, so geschah es leider: kaum hier angelangt — den zweiten Tag—, erkrankte er an einem so schlimmen Rückfall, daß ich den Tod vor Augen sah, in völliger Hilflosigkeit Struck (Bismarcks Berliner Arzt) herbeitelegraphierte — dem es mit Gottes gnädiger Hilfe gelang, das Elend zu bannen und die Gefahr zu beseitigen, — aber der arme, arme Bismarck hat so entsetzlich ausgestanden, wie gar nicht zu beschreiben, sieht um 15 Jahre älter aus und kann sich gar nicht von diesem furchtbaren Anfall erholen — den Struck Muskelrheumatismus, Darmgicht, Magenkrampf und Gelbsucht nannte. Eins wäre reichlich genug, um einen Menschen umzuwerfen —

nun aber dies schauerliche Quartett in gräßlicher Vereinigung — war geradezu zum Verzweifeln und hat seine Kräfte so aufgerieben, daß er noch lange Zeit brauchen wird, bis er wieder frisch und munter, wie vor 4 Wochen, nach Berlin zurückkehren kann. Jetzt sind's 10 Tage seit der letzten schrecklichen Attacke — und noch hat Bismarck fast gar keine Eßlust, und wenn er einige Male im Zimmer auf und ab geht, ist er so matt, daß er lange ausruhen muß"...

Am 19. Mai heißt es: „Du bist der richtige Engel — woran ich zwar nie gezweifelt habe, aber jetzt wieder mal so recht gründlich davon durchdrungen war — beim Empfang des liebsten Herzensbriefes, den Du mir als herrlichstes Frühlingslied in meine Einsamkeit gesandt, wofür ich Dir 100 000 mal innig danke. Die letzt' Zeit war's gottlob nicht mehr so trüb — wohl immer recht sehnsüchtig nach meinem geliebten Dreiblatt in Berlin —, aber doch voll heißem Dank gegen den Herrn, der's ihnen drüben wohlergehen ließ und meinem geliebten Otto von Tag zu Tag ein Schrittchen weitergeholfen, dazu uns mit so zaubrischem Wetter gesegnet, daß man's von einer zur anderen Stunde grün werden sieht, wodurch Varzin und Umgegend hinreißend geschmückt ist, daß man's lieben muß, man mag wollen oder nicht — und wenn wir nun mit Gottes gnädiger Hilfe übermorgen fröhlichen Herzens abziehen können und dann noch fröhlicher in Berlin einfahren und uns alle gesund umarmt haben und dann gesund bleiben, so wollen wir alle traurigen Eindrücke vergessen und nur glücklich dankbar sein in der lieben entzückenden Gegenwart, und — wenn Du dann noch vielleicht bald, überraschenderweise, einen Teeabend als Sonne und Wonne bei mir eintriffst — ach Marie — dann kann es ja so herrlich werden — daß von aller Glückseligkeit am Ende ein kleinster Jugendschimmer in meine alten verblichenen Augen zurückgleiten möchte! Möglich ist alles, wenn auch schwer glaublich! — Ich küsse Dir die Hand, die liebe treue, die so Schönes für mich abgeschrieben, und bitte Gott, sie möge mir's tief in die Seele einschreiben, daß die fröhlich, zuversichtlich glauben lerne und dabei in Demut still sich beuge unter des Herren Willen zu aller Zeit in guten und schlimmen Stunden — aber — möchte es Ihm gefallen, die guten einmal überwiegen zu lassen, nachdem Er mich mit so vielen schlimmen heimgesucht! — Und wenn Er mich auch ein klein bißchen gesunder machen wollte, wie ich's jetzt bin, so würde ich Ihm ohne Ende danken, da 's eben ziemlich schlecht mit mir steht und ich fürchte, daß, wenn mir Berlin nicht einen gewaltigen Ruck zu plötzlicher Besserung gibt, ich doch — wohl oder übel — eine langweilige, kostbare Badereise riskieren muß, weil die Uhr sonst vielleicht sacht ablaufen möchte wegen Erlahmung sämtlichen Räderwerks."

Der nächste Brief vom 12. Juni ist immer noch aus Varzin:

„Gott lohne Dir Deine geliebte Liebe, die sich wieder so beseligend in dem teuren Brief ausspricht, einzige Marie, und mir das elende Herz aufgefrischt hat wie Morgentau und Finkenschlag, so daß ich wieder neuen Mut gewonnen und getrost weiterpflegen konnte, womit ich schon so ziemlich am Ende war, weil es sich alles so scheußlich traurig ansah und mein armer Otto diesmal kränker gewesen wie jemals, weshalb auch die Erholung so sehr langsam geht und wir immer noch hier sitzen — ganze 4 Wochen bereits, wozu noch gut die fünfte kommen wird. Täglich erhalte ich die zärtlichsten Sehnsuchtsbriefe von meinem geliebten Marienkinde,

und ich muß gewaltig kämpfen, daß meine Bangigkeit nach ihr nicht dauernd überfließt, sowohl hier in der öden Einsamkeit als in den Briefen, die ich ihr sende, die nur tröstenden Zuspruch enthalten dürfen zum geduldigen Warten, was ihr so schwer wird. Hätte sie die Brüder nicht da — ihren Liebling Bill besonders —, so würde sie wahrscheinlich längst hier sein, ich habe sie aber stets abgewehrt, weil es zu melancholischer Aufenthalt war, der sie noch viel mehr niedergebrochen hätte, wie mich alten dürren Stumpf, und nun ist ja mit Gottes Hilfe die Wiedervereinigung abzusehen, da wir hoffen, wenn Gott uns ferner solch köstliches Wetter schenkt, wie seit dem ersten Mondviertel, wir vielleicht in künftiger Woche das geliebte Berlin wiedersehen dürfen, aber leider nur sehr en passant, weil Bismarck gleich nach Reichstagsschluß hierher zurückkehren will und bis zum Winter gar nicht wieder fort will ... Es ist ja recht hübsch im Sommer im Park, aber die vielen, vielen Sorgen, die ich jedesmal — alle 3 Jahre — hier durchgemacht, verbittern mir diesen Landaufenthalt sehr — und ich kann auf diese Weise weder Liebe noch Vertrauen für Varzin gewinnen. Otto ist ja so zufrieden hier an kranken und gesunden Tagen, und darum sollte ich's eigentlich auch sehr in mein Herz schließen — aber bis jetzt habe ich noch fast nichts wie Angst und Not hier gehabt, und das klebt so fest an dieser Scholle, daß sie für mich noch ganz von Seufzern umgeben ist. Vielleicht wird's noch einmal besser — aber ich lebe nur in Vergangenheit und Gegenwart, die Zukunft ist mir zu unsicher, auf die zu hoffen bin ich schon zu alt — das paßte mir nur in Kindheit- und Jugendjahren (vor und bald nach Zwanzig), nachher habe ich mich nie mehr mit ihr abgeben mögen und habe sogar immer Angst vor ihr gehabt. — Bei Dir ist's anders, Herzens-Marie, Du bist und bleibst eine fröhliche Lerche von Anfang bis zu Ende — und kannst eigentlich eine solche Uhu-Eulen-Natur wie meine gar nicht begreifen ..."

Als Bismarcks im Juli dann zum zweitenmal in diesem Jahr in Varzin weilten, stiegen drohende Wolken am politischen Horizont auf. Die Gräfin schreibt am zehnten:

„Hier sind wir nun bald 4 Wochen — erst im Sonnenschein mit Bill, Herbert ... dann im Regen mit Bucher und Keudell — jetzt wieder Sonnenschein mit den beiden —, und es könnte alles recht schön sein, wenn nicht Frankreich über Spanien toll geworden, wodurch sämtliche Telegraphen zwischen Paris, Ems, Berlin und Varzin in solcher Aufregung sind, daß Tag und Nacht ungefähr weiter gar nichts geschieht wie chiffrieren und dechiffrieren. Keudell ist halb erschlagen, Bucher dreiviertel — und von allen Seiten sind Hilfstruppen verschrieben, bis sie aber herankommen, sind sogar Marie und ich und armer Bismarck ins Gefecht gezogen, um 's den geheimen und wirklichen Räten etwas leichter zu machen, und was aus all dem Wirrwarr schließlich entstehen wird, mag Gott wissen — mir ist sehr bange dabei! — Die ersten 14 Tage waren sehr reizend hier mit unseren geliebten Jungen und all den anderen lieben Menschen, die sich nacheinander folgten von zwei zu drei Tagen — und die Regenwoche nach den hellen, sonnigen Stunden mit der fröhlichen Jugend wirkte etwas melancholisierend auf das einsame Varziner Trio, sogar aufs liebe Bismärckchen, das sich noch mehr zu bangen versteht, wie Marie und ich — aber man fand sich mit Würde in die unvermeidlichen Trennungen und hat nun auch schon mehrere befriedigende Briefe zum Trost vom guten, fleißigen

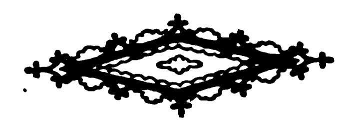
Herbert und würde ganz heiter ruhig weiterleben, wenn das gräßliche Spanien nicht wäre und das noch viel gräßlichere Frankreich. Ich sehe den Stoffeltisch immer mit wütenden Augen an, wenn ich an ihm vorbei muß! Bismarck hat 3 Wochen Karlsbader getrunken, schien ihm gut zu tun — mehr wie mir der Vichy-Aufguß, von dessen Heilkraft ich noch nichts merke — aber bei diesem politischen Unsinn mit ewigen Telegrämmern wird die Nachtruhe natürlich wieder sehr gefährdet, und ich glaube, es wäre vielleicht besser, wenn er ganz aufhörte. Das will er aber nicht, und wir — wir schweigen und übergeben ihn wie alles, was ihn betrifft, dem lieben Gott: Möge Er schützend und segnend dreinschauen! ..."

Am nächsten Tage setzt sie die Aussprache bei der Freundin fort:

„Meine Wut und Angst um das verdammungswürdige Frankreich und ganz verschrobene Spanien war sehr gerechtfertigt, — indem heute früh ein Allerhöchstes Telegramm aus Ems einlief, welches Bismarck „aufs schleunigste" dorthin beorderte, weil man natürlich wieder nicht hin noch her, nicht aus noch ein weiß — und so muß mein Armes denn richtig morgen früh von dannen ziehen — Karlsbader unterbrechend und sich mit Politik der unangenehmsten Art plagend, hofft zwar, in 5 Tagen wieder hier zu sein, aber Gott weiß, wie diese unsinnigen Dinge sich gestalten, bei denen einem gründlich bange wird. Er geht in Unsicherheit fort, wir in Unsicherheit hier — es kann sich alles schnell in Ems klären, und er fröhlich eilend wieder hier sein und bleiben — bis Anfang August die Enthüllungsfeier uns sämtlich nach Berlin zieht und von dort nach Nauheim und Seebad. Er kann aber auch Seine Majestät holen müssen, um schleunigst Reichstag zusammenzuklingeln etc. etc. — und Nauheim, Seebad verläuft im Sande und wir bleiben zitternd und seufzend in Berlin. Gott weiß es! Er möge aller Torheit wehren und friedliche Ruhe um uns verbreiten! — Aber augenblicklich sitzt man in dickster Sonnen- und Mondfinsternis über die nächste Zukunft und — ist traurig nach allen Seiten hin! — Keudchen begleitet Bismarck, Bucher bleibt hier — um einige Ruhetage zu genießen und ihm gleich wieder helfen zu können nach seiner — will's Gott — baldigsten Rückkehr ..."

Bismarck kehrte bekanntlich nicht zurück, sondern berief seine Frau eilends nach Berlin, damit sie noch Abschied von ihren Söhnen nehmen konnte, die mit in den Krieg ziehen mußten. Bald reiste er selbst mit König Wilhelm an die Front ab. Eine siebenmonatige Trennung der Gatten folgte. Eine Zeit nie rastender Sorge für Johanna, deren Unruhe wuchs, je mehr die Geliebten vorrückten, „ganz in die Nähe des scheußlichen Paris, das mir mit der leibhaftigen Hölle gleichbedeutend ist". Sie ahnte, wenn Bismarck es ihr auch nicht schrieb, wie das Übermaß verantwortungsvoller Arbeit ihm selbst nachts keine Ruhe ließ, weil sein Geist eben nicht ablassen konnte zu denken und zu planen und weil ihn Nervenschmerzen plagten. „Und in dieser Zeit", sagte ihr ältester Sohn zu mir, „war sie — seine Ruhe — nicht bei ihm."

(Schluß folgt)



Tante Mathilde

Erinnerung von Theo Heermann

Die frühe Novemberdämmerung flutete auf unsere Wohnräume ein. Langsam versank die Welt in ihr, und erfüllungsmüde, märchensüße Abendstille senkte sich in mein Herz und schwellte es in feierlicher Stimmung. Meine Arme fielen herab, meine Augen wurden starr, und ich saß und schaute und lauschte in langer, traumhafter Besinnung. Ein kleiner Junge war ich und hatte auf dem Saalteppich Häuser aus Klötzchen gebaut. Nun lag der Haufen da und verschwamm in den Schatten, meine Sinne aber waren auf weiter Wanderung. Dann stand ich leise auf, trat ans Fenster und sah benommen zur Straße hinab. Draußen regnete es, und eine nach der andern flammten die Laternen auf und rückten sprungweise auf mich zu. Menschen sah ich nicht, aber die Fensterscheiben hinab flossen unaufhörlich aufspritzende Tränen . . .

Da klingelte es. Ich zuckte zusammen — ein Aufruhr ging durch die Zauberstille. Die verschlafene Magd lief, eine Lampe anzuzünden. Und dann sah ich Großmama in nassem Hut und Mantel neben der Mama stehen und ihr etwas erzählen. Noch immer etwas versonnen trat ich auch in den Lichtkreis und begrüßte die liebe, freundliche alte Frau mit den fröhlichen Augen. Aber heute sahen sie gar nicht fröhlich darein, auch wenn sie mir ein Lächeln schenkte, wie immer.

„Willst du zu Tante Mathilde mitfahren?" fragte mich Mama mit ungewöhnlich weicher Stimme.

Ich sah beide etwas verständnislos an, denn ich konnte mir kein rechtes Bild von der Tante Mathilde machen, und außerdem guckte die Nacht durch die Fenster.

„Die arme Tante ist krank und möchte dich sehen", sagte die Großmama und strich mir mit ihrer in einem Spitzenhalbhandschuh steckenden Hand über Scheitel und Wange.

Ich fühlte es in meinem Herzen vor Mitleid für die arme Tante aufwallen, wurde rot und nickte hastig bejahend.

„Der gute Junge!" sagte Großmama. Sie hob mein Kinn empor und sah mir in die Augen, in denen die Rührung glänzte. „Fix, Henny," wandte sie sich an Mama, „mummle ihn gut ein und laß uns fahren!" Sie war eine resolute Frau, die Großmama.

Die Magd hatte einen Fuhrmann geholt, und wie eine Puppe eingepackt wurde ich von ihr fortgeschleppt. Dann saß ich warm zwischen Großmama und Mama im Dunkel des aufgeschlagenen Verdecks, hörte das Rattern der Räder auf dem Katzenkopfpflaster und das Klatschen des strömenden Regens, sah Schatten über die spiegelnde Straße huschen. Dazwischen schnalzte der Fuhrmann.

Und dann wurde ich hinausgehoben und halb im Schlafe eine dunkle Treppe hinaufgetragen. Eine Tür tat sich auf, und geblendet stand ich in einer hellen Stube, ohne mich recht bewegen zu können.

Mama schälte mich aus meinen Verhüllungen, während Großmama hinter einen Vorhang trat, woher eine schwache, etwas heisere Stimme gefragt und gegrüßt hatte.



Ich hatte weder hingehorcht noch verstanden, was gefragt worden war. Mich beschäftigte das Zimmer, in dem ich mich mit großen Augen umschaute. Es sah so leer aus, es blickte mich so seltsam fremd und nüchtern an, ganz anders als die lieben Stuben daheim.

Doch da kam auch schon Mama, nahm mich an die Hand und führte mich hinter den Vorhang. In neugieriger Erwartung blickte ich um mich, Mama aber flüsterte: „Sieh dahin, da ist Tante Mathilde!" und zeigte mit dem Finger in die Ecke, in der ein Heiligenbild hing.

Da lag im Halblicht, auf einem niedrigen, dürftigen Bette, halb unter Decken und Kissen begraben, eine unbestimmte Gestalt mit einem Gesicht, auf das ich mich nicht besinnen konnte. Als ich hineingeführt wurde, hatte es zur Decke hinaufgestarrt, wandte sich aber jetzt mit Mühe, von Großmama unterstützt, mir zu. Und befremdet sah ich bleiche, welke Züge über einem runzeligen Halse, eine spitze Nase, eingefallene Augen und graue Haarrosetten über den Ohren, wie sie sonst niemand trug. Die Tante versuchte zu lächeln, und die Zähne traten stark zwischen den dünnen Lippen hervor.

„Also das ist dein Manna, Henny?" sagte sie etwas näselnd mit Anstrengung. „Es ist ein hübscher Junge geworden. Es ist nett von dir, daß du meine Bitte erfüllt und ihn hergebracht hast. So kriege ich ihn doch noch einmal zu sehen. Danke!" Sie schwieg ermüdet und hüstelte.

Ich guckte sie gespannt an und beobachtete alle ihre Bewegungen.

„Geht es dir besser, Mathilde?" fragte Mama.

Sie schüttelte nur kaum merklich den Kopf; ihr Kraftvorrat schien vorläufig erschöpft, und sie starrte nur beängstigend lange nach mir hin.

Und dann hauchte sie:

„Komm, mein Junge, komm näher! Laß dich streicheln und küssen!" Matt streckte sie ihre Hand wie zur Liebkosung aus.

Aber ich rührte mich nicht von der Stelle; starr vor Furcht blickte ich zu ihr hinüber.

„Dummerchen, das ist ja Tante Mathilde!" sagte Großmama und hob den Lampenschirm etwas auf, daß das volle Licht auf ihr Gesicht fiel.

Ich erschrak noch mehr und regte mich nicht.

Da hob Mama mich Verstockten auf und wollte mich zur Tante tragen, damit ich sie küsse. Aber ich wehrte mich mit Händen und Füßen, ich wand mich mit meinem ganzen Körper aus ihren Händen, ich rang und schrie und weinte. Auch ihre Hand wollte ich nicht küssen, auch mich nicht von ihr küssen lassen, so viel auch Großmama mahnte, so viel sie mir auch dafür versprach.

„Laßt ihn, laßt ihn!" seufzte Tante Mathilde tonlos, „es ist so verständlich, daß er mein altes Eulengesicht nicht küssen mag, daß er sich vor mir fürchtet. Ich muß es hinnehmen!"

Und dann lag sie wieder still leidend da.

Ich aber wurde fortgeführt und schluchzte noch lange mit über die Wange laufenden Tränen, bis man mich einpackte, bis ich im Fuhrwerk einschlief.

* * *

Und heute stehe ich in trüber Novemberdämmerung am Fenster und schaue auf die Straße hinaus, und der Regen rinnt in Tränenbächen über die Scheiben ... Jahrzehnte sind seit jenem Abend dahingegangen; aber mir ist, als wäre es gestern gewesen, als läge nicht ein Leben, sondern nur eine Nacht dazwischen, als hätte mir nur ein Winter etwas Schnee auf den Scheitel gestreut, ohne den Blust zu zerstören. So schnell ist alles vorbeigeflogen und zieht traumhaft zusammengewürfelt, verschleiert irgendwo in der Ferne. Bin ich nicht noch immer derselbe und das Bild das alte? Ja, es ist alles wie einst, und das Spiel nicht von der Stelle gerückt. Nur die einzelnen Spieler haben andere Stellen besetzt. Es geht im Kreise herum, und ich habe Tante Mathildens Platz übernommen. Meine Hände sind so mager und blutleer, wie ihre Hände waren, und ein grauer Bart umrahmt mein Faltengesicht und deckt mir die Ohren. Ich blicke matt und leide an der Lunge. Und zu mir bringt man Enkelinnen und Großnichten, die sich ebenso sperren und spreizen, wenn ich sie küssen oder nur liebkosen will. Und die mich wohl so wenig wiedersehen werden, wie ich Tante Mathilde wiedersah. Denn Deutschlands Not hat mir die Axt an die Wurzel gelegt. Der Novemberabend dämmert in meiner Seele, und seine Tränen laufen meine Wangen hinab.



Der Wanderer in den Dolomiten

Von Isolde Kurz

Will noch lachend eine Trift sich zeigen?
Letztes Grün auf starren Felsen steigen?

Letztes Grün, ich muß auch dich verlassen,
Aufwärts rufen mich des Eises Massen.

Und warum so steil zur Höhe streben?
Weil die Füße sich von selber heben.

Heißen dich die Blumen nicht verweilen?
Mehr noch heißt der sinkende Tag mich eilen.

Aber droben wird dich Nacht umfließen!
Droben kann ich meine Augen schließen.

Welcher Kranz ist deiner Müh' gewunden?
Keiner, als daß ich mich selbst gefunden.



Unsre Verantwortlichkeit für unser Traumleben

Von Dr. Rudolf Krauß

Wenn wir von einem Traumgott reden, so ist das natürlich nichts anderes als eine poetische Fiktion. Unsre Träume entspringen lediglich unsrem eigenen Ich und dessen überaus reichen Hilfsquellen; und wenn wir uns auch noch so oft vergeblich besinnen, in welchem entsprechenden Wirklichkeitsvorgang dieser oder jener Traum seinen Ursprung hat, so trägt an dem Mißlingen des Ermittlungsverfahrens eben nur die schmerzliche Unzulänglichkeit unsrer Erinnerungskraft und unsres Kombinationsvermögens die Schuld. Der Traum setzt sich nur aus Bildern und Vorstelluugen zusammen, die im körperlichen und geistigen Wesen des Träumenden begründet sind. Das Rüstzeug dafür besteht schlechtweg aus allem, was er von frühester Kindheit an erlebt, erdacht und ersonnen, gesehen und vernommen hat, was er aus seiner Lektüre geschöpft oder andre ihm erzählt haben, was ihm durch wissenschaftliche, literarische, künstlerische und sonstige Bildungsmittel zugeflogen ist, was sich an Gedanken und Gefühlen in seinem Innern aufgestapelt hat. Ja sogar aus sich selber zieht der Traum Nahrung, indem er sich, freilich mit mehr oder weniger starken Varianten, wiederholt, und oft recht häufig, was bis jetzt nur wenig Beachtung gefunden hat.

Das ist alles in allem ein Riesenkapital, das nie verzehrt werden kann, über das freilich der Träumer nicht selbständig verfügt. Er steht gewissermaßen unter Vormundschaft und muß sich aus dem ungeheuren Schatz zuschieben lassen, was den geheimnisvollen Kräften seiner Natur, die den Traum regeln, just beliebt; er erkennt auch nur in den seltensten Fällen, warum ihn gerade diese Schlafphantasie und gerade in dieser Nacht heimgesucht hat. Ein solcher Fall tritt ein, wenn kurz zuvor bei Tag irgendwelche Erinnerungsbilder in ihm aufgestiegen sind, die sich dann bei Nacht in phantastischer Weise wiederholen, oder wenn sich unmittelbar vorhergegangene oder doch noch frisch im Gedächtnis haftende Ereignisse oder Erscheinungen der Wirklichkeit im Traum widerspiegeln. Aber die Möglichkeit der Kontrolle ist verhältnismäßig selten. In der Regel sind wir nicht imstande, festzustellen, welche komplizierte und vielleicht Dutzende von Mittelgliedern im Bewußtsein überspringende Gedankenassoziationen die Motive zu einem Traum geliefert haben.

Umsonst versucht man die unabsehbare und unübersehbare Fülle der Traumgesichte unter einen Generalnenner zu bringen und sie in das Prokrustesbett einer Theorie, eines Systems zu zwängen. Sie spotten in ihrer Mannigfaltigkeit aller Schablonisierung und Systematisierung. Es gibt nur *eine* allgemein gültige Betrachtungsweise: die unter dem Gesichtswinkel der träumenden Persönlichkeit selbst. Die Träume des einzelnen Individuums hängen von seinem Organismus und seiner Konstitution ab, von seinem Nervensystem, seinen Anlagen und Talenten, ja bis zu einem gewissen Grad sogar von seinem Beruf und Wirkungskreis. Anders

träumt der Dichter, anders der nüchterne Zahlenmensch, anders der Neurastheniker und sein von Nervenschwankungen unberührtes Gegenspiel, anders der sexuell Erregbare und der von erotischen Bedürfnissen Verschonte. Zuletzt entscheidet doch immer wieder die Individualität, auch innerhalb der gleichen geistigen Sphäre. Man weiß von Dichtern, die nie träumen oder wenigstens sich nie des Träumens bewußt sind, so namentlich Lessing; und man mag sich das so zurechtlegen, daß sich die Phantasie bei produktiven Geistern im Tageslauf erschöpfen und dadurch die nächtliche Wirkungsmöglichkeit einbüßen kann. Andre Poeten hingegen, wie der Überromantiker Hoffmann, aber auch solche von Hebbels Verstandesschärfe, konnten ein außergewöhnlich reiches und fruchtbares Traumleben entfalten.

Es ist nun aber einleuchtend: sobald wir anerkennen, daß, was auch dem Träumer im Schlaf begegnen möge, alles aus dem Mittelpunkt seiner eigenen Persönlichkeit fließt und nichts ihm durch eine außerhalb dieser liegenden Macht aufgenötigt wird: kann auch kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß wir für unsre Träume oder doch für das ihnen immer zugrunde liegende, wenn auch nur selten feststellbare Tatsachenmaterial moralisch verantwortlich sind. Nietzsche meint einmal, daß wir, bei deutlicher Vergegenwärtigung eines Traumes, vor uns erschrecken, weil wir so viel Narrheit in uns bergen. Und so viel Schlechtigkeit — muß man, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, hinzufügen. Im tiefsten Herzen werden unzählige Wünsche gehegt, eingegeben von erhitzter Phantasie, von siedendem Blut, Wünsche, die je verlauten zu lassen wir uns wohl hüten, Wünsche, von denen wir genau wissen, daß sie sich nie erfüllen werden, weil sie unmöglich, unsinnig, unerlaubt, wenn nicht gar lasterhaft oder verbrecherisch sind. Sie treten auch kaum über die Schwelle des Bewußtseins, diese verborgenen Begierden und geheimen Gelüste; wir gestehen sie uns selbst nicht ein, geben uns keine klare Rechenschaft darüber, denn sie sind instinktmäßiger und triebhafter Natur. Und da geschieht nun das Unerwartete: das Uneingestandene kehrt im Traum wieder, das Unwahrscheinliche verwirklicht sich im Zustand des Schlafs —

„Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“

Der Herr gibt den Seinen im Schlaf, was er ihnen in der Wirklichkeit nicht gewähren kann. Ohne jegliche Frage gibt es also Wunscherfüllungsträume. Aber das ist eben nur eine von den vielen Seiten des Traumes; und unmöglich geht es an, wie die Psychoanalytiker, an ihrer Spitze Sigmund Freud, getan haben, auf diesen Beobachtungen eine förmliche Wunscherfüllungstheorie aufzubauen und ihr das ganze, in Wahrheit doch aus den vielfältigsten Quellen fließende Traumleben mechanisch untertan zu machen. Das gibt ein übles Zerrbild, durch die Brille von Nerven- und Irrenärzten gesehen, die ihr Material aus den ganz unzuverlässigen Träumen psychisch abnormer, wenn nicht ganz minderwertiger Personen bezogen und es durch übertriebene Betonung sexueller Perversitäten schmackhafter zu machen geglaubt haben.

Die Glücksträume, die auf Erfüllung geheimer Wünsche zurückgehen, pflegen nicht reines Glück zu bedeuten; sie bereiten höchstens so lange Freude, als sie währen. Nicht selten fühlen wir hinterher Gewissensbisse über den Traumgenuß, weil wir ihn im Wachzustand als etwas Verbotenes empfinden, und wir werden vom Bewußtsein der Verantwortlichkeit dafür bedrückt. Ja nicht bloß hinterher — es kann sogar im Traume selbst eine kritische Saite mitschwingen, die uns die Freude vergällt.

Manchmal scheint es so, als ob der Traum das erste Wort spreche, als ob er es sei, der die unerlaubten Wünsche errege oder gar die Menschen zu verbrecherischen Taten aufreize, wie in Shakespeares „Macbeth". Aber es scheint eben nur so. Irgendwie muß der böse Trieb schon vorher im Unterbewußtsein geschlummert haben, ehe ihn die Nacht zum Vorschein bringen konnte; der Traum kann dann seinerseits wieder allerdings die Ausführung beeinflussen. Jener römische Imperator wußte genau, was er tat, als er einen Untertanen hinrichten ließ, weil dieser geträumt hatte, daß er ihn, den Kaiser, ermordet habe. Ganz ähnlich hat sich Hebbel, einer der tiefgründigsten Kenner des menschlichen Traumlebens, einmal in sein Tagebuch notiert: „Jemanden verklagen, weil er niederträchtig von einem träumt. Denn das setzt voraus, daß er niederträchtig von einem denkt." So wird der Traum zum Verräter, ja er kann geradezu Detektivdienste tun. Derselbe Hebbel führt uns in „Herodes und Mariamne" einen dem Vierfürsten dienenden Trabanten vor, der sich stumm stellt, aber im Schlaf redet und den fürchterlichsten Fluch über Herodes ausspricht.

Fritz von Unruh läßt in „Platz" den Oberherrn sagen:

> „Man müßt' ein Traumbuch führen, angelegt
> Vom ersten Menschen, spräche mit den Ahnen
> Wie in der Fibel und entdeckte sich."

Auch diesen Gedanken hat wiederum Hebbel an einer Stelle seines Tagebuchs vorweggenommen, die lautet: „Wenn sich ein Mensch entschließen könnte, alle seine Träume ohne Unterschied, ohne Rücksicht mit Treue und Umständlichkeit und unter Hinzufügung eines Kommentars, der dasjenige umfaßte, was er etwa selbst nach Erinnerungen aus seinem Leben und seiner Lektüre an den Träumen erklären könnte, niederzuschreiben, so würde er der Menschheit ein großes Geschenk machen. Doch so, wie die Menschheit jetzt ist, wird das wohl keiner tun; im stillen und zur eigenen Beherzigung es zu versuchen, wäre auch schon etwas wert." Hebbel zweifelt daran, daß je ein Mensch der Welt völlig unumwundene Aufschlüsse über seine Träume geben werde, weil eben keiner die Selbstentäußerung so weit treibt, daß er sein Inneres vollständig entblößt und der lieblosen öffentlichen Beurteilung preisgibt. Die Bedeutung der Traumbücher hängt aber von dem Maß ihrer Ehrlichkeit ab. Was wir an solchen besitzen, macht mehr oder weniger den Eindruck des literarisch Überarbeiteten und für den Zweck der Veröffentlichung Zugestutzten.

Bei Nietzsche in „Menschliches, Allzumenschliches" findet sich folgender Aphorismus: „Aus dem Traume denken. Was man mitunter im Wachen nicht genau

weiß und fühlt — ob man gegen eine Person ein gutes oder ein schlechtes Gewissen habe — darüber belehrt völlig unzweideutig der Traum." Und Hebbel hat einmal den Einfall, die Frage aufzuwerfen, wie es wohl wäre, wenn man die Träume aller seiner Freunde, worin man selbst eine Rolle spielte, auch nur aus einer Nacht kennen lernen könnte.

Nun ist es aber natürlich nicht an dem, daß wir für jeden einzelnen Fall, in dem wir einem Nebenmenschen schlafenderweile Böses zufügen, verantwortlich sind. Der Traum gefällt sich ja in der Rolle des Schabernack treibenden Puck und verwandelt im Handumdrehen die Person, die wir gemeint haben, in eine beliebige andre. So kann es vorkommen, daß wir in einer nächtlichen Phantasie jemand, der uns besonders nahesteht und besonders lieb ist, beleidigen, schmähen, mißhandeln, vielleicht sogar umbringen, während unsre bösen Gedanken bei Tag eine ganz andre Richtung eingeschlagen haben. Maßgebend ist eben die allgemeine Stimmung, aus der heraus wir träumen. Platos Entschuldigung, daß der Tugendhafte sich begnüge, von dem zu träumen, was der Böse im Leben tue, dürfen wir aber keineswegs in dem Sinne gelten lassen, daß damit jede Verantwortlichkeit für unsre Träume aufgehoben wäre.

Diese äußert sich ja auch in der Strafgewalt, die den Träumen verliehen ist — eine Gewalt, die auch wieder nicht von außen kommt, sondern lediglich in der Macht des menschlichen Gewissens ihren Ursprung und Grund hat. Bis zu dem Punkt gesteigerte Angstträume können über uns kommen, daß wir uns als Mörder fühlen, im Kerker, vor den Schranken des Gerichts, auf dem Schafott sehen. Vielleicht haben die Dichter kraft ihrer divinatorischen Veranlagung mehr zum Verständnis der Traumphantasie beigetragen als die Wissenschafter mit ihren gründlichen Systemen. Am innigsten hat E. T. A. Hoffmann das Traumleben in seine romantischen Handlungen verschlungen und er läßt es ganz unmittelbar aus den Seelenzuständen seiner Personen erwachsen. Wie furchtbar wiederholen sich in den „Elixieren des Teufels" die wirklichen Frevel des Helden Medardus in dessen qualvollen nächtlichen Visionen! In diesem Fall stehen Schuld und Sühne zueinander in geradem Verhältnis. Für gewöhnlich übertreibt, vergrößert der Traum unsre Vergehen und belegt uns mit Strafen, die weit über das Maß unsres Unrechts hinausgehen. Wir haben irgend einmal einem Mitmenschen irgendetwas Böses zugedacht oder gegönnt, und ohne Federlesen läßt der Traum ihn uns aus der Welt befördern. So treibt er auch die geringfügigsten Schulden ein und züchtigt uns für Verfehlungen, die wir im Wachzustand als solche kaum anerkennen. Gerade durch eine solche Überspannung des Bogens wird das moralische Richteramt des Traumes um so wirksamer. Ein je höheres Strafmaß wir von ihm auch bei kleinen Verirrungen zu gewärtigen haben, desto eher ist er imstande, uns vor gefährlichen Gedanken zu bewahren oder böse Absichten im Keime zu ersticken. Die Angst vor peinigenden Träumen kann mithelfen bei der Erziehung und Läuterung der Menschheit. Sogar unmittelbar praktische Erfolge sind nicht ausgeschlossen. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß einer, der die heilsamen Schrecken eines geplanten Verbrechens an sich wie an seinem Feinde oder Opfer im Traume vorwegerlebt, von seinem finsteren Vorhaben abläßt.

Der Traum ist befähigt, uns die Geheimnisse unsres Innern zu enthüllen und uns vor den sittlichen Gefahren zu warnen, die uns im verborgenen allenthalben umlauern. Hebbel drückt das in seinem Epigramm „Der Traum als Prophet", den alten Volksglauben von der weissagenden Kraft des Traumes umwertend, also aus:

„Was dir begegnen wird, wie sollte der Traum es dir sagen?
Was du tun wirst, das zeigt er schon eher dir an."

Er kann uns anzeigen, was wir tun werden oder wenigstens tun wollen, weil er den noch ungeklärten und bei Tag noch nicht über die Schwelle des Bewußtseins getretenen Stimmungsgehalt unsrer Seele zu deuten und in Erscheinung treten zu lassen versteht. Aber eben für solche Stimmungen des Wachlebens, die das Schlafleben ausbeutet, sind wir verantwortlich und damit auch für die Betätigungen des Schlaflebens selbst. Der Traum steht nicht außerhalb, sondern inmitten unsres geistig-sittlichen Daseins, und ein fest geschlossener Ring legt sich um unser Tun und Treiben bei Tag und bei Nacht.



Sehnsucht

Von Adolf Pischel

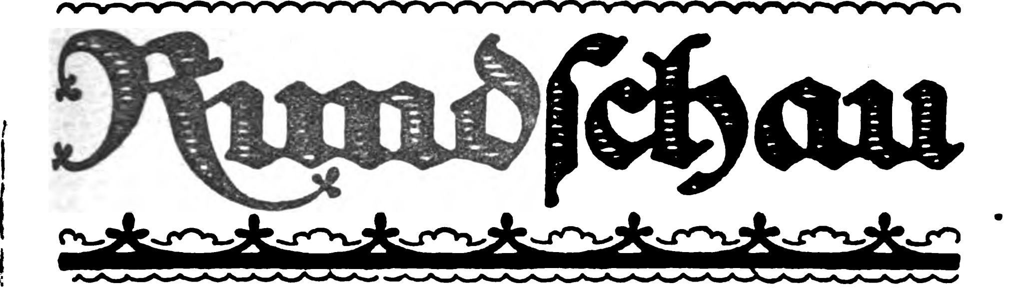
**Küß mich jetzt nicht, gib mir nur still die Hand,
Wir wollen unsre Blicke aufwärts lenken:
Sieh dort auf schroffgezackten Felsenrand
Des Himmels Blau sich freundlich niedersenken.**

**So rein und tief, als wollt' es unser Denken
Umhüllen mit verklärterem Gewand,
Als könnte nichts der Seele Flug beschränken
Zum nie geschauten, oft erträumten Land.**

**O laß mich all dem wirren Drang entfliehn,
Nur meiner Sehnsucht stille Straße ziehn,
Die mich zurückführt in das ferne Reich,**

**So wunderfremd und doch so heimatgleich,
Wo von der Not des Erdenglücks verschont
Auf lichter Höhe reine Freude wohnt.**





Für den Tod nicht reif...

Aus dem Tagebuch eines Kriegsgefangenen

Aga, 5. November 1915.

Nachdem ich drei Monate im Typhus-Spital gelegen hatte, durfte ich gestern den ersten Spaziergang machen. Gegen Abend ging ich hinaus. Ich blieb schon nach den ersten Schritten stehen und blickte um mich. Die Fülle der plastischen und farbigen Dinge und die Unendlichkeit des Raumes überwältigten meine neugeborene Seele und erzeugten in meinem Gehirn einen leichten Schwindel. Ich schloß die Augen, und wartete, bis der erste heftige Anprall jener ungezügelten Flut vorübergegangen war. Dann ging ich langsam weiter, längs der Postenkette, die in einem großen Viereck das Lager umschloß.

Die Sonne war noch nicht untergegangen. Sie hing im Nordwesten hinter schweren, seltsam zerfetzten Wolken, deren zerrissene Ränder rot durchleuchtet waren und gleich bluttriefenden Strähnen zur Erde hinableckten. Die Wolken schoben sich träge weiter, verdichteten sich, wurden dunkel und blickten feindselig und urweltlich; sie bekamen Risse und Spalten, die wie feuerflüssige Klüfte irgendwo im Erdinnern aussahen; sie türmten sich kühn und verwegen auf gleich phantastischen Burgen in Flammen und Rauch.

Gleichzeitig baute sich im Norden eine breite, lückenlose Wolkenwand auf, die langsam in die Höhe wucherte und von der Erde bis zum Zenit reichte. Sie war von einer unheimlichen, satten blaugrauen Farbe und fesselte die Erde unter sich in einer unentrinnbaren und schicksalschweren Stimmung. Auf der hügeligen, kahlen, mit einer dünnen Schneeschicht bedeckten Steppe ringsum lag die Einsamkeit und Traurigkeit des Abends. Nur die Berge im Süden, die die höchsten des Umkreises waren, leuchteten noch. Dorthin fiel der Schein der untergehenden Sonne und lag auf den weißen Abhängen wie ein unendlich zarter, rötlich violetter Schleier. Ich wurde seltsam ergriffen von der Schönheit dieser verklärten Steppenberge und starrte hinüber, bis die Farbe erlosch.

Es wurde dunkler. Die doppelten Fensterreihen der massiven Kasernen erhellten sich matt. Dort lagen in jedem Saal drei- bis vierhundert Kriegsgefangene, Männer aus Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei, die aus dem Wahnsinn der Schlachtfelder und Spitäler hierher verweht waren und dumpf und tatenlos ihr Schicksal ertrugen. Dort in den Sälen lagen sie auf zweifachen Pritschen, im Tabaksqualm und der rötlichen Dämmerung trübe brennender Petroleumlampen, sangen, spielten Karten, sprachen ausschweifend in Erinnerungen und Hoffnungen, betranken sich und wurden großsprecherisch oder sentimental.

Irgendwoher fern aus der Steppe, wo die Mongolendörfer lagen, kam eine Reihe von Schlitten, die mit Heu beladen waren und von Kamelen gezogen wurden. Diese langsam und stumm gleitende Karawane, die wie eine primitive Silhouette wirkte, verstärkte den Eindruck der grenzenlosen Öde und Vergessenheit dieser Landschaft bis zu einem kaum erträglichen Maße. Ich stand nun im Schatten des Neubaus der Kirche, der sich in der Mitte des uns freigegebenen Platzes erhob und wo ich von den Posten nicht bemerkt werden konnte. Ich wollte so lange als

möglich draußen und allein bleiben. Ich fühlte, daß ich über etwas Entscheidendes und Wichtiges zur Klarheit kommen mußte. Aber noch ordneten sich meine Gedanken nicht, weil meine Sinne, die drei Monate lang geschlafen hatten, unermüdlich neue Eindrücke aufnahmen. Die Umrisse der Kasernen, die Rauchsäulen über den Schornsteinen, das Gerüst am Kirchenneubau, die pelzvermummten, auf und ab schreitenden Posten, das Knirschen des Schnees unter ihren Filzstiefeln, der düsterrote Streifen am Horizont, wo die Sonne untergegangen war, die Karawane, die zwischen den Hütten des Dorfes stehen geblieben war, die Lichtsignale am Bahnhof: alles das dünkte mich neu, ungewöhnlich und wunderbar und verführte meine Einbildungskraft zu weitschweifigen, vielfach verschlungenen Bilderreihen.

Dann blieben meine Blicke auf dem Hügel jenseits des Dorfes haften, auf dem der Kirchhof der Gefangenen lag. Die weißen neuen Holzkreuze schimmerten undeutlich durch die Dämmerung. Ich erinnerte mich eines Traumes aus jenen Tagen der Krankheit, da das Fieber am höchsten gewesen war und ich in einem Zustand halben Schlafes und halben Bewußtseins viele bunte, verworrene, tropisch-üppige Visionen gehabt hatte und von stetig fließenden Fratzen und Ereignissen gequält worden war. Aber der eine Traum war klar und folgerichtig gewesen, und an diesen erinnerte ich mich jetzt: Ich lag im Krankenbett und sah durch die Steinwände der Kaserne wie durch Glas. Die Steppe zitterte unter verschwenderisch flutendem Sonnenlicht und die neuen Holzkreuze auf dem Friedhofshügel leuchteten grell. Plötzlich wurden sie lebendig, hoben sich aus der Erde und ordneten sich zu einer Prozession, die über die Steppe, dann durch das Dorf und über den Bahndamm zu mir kam. Sie traten an mein Bett, nahmen mich in ihre Mitte und gingen wieder stumm und ruhig nach dem Kirchhof zurück. Dort lag ich nun zwischen den andern Toten und wußte, daß ich gestorben war. Durch die Erde, die mich bedeckte, sah ich wie durch Glas . . . Der Frühling kam und die Steppe wurde grün . . . Kosakenschwadronen galoppierten dahin, warfen jauchzend ihre Lanzen in die Luft und fingen sie wieder auf . . . Schneestürme fegten über unsere kahlen Gräber hinweg, und ganze Rudel chinesischer Hunde wälzten sich am Abhang . . . Lokomotiven pfiffen und fauchten, und lange Züge donnerten vorbei und schleppten Metall- und Menschenmassen an die Front, wo Europa in einem roten Meer aus Blut und Dampf erstickte . . . Der Krieg ging zu Ende, und die entfesselten Völker Europas tanzten auf Trümmerhaufen und Gräbern die wilden Tänze der Revolutionen... Aber wir Toten schliefen und träumten . . . Jahre und Jahrzehnte vergingen, die Steppe war abwechselnd grün und fahl und weiß, der Wind und die Sterne sangen . . . Und ein neuer Krieg begann . . . Unabsehbare Scharen mongolischer Völker zogen an uns vorbei, nahten mit dem Haß einer fremden und grausamen Rasse und schrien wie böse, gereizte Tiere . . . Jahre und Jahrzehnte flossen dahin wie Wind, und endlos war die Reihe von Geburt und Tod . . . Wir Toten aber warteten auf die Stunde, da wir aufstehen würden, um alle Lebenden zu töten und die Erde endlich von dem wahnsinnigen Geschrei, Gelächter und Gewinsel der Menschen zu erlösen . . . denn die Erde war der Menschen müde geworden . . .

Eine Patrouille von drei Mann, die nahe an der Kirche vorüberritt, schreckte mich aus meinen Träumen auf, und ich schlich mich eilig nach dem Spital zurück. Ich legte mich ins Bett und begann über jenes Wichtige und Entscheidende nachzudenken, über das ich zur Klarheit kommen wollte.

Dieses alles mußt du nun wieder leben, sagte ich zu mir, die roten Abendwolken und den knirschenden Schnee, die Worte der Menschen und das Schreien der Tiere, das Fließen der Luft und das Rollen der Züge, die Einsamkeit der Steppe und die Traurigkeit der überfüllten Kasernensäle. Dieses alles mußt du nun wieder leben, denn der Tod hat dich verschmäht. Als du damals in der Ackerfurche platt an die Erde gedrückt lagst und in jeder Sekunde eine der zahllosen Kugeln und Granatsplitter dich töten konnte, batest du Gott um dein Leben. Dein feiges Gebet wurde erhört: du bliebst leben. Aber gleichzeitig spie dich das große Leben, das Leben der Gemeinschaften, aus und warf dich beiseite: Gewogen und zu leicht gefunden . . . Und seitdem wirst du durch den Schmutz und die Demütigungen der Gefangenenlager geschleppt.

Als du nun im hohen Fieber lagst, batest du um deinen Tod, damit dir die schwere Stunde des Selbstmordes erspart bliebe. Aber sei aufrichtig: im tiefsten Innern hast du gezittert und dich an das Leben geklammert. Da ist auch der Tod verächtlich an dir vorübergegangen: Gewogen und zu leicht gefunden ...

Für das Leben nicht reif und für den Tod nicht reif! Sieh zu, wie du mit dieser Erkenntnis fertig wirst!

Nun war mir das Entscheidende und Wichtige klar geworden: die Stunde des Selbstmordes war mir nicht erspart geblieben, ich mußte sie auf mich nehmen. Für den Tod reif zu werden das ist der ganze Sinn des Lebens, und einen andern Sinn gibt es nicht.

Eines Tages werde ich Schluß machen ... Dieser Satz gefiel mir, er klang mutig und männlich, und ich wiederholte ihn mehr als einmal wie einen schönen Vers.

Eines Tages werde ich Schluß machen ... Die Kunde von meinem Tod wird nach meiner Heimat kommen, und vier Menschen werden dort um mich weinen: ein junges Mädchen, eine junge Frau und meine beiden Schwestern. Und daß ich mit Gewißheit sagen konnte, daß sie um mich weinen werden, das erfüllte mich mit großer Dankbarkeit gegen jene vier Frauen. Wenn ich jetzt bei euch wäre, würde ich vor euch knien und eure Hände küssen, dachte ich.

Es war vielleicht schon Mitternacht, als ich noch immer wach im Bette lag und über die große Aufgabe nachdachte, die auf mich wartete: mein eigenes Leben auszulöschen wie ein trübe brennendes Licht. Weshalb bin ich so geworden, wie ich bin? fragte ich in hilfloser und trauriger Verwunderung. Habe ich selbst schuld, daß ich mein Leben lebte wie ein schlechter Schauspieler und ein eitler Zuschauer in einer Person? Oder haben meine Eltern und Ureltern schuld, daß sie mir nicht mehr organische und seelische Kraft als Erbteil mitgaben, auf daß meine Tage stark und einfach dahinklängen wie ein Volkslied? Ich verirrte mich in Fragen, auf die ich keine Antwort fand, wurde müde und versuchte, einzuschlafen.

Da erhob sich draußen plötzlich ein großer Sturm, der Schnee und Sand gegen die Fenster schleuderte, heulend und schreiend um die Kasernen sauste, durch die Türspalten zischte und fauchend in die Kamine hinabfuhr. Ich wußte, daß sich jene blaugraue, schneeschwangere Wolkenwand entlud, die bei Sonnenuntergang drohend über der Steppe gestanden hatte. Im Geiste sah ich magere Hunde, die hinter Zäunen und in Häuserwinkeln frierend und zitternd kauerten. Mitten in der Steppe sah ich einen mongolischen Hirten, der von diesem Schneesturm überrascht worden war: seine in Lumpen und Felle gehüllte Gestalt hockte auf einem kleinen zottigen Pferd, das sein Hinterteil gegen den Sturm kehrte und mit schräg gestellten Beinen und gesenktem Kopf das Unwetter über sich hinwegbrausen ließ.

Was geht mich das alles an? dachte ich müde. Was geht mich das an, die Angst und der Schmerz der Hunde und der Fatalismus des mongolischen Hirten ...

Und dann sah ich eine Frühlingsnacht im fernen Deutschland: ein weicher, warmer, mit Flieder- und Jasminduft getränkter Wind glitt durch den Garten, und ich kniete vor einem jungen Mädchen...

Ewald Swars



Die letzten Stunden eines großen Deutschen

Nach sieben schweren Jahren wechselnden Kriegsglücks reiste Anno 1639 Herzog Bernhard, seit Gustav Adolfs Tode Oberbefehlshaber der evangelischen Glaubenskämpfer und ihrer zeitweiligen Verbündeten, krank auf Neuenburg am Rheine. Sein Leib war schwach und siech, doch vollends seine Seele litt; das deutsche Gewissen des deutschesten Fürsten seines Zeitalters ächzte unter den Lockungen und Zumutungen der Feinde drüben und vermeintlicher Freunde hüben. Die Franzosen wollten ihm nicht länger Beistand leisten

gegen die Päffischen in Deutschland, und er gedachte doch mit ihrem Gelde und ihren Soldaten endlich das deutsche Land auf immer vom Kriege zu befreien.

Elsässische Städte und feste Plätze forderte Frankreich, vor allem das schöne und starke Alt-Breisach. Dem Herzog Bernhard war's zu Sinn, als tät' ihm einer sein Herz aus der Brust reißen. Niemals! — Aber des klugen Frankreich gewichtige Bundesgenossenschaft war ihm doch so vonnöten. Nicht als ihr Vasall und Feldherr mehr wollte er seine Thüringer für französisches Geld gegen kaiserliche und sonst katholische Truppen ins Gefecht führen — Bundesgenossen mit freiem Willen und freien Händen, so heischte er fortan seinen Platz an Frankreichs Seite. Doch niemals um den Wucherpreis auch nur eines Steines aus dem deutschen Elsaß!

Frankreich verhandelte und verzögerte. Der Feind kam bedrohlich nahe. Und den Herzog jagte das Fieber vom Bett in den Reisewagen, vom Sattel zu Schiff und wieder ins Krankenbett. Am meisten litt sein geschwächter Körper unter den seelischen Qualen: wie erlöse ich Deutschland vom Kriege, ohne daß es unter seine habgierigen Nachbarn zerstückelt werde?

Keine Medizin half ihm mehr auf. Ganze Tage ruhten Federkiel und Degen. Herzog Bernhard wußte sich nur eine Rettung: Im Elsaß, in meinem Breisach, um das ich streite bis zum letzten Atem, mit Feder oder Schwert, im lieben Breisach werde ich gesunden.

Von der Hüninger Schanze kam der Wagen, der den kranken Feldherrn trug, ins sonnenglühende Rheintal gefahren. Die Reben an den Hügeln kochten schier im Julibrand, und der Strom zog schwer und dampfend wie fließend Blei. Dem Herzog Bernhard von Weimar war das Hirn wie ausgeglüht, seine Augen brannten, die Glieder lagen ihm reglos.

Herr Rudolf Weckherlin, der bei ihm im Wagen saß, sein getreuer Ratgeber und Helfer in mancher Not, hieß halten und gab Befehl, den Herzog, so wie er im Wagen lag, sofort zu Schiff zu bringen.

Die treuen Kämpfer in so mancher Schlacht drängten um des Herzogs Wagen und haschten nach einem Blicke von ihm. Thüringische Fäuste packten zu, strängten die Rosse ab und trugen den Wagen so sacht auf ihren breiten Schultern vom Berg zu Tale, Strome, als hüben sie ein schlafend Kindlein in der Wiege auf. „Nun nenne mich noch einmal den neuen deutschen Herkules, du Spötter!“ sprach Bernhard freundlich zu dem Dichter Weckherlin, der neben dem Wagen schritt. „Deine Kaufherrn in Lyon, die braven Brüder Herwarth, sähen sie mich so, sie würden sich bedanken, auch nur ein Kupferstück für diesen Deutschen hinzugeben anstatt ihm mit Millionen sein Heer zu unterhalten. Ich hätte sie betrogen, nähm' ich's an.“

„Mein Herzog wird gesund, so wahr das Elsaß deutsch und frei ist.“

„Das bleib' es allezeit! Doch viele, viele werden noch dran sterben. Zuerst ich; meine Tage zählst du an der Hand.“

Die Träger nahten dem Strome. Sie trugen den Wagen aufs Schiff. Sachte stieß man ab, und mitten auf dem Rheine fuhr Bernhard ins deutsche Land. Er schaute mit fieberheißen Augen um und um. Weckherlin kühlte ihm die Stirn. Es war eine stille, bange Fahrt ... Lichte Sterne standen hoch über ihnen. Am Morgen erwachte der Herzog gekräftigt, richtete sich auf, den Blick auf Strom und Ufer.

„Wir sind in Neuenburg?“

„Nun Ihr erwachtet, legt das Schiff an. Wir wollten Euern Schlaf nicht kürzen.“

Fern am Ufer klangen Hörner und Trompeten. Standarten wehten im Morgenwind.

„Das sind meine Regimenter!“ Weckherlin mußte den Herzog stützen. „Da ziehen die alten treuen Kampfgenossen über die Brück' in deutsches Land. Lebt wohl!“ Er winkte mit matter Hand, zitternd am ganzen Leibe. Unter Tränen blickte der junge, so früh von Kämpfen und Sichsorgen zerbrochene Feldherr auf sein abmarschierendes Heer. „Kampf fürs Elsaß, für deutsche Freiheit, Frieden. — Ich trete vom Kommando ab, denn ich habe die Schlacht verloren.“

Nach einer Weile faßte er des Freundes Hand. „Von meiner Mutter hab' ich geträumt, wie sie tot im Sarge mitten in unserm Blumengarten aufgebahrt lag, und wir acht Brüder standen

um sie herum. Wieviel leben noch von den acht? Nun wird meine Mutter im Himmel auch ihren Jüngsten bald wiederhaben. Auf meinen Vater hab' ich eine frohe Erwartung, Weckherlin, denn ich sah ihn niemals. Wie mein Vater mich wohl empfangen mag? Aber ich hab' seinem Namen doch keine Schand' getan. — Er war — grad wie ich — 36 Jahre alt, da er starb. Uns beide hat ein Teufel um das Beste des Lebens betrogen ... Ja, mein Freund, vor der Todestür werden wir klein und weich wie die Kinder."

Das Landen geschah. Als man seinen Liegestuhl auf dem Rheinufer niedersetzte, streckte er die Hand aus. „Meine drei getreuesten Obersten Erlach, Oehm und Rosen soll man zurückholen!"

Sie traten spät am Abend vor ihn hin.

„Ich habe euch mit so großer Sehnsucht erwartet. Meine Stunden sind gezählt. Erlach, du nimmst den Befehl als mein General, Bruder nenn' ich dich in dieser Stunde, denn du kennst alle meine Pläne. Vollende, wie ich es ausgesonnen. Und haltet mir die Treue, bewahret das Heer wie euch selber vor Zwietracht. Gelobt mir's in die Hand! Die deutsche Sache haltet hoch! Werdet niemalen Verräter am Volk und Vaterlande, verkaufet euch nicht und nicht meine treuen tapferen Soldaten. Schwört es!" Ein Fieber warf ihn in die Kissen zurück. Die drei standen wartend, bewegt. „Ach, wünscht euch von Gott einen bessern Tod, als ich ihn hab'! Ich muß von euch bitten und betteln, was mein Sterben durchs Schwert in der Schlacht als Pflicht, als göttliches Gesetz euch auferlegen würde. Wie endete doch Gustav Adolf unvergleichlich! Wir sahen ihn nicht einmal vom Rosse sinken, wir hörten seinen Tod, und jeder stürzte sich auf die Pappenheimer. Sein Name ward unser Schlachtruf, sein Andenken unser Ansporn. Das ist der rechte Tod der Freien, den geb' euch Gott zum Lohne! Ich, o ich habe kein gutes Ansehen vor ihm, daß er mich so hart straft, in den Kissen zu sterben."

Er winkte ihnen Abschied, und traurig gingen sie hinweg.

Der Herzog verbrachte eine schlechte Nacht und betete viel. Am Morgen ließ er den Pastor, seinen Jugendfreund und Landsmann Daniel Rücker, zur Beichte rufen. Wie einst als Kind in Weimar sprach der Herzog jetzt in seinen letzten verrinnenden Stunden mit Andacht fromme Psalmen.

„Nun will ich mein Haus bestellen." Er legte die Bibel weg. „So viele sind meine Kinder gewesen, tapfere Offiziere, treue Soldaten. Ich will mit dem Kanzler Rehlinger allein sein."

Ulrich Rehlinger trat ein.

„Ja, Lieber, es hätte besser getan, vor dieser Zeit an den Tod zu denken. Wer denkt an Geburt und Sterben? Es sind die beiden Selbstverständlichkeiten und sind doch Anfang und Ende unsres Seins. Ich hätte dir wohl vieles zu befehlen, aber die Zeit wird zu kurz sein. Das Lichtlein Leben erlischet nun."

Eine lange Weile diktierte der Sterbende, mahnte Frankreich, bat Schweden und schloß: „Um Friedenswerben bin ich von Kräften gekommen, und allgemach ist es zu spät und nichtig, von mißlungenen Plänen zu sprechen. Ich habe Frieden gekämpft und gedacht. Gott schenke dem Reiche bald den Frieden, ehe es untergeht in Blut und Brand! ... Eilet, eilet, daß ich meines teuren Christi Leib und Blut noch eß' und trinke, eh' es auf die Todesreise geht. Eilet! Es ist hohe Zeit!"

Man reichte ihm das Abendmahl.

„Bleibet einig und einander treu. Helfet dem Vaterlande! Gehet alle hinaus, denn ich muß nun mit Gott reden."

Rücker sah das Ende nahe, mahnte: „Haltet Euch fest, ganz fest an Euerm Erlöser, Herzog Bernhard von Weimar. Er trägt Euch hinauf zu Gott, denn er ist Gottes Sohn und für Euch gestorben am Kreuze zu Golgatha. Fürchtet Euch nicht, denn Ihr habt für die ganze Christenheit gestritten, und Gott siehet Euch gnädig an."

Der Sterbende hastig zwischen kurzen Atemzügen: „Und ob ich gleich wanderte im finstern Tal ... du bist bei mir."



Es ward ganz still im Gemache.

„Vater, in deine Hände . . . Ach, Herr Jesu . . . laß mich . . . ein Glied . . . an deinem Leibe . . .!“ mit verhallenden Rufen, mit ersterbender Hand das Zeichen des Kreuzes über sein Angesicht schlagend, verschied der Herzog. An seinem Bette knieten betend die Getreuen.

Es war am 8. Juli 1639 morgens um sieben Uhr.

Am Todestage seiner Mutter Dorothea Maria aber, in seinem Breisach, hielt Daniel Rücker die Totenpredigt auf diesen frühvollendeten Helden, der das zerrissene, von Habgier umstrittene Deutschland hätte vom Joche erlösen können. Und er schloß:

„Gehe nun hin, du armes Deutschland, und weine bitterlich!“

Paul Burg



Zur Geisterkunde

Die Frage „Gibt es Geister?“ ist von der Wissenschaft bisher als nicht erörternswert, weil lächerlich und unwahrscheinlich, verworfen worden. Dieselbe Wissenschaft hat aber auch verneint, daß man durch die Impfung dem Ausbruch der Pocken vorbeugen, daß man eine Depesche über den Atlantischen Ozean schicken, daß man durch örtliche Betäubung die Allgemeinnarkose in vielen Fällen überflüssig machen könne — alles Dinge, die sich nachher doch als möglich erwiesen haben.

Man tut also gut, aufzumerken, wenn ein angesehener Wissenschaftler unvermutet eine neue Antwort findet auf Fragen des Seelenlebens, die uns alle angehen. Wenn er bejaht, wo die meisten verneinen. Zumal wenn er dies auf Grund ausreichenden Materials tut. Der bekannte Pariser Astronom Camille Flammarion stellt in seinem jüngsten Buche („Nach dem Tode“) den Satz auf: Die Seele überlebt ihren physischen Körper und vermag sich nach dem Tode kundzutun. Einen Satz, der eine Revolution für unser Zeitalter bedeutet, wenn er sich als haltbar erweist.

Der Forscher stützt sich auf etwa 5000 Berichte, die er aus allen Bevölkerungskreisen im Laufe von Jahrzehnten empfangen hat und deren Quintessenz er nun, gereinigt von augenscheinlichen Ungereimtheiten, krankhaften Entstellungen usw., vielfach bestätigt durch behördliche oder Zeugenbeglaubigungen, sorgsam herausschält. Er geht dabei im besten Sinne wissenschaftlich vor, ohne sich auf den Boden einer kirchlichen Anschauung oder eines schulwissenschaftlichen, d. h. negativen Vorurteils zu stellen. Auf dem Gebiete der Jenseitsforschung, das ist sein Standpunkt, ist „nicht weniger als alles noch zu entdecken“. Er will also ausdrücklich „keine Romane, keine Phantasien“ bringen, sondern einfache Tatsachen, und hält dies Versprechen.

„Noch nicht der zehnte Teil“ seines gesamten Materials ist in diesem eigenartigen Buche wiedergegeben, das den dritten Teil einer Trilogie „Der Tod und sein Geheimnis“ bildet (erschienen bei Ernest Flammarion, Paris). Dennoch scheint es mir in seiner sachlichen Fülle von geradezu erdrückender Beweiskraft.

Man kann in den Kundgebungen Verstorbener mehrere Gruppen unterscheiden. Äußerst zahlreich sind die physikalischen Erscheinungen, die etwa als erste Gruppe gelten könnten; sie bestehen in Geräuschen, Bewegungen oder sonstigen Phänomenen, deren Zustandekommen unerklärlich bleibt. Als zweite Gruppe könnte man die Phantomerscheinungen betrachten, die entweder durchsichtig sind, so daß man andere Gegenstände durch sie hindurch sehen kann, oder aber fester — wie aus Fleisch und Bein — und sehr häufig leuchtend von einem Lichte unbekannter Beschaffenheit. Eine dritte Gruppe wären etwa die körperlichen Berührungen, eine vierte die Gespräche mit solchen Erscheinungen.

Die Kundgebungen Verstorbener sind also ebenso bunt und vielgestaltig wie das Leben selbst. Ungemein häufig sind solche, die bereits zu Lebzeiten verabredet wurden: eine genau bezeichnete Fensterscheibe zerbricht „in gerader Horizontallinie mit einem flintenschußähnlichen Knall"; die ausgewählte Uhr, deren Ton gewöhnlich rasch und munter war, beginnt die Stunden langsam und traurig zu schlagen und bleibt dabei mehrere Wochen. Eine Dame in Monako hat einen Pariser Freund, der sonst immer ein eifriger Briefschreiber war. Er hat seit drei Wochen nichts geschrieben. Eines Abends, als sie gerade zu Bett gegangen, hört sie nebenan ein schreckliches Krachen, als seien sämtliche Spiegel entzweigegangen — ein Geräusch „wie ein sehr lang rollender Donner, der viele Gläser zerbricht". Auch die am anderen Ende der Villa am Klavier sitzende Schwester hört den Lärm, und das Personal stürzt auf die Straße, in dem Glauben, ein Schuttkarren sei umgestürzt. Man findet nichts, als ein Bild herabgestürzt, das Glas zerschmettert, die Schnur völlig zerschnitten. Tags darauf kommt die Nachricht, daß jener Freund vor 3 Tagen gestorben sei.

Zuweilen läßt sich die Absichtlichkeit der Manifestation nicht verkennen. Ein Polizeioffizier stirbt. Man vermißt mehrere Stücke Militärgut, die er in Verwahrung hatte, eine Versammlung höherer Offiziere berät darüber und erweist sich dem Toten nicht günstig. Plötzlich, angesichts der Versammlung, „geschah ein so starker Schlag auf den Tisch, daß die Tintenfässer zur Erde rollten". In der Folge stellt sich heraus, daß der Verstorbene nicht für das Verschwinden des Gutes verantwortlich zu machen war.

Als Wirkung des „Unterbewußtseins" der Versammlungsteilnehmer, meint Flammarion mit Recht, läßt sich eine Manifestation wie diese schwerlich erklären.

Eine Vorstufe zu den vollständig ausgebildeten Phantomen sind die einfachen Bildvisionen Verstorbener, die jedoch im ganzen selten vorzukommen scheinen. Das Bild eines verstorbenen Kapitäns z. B. wird sechs Wochen nach seinem Tode von sechs Personen nacheinander und unabhängig voneinander auf einem Schranke gesehen. Man denkt bei diesen Visionen unwillkürlich an gewisse mediale Phänomene, wie sie v. Schrenck-Notzing seiner Zeit in seinem großen Werke über „Materialisationsphänomene" veröffentlicht hat. Flammarion zieht zu ihrer Verständlichmachung — und vielleicht mit Recht — eine Bilder gestaltende Kraft der geschiedenen Seele heran: das gesehene Bild wäre also nicht etwa der Verstorbene selbst, sondern ein von seinem Willen und Gedanken geschaffenes Abbild.

Sehr zahlreich sind eigentliche Erscheinungen von Verstorbenen. Ein Student in Genua sieht ein ihm völlig unbekanntes Mädchen durchs Zimmer gehen, erzählt das einem Nachbar und hört, daß seine Schilderung auf ein vor einem Jahre im selben Zimmer verstorbenes Mädchen zutrifft und daß eine ganze Familie, die vor ihm dort gewohnt hat, wegen gleicher Erscheinungen ausgezogen sei. — Ein Bibliothekar tritt seinen neuen Dienst an und sieht eines Abends spät in der Bücherei die Gestalt seines Vorgängers, den er nicht gekannt, an den Bücherregalen auf und ab streichen; die Wahrnehmung ist so lebhaft, daß er an Einbrecher glaubt, seinen Zug darüber versäumt, um späterhin festzustellen, daß der alte Bibliothekar zu der fraglichen Zeit verstorben ist. — Eine unversehens an einer plötzlichen Blutung verschiedene Kranke erscheint drei Stunden später ihrem Arzte. Die Lichterscheinung dabei ist so hell, daß seine im Nebenzimmer schlafende Frau ihn darauf hin anspricht.

Besonders beweiskräftig sind natürlich die Fälle, wo mehrere Zeugen vorhanden sind. Eine Frau sieht ihren verstorbenen Schwager in der Ecke des großen Kamins sitzen. Bestürzt läuft sie weg, sagt aber keinem etwas davon. Als die jungen Leute vom Felde kommen, schickt sie einen in die Küche, um Essen zu holen. Plötzlich sieht auch er das Phantom und schreit erschreckt: „Ach Gott, der selige R.!" — Eine Hausangestellte sieht eines Nachts den verstorbenen Hausherrn als weißliches Phantom und hört am nächsten Morgen von seiner Witwe, daß er dieselbe Nacht auch ihr erschienen sei.

Nicht immer jedoch sind solche Begegnungen harmlos. Eine Witwe hört ihre Kinder rufen:

„Da ist Papa, da ist Papa!" Sie weist sie umsonst zur Ruhe — da sieht sie ihn selbst. Er spricht zu ihr von der Unsterblichkeit, an die er nie geglaubt, und drückt ihr so stark die Hände, daß sie tagelang Umschläge machen muß. — Einer Nonne erscheint, als sie im Keller Bier holen will, ihre vor Wochen an einem schmerzhaften Krebsleiden verstorbene Superiorin, kneift sie in den Arm und sagt: „Bete, denn ich leide!" Fünf rote Fingermarken, wie von Verbrennungen, bleiben sichtbar. Brandblasen entwickeln sich. Der Arzt photographiert die eigenartige Erscheinung, von der fünf Narben dauernd zurückbleiben.

Selbstverständlich muß man mit aller Kritik an derartige Berichte herangehen. Es ist ja wissenschaftlich als möglich erwiesen, daß durch geschickte Suggestion oder Selbstsuggestion — wenn auch nur in sehr seltenen Fällen — Brandblasen künstlich erzeugt werden können. Es kommt immer auf die psychische Gesamtlage des Falles an. Das Erlebnis jener Nonne erinnert übrigens lebhaft an die merkwürdigen Berichte über das Phänomen der eingebrannten Hand, wie sie aus früherer Zeit auf uns gekommen sind, und deren Belegstücke noch heute in Klöstern und so weiter aufbewahrt werden.

Zuweilen treten auch Tiere als — wenn auch stumme — Zeugen auf. Ein Großonkel erscheint zwei Monate nach seinem Tode der Großnichte, als sie einmal vergißt, die versprochenen Gebete zu sprechen. Auch die Katze sieht ihn, richtet sich auf und faucht, wie sie im Zorn oder vor fremden Menschen zu tun pflegte.

Besonders unverdächtig ist die Zeugenschaft gesunder kleiner Kinder, die doch von Sterben und Verstorbenen kaum etwas wissen können, also in keiner Weise voreingenommen sind. Wenn ein Junge von 23 Monaten wiederholt seine zärtlich geliebte, vor 4 Monaten verstorbene Großmutter, wenn ein 6½jähriger Knirps seine Spielgefährtin 18 Stunden nach ihrem Tode auf seinem Bette sitzen sieht, ohne daß ihr Tod ihm oder seinen Eltern bekannt geworden war, so sind das gewiß beachtenswerte subjektive Erlebnisse, deren objektive Grundlage man nicht ohne weiteres bestreiten kann.

Alle diese Erscheinungen sind jedoch nicht etwa häufig, sondern „seltenste Ausnahmen" und treten ganz unregelmäßig auf. Man kann sie nicht willkürlich herbeiführen oder im Laboratorium erzeugen, und das ist ein großer Fehler in den Augen mancher Gelehrter, die nur das experimentell jederzeit Nachprüfbare anerkennen wollen. Aber auch eine Sternschnuppe, ein Meteorfall, ein magnetisches Gewitter kann man nicht beliebig erzeugen — und sie sind doch Tatsache. Der Tod ist die Grenzscheide zweier sehr verschiedener Welten und Wirkungsebenen, und das Hinüberwirken von der einen in die andere ist zweifellos nur unter gewissen, selten erfüllten psycho-physischen Bedingungen möglich. Der Augenblick des Todes scheint hierfür durchschnittlich besonders geeignet. Flammarion bringt eine interessante Tabelle über die zeitliche Verteilung jener Erscheinungen; die Kurve steigt kurz vor dem Tode rapide an, erreicht ihren Gipfelpunkt im Augenblick des Todes selbst, um sodann ganz allmählich abzusinken. Die letzten, von ihm wiedergegebenen, Manifestationen sind 30 und 56 (!) Jahre nach dem Tode erfolgt.

Nicht immer ist die innere Ursache solcher Kundgebungen deutlich erkennbar. Wenn ein Auswanderer seinem Genossen erscheint und ihm die Stelle im Teich bezeichnet, wo er ertrunken sei — man baggert den Teich aus und findet die Angabe bestätigt; wenn ein italienischer Graf seiner Frau und seiner Mutter erscheint und ihnen — als Besonderheit seines Mörders — einen Fleck im Auge des letzteren angibt, was sich gleichfalls als richtig erweist, so sind das ja klare Beweggründe. Oft genug aber sind dieselben geradezu nichtig und banal oder auch gar nicht erkennbar. Ein Kleid, an dem die Verstorbene hing, reicht u. a. hin, sie im jenseitigen Zustande zu beschäftigen und zu einer Äußerung zu veranlassen ...

Jeder stirbt seinen persönlichen Tod, und unsere Annahme, daß die Toten den Überlebenden an Erkenntnis usw. überlegen seien, beruht auf einem Irrtum. Die menschliche Seele wird beim Verlassen des irdischen Lebens nicht engelhaft, sagt Flammarion, „der Tod kann nicht einen beliebigen Menschen allwissend machen. Die Seele dürfte sich am Tage nach ihrem Hin-

tritt nicht fühlbar vom Vorabend unterscheiden". Flammarion ist von einer seelischen Weiterentwicklung des Menschen im Verlaufe wiederholter Verkörperungen überzeugt.

Wir können hier auf diese Theorien nicht eingehen, wollen uns vielmehr nur an das tatsächlich Beobachtete halten. Es ist, wie wir sahen, wertvoll genug, und „es gibt nicht viele geschichtliche oder wissenschaftliche Tatsachen, die von einer so großen Anzahl von Zeugen bekräftigt worden sind. Die Annahme, daß alle diese Personen das Opfer von Augenstörungen oder Sinnestäuschungen gewesen oder von ihrer Einbildungskraft genarrt worden seien, ist eine ganz unhaltbare Hypothese". Wohl oder übel werden wir genötigt sein, unsere bisherige materialistisch orientierte Weltanschauung umzubauen und die unsichtbare geistige Welt als bedeutsamen Faktor in dieselbe einzubeziehen. Diese unsichtbare Welt „umgibt uns rings, die unbekannten Kräfte sind zahlreicher als die bekannten, die Wissenschaften stehen erst in ihrem Morgenrot, und was wir wissen, ist nur eine verschwindende Insel in einem Ozean des Unerforschten".

Dr. Georg Lomer



Deutsche Frauen

Schon als Kind hatte ich ein eigenartig tiefes Empfinden für den Begriff der „deutschen Frau". Es war mir, als müßte das etwas ganz Besonderes sein, etwas, was kein Volk außer uns hätte! Und mit Begeisterung sang ich bei den vaterländischen Schulfeiern das Lied, das diese Frauen mit stolzer Achtung nennt. Das Schönste, Beste und Erstrebenswerteste schien mir, später selbst einmal eine echte deutsche Frau zu werden. Im Lauf der Zeit fiel jedoch allmählich ein trüber Schleier über den Glanz, den dieser Begriff immer für m ch gehabt hatte. Denn ich ging mit of enen Augen durch das Leben und konnte mir daher nicht verbergen, daß die „deutsche Frau" von der „Dame" verdrängt wurde. Der leichtfertige Ton, der schon unter den Schulmädchen herrschte, ließ deutlich erkennen, wie traurig es um die heranwachsende Weiblichkeit bestellt war. Neue Kleider, fesche Hüte, moderne Frisuren und — „Poussieren", das war's, was alle Gedanken in Anspruch nahm! Allzu früh schon fingen die Mädchen an, nicht mehr „Kinder" zu sein. Die echten, törichten Kinderstreiche, die ich nur zu gern mitmachte und die mir auch gar manchen Tadel ins Klassenbuch und Zeugnis eintrugen, wurden ihnen bald zu „harmlos". Allerhand Häßlichkeiten traten an ihre Stelle; und diese Häßlichkeiten: Witze und Erlebnisse aller Art zu erzählen und aufzubauschen, nahmen schließlich so überhand, daß ich innerlich bald ganz einsam war und mich aus der Schule fortwünschte. Charakteristisch für die Art und das Wesen der Mädchen ist z. B. folgendes:

Bei der Übersetzung einer französischen Lektüre machte eine Mitschülerin dauernd zynische, laute Zwischenbemerkungen und rief schließlich eine so häßliche, anzügliche Redensart in die Klasse, daß mir das Blut zu Kopf stieg und ich unseren jungen Oberlehrer gar nicht anzusehen wagte. Die anderen Mädchen jedoch lachten und johlten um die Wette vor Vergnügen, bis eine von ihnen in widerlichem Ton sagte: „Seht mal, der Herr Oberlehrer wird ganz rot — er schämt sich!" Und wieder ertönte ein johlendes Gebrüll. Er aber sagte mit stolzer Gelassenheit: „Ja, meine ‚Damen', einer von uns muß sich doch dabei schämen; wenn Sie es nicht tun, dann muß ich mich eben schämen!" (Dieser Bande gegenüber hätte sich doch wohl eine schärfere Zucht geziemt, und wir hoffen, daß solche Schulen Ausnahmen sind. D. T.)

Mußte einem denn da nicht bange um Deutschlands Frauen werden, wenn diese — durchschnittlich zwanzigjährigen — Primanerinnen keiner tieferen und reiferen Empfindungen fähig und jeglichen mädchenhaften Stolzes bar waren? Wohl hoffte und glaubte ich fest, daß nicht in allen Klassen, nicht in allen Schulen ein solcher Ton herrschte, aber daß er bei uns üblich

war, genügte reichlich, um mich traurig zu stimmen. Sogar die schweren Kriegsjahre mit ihrem blutigen Ernst rüttelten nur wenige Mädchen wahrhaft und dauernd auf; die Mehrzahl sank wieder in den allgemeinen Tanz-, Vergnügungs- und Putzsuchtstaumel zurück.

Im ganzen tat diese Art von Frauen wenig fürs Vaterland. Hier zeigte es sich so recht, wie wenig Selbsterziehungswille in den Mädchen lag. Einige „schwärmten" zwar für große Dichter, aber sich die Lebensweisheit unserer Großen zum Vorbild zu nehmen, die Wege, die sie uns gütig zeigen, auch wirklich einzuschlagen und nach ihren Worten zu leben, nicht nur ie zu lesen, das hielten sie nicht für nötig. Wollen unsere Meister denn nur eben grade „gelesen" und „umschwärmt" sein? Wollen sie nicht viel mehr? Geben sie darum ihr Innerstes, ihr Bestes, damit die oder jene sagt: „Wie schön! Wie klug!" — und das Buch zuklappt, fortlegt, und morgen schon nicht mehr weiß, was sie gestern „schön" und „klug" gefunden? Sollen wir nicht lesen, um reicher und reifer zu werden?

Ich weiß, daß viele Menschen ähnlich denken; aber schmerzend bleibt die Tatsache, daß es der Gesamtheit gegenüber doch nur eine geringe Anzahl suchender Menschen gibt, die hohe Ziele und deutsche Ideale im Sinn haben. Menschen, die Kraft besitzen, Häßliches als wertlos von sich abzustoßen, Leid und Bitterkeiten in sich selbst zu Gutem zu verarbeiten, gegen das niedere „Ich" ehrlich zu kämpfen und sich inneres Reifen — als Zweck des Lebens — zum Ziel zu setzen.

Diese Gedanken gehen durch mein Sinnen, seit ich vor einiger Zeit die Unterhaltung zweier Damen in einem Berliner Stadtbahnabteil anhören mußte. Ich überdachte, still in meine Ecke geschmiegt, das letzte „Türmer"-Heft, als diese Damen einstiegen und laut, lärmend und auffällig Platz nahmen. Ebenso laut und auffällig war auch ihre sofort in Fluß kommende Unterhaltung.

„Ich muß ein neues Übergangskostüm haben! Mein Mann zieht zwar immer ein Gesicht, wenn ich etwas Neues brauche, aber das alte Kostüm habe ich doch schon ein ganzes Jahr, da kann ich's doch unmöglich in der kommenden Saison wieder tragen! Er muß mir eins kaufen!"

„Ja, da hast du recht! Ich muß sechs Paar seidene Strümpfe haben."

„Ach, die habe ich schon, man kann doch heutzutage nur seidene tragen. Aber ein Gesellschaftskleid zu dem Tee-Abend der Frau X. muß ich noch haben, nachdem ich neulich mein Spitzenkleid (d. h. sie sagte „Spitzenrobe"!) schon einmal anhatte. Man kann doch nicht immer ein und dasselbe Kleid anziehen! Wenn mein Mann nur nicht immer so bedauernswert täte, es ist ja alles teuer, aber man kann sich doch nun mal nicht so ‚simpel' kleiden! — Hast du das Kleid von der Frau B. gesehen? Neulich, in der ‚Prinzessin Olala'? Mindestens zum dritten Male modernisiert! Und was die Frau D. für Strümpfe anhatte — nächstens wird sie noch in dicken roten Wollstrümpfen ins Theater kommen!"

„Ich hörte, daß sie sehr krank war —"

„Nun ja, aber ich bitte dich, dann gehe ich doch lieber gar nicht aus, als daß ich so unelegant aussehe!"

„Hast du deinen Pelz eigentlich schon ändern lassen?"

„Nein, ich mag ihn nicht mehr leiden! Mein Mann könnte mir lieber einen neuen schenken, denn in geänderten Sachen kann man doch nicht gehen" . . .

In dieser Art ging es ununterbrochen weiter! Ich atmete erleichtert auf, als diese „Damen" endlich ausstiegen. Das eben Gehörte hatte mich böse gepackt. Durch das Denken an den „Türmer" war ich ganz auf Inneres eingestellt und wurde gar zu roh in die moderne Wirklichkeit gerissen. Ich bin gewiß sehr für netten, kleidsamen Anzug, aber dem modernen Modefimmel stehe ich verständnislos gegenüber. Da hatte ich nun wieder einmal einen Beweis für den Zug der heutigen Zeit! So sehen Deutschlands Frauen aus?! Nicht alle, aber viele, gar zu viele!

Warum nur gibt es so wenig echte Frauen? Ist es denn so schwer, innerem Reifen zu leben? Sollen Vergnügen und Kleider auf der einen und völliges Untergehen in häuslichen oder beruflichen Pflichten auf der anderen Seite das Leben ausfüllen? Gibt es denn nicht etwas

Höheres als Kaffeekränzchen mit Dutzendfreundinnen oder Großreinemachen, Stopfen, Flicken, Flicken, Stopfen und Großreinemachen?! In beiden Fällen wird wohl der Mann innerlich einsam bleiben! Ist es denn wirklich so schwer, mit Freude das eigene Heim in Ordnung zu halten und trotzdem die Gefährtin des Mannes zu sein, die alles mit ihm teilt und Herz und Seele für Gutes und Veredelndes offen hält? Läßt sich heller Frohsinn nicht mit tiefem Ernst vereinen?

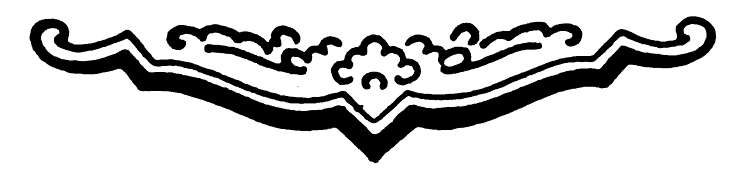
Auch bei den Frauen, die ihr Leben ohne Wegkameraden leben, findet man dieses unbefriedigte und unbefriedigende Entweder-Oder so sehr oft. Es fehlt Kraft, es fehlt Stärke! Der feste, ehrliche Wille fehlt, ein Vollmensch aus einem Guß zu werden und alle Zwiespältigkeiten, die in jedem einzelnen liegen, nach Kräften auszugleichen und zu einem harmonischen Ganzen zusammenzuschweißen. Wohl ist es schwer, über alles Zwiespältige Herr zu werden, und auch die kleinste Stufe des Emporklimmens kostet Kämpfe. Je größer die innere Ungezügeltheit, desto größer auch das Arbeiten- und Kämpfenmüssen, das weiß ich nur zu gut aus eigener Erfahrung. Wer aber den Willen hat, dem edlen Ziel näherzukommen, der kommt ihm auch näher, koste es was es wolle.

Könnte man doch auf irgendeine Weise helfen, daß die Frauen sich wieder auf ihr wahres Wesen besinnen, damit sie wieder werden, was sie immer hätten bleiben sollen: deutsche Frauen in der ganzen Würde dieses Wortes. Doch wenn sogar die schönsten Werke großer Meister so oft unverstanden bleiben, und es ihnen nicht gelingt, den Weg in alle Seelen zu finden, dann duckt sich die eigene Hilfsbereitschaft scheu zusammen und man erkennt nur, daß es die Pflicht jedes einzelnen strebenden Menschen ist, in seinem Kreise zu wirken, so gut er kann. Die edlen deutschen Frauen dürfen nicht „warten" und „hoffen, daß wieder einmal bessere Zeiten kommen", sondern sie müssen vor allem ehrlich an sich und an ihrem Umkreise arbeiten. Innere Werte gilt es zu sammeln, durch Bitterkeiten heißt's siegreich sich hindurchkämpfen, damit sie fähig werden, anderen suchenden Menschen zu helfen oder ihren Kindern den Weg zum wahren Menschentum zu weisen und in ihnen dem armen Deutschland wieder trutzig-starke, treudeutsche Seelen zuzuführen.

Dann erst wird sich das alte Lied mit neuem Inhalt füllen und jubelnd über Land und Meer hallen:

„Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang..."

Jella Schultz





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur Shakespeare-Frage

(Vgl. den Aufsatz im Septemberheft von Schneider und A. Brandl)

Karl Bleibtreu, der Vorkämpfer für den Grafen Rutland als Dichter der Shakespeare-Dramen, schreibt uns:

Was ich an Schneiders schneidender Ironie gegen den Stratford-Offiziosus am meisten bewundere, ist seine Höflichkeit. Ob er diese bewahren wird nach solcher Beantwortung seiner Anfrage? Da ich Brandls gutes Coleridge-Buch schätze und schon 1887 in meiner Englischen Literaturgeschichte zitierte, vermag ich in der Verstocktheit eines immerhin ansehnlichen Literaturphilologen, die traditionelle Voreingenommenheit beim Shakespeareproblem zu bewahren und statt voraussetzungsloser Wissenschaft hartnäckig die von offizieller Kathederorthodoxie amtlich geeichten Täuschungs-Voraussetzungen zu pflegen, nur ein trauriges Symptom zur allgemeinen Wissenschaftsfrage zu entdecken. „Jeder Forscher muß sich durchaus ansehen als einer, der zu einer Jury berufen ist . . . Dabei bleibt er ebenso beruhigt, wenn ihm die Majorität beistimmt, als wenn er sich in der Minorität befindet. In der wissenschaftlichen Welt haben aber diese Gesinnungen niemals gelten wollen, durchaus ist es auf Herrschen und Beherrschen abgesehen, und weil sehr wenige Menschen selbständig sind, zieht die Menge den einzelnen nach sich.“ Wer spricht so? Goethe, dessen Weisheit ein deutscher Professor gewohnheitsmäßig anerkennen muß. Die Kathederwissenschaft will sich eben ihre Herrscherstühle nicht rauben lassen und beharrt lieber durch dick und dünn in liebgewordenem und selbstinteressiertem Irrwahn, als je eine unangenehme Enttäuschung anzuerkennen. Das möchte ihrem Prestige schaden.

Brandl leistet Ähnliches wie der Mythologe „Sidney Lee“, der auch naiv fragt, warum Shake-Spear ein Pseudonym angenommen haben solle, während er seinen ehrlichen Namen Simon Levy in einen so hochtönenden englischen verwandelte. Der Stratforder hieß übrigens nie „Speerschütteler“, was schon von selbst auf nom de guerre hindeutet, sondern man schrieb ihn Shaxberd (vgl. Law 1913). Die Baconier bilden nur eine andere Abart des Gelehrtendünkels und sollten sich hüten, den Stratfordern ihre Collier- und Iretonfälschungen in die Zähne zu werfen, ein deutscher Baconier verübte in Prosaübersetzung von Ben Jonsons Nekrologgedicht grobe Sinnfälschung, und ihr angebliches Beweisdokument „Promus“ wird heftig angefochten. Lauter Juristen, Physiker, Mathematiker, die dem Zunftgenossen Geheimrat Bacon den Dichterpurpur verschaffen möchten, begrüßten sie auch zwei Spaßmacher, Mark Twain und Bormann, als werte Mitstreiter und bezogen ihre Hilfstruppen meist aus Barnums Vaterland. Wenn gegen solchen Yankeehumbug die Ästhetiker und Philologen sehr richtig die psychologische Methode anwenden und Bacon den induktiven Empiriker als wahren Gegenpol Shak-Spears erachten, so scheinen sie Bacon so wenig zu kennen wie die Baconier selbst (von denen beiläufig

keiner je Bacons erbärmliche Konvenienzehe und Scheidung erwähnt), die ihn neuerdings sogar zum geheimen Großmeister der Rosenkreuzer ernennen (vgl. das unglaubliche Mystagogenbuch des Astrologen Kniepf). Ein Empiriker, der sich wütend gegen die Heliozentrik sträubte und dabei notorisch den verhaßten Giordano Bruno im Hamlet benutzt haben würde, ist freilich ein drolliger Kauz. In Wahrheit bot er eine unklare Mischung von schulmeisterlichem Induktionstrieb und Phantasterei. Er glaubte an „Zauberei", wofür wir einen Satz von ihm zitieren als Stichprobe seines nichts weniger als „majestätischen" Englisch (gewöhnlich schrieb er Lateinisch, deshalb Jonsons „wenig Latein, noch weniger Griechisch"?!), und gefiel sich im Tiefsinn wie: „Je unverständlicher ein Geheimnis, desto göttlicher ist es", womit der opportunistische Streber einfach der Kirche schmeicheln wollte, wie auch in seinem höchst unphilosophischen „Credo". Die ästhetischen Stratforder behandeln die juristischen und naturforschenden Schulfüchse des Baconismus als Outsider, vergessen aber, daß sie selber dies sind bezüglich der Einsicht in dichterisches Schaffen, obschon die törichte Menge den Philologen das oberste Recht einräumt, Literaturgeschichte ex catedra zu schulmeistern. Nur genügend „gelehrte" Selbstdichter dürften als Fachleute gehört werden. Blieb Brandl unbekannt, daß sein Coleridge der Dichterphilosoph schon vermutete, Shak-Spear müsse ein vornehmer Grandseigneur gewesen sein?

Wir möchten Brandls dichterischer Phantasie vom Stratfordgymnasium trocken wissenschaftlich unter die Arme greifen und ihm die Freude bescheren, daß der Stratforder Vagabund, während er als Pferdehalter oder Theatergarderobier — laut anderer Überlieferung aus dem 17. Jahrhundert etwas viel Schlimmeres, wovon Rowes posthume Biographie schweigt, nur vom Wilderer und späteren Wucherer erzählt — in London sich herumtrieb, damals als Doppel-Ich in Cambridge studierte! Denn der Universitätsalmanach erwähnt 1595 den „süßen Shakespeare" als bekannten Kommilitonen, wie denn später in „Lustige Weiber" ein Cambridgeprofessor mit vollem Namen karikiert wird. (Da Rutland damals in Cambridge studierte und seinem älteren Busenfreund Southampton dort „Venus und Adonis" unter dem angenommenen Spitznamen Speerschütteler widmete, ist dies nicht auffallend). Hoffentlich brachte der Fleischerjunge vom Stratforder „Gymnasium" gute Zensuren nach Hause, doch seine Mitbürger kannten ihn später nur als wohlhabenden Schieber in Mehl und Wolle sowie als bewährten Geschäftsfreund des Wucherers Combe. Sie sollten gegen das Monument öffentlich protestieren, das ihnen einige vornehme Unbekannte nolens volens aufhalsten? Das konnten die armen Yokels wirklich nicht, es sei denn, daß sie sich den rustikalen Bauch vor Lachen hielten, sintemal sie so wenig lesen und schreiben konnten wie ihr lieber Will, der als Analphabet seine gerichtlichen Unterschriften vom Gerichtsschreiber bescheinigen ließ. Auch in dem famosen Prozeß, wo er als Zeuge unter Bäckern und Friseuren auftrat. Das einzig „Mannhafte" dabei war das notgedrungene Geständnis, daß er in der Wuchererstraße Argentstreet wohnte. Was aber die Stratforder über den Jokus-Hokuspokus dachten und sagten, wissen wir ganz genau durchs Tagebuch ihres Geistlichen Ward, laut dem Will am Suff starb. „Er hatte Mutterwitz, doch keine Spur von Kunst." Brandl ruft sogar das Folioporträt als „Kronzeugen" an; weiß er wirklich nicht, daß es eine Maske, einen dummy vorstellt? Die Schauspieler mußten den Hamletdichter von den Proben her gekannt haben, „wobei der anwesende Dichter stets zu Erläuterung und zur Textänderung bereit sein müsse?" Regisseure und Schauspieler pflegen bei Proben den Autor als lästigen Gast auszuschalten. Daß der wahre Hamletdichter nebst Freund Southampton der Generalprobe beiwohnte, wissen wir freilich dokumentär. Vielleicht lernt Brandl, wieviel er noch zu lernen hat über „Shakespeares Geheimnis" (Titel meiner bald erscheinenden neuen Schrift).

Karl Bleibtreu

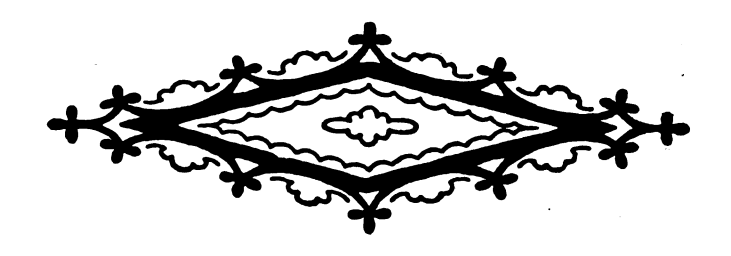
* * *

Antwort

Herr Geheimrat Brandl schreibt uns dazu folgendes:

Gerne zu lernen, ist das erste Erfordernis des Professors. Gerne werde ich auch aus dem oben angekündigten Shakespearebuche lernen und bitte nur, von vornherein meinen beschränkten Tatsachensinn zu entschuldigen. Wenn ich höre, das Porträt von der Folio 1623 wolle nicht den Autor des Werkes, sondern eine Maske eines dummy darstellen, so frage ich gewohnheitsmäßig, welche Parallelen dafür aus den damaligen Titelbildern zu gewinnen wären; und wenn ich die Stratforder Bürger für eine Analphabetenbande halten soll, so bedrückt es mich, dieselben Leute den Leiter ihrer Lateinschule mit einem außerordentlich hohen Gehalt belohnen zu sehen. Kreuzchen unter Urkunden setzte damals auch mancher Schreibkundige, weil es dem Notar so behagte; diese Gepflogenheit steht also mit den sehr guten Bildungsverhältnissen, wie sie Leach für Altengland erweist, nicht in Widerspruch. Tatsachen mögen brutal sein, wie das englische Sprichwort sagt; aber sie pflegen verläßlich zu führen. Nicht umsonst schrieb Newton über seine Gravitationslehre: Hypotheses non facio.

Alois Brandl





Adam Müller-Guttenbrunn

(Zu seinem 70. Geburtstage am 22. Oktober 1922)

Die bedeutsame Tat Müller-Guttenbrunns, des Künstlers, ist die Entdeckung des schwäbischen Banats, jenes österreichischen Grenzlandes gegen Serbien und Rumänien. Müller-Guttenbrunn, der Mensch, der Liebende und Zielbewußte, eroberte einen vom Schwabentum abgesprengten und schon verloren gegebenen Volkskörper der deutschen Nation zurück. Auf diese Vollbringung kann heute der Siebziger stolz zurückblicken.

Die Anfänge seiner dichterischen Betätigung waren ein tastendes Suchen, ein allmähliches Pfadfinden im Dunkeln, da in ihm noch nicht die Flamme der Begeisterung lohte und erzschwäbischer Trotz noch nicht den glühenden Funken aus seiner Persönlichkeit geschlagen hatte. In Linz, wohin er nach einem Handelsstudium in Wien als Telegraphenbeamter kam, begann er mit Theaterstücken, die sich von dem Drama des älteren Dumas herleiten. Der Einfluß des schlechtverstandenen Laube wirkte nach. Und trotzdem war Heinrich Laube, der bedeutende Burgtheaterdirektor und Schöpfer der modernen deutschen Schauspielkunst, das große und nachhaltigste Erlebnis des jungen Müller-Guttenbrunn. Nur verstand der Student aus dem Banat, der bildungshungrig die Schätze deutscher Dichtung in sich aufnahm, die reiche Fülle seines Wesens nicht. Erst als Müller-Guttenbrunn persönlich mit ihm in Berührung kam, konnte er an Laubes Größe emporwachsen: Laube war ein Tatmensch, und Müller-Guttenbrunn wurde es durch ihn.

Der junge Dichter hatte mit seinen Dramen nicht viel Glück. Sein Erstling „Im Banne der Pflicht“ wurde wohl auf dem Linzer Landestheater nicht ohne Erfolg aufgeführt — und sein nächstes Werk, eine kühn erdachte Fortsetzung von Augiers „Les Fourchambaults“ („Des Hauses Fourchambaults Ende“) war sogar in Wien eine Woche lang eine Sensation. Aber mit seinen weiteren Dramen stieß Müller-Guttenbrunn bei den Theaterdirektoren auf Widerstand; nicht weil sie schlecht waren, im Gegenteil, er beherrschte die dramatische Form mit erstaunlicher Geschicklichkeit; aber das eine, „Frau Dornröschen“, ein problematisches Ehestück, konnte er nicht auf die Bühne bringen, weil er sich zu „einem Klapps auf den Ehemann“ nicht verstehen wollte, und das andere, „Irma“, das eine blendende Rolle für die Wolter enthielt, wurde als zu realistisch empfunden. Es wurde zwar acht Jahre später aufgeführt, aber da die erste Niederschrift in Verlust geriet, war der Vorwurf dem Dichter inzwischen zerflattert.

Allein, es war gut so. Denn die vergebliche Bemühung um den Erfolg hatte in dem Dichter Kräfte geweckt, die von seinem schlummernden Wesen die erste Hülle zogen. Seine Persönlichkeit, die sich der vollbringenden Tat hinschenken wollte, hatte auf einmal eine Aufgabe: Im Jahre 1885 (ein Jahr vorher war die quälende Zurückweisung der „Irma“) schrieb Müller-Guttenbrunn eine dünne Broschüre: „Wien war eine Theaterstadt“. Das Schriftchen kämpfte mit schonungsloser Härte gegen die erniedrigenden Zustände des Wiener Theaterlebens, das nach Laube in eine Einöde geraten war, und schlug wie eine Bombe ein; die Wiener wurden

aus ihrem Hindösen aufgerüttelt. Und sie rafften sich auf. Der kleinen Broschüre war ein herrlicher Erfolg beschieden; sie war die unmittelbare Veranlassung, daß das Deutsche Volkstheater in Wien gegründet wurde. Müller-Guttenbrunn hat sich unbewußt als Kulturpolitiker glänzend bewährt. Und im folgenden Jahre, 1886, entspringt seiner Klugheit wieder ein zündender Gedanke; er lenkt die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die verwerflichen Produkte der Kolportageliteratur hin (in einer Schrift, „Die Lektüre des Volkes" betitelt) und gibt so den ersten Anstoß zur Gründung des Wiener Volksbildungsvereins, dessen erster Schriftführer er war, neben Alexander von Peez als erstem Präsidenten. Diese Jahre der Kritik waren für Müller-Guttenbrunn vielleicht die erfolgreichsten, wenn man von der Krönung seines Lebenswerkes absieht; denn: in jener Zeit fand sich der Meister zur ersten Tat.

An den Vollbringungen, die seine kulturpolitische Strebsamkeit und sein seherischer Scharfblick der Zeit geschenkt haben, rankt er sich empor und entfaltet seinen spendenden Reichtum. Die dichterische Produktion ruht fast. Wohl: er verfaßt ein Novellenbuch, arbeitet die „Irma" um, aber der Schwerpunkt jener Jahre liegt in der Kritik, in dem Hinsteuern des kritisch begabten Menschen auf ein vorerst nur geahntes Ziel, in seiner Auswirkung als Kulturpolitiker. Damals erachtete Müller-Guttenbrunn die Besserung der Wiener Theaterverhältnisse als seine Lebensaufgabe; der banater Schwabe hatte sich eingewienert und sein Volk aus den Augen und zum Teil auch aus dem Herzen verloren. Aber deutsch blieb er immer, er hatte nur vorübergehend aufgehört, ein Schwabe zu sein. Das war die Wiener und österreichische Epoche seines Lebens, die seelische Angleichung an die Stadt, die ihm, dem Fremden und Strebsamen, Gastfreundschaft geboten hatte. Sein schwäbischer Sinn schlief. Aber Müller-Guttenbrunn, der Erzschwabe des Banats, sollte bald erwachen. Den Anlaß dazu gab eine Enttäuschung, die große Enttäuschung und Prüfung seines Lebens, die er durchmachen mußte. Ich meine das Scheitern seiner Theatermission. Müller-Guttenbrunn hatte 1893 das „Raimund-Theater" begründet und wollte das Ideal einer deutschen Volksbühne auf lokaler Grundlage in die Tat umsetzen. Aber ihm wurde das österreichische Erbübel, daß dem Tüchtigen die Führung mißgönnt wird, zum Verhängnis. Trotzdem er das Theater künstlerisch und auch finanziell mit Erfolg leitete, verekelte ihm eine feindliche, dilettantenhafte Clique die frohe Arbeit und eines Tages sah er sich vom Theaterverein, der die Bühne unterhielt, als Direktor suspendiert. Zwei Jahre später aber läßt er sich wieder zur Gründung des „Kaiser-Jubiläums-Stadttheaters" verleiten. Die Einwilligung dazu ist begreiflich, denn ein Mann mit zähem Willen gibt sich nicht gerne der Dummheit gefangen. Aber diesmal verschreien die Gegner seine Bühne als antisemitisches Parteitheater, und Müller-Guttenbrunn kämpfte vergeblich gegen dieses Vorurteil. Fünf Jahre hielt er dem Hexentreiben stand, dann nahm er seinen Abschied. Aber in Wien war er als Antisemit geächtet. Sein freudiger Wille zerflatterte in ein Nichts. Es waren schwere Jahre der Prüfung.

Müller-Guttenbrunn flüchtet sich wieder an den Schreibtisch zurück. Er schreibt ein Theaterstück („Aus Polenkreisen"), er schreibt einen entzückenden Wiener Roman, „Die Dame in Weiß", der ein verheißungsvolles Versprechen war, er schreibt unermüdlich für das „Neue Wiener Tagblatt" reizende Feuilletons über das alte und ältere Wien, über die österreichische Geschichte, über die sozialen Probleme des Mittelstandes. Er arbeitete mit Erfolg, aber er lächelte nicht, denn er fühlte in sich eine Leerheit.

Da reist der eingewienerte Banater in sein Jugendland und er kehrt, in seinem Herzen verwundet, zurück; er hat das Hinsterben seiner Heimat, seines Volkes mitansehen müssen, da der Madjare die schwäbische Seele listig umlauerte und nur darauf wartete, bis das deutsche Wesen in den Genossen erstickt war. Müller-Guttenbrunn erkannte die Todeskrankheit, er sah die Gefahr; die nationale Not der Seinen hatte ihm die Binde von den Augen gerissen; Liebe und Haß schlugen aufzischend wie ein Brand ineinander und entzündeten in ihm das Licht. In Müller-Guttenbrunn lohte das heilige Feuer der Begeisterung für eine Aufgabe, die er als

die seines Lebens, als seine Mission erkannte. Und erzschwäbische Klugheit sann auf die Heilung: man müsse den nationalen Gedanken in die Genossen tragen, Deutschland auftrommeln und aufmerksam machen auf die ungarische Schande . . . In drängenden Wochen schreibt Müller-Guttenbrunn nach der Heimkehr sein erstes Meisterbuch, das lebendige Kulturbild aus dem modernen Ungarn, die mannhafte „Götzendämmerung".

Das Buch war für die Nation eine Tat; für den Dichter aber war es ein entscheidender Wendepunkt. In unbeirrbarer Treue zu seinem Volke schreitet der Künder die einmal betretene Bahn weiter. 1910 erscheint sein Roman „Die Glocken der Heimat", der nur banater Verhältnisse zum Vorwurf hat. Dieses Buch bedeutet für die Literaturgeschichte die künstlerische Entdeckung des deutschen Südosten und es ist die erste Bresche, die der Erzschwabe des Banates in die madjarische Umstrickung schlägt. Aber sein Ruf drang nicht überall zu den Seinen; in ihren Ohren erklangen noch nicht die Glocken der Heimat, sie waren noch voll der verführerischen Rhythmen des ungarischen Tschardasch.

Da warb sich Müller-Guttenbrunn eine mächtige Bundesgenossin in der Geschichte des großen Besiedlungswerkes, das er in einer weitausholenden Romandreiheit „Von Eugenius bis Josephus" schilderte. („Der große Schwabenzug" — „Barmherziger Kaiser!" — „Joseph der Deutsche" lauten die Untertitel.) Und sein Ruf drang hörbarer in die schwäbischen Ohren; die madjarischen Weisen verrannen. An den Schluß seiner banater Kulturromane stellte er ein lebensfrohes Idyll: „Meister Jakob und seine Kinder", das Buch, das er am meisten liebt, denn es ist die Geschichte seiner Kindheit, über die tragische Schatten fielen . . . Müller-Guttenbrunn schien über das banater Problem das Letzte gesagt zu haben, da rüstet sich der Sechsundsechzigjährige zu einem neuen großen Wurf, zur Lenautrilogie. Organisch steht sie zu den Kulturbüchern im engsten Verhältnis, denn in Lenau erwuchs den Schwaben des Banats die erste Persönlichkeit von europäischer Bedeutung. So rundet sich Müller-Guttenbrunns künstlerisches Werk zur klingenden Harmonie.

Aber sein Größtes ist die Befreiung seines Volkes aus nationaler Unfreiheit. Tausende von Zeitungsartikeln brandmarkten die Schande der Untreue, aber dem Dichter gelang die Tat der Erlösung.

Müller-Guttenbrunn hat sich in literarische Experimente nie eingelassen, er ist keine Ästhetennatur, kein Werber für sein Talent, der sich auf den Markt stellt. Aber er hat die deutsche Dichtung um eine Landschaft, die bisher künstlerisch brach lag, dauernd bereichert, und er hat ein Volk aus seinem Dornröschenschlaf erweckt. Das können nicht viele von sich behaupten. Und dies sind seine bleibenden Verdienste. Ferdinand Ernst Gruber (Wien)



Neue Bücher

Beben wir gleich mit dem stärksten an! Es ist das stärkste nicht allein in dieser Büchereihe, es flammt über die zeitgenössische Dichtung hinaus, es führt aus schwergeladener Wetterwolke in die dumpfige, tote Schwüle einer Zeit, die nicht leben und nicht sterben kann. „Es ist Zeit". Tiroler Aufstand 1809 von Georg Freiherr von Ompteda. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Ein Sturmakkord! Der es schrieb, hat es durch und durch erlebt, er schrieb es nicht mit flinker, fertiger Feder vielgewandt aus Nachschlagebüchern ab, geistreich verbrämt mit modernem Geschnörkel. Zwölf Jahre seines Lebens brachte er an Ort und Stelle darüber zu, und es hat sich gelohnt! Der Stil selbst fährt wie ein Sturmwind daher, er wird manchem zu wild sein, auch zu rauh, zu stößig. Ich glaube nicht, daß die große Menge mit ihren stumpfen Gewissen und schwachen Nerven schon reif ist für

dies Buch. Aber auch ihr, der deutschen Menge, wird die Uhr schlagen: Es ist Zeit! Dann wird sie dies Buch als eines ihrer kostbaren Besitztümer mit sich führen, es an die Seite stellen den wieder lebendig gewordenen Heldengeschichten unsrer lieben Jungen, unsrer herrlichen Männer.

Die Kraft der Wahrheit, die vor nichts ausweicht, ist in Omptedas Buch. Wir sehen auch das Miesmachen, das Versagen, die elende Höflichkeit der ewig Charakterlosen vor den Franzosen, den Falotten, wie sie von den Tirolern so kennzeichnend benannt sind. In geschichtlicher Treue, die uns diesen vergeblichen Heldenkampf der Berge, diesen in Blut und scheußlichen Greueln „nach Falottenart“ erstickten Aufstand eines freigeborenen Volkes zeigt, erstehen vor uns die wechselnden Bilder. Wer diese Gestalten einmal sah, kann sie nicht mehr vergessen, von den Mädeln ab, die den Heuwagen bis an den Feind zogen, bis zu meinem Liebling, dem wilden, frommen, rotbärtigen Kaplan. Deutsche Mütter, lest dies Buch mit euren Kindern! Geht mit dem Retter Tirols, mit Andreas Hofer, seinen grausigen Leidensweg von der Schneehütte hinab auf den Weg nach Mantua. Wie sie den gefesselten Mann begeifern — nach Falottenart! —, ihm den Bart raufen, daß Hemd und Rock sich blutig färben und in der Kälte der Winternacht sein Bart zusammenfriert zu einem roten Zapfen — er aber doch ein König unter ihnen: — das lest mit euren Jungens — sie werden's brauchen!

Ein herbes Buch voll schwerer Kunst ist Jonas Truttmann von Ernst Zahn (derselbe Verlag). Die Gestaltungskraft des Verfassers scheint mir hier auf ihrer Höhe zu stehen. Sie ist so stark, daß der durchweg bittre Inhalt dadurch aus jeder Willkürlichkeit gelöst und sogar schwachen Gemütern erträglich gemacht wird. Der Bauernjunge, der durch den Sturz vom Baum und die stumpfsinnige Gleichgültigkeit seiner Familie zum Krüppel wird, ist mit erschütternder Folgerichtigkeit bis ins letzte seines mit Recht verbitterten Gemüts bei ungewöhnlicher Leistungskraft dargestellt. Ein Buch voll Saft und Kraft.

Eine sehr erfreuliche Entwicklung seiner Kunst gibt uns Martin Bücking in der Fortuna (Richard Hermes, Hamburg). Ich hatte vor Jahresfrist an seinem „Zeteler Markt“ trotz dessen starker Vorzüge die allzu eng gezogene geistige Einstellung auf die Heimatprovinz betont, wie sie leider als deutsche Kleinstaaterei sich auch bei tiefen deutschen Naturen findet. Diese Engigkeit ist hier völlig überwunden. In dem Buch liegt ein unverkennbar großer Zug. Die Segelschiffahrt mit ihren Gefahren, Schönheiten und Härten, aber auch mit ihrem aussichtslosen Kampf gegen den charakterlosen neuen Händlergeist der Reedereien ist hier in hohem Maße fesselnd dargestellt, künstlerisch gestaltet. Auch ein Buch für junge Menschen, das ihnen vieles sagen kann!

Unsern alten geliebten Bekannten Fritz Philippi (nicht den Berliner Felix!), den Dorf- und Zuchthauspfarrer mit seiner wunderbaren Kenntnis der Westerwälder Bauern, der Verlumpten und Zerbrochenen, finden wir in den gesammelten Bauerngeschichten Auf der hohen Heide (Bibliographisches Institut, Leipzig) wieder. Nennen wir „Das Heidekreuz“, „Die Gerichtstreppe“, „Das geistliche Gespenst“, „Der gescheitste Pfarrer“, „Das Schutzescheusel“, so bezeichnen wir jedesmal wahre Meisterstücke an herb zupackender Kraft, an frischem Humor, an tiefstem Erbarmen. Und nehmen wir nur, wo wir gerade aufschlagen, zwei Sätze heraus, so spüren wir des starken deutschen Dichters Hand, nicht nur in der Gestaltung, auch im Erfassen der schwersten Fragen, die im Volke umgehen und denen sich die landläufigen Tröster so gern entwinden. „Dem Pfarrer ... dünkte es eine oberflächliche Rede, daß Gott hier eine Verbesserung getroffen habe, indem er einen Menschen peinigte.“ Und an einer andern Stelle: „Der Hanneshenrich will wissen, ob er geisteskrank sei, weil er die Gerechtigkeit Gottes sichtbar sehen will in der Welt; oder ob die Welt des Teufels ist.“

Nun ein paar Wirklichkeitsbücher, die in schlichter, ungeschminkter Art Selbsterlebtes zur Darstellung bringen, und beides in ihrer Art vollkommen. Das erste ist Der Wanderer ohne Weg von August Hinrichs (Quelle & Meyer, Leipzig), die Erinnerungen eines heute noch als Tischlermeister arbeitenden damaligen Handwerksburschen, der in der fröhlichen Sorglosigkeit der alten Kundenfahrten, das Gewerbe grüßend, arbeitend, bummelnd, „Klinken putzend“, Liebes-

und Burschengeschichten erlebend, dem Rhein entlang durch Süddeutschland und Tirol bis Italien zieht, dort aber mit seinem Freund zu dem gesunden Ergebnis kommt: „Ja, Italien ist schön, aber das Leben hier ist so häßlich“ — und flott wieder umkehrt. Dem Mann sitzt ein tüchtiges Stück Humor nebst einem tiefen, von bitterer Enttäuschung gequälten Herzen in der Brust, Sehnsucht nach der Landstraße und kecker Wanderübermut. Es ist ein Stücklein Eichendorff, ins Nüchterne übersetzt. Rührend und echt ist die tiefe Unschuld der Sinne, die erst durch die häßliche Untreue seines Mädchens gebrochen wird. Es ist nichts Gestelltes, Gewolltes und Zurechtgemachtes in dem Buch. Es sucht, und das sei ihm gedankt, auch keine „sozialen Probleme aufzurollen“; es ist das schlichte, harte Leben des jungen Handwerkers in einer eben zu Grabe gegangenen Zeit; und diese stolze Ehrlichkeit gibt ihm ungesucht den sogar künstlerischen Wert.

Den unmittelbaren Zauber, den dieses schlichte Buch ausströmt, besitzt nicht ganz das zweite: Aus lichtem Dunkel von Ernst Haun (Bibliographisches Institut, Leipzig); und vielleicht nimmt gerade die größere Bildung des Schreibenden diesen Zauber fort. Doch es bleibt genug, es zu einem ergreifenden und lesenswerten Buche zu machen. Es führt in das mühsame Ringen eines lebens- und arbeitsfreudigen jungen Blinden aus guter Familie, den nicht sowohl das Leben selbst als die feine Familie quält, die sich der — seiner musikalischen Begabung zunächst liegenden — Berufe (Klavierstimmer, Tanzspieler) schämt und ihm auch sein liebes Mädchen, das, sich ihm aufopfernd stirbt, als Braut zu verleiden trachtet. Das alte böse Lied der Standesvorurteile erhebt sich hier in zwingender Gewalt.

Eine tiefe, herbe Satire auf alle unsre Landsleute, die sich mit ausländischen Lappen behängen, gibt Kurt Engelbrecht in Pablo der Narr (Dieckmann, Halle). Wenn man das Buch als ätzende Medizin gegen eine der übelsten Krankheiten nimmt, so sind die Linien nicht zu scharf gezogen. Allen hohlen Prahlhänsen und Auslandsaffen täte ein Blick in diesen Spiegel herzlich not.

Besonders hervorgehoben sei Jutta Jebens Roman: Der Feind im Hause (Theodor Weicher, Leipzig). Die junge Schriftstellerin hat das Problem einer deutsch-jüdischen Ehe mit einer erstaunlichen Sicherheit, Folgerichtigkeit und prachtvollen Gestaltungskraft erfaßt. Hier ist nichts von Übertriebenheit und Willkür. Mit unbarmherziger Deutlichkeit sehen wir hier die fast unvermeidlichen Folgen einer Mischehe, worin das zähere Element im täglichen Kleinlichkeiten-Kampf das schwächere unterdrückt. Die Geschichte spielt am Ausgang des Krieges und in der Revolution.

Von der kürzlich verstorbenen Bertha von Kröcher, dieser prachtvollen alten konservativen Kämpferin für Recht und Wahrheit, die ihr ganzes Le ben an die Hilfe für sozial und wirtschaftlich Benachteiligte setzte, ist soeben erschienen: Die alte Generation (Wollermann, Braunschweig). Aber ich mußte mir nach dem Durchlesen erst wieder ins Gedächtnis zurückrufen, daß die Frau, die diese Erinnerungen der altmärkischen Adelsgeschlechter (Alvensleben, Kröcher, Gerlach, Krosigk) uns in dieser Fassung bringt, dieselbe ist, der einst Adeline von Rantzau in dem „Unmöglichen Menschen“ ein Denkmal setzte, die ihren Standesgenossen gegenüber sich den unverwirrten, geraden und oft unbarmherzigen Blick bewahrte und, von jedem Standesvorurteil frei, sogar wohl oft Ärger in Adelskreisen erregte. Es muß sein, daß der Umsturz manches ideale Hoffen in ihr zerstört und sie mit doppelter Gewalt zu den Überlieferungen ihrer Kreise zurückgeworfen hat. Wir erleben außer einem sehr wertvollen Beitrag zu der Geschichte des Pietismus in seiner ehrlichsten, rührendsten, aber auch ungesunden und anmaßenden Form, ein Stück Familienleben von der Franzosenzeit bis an die Jahrhundertwende, die Gründung der christlich-sozialen Partei, Stöckers Wirken, das Entstehen des Kapellen-Vereins. Man kann einer schweren Beobachtung sich hier nicht entziehen. Ungewollt fällt ein grelles Licht auf den wundesten Punkt unseres deutschen Volkslebens: den Mangel an nationalem Bewußtsein. Und wir finden diesen Mangel mit tiefem Erschrecken auch in den Kreisen, die für das Vaterland am meisten Verantwortung trugen: in diesen Adelskreisen. Die Verfasserin schreibt (und wie ich sie kenne, glaube ich doch, daß sich ein andrer Sinn darunter birgt), daß die Demütigungen des Vaterlandes von diesen

Familien mit „wunderbarer Gelassenheit“ ertragen seien. Aber bei Schädigungen des eigenen Besitzes oder Familienglücks finden wir diese Gelassenheit nicht. Wir denken unwillkürlich an die „wunderbare Gelassenheit“, die auch heute weite Volkskreise zeigen, und nennen sie mit einem etwas andern Namen. — Was der preußische Adel unter der Zucht des Alten Fritzen, was vornehmlich der ostpreußische Adel für Deutschland bedeutet, das steht unverwischbar in der Geschichte. Hüten wir uns aber, zu beschönigen, wo eigener Besitz auf gegründeter Scholle, wo starkes Standesgefühl die große Vaterlandsliebe ersetzen soll! Wir können von heimatlosen Arbeitern nicht verlangen, was ein alter Adel ihnen nicht vorgelebt hat.

Marie Diers



Von neuen Versbüchern

Die lyrische Sintflut scheint — trotz der immer von neuem bejammerten Papierknappheit — noch anhaltend im Steigen begriffen zu sein. Wieder ist eine hohe Woge in mein stilles Studierzimmer hereingespritzt; aber es waren nur recht wenige Perlen, die ich fischen durfte.

Eines jedenfalls wurde mir wieder zum Erschrecken deutlich: in welch krampfiger Anstrengung unsere platte, dürftige Zeit nach Originalität strebt und sich verzehrt nach Neuem, Überraschendem. Aber freilich: Eigenart wird nicht gemacht; sie wächst still, organisch, selbstverständlich. Immer wieder begegnet man dem Irrwahne, als könnte Wortkünstelei allein Genüge tun; als vermöchte die Erscheinung das Wesen zu ersetzen. Anders wenigstens begreife ich es nicht, daß so prächtig ausgestattete Gedichtbücher wie „Das kommende Reich“ von Friedrich Schnack (Hellerau, Jakob Hegner) eines Druckes gewürdigt werden. Es ist dekorative, exotisch bemühte Versbildnerei; sie trägt die matten Züge innerlichen Welkens. Und was gar die beiden Bücher von Alfred Neumann „Die Lieder vom Lächeln und der Not“ und „Neue Gedichte“ (beide bei Georg Müller, München) bedeuten, ist mir unerfindlich geblieben. Wer solchen Wortsalat, solche Gleichnistreibjagden liebt, der wird vielleicht einen Sinn zu erkunden vermögen; ich bin leider über Gelächter und schließlich über ärgervolle Abwehr nicht hinausgelangt. Man mag mich darob als Kanadier schelten; indessen — diese übertünchte Nichtigkeit bleibt mir nun einmal in tiefster Seele fremd und fern. Auch Elisabeth Janstein, die ich hier schon einmal mit eingeschränktem Beifall erwähnen konnte, hat in der „Landung“ (Drei-Masken-Verlag, München) sich einer abstrakt-leeren Worthascherei anheimgegeben.

Da empfindet man es mit befreitem Atemholen, wenn einigermaßen klare, erlebte (nicht nur ergrübelte) Verse aus den Fluten emportauchen. Dann lauscht man willig und achtsam und ist vielleicht sogar einmal zu Überschätzung geneigt. Jedenfalls fühlt man sich dankbar einer gemäßen und ruhigen Kunst geneigt, die nicht Zeitverlust und Verdruß bedeutet. Da ist wieder ein Arbeiter-Dichter, den Julius Hart einführt. Karl Maerten heißt er und sein Buch „Opfere!“ (Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin). Wenn man auch Stand und Herkommen des Verfassers gebührend in Rücksicht nehmen muß, so kann man doch an den Versen Freude empfinden, obgleich sie auch vorerst noch manche berechtigte Wünsche offen lassen. Albert Sergels „Jenseits der Straße“, das schon in 5. Auflage vorliegt (Adolf Sperholtz, Hannover), erwähne ich nur um des Dichters willen, der sich einiger Verbreitung rühmen kann; ich selbst freilich konnte nichts entdecken, was seine teilweise überschwengliche Anerkennung zu rechtfertigen vermöchte. Auch Karl Schnellers „Neue Gedichte“ (L. Staackmann, Leipzig) las ich mit zwiespältigen Gefühlen. Ich suchte vergeblich nach persönlicher Gestaltung, fand aber nur abgebrauchte Beiwörter und eine zwar freundliche, jedoch keineswegs bedeutsame künstlerische Gesinnung. Tüchtiges Mittelgut.

Nun aber beginnt der willkommene Aufstieg. Damit ich bei einigen wertvollen Büchern etwas länger verweilen kann, habe ich mich bisher möglichst kurz gefaßt. Grete von Urbanitzky singt „Das Jahr der Maria“ (Wiener Literarische Anstalt); fromme, besinnliche, weiche Lieder voll katholischer Hinneigung zur Gottesmutter. Eugen Hasler schenkt Liebesreime in „Lias Jahr“ (H. Haessel, Leipzig), die wenigstens ein inneres Erleben kundtun, ohne Aufdringlichkeit, warmherzig und voll schlichter Freundlichkeit. Und ebenso „A-Dur“ von Gottfried Bohnenblust (derselbe Verlag). Die aphorisatische Kürze der meisten Gedichte wirkt in ihrer Beschränkung recht angenehm; manches gescheite Wort wird epigrammatisch ausgeprägt — alles in allem: ein beachtliches Talent. — Mit aufrichtiger Freude las ich die „Neuen Gedichte“ von Helene Brauer (Friesenverlag, Ad. Heine, Wilhelmshaven). Karl Storck hat in dieser Zeitschrift die Dichterin willkommen geheißen; und er würde sich über ihren Fortgang gewiß befriedigt ausgesprochen haben. Die Einfachheit ist nicht mehr Harmlosigkeit, sondern künstlerisch weise Einfriedigung. Wenn man Verse wie „Im Alpendorf“ (hier würde größere Knappheit reifere Frucht gezeitigt haben), „Im Rudern“, „Eislauf“ liest, so ist eine warme Berührung da, ein stilles Aufhorchen. Wieviel reiner wirkt doch solche schmucklose und dennoch echte Lyrik als die kühlen, duftlosen Sträuße jener Zierbeetpoeten, die über Prunk und Farbe niemals hinausgelangen!

Im Rudern

Auf der Flut schwingt silbern Sonnenspiel,
Blaue Wellen plaudern unterm Kiel.

Wolken ziehn vorbei in weißen Reihn,
Und sie lächeln in mein Boot hinein.

Schmal und grau der Wald am Ufer hockt,
Draus der Kuckuck endlos lacht und lockt.

Lache du! Ich hör' so gern dir zu,
Meine sel'ge Sommeruhr bist du,

Die so traulich mir die Stunden teilt,
Blau und köstlich jede, die enteilt.

Und im Takte, den ihr Schlag mir gab,
Tauchen leicht die Ruder auf und ab.

Auch für die „Befreite Stunde“ von Franz Karl Ginzkey (Staackmann, Leipzig) weiß ich kein besseres Beiwort als: liebenswürdig. Nichts Aufwühlendes, Erschütterndes; aber so milde Lieder und sanfte, herzliche Betrachtungen; gelegentlich, wie in dem feinen Zyklus „Geometrie“, aus dem ich eine Probe gebe, voll überraschender Prägungen. Die Ausstattung verdient ein besonderes Wort der Anerkennung. Man legt das Buch dankbar aus der Hand; ein feines, nachdenkliches Summen bleibt im Ohr zurück.

Punkt

Unsichtbar bin ich da. Es ist mein Sinn,
Daß man im Glauben wisse, daß ich bin.
Was einzig Sinn und Seele gibt dem Staube,
Enträtselt uns das Schöpfungswort: ich glaube.

Wenn du mich glaubst, so bin ich plötzlich da,
Und nichts geschah, was ohne mich geschah.
Ich bin zutiefst das Wesen aller Dinge,
Und alles Sein umwandelt mich im Ringe.

Sodann „Die Amsel“ von Ludwig Bäte (J. Schnellscher Verlag, Warendorf). Sehr hübsch ausgestattet, schmuck im äußern Gewande. Man kann vielleicht von nordisch gestimmter Romantik reden. Silberne Töne, die aber doch immer von geneigter Sonne durchschienen sind; gleichsam von nachdenklichem Heidelichte. In diesen Liedern hallt es (vielleicht ein wenig zu viel) von Geigen und Glocken; ein ruhiges Herdglück und ein beschauliches Wandern. Manche unreinen Reime wie Tag — nach oder Kamin — grün werden sich vermeiden lassen. Wenn man dem sehr angenehmen Dichter noch etwas wünschen möchte, so wäre es mehr selbeigene

Schau; weniger Folie, mehr Notwendigkeit. Bäte erinnert an Jungnickel; ist aber gehaltener und ernster. Er wird hoffentlich einen Höhenpfad wählen, der ihn einer Erfüllung zuführt.

Braunschweig

Ein Brunnen plätschert silbern in die Nacht,
Giebel, Gassen, Winkel, verworren und eng,
der Dom, und Herzog Heinrich Löwe ragt,
Dankwarderode, dunkel und linienstreng.

Vom Bräuhaus steuern die Zecher heim,
mumme vergnügt, ein Eulenspiegelscherz
wirft seinen tollen Narrenreim
mitten in dein versonnenes Herz.

Im Schloßgarten schluchzt eine Nachtigall,
die Kupferquadriga steht monderhellt,
und drunten, unhörbar umlärmt vom Waffenschall:
„Herzog Oels, der tapfere Held“.

Sehr still ist es, ein Blühen steigt
selig und tagessatt,
Wilhelm Raabe schreitet, tief in sich geneigt,
durch seine schlummernde Stadt.

Hermann Hesses „Ausgewählte Gedichte“ (S. Fischer, Berlin) bieten keine neuen Töne. Es sind die weichen, schwermütigen, singenden Lieder, denen man eine Weile dankbar nachlauscht, nicht ohne sich dann gern einer kräftigeren Kunst und reicheren Bildern zuzuwenden. — Hermann Stehr hat seine Gedichte unter dem Titel „Ein Lebensbuch“ (ebenda) gesammelt; es ist ein stattlicher Band aus zwei Jahrzehnten. Wer den Dichter nur aus seinen harten Romanen kennt, wird angenehm enttäuscht sein, hier so besinnliche Klänge zu vernehmen; stille Einkehr; warme Betrachtungen; heimatliche Erinnerungen. Die Verse selber entbehren hie und da der letzten Vollendung; aber man fühlt, daß ein Mann zu uns redet, der etwas zu verkünden hat, dessen Leben ein Ringen und Fragen gewesen ist. — „Gen Abend“ nennt Adolf Holst sein letztes Buch (Verlag Oldenburg & Co., Berlin). Es sind freudige Gedichte; auch wo einmal Schwermut klagt, hat man dennoch das Empfinden, daß Lebensfreude und Mut den klaren Unterton geben. „Romantik“ — aber freilich manchmal etwas verwässert. Unbekümmerte Freude am Singen und Reimen; dazwischen recht anmutige und kecke Verse; Komponisten werden mancherlei Ansprechendes in den Bändchen entdecken. — Ernst und männlich stellt sich der Deutsch-Österreicher Emil Hadina dar in seiner „Lebenfeier“ (L. Staackmann, Leipzig). Wie wohltuend diese vaterländisch aufrichtende Lieder, diese treuen deutschen Bekenntnisse! Und alles ohne Prätension, durchaus echt und ehrlich. Solche Dichter brauchen wir.

Mit wunderlichen Empfindungen habe ich die „endgültige Ausgabe“ durchblättert, die Arno Holz von seinem „Buch der Zeit“ veranstaltet hat (Sibyllenverlag, Dresden). Was hat wohl früher die laute Begeisterung geweckt, die man diesem Band entgegenjubelte? Wenn man jetzt nach 37 Jahren diese Gedichte durchblättert, so kann man nur schwer eine Stellung dazu finden. Denn was man damals als soziale Dichtung pries, ist uns heute schon so selbstverständlich, zum Teil schon wieder in seiner Einseitigkeit überwunden, daß man nur nach dem rein künstlerischen Gehalte fragt — und da wird das Urteil doch wohl einschränkend sein. Ich wenigstens empfinde allzu oft die „Gebärde“. Es ist kein Zweifel: hier waltet Können, Zucht und sogar Virtuosität; aber nur eines fehlt: innerste Teilnahme, das zwingende Muß, die treibende Not. Wenn Baumbach gefeiert und Schack gepriesen wird, so schüttelt man zweifelnd den Kopf, wie über manche der derben Sinnessprüche, die höchst persönliche Auseinandersetzungen aussprechen. Aber auch die ernsthafteren, zum Teil sehr umfänglichen Gedichte wissen wohl anschaulich zu schildern, muten aber heute schon ein wenig verstaubt und abgeblaßt an, denn man kann sich des peinlichen Gefühls nicht erwehren, daß hier einer in Versen geredet hat, der lieber in Prosa sich hätte ausbreiten sollen. Das „Buch der Zeit“ ist wohl doch schon ein „Buch der Vergangenheit“ geworden und besitzt vornehmlich geschichtliche Bedeutung. — Ernst Lissauers „Strom“, der in Neuausgabe vorliegt (Eugen Diederichs, Jena) und über den hier nur kurz zu reden ist, da er bereits gewürdigt wurde, bestärkt mein Urteil über den Dichter. Unzweifelhaft sein eigenstes und stärkstes Buch. Geschaute Bilder, strömende Rhythmen.

Aber ich kann mich des Eindrucks der Absichtlichkeit, des allzu Bewußten nicht entschlagen; ich empfinde Lissauers Verse mehr als fesselnd, denn als wesentlich und zwingend.

Schließlich Alfred Mombert, der seine ausgewählten Gedichte unter dem Titel „Der himmlische Zecher“ gesammelt hat (Inselverlag, Leipzig). Immer wieder habe ich den Band zur Hand genommen, ehrlich im Wollen, dem Dichter vertrauter zu werden. Und stets von neuem erlahmte meine Bereitschaft. Diese kosmischen Visionen vermögen mich darum nicht zu überzeugen, weil sie alle gesagt, aber nicht gestaltet sind. Ich meine es so: Mombert redet sehr viel von Sternen und Meeren, Tiefen und Höhen, Ewigkeit und nackten Frauen, Wasserstürzen und Posaunen; — aber all das so durchaus eindeutig, so abgeschlossen, so in nackten Worten, daß kein Schauer bleibt, kein Ahnen und Erbeben. Das ist nicht Mystik, sondern ein beinahe nüchterner Rausch. Teilweise habe ich die Verse nicht begriffen, d. h. ich konnte den Bilderreichtum nicht vereinigen, fand keine Beziehung; wo ich aber mir Gemäßeres entdeckte, da las ich immer wieder, bereit und hoffend. Ich hörte aber lediglich Worte, Klänge, Laute; selbst der Rhythmus vermochte mich nicht zu überzeugen. Übrigens fehlten auch ein paar Gedichte, die ich gern habe (z. B. Weiße Schafe oder Das ist nicht Zeit; Santa Maria und Leise fällt ein Schnee auf mein Herz). Aber ich blieb ungerührt und muß darum mein Urteil nur vorsichtig äußern und mit näherer Begründung. Letzten Endes entscheidet ja immer das künstlerische Gefühl; und da Mombert eine Gemeinde um sich geschart hat, so glaube ich, daß er gar manchem Jünger etwas zu künden hat; nur ich gehöre nicht unter ihre Zahl.

Und nun noch zwei Anthologien. Kurz kann ich mich über den „Liebesreigen“ fassen (Hegel & Schade, Leipzig). Wahllos zusammengewürfelt; zum Teil recht minderwertig. Bei den Übersetzungen fehlt der Name des Nachdichters. Natürlich findet man bekannte, wertvolle Lieder; aber daneben auch unnütze Reimereien, denen keine Berechtigung innewohnt. — Dagegen begrüße ich mit unverminderter Freude die prächtige Sammlung „Als der Großvater die Großmutter nahm“ (Inselverlag, Leipzig). „Ein Liederbuch für altmodische Leute“. Wie viele Verse fand ich darin wieder, die meine alte Mutter mir aus ihrer Jugendzeit berichtet hatte! Immer wieder nehme ich den entzückend ausgestatteten, umfänglichen Band zur Erquickung und zum innigen Vergnügen. Da singt es und klingt es so traulich; wie aus einem Garten, der von Thymian und Lavendel duftet. Wie manche Tränen sind über den rührsamen Versen vergossen worden, die man heute mit beinahe entschuldigendem Lächeln an sich vorüberziehen läßt! Unter den Erzählungen — wie manche ernst gemeinte Moritat, bei der unsere Großmütter gewiß in Gruseln erschauert sind! Und am Schluß eine Auswahl aus alten Singspielen. Ein trefflicher Quellennachweis erhöht den Wert des Buches um ein Beträchtliches. Wenn ich einen Wunsch äußern möchte, dann ist es der, den alten Johann Heinrich Voß mit seiner hübschen Idylle vom alten Flausrock nicht zu vergessen. — Die gute alte Zeit . . . Man fühlt sich so seltsam gegenwartsfremd bei diesem Buche. Und man empfindet — trotz aller Unzulänglichkeiten — doch dieses eine: damals lebten Glaube und Einfachheit — zwei Begriffe, die heute leider so selten und erwünscht geworden sind!

Ernst Ludwig Schellenberg

Heinrich Schütz

(† am 6. November 1672)

Ein anerkannter Großmeister der Malerei oder Bildhauerkunst, der heut vor einem Vierteljahrtausend gestorben, hat uns noch fast so viel zu sagen, als hätte er erst gestern gelebt — man denke an Rembrandt, Rubens, Hals, Van Dyk. Denn Menschen, Bäume, Wolken, die er nachgebildet, erblicken auch wir täglich noch, und mag auch seine Betrachtungs- und Nachformungsart, das Kostüm seiner Modelle und die Art, sie zu gruppieren,

ein wenig anders sein als die heutige: — die Persönlichkeit wirkt nach Überwindung dieser äußerlichen Merkmale wandelbaren Zeitstils dennoch unmittelbar lebensvoll und stark auf uns ein. Aber ein Meister der Tonkunst, der vor ebenso langer Zeit Passionen, Motetten, geistliche Konzerte schrieb? In den liturgischen Formen des Protestantismus zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, auf lateinische Bibelsprüche oder über die steifen Psalmnachdichtungen weiland des Leipziger Professors Cornelius Becker? Der sich meist auf polyphonen Acapella-Chor oder etwa ein ungefüges Orchester von Bratschen und Posaunen, von vier Gamben oder eine einzige, kontrapunktierende Geige zu den Koloraturen der Solostimme mit Orgelbaß beschränkte? Man denkt, wenn man an solches Kalenderjubiläum erinnert werden soll: recht ein Steckenpferd für die Musikgelehrten unter sich. Aber es gilt mehr zu feiern als eine fragwürdige historische Größe; wir wollen eines Mannes gedenken, der zu den größten Künstlern unseres Volkes überhaupt gehört hat, und es stünde besser um unser gesamtes heutiges Musizieren, wenn jeder, dem Tonkunst angeblich etwas gilt, mit solchem Augenaufleuchten den Namen Heinrich „Schütz" ausspräche, wie man von Bach und Beethoven spricht. Solch feierlicher Glockenton, wie er mit durch Pfitzners Musikdrama neuestens wieder für viele Gebildete dem Worte „Palestrina" innewohnt, schwingt für den, der um Schützens Leben und Schaffen weiß, bei der Erwähnung dieses deutschen Altmeisters mit.

Unausdenkbar, was ohne diesen einen, erlauchten Mann aus Deutschlands Tonkunst im Jahrhundert des großen Vernichtungskrieges geworden wäre. Nicht nur hat er als der Hofkapellmeister des bedeutendsten protestantischen Kirchenchors damals (in Dresden) rastlos und mit größten persönlichen Opfern, in der tiefen Vereinsamung eines Familiensterbens rings um ihn her, wie es eben nur in jenen grauenhaften Pestzeiten sich ereignen konnte, weitermusiziert und dem ganzen künstlerischen Deutschland ein Vorbild gegeben; nicht nur hat er, wie vormals Martin Luther, die Fürsten immer wieder gemahnt und grollend unterwiesen, nicht den letzten Heller ans unselige Kriegswesen zu wenden, sondern auch an kulturelle Schonungen zur künftigen Aufforstung einer besseren Zeit zu denken. Vor allem aber hat er mit größerem Einfluß, als ihn je ein deutscher Meister vor oder nach ihm besessen hat, auch praktisch bis in weite Fernen mitgearbeitet, den gefährdeten Baum der deutschen Tonkunst im Feuerodem des dreißigjährigen Brandes nicht verdorren zu lassen. Noch sind längst nicht alle musikalischen Akten aus jener Zeit durchforscht und vieles wird unwiderbringlich seither vernichtet worden sein; aber wohin man schaut, wo man den Spaten nachgrabend einsetzt: immer wieder, in Wolfenbüttel wie in Weimar, in Zeitz wie in Baireuth, in Königsberg wie in Halle, in Hamburg wie in Bückeburg, trifft man auf seine Spuren, sei es, daß er Kapellen einrichtete, Instrumente und Noten, Sänger und Instrumentisten besorgte und Orgelgutachten schrieb, sei es, daß er seine Schüler aussandte, die mit Suite und Lied, Kantate und Motette, Oratorium und Oper das von ihm Erstrebte fortsetzten und zur Reife brachten. Namen wie Heinrich Albert und Christoph Bernhard, Joh. Jak. Löwe und Johann Schelle, Nauwach und Kittel, Adam Krieger und Christian Konstantin Dedekind, Matthias Weckmann und Christian Ritter mögen heute nur dem Musikgeschichtler geläufig sein — es darf aber gesagt werden, daß ohne diese persönlichen oder geistigen Schüler von Schütz selbst Bach und Händel undenkbar geblieben wären.

Schütz hat dabei nicht nur organisiert und ausgebildet, er hat selbst als Schaffender Gewaltiges und Unvergängliches geleistet. Als Schütz Anno 1600 ein fünfzehnjähriger Singknabe am Hofe Landgraf Moritz des Gelehrten von Hessen-Kassel war, machte die deutsche Musik eine schwere Übergangszeit durch, die an die heutige Konstellation erinnert. Die Zeit der gotischen Stimmgewebe war vor etwa zwei Menschenaltern in Deutschland zu Ende gegangen, Meister wie Jakob Gallus, Hans Leo Haßler und die Schüler des Orlando di Lasso versuchten, eine neue Renaissancekunst aus italienischen Anregungen und alter deutscher Überlieferung zusammenzubauen, ohne daß doch gleich etwas voll Organisches dabei entstehen konnte. Es war eine Übergangszeit, in der das Alte nicht mehr befriedigte und das Neue innerlich noch nicht be-

wältigt wurde; der betriebsame Wolfenbüttler Michael Praetorius ist ein Beispiel dieser Tastenden und Versuchenden damals. Da hat Heinrich Schütz den Weg in die Stadt Gabrielis (Venedig) eingeschlagen und sich erst mit dessen, später mit Claudio Monteverdis genialneuer Kunst schier zum Bersten vollgesogen. Er ist als der Apostel des südlichen Frühbarock nach Mitteldeutschland heimgekehrt, als ein kühner Bahnbrecher der „Moderne", der mit Generalbaß und Stilo recitativo, mit Affekt-Ausdrücken von damals unerhörter Neuheit und solitischen Besetzungsformen zu arbeiten lehrte, die der deutschen Musik erst Leichtigkeit und Subjektivität gaben. Und nicht vergessen sei, daß er 1627 in Torgau mit seiner „Daphne" die erste deutsche Oper geschaffen hat. Übrigens wäre es falsch, in Schütz nun bis in sein nestorisches Alter hinein immer nur den unentwegten Apostel des Italienertums zu sehen, als der er noch heute gelegentlich ausgegeben wird: er ist nicht der Schwärmer der Madrigale von 1612 geblieben, sondern tritt bereits in den gewaltigen Psalmen Davids von 1619 mit einer wundervollen Verschmelzung heimatlicher und fremder Elemente vor uns hin; vollends in der kleinen geistlichen Chormusik von 1636 (für die Leipziger Thomaner) und in den späteren Teilen seiner Sinfoniae sacrae zeigt er jenen urdeutschen, schlichten Ernst, jene nordische Geradheit und Biederkeit, die noch heute in seinem ehrwürdigen Porträt uns mit so vertrauten Zügen grüßt, die ihn schon seinen Zeitgenossen zum „eisgrauen Vater der deutschen Musikanten" hat werden lassen. Freilich — die voraussetzungslose Freiheit im Erproben neuer Wege, die er im rascheren Welschland gelernt, ist ihm zum Heile der Kunst bis zuletzt treu geblieben. Und ein vielfach genialisches Geschlecht ist begeistert mit ihm gegangen; Namen wie Joh. Hermann Schein und Franz Tunder, Er. Kindermann und Joh. Jak. Froberger beweisen, daß er nicht so hoffnungslos einsam und ohne Echo dagestanden, wie wohl noch gelegentlich behauptet wird —, doch war er unter all diesen der Gipfelriese und so auch wieder ganz allein.

In diesem Winter wird man an allen Städten mit ernsthafter musikalischer Kunstpflege durch die Wiedergabe seiner Kompositionen dem Altmeister huldigen, der genau hundert Jahre vor Bach und Händel in Köstritz geboren ward. Wahrlich genug des Herrlichen bieten die siebzehn Folianten der Spittaschen Gesamtausgabe. Da ist das entzückende, von Schering kürzlich ergänzte Weihnachtsoratorium oder die Osterhistorie von 1623, die herrlichen Passionen nach Lukas, Johannes, Matthäus, die man aber nicht mehr in Karl Riedels Evangelienharmonie, sondern ebenso wie Schützens köstliche „Sieben Worte am Kreuz" in Arnold Mendelssohns trefflicher Bearbeitung aufführen möge. Dann haben wir die drei Hefte praktischer Bearbeitungen von Felix Woyrsch, die mit den Auswahlen A. Mendelssohns und Dittberners schönste Bereicherung der Kirchen- wie der Hausmusik bedeuten; Stücke wie „Herr, wir haben die ganze Nacht gefischt", „Es gingen zween hinauf in den Tempel", „Der zwölfjährige Jesu" oder gar das gespenstische „Saul, Saul, warum verfolgst du mich?" sollte jeder Musikfreund kennen. Dann etwa den Sologesang mit Orchester „Davids Klage um Absalom" und die „deutsche Begräbnismissa"; oder man führe als Denkmal mächtiger barocker Kraftentfaltung einen seiner Psalmen für mehrere Chöre und großes Orchester auf, wie sie Max Schneider für die Breslauer Singakademie neuerlich eingerichtet hat. Will man aber auch mit bescheidensten Mitteln des Altmeisters gedenken, so greife man zum Kaiserliederbuch für gemischten Chor, das eine stattliche Anzahl Nummern aus Schützens Beckerschem Psalter enthält. An all diesen Stücken wird man mit Erstaunen gewahr werden, welch unendliche Schätze alter deutscher Musik wir besitzen und welch gewaltige Schulden wir im Vergleich zu andern Künsten noch unserer Vergangenheit gegenüber abzutragen haben. Der Name Heinrich Schütz ist vielleicht der größte Posten auf der Rechnung der Versäumnisse und Unterlassungssünden, und hier verspricht die Einlösung den entschiedensten Gewinn. Eine neugegründete Schützgesellschaft in Dresden, die ihrem Helden am 3. bis 6. November dieses Jahres mit einem großen Musikfest huldigen will, ist ein erfreuliches Merkmal der nahenden Umkehr zum Besseren.

Dr. Hans Joachim Moser

Türmers Tagebuch

Kemal Pascha · Bürger und Proletarier
Zwei Geburtstage: Hauptmann und Bartels

Man vernimmt manchmal aus gut vaterländischen Kreisen das müde Wort: es sei ja gänzlich zwecklos, dem jetzigen Deutschland Anregungen auszusprechen oder sich irgendwie mitarbeitend zu betätigen; der Weg zum Abgrund sei doch nicht aufzuhalten. Das ist ein gefährlicher Standpunkt; wir warnen davor. Wohl ist es bedauernswerte Tatsache, daß Deutschland sich aus einer irgendwie aktiven Politik oder Diplomatie einstweilen ausgeschaltet hat; daß unsre Regierung viel zu dumpf oder allenfalls feilschend auf die wirtschaftlich-finanzielle Notlage und auf die innerpolitischen Parteizwiste starrt. Dennoch dürfen wir uns jenem zermürbenden und unsere Umwelt mit Unfruchtbarkeit ansteckenden Seelenzustand nicht überlassen. Es bekundet sich darin eine Nachwirkung der materialistischen Denkweise. Wahrer Idealismus, der immer auch ein Realismus höherer Art ist, fragt nicht nach dem nächsten oder sichtbaren Zweck, sondern strahlt zunächst die ihm innewohnende schöpferische Gesinnung aus. Und dann, aus dieser aufbauenden seelischen Verfassung heraus, gestaltet sich auch die Tat. Wir sind überzeugt von der Macht des Geistes, der grade durch die Not erfinderisch wird und sich zu stärkerer Gegenwirkung gedrängt fühlt.

Der Türke Kemal Pascha ist ein Beweis für diesen Satz. Das eintönige Hadern der Reparationspolitik ist von seiner kühnen Handlung ebenso spannend wie bedeutend unterbrochen worden. Der Feindbund hat bekanntlich in Sèvres, das eine berühmte Porzellanfabrik hat, mit den Türken nach dem Muster von Versailles einen Zerstückelungs-, ja Vernichtungsfrieden geschlossen. Aber die National-Türken sammelten ihr Parlament in Angora, ihre Truppen im inneren Kleinasien und schlugen jetzt in tapferem Vorstoß gegen die weitverzettelte Griechenfront jenen Porzellanvertrag in Scherben. Die Scherben fliegen England übel um die Ohren. Es ist wieder die erste Tat der anscheinend besiegten einstigen Mittelmächte.

Man vergegenwärtige sich die Landkarte! Die Kriegsfront der Mittelmächte ging einst von Emden oder Helgoland quer durch Europa und Vorderasien bis nach Bagdad und zum Sinai. Wir hatten erwartet, daß man nicht nur an der Mittelfront — gegen Frankreich, Rußland, Italien —, sondern auch an den beiden Flügelspitzen kräftig vorstoßen werde: hier mit der Flotte gegen England, dort mit dem Türkenheer gegen den Suezkanal, das Tor nach Indien. Leider ist dies nicht geschehen. Wir sind nicht Fachleute genug, um den tieferen Gründen, z. B. bezüglich des

Nichteinsetzens unserer Flotte, nachspüren zu können; das wäre ja auch heute verspätete Betrachtung. Statt des türkisch-deutschen Vorstoßes gegen Ägypten erlebten wir dann das zermürbende Gallipoli und den Durchbruch der bulgarischen und der palästinensischen Front.

Jetzt hat Kemal Pascha, der damals auf jenem äußersten Flügel gekämpft hat, den Ausgleich wiederhergestellt. Als im Weltkrieg die Palästinafront von englisch-ägyptischer Übermacht durchstoßen wurde, wich Kemal über das Ostuferland des Jordans aus. Anstatt das von Liman von Sanders zurückgelassene Kriegsgerät zu sammeln und es der Entente abzuliefern, gab er Befehl, das ganze Gerät samt Waffen und Munition seiner Truppenkolonne nachfolgen zu lassen. Es bildete später den Grundstock zu seiner energisch betriebenen Kriegsrüstung. Schon im nächsten Frühjahr war er imstande, eine vom Hafen Mersina gegen ihn anrückende französische Truppe zurückzuschlagen. Er blieb ein Sammelpunkt für den immer mehr anwachsenden Zulauf ehemaliger Soldaten und Freiwilliger. Seine Armee zählte bereits im Jahre 1921 100 000 Mann. So stellt sich uns hier das bemerkenswerte Schauspiel dar, daß auf dieser Seite der Kampflinie eigentlich ununterbrochen der Weltkrieg weiterging, beschämenderweise grade bei den Türken, die man so leicht für schlaff zu halten geneigt ist, deren Hauptkraft aber in ihrer hartnäckigen Widerstandsfähigkeit beruht. So ist dieser offenbar großangelegte Pascha, der eiserne Manneszucht hält, im Halbmondland der wahre Herr. Er bestätigt in diesen Zeiten des krankhaften Parlamentierens die alte Erfahrung, daß wahre Kraft nur ausgeht von der Persönlichkeit.

England hatte — und hat — stärkstes Interesse daran, die Türkei, diesen unbequemen Koloß zwischen England und Indien-Ägypten, zu schwächen für immer. Seit dem — übrigens unratifizierten — Vertrag von Sèvres schienen die Türken aus Europa getilgt, in Asien aber durch Zerstückelung ihres Gebietes belanglos geworden. Dafür wurde Griechenland — ähnlich wie Polen — zur unnatürlichen Großmacht aufgeblasen. England rieb die Hände, hetzte die Griechen gegen die Türken — und läßt jetzt das zusammengebrochene Griechenland liegen. Welch ein bezeichnendes Schauspiel für die Art der englischen Politik!

Nun stößt, von dem Rest Erde aus, der den Türken verblieben war, unerwartet Mustafa Kemal Pascha gegen die Griechen vor, jagt sie aus Kleinasien hinaus — und fordert nun mit dem Schwert in der Hand, fordert und scheint auch zu erlangen, was wir anderen so oft in machtlosen Worten erbettelt hatten: — gänzliches Umwerfen jenes sogenannten Friedensvertrags.

Es ist des Aufhorchens wert.

Großbritannien erlebt einen äußerst unangenehmen Augenblick. Mit Erstaunen vernahmen wir den ängstlichen Notruf der sonst so kaltblütigen Briten an die Dominions. Wie das Ganze auch enden mag: die mohammedanische Welt ist in ihrem Selbstbewußtsein bedeutend gestärkt. Wir sind gespannt, ob sich Mustafa Kemal fernerhin diplomatisch und soldatisch ebenso maßvoll wie klug und kühn benehmen wird, nicht minder gespannt, ob sich Englands erfahrene Diplomatie diesen schweren Gefahren gewachsen zeigt.

Die englische Diplomatie überhaupt: sie ist unter Lloyd George eine rätselhafte

Erscheinung geworden. Weshalb eigentlich brach man mit der alterprobten britischen Taktik, einen europäischen Gegner gegen den anderen auszuspielen? Weshalb hat man uns Deutsche so bis zum Grunde geschwächt? Ist die schrankenlose festländische Vorherrschaft Frankreichs etwa nun für England ein wünschenswerter Zustand?

Wenn sich gar noch der andere Koloß, Sowjet-Rußland, mit der Türkei gegen den gemeinsamen Feind England verständigt, so kann man zwischen Konstantinopel, Kairo und Kalkutta in den nächsten Jahren manches erleben. Was hat nun die englische Großpolitik von der Ausschaltung Deutschlands? Wir sehen da nicht hinein. Aber wir möchten doch gerade jetzt unserem Deutschland einen genialen Diplomaten wünschen, der in dieser äußerst interessanten weltpolitischen Lage den Blick von den nächstliegenden wirtschaftlichen Erbärmlichkeiten loszureißen vermöchte und einmal wieder die Kunst des Schachspiels großen Stils verstände.

Denn es ist noch immer Weltkrieg. Er setzt sich nur in anderen Formen fort.

* * *

Inzwischen haben wir auch in Deutschland einiges erlebt, was immerhin ein wenig nach Tat schmeckt. Wir meinen nicht den sozialdemokratischen Parteitag, nicht die Vereinigung der Mehrheitssozialisten mit den Unabhängigen zu einer stattlichen Gesamtpartei (diese 180 Abgeordnete haben der deutschen Nation gegenüber eine große Verantwortung). Uns hat bei diesen Tagungen wesentlich das eine interessiert: wird diese größte Partei etwas von ihrer nationalen und staatlichen Aufgabe und damit von der notwendig gewordenen Umstellung erfassen? In der Tat fiel da und dort ein deutsches Wort: „Kommt einmal in das besetzte Gebiet, da werdet ihr schon national denken lernen!“ Oder: „Ich will mich nicht der Gefahr aussetzen, für nationalistisch zu gelten, aber deutsch wollen wir sein!“ Oder auch: „Die sozialdemokratische Arbeiterschaft muß sich mehr des Zusammenhanges mit der von ihr geschaffenen Republik bewußt sein und ihre überlieferte Staatsfeindlichkeit aufgeben.“ So sind eine Reihe von Äußerungen gefallen, die auf den tieferen seelischen Konflikt in dieser stärksten, so lange nur auf Opposition eingestellten Partei hinweisen. Aber noch nichts von einer kühnen Gesamtwendung!

Sollmann ... Ein weißer Rabe unter seinen Genossen! Es verlohnt, ein Stück aus seiner Rede (nach dem „Vorwärts“) hier abzudrucken. Er sagte: „Als deutsche Sozialisten dürfen wir in keiner Stunde vergessen, daß wir ein unterdrücktes, nicht gleichberechtigtes Volk sind. Wir bekämpfen jeden nationalistischen Wahn und jedes Rachegefühl. Aber dennoch sage ich, daß in Deutschland eine starke nationale Bewegung entsteht, einfach aus der Tatsache heraus, daß wir von einem Siegerstaat brutal unterdrückt werden. In dieser Stärkung des Nationalgefühls in einem Volk, das so geringe nationale Tendenzen aufweist wie das deutsche, kann ich nicht einmal ein Unglück unter allen Umständen erblicken. In der jetzigen Lage Deutschlands kann auch die deutsche Arbeiterschaft ein Stück wohlverstandenen nationalen Egoismus brauchen. Wir verhandeln ja nicht mit Shaw und Faure, sondern mit Poincaré, und die deutschen Arbeiter, nicht die Kapitalisten, bezahlen die Zeche für das, was über uns verhängt wird. Wir sind in Deutschland die staatserhaltende Partei,

und deshalb müssen wir die Massen, die wir zum Schutze der Republik aufrufen, auch dazu erziehen, ihr Vaterland zu lieben mit aller Kraft, die in ihnen ist. Ich denke dabei an Jaurès, der für die Internationale gefallen ist, und doch ein glühender Patriot war. Im Rahmen unserer internationalen Beziehungen wollen wir deutsche Sozialdemokraten sein."

Wir sind auf das angenehmste überrascht. Man erinnere sich, was wir im Tagebuch des Oktoberheftes ausführten: die Sozialdemokratie muß in gutem Sinne national werden — oder sie wird unter die Räder der Entwicklung geraten. Wir werden nicht müde werden, dieses Sprüchlein zu wiederholen.

Nun muß die Sozialdemokratie es erleben, daß die erste eigentliche Tat in all dem Parlamentieren von einem Großkapitalisten ausging: das Abkommen Stinnes-Lubersac, dem sofort die Verständigung Lehrer-Siemens mit französischen Industriegruppen folgte — und dem vermutlich noch anderes folgen wird. Poincaré hatte schon zuvor Belgien vorgeschoben und sich selber einstweilen zurückgezogen, vermutlich im Hinblick auf die Fülle von diplomatischer Arbeit und Spannung im nahen Orient; seine Rheinpolitik schlummert einstweilen — schlummert nur! Wir sind gespannt, wie weit die Großindustrie vielleicht den politischen Militarismus zurückdrängen wird, ähnlich wie die Gewerkschaften einen Staat im Staate bilden und die Staatshoheit eigentlich überflügeln. Was sind Parlamentsreden, wenn großzügige Industrielle, also Männer der praktischen Energie, Raum gewinnen zum Eingreifen! Sollte nicht die Sozialdemokratie auch darin umlernen, im Großindustriellen nicht mehr nur den „Sklavenhalter" und „Ausbeuter", sondern auch die gesammelte Energie und Geisteskraft zu achten, die doch auch dem Arbeiter zugute kommt? Ist es nicht ein ungesunder Standpunkt, wenn marxistische Doktrinäre Bürger und Proletarier hartnäckig immer wieder als Feinde gegeneinander ausspielen und so das Staatsganze schwächen, statt einem Zusammenwirken das versöhnliche Wort zu reden?

Bürger und Proletarier . . . Der Gegensatz hatte einmal seine Bedeutung, sofern etwas Neues herausgearbeitet werden sollte: das Standesbewußtsein der Arbeiter, die nun aber heute in ihren Gewerkschaften glänzend organisiert sind. Allmählich ist diese Gegensätzlichkeit eine Hemmung geworden. „Proletarier?" Wo sind sie denn heute? „Verelendung?" Welcher Stand geht denn dem Elend entgegen? Doch wahrlich nicht die Organisierten, die streiken können — und die dem neuen von ihnen geschaffenen Freiheitsstaat bereits Milliarden von Streikschäden aufgebürdet haben?!

Wir verstehen uns. Und wir lachen auf, wenn wir auch heute noch, bei den ungeheuren Löhnen der Angestellten, auch heute noch das folgende altmodische Klagelied in der — durch jene Vereinigung der Sozialdemokraten zurückgedrängten — kommunistischen „Roten Fahne" lesen (über die Prostituierten): „Wenn ihr sie fragt, wieso sie so tief herabgesunken, so können sie euch Antwort geben: wir waren Stenotypistinnen, Schneiderinnen, Blumenmädchen. Wir wurden arbeitslos bei der letzten großen Krise. Was sollten wir anderes tun, wenn wir nicht verhungern wollten? [!] Das große Heer der Arbeitslosen, die industrielle Reservearmee des Kapitalismus, das ist das ständige Reservoir der Prostitution.

Auch gibt es andere, deren Hungerlöhne zum Leben nicht ausreichen; auch sie stießen zum Heer der Prostituierten. Die Prostitution hat einen ungeheuren Umfang angenommen nach dem Krieg. Die Basis der Produktion verengte sich nach jeder Schwindelblüte der Konjunktur, die Löhne sinken immer tiefer und tiefer [!], und Not und Elend halten Einzug in jedem Proletarierhaus. [!] Indessen verprassen Nacht für Nacht die Bürger in der Friedrichstraße Tausende von Mark."

Solch Geschwätz wird heute noch gedruckt! Das ist jene verblödende Art von Sozialdemokratie, die nun seit Nürnberg hoffentlich abgestoßen, ausgeschieden wird aus dem zum Aufbau gewillten Teil des Sozialismus.

Es gibt Gesetze zum Schutze der Republik. Man sollte das Staatswesen auch gegen solche und ähnliche Schwätzer und Hetzer schützen können. Man lese im „Vorwärts" und in der „Roten Fahne", in welch häßlicher Weise über die geplante Heirat unseres früheren Kaisers gepöbelt wird! So lange man in solcher Tonart die dortigen Zeitungen schreibt, hat die „staatserhaltende Partei" kein Recht, die Würde der Nation zu vertreten und ihre Minister gegen politische Gegner zu schützen.

Nur nebenbei übrigens: Dies Gesetz zum Schutze der Republik ... Wir haben neulich schon unsere Bedenken angedeutet, ob es denn auch wohl in gerechtem Sinne gehandhabt würde. Psychologisch verstehen wir ja, daß „etwas geschehen mußte", daß man die erregten Massen in gut geordneten Demonstrationszügen auf die Gasse führte, wonach sie müde und schweißtriefend nach Hause kamen, in dem Gefühl, etwas für die Republik getan zu haben. Gut, man soll das nicht unterschätzen. Es ist der Wille zur neuen Ordnung der staatlichen Dinge. Nun aber rasseln eine Weile in dieser ohnedies für die Papierwelt überschweren Zeit fast Tag um Tag Zeitungsverbote; damit will man „die Republik schützen"! Ein gefährlicher Weg! Man übt Reaktion aus — und will dadurch Reaktion bekämpfen! Wir neigen unsrerseits bezüglich jenes Gesetzes zur Auffassung eines Fachmannes, des Göttinger Universitätsprofessors Geheimrat von Hippel; er schreibt zusammenfassend in der — selber von jenem Gesetze betroffenen — „Deutschen Allgemeinen Zeitung": „Mein Gesamturteil kann leider nur sehr ungünstig lauten. Das auf fünf Jahre erlassene Ausnahmegesetz widerstreitet nach Entstehung, Inhalt und Verhältnis zur Verfassung den Lebensbedingungen eines gesunden modernen Rechtsstaates, insbesondere den Lebensbedingungen einer demokratischen Republik. Strafrechtlich ist es höchst mangelhaft gearbeitet, schießt zum erheblichen Teil in Tatbeständen und Rechtsfolgen in einer ganz unerträglichen Weise über das Ziel hinaus und läßt nach anderen Richtungen empfindliche Lücken. Es ist insgesamt ein in der Erregung des Augenblicks geschaffenes, in den Hauptsachen fehlgreifendes Gelegenheitsgesetz, das möglichst baldiger durchgreifender Revision bedarf, wenn nicht Volk und Staat schweren Schaden leiden sollen."

Nur ganz nebenbei wollten wir das aussprechen. Und nun etwas anderes!

* * *

Auch dieses andere hängt jedoch mit dem lähmenden Zwiespalt, der durch Deutschland geht, aufs innigste zusammen.

Merkwürdigerweise feiern Gerhart Hauptmann und Adolf Bartels an demselben 15. November ihren 60. Geburtstag. Dies hat nun mit Politik anscheinend nichts zu tun. Und doch macht sich der Riß, der Deutschland entzweit, auch auf dieser geistigen Ebene bemerkbar: der Dichter Hauptmann ist in seiner staatlichen Gesinnung linksdemokratisch gerichtet, reiste mehrfach mit dem Reichspräsidenten (mit dem man ihn auch photographiert sieht) durch Deutschland und hielt Ansprachen; und es sind besonders die Kreise um das „Berl. Tagebl." oder die „Voss. Ztg.", also die Berliner Demokratie, die leidenschaftlich für seinen Ruf eintreten, während er zugleich den Sozialdemokraten als Dichter der „Weber" willkommen ist. Adolf Bartels hingegen ist deutschvölkischer Antisemit und eben jenen Gruppen ein Greuel. Und während Hauptmann bei den vielen Festwochen der letzten Monate (Frankfurt, Breslau, Bremen, vorher Wien und Prag — und was noch alles?) jubelnd begrüßt wurde und mit den Regierungsspitzen beim Festwein saß, wurde bei dem Literaturhistoriker Bartels einmal eine mehrstündige nächtliche Haussuchung gehalten, weil er nach dem Rathenau-Mord der Behörde ganz besonders verdächtig schien!

Wir haben im neueren Deutschland keinen zweiten Dichter, der vom ersten Auftreten an („Vor Sonnenaufgang") von einer gewissen Zeitströmung und ihrer Presse derart getragen worden ist wie Gerhart Hauptmann. Eine Zeitlang schien ihm auf dem rechten Flügel des geistigen Lebens der nationale Dramatiker Ernst von Wildenbruch die Wage zu halten; einmal nahm bekanntlich der Kaiser die Hälfte des Schillerpreises, die von der Kommission dem Dichter des „Hannele" und der „Weber" zuerkannt war, und gab den ungeteilten Preis an Wildenbruch. Aber dieser — menschlich prächtige — Bühnendichter, der noch Männer und Geschichte in etwas hitziger Theatralik zu gestalten suchte, ist samt den Hohenzollern aus dem deutschen Kulturleben ausgestrichen; Hauptmann ist geblieben. Ja, die jetzige Reichsvertretung, in einer an sich dankenswerten Bemühung, das Geistige zu achten, hat ihn — fast hätten wir gesagt: zum Hofdichter, zum poeta laureatus erhoben. Der Festlärm, besonders bei den Spielen in Breslau (die mit einer halben Million Defizit schlossen), ist mitunter aufdringlich und geschmacklos geworden, so daß man von einem „Hauptmann-Rummel" sprechen mußte. Wir haben im „Türmer" mit unserer Meinung nicht zurückgehalten.

Selbstverständlich gönnen wir einem sechzigjährigen Schaffenden die Ehrung seines Lebenswerkes restlos und von ganzem Herzen. Wir sagen das ohne jeden Beigeschmack. Aber die laute Welt derer um Hauptmann ist durch einen Abgrund von den andren Deutschen getrennt, die in dieser notvollen Zeit dem stilleren Teil unsres Volkes, dem Deutschland der heldisch aushaltenden und eine geistige Welt bauenden Innerlichkeit huldigen, wo etwa Hans Thoma und Wilhelm Raabe wirken, wo das Herz regiert und nicht der Geldsack. Wir unterschätzen nicht Hauptmanns dichterische Fähigkeiten, überschätzen aber auch nicht seine geistige Struktur. Ihm gelang es niemals, uns in seinen Gestalten auch nur ein einziges Mal mit dem Odem des Heldentums oder starker und schöner Männlichkeit anzuhauchen. Seine Lebensanschauung, etwa von Ernst Haeckel oder Wilhelm Bölsche ausgehend, dünkt uns in ihrer Passivität unzulänglich; es fehlen die metaphysischen oder kosmischen Hintergründe eines starken deutschen Glaubens, der mit Glut und Kraft

ansteckt; er mutet uns oft eher slawisch, russisch, fatalistisch an; seine Kleinleute-Religion wie seine Ästhetik entbehren der heroischen Züge. Mit Stolz blicken zwar seine anschauungslüsternen Berliner Freunde auf seinen „bedeutenden Kopf“, der „Goethe immer ähnlicher“ wird, nachdem er in der Jugend „Schiller geglichen“ (meint Hermann Bahr!): aber sie sollten schärfer in diese unenergischen Mienen schauen, ob uns da wirklich etwas vom Zeitalter eines Goethe, Schiller, Fichte, Arndt, Schleiermacher anleuchtet! Fichte — und Gerhart Hauptmann: man braucht nur diese zwei deutschen Namen nebeneinander auszusprechen, um zu wissen, welches Metall in diesem „größten deutschen Dichter der Gegenwart“ fehlt. Wir bedauern das aussprechen zu müssen; denn wir sind dem Dichter für manches Schöne dankbar.

Nun liegt natürlich die Sache keineswegs so, daß wir — auch als Persönlichkeiten — den Dithmarschen Adolf Bartels gegen jenen schlesischen Menschenschilderer ausspielen wollten. Wir sprechen hier von zwei gleichaltrigen Repräsentanten deutschen Geisteslebens. Der mutige, hartnäckige Bartels hat sich in eine so rechtsradikale Ecke deutscher Kultur eingesponnen, daß man den Einspänner schwerlich als Vertreter gesamtdeutschen Wesens ansprechen kann. Manche deutschvolkstümliche Schriftsteller haben sich überhaupt in einen rechtsnationalen oder antijüdischen Standpunkt verbissen (während es um den durchaus von Berlin aus geförderten Hauptmann von jüdischen Freunden wimmelt), der auf das unbefangene Schaffen hemmend wirkt und ihnen ein Totschweigen von jener anderen Seite einträgt — von jener Seite, die im Totschweigen ebenso Meister ist wie im Verhimmeln. Im Banne dieser Verbissenheit hat auch Bartels manches Wort gesagt, das ihn immer mehr abdrängte vom Strom der lebendig und unbefangen flutenden Kultur, abdrängte in eine rechthaberische, lehrhafte Einseitigkeit, während er früher — z. B. beim „Kunstwart“ — immerhin im Flusse der allgemeinen Erörterung geblieben war. Ich habe diese Entwicklung seit zwei Jahrzehnten beobachtet, ja zum Teil am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Man hat mich neben Bartels in die „Heimatkunst“ eingesperrt; aber ich möchte doch bitten, die seitherige Entwicklung zu beachten und mich auf ein anderes Bänkchen zu setzen. Denn auch im Himmel noch wird sein unmusikalischer Eigensinn recht haben, immer recht haben, immer das letzte Wort behalten; ich bin aber meinerseits lieber bei Grillparzer als bei Hebbel, den sein Landsmann aus Wesselburen so gern zitiert, während er zum Schwaben Schiller nur ein mäßiges Verhältnis findet und Richard Wagner an die Spitze der — Verfalls-Erscheinungen setzt (in eine Linie mit Nietzsche, Wilbrandt, Jensen, Fitger, Schönaich-Carolath und Richard Voß). Bartels kann weder fliegen noch singen.

Zurückschauend sind wir dem Gesamtwerk beider gegensätzlicher Zeitgenossen dennoch dankbar: dem Dichter Gerhart Hauptmann, sofern er uns in anschaulicher Kleinmalerei das Mitleid mit den Armen und Dumpfen gestaltet und mannigfaltige Menschen aus dieser Welt zu formen gewußt hat; dem Literarhistoriker Adolf Bartels, der auch einen guten Dithmarschen-Roman geschrieben hat, sofern er in zäher Kleinarbeit die deutsche Literatur der letzten Jahrzehnte vom völkischen Standpunkt herausgearbeitet und mit ganzer Wucht modern-literarische Verschwommenheiten und Flunkereien bekämpft hat.

Wir sprechen beiden Sechzigjährigen in diesem Sinne unseren Glückwunsch aus. L.



Auf der Warte

„Optimismus"

Es gibt heute besonders viel Menschen, die ihre geistige Überlegenheit nicht besser beweisen zu können glauben, als dadurch, daß sie allen Scharfsinn aufbieten, um nur ja in jeder Sache irgend etwas „Bedenkliches" zu entdecken: Menschen, die aus innerstem Bedürfnis heraus jeden harmonischen Zusammenklang durch ihre Unkenrufe stören.

Was auch immer geschehen mag, ist ihnen Anlaß, Unglück zu prophezeien; und ist wirklich ein Unglück hereingebrochen, dann können sie sich nicht genug tun, um ihren Nebenmenschen auch „recht klar" zu machen, wie entsetzlich das Unheil sei, das sie betroffen hat. Richtig wütend aber werden solche Unglücksmenschen, wenn sie einem begegnen, der gar im Unglück noch der Hoffnung das Wort spricht, einem, der Gutes aus Bösem keimen sieht, wie die Lotosblüte aus dem Schlamme uralter Teiche; und wenn sie dem Sprecher dann ihre volle Verachtung entgegenschleudern, lautet ihr letztes Wort unfehlbar dahin aus: er sei ein „Optimist" und nicht „ernst" zu nehmen.

Ach, daß wir doch nur recht viel solcher „Optimisten" hätten! Sie fehlen unter uns, gerade in einer Zeit, in der wir sie so bitter nötig brauchen könnten.

Die traurigen „ernsten" Leute, die nicht trübe genug in die Zukunft blicken können, ahnen ja nicht im Traume, daß gerade sie es sind, die immer aufs neue Sand in das Räderwerk der Maschine streuen, dorthin, wo wir nichts anderes brauchen können, als das wohltuend glättende Öl optimistischen Denkens.

Es liegt eine seltsame Kraft in dem geheimnisreichen Vorgang, den wir „Denken" nennen; und nur die allerwenigsten Menschen sind geneigt, auch nur das Vorhandensein dieser Kraft als möglich anzunehmen. Die Natur läßt aber ihrer nicht spotten; und ihre Kräfte wissen zu wirken, einerlei, ob der Mensch in stolzer Selbstgefälligkeit dieses Wirken als „naturgesetzlich" begründet anerkennt, oder ob er es mit gleicher Selbstgefälligkeit noch leugnet, bis er einmal dran glauben muß. Schon daß aller Tat das „Denken" als Vorspann dient, sollte — „zu denken" geben. Aber hier ist nicht nur vom Denken als Voraussetzung für jedes Tun die Rede, sondern — ich möchte hier das Denken selbst als Tat gewertet sehen.

Der Mensch ist mehr als er ahnt: ein Produkt dieser Tat, ein Produkt seines eigenen Denkens. Mehr als er ahnt, ist er aber auch im Banne der Gedanken seiner Nebenmenschen, mag er nun willig oder wider seinen Willen diesem unsichtbaren Antrieb folgen.

Wer hat es noch nicht erlebt, daß er in niedergedrückter Stimmung plötzlich in die Gesellschaft heiterer, hoffnungsfroher Menschen geriet und von ihnen derart mitgerissen wurde, daß er schließlich allen eigenen Kummer vergaß?

Wer ist noch niemals in heiterster Stimmung in einen Kreis Bedrückter und Hoffnungsloser geraten und ging von ihnen schließlich weg mit bedrücktem Mut, und aller seiner vorherigen Spannkraft wenigstens für Stunden hin verlustig?

Es ist aber gar nicht nötig, daß Menschen ihre Gedanken aussprechen. Es genügt, besonders für sensible Naturen, längere Zeit in der Gesellschaft irgendwelcher Menschen zu sein, um von ihren Gedanken beeinflußt zu werden. Unmerklich stecken Gedanken an, und man bringt die „Ansteckung" mit nach

Hause wie einen Schnupfen aus der Straßenbahn.

In neuerer Zeit gibt es eine bereits gewaltig angewachsene Literatur amerikanischer „Erfolgs-Mystiker", die mit mehr oder weniger Moralität, mit mehr oder weniger ethischem Pathos, ihre Lehren vorträgt, deren oberstes Axiom heißt: „Gedanken sind Dinge!" Nein, Gedanken sind unendlich viel wirksamer als „Dinge", sind lebendige Kräfte und wirken dem Impuls gemäß, der sie formte; denn all unser Denken ist ja nichts anderes als ein Formen. Wir schaffen keine Gedanken aus dem Nichts, sondern wir formen nur, mittels des Gehirns, gewisse fluidische und von einem Menschen auf den andern übertragbare Kräfte des spirituellen Ozeans, in dem wir leben und eingeschlossen sind, wie die Fische im Meer.

Aller geheimnisvolle „Einfluß", den gewisse Menschen auf ihre Umgebung auszuüben fähig sind, erklärt sich daraus, daß diese Menschen besonders begabte Former der Gedankenkraft sind, daß sie ihre Gedankenformen mit einem weit stärkeren Impuls zu laden vermögen, als die übrigen Menschen um sie her. Gerate in die Nähe eines solchen Gedanken-Formers: und du wirst, wenn er ein Mensch des geruhigen Lebens ist, unwillkürlich selbst ruhig werden, wie groß auch die Unruhe war, die dich vorher bewegte. Umgekehrt wirst du, ohne es zu wollen, in eine nervöse Hast und Unruhe geraten, wenn dieser Former, dem du begegnest, ein Mensch der Hast und steten Unrast ist. —

Wie können wir nun diese Kräfte, die uns Urnatur in unsre Hand gegeben hat, für uns und unsre Umwelt nutzbar machen?

Die Frage fand schon ihre Antwort in dem, was ich vorher sagte.

Indem wir mutig und vertrauensvoll zu — denken suchen. Indem wir bestrebt sind, uns zu hoffnungssicherer Heiterkeit in unserem Denken — wenn es sein muß — zu zwingen. Indem wir jeden Gedanken von uns scheuchen, der uns sagen will, unsere Hoffnung sei eitel Torheit, sei durch reale Gegebenheiten schon als Hirngespinst gebrandmarkt und verdammt. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut" — und es ist der Gedanke, der unser Wollen und Vollbringen schafft!

Wollte ich dies „erklären", dann müßte ich tiefste Weisheit der Veden sorgsam zu enthüllen suchen, doch hier ist dazu nicht der Raum gegeben. Es ist auch nicht nötig: denn die heiligen Bücher der Christenheit wissen in anderer Form auf jeder Seite von der gleichen Wahrheit zu erzählen; und wer in ihnen suchen will, der wird für meine Worte hundertfache Belege finden.

In einer Zeit, die alle Früchte irren Denkens reifen läßt, mag man mir wohl verstatten, auch die Heilungskraft des rechten Denkens aufzuzeigen. Es wird nichts gewonnen mit Trübsalblasen und öder Hoffnungslosigkeit! Wer nur die Nacht betrachtet, die über uns hereingebrochen ist, versinkt in Schlaf und Traum ... Wir müssen alles tun, uns wach und wacher zu erhalten, wenn wir einen neuen Tag erleben wollen.

Jos. Schneiderfranken

*

Nicht umsonst!

Jedem, der das Kriegsgeschehen innerlich erfaßt hat, ist es wohl ein wehmütiger Gedanke, daß die Opfer des Krieges umsonst seien. Die meisten derer, die hinauszogen und ihr Leben ließen, waren von reinem, wahren Streben durchglüht. Das ganze Leben der deutsch fühlenden Männer und Frauen war durch all jene Jahre hindurch echtes Kämpfen und Leiden.

So viel Erhabenes! So viel Seelenkraft!

All dies droht heute vergessen zu werden. Man spricht viel zuviel nur von den unerfreulichen Ereignissen in der Etappe und in den Garnisonen. Vergeßt nicht das Heldentum der Front!

Kommenden Geschlechtern zum Vorbild müßte das edle, zähe Streben und heroische Leiden, das trotz allem im Kriege der Grundton war, künstlerisch und dichterisch festgehalten und dramatisch gestaltet werden.

Uns fehlen noch die Hohelieder von deutschem Opfermut und deutscher Treue, die den Krieg als seelisches Erlebnis widerspiegeln

und das Unvergleichliche, das die Kämpfer im Graben und am Geschütz, und das die vieldulbenden deutschen Kriegermütter in der Heimat für Deutschland geleistet haben, zum bleibenden Ausdruck bringen, auf daß jenes Große dem deutschen Volke als stille Kraft erhalten bleibe, auf daß die edle Tat derer, die hinauszogen und nicht zurückkehrten, nie in Vergessenheit gerate. Jener Geist muß fortwirkend rege bleiben, der sie so Heldenmütiges vollbringen ließ.

Dies Bewährte aus großer Zeit übertöne das seelenlose Gebaren heutiger Tage und rüttle die Herzen auf!

Alle jene Kräfte, die im Kriege wirksam waren, müßten in volkskraftfördernden Dichtungen Gestalt werden, dessen Motive etwa die Worte wären: „Vergiß das Wunder nie, das du erlebt, mein Volk!" (Flex.)

Keine gute Tat ist umsonst! Erst recht nicht die Opfer des Weltkriegs. „Um der Toten willen den Lebenden helfen, das heiße ich den Toten ein Denkmal bauen in der Seele des Volkes." (v. Faulhaber.)

Angeregt bin ich zu diesen Betrachtungen durch Dr Bülows Artikel im Februarheft des „Türmers": „Gruß an die unbekannten Dichter." Es ist der Opfersinn, der uns im Weltkrieg so lange der ungeheuren Übermacht widerstehen ließ; es ist der Opfersinn, der den echten Dichter und Denker beseelt: in der Hingabe an das Werk und an die Gesamtheit auszuhalten und persönlicher Entsagung fähig zu sein.

Zu Hütern der hehren Opfer bestellt, wahret dieses Heilige mit reinen Händen! Haltet jenen Geist der Hingabe wach! Laßt uns nie die Dankesschuld vergessen!

A. Rüger

*

Ina Seidel: Das Labyrinth

Es ist ein „Lebensroman aus dem 18. Jahrhundert", den uns die Dichterin hier vorlegt (Jena, Diederichs): ein seltsames, originelles, ganz buntes Buch, dickleibig und weitläufig — in breiten Wogen dahinströmend, scheinbar auf künstlerische Ausgestaltung verzichtend und doch eben dadurch den ungeheuerlich reichen kulturhistorischen Stoffmassen wie der inneren Tragik die einzig mögliche Form verleihend.

Eine Quellenkunde und ein Fleiß seltener Art haben dieses Werk geschaffen und rechtfertigen den Untertitel „Lebensroman" für das sich entfaltende Zeitbild. „Das Labyrinth" ist gedacht als das Symbol jener verflochtenen Schicksalswege, welche das aus der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts den meisten nur oberflächlich bekannte Gelehrtenpaar, Vater und Sohn Forster (1729—98, 1754—94), zu durchlaufen gehabt hat. Schattenhaft flankiert von der stilldulbenden Mutter und der geistreichen, ottilienhaften Sohnesfrau Therese, geb. Heyne, mit ihrem Freunde Huber (dem ungetreuen Verlobten der Dora Stock aus dem Körner-Schiller-Kreise), bewegen sich diese zwei vor und in einem theatrum mundi der damaligen Wissenschaft, der Geheimbündelei, des Cagliostro- und Alchemistentums, des Weltumseglerfiebers und des Ausstrahlens der Französischen Revolution auf die Nachbargebiete. Alles aber ziellos: „In kreiselnder Flucht", wie sich der kleine Georg das Vorwärtsdringen durch den unheimlichen Bau des Minos in seinen Tagesträumen vorstellt („Und drinnen brüllte der Minotaurus") — ein Sichverlaufen im Leben, ein gleichsam pointeloses Erlöschen, wenn die Stunde kommt . . . Dies das Ergebnis hochfliegender Träume, abenteuerhaften Sich-durchsetzen-Wollens, märchenhafter Begabungen.

Da ist der Vater, Pfarrer Reinhold Forster in Nassenhuben bei Danzig, nebenher Botaniker, Zoologe und Beherrscher von 17 Sprachen, der Gewaltmensch, der ungeheure Esser und majestätische Stutzer, der leidenschaftlich nach einem großen, gelehrten, fürstenbegünstigten Wirkungskreis strebt und schließlich von der Kaiserin Katharina auf eine Inspektionsreise nach den Wolgagegenden gesandt wird — dann nach England abenteuert und endlich dort zur Glanzperiode seines Lebens gelangt, indem er Gelegenheit findet, den Kapitän Cook als wissenschaftlicher Berichterstatter auf dessen zweiter Weltreise zu begleiten. Und mit ihm, wie sein Schatten, Georg, der Sohn, des

Buches eigentlicher Mittelpunkt und Held. Mit noch nicht fünf Jahren zu geistigem Leben erwacht (er konnte ganz von selbst plötzlich lesen), vom Vater von da an erbarmungslos mit Wissen vollgestopft, das er übrigens verdaut, zum Famulus und Sekretär des Alten gewaltsam entwickelt, jegliche mechanische Arbeit an den von diesem erwarteten Reiseberichten, einschließlich der Übersetzung in fremde Sprachen leistend (er beherrschte deren sechs im zwölften Jahre): so wächst dies um Kindheit und Jugend grausam betrogene Individuum zum Manne heran. Hundert seltsame Falten seines Wesens tun sich auf, Rückfälle in die Flegeljahre, ja ins Kindische rächen sich an dem Frühgealterten, körperlich Untergrabenen, der, jahrzehntelang geknechtet, nie die Kunst der Selbstdarstellung lernt. „Was bin ich mehr als der vom König Minos dressierte Pudelhund?" Das geht ihm bei endlich erlangter Selbständigkeit in den Lehrämtern zu Wilna, Cassel, bei der Bibliothekarstelle in Mainz nach. Das läßt auch seine Ehe ihm unter den Händen zerfließen, während Freund Huber, harmlos naiv von Forster selbst ermutigt, langsam in seine Rechte bei Therese einrückt ... Der Freiheitsschwindel zu Mainz zieht den Willenlosen in seine Kreise, er wird als Deputierter des dortigen Konvents, „ein Sansculotte des Herzens", nach Paris gesandt, während hinter seinem Rücken die republikanische Herrlichkeit zusammenbricht. In Paris ist Georg Forster dann kurz nachher, noch nicht fünfzigjährig, einsam gestorben.

Nicht sein Kreis gelehrter Freunde in der Heimat, nicht der literarische Ruhm seiner gern gelesenen Reisewerke, kaum die Sehnsucht nach Weib und Kind scheint die Gedanken des Sterbenden gestreift zu haben; aber neben visionären Wunderlichkeiten von der Südseereise her taucht die alte Kindervorstellung vom Labyrinth wieder auf, durchleuchtet von trüber Erfahrungsweisheit. „Und er lächelte. Er wußte nun: Durch die äußeren Gänge des Labyrinthes begleiten uns Jugend und Hoffnung. Wir füllen unser Herz mit Welt; und wenn wir leiden müssen, geschieht es ungläubig, als hielten wir es für einen Irrtum der Vorsehung. Vor den inneren Windungen des Labyrinths erwartet uns der Schmerz. Er nimmt uns in Empfang und bleibt bei uns ... Er entkleidet uns aller unserer Hoffnungen und jagt uns nackt durch die entsetzlichen Irrgänge dem furchtbaren Rätsel zu, das da im Herzen der Finsternis die großen Baalsgesänge heult, und dem er uns vorwerfen wird — wenn wir nicht vorziehen, selbst bis in die letzte Kammer zu gehen — freiwillig und ohne nach des Opfers Zweck zu fragen. Wenn wir Geopferte werden zu Opfernden, so haben wir heimgefunden in das Herz der Dinge und Gottes. Das Labyrinth versinkt, und wir sind frei."

Auf der gegebenen quellenmäßigen Untermalung alle diese Geschichten und Stimmungen dem Leser zwingend wahrscheinlich zu machen und psychologisch abzutönen: das ist für Ina Seidel eine starke Talent- und Gestaltungsprobe, auf deren Ergebnis wir mit warmer Freude hinweisen. A. M.

Deutsche Dichterhandschriften

Man kann sich die mappenartigen, sehr geschmackvollen Bände schmalen Umfangs, die von der Lehmannschen Buchhandlung in Dresden als „Deutsche Dichterhandschriften" herausgegeben werden, als reizende Geschenke für alle Freunde der betreffenden Dichter denken. Es wird durch solchen Einblick in die getreu wiedergegebene Handschrift ein näheres Verhältnis zum Schaffenden hergestellt; die Anschauung ist zu Hilfe genommen; auch ein Bild des Dichters ist jeder Mappe beigegeben; und der Herausgeber Dr Hanns Martin Elster schickt eine äußerst sorgfältige Einleitung voraus. Für den Handschriftendeuter ebenso eine Fundgrube wie für den Forscher und Literaturfreund!

Manche dieser Dichter stellen sich in einer kleinen Selbstbiographie vor, ehe Dr Elster das Wort nimmt. Eine gute Selbstbiographie ist zwar sehr aufschlußreich, aber gar nicht so einfach. Der Verfasser bleibt leicht an Zufälligkeiten haften, die ihm persönlich wichtig scheinen, für sein Gesamtwerk jedoch weniger bedeuten; der Andrang der Geschehnisse, der

Erinnerungen ist zu groß. Andrerseits ist doch wieder viel Bezeichnendes in solchen Selbstbekenntnissen, was jenen Nachteil ausgleicht.

Man lese daraufhin in den vorliegenden Bänden die Selbstbiographie eines Thomas Mann, eines Börries, Freiherrn von Münchhausen! Und man vergleiche damit die Handschriften! Insbesondere das Gestrichene ist darin kennzeichnend: Mann, der eine spitze, gepflegte Handschrift schreibt, nimmt die spärlichen Tilgungen so genau und gründlich vor, daß die Schraffierungen nach einem hübsch abgerundeten Klecks aussehen; Münchhausen zieht einen starken graden Strich oder fährt kreuz und quer darüber hin, und ein unschönes Seitenbild mit manchmal recht kräftiger Tintenvergeudung stört seine nervengesunde Männlichkeit nicht. Des vielgelesenen Waldemar Bonsels Blick, Handschrift und Selbstbiographie zu vergleichen, hat einen eigenen Reiz. Da ist etwas Apartes, etwas Undefinierbares, das zugleich hypnotisch anzieht und doch auch irgendwie fernhält; es liegt in den Untergründen und ist schwer zu formulieren. Der beliebte Dichter saugt sich schildernd und gestaltend langsam und zäh in Welt und Dinge ein, beobachtet aber auch die Wirkung seiner Werke und ist durchaus keine einfache Natur. Wie anders Wildenbruchs frei und offen hinfliegende Schrift, deren Buchstaben — im Gegensatz zum bedächtigen Bonsels — oft kaum miteinander verbunden sind! Wildenbruch war persönlich ein Prachtsmensch, wie alle bestätigen, die ihn gekannt haben. Dann ist da Frenssens sinnliche und besinnliche pastorale Bäuerlichkeit, schwer, niederdeutsch, nicht besonders gepflegt — — Doch wir brechen ab! Denn wir fangen an, unsrer Zeitgenossen Handschrift und damit auch einen Teil ihres Wesens unter die Lupe zu nehmen. Und das ist nicht der Sinn dieses überaus liebenswürdigen Unternehmens, das wir auf das wärmste empfehlen. Es erschienen bisher noch Wilhelm Raabe, Gerhart Hauptmann, Carl Hauptmann, Walter von Molo, Clara Viebig, Hermann Hesse, Cäsar Flaischlen, Wilhelm Schäfer. Preis? Er war einmal nur 25 Mark...

*

Aufruf der Deutschen Schillerstiftung

Die am 28. September im Weimarer Schillerhaus versammelte Generalkonferenz der Deutschen Schillerstiftung wendet sich mit folgendem Aufruf an die Öffentlichkeit:

„Die täglich anwachsende Not in den Kreisen der deutschen Schriftsteller erfüllt alle Freunde unseres Schrifttums mit ernster Sorge. Der Stand des freien Schriftstellers ist dem Untergang geweiht. Die Absatzmöglichkeit für seine Erzeugnisse wird durch die ungeheure Steigerung der Papierpreise und aller Herstellerlöhne unaufhaltsam verringert. Während die Verkaufspreise für Bücher, Zeitschriften und Zeitungen von Verlegern und Sortimentern entsprechend der Geldentwertung einigermaßen erhöht werden, müssen sich die geistigen Urheber in zahllosen Fällen mit Honoraren der Friedenszeit begnügen. Die Gesetzgebung zögert leider trotz der Verelendung einer ganzen, kulturwichtigen Berufsklasse mit tatkräftigen Maßregeln: sogar die so berechtigte Forderung, die frei gewordenen Werke toter Autoren zum Staatseigentum zu erklären und für deren Druck (bzw. Aufführung) von Verlegern (bzw. Theatern) zugunsten der lebenden Schriftsteller eine Abgabe zu erheben, wie sie das Ausland vielfach seit langem eingeführt hat, ist noch immer nicht erfüllt. Unter diesen Umständen sind die hilfesuchenden Blicke der notleidenden deutschen Schriftsteller mehr denn je auf die Deutsche Schillerstiftung gerichtet. Doch auch diese ehrwürdige, seit mehr als sechzig Jahren zum Segen der deutschen Dichter und ihrer Hinterbliebenen wirkende Wohlfahrtsanstalt, und damit das letzte umfassende Schutzwerk der bedrängten Schaffenden, droht zu erliegen. Die vorhandenen ordentlichen Mittel genügen längst nicht mehr, der steigenden Not auch nur annähernd zu steuern. Nur die großmütige Hilfe des Auslands, besonders Amerikas und Schwedens, hat unserer Stiftung die letzten anderthalb Jahre zu überstehen ermöglicht. Das hochherzige Vorbild des Herrn Reichspräsidenten, der seinen Jahresbeitrag verdoppelt und eine

außerordentliche Spende gewährt hat, bestärkt uns in der Hoffnung, daß das Volk Schillers seine alte Nationalstiftung nicht im Stiche läßt. An die öffentlichen Stellen und an alle Freunde der deutschen Literatur ergeht unsere eindringliche Bitte, diesem Beispiel zu folgen.

Die Zentralkasse der Deutschen Schillerstiftung in Weimar nimmt für unsere Stiftung bestimmte Spenden dankbar entgegen.

Lienhard, Donndorf, Lilienfein (Weimar), Enking (Dresden), Bettelheim (Wien), Landau (Berlin), Brausewetter (Danzig), Schneider (Mannheim)."

NB. Diesem Aufruf, den unser Generalsekretär Dr Heinrich Lilienfein im Namen des Verwaltungsrates ausgehen läßt, möchte ich als Vorsitzender noch eine Bitte an die Auslandsdeutschen anfügen, die Geldentwertung zugunsten unsers deutschen Geisteslebens auszunützen. Ein paar tausend deutsche Papiermark sind für euch nicht viel: wir aber können manchmal einen Einzelnen und seine Familie durch rechtzeitiges Eingreifen vor Unterernährung und Verkümmerung retten!

F. L.

*

Tschechische Dankbarkeit

Völker sind nicht dankbar. Das liegt im Lauf der Welt. Wo aber ein Völkchen den Mangel an Dankbarkeit in bösartige Undankbarkeit umwandelt, ist eine Rüge angebracht. Was die Tschechen wissenschaftlich und technisch geworden sind, verdanken sie ausschließlich den Deutschen. Noch heute werden deutsche Zeitungen und deutsche Bücher wie seit Jahrzehnten von tschechischen Übersetzern meist ohne Angabe der Quelle geplündert. Nicht gegen den Diebstahl, den die Tschechen an den Deutschen im großen betrieben und noch betreiben, sondern gegen die deutsche Wissenschaft, der sie, wie gesagt, alles verdanken, richtet sich ein Aufruf des Vereins junger tschechischer Naturwissenschaftler in Prag vom Juni, worin es hieß:

„Unsere Nation ist ein Mitglied der freien Staaten der ganzen Welt geworden und wünscht eine durchgängige Reinigung und politische Befreiung vom deutschen Einfluß, der Jahrhunderte lang unser Unheil war (!). Wir dürfen aber kein Bedenken tragen, diesen Einfluß auch auf kulturellem Gebiete zu vernichten. Vor allem war unsere Wissenschaft bislang zu wenig frei von deutscher Kultur. Unsere Gelehrten haben ihre Forschungsergebnisse in deutscher Sprache veröffentlicht und hierdurch die deutsche Wissenschaft hochgebracht (!). Wir richten daher an alle jungen tschechoslovakischen Naturforscher und Ärzte folgenden Aufruf: Schränkt eure Verbindungen mit den deutschen wissenschaftlichen Kreisen ein, da diese die hohe Aufgabe, für das Wohl der Menschheit zu wirken, schnöde verraten haben (!). Schreibt und druckt nichts mehr in deutscher Sprache! Schreibt eure Arbeiten in der Muttersprache mit einem zusammenfassenden Nachwort in einer andern, nur nicht in der deutschen Sprache! Nieder mit jedem, der sich noch immer vor den moralisch gerichteten deutschen Koryphäen beugt! Gründet in euren Bezirks- und Ortsverbänden solche Stellen, die denjenigen, welche keine fremde Sprache außer der deutschen beherrschen, die Übersetzung des Schlußwortes in eine fremde Sprache bereitwillig besorgen! Sorgt für Beziehungen zu den Gelehrten der edlen Ententestaaten!"

Goethe sagte einmal, er habe nie bemerkt, daß tüchtige und ehrenwerte Menschen undankbar gewesen wären. An dieses Wort erinnert im umgekehrten Sinn der Aufruf des Vereins tschechischer Naturwissenschaftler und Ärzte in Prag. In der Tat stehen wie die polnischen, so auch die tschechischen Ärzte als Fachmänner nicht in besonderem Ansehen. Als Menschen haben sie mit diesem ihrem Aufruf die Achtung aller anständig denkenden Kreise verwirkt.

P. D.

*

Schweden in Goethes Leben und Schriften

Prof. Dr Hans Gerhard Gräf hat den Schweden ein Buch beschert, wie es nur der liebevolle und gründliche Forschungsfleiß eines deutschen Gelehrten schaffen kann.

Diese Studie (zu Stockholm in schwedischer Sprache erschienen) begleitet Goethe — sprungweise, wie es das Thema mit sich bringt — durch sein Leben von der Studentenzeit bis ins hohe Alter. Und selbst der Leser, der sich schon viel mit Goethe beschäftigt hat, ist überrascht, wie mannigfach die Beziehungen sind, die unseren Dichterfürsten mit dem stammverwandten schwedischen Volk verknüpfen. Scheinbar unbedeutende Fäden spinnen sich an und brechen auch wieder ab, bilden aber doch ein Band, das Goethes — in seinen Gesprächen (Eckermann u. a.), aber auch in seinen Werken (Wahlverwandtschaften usw.) hervortretendes — Interesse für jenes Volk uns näher erklärt.

Viele Schweden haben Goethe in Weimar oder auf seinen Reisen aufgesucht. Wir können hier aus der stattlichen Reihe nur ganz wenige erwähnen. Von der liebenswürdigen Dichterin und Tegnér-Übersetzerin Amalie von Imhof, Frau von Steins Nichte, und ihrem schwedischen Gatten dürfte den meisten Deutschen noch am ersten etwas bekannt sein. Denn sie wurde durch sein Interesse an ihren schriftstellerischen Arbeiten ausgezeichnet. Ebenso „der kleine Sprengsel“ C. G. Brinkmann. Nach seinen eigenen Worten: „Ein schwedischer Diplomat, der in Paris deutsche Verse schreibt und drucken läßt und in dieser brennenden Wüste französischer Überkultur“ erst recht „enragiert deutsch“ empfinden lernt. Einem jungen Grafen Trolle-Wachtmeister, der Goethe 1804 besuchte, verdanken wir feine Beobachtungen, die er in einem Reisetagebuch aufzeichnete. So die, daß Goethes gelegentlich sehr bemerkliche Schweigsamkeit sich wohl aus einer Art Hypochondrie herschreibe, die „das Gefühl der Leere um ihn her“ veranlaßt habe. Am interessantesten ist Goethes Zusammentreffen mit dem weltberühmten Chemiker Berzelius. Trotz anfänglicher Kühle des Geheimrats und trotz großer Meinungsverschiedenheiten, die sich besonders beim gemeinsamen Besuch des toten Kammerbühler Kraters bei Eger zeigten, verlief die Begegnung zu beiderseitiger Befriedigung und zog noch brieflichen Verkehr nach sich. In diesem Kapitel tritt besonders hervor, wie feinsinnig Gräf Goethes Eigenart und die auch in dem großen Geist liegende Gebundenheit zu deuten versteht.

Alles in allem: ein sehr lesenswertes Buch. Warum ist es leider zunächst in schwedischer Sprache erschienen (Verlag Norstedt & Söhne, Stockholm)? Etwa ein betrübliches Zeichen der Zeit, daß die Arbeit des deutschen Gelehrten im eigenen Lande keinen Verleger fand? Aber auch ein erfreuliches: wie nah verwandt sich das geistige Schweden unserer Kultur fühlt und daran festhält — mag auch das deutsche Volk heute das meist verlästerte der Welt sein. Möchte das Werk bald in deutscher Sprache erscheinen und dadurch in Goethes Vaterland Verbreitung finden!

Sophie Charlotte von Sell

*

Aus Norwegen

War die welsche Propaganda dort im Kriege schon ganz erstaunlich, sie hat eigentlich nachher nicht nachgelassen. Vor mir liegen z. B. zwei Nummern „Morgenbladet“ (Nr. 87 und 88). Da wird erzählt von der französisch-norwegischen Zusammenarbeit. Am Lycée in Rouen sind nämlich Freiplätze für norwegische Schüler. Wo bleibt aber die deutsch-norwegische Zusammenarbeit?

In derselben Nummer wird noch berichtet von den demnächstigen Gastvorstellungen der Comédie française in Bergen und Christiania. Nummer 88 enthält die Besprechung eines Vortrags des Pastors Louis Gonin von Reims über: „Von Coligny (dem Hugenotten) nach Reims“, den er im Auftrag der Alliance française in Christiania gehalten hat.

Diese ganze Propaganda — in der norwegischen Ehrenlegionärspresse natürlich noch viel stärker — hat nicht nur den Zweck „faire aimer la France“: man könnte vielleicht zugleich dabei denken an „faire haïr le Boche“.

Die Norweger sind ja ein sehr rechtlich fühlendes Volk — allerdings nicht ganz unsuggestiv; und es ist manchmal erstaunlich, wie selbst prominente Geister, die teils in Deutschland gelernt haben, wie z. B. Stephan Sinding oder Frithjof Nansen, Handlungen be-

gehen können, die wir, gelinde gesagt, nicht als Freundlichkeit gegen den südgermanischen Bruder auffassen können. Und diese Suggestionsfähigkeit haben die Welschen auch völlig begriffen.

Was tun wir nun, um wenigstens das Ohr unserer nordgermanischen Brüder in Norwegen zu gewinnen?

Die Antwort heißt eigentlich: „Nichts". In unseren Schulen wird z. B. so gut wie gar nicht auf diese nahe Verwandtschaft und Kulturgemeinschaft mit dem Norden hingewiesen.

Unser Valuta-Elend bringt es mit sich, daß z. B. die deutschen Fremdenstädte von Norwegern nur so wimmeln.

Auch unsere Universitäten und Hochschulen stehen zurzeit sehr in Gunst bei der norwegischen Jugend. Es wurde aber noch nicht oft gehört, daß jemand sich dieser nordischen Gäste besonders angenommen hätte, um ihr germanisches Bewußtsein zu stärken. So ganz unnotwendig wäre dies allerdings nicht. Wir könnten bei solcher Arbeit uns an ein klassisches norwegisches Vorbild klammern: an Norwegens großen Sohn Björnson. Ihm schwebte als ein Lebensideal ein germanischer Bund vor, dem alle Germanen angehören sollten.

Die Wirklichkeit ist aber so: Die meisten norwegischen Gäste gehen gleichgültig wieder aus unserem Land mit dem angenehmen Bewußtsein, einige Zeit billig gelebt zu haben, und ohne einen richtigen Begriff von unserer materiellen und völkischen Not; und selten mit dem Bewußtsein, daß sie Bein von unserem Bein und Fleisch von unserem Fleisch sind.

Wahrheitsgemäß ist allerdings noch zu berichten, daß in den Städten des Landes auch vielfach deutsche Veranstaltungen — vor allem Konzerte — stattfinden, doch kann die Richtung dieser nicht als für uns besonders werbend bewertet werden.

Über unsere Versäumnisse in Norwegen ließe sich noch manches sagen, z. B. ist es sehr auffällig, daß streng neutrale Blätter häufig von Havas, wahrscheinlich speziell für Norwegen frisierte Nachrichten an erster Stelle bringen.

Dr G. H.

*

Wie elsässische Kinder das Heideröslein singen

In einem zu Straßburg und Paris für die Jugend in Elsaß und Lothringen herausgegebenen Liederbüchlein, „Gerbe de chansons", das 52 französische, 20 deutsche — welch ein Wagnis! — und 10 Lieder in elsässischer Mundart enthält, steht auch das Heideröslein, nicht etwa im deutschen Teil, sondern von einem gewissen Barbieux übersetzt. Der Knabe ist von dem Röslein entzückt (ravi). Ravir ist ein beliebtes Wort, man vergleiche die französische Faust-Übersetzung:

„Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar" —

„Sa robe courte était à ravir" — ihr kurzer Rock war zum Entzücken.

Das Entzücken des Knaben zeigt sich darin, daß er das Röslein herausreißen will. Knabe sprach: „Du bist mein." Das Röslein erwidert: „Comment? à toi! Je te vais piquer le doigt, laisse moi en terre!" — Wie? dein! Ich werde dich in den Finger stechen, laß mich in der Erden. — Nun wissen die Kinder doch, was Goethe anzugeben versäumt hat, wohin der Knabe gestochen werden soll, was leicht an einem andern Orte hätte geschehen können, denn der wilde Knabe reißt wirklich den ganzen Rosenstrauch aus mit Stumpf und Stil („arracha").

Dem Röslein half kein „Oh" und „Ah", ebensowenig wie Goethes Volkslied, das den elsässischen Kindern durch einen Heideröslein-Ersatz aus dem Herzen gerissen werden soll.

Uns Elsässern, die wir mit ein Recht auf das Heideröslein zu haben glauben, ergeht es wie dem Röslein selber, es gerät in Wut. Aber: „Vaine fut colère". Müssen es eben leiden.

L. V. W.

Dazu noch ein Beispiel, wie Frankreich die elsässische Seele vergiftet:

Die französische Schulverwaltung in Elsaß-Lothringen hat in der zweiten Schulklasse der dortigen Schulen ein Lesebuch eingeführt (Syllabaire Langlois, 1919, Librairie Armand Collin, Paris, 12e Édition), dessen 88. Lektion in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut hat:

„Erinnert euch! Gedenket, kleine Franzosen, daß Deutschland Frankreich angegriffen und zum großen Krieg gezwungen hat. Gedenket, daß Belgien und Nordfrankreich über vier Jahre von den Deutschen besetzt gewesen sind! Unsere Feinde benahmen sich wie Barbaren, stahlen die Maschinen aus den Fabriken, die Möbel aus den Wohnungen und die schönsten Werke aus den Museen. Die Städte wurden durch sie zerstört, die Dörfer niedergelegt. Sie vergifteten die Brunnen, schlugen die Obstbäume um. Die Deutschen begingen gräßliche Verbrechen: verstümmelten und töteten die Kinder, erschossen Frauen und Greise. Mit ihren Flugzeugen beschossen sie unsere Städte und verursachten zahlreiche Opfer. Ihre Unterseebote versenkten Handelsschiffe, sogar Lazarettschiffe. Als sie besiegt waren, baten die Deutschen um Frieden. Unsere Soldaten marschierten zur Besetzung hin; aber sie zeigten sich menschlich und achteten die Einwohner und ihr Gut. Ewige Schande Deutschland! Ewiger Ruhm dem holden Frankreich (à la douce France) und seinen Verbündeten!“

Das müssen sich die Elsaß-Lothringer gefallen lassen!

*

Narrenhaus

Durch die deutschen Zeitungen machte vor kurzem die Nachricht die Runde, daß die „Société des Quais, Docks et Entrepôts“, Konstantinopel, mit Sitz in Paris, von der deutschen Regierung im Ausgleichsverfahren für die Benutzung ihrer Dockanlagen durch die während des Krieges im Bosporus blockierten deutschen Dampfer „General“ und „Corcorado“ die Kleinigkeit von 3877389799 Francs verlangt! Der „Manchester Guardian“ verrät, wie diese „groteske“ Summe, die das Dreifache der gesamten deutschen Kriegskosten beträgt, sich errechnet. Die findige Gesellschaft verlangt nämlich für die Tonne Schiffsraum je 1 Franken für die ersten acht Tage und steigert dann den Preis für jeden weiteren Tag um je 10 Prozent für die Tonne!

Dasselbe englische Blatt teilt auch weitere „phantastische“ französische Privatforderungen mit, die man — nach französischen Gewährsmännern — insgesamt auf die Höhe von 50 bis 60 Milliarden Franken schätzt! Besondere Beachtung verdienen die Forderungen, die aus dem ehemaligen Reichsland erhoben werden. Nach dem Gutachten des Professors Mercier (Lausanne), des Präsidenten eines der Schiedsgerichtshöfe (Friedensdiktat § 296 und 297!), ist Elsaß-Lothringen vom Tage des Kriegsausbruchs an als französisch zu betrachten! Folglich betrafen alle Kriegsmaßnahmen der deutschen Regierung in Elsaß-Lothringen französische Untertanen (so weit diese Eingeborene bzw. de vieille souche waren)! Die französische Regierung ermutigt nun die Elsässer und Lothringer, Schadenersatzansprüche gegen das Deutsche Reich geltend zu machen; die französische Propaganda erhöhte die Zahl dieser Ansprüche von 711 auf 7020! So wird die von Elsässern und Lothringern gezeichnete deutsche Kriegsanleihe zum Kurs von 1,25 Mark = 1 Franken zurückverlangt.

Wörtlich heißt es dann im „Manchester Guardian“ weiter: „Die Kirchen der Stadt Kolmar verlangen 12000 Franken als Ausgleich verlorener Kollekten, da aus militärischen Gründen die Glocken während des Krieges nicht geläutet werden durften. Die Stadt Straßburg fordert 84200 Franken, weil die Besteigung der Münsterplattform während des Krieges untersagt war, so daß die Eintrittsgebühren und der Ansichtspostkartenverkauf ein Ende hatten. Nur in einem Fall gab die französische Regierung den Schadenersatzanspruch eines elsässischen Bauern nicht weiter. Dieser Mann verlangte nämlich eine Entschädigung für eine Uhr, die seinem Sohne, der auf deutscher Seite gekämpft hatte und in Gefangenschaft geraten war, von den Alliierten gestohlen wurde! Der Anspruch wurde mit der Begründung abgewiesen, daß auf seiten der Alliierten etwas Derartiges nicht vorgekommen sei (?). Dagegen wurde von einem französischen Ausgleichsamt der Anspruch eines Elsässers vorgelegt, der seine Militärzeit in Deutschland in den neunziger Jahren ableistete und nun eine ansehnliche Summe als Ersatz für ent-

gangenen Arbeitsverdienst während dieser Jahre geltend macht."

So werden nach dem „Manchester Guardian" ebenso schamlose wie unsinnige Geldforderungen von Angehörigen eines Volkes erhoben, das sich mit Vorliebe als erstes Kulturvolk der Welt bezeichnet!

Dr F. E. S.

*

Volkstänze und Gesellschaftsleben

Tiefstand — Niedergang. Das sind die einzigen Worte, mit denen wir die augenblicklich modernen Tänze bezeichnen können. Im Tanz suchen wir die Wesensart des betreffenden Volkes. Ganz nach der Veranlagung der Völker müssen also die Tänze verschieden sein; während der Südländer nach feurigen Weisen lebhaft tanzt, wird der Nordländer nach ruhigen Weisen angemessene Tanzbewegungen ausführen. Wie ist's nun möglich, daß der besonnene Deutsche jetzt an Tänzen Gefallen findet, die überhaupt nicht zu seiner Veranlagung passen? Immer wieder muß man dem anständigen Publikum zurufen: widersetzt euch diesen unnatürlichen Tänzen in ungesunden schwülen Tanzsälen! Das ist in dieser deutschen Notzeit eine Schande!

Wie kommt es, daß die alten, schönen Volkstänze für die Masse des Volkes ausgestorben sind? In der Hauptsache wohl, weil sie zu natürlich, ohne jeden Sinnenkitzel sind und ins Freie gehören. Es kann nicht genug begrüßt werden, daß die Wandervögel die alten Tänze aus den Winkeln hervorholen, um ihnen den Platz einzuräumen, der ihnen zusteht. Wenn auch Vereine für Heimatschutz, Turner, Schüler usw. die Volkstänze mit fördern wollen, so ist das lebhaft zu begrüßen. Nur eins ist außerordentlich wichtig dabei: die alten Reigentänze und dergleichen dürfen ihre Eigenart nicht verlieren, es darf daran nicht gefeilt und geschliffen werden; denn aus der vermeintlichen Verbesserung wird nichts werden als Verböserung. Dazu sind uns die alten Überlieferungen wohl allen doch zu schade. Es gibt jetzt „Tanzinstitute", die neben den modernsten Gliederverrenkungen auch Volkstänze lehren; hoffentlich wird da mit dem nötigen Ernst vorgegangen, damit wir durch solche Unternehmen keine Verschlimmbesserungen erhalten. Wenn alle, denen an der Erhaltung unserer Volksgüter liegt, mithelfen und mithüten wollen, dann hat's keine Not. Die Anzahl derer, die bewußt an der Erneuerung unseres Volkstums mitschaffen, ist doch wohl schon so groß, daß ersprießliche Arbeit auch auf diesem Gebiet geleistet werden kann. Es wird sich durch das Vorbild dieser Leute im Laufe der Zeit ein guter Einfluß auch im Gesellschaftsleben bemerkbar machen. Jeder, der die alten Volkstänze nach den einfachen, natürlichen Weisen kennen lernt und selbst mittanzt, wird den Unterschied merken und dafür eintreten, daß keine „Tänze" aufgeführt werden, die unser unwürdig sind. Dem deutschen Volke gehören deutsche Tänze, keine Dirnen- und Negertänze. Cake-walk, Foxtrott, Tango gehören nicht nach Deutschland!

Deutlich beginnen sich jetzt im deutschen Gesellschaftsleben zwei Arten von Menschen voneinander abzugrenzen: die edel und aufbauend Gestimmten, die an sich arbeiten, und die genußgierige, gedankenlose Masse, die dem Tage lebt und sich weder um die Herausbildung der Persönlichkeit noch um das Wohl und Wehe des Volksganzen kümmert. Sehe jeder, wo er bleibe!

K. Wollenhaupt

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

25. Jahrg. Dezember 1922 Heft 3



Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

Theodor Storm: Weihnachtslied 151
Hans von Wolzogen: Der Mittler 152
A. Faber-Bierhake: Der Freund (Gedicht) . . . 154
Max Jungnickel: Herbergs-Madonna 155
Julius Havemann: Overbeck (Forts.) 156
Sophie Charlotte von Sell: Unveröffentlichte Freundschaftsbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck (Schluß) 163
Gustav Schüler: Goldene Geister (Gedicht) . . 169
Friedrich Lienhard: Die Hirten in der heiligen Nacht 170
Elisabeth Donath: Unser kleiner Leutnant . . . 173
Josefa Elstner: Als Märchenerzählerin in Prag 174
Dr. Johannes Kleinpaul: Zeitungsnot und Zeitungsnotwendigkeit 179
Otto Freiherr von Taube: Mein Anschluß an die Nationalsozialisten 184
Adolf Glupe: Mogli und Ghavati 186
Dr. Rud. Metz: Von Leibniz bis Nietzsche . . . 192
Dr. Hans Joachim Moser: Goethe und die Musik 197
Lienhard: Türmers Tagebuch 199
Auf der Warte 209
Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 300 M. Einzelhefte 100 M.



Feurich
Flügel ★ Pianinos
LEIPZIG/COLONNADENSTR.NR.30



Die Begegnung F. Staeger



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

25. Jahrg. Dezember 1922 Heft 3

Weihnachtslied

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Theodor Storm

Der Mittler

Von Hans von Wolzogen

Durch Chamberlains Buch „Mensch und Gott“ ist der Begriff des „Mittlers“ uns wieder besonders nahe gerückt worden. Dagegen sträuben sich nun viele heutige Geister, teils aus Selbstgefühl, das die persönliche Freiheit nicht einschränken lassen will, teils auch aus Mißverständnis, das im „Mittler“ nur eine Art Makler sieht. Dies Sträuben dauert allerdings bei jedem nur so lange, bis ein Augenblick im Leben kommt, der ihn überwältigend nach einem Mittler verlangen läßt.

Immerhin wurzelt die Meinung: „Ich brauche keinen Mittler“ tief in der Eigenart des rechten Kindes unserer Zeit und ist daher nicht zu übersehen. Der Begriff des Mittlers aber ist, recht verstanden, auf nichts anderes zu beziehen als auf das Verhältnis der menschlichen Seele zur Gottheit, also gewiß auf eines der allerwichtigsten und tiefstgründigen ewigen Dinge. Wohl bleibt es eines jeden Einzelnen Angelegenheit, wie er sich jenes geheimnisvolle Verhältnis „vorzustellen“, in ein vermittelndes Bild zu fassen vermöge. Es wäre aber manchem recht geholfen, könnte ihm ein Erfassen des Verhältnisses der Seele zum Ewigen erleichtert werden, könnte ihm wenigstens ein Fingerzeig gegeben werden, wie die Mittlerschaft sich derart auffassen lasse, daß unser natürliches Selbstgefühl sich dagegen nicht zu sträuben braucht. Denn schließlich — menschlich ausgedrückt — braucht doch auch Gott selber das Selbstgefühl und die Freiheit seiner Menschenkinder, wenn er für sie und in ihnen wahrhaft lebendig und wirksam werden will. Mit Sklavenseelen schließt der Ewige keinen religiösen Bund; oder, wird ein solcher geschlossen, so hat der Ewige schon seine Hand aus dem Spiele gezogen — und an Stelle einer Religion behauptet ein Götzendienst das entweihte Feld des seelischen Lebens. —

Man hört bei Chamberlain von verschiedenen mythischen Gestaltungen des „Mittlers“: Herakles, Osiris, Mithras, Dionysos; sie alle vermittelten einst der menschlichen Vorstellung das geheimnisvolle Verhältnis der Menschenseele zur Gottheit, des Persönlichen zum Ewigen. Wie stellt sich nun diese uralte Mittlerschaft beim christlichen Heilande dar? Sie ist, wie sein ganzes religiöses Werk, durchaus ins Innere, ins Seelische verlegt. Sie gehört in jenes Reich, das mit dem Begriffe des „Himmelreichs in uns“ bezeichnet wird. Für die menschliche Vorstellung geht es auch da nicht ohne ein Bild ab; es ist aber das denkbar lebendigste, gewurzelt in Natur und Gefühl: das Bild der Vaterschaft und Kindschaft. Dieses Bild hat uns Jesus für das Verhältnis des Menschen zu Gott eingeprägt; daher durfte er sich selber vor allem als „Sohn Gottes“ bekennen. In ihm war dies Verhältnis vollkommen lebendig, war Persönlichkeit geworden. Er hat uns damit also die innerliche Beziehung unserer Seele zur Gottheit recht eigentlich „vermittelt“. Er hat uns durch diese Vermittlung in ein neues — jedenfalls neu erkanntes — Verhältnis zum Ewigen versetzt: in ein lebendiges Herzensverhältnis. Ein für alle Mal. „Ihr seid alle Gotteskinder“, das ist der Inbegriff seiner Heilslehre.

Sie hat er selbst gelebt: das vollendete Gotteskind vor den Menschenaugen, und dafür ist er gestorben: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist".

Der Geist der Gotteskindschaft aber ist ein Ewiges. Der stirbt nicht, der geht segensvoll immer wieder neu aus Gottes Vaterhänden hervor, wo eine Seele zum Leben erwacht. Wird sie dessen bewußt werden? Wird sie ihr Kinderrecht ergreifen, ihre Kinderpflicht erfüllen? Das ist ihre Sache, die Frage ihrer Freiheit. Gegeben ist es ihr worden auf jeden Lebensweg: das Bild — die Erkenntnis — die Kraft. Auch die Kraft? Gewiß, soweit es sich dabei um die geistige Möglichkeit handelt; und diese beruht auf der Erschließung des neuen Verhältnisses der Seele zu Gott. Ohne diese Erschließung durch des Heilands offenbarendes Werk wäre die Mittlerschaft überhaupt nicht weiter gediehen als wie zu jenen alten mythischen Gestalten eines Herakles, Osiris, Mithras, Dionysos. Nun aber ist die Vorstellung der Mittlerschaft nicht nur zu einer lebendigen Persönlichkeit, auch zu einer seelischen Tatsache geworden. Eine Kraft in uns selber: die Gewißheit innerlich innigster Zugehörigkeit zum Ewigen. In unserem Innersten ist uns also das Ewige „vermittelt" worden, und was wir danach je nach außen hin äußern und wirken mögen, das geschieht bewußt oder unbewußt aus einem Wesen heraus, das den Stempel der Gotteskindschaft empfangen hat. Dies verdanken wir dem Mittler Jesus Christus.

Es bleibt unserem menschlichen Vermögen anheimgegeben, inwieweit wir von solcher göttlichen Gnadengabe Gebrauch machen. Unsere Vorstellungskraft mag uns den Mittler noch weiter und anders in unserem Leben hilfstätig zeigen, und unsere Willenskraft mag auf dem Wege der eigenen Betätigung der empfangenen geistigen Möglichkeit erlahmen. Das ist eben Menschenweise, Stückwerk, wie alles im Bereiche des Endlichen, Begrenzten. Aber wir haben doch einmal unseren Anteil am Ewigen vermittelt erhalten, unsere Zugehörigkeit ist uns zugesichert worden; die irdischen Weisen und Maße verlieren davor ihren unbedingten Wert. Halten wir nur fest an dem Glauben an jene einzige, uns einmal offenbarte Mittlerschaft, an dem grundlegenden Verhältnisse der Seele zur Gottheit als einer innerlich lebendigen Zugehörigkeit, gleichwie des Kindes zum Vater. Dieser Glaube wirkt der „Liebe" Werke, das heißt: Werke im Geiste Gottes, einfach gesprochen: gute Werke. Darunter leidet unser Selbstgefühl nicht im mindesten; das tut unserer Freiheit nicht den geringsten Abbruch. Im Gegenteil: Unser ganzes eigenes Selbst tut uns dafür not, daß wir aus dem Grunde jenes Verhältnisses heraus unser Leben gestalten; und je kräftiger und mutiger wir auf diesem Wege vorgehen und an diesem Werke wirken: um so heller wird uns sicherlich auch das Bild des Mittlers begleiten, der uns dazu die Pforte erschlossen und das Zeugnis ausgestellt hat: „Zieh hin, du Gotteskind! Glaube daran, denke daran, daß du's bist! Das ist deines Gottes Reisesegen!"

Du etwa Verblendeter, etwa Allzukühner, der du meinst: „Ich brauche keinen Mittler": — sieh nur ein, daß du ihn eben deshalb „nicht brauchst", weil du ihn schon hast! Wenn du noch an ein Verhältnis deiner Seele zum Ewigen glaubst — worin doch dein eigentliches Menschentum beruht —, so erinnere dich daran, daß es ein „Mittler" war, der diesem Verhältnisse den lebensvollsten, verständ-

lichsten und segenskräftigsten Ausdruck gegeben hat, indem er den Begriff aus einem mythischen Bilde zu einer seelischen Tatsache für alle Zeit verwandelt — vertieft — verlebendigt hat. Das ist das Werk, das die Bedeutung der ewigen Mittlerschaft Jesu Christi.



Der Freund

Von A. Faber-Bierhake

Ich war allein ...
Nicht kam das Glück,
Nicht trat der Freund
Mit treuem Gruß zu mir herein ...
Und hatte doch mein ganzes Leben
Dem Suchen einzig hingegeben ...
Da wählt' ich in der tiefen Not,
Daß nie in Freud' und Leide,
Daß nie von mir er scheide —
Zum Freund den Tod.

Da ward es hell,
Denn nimmermehr,
Ob früh ob spät,
Verließ mich dieser Treugesell.

Nicht mehr allein
Lebt' ich den Tag,
Nicht bracht' die Nacht
Mir dunkle Zweifel mehr und Pein.
Es schien, als ob der Tod durch seine Nähe,
Damit ich Unerkanntes sähe,
Ein tiefes Schauen mir verliehn.
Nun ist die Welt mir überreich,
Bringt sie auch hundert Lasten mit — —
Ich fühle Tod und Leben gleich
Und Gottes Gnade Schritt auf Schritt.



Herbergs-Madonna
Von Max Jungnickel

In der Christnacht war's, als ob alles Elend und alle Sorgen von der Herberge abfielen. Sie strahlte für eine Stunde, sang schüchtern und leise ein frommes Lied vor sich hin und hatte so sonderbare Fensteraugen.

Um Mitternacht aber, als alle Glocken längst ausgesungen hatten, stand sie wieder frierend und hungernd im Winterschein. Und der Wind blies und pfiff an der Haustür herum.

Um die erste Morgenstunde kam ein alter Handwerksbursche über den Schnee gelaufen, klopfte leise an, wurde hereingelassen und schlich sich, händereibend, auf die Bank, die am halberloschenen Ofen stand. Alle Betten waren besetzt.

Der Alte fing an nachzugrübeln; zog sich dann die nassen, zerrissenen Schuhe aus, riß sich den verschneiten Rock vom Leibe und legte ihn zu Füßen der Bank. Dann hielt er verstohlen Umschau.

Er gewahrte eine große, altmodische Bibel, die vergessen und zerlesen auf einem Tische lag. Er nahm sie und löschte die trübe Funsel aus. Dann schlug er die Bibel auf und legte sie auf die Bank; und er kniete sich auf seinen ausgebreiteten Rock, legte die blaugefrorenen, hageren Arme um das dicke, heilige Buch und ließ den Kopf in die aufgeschlagene Bibel sinken. Wie in einem Kissen lag jetzt sein Schädel. Einmal noch bewegte er den Kopf. Die Bartstoppeln überraschelten leise die frommen Buchstaben. Nach einer Weile schlief er. Sein Atem ging schwer. Das Dunkel ballte sich groß in der Herbergsstube. Wie ein Vertriebener lag er da, wie ein Ausgestoßener; so zerwandert und verweht.

Draußen, im Schneewind, flackerten unruhig zwei Sterne durchs Fenster. Die Herberge schlief tief dem Morgen zu.

Der Handwerksbursche hatte die Geschichte von der heiligen Nacht aufgeschlagen. Sein Kopf lag da, wo der Evangelist die Geburt des Heilandes erzählt.

Jetzt breitete sich über das windzerrissene Gesicht des Fremden ein sonderbares Lächeln. Aus dem heiligen Buche heraus hob sich, wie mit Silberstift in das Herbergsdunkel gezeichnet, ein seltsames Bild: über dem Gehetzten schwebte die Mutter Maria mit dem Kinde. Ein segnender Blick traf den Müdgelaufenen, der jetzt, im Schlafe, tief aufseufzte. Ein Seufzen, das alles Leid dieser Erde gefangen hält. Und die Seufzer hoben sich wie Wölkchen — und die Mutter Maria kniete auf den Seufzern des Handwerksburschen.

Die Herberge kam sich wie verzaubert vor. Die Sterne zogen durch das Fenster und umkreisten die Mutter Gottes wie leuchtende Engel.

Über den Schlafenden huschte ein seliger Schimmer.

Es war, als wollte sich die ganze Herberge in dieses weihnachtliche Licht emporheben...

Dann zerging die Mutter Maria mit dem Kind im Arm.

Und wie sie zergangen war, lagen die Schlafenden wieder sorgengrau und verweht.

Durch die Fenster glomm das Frühdämmerlicht.



Overbeck

Novelle von Julius Havemann

(Fortsetzung)

Die Jahre vergingen. Voß hatte in jedem Brief, den er dem Freunde geschrieben hatte, darüber geklagt, daß ihm Eutin seit Stolbergs Abfall gänzlich verleidet sei. Stolberg war es ja nun einmal gewesen, durch dessen Vermittlung er nach Eutin als Rektor berufen worden war. Bei den Stolbergs hatte er in den ersten Jahren eine freundliche Geselligkeit und allein die tiefere Teilnahme gefunden.

Overbeck vermied es, darauf einzugehen.

Endlich teilte Voß dem Freunde mit, es sei nun so weit: er habe sich entschlossen, wegen zunehmender Kränklichkeit seinen Abschied zu nehmen und mit einer ihm vom Herzog angebotenen Pension nach Jena überzusiedeln, wo jetzt zwei seiner Söhne studierten und er mit Goethe und Schiller in freundnachbarlichen Verkehr zu treten hoffen dürfe. Aber man hörte trotz solcher Erklärung die innere Unzufriedenheit mit sich, den Dingen und seinem Entschluß hindurch.

„Wie wird es nur werden, wenn er wirklich die Heimat seiner ‚Luise', sein Eutin, verlassen hat?", sagte kopfschüttelnd zu seiner Frau der Senator, der, trotzdem ihm die Zeitverhältnisse so andersgeartete schwere Sorgen aufbürdeten, von der Nachricht, den Jugendfreund aus seiner Nähe ziehen lassen zu sollen, wehmütig bewegt war. Und Frau Elisabeth seufzte sogleich: „Er wird es hundertmal bereuen, wenn es zu spät ist. Und Ernestine wird auch betrübt sein."

„Ach! die kommt darüber weg!" meinte der Senator. „Ernestines Heimat ist überall da, wo ihr Voß ist. Sie ist eine prächtige Frau. Wenn er die nicht hätte, ach! da wäre er — — ja —", unterbrach er sich, „vielleicht wäre er da gar nicht so quäsig geworden. Ihm ging es zu gut. Er ist bei ihr verwöhnt worden."

Man erfuhr, daß der Herzog dem berühmten Manne eine Pension von 600 Talern statt der 500, die er in Eutin als Gehalt bezogen hatte, gewähren würde. Aber was bedeutete das neben dem Aufgeben aller der liebgewordenen Beziehungen zu Land und Menschen, der Sprache, der niedersächsischen Art, der er entstammte!

Overbeck und seine Frau besuchten ihn in Eutin noch einmal kurz vor dem Scheiden. Es kam ihnen vor, als ob dem Freunde eben das, was er so interessiert und ausdauernd in die Wege geleitet hatte — nun, da es unabänderlich geworden war — schon leid geworden sei. Allerdings sprach er sich keineswegs so darüber aus; aber stumpf und gleichgültig schien er alles über sich ergehen lassen zu wollen, was dem bisherigen Zustand ein Ende bereiten würde. Dann konnte er plötzlich ohne einen rechten Grund lospoltern oder über ein ganz Belangloses bis in die Tiefen seiner Seele hinab verstimmt tun.

Overbeck hatte seiner Elisabeth wiederum den Wink gegeben, die Angelegenheit mit Stolberg diesmal auch im entferntesten nicht zu berühren, falls aber Voß selbst davon anfangen sollte, allem zuzustimmen. Man wolle zum Abschied einig — wenn nicht sein, doch scheinen. Aber Voß vermied es, auf Tage der Vergangenheit

zurückzublicken. Auch auf die Schönheiten der Landschaft wollte er nicht achten oder auch nur etwa sich seine Zukunft in Jena ausmalen.

„Bester Overbeck!“ sagte er, „das ist alles, wie es ist — und wird, wie es wird. Man kann es im voraus nicht wissen, was man entdecken soll, oder was sich einem entdecken muß. Reden wir nicht davon! Durch Gerede verändern wir die Welt nicht.“

Besonders von der „Luise“ mochte er mit einem Male nichts mehr hören; und als Overbeck einmal im herrlichen Buchenwald ins hohe Laub hinaufdeutete und meinte, diese deutschen Wipfel hätten den Wellengesang vom Strande der Phäakeninsel Scheria in sein Ohr gerauscht und seine Verse klingend gemacht, murrte Voß trocken: „Was wissen Bäume von der Welt des Homer und dem Bau eines Hexameters, Bester? Hexameter habe ich — Voß — den Deutschen vorgedichtet, aber nicht der Laubwald um Eutin.“

So war's. Die rauschenden Wipfel durchruderten wohl die Sonne, als führten sie die Seelen in grünen Kähnen einer goldenen Heimat zu. Mitziehende Geister durchharften die goldenen Strahlensaiten. Aber noch viele Dichter würden des Waldes Lied wie das des Meeres auf ihre Weise deuten.

Voß lief den ganzen Tag in ungemütlicher Weise hin und her, als fühle er sich schon nirgends mehr zu Hause. Nur von den äußerlichen Reisevorbereitungen und den Reisegelegenheiten hub er immer wieder zu reden an und langweilte seine Gäste recht sehr damit.

Einmal klang der Name „Goethe“ auf, und Voß warf auch ihn gewissermaßen mit einem „Ach, Goethe!“ in den Winkel, worauf er dann im nächsten Augenblick Ernestine nach seinen schon verpackten Hemden befragte. Ernestine allein schien er sich noch nahe zu fühlen, da er ja in ihr die alte Zeit mitnehmen würde.

Sie ging munter und fürsorglich auf alles ein und hatte doch ihrer Gäste acht. Hinten in ihren Augen glomm ein stilles, warmes Licht, und das schien sich über irgend etwas in ihres Mannes Art heimlich zu ergötzen. Sie nahm es wie es war, in Güte und Verstehen, immer hilfsbereit — immer begütigend und zurechtrückend, wie eine Mutter, die einem eigenwilligen Kind aus Nöten heraushilft, indem sie es zugleich studiert.

„Lieber Freund! was sollte man jetzt in Erinnerungen wollüstig schmerzlich wühlen wollen?“ betonte Voß zum soundsovielten Male. „Nach zehn Jahren — da mag man die alten Dinge wieder heraufholen. Wenn sie Patina angesetzt haben. Dann erfreuen sie die Seele wieder. Wir hatten hier gewiß manchen guten Tag — und manches Gute ist daraus über den Tag hinaus entstanden. Aber fünfhundert Taler waren eben auch keine fürstliche Besoldung. Und früher? — so zu Anfang unserer Wirtschaft hier — da gab's einen Vogelkäfig und ein jämmerliches Bettloch unterm Dach, in das der Regen hineinwusch. Man glaubte viel getan zu haben, wenn man das dem Rektor und Dichter einräumte. Das nehme ich zur Erinnerung mit — nun, wo ich doch in ganz Deutschland etwas gelte. Freilich — freilich, mit den Jahren ward es hier sonnig — aber das war die Sonne Homers, die ich hereintrug — es war, was Ernestine, was die Kinder in meinen Bau hineingebracht hatten — und die Freunde — ja, ihr auch — hier um mich herum — und weitum

im Lande. Gewiß, dazu dann draußen die Wiesen, die Felder — die Seen und die Wälder — — Ich will nicht weiter daran denken — Laßt mich in Ruh!" Er wurde plötzlich wieder erregt. „Es ist nun so, wie es ist. In Deutschland muß der Dichter ja zumeist durch die Augen und das Herz leben. Den Magen und die Gänsehaut muß er abschaffen. Auf diese Weise wird dann freilich jede Butterblume und jedes Wiesenschaumkraut ein bedeutsamer Schatz. Lieber Overbeck! — verehrteste Frau Senator! — nur die Fürsten wissen den Stolz auf ihre Dichter auch einigermaßen zu bezahlen, das heißt: wenn sie stolz auf einen sind —, wenn sie den Grips besitzen, es sein zu können. Und Karl August ist ja wohl so einer, der den Ehrgeiz hat, ein guter Fürst — das ist: ein Förderer der Geister — zu sein. Herzog Peter in Ehren! Du lieber Gott! er fraß mich nicht, so grün ich war — aber — Nu, lassen wir's gehen! Ich werde reisen — ich werde in Halberstadt unseren alten Gleim besuchen. Er ist erblindet, höre ich, aber er wird sich trotzdem freuen. Wir wohnen alleweil miteinander im Geisterland."

Der Wind strich über ein blaues Leinfeld. Es wellte sich wie ein See. Er sah nicht, wie schön das war. Er zog seinen Schal fester um den Hals zusammen und schwatzte so in Bitterkeit und Undank fort.

Als aber Overbeck immer nur den Kopf wiegte, mußte er dieses schließlich doch wohl bemerken. „Es ist hier alles vergiftet!" rief er. „Stolberg hat alles Schöne — alle Freude an den Dingen vernichtet. Wenn man sich so in einem Menschen täuschen mußte, wie ich in ihm, da wird die ganze Welt, die er einst mit Leben und Licht anfüllte, dunkel."

„Ganz gewiß! Ganz gewiß!" nickte der Senator ernst und nun doch mit aufrichtigem Mitgefühl. Und Frau Elisabeth seufzte ebenfalls: „Der Gerechte muß viel leiden, lieber Voß."

Voß schien mißtrauisch einem Tone nachzulauschen und wurde verdrießlich. Er sagte fortan nicht mehr viel.

Über dem See ging die Sonne in sanftem Glanze unter. Den Sonnenblumen und Malven in den Gärten mischten sich schon erste Astern bei. Es war viel Farbe an allen Wegen und auch im Himmel. Und die klare Luft trug den Blick weit und Töne aus fernsten Fernen herüber. Heimatlich bimmelte eine Turmglocke und erzählte von Luisens Festtagen im idyllischen Abseits, in die sie einst schäferlich harmlos hineinjubiliert hatte. Und Voß überrann trotz der mildwarmen Abendluft zum andern Mal ein Frösteln, und er rüttelte sich fester in Kragen und Schal hinein. Seine Frau riet zum Heimgehen.

„Schon gut!" knurrte er und lenkte seinem Hause zu. „Friede ist in der Natur. Friede ist in dir, Overbeck — und es fröstelt einen. Du bist heute von einer Milde, die einen ganz elend machen kann — milde wie Dünnbier von gestern. Nicht die Spur hiddelich bist du heute."

Ein wenig später saß er mit seinen Gästen, die er im beengten Rektorhause leidlich genug unterzubringen gewußt hatte, in Schlafrock und Nachtmütze beim Abendtisch und bemühte sich, lustig zu sein. Doch brachte er es nur zu bissigen Sarkasmen auf allerlei Entfernteres und kaum versteckte Anklagen gegen alles Menschentum — einschließlich seiner Gäste. Er höre, was der Freund nicht sage,

bemerkte er einmal, und als man ihn bat, doch auf das zu hören, was dieser sage, erklärte er, das täte er wohl, aber da dieser seine Gedanken zu wenig darunter verstecke, so enthülle er sie geradezu, weil er die Aufmerksamkeit gegen seinen Willen darauf hinlenke. Er pries es sehr, daß man im September endlich werde reisen können. Man habe es freilich satt, Tag für Tag und auf Schritt und Tritt an alles das erinnert zu werden, was doch nur Lüge gewesen sei. Wenn man dadurch ungerecht gegen das Echte werde, so dürfe einem das zu sehr nicht verübelt werden. Aber — nun, Overbeck wolle ja nun einmal nicht davon reden.

Voß war gewiß selbst verzweifelt über seine Laune; aber störrisch und selbstherrlich wie er war, vermochte er ihrer nicht Herr zu werden. Alle fühlten sich erleichtert, als der Abschied anderen Tags endlich genommen war.

* * *

Die trübste Zeit war für Deutschland hereingebrochen, die der französischen Fremdherrschaft mit ihren Entbehrungen, ihrem Dunkel und ihrer Entartung. Lübeck hatte die furchtbaren Tage der Schlacht vor den Toren, des Durchzuges des Blücherschen Korps, der Erstürmung und Plünderung über sich ergehen lassen müssen. Es war dem Kaiserreich des Gewaltmenschen einverleibt worden. Manch einer hatte über Nacht oder unter dem Einflusse langandauernder Leiden seine ihm lange angeschminkte Würde verloren. Overbeck aber, der Sanfte, blieb aufrecht. Plötzlich trat es zutage, was er im Dämmerfrieden der stillen idyllischen Zeiten, im heimlichen Schaffen des Gelehrten, in der Beschränktheit des durchaus nicht glänzend besoldeten Beamten in sich großgezogen hatte: selbstlose Treue zur Heimat, mannhafte Festigkeit und schlichtes Ehrgefühl.

Der Sohn des Eingewanderten, der in der alten Gelehrtenschule der Stadt den klassischen Geist des Altertums eingesogen hatte, dankte nun für diese am Horizonte seiner Träume dämmernden Welten dem stillen Winkel, der ihn gelehrt hatte, die Wunder einer unzerstörbaren Welt der Geister in sich nachzuerleben. Der Göttinger Student, der einst zur Zeit der Hainbündler zu den namhaftesten Mitgliedern des Bundes in Beziehung gestanden, der jahrzehntelang mit einem aus diesem Kreise, mit Voß, Freundschaft hatte pflegen können und, selber dichterisch tätig, sein Mitarbeiter gewesen war: er hatte aus diesem geistigen Miteinander in norddeutscher Landschaft erst rechte Bodenständigkeit gewonnen. Der ehemalige Prokurator und spätere Syndikus des Domkapitels, der mit allen Rechtsverhältnissen vertraut war und die feinen historischen Fäden kannte, die von der alten Stadt ins Land hinausliefen und um das Eutiner Bischofsschloß webten, hatte sich durch solches Wissen immer fester hier verwurzelt gefühlt. Der Senator endlich, der von seinem Wissen oft genug zum Nutzen des Gemeinwesens in der regierenden Körperschaft hatte Gebrauch machen können und sich mitverantwortlich fühlen mußte für das Los derer, die ihn durch ihr Vertrauen auf den hohen Posten berufen hatten, war sich seiner Kräfte bewußt geworden. Er vermochte in dem Gefühl solcher Kräfte allen feindlichen Vorstößen gegenüber eine feste Haltung zu bewahren. Und wenn auch dem Zeitgeist hatte Rechnung getragen werden müssen und man die französische Sprache auch im Hause Overbecks so sorgsam pflegte, daß sie mit Eleganz benutzt wurde, so diente der ehrenwerte Mann doch auch hier-

mit nur seiner Vaterstadt. Verschiedene wichtige Missionen nach Paris wurden ihm übertragen. Einmal begleitete ihn das Madönnchen, dann zur Vermählung Napoleons mit Marie-Luise die Schwester eines alten Freundes, Hanne Gütschow. Erst 1810 kehrte er von dieser Reise nach Lübeck zurück.

Bis 1811 war der Senat noch provisorisch tätig. Dann sahen die Mitglieder sich genötigt, ihre Ämter niederzulegen. Während die Leiber darbten und die Herzen unter schwerstem Drucke seufzten, vernichtete die Fremdherrschaft auch jede teuer gewordene geistige Eigenart und beseitigte das besondere kleinstaatliche Regiment, das dem ganzen Stadtleben seine reizvolle Färbung gegeben hatte. Auch Overbeck mußte sich zu einem Amte verstehen, das, durch den Titel eines „Receveur de la caisse communale" bezeichnet, sein Arbeitsgebiet im Interesse des Zwingherrn festlegte. In dieser neuen Eigenschaft vertrat er noch einmal in Paris die Vaterstadt.

Um diese Zeit hatte sein ältester Sohn Christian schon die Heidelberger Studienjahre hinter sich gebracht und lebte als Prokurator in Lübeck. Hans war Kaufmann geworden — gegen seine Neigung, die ihn zur Musik zog; aber die Verhältnisse verlangten von ihm, daß er einen nahrhaften Beruf wählte. Stieftochter Gretchen hatte den treuen Freund des Hauses Plessing geheiratet und war längst Mutter; und 1809 hatte auch das anmutige und muntere Lottchen, das nun oft mit großen erschrockenen Augen in die tolle Welt hinausblicken konnte, das heimische Nest an der Königstraße verlassen und war einem Arzt, dem Doktor Leithoff, als Gattin in sein Haus an der Sankt Annenstraße gefolgt. Sie alle hatten dem Elternhause wenigstens nahe bleiben können. Den jüngsten Sohn Fritz aber hatte sein Talent hinausgetrieben, damit er als Künstler sein Glück suche; und nachdem ihm das Leben auf der Wiener Akademie nicht mehr zugesagt hatte, war er nach Rom gezogen, das ihm bald die geistige Heimat werden sollte.

Im Sommergarten der Familie vor dem Holstentor, den Overbecks alljährlich, wenn die Bäume grün wurden und die Kirschblütenknospen schwollen, zu beziehen pflegten, und der „die Latzenburg" genannt wurde — im Hause unter den alten Linden, die durch ihre tiefhängenden Zweige hindurch noch hier und da einen Ausblick auf das rosaweiße Meer der blühenden Obstbäume gestatteten, spannen die Erinnerungen ihren süßen Zauber um die Zurückgebliebenen. Einst hatte hier die wilde Jagd den Garten durchtobt, hatten die Jungen ihre Spiele gespielt, die Eltern ihren Hölty oder Homer und Anakreon gelesen. Hier hatte Backfischchen Lotte, zierlich auf eine Urne gestützt, in der Haltung einer trauernden Verlassenen dem zeichnenden Bruder als Modell dienen müssen. Wenn sie jetzt an diesen ihr angetanen Zwang, an ihre drollige Willfährigkeit und die komischen Zwischenfälle zurückdachte, mußte die junge Frau vor Verwunderung hell auflachen. Und gleich darauf wurden ihre munteren Augen groß und träumerisch — ja traurig. Was hatte das nur für einen Reiz für sie gehabt? — So lustig war es gewesen — so köstlich durchprickelnd — fast weihnachtlich heimelig — fast wie ein neckisches Märchen!

Der Vater hatte den Jüngsten die unsichere Künstlerlaufbahn ungern einschlagen sehen. Er hatte mit dem Schicksal Asmus Jakob Carstens gewarnt, des Lübecker

Malers, den Overbeck einst hilfreich gefördert hatte und der dann doch in Rom, vergessen von allen, vor Gram gestorben war und nun an der Cestius-Pyramide von seinen Enttäuschungen ausruhte. Erst als Autoritäten wie Peroux und dann Kestner, der Sohn der Lotte Buff, bei dem jungen Menschen ein Talent als zweifellos vorhanden erklärt hatten, das unbedingt der Förderung bedürfe, hatte er seufzend seine Zustimmung zu dem Abenteuer gegeben. Man mußte jeden auf seine Art selig und tätig sein lassen. Was wußte selbst ein Vater von den heimlichsten Lebensquellen in seines Kindes Brust? Overbeck wollte nicht die Notwendigkeit des alten Konflikts zwischen Vater und Sohn auch seinerseits anerkennen. Er blieb sich treu.

Die Tage wurden trüb und trüber, und völlige Nacht sank endlich über die alte Stadt herab — nicht die geliebte Dämmerung der Weihnacht, vielmehr jene leere, durchfröstelnde, durch die kaum noch ein Stern der Hoffnung blinkt, wo man mechanisch weiter vegetiert, dumpf hoffend, daß irgendwie von außen ein Anstoß alles Leben in andere Richtung bringen werde. Overbeck konnte seinem Sohn in Rom keine Unterstützungen mehr senden. Er verlor ihn da erst vollends an die Fremde, in deren Wesen er nicht hineinblicken konnte. Einst hatte der heranwachsende Bube die himmelblaue Magermilch angewidert von sich geschoben, die jene karge Zeit den Kindern zuwies; jetzt hatten sie kaum noch diese daheim, und manch liebes Mal ertönte unter den Linden der Latzenburg der Ausruf: „Wenn jetzt Fritz da wäre!“

Sie wußten, daß dieser Fritz seine Wohnung in der Villa Malta mit einer Zelle des Klosters San Isidoro vertauscht habe. Sie waren geneigt, dieses für eine Künstlerlaune zu halten. Seltsam spann doch das Leben seine Fäden, an denen es aus einem allen gemeinsamen Nest diesen hierhin, jenen dorthin zog, so daß schließlich jeder vom andern selbst die gemeinsame Vergangenheit kaum noch begriff.

„Ach! — aber schön war's doch!“ schloß solche Erkenntnis dann wohl nach einem Hinaussinnen der Augen die schlanke hübsche Frau Leithoff. „Es war doch unser Nest — durch all unser fröhliches Zusammensein, zumal in der Weihnachtsdämmerzeit!“

Als endlich der Morgen der Befreiung für Deutschland graute, als in Rußland der gigantische Bau, den zum andern Mal einer in den Himmel hatte türmen wollen, zusammenstürzte, als sich ganz Deutschland gegen den Tyrannen erhob, als der Völkerfrühling seine ersten Veilchendüfte über die Lande wehen ließ und nun auch aus der alten Travestadt die Franzosen vor den heranjagenden Kosaken Tettenborns davongezogen waren: da hob sich auch die Brust des alternden Overbeck in stürmischem Jubel. Noch einmal wurde er berufen, den Freistaat bei der Begrüßung der verbündeten Monarchen in Dresden und Breslau zu vertreten. Er reiste dahin ab. Aber die Zeitumstände wollten es, daß die französische Welle noch einmal zurückflutete. Noch einmal füllten sich die Straßen um das Rathaus mit den bunten französischen Uniformen. Davoust begann noch einmal sein Schreckensregiment. Und während der Senator in der Ferne den hellaufleuchtenden jungen Morgen grüßte, dämmerte er seinen Mitbürgern düster genug herauf, als die Schergen Napoleons am 17. Juli auf dem Walle vor dem Mühlentor

das letzte Opfer, den Familienvater Prahl, trotz der verzweifelten Bitten von Frau und Kindern, zum Tode führten. Von den Dächern der Häuser an der Stadtmauer, nahe jenem Tor, lugten an jenem Morgen bleiche Gesichter nach der Bastion Schwansort hinüber, wo das Frühlicht die jammervolle Exekution beleuchtete. Den aufflammenden Geist der Befreiung niederzuhalten vermochte diese Gewalttat nicht, den Grimm anzufachen, bedurfte es ihrer kaum noch. Als am 5. Dezember Bernadotte, der einst die Stadt eingenommen hatte, nun aber als Befreier kam, in Lübeck einzog, begrüßte ihn kein lauter Jubel wie einst im März die Russen. Man war erschöpft durch das, was man seither hatte erleiden müssen.

Overbeck kehrte etwas später — nicht ohne Gefahr und auf Umwegen — in die Heimat zurück. Das Weihnachtsfest ward diesmal allen zu einem Dankfeste. Aber wie warm die Herzen sich zueinander drängen mochten, zum Jauchzen fanden sie noch nicht wieder Lebensmut genug; sie schluchzten in die Dämmerung hinein.

Da traf im Hause an der Königstraße aus Rom die Kunde ein, daß Fritz Overbeck zum katholischen Glauben übergetreten sei.

Lange saß der Vater an diesem Abend ohne Licht. Er starrte in die Winkel des Zimmers, aus denen Schatten krochen und sich aufrichteten wie hagere Gestalten mit flatternden Soutanen und flachen Hüten, die sich düster um ihn hinhockten und ihn höhnend betrachteten. Vergangene Zeiten tauchten vor ihm auf und glitten im Fluge, klar bis in alle Einzelheiten, vorüber. Hatte er eine Schuld auf sich geladen? Lag der Keim zu solcher Wandlung in diesem Hause? in dieser Weihnachtsdämmerung? in seinem ewigen Sichvertragen? —

Aber dann straffte er gelassen den Körper und schüttelte ruhevoll den Kopf: Gewiß nicht! Fritz hatte in anderer Dämmerung gesucht — hatte mit einer andern Leuchte eine andere Heimat gefunden als die des Elternhauses. Sie, die andern alle, waren noch heute wie sie gewesen waren. Vielleicht hatte Rom es über ihn vermocht — vielleicht die Freunde oder das bunte neue Leben — die römische Sonne. Doch schließlich entkeimte ein jeder Entschluß dieser Art den nie zu erforschenden Tiefen des eigenen Herzens. Man sollte dazu nichts weiter sagen.

Wohl dachte er auch einmal an Voß und Stolberg; doch das, was er selber jetzt erlebte und empfand, mit dem zu vergleichen, was Voß damals so heftig erregt zu haben schien, fiel ihm nicht einmal ein.

Die Tage dunkler Not hatte sein Sohn ja nicht miterlebt, die ihn, den Vater, jetzt so vieles ahnen gelehrt hatten, was ihm einst, als er noch harmlos heiter den Anakreon nachgedichtet hatte, weltenfern gelegen hatte. War auch sein eigenes Heim damals bei der Plünderung verschont geblieben, hatte eine höhere Hand in den Schreckenstagen über ihn und seine Familie sich schützend ausgestreckt: so hatten sie alle doch das Los der Stadt — ja, das Deutschlands hier wie ein eigenes erlebt. Fritz war fern gewesen. Er war aus den Dämmerungen, wo von einsamen Kerzen riesenhafte Schatten an die Wände hinaufgeworfen werden und die Seelen erschauern und dazu heimlich und leise machen, hinausgeschritten unter den leuchtenden Himmel Roms, um mit dessen Glut seine Träume zu erfüllen . . .

(Schluß folgt)



Unveröffentlichte Freundschaftsbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck

Mitgeteilt von Sophie Charlotte von Sell

(Schluß)

Leider ist aus dieser Zeit kein Brief mitzuteilen — vermutlich sahen sich die Freundinnen in diesen Monaten öfters. Wie innig die Freunde Stolberg an Bismarcks Bestrebungen teilnahmen, davon zeugt ein prophetischer Ausspruch des Grafen Eberhard, den er in den Mobilmachungstagen zu Robert von Keudell tat, und den dieser in seinen Erinnerungen mitteilt: „Hoch in der Luft schwebt eine Kaiserkrone! Will's Gott, so wird sie sich heruntersenken auf das geheiligte Haupt unseres Kriegsherrn."

Bald kam Gräfin Maria für einige Zeit zu Bismarcks zum Besuch. Nach ihrer Abreise sagte der Fürst: „Es ist eine Erquickung, sie um sich zu haben." Und als die Fürstin zwei Jahre später wieder in großer Sorge um ihren Gatten war, verlangte sie stürmisch nach der Freundin:

„... Dann verbrachte ich Tage und Nächte in solchem großen Herzweh um mein Geliebtestes — daß ich nichts mehr konnte als immer bei ihm sitzen, um alles zu versuchen, ob's ihm Linderung schaffe — was leider bis jetzt so ganz vergeblich gewesen! Seit 10 Tagen ist mein Armes so furchtbar krank an Adern- und Nervenschmerzen, die ihn nicht schlafen, nicht essen und ihm kein bißchen Ruhe lassen. Ich meine, er wäre noch nie so elend gewesen — so unausgesetzt von rasenden Schmerzen geplagt, die nur durch Morphium erträglich werden, welches gräßliche Pulver ihn so entsetzlich angreift, daß er in solcher tiefen Mattigkeit daliegt, sich kaum rühren und nur so leise sprechen kann, daß man sich totweinen möchte bei dem Jammer-Anblick! Struck, Lauer, Zwingenberg haben alle ihr Heil versucht — ganz wirkungslos — und stehen nun da, wie die Schafe — die sie au fond alle sind — ich meine alle Doktors — und wissen gar nichts mehr, und was ich dabei ausstehe, das kann kein Mensch fassen. Gott weiß es — und Er allein kann helfen — das weiß ich wohl und flehe zu Ihm Tag und Nacht, jede Minute — aber noch hört Er's gar nicht. Ach, Marie, meine einzige, liebste, süße Marie, hilf Du mir mit Deinem starken Glauben — meine Zuversicht ist am Ausgehen — ich bin so müde von Seufzen und Hoffen, weil's immer vergeblich war.

Welch himmlischer Trost würde mir's sein, einmal in Deine geliebten Augen zu sehen, Deine süße Stimme zu hören — und wenn Deine Heiserkeit besser und Du eine Stunde für mich übrig hättest — wie 100 000mal wollte ich's Dir und Gott danken [Gräfin Stolberg war bei ihrer Schwiegermutter in Potsdam]. — Herbert kam gestern von Dresden — weil er in den Zeitungen von der Krankheit gelesen — gar keine Briefe bekam und sich um seinen liebsten Papa ängstigte — den er so verändert findet, daß er ihn nicht ohne Tränen ansehen kann und nun mit uns furchtbar um ihn sorgt. Es ist meinem geliebten Bismarck diesen Winter so gut ergangen, daß ich in einer dankbaren Freude ohne Ende war — woher und wodurch

er nun plötzlich so entsetzlich leiden muß — man grübelt so viel, und findet's doch nimmer! ..."

Auch von freudigen Ereignissen muß Gräfin Stolberg sogleich benachrichtigt werden. Am 25. September 1878 sandte ihr die Fürstin eine Drahtung: Ihre Tochter, die einige Jahre vorher ihren Bräutigam durch den Tod verloren hatte, war die Braut des Grafen Rantzau geworden. Schon am selben Tage begann Johanna einen Brief an die Freundin, den sie aber erst am sechsundzwanzigsten beendete:

„Mein Wollen ist immer vorzüglich, energisch bis in die Wolken — das Vollbringen aber stets mangelhaft zum Weinen — und so kam ich gestern mal wieder nicht weiter und war heute den ganzen Tag im Schwirr, bis ich endlich die ruhige Mitternachtsstunde fasse, um Dir für Dein geliebtes Telegramm innig zu danken und Dir zu sagen, daß Maries Herzenshimmel so blau wie die herrlichsten Kornblumen, ihre Augen so strahlend wie zwei Sonnen, und ihre ganze Stimmung so rosenfarbig wie der schönste Frühlingsgarten. Ja, ich kann Gott nur preisen, daß Er ihr nach allem zermalmenden Jammer vor 3 Jahren — jetzt noch ein so großes Glück geschenkt; und wenn ich sie darin sehe, denke ich nicht an mich — wie schwer es mir werden wird, mein geliebtes Kind fortzugeben — sie ist so ganz zufrieden und Graf Rantzau ein so lieber, prächtiger Mensch durch und durch, daß man wohl erwartungsvoll in ihre Zukunft schauen mag. Gottes Segen wolle sie geleiten und seine Hand sie führen, dann wird ihr Glück gewiß dauernd sein!"

Nach langer Pause finden wir einen Brief der Fürstin aus Varzin vom 14. Januar 1880:

„Hast Du wohl noch einen einzigen Funken Freundschaft für mich in Deinem wundervollen Herzen, oder ist jetzt alles gestorben, und magst Du rein gar nichts mehr von mir wissen? Ach bitte, bitte, denke nicht ganz schlecht von mir und verschließe nicht Dein geliebtes Ohr noch Deine Türe, wenn ich schüchtern, zaghaft, leise anzuklopfen wage, um Dich innig zu grüßen und unermeßlich zu lieben, wie immer, und — wenn es möglich wäre — heute noch viel mehr. Ach, meine teure Marie, wäre ich eben bei Dir und könnte Dir erzählen, wie gräßliche Monate voll Angst und Jammer hinter mir liegen — du würdest tiefes Mitleid mit mir haben und ganz verstehen, daß Feder, Hände, Zunge — alles erlahmen mußte, und ich oft kaum halb lebte bei all dem Elend, welches seit Gastein fast ununterbrochen auf uns eingestürmt! Ja, gewiß — der Augenblick, da heute vor 7 Wochen unser liebstes kleines Würmchen geboren wurde, ist der einzige helle Lichtblick dieses langen, trüben Herbstes und Winters gewesen, und sein niedliches, gottlob immer gesundes Dasein hielt mich aufrecht, wenn ich — ach so oft! — schier verzweifeln wollte. Ich wollte Dir sein kleines Erscheinen gleich melden, meine geliebte Marie, hatte die Anzeige schon halb adressiert im Mäppchen, wußte aber leider nicht Deinen augenblicklichen Wohnort, und ehe ich Gewißheit darüber durch Deinen regierenden Vetter empfangen, warst Du mir mit Deinem geliebten Telegramm zuvorgekommen und schicktest dann noch das reizende Jäckchen zu Maries großer Freude und Jüngchens höchstem Staat; — so blieb die Annonce zurück, und ich wollte Dir täglich schreiben, dankend, liebend, klagend — aber nichts habe ich getan, die Tage

vergingen von früh bis spät mit der Pflege meines liebsten Mariechens, und außer den kurzen Berichten nach Varzin habe ich nie Zeit noch Ruhe gefunden, meine alte dürftige Feder in Cours zu bringen.

Mariechen hat unsäglich ausstehen müssen ... und sich nur schwer erholen können, und während ich Tag und Nacht um sie sorgte, bin ich fast gestorben vor Angst um meinen geliebten Bismarck, der hier zum zweitenmal sehr bedenklich erkrankte (einmal schon im Oktober, als wir eben eingezogen, wovon er kaum genesen, als ich zu Mariechen ging), und wenn Herbert mir die schlimmsten Tage, an denen er so furchtbar an Gallenkolik und Adergeschwulst gelitten, auch verheimlichte — nachher erfuhr ich's doch und ängstigte mich, trotz täglicher Versicherungen, daß die Gefahr vorüber und die Besserung fortschreite, rein zuschanden. Sie wollten zum Weihnachtsfest zurückkehren, dann zu Herberts Geburtstag, dann zu Neujahr, zu Dreikönigstag, aber immer mußte es verschoben werden, weil die Kräfte meines Armchens für die weite Fahrt noch zu schwach waren — Billchen kam von Straßburg, und als er Bismarck und Herbert nicht in Berlin fand, ist er zu ihnen hingeeilt — wo er leider auch gleich erkrankte und von Herbert nach einigen Tagen zurückgeleitet wurde — und nun hatte ich Pflege in der Wilhelm- und Dorotheenstraße und Sorge um Varzin — und ich muß doch rasend robust sein, daß ich diese trostlosen Zustände überwunden, ohne umzuklappen, worüber ich mich eigentlich nebenbei ewig wundere. — Als Billchen so weit war, daß er sein Bett verlassen konnte, und Mariechens 6 Wochen um waren, bin ich hierher zurückgekehrt und bleibe nun natürlich bei ihm, bis er sich stark genug fühlt, die Reise zu machen ..."

„Einige Stunden mit Dir, Du Geliebteste," schreibt Fürstin Johanna einmal, „sind wie erfrischend belebender Frühlingsregen für einen ganz verwelkten Garten, und wie ich danach verlange, wie's mir nottut — das kannst du gar nicht ausdenken, nur sehen und fühlen ..." Sie wußte eben, daß sie für alle ihre nie aufhörenden Sorgen stets Verständnis und Teilnahme bei Gräfin Stolberg fand.

Von der Feier des 70. Geburtstags des Altreichskanzlers berichtet folgender Brief:

Schönhausen, 7. April 1885.

„Alle Tage wollte ich Dir für Deinen süßen teuren Brief danken und überhaupt viel schreiben, aber immer fand ich tags keine ruhige Stunde dazu und war abends zum Umfallen müde von all den herrlichen Eindrücken und dem wundervollen Geburtstagstrouble, über den die Zeitungen genugsam berichtet — von dem Du aber doch nichts ordentlich wissen und mitempfinden konntest, weil Du's nicht selbst erlebt, und daß dies nicht geschehen; werde ich ewig beklagen, meine einzige Marie — Du kannst es wirklich gar nicht ausdenken, w i e wunderschön es war!

Und alles ging so glatt und gut, das Wetter war bezaubernd, die Begeisterung der Menschen unendlich, der Kaiser ohne Maßen gnädig, herzlich, — Blumen, Geschenke ohne Ende — und mein Geliebtestes gesund von Anfang bis Ende! Gewiß, es waren überwältigend schöne Tage, und Gott sei tausendfach gelobt für alles, auch besonders dafür, daß mein Liebstes gesund geblieben und wir vorgestern hierherfahren konnten, wo die Ovationen und Rührungen wieder kein Ende nahmen — wir gestern das neu geschenkte Schönhausen begrüßt, dessen Felder Bismarck und Söhne mit Inspektor und Dietze gestern besichtigt, während ich Besuch bei

alten lieben Dämchen im Dorf machte, und während die Männer heute den Wald anschauen, benutze ich die Zeit, um bei Dir zu sein, meine geliebte Marie, nachdem wir vorher das gute alte Haus, Garten, Ställe durchwandert, und ich mit großer Rührung Wiege, Wägelchen und vielem Spielzeug begegnete, welches teils seit Mariechens und Herberts Geburt hier steht, teils von Frankfurt hergeschickt worden und worin — wie in alten Bismarck-Briefen (von 1849) — ich eben stundenlang mit Hochgenuß gekramt habe, und mir furchtbar uralt erschienen, nachdem ich so ganz in die köstliche Jugendzeit untergetaucht war, in der ich mich gar nicht wiedererkannte — und gar nicht glauben kann, daß ich's gewesen. Es war wie ein süßer, seliger Traum, aus dem ich eben ins klapprige, nüchterne, kranke, trockene Alter hinein erwacht bin. — Ich habe heut' und gestern in aller Stille so viel durchlebt, daß mir — wenn wir abends nach Berlin zurückkommen — sein wird, als sei ich viele Jahre fern gewesen."

Inwieweit der Liebeswille der Fürstin ihre eigenen Leiden überwand in dem Augenblick, wo eins ihrer Lieben ihrer bedurfte, davon zeugen einige Zeilen vom Krankenbett ihres ältesten Sohnes, der im April 1886 an Lungenentzündung darniederlag:

„Mein altes Asthma ist in dieser Angstzeit ganz verschwunden, aber wie gern hätt' ich's wieder, wenn ich dadurch meinen Herbert gesund machen könnte!"

Dann berichtet sie der Freundin, er sei glücklich zur Erholung nach Homburg abgereist, und sie „zunächst zusammengeklappt".

Welche Freude, wenn Gräfin Stolberg in Berlin weilt, und man ein Beisammensein einrichten kann! Da flog dann wohl ein Zettel wie der folgende zu ihr: „Heute wieder Rout — von 2—4, immer so Leute, die ich nicht abweisen konnte, und die sich so kettenhaft folgten, daß ich kein Momentchen zu der innigen dringlichen Frage fand, ob Du heute bei uns essen magst und was — mein Engel? Bitte sag' ja:— und bestelle Dir gernhabendes Essen bei Deiner grenzenlos liebenden J. v. B."

Aus dem ereignisreichen Jahre 1888 sei ein Brief vom 24. Juni mitgeteilt:

„... Ich sah ja nicht viele Leute, weil ich immer krank war, ganzen Winter hindurch, und drum auch nirgends hingehen konnte — dann wurde ich bettlägerig krank — im März 14 Tage — und Pfingsten abermals so sehr, daß Schweninger meinte, es sei dicht am Auslöschen gewesen — und seitdem hält er mich so abgeschlossen von aller Menschheit, daß ich — obgleich schon seit 3 Wochen aufgestanden und im Garten schleichend — niemand sehen soll, um nicht zum Sprechen aufgefordert zu sein — so erfahre ich schrecklich wenig, was in der Welt passiert — Herbert und Bismarck erzählen fast nichts — die Zeitungen lügen fast immer — wenn mir die gute Wallenberg nicht ab und an schriebe — wäre ich wie auf einer wüsten Insel — und das ist nicht heiter! — Es war überhaupt einer der traurigsten Winter, die man erlebt — der Tod des Kaisers Wilhelm, der so plötzlich kam, ging Bismarck und uns allen furchtbar nahe — wie Du wohl begreifen wirst. Gerade, weil wir ihn so lange haben durften, wurde es so besonders schwer, ihn zu verlieren! — Dann die 3 Monate Hangen und Bangen mit dem armen Kaiser Friedrich — wo's alle paar Wochen hieß, die Nacht würde es zu Ende gehen — und seine schrecklichen Leiden anzusehen, die er mit so unbeschreiblicher Geduld trug, immer nur

freundliches Anschauen für seine Umgebung hatte — das war entsetzlich ergreifend und angreifend und — vieles drum und dran sehr schwer für armen Bismarck. Nicht vom Kaiser — o, nein! Der war immer gut und lieb — aber — — — Wie nun alles werden wird? Noch ist nichts bestimmt. Aber der junge Kaiser zeigt sich ganz vortrefflich, und Gott möge und wird ihn stärken mit Weisheit und Ruhe, alles herrlich hinauszuführen. Wenn die ersten Aufregungen und Einrichtungen, Reichstag, Vereidigung usw. vorüber — will Bismarck aufs Land, Herbert nach Königstein, und ich soll — zu meinem großen Leidwesen — wieder nach Homburg. Warum? weiß ich nicht. Geholfen hat's mir gar nichts, und ich bliebe so schrecklich gern zu Hause..."

Nach Beendigung der Homburger Kur und längerem Aufenthalt mit dem Fürsten in Kissingen berichtete Johanna:

Friedrichsruh, 13. September 1888.

„... In Homburg sollte ich gewaltige ‚Widerstandskraft' gegen alles Elend einnehmen — es ist mir aber leider nicht gelungen, trotzdem ich mich 7 Wochen von dem lieben ‚zu Hause' und meinem Geliebten hier trennte in großer Selbstverleugnung und dort alles tat, was man von mir verlangte. Es ist wohl nichts mehr mit mir zu machen, das Öl auf der alten Herzenslampe will nicht mehr brennen — und so muß man eben verbraucht werden, so gut oder schlecht es geht. Sehr reizend waren die häufigen Besuche meines geliebten Billchens mit Sybille, und meines geliebten Herbert — und ich war auch 4mal in Hanau, um mich ihrer und der süßen Kinder [des Grafen Wilhelm Bismarck] sehr zu freuen — auch der tägliche Verkehr mit meiner lieben Marie Meister beglückte mich hoch, und Homburg ist ja hübsch genug, um gern dort zu sein — aber gesund wurde ich gar nicht, kehrte leider elender zurück, wie ich hinging, und beunruhige meine Geliebten hier jetzt sehr durch meinen etlichen Husten, Heiserkeit und vermehrtes Asthma. Mit Gottes Hilfe wird's wieder besser durch Emser Krähnchen, Hyosciamus und noch allerlei, was ich energisch schlucke, um für Dein geliebtes Hiersein nicht mehr so kläglich dreinzuschauen ..."

Wie in der Liebe, war die Fürstin auch im Anwenden von Heilmitteln fürs Ungemessene; Emser Brunnen und Homöopathie wurden gleichzeitig eingenommen nach dem Grundsatz: Viel hilft viel.

Noch eine große Freude hatte das Leben nach der schweren Zeit von Bismarcks Verabschiedung für die immer mehr leidende Fürstin. Sie hatte, wie sie einmal an ihre im vorigen Brief erwähnte Freundin Frau Meister schrieb, fast die Hoffnung aufgegeben, daß ihr ältester Sohn sich noch verheiraten würde. Um so größer war das Glück der Mutter, als er sich mit Gräfin Marguerite Hoyos verlobte. Gleich muß die Freundin davon Mitteilung erhalten. Selbst eine Stelle aus einem Briefe des Bräutigams wiederholt sie ihr und fährt dann fort: „Mein ganzes Herz strömt über in Jubelhymnen, daß der liebe Gott es mit meinem geliebten Herbert so wohl gemacht hat! Er segne ihn und sie jeden Tag, jede Stunde ein sehr langes Leben hindurch, und lasse uns noch ein Weilchen diese ihre Wonne mit anschauen! —" Als dann die Braut nach Friedrichsruh zum Besuch kam, war es „ihre überfließende Herzenswärme", die das heiße Herz der Schwiegermutter völlig gefangennahm. „Gott Dank! Gott Dank! muß ich immer wiederholen", heißt es in einem Brief vom 16. Juni 1892.

Noch ein Brief aus diesem Sommer — nach der Reise der Eltern Bismarck zur Hochzeit in Wien und nach Kissingen — sei hier mitgeteilt:

Schönhausen, 5. August 1892.

„... Während unseres schönen, herzerquickenden Triumphzuges durch Süddeutschland, am lieben Hochzeitstage und nachher — immer dachte ich: sobald ich in Kissinger Ruhe bin, schreibe und danke ich viel für den geliebten Wiener Brief! Ruhe gab's aber diesmal gar keine in der Oberen Saline, und den 16ten hatte ich wieder einen wundervollen Brief von Dir — so reizend lieb, wie nur Du schreiben kannst, der mein Herz und Seele ganz zu Dir hinüberzog, was ich Dir in höchster Freude gleich sagen wollte, und wieder wurde nichts daraus. Es war eben zuviel los bei uns. Nach jeder Berliner Gemeinheit fand sich eine herrliche Anerkennungs-Kundgebung ein — kleiner, größer, riesig, massenhaft: von Tübingen, von Jena, Schweinfurt, Stuttgart, Heilbronn, Heidelberg, Frankfurt, Coburg, Hessen und von Kissingen alle Tage — spielende, singende Ständchen — so daß man nie recht zur Besinnung kam. Es war ja gewiß wundervoll; was man gelesen, war nichts gegen die Wirklichkeit, und ich voll stetem Dank und Freude, daß man meinen geliebten Bismarck so jubelnd, jauchzend verehrte, wie er's reichlich verdient, was ihn auch immer herzlich freute und rührte ... Z. B. in Weimar, Magdeburg, Halle usw. hatte man strengen Befehl, sich fernzuhalten. Die Menschen kehrten sich aber keine Spur daran. Tausende standen auf den Bahnhöfen, soweit das Auge reichte und irgend Platz war — alles stramm, voll in freudigster Begeisterung, sich heiser Hurra rufend. Dem Allerhöchsten Onkel hatte der Allerhöchste Neffe sein Nichterscheinen zur goldenen Hochzeit verkündet — wenn er die freudigen Demonstrationen nicht hindern würde. Was Karl Alexander geantwortet hat, weiß ich nicht — aber daß halb Weimar auf dem Bahnhof war, immer hochrufend, sehr froh erregt, ist sicher. Die Hochzeit unseres lieben Herbert war glänzend und sehr schön —. Herberts sind 3 Wochen im Engadin gewesen, dann 14 Tage bei uns in Kissingen; der liebe Junge hatte keine Ruhe, fern vom Papa, bei den ewigen gemeinen Schmähungen gegen ihn aus der Wilhelmstraße. Dann sind wir mitsammen hierhergekommen, wo es reizend war und ist und man seine höchste Wonne erlebt an dem großen Glück der vielgeliebten Beiden ..."

Viel Schweres hatte Johannas heißes Herz durchzukämpfen in den zwei Jahren, die sie noch an der Seite des geliebten Mannes weilte. In einem Brief an Gräfin Stolberg gestand sie, daß sie jetzt am liebsten die Psalmen läse, in denen es hieße, daß des Herren Grimm die Feinde zermalmen werde; daß sie aber gar nicht begreifen könne, daß die Feinde ihres Otto noch immer vergnügt umherlaufen dürften.

Ihr Leben war qualvoll in diesen Jahren. Sie war schwer krank, die Ernährung sehr erschwert; wegen ihres Herzleidens war sie oft zum Dursten verurteilt. Aber immer versuchte sie ihrer Umgebung ihr schlechtes Befinden zu verbergen; immer war sie voller Teilnahme und Liebe für alte Freunde und Verwandte, sorgte rührend für das Behagen ihrer Gäste und geleitete Abreisende — wenn es ihr Zustand irgend gestattete — selber bis an den Wagen. Wie mancher entsinnt sich ihrer noch bei herbstlichem Wetter in ihrem rotseidenen Pelzumhang! Schwäche und körperliches Leiden nahmen immer zu, bis die Lebenskraft völlig aufgezehrt

war; so wie es — nach dem Ausspruch ihres Arztes — selten bei dem Tode eines Menschen der Fall ist. Es war, als ob die Energie dieses liebeglühenden Herzens den Lebensfaden ein wenig länger zu spinnen vermocht hätte. Am 27. November stand es still.

Gräfin Stolberg überlebte ihre Freundin einige Jahre, in ihrem Herzen die Erinnerung an die Vorangegangene treu bewahrend. Als ich mein Buch über die Fürstin Bismarck begann, wandte ich mich auch an Gräfin Stolberg. In einem liebenswürdigen und warmherzigen Brief erhielt ich feine Winke für die Beurteilung des Charakters der Verstorbenen.

Der Mensch Bismarck ist untrennbar von der Gestalt seiner Lebensgefährtin. Ihr ältester Sohn sagte von ihr: „Mein Vater hätte sein anstrengendes Leben gar nicht ertragen, wenn er sie nicht gehabt: dies treue Herz, diese unermüdete Fürsorge, das tiefe Ausruhen bei ihr." Der Heros Bismarck mußte so geliebt werden. Darum ist nähere Kunde von Fürstin Johanna zugleich ein Vertiefen in seine Wesensart. Wenn wir auch heute nur in Trauer und Scham zu Bismarcks Bild aufschauen können — wir müssen dennoch immer wieder den Blick darauf richten und von ihm uns den Weg weisen lassen aus dem Dunkel der heutigen Zeit in eine Zukunft, wo wir uns nicht mehr zu schämen brauchen, Nachfahren dieses Mannes zu sein. Die Kraft zu diesem schweren Wege kann uns aber nur eine geben: heiße, unermüdete, sich nie genug tuende Liebe, wie sie Johanna ihrem Gatten durch achtundvierzig Jahre bezeugte, wie sie der große Bismarck für das Vaterland empfand, in dessen Dienst er sich verzehrte.



Goldene Geister · Von Gustav Schüler

Nun sprang die Nacht in Stücke,
Und eine Sonnenbrücke
Baut sich vom Himmelsrand,
Drauf goldene Geister streben
Mit Balsamkraft ins Leben,
Mit Sternenduft zum Erdenstrand.

Hier ist viel großes Kranken
In Seelen und Gedanken,
Viel Nacht an Sinn und Kleid —
Springt in die kalten Schatten
Und lindert das Ermatten!
Die Banner auf zum heiligen Streit!



Die Hirten in der heiligen Nacht

Aus einem ungedruckten Krippenspiel von Friedrich Lienhard

Vorspruch

Vom Himmel hoch der Lichtgesang
Weht wieder hell die Welt entlang
Und bringt die alte gute Mär
Aufs neue durch die Nacht daher.

Dies ist die heil'ge Weihenacht!
Die Weihe wird der Welt gebracht:
Des Lichtes und der Liebe Sohn
Steigt selbst von seinem Sonnenthron.

Er kommt und strahlt, ist leuchtend weiß,
Taucht in die Nacht voll Haß und Eis,
Er flammt sie an, er schmilzt sie frei —
Da wird der Winter wieder Mai.

Er ist ein Kind, ist waffenlos,
Mit Sonnenaugen gut und groß,
Kommt mit der Lichtschar erdenwärts
Und sucht sein Eigentum: dein Herz!

Er ist ein Jüngling, baldurschön,
Von seinem Munde geht Getön;
Und wenn dein Herz vernimmt den Klang,
Wird dir nach Licht und Liebe bang.

Wenn du geschaut sein Augenpaar,
Wird deine Seele selber klar;
Wenn dich ergriff sein reiner Strahl,
Erglüht in dir der heil'ge Gral.

O Gotteskind, o Sonnensohn,
Schau her, wir stehn und warten schon!
Von ganzem Herzen sind wir dein — —
Kehr' ein bei uns, Christkind, kehr' ein!

* * *

Durch die Dunkelheit, zu leiser Orgelbegleitung, ertönt zunächst das Evangelienwort (Luk. 2, 8 u. 9): „Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde" usw. Dann geht der Vorhang auf: es ist tiefblaue Nacht.

Der erste Hirte (uralt, steht und ruft): Hüter in der Nacht! Hirte im Osten! Wachst du?
Stimme des zweiten Hirten: Ich wache und warte.
Der erste Hirte: Hüter in der Nacht! Wächter im Westen! Wachst du?
Stimme des dritten Hirten: Ich wache und warte.
Der erste Hirte: Worauf wartet ihr?
Stimmen der beiden anderen: Auf das Heil aus der Höhe.
Der erste Hirte: Kommet her, meine Brüder! Wir wachen gemeinsam.

(Von links und rechts kommen die beiden Hirten: der eine im mittleren Alter, der andere jung.)

Der erste Hirte: Wie heilig diese Nacht! Wie groß und blau!
Ist's ein geheimnisvoller Tempelbau?
Dritter Hirte: O Brüder, es ist schier unheimlich stumm.
Der erste Hirte: Die Schalen, die der Herr in Händen hält,
Sind nun im Gleichgewicht. Still steht die Welt.
Ich ahne, Brüder: eine Zeit ist um.
Zweiter Hirte: Die Nacht hat keinen Mond, nur Sternenschein.
Wir warten auf der weiten Welt allein.

Der erste Hirte: Wir wachen und warten, doch Trost bleibt fern;
Wir warten auf die Offenbarung des Herrn.
Alle drei: Wir warten auf die Offenbarung des Herrn.

(Pause.)

Zweiter Hirte: Wann sinkt die Zeit der bitt'ren Sklaverei?
Mein ältrer Bruder, sprich, wann sind wir frei?
Ich spüre nichts von Tempel oder Dom,
Herodes haßt — und es zertritt uns Rom.
Es front und zinst und flucht die halbe Welt,
Und wer sich nicht duckt, wird vom Schwert gefällt.
Weitum nur Nacht, Nacht, Nacht! Kein Morgenrot!
Ist das noch Leben, Brüder? Oder ist es Tod?

(Er setzt sich nach morgenländischer Art und stützt traurig den Kopf.)

Der erste Hirte (die Hand am Auge): Ich überschatte mein Auge mit meiner Rechten:
Wann kommst du, Herr und Heiland, zu deinen Knechten?
Ich hebe mein Ohr zu diesen Sternenchören:
Frohbotschaft Gottes, wann darf ich dich hören?
Der dritte Hirte: Unheimlich diese mitternächt'ge Stund'!
Es heult um die Hürden kein Schakal, es bellt kein Hund;
Sogar die Schlange der Höhlen schläft erstarrt.
Wir aber wachen und warten — auf wen? auf was?
Der erste Hirte (mit erhobenen Händen, stark): Herr der Liebe, komm' und erlös' uns vom Haß!
Der zweite Hirte (ebenso): Oder hat uns Hoffen und Harren genarrt?!

(Es glüht in der Ferne plötzlich ein hellroter Schein auf.)

Der dritte Hirte (die Hand ausstreckend): Dort! — Seht dort! — Dort am Himmelsrand!
Es brennt! Dort steht ein Haus in Brand!
Der zweite Hirte: Dort brennt kein Haus — dort brennt die Luft!
Horcht da — seht — horcht! Eine Stimme ruft!

(Der Glanz wächst immer mächtiger an: man hört ferne Musik.)

Der erste Hirte (überwältigt): O Glanz! Die Ewigkeit öffnet ihr Tor!
Jauchzen — Anbetung — Engel kommen hervor!
In Staub, meine Brüder! Verhüllt euer Angesicht!
Der Herr braust her! Gott, der Allmächtige, spricht!

(Sie liegen alle drei auf dem Angesicht; der Vorhang fällt kurze Zeit, bis der Chor zu Ende ist.)

Der Chor singt: „O freudenreicher Tag!
O gnadenreicher Tag!
Maria auserkoren
Ein Kindlein hat geboren
Zu Bethlehem im Stall"... (drei Strophen)

[Das Lied mit Noten steht in der Sammlung „Fröhliche Weihnacht" von Georg Winter (Leipzig, C. F. Kahnt).]

Danach spricht die Stimme des Evangelienwortes (Luk. 2, 10—12): „Fürchtet euch nicht: Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids!" usw.

Unmittelbar hinterher singt der Chor (2 Strophen) des Liedes von Tersteegen (Melodie: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren", in Winters „Fröhliche Weihnacht", S. 171)

„Jauchzet, ihr Himmel, frohlocket, ihr Engel, in Chören!
Singet dem Herren, dem Heiland der Menschen, zu Ehren!
Sehet doch da:
Gott will so freundlich und nah
Zu den Verlor'nen sich kehren!" usw.

Nach Schluß des Chores geht der Vorhang wieder auf: die Hirten erheben sich aus der Betäubung; der Glanz verblaßt.

Der erste Hirte: Lebt ihr noch, meine Brüder? Seid ihr noch da?
Der zweite Hirte: Ach, älterer Bruder, deute, was uns geschah!
Der dritte Hirte: Wo ist mein Stab? Ich betaste mir Haupt und Haar —
Hab' ich die Engel geträumt? Oder ist es wahr?
Der erste Hirte: Setzt euch, erschrockene Brüder, daß Gott uns deute
Dies unerhört gewaltige Hier und Heute!

(Sie sitzen.)

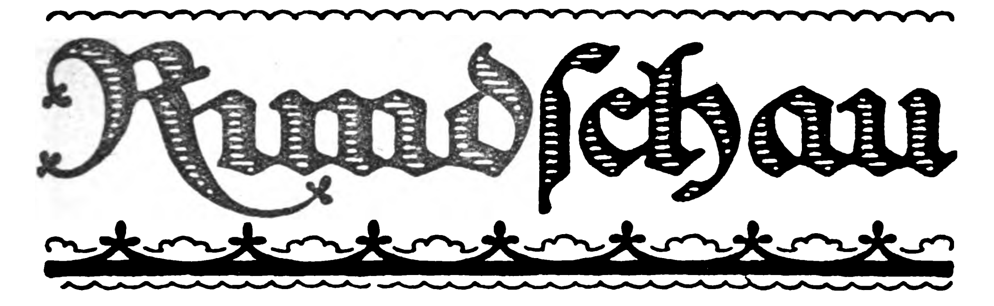
Gott, der Allheilige, war uns bisher fern:
Wir suchten ihn droben am Himmel, in Sonn' und Stern.
Nun habt ihr's gehört: er kam als Kind auf Erden.
Wartende waren wir, Wissende dürfen wir werden.
Was keinem schaubar schien, was keiner vollbracht:
Die Sonne Gottes erschien uns um Mitternacht.
Wir Hirten, nachtgewohnt, den Sternen vertraut,
Wir haben um Mitternacht die Sonne geschaut.
Nun kommt, meine frommen Gesellen, fürchtet euch nicht!

(Er steht auf.)

Wir suchen zu Bethlehem das leibgewordene Licht
Und dienen dem menschgeborenen Gotteskind.
Und da wir als Hirten in Treuen befunden sind,
So dürfen wir andere, edlere Herden führen:
Als seine Jünger wird uns der Heiland küren.
Er ist gekommen, ein Reich der Liebe zu gründen,
Wir dürfen mit ihm das Feuer der Herzen entzünden
Und Seelen sammeln um den Gottessohn — —
Kommt, kommt zu seiner Krippe, zu seinem Thron!

(Sie gehen ab; der Vorhang fällt.)





Unser kleiner Leutnant

Eine Weihnachtserinnerung aus den Kriegsjahren

Er war unzugänglich im Lazarett. Vielleicht war er seiner Jugend wegen zu stark darauf bedacht, den Abstand des Offiziers von der Mannschaft zu wahren. Daß er innerlich ängstlich und nervös abgespannt war, wollte er nicht merken lassen. So hielt man den verschlossenen, einsiedlerischen jungen Offizier für hochmütig.

Mein Mann sagte mir, daß er uns besuchen würde. Natürlich war ich dem kleinen verwundeten Leutnant von Herzen gut, als er kam, schwesterlich gut, weil er mich an meinen jüngsten Bruder erinnerte, ein wenig mütterlich gut, weil er in meinem Mann den älteren Berater suchte. Er war gewandt, unser Gespräch ernst und anregend; über seine Jahre reif schien er mir. Beim Abschied erzählte er von der Freude, daß seine Mutter bei ihm sei und täglich mit ihm wandere und musiziere. Zuweilen sah ich Mutter und Sohn bei Wind und Wetter vorübergehn zum Walde.

Dann, als sie ihn verlassen hatte, war er an einem Dezemberabend mit unseren Freunden bei uns. Weihnachten hoffte er in der Heimat zu verleben. Mich ergriffen ein paar hingeworfene Worte: „Es wird schön werden für die Eltern und für mich dieses Jahr zum Fest. An die Feiertage im vorigen Jahr darf ich nicht denken. Da war ich in einem französischen Gefängnis. Wir hatten schwere Nahkämpfe hinter uns. Im Gefängnis war unser Lazarett, ich leicht verwundet. Meine Nerven versagten. Ich habe getobt. Da kam ich in eine dunkle Zelle mit vergittertem Fenster. Das war mein Weihnachtsabend. Später sagte ich, es würde da nur schlimmer mit mir, und man ließ mich heraus." Kurz darauf redete er vom Kriege, sachlich, ruhig, ernst, wie ein Mann. Aber aus den wenigen Worten hatte uns eine tiefe Seelenqual angesehen. Dir war der Krieg eine tägliche große Not, die du nicht zu bewältigen weißt. Wie hilfsbedürftig fragten deine Augen: „Und wenn es für eine große Sache ist, macht es die Sache wieder gut, daß wir Menschen töten?" Ich dachte an die sorgende Mutter, und mein Herz fühlte mit ihr: „Mein kleiner Leutnant."

Dann baten wir ihn, zu musizieren. Er ging in lieber, bescheidener Art ans Klavier. Im Anfang schien er Beethoven zu spielen; aber quälend, unruhig, kraus wechselten Gedanken und Melodien, bis sie plötzlich hart und unbefriedigend in einem Walzer endigten. Ich hörte im Geiste Vaters starkes, klares Fantasieren. „Du wirst auch ein Mann werden", dachte ich.

Er bat nun meinen Mann und mich um ein Lied; und wir holten, während der Dezemberregen leise gegen die Fensterscheiben schlug, Peter Cornelius' Weihnachtslieder. Weißt du noch, Lieber, wie du mir diese Noten brachtest, wie du in jener erwartungsvollen Winterstunde zum erstenmal sangest: „Eilen die Hirten fort — eilen zum heiligen Ort — beten an in den Windlein — das Kindlein" —?

Unsere Herzen waren weit offen, unser Haus war ein heiliger Ort, in dem uns bald unser Kindlein beschert wurde. Nun bringen uns die Lieder jedes Jahr Weihnachtsandacht und Freude ins Haus. Und wieder sangest du: „Die Kinder haben des Singens acht, das tönt so süß in der

Weihenacht. — O, glücklicher Kreis im festlichen Raum, o, goldene Lichter am Weihnachtsbaum!" In dunkler Nacht wachen die Hirten im Haine — wie schwirren, fliegen, singen, jubeln die Engel umher: „Gott im Himmel sei Ehr' — und den Menschen hienieden sei Frieden!" — „Drei Könige wandern aus Morgenland" — wie männlich wandern sie, voll starker, innerlicher Freude! — von allen Liedern singst du dies schlichteste am schönsten. Sieghaft leuchtet der begleitende Choral. „Die Könige wandern, o wandere mit! Und fehlen Weihrauch, Myrrhen und Gold, schenke dein Herz dem Knäblein hold — schenk' ihm dein Herz!" — „Da kommt ein Greis geschritten, der fromme Simeon" — wie dankt die alte Stimme: „Nun lässest du in Frieden, Herr, deinen Diener gehn, — da du mir noch beschieden, den Heiland anzusehn!" Innig träumen die Lieder: „Das zarte Knäblein ward ein Mann — erlöst uns aus der Sünden Bann, doch neigt er freundlich immerdar und liebend sich zur Kinderschar." — „Da Lichter hell am Baum erglommen, ist mir's, als würd' ich Kindern gleich — als dürft' ich mit euch Kleinen kommen, zu teilen euer Himmelreich!" Kinderglück und Jauchzen lachen uns an aus dem frohen marschmäßigen Schluß: „Das einst ein Kind auf Erden war, Christkindlein kommt noch jedes Jahr! Danket ihm denn und grüßt es fein: auch euch beglückte Christkindlein!" — „Der guten Mär bring' ich so viel, davon ich singen und sagen will", jubelt indes die Klavierbegleitung.

„Das war schön! Ich hätte vorher gar nicht spielen sollen", sagte eine leise Stimme neben uns, und junge Augen sahen uns an, so tief bewegt und voll warmer Dankbarkeit, als hätten wir Anteil an Cornelius' ergreifender Erzählung von den Weihnachtsgaben, die eine göttliche Liebe uns bereitet hat, eine Liebe, die größer ist als alle unsere Vernunft. Seit diesem Augenblick nannten unsere Herzen ihn: „Unser kleiner Leutnant."

Peter Cornelius, es hat wahrlich gelohnt, daß du deine Weihnachtslieder gedichtet und gesungen hast — und wäre es nur für diesen einen dankbaren Blick!

Nach drei Monaten schrieb uns unser Leutnant eine letzte Karte aus den weißbeschneiten Bergen seiner Heimat: „Einen letzten Gruß. Ich bin hergestellt und bereit, wieder hinauszugehen!" Dann ist er nach drei Tagen in Frankreich gefallen.

Trotz aller Not des Krieges, die dich quälte, lieber kleiner Leutnant, fielest du um der Liebe willen für dein Volk, für uns und unsere Kinder! Nun „darfst du mit den Kleinen kommen, zu teilen ihr Himmelreich". Nun wird dein heißes Fragen Antwort haben, und du wirst ruhen nach deinem Opfertod — ein Kind in einer großen Liebe. Unser lieber kleiner Leutnant, wir danken dir!

Elisabeth Donath



Als Märchenerzählerin in Prag

Im November 1920 zog ich ins Böhmerland. Man hatte mich vor so später Wanderzeit gewarnt. Aber es war doch schön, gerade vor Weihnachten seinen Rucksack zu packen und mit Märchen — einem unsichtbaren Reichtum — hinaus in die Welt zu fahren.

Liebes Böhmen! Ich kam mit Hoffnungen und Wünschen zu dir, du unterdrücktes Bruderland!

Da war zuerst ein großes Fabrikdorf hinter der Grenze. Riesenweit dehnte es sich vor dem Gebirge aus, mit verschlungenen Wegen und den eigenartigen Oberlausitzer Fabrikantenhäusern. Der Lehrer ist auch einer von denen, die durch die schlimme Kriegszeit an einen anderen Platz gestellt sind, als sie ihn sich erstrebten. „Und so bin ich halt Volksschullehrer geworden," erzählte er, „ich fühle mich sehr wohl dabei und habe mich mit den Verhältnissen abgefunden. Wirken, für unser Deutschtum wirken kann ich hier gewiß noch mehr, als an anderer Stelle; und das ist doch die Hauptsache."

Wie bewußt sind hier alle deutsch! Wir im Reich könnten davon lernen. Sie müssen zusammenstehen gegen den Feind, der deutsches Sein und Denken ausrotten will.

Wir waren beim Pfarrer. Er brachte gleich die Grimmschen Bücher herbei. „Die habe ich jetzt alle durchgelesen," meinte er, „und wie viele Schönheiten sind mir da aufgegangen! Ich bin dazu gekommen, sie im Religionsunterricht zu verwenden; denn so manche Übereinstimmung besteht zwischen ihnen und der Bibel. Da ist z. B. der ‚Dumme'. Ist er es nicht mit seinem reinen Herzen, der am Ende immer glücklich davongeht? In der Bibel heißt es: ‚Selig sind, die geistig arm sind.' Dann weiter: ‚Selig sind die Barmherzigen' — und im Märchen regnen dem armen Mädchen Sterntaler vom Himmel, weil es alles, was es hatte, gutherzig weggegeben. So lassen sich noch viele Vergleiche finden."

Dann Märchenerzählen in der Realschule. Von allen Seiten strömten die Kinder. Ein Mädel stand vor der Schule schüchtern beiseite. Ich fragte: „Magst du nicht auch Märchen hören?"

Es nickte und wollte sich dabei wegdrücken: „Ich hab' kein Geld."

„Ach deshalb komm nur mit! Du kannst sogar ganz vorn sitzen."

Wie da zwei Augen strahlten!

Nachher hörte ich, daß es das einzige Kind nicht etwa armer Eltern wäre, aber — für das Kino war dort mehr Geld vorhanden.

Als ich in den Physiksaal trat, schlug mir eine Luft entgegen, daß ich kaum zu atmen wagte. Und hier sollte ich Märchen erzählen? Ich wand mich bis zu meinem Platz durch, der so hübsch mit brennender Lampe zurechtgemacht war. Die Tür stand offen, und davor quoll es noch von großen und kleinen Menschenkindern, die alle zuhören wollten. Rühren konnte ich mich gar nicht, denn eng umdrängten mich die Kinder. Mutig begann ich. Doch bald fühlten wir alle, so ging es nicht weiter. Also Aufbruch nach dem geräumigeren Zeichensaal, wo ich meinen Lehnstuhl auf die Zeichentafel hinaufsetzte.

„So, nun könnt ihr mich alle sehen." Ja, so war es recht, und Hunderte von Augenpaaren ließen mich nicht los, und Hunderte kleiner Herzen pochten bei den Schicksalen der Leute aus dem Märchenland.

Abends sangen die Buben noch Volkslieder zur Laute, und ich mußte dazwischen erzählen ...

Das war der erste Tag im Böhmerland. Und dann, nach allerlei Kreuz- und Querfahrten: welch ein anderes Bild! Prag! — — —

Prag! Ich fühlte mich ganz im deutschfeindlichen Ausland. Um mich herum nur die fremde tschechische Sprache, die meist unangenehm wirkte durch die vielen gehäuften Zischlaute und wohl auch durch das aufdringliche, laute und gespreizte Benehmen der Menschen, die sich überall und bei jeder Gelegenheit als Sieger zeigen wollten. Wenig liebten sie es, gefragt zu werden, wo die Siegesschlacht eigentlich stattgefunden.

Heimaterde, wie sehnsuchtsvoll liebt man dich in der Fremde! Mittag in der „Germania", dem deutschen Studentenheim, recht mäßig, aber billig und in drangvoller Enge. Wenn einer sich niedersetzte, stand schon ein anderer hinter ihm und wartete auf seinen Platz. Ein buntes Bild von Deutschen, Ungarn, Rumänen. In allen Gesichtern Gedrücktsein, tiefer Ernst und Schatten politischer Not. Vor acht Tagen hatte der wilde Pöbel hier im Hause gewütet. Die schöne Bibliothek von 23 000 Bänden war zerstampft und zerrissen auf die Straße geworfen worden! Zertrümmerte Fensterscheiben gaben noch Kunde von den furchtbaren Tag- und Nachtstunden. Mitten in der Nacht hatte die wüste Volksmenge die deutschen Studenten aus ihren Zimmern geholt und durch die Straßen gejagt.

Eine junge Studentin, die bei einer kleinen, beweglichen Französin wohnte, gewährte mir Gastfreundschaft, mußte mich freilich meinen Schicksalen überlassen, da sie mitten in Examensnöten steckte. So zog ich allein aus, nur mit dem tschechischen Stadtplan und dem guten Rat versehen, auf der Straße möglichst nicht deutsch zu sprechen, da ich gerade in der jetzigen aufgeregten Zeit leicht an den Unrechten kommen könne.

Madame R. erzählte, wie sie schon öfters auf der Straße von Tschechen angerempelt worden sei, wenn man sie mit Bekannten deutsch sprechen hörte, und wie man solche Unverschämtheiten dann mit tausend höflichen Entschuldigungen wieder gutmachen wollte, wenn sie mit ihrem fließenden Französisch sich derartiges Benehmen verbat. Neulich hatte man sogar die Gattin des englischen Botschafters belästigt, weil man ihre englische Unterhaltung von der deutschen nicht zu unterscheiden vermochte! Seither war man ein wenig vorsichtiger.

Wie verdrängt und schüchtern stand mitten in den hohen, modernen Straßen die alte Synagoge. Klein und eng der Raum. Schmucklose, braune Holzbänke. Der Altar nacktes Gestein, ein Teppichbehang, Leuchter. Zur Seite ein langbärtiger, weißhaariger Jude, der, ohne aufzuschaun, seine Gebete ablas und eintönig vor sich hinsprach. Auch hier waren große Kostbarkeiten im allgemeinen Aufruhr der letzten Tage zerstört worden.

Umgeben von neuen hohen Häusern der Judenfriedhof, der hinter Epheumauern sein uraltes Dasein verträumte. Bis in die vorchristliche Zeit reicht dieser Friedhof. Da sein Raum beschränkt war, schüttete man den Boden immer wieder auf, so daß die Gräber übereinander liegen. Kein Hügel, nur steil in die Höhe gerichtete Grabplatten mit verwitterten Inschriften. Abbildungen versinnbildlichten den Stand der Begrabenen. Eine kleine eingemeißelte weibliche Figur bedeutet Jungfrau, eine weibliche Figur mit Rose eine Braut. Familiennamen, wie Hahn, Löwe, werden durch entsprechend ausgemeißelte Figuren dargestellt. Keine Blumen bringt man den Toten. Auf den Grabsteinen waren Steinsplitter aufgeschichtet zum Zeichen der Verehrung. Je mehr solcher kleinen Steine, desto größer die Verehrung. Eine Grabplatte war über und über mit ihnen besetzt. Hier ruhte der sagenhafte Golem.

Durch verschlungene Ulices (Gassen) fand ich mich bis zur Moldau. Lustiges Eislauftreiben. Drüben ragte der Hradschin. Dämmerung sank, als ich seine Höhe erreicht hatte. In den Dom konnte ich nicht hineinkommen. Gerüste umstanden ihn. Man sagt, die Bauerei erreiche nie ihr Ende. Im Menschenstrom gelangte ich in eine der vielen Kapellen, dunkel, unheimlich. Graue, uralte Steinwände, hebräische Inschriften, aufgebahrte Särge, Reliquienschreine, Weihrauchstimmung durch modrige Luft, kein deutsches Wort, alles fremd und fern. Mich trieb es hinaus. Die Sterne zogen auf. Über der Stadt drunten breiteten sich weißliche Nebel, und die Lichter der Häuser blitzten hindurch. Eine Kinderandacht zog friedvoll durch meine Seele.

Unten stand ich auf einmal zwischen all den dunklen Gassen und merkte: ich hatte mich vollständig verlaufen. Ratlos suchte ich auf meinem Plan die tschechischen Namen, die ich an den finsteren Straßenecken kaum entziffern konnte. Dabei wollte ich in einer Stunde im Theater sein. Wahrhaftig, es fing mir doch an, ungemütlich zu werden. Sollte ich dort den Mann an der einsamen Ecke fragen? Aber ja nicht deutsch!

„Kristi la fakö žimistra ka finta ža mi tala poe žori žalasta kaez."

Ehrerbietiges Kopfschütteln. Er verstand kein Wort. Da winkte er Vorübergehenden — und plötzlich sah ich mich von einer Menge Herren umgeben, die neugierig zuhörten.

„Žamistala kari žami möristka?"

Dann breitete ich meine Karte aus und, immer auf die Karlsbrücke zeigend: „Krasi mori flami vleži korist, most Karluv."

Einer trat vor: „Greque?"

„Non."

Sie rieten untereinander. „Russian?"

„Parlez-vous français?" „Speak you english?"

„Un peu." „A little."

Es waren lauter Tschechen. Endlich einer: „Speak you german?"

Ich, radebrechend: „Ah deutsch? O ja, kann ich sprechen auch deutsch etwas."

Also dieser Eine: „Gnädige sind auf falschem Wege?"

„Ja, habe ich verloren Richtung vollständig, will Most Karluv."

„Da hinunter und dann da und dann rechts."

„Oh, vielen Dank."

Gott sei Dank, ich war diese Menschen los! So recht geheuer fühlte ich mich doch nicht in meiner Haut. Aber lachen mußte ich, lachen über meine Sprache, die mir so köstlich geholfen und — die lauter Unsinn war! Wenn ich sie so schnell dahersprach, zerbrachen sich die Leute den Kopf über sie, rieten auf Russisch, Ungarisch und Gott weiß was und glaubten schließlich, daß sie ein galizischer Zigeunerdialekt sei. Mußte doch wohl der Tropfen Blut meiner polnischen Vorfahren sein, der mir dies Kunststück so schnell auf die Zunge zauberte, während ich unter diesen Feinden mein liebes Deutsch gleichsam verleugnen mußte!

Zur rechten Zeit kam ich noch zum Theater.

Tannhäuser! Noch nie habe ich die urdeutsche Musik so empfunden wie hier, wo ein Hunger nach deutscher Kunst den Raum durchzitterte, wo sich die Menschen zusammenfanden, unausgesprochen, in dem Gefühl: Heimat! ...

War ich in allen deutschen Schulen bisher sehr freundlich aufgenommen worden, hier in Prag empfing man mich mit besonderer Herzlichkeit. Der Direktor stellte mich gleich einigen Lehrerinnen und seinem Stellvertreter vor. Der begrüßte mich: „Ach, Sie sind es? Ich hatte geglaubt, die Märchenerzählerin müsse eine alte Dame mit weißen Haaren sein, aber so ist es natürlich desto hübscher."

Der Direktor erzählte mir von der Fürsorge, die die Tschechen den Deutschen angedeihen lassen.

„Es gab in Prag-Smichow eine gut besuchte Knaben-Volksschule und eine noch besser besuchte Mädchen-Volks- und Bezirksschule, zusammen 17 Klassen, die von deutschen und tschechischen Kindern besucht wurden. Der Schulbesuch wurde durch allerhand Mittel verringert, die Parallelklassen verschwanden; heute sind die beiden einst fünfklassigen Volksschulen zu einer gemischten dreiklassigen Volksschule mit einer provisorischen vierten Klasse zusammengezogen, 1921 soll sie gar nur zweiklassig sein. Gegen die von noch sechzig Kindern besuchte dreiklassige Bezirksschule ist von der Stadtgemeinde bei der Unterrichtsbehörde der Antrag auf Sperrung gestellt worden. Das Smichower Gymnasium wurde mit dem Gymnasium der Kleinseite unter einer Leitung vereinigt, denn von diesem bestehen nur noch die drei oberen Jahrgänge. Wenn es so weitergeht, dann verschwinden in Groß-Prag die deutschen Schulen vollständig. Die jüdische Bevölkerung hat mit wenig Ausnahme ihre Kinder nach dem Umsturz in die tschechischen Schulen geschickt. Der bodenlose Haß gegen alles Deutsche nahm in den letzten Tagen, vom 14. bis 20. November, vandalische Form an. Die deutschen Schulen wurden durchsucht, Bücher, Büsten, Bilder, Schülerhefte zerfetzt und hinausgeworfen. Die Regierung ließ der Volkswut freien Lauf. Es ging ja doch nur gegen Deutsche."

Ich wanderte durch die Straßen zurück, durch die vielfach verschlungenen grauen Gassen, über die Moldau, durch neue, breite Straßen und vorbei an jahrhundertealten Türmen und Mauern.

Prag! Du Stadt deutschen Ursprungs! Die ersten Bürger, die genannt werden, tragen deutsche Namen. König Johann zog 1311 in die Stadt und wurde vom größten Teil der Bewohner in deutscher Sprache begrüßt. Im Geschäftsbericht 1919 der Prager Beseda heißt es: „Zur Zeit der Begründung der Prager Beseda im Jahre 1845 gab es in Prag noch keine tschechische Gesellschaft."

Prag! Du warst die Hauptstadt des deutschen Reiches zur Zeit Karls IV. Du erhieltest die erste Universität in Deutschland und 1806 als deutsche technische Hochschule die älteste technische Hochschule der Welt!

Damals, als das Latein in den höheren Schulen zurücktreten mußte, wurde 1752 die deutsche Unterrichtssprache in den Gymnasien eingeführt, erst 1816 erschien in ihnen das Tschechische. Seit 1763 gab es an der Prager Universität deutsche Vorlesungen, erst seit 1848 tschechische.

Wenn in der Nationalversammlung vom 16. Januar 1919 der tschechische Staatsrechtler Eis erklärte: „Wenn Deutschböhmen mit seinen Randgebieten selbständig wäre, so könnten wir nicht existieren", so hat dies Wort treffend die Bedeutung des Deutschtums im Lande gekennzeichnet.

Im Juli 1919 sagte Präsident Masaryk zum Prager Korrespondenten der „Zeit", Walter Tschuppik: „Ich für meine Person setze mich dafür ein, daß die Deutschen alle Rechte erhalten und um keines verkürzt werden. Von einer Unterdrückung oder Tschechisierung kann, darf und soll keine Rede sein."

Worte und Taten, welche Gegensätze!

Im Februar 1919 sah man an jeder Prager Straßenecke Aufrufe, die auch in alle Häuser verteilt wurden, ohne daß sie von der Prager Staatsanwaltschaft Beanstandung erfuhren. Sie lauteten:

„Wir rufen in einer für die Zukunft unseres Staates äußerst wichtigen Zeit das gesamte tschechoslowakische Volk auf, indem wir den alten, aber guten und gesunden Wahlspruch ‚Gleiches zu Gleichem' beleben und zur vollen Geltung bringen wollen; dieser Wahlspruch umfaßt nachstehende zehn Gebote:

1. Unterstützt ausschließlich nur tschechische Geschäfte, Gewerbe und Industrien, verlangt überall nur tschechische Erzeugnisse, bezieht alle Bedürfnisse ausschließlich nur in Geschäften und Handlungen, von denen ihr schon im vorhinein überzeugt seid, daß die Eigentümer rein tschechoslowakischer Nationalität sind und ihre Einkäufe nur in tschechischen Fabriken besorgen!

2. Wählt euren Arzt, euren Rechtsvertreter, den Hauslehrer usw. nur aus tschechoslowakischen Kreisen und stellt deren nationale Reinheit sicher, indem ihr euch nicht mit einem oberflächlichen Urteil begnügt.

3. Verhandelt in allen Geschäften und Ämtern nur in eurer Muttersprache, verlangt nur tschechische Anschriften und Drucksorten, korrespondiert nur tschechisch und beharrt auf tschechischer Antwort, deutsche Zuschriften und Offerten sendet zurück.

4. Kauft und leset tschechische Bücher, pflegt tschechische Musik und Kunst, tschechische und slowakische Eigenheiten, besucht nur tschechische Theater und Konzerte! Erlernet vollkommen eine der Sprachen der uns verbündeten Völker, pflegt deren Literatur, befaßt euch mit ihrer Kunst und Musik, reist in ihre Länder und macht euch mit ihrem Volke und mit ihrer Kultur bekannt!

5. Vermeidet die deutsche Art des Denkens, der Benennungen und Bezeichnungen; löscht die Spuren der deutschen Kultur aus eurem Leben, aus eurer Häuslichkeit, eurer Wohnung und euren Unterhaltungen! Leset keine deutschen Unterhaltungszeitungen und Bücher, vollendet eure Studien auf Grundlage französischer und englischer Lehrbücher, befreit euch aus der Atmosphäre der deutschen Wissenschaft und der deutschen Kunst!

6. Versichert euch ausschließlich nur bei tschechischen Versicherungsanstalten.

7. Besuchet und empfehlet nur tschechische Kaffeehäuser, Gasthäuser und Unterhaltungslokale, verlangt überall die ausschließliche Benützung unserer Sprache bei allen Aufschriften und bei der Bedienung, verlangt überall tschechische und unserer Verbündeten Zeitungen und lehnt deutsche illustrierte Zeitungen ab.

8. Besucht tschechische Bäder und Sommerfrischen, wandert durch die schöne Slowakei und Lausitz, sprecht auf der Reise nicht deutsch und zwingt in der Fremde zur Achtung für unsere Sprache und unser Volk! Fahrt zum Vergnügen weder nach Wien noch nach Berlin oder in andere deutsche Städte und Gegenden, besuchet die Bäder am Baltischen Meere nicht.

9. Wählet eure Freunde, Stammtischgäste und Bekannte nur aus Personen, deren tschechische Gesinnung unzweifelhaft ist. Pfleget keine Verbindung mit Angehörigen uns feindlicher Nationen; führt die Reinigung unseres nationalen Lebens in der Familie, der Gesellschaft, in den Ämtern und der Öffentlichkeit durch!

10. Organisiert euch in unseren politischen Parteien und Vereinen, sorget dafür, daß in unseren Organisationen nicht uns feindliche Elemente vorkommen!

Tschechoslowakische Frauen!

Führt alle diese Grundsätze genau und dauernd durch, übt in jeder Richtung eure nationale und patriotische Pflicht!" — —

Nachmittags in der Schule zum Märchenerzählen. Auch viele Erwachsene waren gekommen. Das verdunkelte Zimmer so traulich im roten Dämmerschein! Ich erzählte von der Märchenprinzessin, der Phantasie, die überall im Lande umher wandere und die Menschen in das Märchenreich locke. Zwei kleine Freundinnen vor mir hielten sich umschlungen, nickten, und auf mich weisend flüsterten sie sich strahlend zu: „Das ist sie." Heimelige Stille im Raum. Draußen rollte das feindliche, haßerfüllte Leben vorbei.

Es war, als wüchse der alte deutsche Märchenwald unsichtbar über uns allen zusammen; aus seinen Zweigen rauschte es wie Kampf und Streit. Träumen und Versonnenheit. Und ich erzählte vom Lumpengesindel, von der Frau Holle, vom Froschkönig und dann auch Andersens Geschichte einer Mutter.

Sie kamen dann zu mir: „Wenn Sie doch öfter hier sein könnten! Wir erleben ja selten so etwas. An diese Stunde werden wir noch oft denken."

Auf dem Heimweg zog ich wieder meinen Stadtplan aus der Tasche. Stets wollte mir dann irgend jemand helfen, natürlich tschechisch redend. Erwiderte ich deutsch, bekam ich keine Antwort oder ganz ungenügende, kurz abweisende. Sprach ich aber französisch oder englisch, so lagen die Menschen vor Ehrfurcht beinahe auf der Erde; und begann ich — „meine" Sprache, so setzte ich meist die deutsche als Verständigungssprache durch.

Etwas sehr Hübsches erlebte ich auf dem Bahnhof, auf dem ich mich nach der Abfahrtszeit meines Zuges erkundigen wollte. Ringsum alles Tschechisch, auf den Fahrplänen kein deutscher Ortsname. Ich wandte mich an einen Beamten und versuchte es mit Radebrechen: „Bitte saggen Sie, wann Züge fahren fort nach Dresden." Immerhin war das deutsch — und der Beamte zuckte geringschätzig die Achseln und antwortete tschechisch.

Ich: „Parlez-vous français ou anglais?" — „English?"

Sein Gesicht hellte sich auf, denn er merkte, es handle sich um Französisch und Englisch. Er verstand nicht zu antworten, doch bedauerte er, diesmal bedeutend freundlicher.

Mir blieb also wieder nur „meine" Sprache: „Himal anta kari tshami stala fakö rimanta?"

Seinerseits sehr liebenswürdiges Kopfschütteln.

Endlich ich: „Speak you german, deutsch?"

„O ja, Sie verstehen nicht tschechisch? Was für eine Sprache haben Sie denn gesprochen?"

Diesmal erklärte ich: „Oh, Spanien, Pyrenäen."

Sein Gesicht strahlte: „Oh, Amerika!"

„Yes, yes" machte ich und wunderte mich, wie ernst ich bleiben konnte bei Eröffnung seiner wunderbaren geographischen Kenntnisse. Dann bekam ich die gewünschte Auskunft in — tadellosem Deutsch!

Josefa Elstner

Zeitungsnot und Zeitungsnotwendigkeit

Zeitungssterben allenthalben! Immer weitere Kreise werden davon betroffen, immer wichtigere Unternehmungen dadurch bedroht. Klagen darüber an allen Ecken und Enden!

Zumeist sind sie materieller Art: über Papiermangel, von Woche zu Woche ins Ungeheuere steigende Preise für alle Materialien und Löhne, — und die Abonnenten und Inserenten werden beschworen, treu bei der Stange auszuhalten. Trotzdem unaufhaltsamer Rückgang. Die Geschäftsleute beschränken ihre Reklame aufs äußerste, wodurch die bisherige Haupteinnahme-

quelle der Zeitungsverleger fast zum Versiegen kommt. Den Ausfall müssen infolgedessen wieder die Abonnenten tragen, wie in alter Zeit, als sie die Herstellungskosten der — inseratenlosen — Blätter ganz allein bestritten. Die Folge von alledem auch ein zunehmender Abonnentenschwund. Hausgemeinschaften und Nachbarn tun sich zu gemeinschaftlichem Bezuge eines Blattes zusammen, denn ganz ohne Zeitungen geht es nicht. Sie sind Gegenstände des täglichen Bedarfs. Wie Unkenntnis der Gesetze, so schützt auch Unkenntnis der amtlichen Bekanntmachungen, die vorzugsweise durch die Zeitungen veröffentlicht werden, nicht vor Strafe; zum mindesten nicht vor Schaden.

Doch alles das ist nicht die Hauptsache. Hauptsache ist die Kulturbedeutung, die die Zeitungen im Verlaufe ihrer vielhundertjährigen Entwickelung, zumal während der letzten hundert Jahre, errungen haben; dieser Kulturwert der Zeitungen, für die so mancher bis in die jüngste Zeit so manches geringschätzige Wort übrig hatte, bis ihm jetzt wohl besseres Verständnis dafür aufgeht.

Ein Blick nur, diesbezüglich, in die Vergangenheit! In den Schulen lernte das Volk lesen; die „Fliegenden Blätter", die man auf Messen und Märkten zu kaufen bekam und mit nach Hause nahm, wo man sie — neben der Bibel — wieder und wieder las, erhielten diese Kunst bei der großen Masse lebendig. Im Jahre 1795 schrieb Joachim v. Schwarzkopf, „daß jener Huffschmied, der von Hogarth mit dem ‚Daily Courant' in der Hand abgebildet worden, jetzt auch in Deutschland Bürgerrecht erhalten habe". Wer sich nicht selber Blätter hielt, ging in die „Avisenbuden" und „Disputationsläden", wo solche auflagen. So wurden die Zeitungen immer allgemeineres Bildungsmittel.

Immer neue Wissens- und Unterhaltungsgebiete wurden einbezogen: Nachrichten — und Raisonnements darüber —, Kunstkritik, Unterhaltungsteil, Beilagen und Beiblätter über alle möglichen Sonderfragen, Handelsteil, Bilderwerk, — schließlich geradezu ein Übermaß! Die Allerwenigsten hatten Zeit, ja Lust, das ganze Blatt, das ihnen täglich ein oder mehrere Male, zu jeder Mahlzeit, auf den Tisch flog, wirklich von Anfang bis zu Ende durchzulesen; ganz abgesehen von den ebenso ins Ungeheuerliche ausgestalteten „Inseratenplantagen".

Ein Übermaß für die kleinen Leute, die nach der Tagesarbeit Feierabend machten, für die Vielbeschäftigten ein Raub an ihrer kostbaren Kraft und Zeit; weshalb die „geistigen Arbeiter" aus diesem täglichen Vielzuviel nur rasche Orientierung über die wichtigsten Tagesfragen schöpften und sich im übrigen an ihre Zeitschriften hielten; auch von solchen — für jedes Fach — Legion, und in jeder abermals ein Übermaß!

Und nun schrumpft und schwindet das alles wieder zusammen.

Von den bereits eingegangenen Zeitungen nur wenige Worte. Das Sterben manches kleinen Blattes ist kaum zu bedauern; es wird leicht durch andere ersetzt, und auch mancher Verleger eines solchen wird aufatmen, der es — eigentlich nur nebenher — mitbetrieb und unter beständigen Opfern und Sorgen über Wasser hielt, in Hoffnung auf bessere Zeiten. Nun endlich zwingt ihn gebieterische Not dazu, es eingehen zu lassen, ohne daß deswegen ein Makel auf ihn — auf sein Geschäft — fällt; er kann auf andere Art seine technischen und geistigen Anlagen einträglicher verwerten.

Dasselbe gilt auch von den Zeitungen, die in jüngster Zeit „zusammengelegt" wurden. Die erste bedeutsame Entschließung dieser Art: der Verband Westfächsischer Zeitungsverleger gibt eine „Gemeinschaftszeitung" heraus, an deren Stelle bisher sechs verschiedene Blätter erschienen. In mindestens fünf von den betroffenen sechs Städten bekamen dadurch die Unternehmer freie Hand, zum mindesten ihre Maschinen anderweit besser auszunutzen.

Ohne Härten geht dergleichen freilich nicht ab. Eine Menge Schriftleiter, Schriftsetzer und Buchdrucker werden entlassen. Das ist für manchen Einzelnen schmerzlich. Aber sehen wir die Sachlage ganz groß an: der bisherige Betrieb, dieses Vielerlei, bedeutete geradezu eine Verschwendung von Kapital und mechanischer wie menschlicher Kraft.

Nun: wir hatten es dazu! Heute aber ist es unverantwortlich, daß in allerkleinsten Orten mehrere Zeitungen nebeneinander erscheinen, in denen ebensoviele Schriftleiter damit beschäftigt sind, über dasselbe Ereignis (ein Schützenfest, eine Bürgerversammlung, eine Zirkusvorstellung, eine Feuersbrunst) im wesentlichen denselben Bericht zu schreiben, ebenso vielfaches Personal und Maschinen das — und vieles andere, was diesen Zeitungen sonst noch übereinstimmend von außerhalb geliefert wird — zu vervielfältigen; daß ebenso vielfaches Papier damit bedruckt wird; das kann gut eine Zeitung, ein Mann an jedem Platze, besorgen. Dazu die weitere Belastung des betr. Publikums, das — aus allen möglichen Gründen — alle diese Blätter nebeneinander halten, in allen inserieren muß!

Die Nutzanwendung auf Großstadtzeitungen ergibt sich von selbst. Auch hier wird vieles im wesentlichen übereinstimmend gedruckt: dieselben Parlamentsberichte, dieselben Depeschen, Handelsteil, Ankündigungen und Besprechungen künstlerischer Veranstaltungen, — nur wenig unterschieden. Auch hier kann — ohne weiteres — viel „zusammengelegt" und dadurch viel erspart werden, an Material und an persönlicher Leistung und Kraft, — am Volksvermögen! Wir haben das ja unlängst bei der „Täglichen Rundschau" erlebt, die über Nacht als „Ersatz" der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" verwandt werden konnte; sie schlüpfte dabei kaum aus ihrer Haut.

Ja, wird man sagen: die Parteirichtung! Eine allerwichtigste Frage! Eine urdeutsche Angelegenheit! Seht die deutsche Presse daraufhin genauer an; in der „Saurengurkenzeit", wenn das Parteileben — und Parteigezänk — ruht, gleicht ein Blatt dem andern wie ein Ei dem andern: andere Form, derselbe Inhalt.

Und vergleichen wir nun — in der Großstadt — unser „Leibblatt" von einst und jetzt! Früher war es billig und enthielt mehr, als jeder Einzelne brauchte. Man ließ sich dieses „Übermaß" gern gefallen, nahm es „mit in Kauf", d. h.: bezahlte es, ohne mit der Wimper zu zucken; man konnte sich das leisten. Man wußte: die Zeitung will allen dienen, jedem etwas bringen; jedem, was er eben braucht.

Heute ist dieselbe Zeitung viel teurer und in demselben Verhältnis viel kleiner geworden. Denselben Umfang, wie früher — wo er nur die Geschäftswelt im engsten Sinne interessierte — hat heute nur noch der Handelsteil. Das hat seinen guten Grund, über den weiter kein Wort verloren zu werden braucht; zudem ist das Interesse daran allgemeiner geworden. Daneben ist aber ein anderes Interesse aufgekommen, dem die Zeitungen — bei ihrem im allgemeinen wesentlich eingeschränkten Gesamtumfange — nahezu ebenso ausgiebig dienen: das ist der Sport. Unsern Sport in Ehren! Aber die vollen Seiten (und mehr), die ihm in vielen Zeitungen eingeräumt werden, interessieren doch nur einen (freilich nicht geringen) Bruchteil aller ihrer Leser, alle aber müssen das mit bezahlen, ob sie wollen oder nicht!

Und so müssen alle Leser viele kostspielige Dinge mit bezahlen, an denen ihnen wenig oder gar nichts liegt; wo doch jeder jetzt auf Schritt und Tritt genauestens darauf Bedacht nehmen muß, für was er sein teures Geld ausgibt.

Was ist sonst in den Zeitungen zu finden? Ein beschränkter Raum für die Politik, ein noch mehr beengter für Nachrichten allgemeinerer Art, Kunst, Wissenschaft und „Unterhaltung", die — in der „guten alten Zeit", sie liegt nicht so weit hinter uns, daß wir uns ihrer nicht alle noch recht genau erinnerten! — anspruchsloseren Lesern wertvolle Mittel zu ihrer allgemeineren Bildung (Reiseberichte u. dergl.) und für Herz und Gemüt (Novellen und dergl.) bot; was namentlich schlichte Leute, vor allem die Frauen, gerade jetzt in ihrer wirtschaftlichen Notlage doppelt nötig brauchten!

Die Politik verfügt von dem solchergestalt eingeschrumpften Raum immer noch über den Löwenanteil. Sehen wir uns den politischen Teil — heutzutage — daraufhin an. Was enthält er? Zu einem großen Teile Nachrichten — und Raisonnements darüber —, die über Nacht widerrufen werden. So fort von Tag zu Tage, von Woche zu Woche, bis zum Überdruß.

Wie wenig wird damit wirklichen Zwecken gedient! „Nachrichten“ hin und her! Man mag sie „melden“, das Urteilen darüber aber könnte man ebensogut — oder besser — zusammenfassenden Übersichten in größeren Zeitabschnitten überlassen, wenn wirklich einigermaßen Sicheres zu sagen ist. Wieviel Beunruhigung und — wieviel Papier — würde dadurch erspart! Der allgemeine Teil könnte dadurch erheblich bereichert und damit dem allgemeinsten Kulturbedürfnis mehr gedient werden. — Den ersten Schritt in dieser Richtung haben, just während diese Ausführungen Form gewannen, die „Münchener Neuesten Nachrichten“ bereits getan, indem sie statt ihrer bisherigen Morgenausgabe nur eine „Telegrammzeitung“ erscheinen lassen.

Soviel von den großen Blättern, in denen wirklich wertvolle und wichtige „Politik“ gemacht wird. Noch wichtiger ist solches Überlegen hinsichtlich der kleinen und kleinsten, in der Provinz, — je weiter sie von den Mittelpunkten des politischen Lebens abliegt. Dort legen die meisten Leser — wenn nicht in „aufgeregten Zeiten“ — wenig Wert darauf. Eigene Leitartikel von Wert vermögen dort die wenigsten zu schreiben; das meiste, was sie geben, ist aus zweiter Hand. Politiker von Qualität werden durch die kleinen Lokalblätter nie und nimmer befriedigt; sie halten daneben noch eine große Zeitung, wie der Fachmann — für sein Spezialgebiet — eine Zeitschrift.

Wie könnte diesen Verlegenheiten — dieser Vergeudung von Papier und Aufwand aller Art (technischer und persönlicher) abgeholfen werden? Der Weg ist da, wenn nicht der Wille fehlt. Da gibt es so viele Korrespondenzen aller Parteien, die in der Reichshauptstadt gedruckt und dann in den Parteiblättern (gleicher Richtung) unzähligemal erneut gesetzt und abgedruckt werden. Welche ungeheure Kraft- und Geldverschwendung! Wieviel billiger könnten diese Korrespondenzen in Berlin in Massenauflage hergestellt und den Parteiblättern (als Ersatz für den Leitartikel) fix und fertig zur Verfügung gestellt werden, — vielleicht nur einmal in jeder Woche.

Und ähnlich in andern Fällen. Viele Zeitungen geben wochenweis oder allmonatlich — namentlich, wenn mit Illustrationen versehen — kostbare und kostspielige Technische, Sport-, Mode- usw. Beilagen heraus. Von denen auch gesagt werden muß, daß sie jeweilig nur einen (manchmal recht geringen) Teil der festen Bezieher interessieren, während sie viele ernstliche Interessenten nicht erreichen. Verfehlte Anstrengungen auf der einen Seite, auf der andern verfehlter Zweck.

Wie wäre da zu bessern? Ein Verlag, der auf die Herstellung solcher Kostbarkeiten eingestellt ist, könnte diese Beilagen auf diejenigen Leser seines Blattes beschränken, die sie beziehen und (besonders) bezahlen wollen; unter denselben Bedingungen aber auch andern Verlegern für deren Leserkreis zur Verfügung stellen.

Voraussetzung wäre dabei nur eine Titeländerung, wünschenswert eine solche des Formats, damit diese z. T. sehr wertvollen Veröffentlichungen buchartig aufbewahrt und gesammelt werden könnten. Und so gälte dasselbe auch hinsichtlich des Romans. Wieviel ausgezeichnete Romane, Novellen und Skizzen werden nicht in den Zeitungen jahraus, jahrein abgedruckt; wieviel wertvolles Kulturgut geht nur dadurch — selbst seinen Beziehern — verloren, weil sie es in der Eile überhaupt nicht ansehen und würdigen können, — das sie sich auf andere Weise nicht erwerben können. Die Spinde des kleinen Mannes würden sich dadurch mit guter Literatur und interessantem Bilderwerk füllen, die Bücherschränke der geistigen Arbeiter würden dann nicht so schmerzlich veröden.

Soviel von Reformen der Teile der Zeitungen, die der Belehrung und Unterhaltung eingeräumt sind. Hinsichtlich des Anzeigenteils haben geschäftstüchtige Verleger schon lange herausgefunden, daß es auf solche Weise recht gut geht. Sie rücken gewisse Bestandteile des täglichen Anzeigenandrangs nur denjenigen ihrer Leser vor Augen, für die sie in der Hauptsache bestimmt sind: hier Stadt, hier Land. Zudem haben sie sich darauf beschränkt, „kleine Anzeigen“ je nur einmal einzurücken.

Hinsichtlich der Veröffentlichung amtlicher Bekanntmachungen, die auf Staatskosten, d. h. auf Kosten jedes einzelnen Steuerzahlers (!), in ungeheuer vielen Zeitungen, von der größten bis zur kleinsten, für ungeheuerliche Summen eingerückt werden, dürfte man eben jetzt wieder die vor einiger Zeit erschienene Broschüre des Leipziger Volkswirtschaftslehrers Prof. Dr Karl Bücher: „Zur Frage der Preßreform“ (Tübingen bei J. C. B. Mohr) mit besonderem Gewinn lesen.

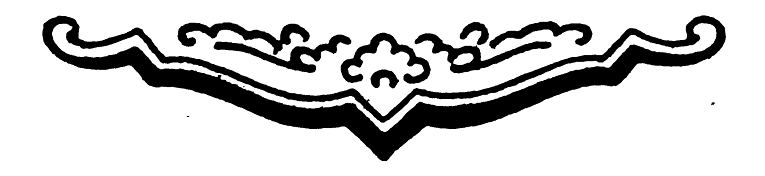
Dann die großen Geschäftsanzeigen! Vor mir liegt ein Blatt, das immer nur in vier Seiten Umfang herauskommt; allergrößtes Format! Auf der ersten Seite wird über die Zeitungsnot — wenig Papier, teures Papier — geklagt. Auf der letzten Seite befindet sich ein einziges Klischee! Längst, daß es sie nicht füllt! Rund herum wird eine Unmenge weißes Papier verschwendet. Für die meisten Abonnenten ganz zwecklos! Weil nicht jeder ein Automobil brauchen und sich Sekt leisten kann. „Mag doch“, denkt man, „die betr. Firma Wege einschlagen, welche sie will, um an Interessenten heranzukommen, — nur nicht auf meine Kosten!“

Befremdlich auch, wie breit immer noch sehr oft bei der Aufgabe von Familienanzeigen gewirtschaftet wird, wo doch sonst jeder Einzelne so genau rechnet! Mitunter ist da in zwei oder drei Zeitungen ein und derselben Stadt fast eine ganze Seite mit Todesanzeigen betreffend ein und dieselbe Persönlichkeit gefüllt. Die Angehörigen, gewiß, die müssen ein besonderes Inserat aufgeben. Aber dann der Aufsichtsrat, das Direktorium, die Kollegen, Mitarbeiter, Beamten und Angestellten, die Vereine usw. Inhalt: mit immer andern Worten immer wieder dasselbe! Könnte nicht auch da zweckmäßiger zusammengelegt und gespart werden, — angesichts der dadurch bedingten ungeheuern Kosten? Weiß man, daß sich der Anzeigenpreis einer Seite jetzt auf 50- bis 100000 ℳ beläuft, — wofern das heute überhaupt noch reicht!?

Alles das sind Gedankengänge, Anregungen zu Entschließungen, auf die unsre gegenwärtigen Verhältnisse mit stürmischer Hast hindrängen, wenn nicht dem bisherigen Zeitungssterben in naher Zukunft ein völliger Zusammenbruch unseres Pressewesens folgen soll.

Soviel von Zeitungsnot! Über Zeitungsnotwendigkeit erübrigt sich jedes weitere Wort. Täglich wird uns mehr bewußt, daß wir eine Presse brauchen. Wir haben sie: es gilt jedes Mittel zu versuchen, daß wir sie uns erhalten!

Dr. Johannes Kleinpaul
Oberassistent am Institut für Zeitungskunde der Universität Leipzig





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Mein Anschluß an die Nationalsozialisten

Wenn ich, angeregt von „Türmers Tagebuch" im Oktoberheft, von mir selber hier rede, ist es nicht, um mich wichtig zu machen. Ich tue es, weil ich meinen Fall für einen unter vielen gleichen halte, für einen Schulfall, — und der Sache wegen. Denn auch mich durchglüht die Sorge um das Gedeihen des ganzen deutschen Volkstums; aber während die Betrachtungsweise des „Türmers" eine ruhigere Zukunft klärt, drängt es mich zu praktisch-politischer Betätigung.

Mein Anschluß an die Nationalsozialisten, der denen, die mich oder mein bisheriges Wirken kannten, oberflächlich betrachtet als ein Widerspruch mit meiner Vergangenheit vorkommen möchte, hat seine Vorgeschichte in folgendem:

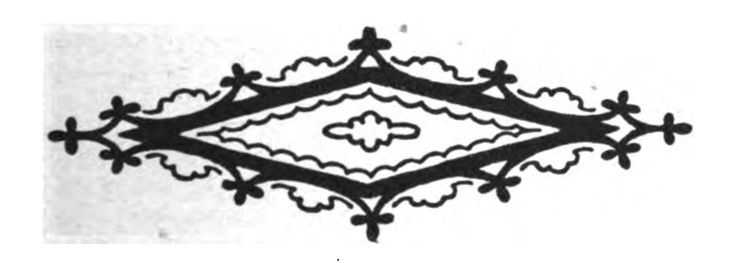
1. Als geborener Balte, der es erlebte, wie sein Vater des Deutschtums halber die von den Vorfahren fast 700 Jahre bewohnte Heimat verließ, ferner als einer, der in späteren Jahren mehr im Auslande als im Reiche verweilte, möchte ich mich zu den Auslandsdeutschen rechnen, die, weil aller Gebundenheit durch Sippen, Stand usw. ledig, sich nicht etwa entwurzeln ließen, sondern ihre Wurzeln nur um so tiefer im Gefühle der Nation, im reinen Deutschtum behielten. Als solchem war es mir nach dem Zusammenbruche unmöglich, mich in politischer Hinsicht einer jener Gemeinschaften anzuschließen, die den Dolchstoß gegen Volk und Reich geführt hatten — der Sozialdemokratie. Da ich nur ein Bekenntnis zum Deutschtum, keines aber zur Republik ablegen konnte, war mir auch ein Anschluß an die Demokraten unmöglich, ebenso, wie ich hernach meine Kräfte den Deutschnationalen nur deshalb zur Verfügung stellte, weil man mir gesagt hatte, das begreife kein Bekenntnis zur Monarchie. Als diese Partei sich hernach dennoch zur Monarchie bekannte, verlor ich meine Lust zu ihr und bin dann auch bei Gelegenheit aus ihr ausgetreten. 2. Ich habe niemals in einer Staatsform ein Übel an sich oder ein Gut an sich gesehen, auch nicht im Parlamentarismus. Ich meine noch jetzt, er wäre Deutschland zu gewissen Zeiten gut bekommen. Daß er heute und, weil heute begründet, auch in Zukunft uns nur schaden wird, ist eine Überzeugung, die sich bei mir von Tag zu Tag verschärft hat, gefördert von dem im Kreise junger Italiener schon vor dem Kriege von mir aufgefaßten Gedanken, daß das Zeitalter des Parlamentarismus abgelaufen sei. 3. Als ich 1921 nach Bayern übersiedelte, tat ich's nicht nur, weil ich 1914 als bayrischer Rekrut vom dortigen Volke die Überzeugung gewonnen hatte, daß es denjenigen deutschen Stamm vorstelle, der am meisten die Tugenden des vorkapitalistischen Zeitalters für die Zukunft hüte, sondern auch weil ich glaubte, daß die dortige Volksvertretung und Regierung deutsches Wesen und Wollen zu schützen imstande sei. Letzteres hat sich im Laufe des jüngsten Sommers als ein Irrtum erwiesen, so daß mir nun oft zumute war, als ob für einen Deutschen von nun ab auf der Erde keine Stätte mehr bleibe.

Und nun: grade in jenen Verzweiflungstagen finde ich eine Gemeinschaft, in Bayern geboren, doch weit schon über Bayern hinaus verbreitet, die, gleichgültig der Frage gegenüber, ob Monarchie oder Republik, nur den Gedanken des Deutschtums auf reiner völkischer Grundlage vertritt, die die Einsicht von der Schädlichkeit und Unzeitigkeit des Parlamentarismus nicht nur am grünen Tisch erörtert, sondern betätigt, die endlich dem gesunden bayrischen — und deutschen — Volkswillen Geltung zu verschaffen sich bestrebt trotz aller — auch der verfassungsmäßigen — Hindernisse. Ich finde in ihr die Gedanken zur Klarheit gediehen, die, der unheimlichen Verwirtschaftlichung des deutschen Lebens gegenüber, Freunde von mir schon vor dem Kriege beunruhigten und mich seit 1916 quälten; und zwar so gereift, daß sie aus dem Zustande des Verwerfens schon in den des Ziele-Sehens getreten sind. Dies alles finde ich bei den Nationalsozialisten samt der Erkenntnis, daß in Zeiten wie heute nur festes Wollen frommt und „gegen Extreme nur mit Extremen“ zu wirken ist: ein Wort, das einst geschichtlich werden wird, wie Bismarcks Wort von Blut und Eisen. Hier finde ich die rettende Rücksichtslosigkeit und, wonach ich schon so lange schrie, einen Führer. Ich finde bei Adolf Hitler nicht nur das zündende Wort, das eine Bewegung zur volkstümlichen mache, sondern auch den Willen, für das Wort zu leiden und zu siegen, welcher das Wort zur Tat macht; ich finde den Willen zur Tat; ich finde den Sinn für Ehre, der den Edelmann, den Sinn für Schönheit, der den Dichter in mir packt; die Uneitelkeit, die sich belehren läßt und das Wachstum des Führers verbürgt; endlich, was ich über alles stelle: die Lauterkeit, die bereit ist, die Führung abzugeben, sobald sich ein Führer zeige, dem Vorrang gebührt.

Ich dächte, solches genüge, um seine eigenen Sondergedanken und Sonderliebhabereien zurücktreten zu lassen und sich dem in jener Gesamtheit ausgeprägten, von jenem Führer geleiteten Willen in ruhevoller Bejahung zu fügen.

Gauting (Oberbayern) **Otto Freiherr von Taube**

NB. Es dürfte den Türmerlesern als Zeichen der Zeit bemerkenswert sein, wie sich dieser hochgebildete Schriftsteller (dem wir einige Romane und eine feingestimmte Übersetzung der Fioretti von Franz von Assisi verdanken) aus dem Ästhetizismus in eine praktisch-politische Wirksamkeit nationaler Art entwickelt hat. D. T.





Mogli und Ghavati

Seitdem Rudyard Kipling die Geschichten von Mogli, dem Dschungelkinde, schrieb, ist ein reichlich volles Vierteljahrhundert vergangen. Die Bücher, in denen sich die einzelnen Stücke dieser Geschichte finden, haben den Weg rund um die Erde längst vollendet.

Nun ist aber das verflossene Vierteljahrhundert nicht vorübergegangen, ohne eine Fülle äußerer und innerer Weiterentwicklungen mit sich zu bringen. Uns, den Menschen von heute, geben insbesondere die Wandlungen, die sich auf literarischem und auf naturwissenschaftlichem Gebiete vollzogen, den Anlaß sowohl als auch das Anrecht, das Urteil der Menschen von gestern — Kipling sei der in jeder Hinsicht unübertroffene Meister dichterischer Naturerfassung und Tiergestaltung — bedachtsam in eine Frage umzuwandeln und diese Frage neu zu beantworten. Neu beantworten heißt zunächst: nicht aus schon verblaßten Erinnerungen an früher einmal Gelesenes, sondern aus frisch gewonnenen Eindrücken heraus urteilen. Und heißt weiter: das Urteil nicht für sich allein bilden, sondern beim Vergleich mit einem tüchtigen Werke unserer Tage. Freilich, von den neuzeitlichen Tiergeschichten im engeren Sinne — den Lebensbildern aus der Tierwelt, die literarisch ebenso vollwertig sind wie naturwissenschaftlich — kann keine zum Vergleich mit den Geschichten von Mogli herangezogen werden. Dazu taugt vielmehr nur ein solches Werk, das ebenfalls im Gewande des Märchens echte Naturwirklichkeiten und wahres Tierleben vor uns hinstellt. Diesen Voraussetzungen entspricht die „Ghavati" des jungen deutschen Dichters Franz Schauwecker.

Es wird genügen, beide Dichtungen von vier Gesichtspunkten aus — Inhalt, Darstellung, Aufbau, Gesamtwirkung — einander gegenüberzustellen.

Die Geschichte Moglis ist bald erzählt. Als kleiner Knabe, der eben laufen gelernt hat, wird er von Schier-Khan, dem Tiger, vom Feuer der Eltern, die fleißige Holzhauersleute sind, bis dicht vor die Wolfshöhle geschleppt. Fliehend schlüpft er in sie hinein und gerät dadurch unversehens in den Schutz Rakschas, der Wolfsmutter. Durch eine Reihe glücklicher Umstände, die teils in seiner freimütig kindlichen Zutraulichkeit, teils in der Erfahrungsklugheit einiger Tiere des Dschungels liegen, findet er bald regelrecht Aufnahme beim Pack der Sioniewölfe. Seine vier Wolfsbrüder freilich sind schon erwachsen, während er noch bei Balu, dem Bären, wie ein Schulbub die Gesetze des Dschungels erlernen muß. Durch zehn Jahre hindurch führt er ein wundervolles Leben als Wolf. Dann aber hält Schier-Khan die Zeit für gekommen, sein altes Recht auf Mogli, als eine ihm einst entkommene Beute, geltend zu machen, zumal er es verstanden hat, die Jungwölfe des Rudels als Freunde zu gewinnen. Doch der schwarze Panther Baghira weiß Rat: Mogli soll sich mit Hilfe der „roten Blume" (des Feuers) seiner Gegner erwehren. Als die Stunde der Ratsversammlung kommt, die über die Forderung Schier-Khans entscheiden soll, rettet die kühn geschwungene Feuerrute Mogli das Leben, aber nur ein Dutzend der Wölfe hält treulich weiter zu ihm. Erbittert beschließt er, zu den Menschen zu gehen. Drei Monate lang weilt er im Dorfe. Sehr schnell erlernt er — als bereits Zwölf-

jähriger — die Sprache und die Sitten der Menschen. Als er allerlei Unfug anzurichten beginnt, wird er zum Dorfhirten gemacht. Da bringt ihm Graubruder die Nachricht, daß Schier-Khan täglich ihm auflaure. Doch Mogli weiß sein Leben zu hüten. Eine günstige Gelegenheit, die sich bietet — Schier-Khan hat sich nach vollem Fraße in einem Schlupfwinkel zum Schlafe niedergelegt — nützt er dazu aus, ihn durch die von seinen Freunden angetriebenen Büffel der Dorfherde aufspüren und zertrampeln zu lassen. Als er am Abend mit seinem Vieh ins Dorf zurückkehren will, empfängt ihn ein Hagel von Steinwürfen. Er kehrt, schnell entschlossen, um, nimmt das Fell Schier-Khans mit, um es über dem Ratsfelsen des Packs der Sioniewölfe auszuspannen, und beginnt — jetzt von den Menschen ebenso verstoßen wie einst von den Wölfen — allein im Dschungel zu jagen. Vermöge seiner stetig wachsenden Kraft und Klugheit schwingt er sich immer mehr zum Meister alles Lebendigen um ihn her auf. Als die Bewohner des Dorfes, in dem er weilte, das ihm wohlgesinnte Elternpaar verbrennen wollen, bietet er das ganze Dschungel gegen sie auf. Erst wird die Dorffeldmark von den Pflanzenfressern ausgeraubt und zertreten, dann kommt der alte Elefant Hathi mit seinen Söhnen, die Häuser einzubrechen, und schließlich vollendet die Regenzeit das Werk der Zerstörung. Dann folgt für Mogli — auf eine lange Zeit friedlichsten Lebens — der fürchterliche Kampf mit den Rothunden. Noch einmal setzt er sich als Wolf völlig ein für die, mit denen zusammen er aufwuchs und lebte. Kaa, die uralte Pythonschlange, leistet ihm dabei wertvollste Hilfe. Als dann nach siegreich beendeter Schlacht all seine Schuld beglichen ist, widerstrebt er nicht mehr dem Rate des sterbenden Leitwolfes Akela: Mogli, der Wolf, wird zu den Menschen gehen, wenn Mogli, der Mensch, ihn dazu treibt. Aber erst nach zwei Jahren — Mogli ist inzwischen nahezu siebzehn Jahre alt geworden — überkommt ihn in der „Zeit der neuen Rede“, in der er sonst alljährlich sein „Frühlingsrennen“ unternahm, eine unüberwindliche Sehnsucht, die ihn aus dem Dschungel forttreibt. Seine vier Wolfsbrüder gehen mit ihm, um „von nun an neuen Fährten zu folgen“.

Kipling erzählt die Geschichte Moglis in gleichmäßig lebendiger und schlicht natürlicher Weise, ohne jeden Aufwand an Sonderbildungen in seinen Worten und Sätzen. Sagen- und Märchenklang tönt leise in seine Rede hinein. Ausschnitte aus der Dschungellandschaft stellt er so leicht und frisch vor uns hin, daß wir meinen, der feuchtwarme Hauch der indischen Wildnis wehe uns entgegen. Flüsse und Felsen, Baumwipfel und wüste Stätten sind in das, was geschieht, tief hineinbezogen. Das Geschehen selber aber geht von Tieren aus und vollzieht sich unter ihnen. Der Mensch dagegen gehört — abgesehen von Mogli, der sich ja ganz als Tier fühlt — dem Hintergrunde der Geschehnisse an, der tierfernen Umwelt. Jeden seiner Helden läßt Kipling zwar wie einen Menschen sprechen, aber das Empfinden und Tun, das Erscheinen und Sein eines jeden wird durchaus der wirklichen Natur gemäß wiedergegeben: Elefant und Panther, Schakal und Schlange, Bär und Affe, Wolf und Tiger, jeder ist in seiner Eigenart erfaßt und dargestellt. Die Beweggründe und Gedankenverbindungen, die das Verhalten der einzelnen Gestalten bestimmen, gibt Kipling nur mittelbar. Er beschränkt sich darauf, wie ein Augen- und Ohrenzeuge das Wahrnehmbare zu berichten. Doch zeigen sich in seiner Darstellungsweise Mängel, die nicht übersehen werden können. Den leichten Fluß des Geschehens leitet er nicht selten durch Anknüpfung an Beiläufigkeiten weiter, und häufiger noch unterbricht er ihn durch zeitlich zurückgreifende oder sachlich erläuternde Einschaltungen. Mancher von den Vergleichen, die er in die Bilder seiner Schilderung hineinverflicht, wirkt in seiner Dschungelfremdheit stofflich ebenso störend wie psychologisch. Auch sehen wir gelegentlich Taten sich vollziehen, die — obschon sie als Zeugnis kühner Entschlossenheit gelten sollen — innerlich doch der zulänglichen Begründung entbehren.

Wenden wir uns nun dem Aufbau der Geschichte Moglis zu!

Kipling veröffentlichte im Jahre 1893 sein Werk „Many Inventions“, dessen deutsche Übersetzung zuerst „Mancherlei neue Geschichten“, später „Mylord der Elefant“ benannt wurde. Die erste Erzählung dieses Buches — überschrieben: „Im Walde“ — setzt Mogli, einen etwa

20jährigen Mann, der — wie seine Narben am Körper, seine Kraft, sein Benehmen und vor allem seine Begleiter, die Wolfsbrüder, beweisen — im Dschungel unter Tieren aufwuchs, in einen forstwirtschaftlichen Großbetrieb hinein. Sie läßt diesen Mogli, der weder vom Menschenhaß noch von der Verachtung des Geldes etwas weiß, gegen feste Bezahlung und spätere Pension bei der englischen Regierung als Waldläufer Dienst nehmen und die 13jährige Tochter eines mohammedanischen Dieners heiraten. Das Ganze wird sachlich berichtend und ohne jeden Märchenklang erzählt, als stütze es sich lediglich auf eine gelegentliche Nachricht in den Zeitungen.

Im Jahre 1894 gab Kipling „The Jungle Book" heraus (deutsch: „Im Dschungel"). Von den Erzählungen dieses Buches sind drei dem Dschungelkinde Mogli gewidmet. Die erste — überschrieben: „Moglis Brüder" — stellt die Geschichte seines Lebens vom kaum beendeten 1. bis zum 12. oder 13. Lebensjahre dar; sie endet damit, daß Mogli vom Rudel der Wölfe verstoßen wird und zu den Menschen geht. Die zweite Erzählung — überschrieben: „Kaas Hungertanz" — greift zurück auf die Zeit, als Mogli erst sieben Jahre alt war. Sie erzählt ein Erlebnis Moglis, wie er vom Affenvolke in die verlassene Stadt Cold Lairs entführt und erst nach blutigem Kampfe von seinen Freunden Kaa, Baghira und Balu wieder befreit wird. Die dritte Erzählung — überschrieben: „Moglis Rache" — führt da weiter, wo die erste endete: Mogli tötet Schier-Khan und verläßt auch die Menschen, um als freier Jäger im Dschungel zu leben.

Im Jahre 1895 ließ Kipling das „neue Dschungelbuch" („The Second Jungle Book") dem ersten folgen. Darin berichten wiederum fünf Abschnitte von Mogli. Der erste — überschrieben: „Wie Furcht kam" — läßt in einer Zeit größter Trockenheit — da „Wasserwaffenruhe" unter den Tieren herrscht — den alten Elefanten Hathi eine von den Geschichten erzählen, „von denen das Dschungel voll steckt": Furcht — der Mensch — soll aller Tiere Meister sein. Mit dem Leben Moglis aber steht dieser umfangreiche Teil, der in eine völlig unbestimmbare Zeit zurückgreift, nur in losestem Zusammenhange; denn der lahme Tiger Schier-Khan, den der 12jährige Mogli bereits tötete, lebt noch und hegt keinerlei Feindschaft gegen Mogli. Der zweite Abschnitt dagegen — überschrieben: „Das Dschungel los" — setzt die Erzählung von Moglis Geschichte da fort, wo „Moglis Rache" sie abschloß: Mogli bietet das ganze Dschungel auf, das ihm verhaßte Dorf zu zerstören. Die dritte Erzählung — überschrieben: „Des Königs Ankus" — spinnt wieder ein Erlebnis Moglis, das zwar nicht für den Verlauf seines Lebens, wohl aber zur Kennzeichnung seines Wesens von Bedeutung ist, weit aus: Mogli gelangt, von Kaa dorthingeleitet, zu einem unermeßlich reichen Schatze, den eine alte Brillenschlange hütet, in die verlassene Stadt Cold Lairs und entnimmt ihm einen zwei Fuß langen Elefantentreibstachel (des Königs Ankus), der ihm als Waffe brauchbar erscheint. Wie er aber durch mancherlei Beobachtungen erfährt, daß die Menschen sich um seiner bunten Steine willen gegenseitig töten, bringt er ihn wieder an seinen Ort zurück. Die vierte Geschichte — überschrieben: „Rothund" — schildert das wichtigste Erlebnis des 15jährigen Mogli, den Kampf mit den Rothunden. Sie setzt da ein, wo die zweite („Das Dschungel los") abbrach. Das fünfte und letzte Stück — überschrieben: „Frühlingsrennen" — erzählt vom 17jährigen Mogli, den die quälend weiche Unruhe des Dschungelfrühlings zu den Menschen treibt. Es endet mit dem Satze: „Und dies ist die letzte Geschichte von Mogli."

Diese kurze Übersicht zeigt deutlich, daß die Geschichte von Mogli weder als Ganzes entworfen noch dargeboten ist. Es treten lediglich weitausgesponnene Einzelerlebnisse Moglis vor uns hin, die keineswegs alle in einem sachlich, zeitlich und psychologisch geordnetem Zusammenhange stehen. Moglis Lebenslauf ist in fünf Teilgeschichten völlig umrissen (Moglis Brüder, Moglis Rache; Das Dschungel los, Rothund, Frühlingsrennen), die übrigen drei greifen ziemlich willkürlich ein. Ja, das neunte Stück („Im Walde") würde, wenn es nicht gleichsam im voraus geschrieben und dann von den Mogligeschichten der Dschungelbücher

deutlich abgetrennt worden wäre, einen in nüchterner Plattheit auslaufenden Schluß abgeben: Mogli, der ungewöhnliche, rein naturgeformte Mensch, der als Traum und Märchen aus einer wundervollen Wildnis erwächst, wird zivilisierter Alltagsmensch, wird um äußeren Gewinnes willen in der Vielheit eines Zweckverbandes ein bedeutungsarmes Glied. Kipling, der englische Dichter, hat hier ohnehin dem englischen Politiker Kipling Zugeständnisse gemacht, die nach deutschem Geschmackswertmaß nicht verziehen werden können.

Es empfiehlt sich nicht, die beiden Werke, die hier miteinander verglichen werden, in der Erörterung über ihre Gesamtwirkung getrennt zu behandeln. Somit wäre nun die Geschichte Ghavatis kurz zu erzählen.

Vor Gott, den Unerforschlichen und Unwandelbaren, den Schöpfer und Erhalter der Welt, tritt Ghavati, die Göttin der Tiere. Aus der Liebe zu den Tieren war sie einst geboren, um ihrer Liebe willen wurde sie dann in Ketten geschlagen und von der Erde verbannt — nur während einer Nacht in 100 Jahren durfte sie ratend und helfend unter den Tieren weilen —, aus ihrer Liebe heraus erbittet sie jetzt gegen die Grausamkeit der Menschen Gerechtigkeit für die Tiere. Zwiefach begnadet, sinkt sie herab zur Erde: sie darf — wieder frei von allen Fesseln — für immer zu ihren Lieblingen zurückkehren, um zu versuchen, „ob sie das Rad des Gesetzes aufhalten kann".

Doch gleich das erste, das ihr auf Erden begegnet, ist entsetzlich: in der Steppe Afrikas haben flintentragende Schwarzhäuter drei riesige Elefanten erlegt, sie ihrer Stoßzähne beraubt und die Leichen den Aasfressern überlassen. Ghavati entsendet Boten zu den Königen der Tiere, die in Jahrtausende alten Steingräbern am Nil schlafen. Sie läßt sie zum Berge des Geistes Ndscharo entbieten und begibt sich, von Tausenden ihrer Schutzbefohlenen bis an den Fuß des Berges begleitet, ebenfalls dorthin. Zur Höhe hinauf bricht ihr Tembo, der mehr als 100 Jahre alte Elefant, den Weg. Auf dem Platze des Gerichts erhebt Ghavati vor den dort versammelten Herrschern der Tiere die Anklage gegen den Menschen: er hat das Gesetz der Wildnis zerbrochen; er tötet ohne Notwendigkeit aus Eigennutz und Beutegier; er ist schuldig, nicht das Tier! Alle Oberherren der Tiere stimmen ihr zu, alle sind mit ihr entschlossen, den Menschen, den von der Natur Abtrünnigen, zu bekriegen und zu besiegen, um die Tiere vorm Untergang zu bewahren. Auch Ghavatis Schwester Aranjani, die Göttin der Wildnis und der Pflanzen, sagt ihre Hilfe zu. Während die Rudel der Tiere drunten in der Steppe der Wiederkehr Ghavatis harren, schleicht der Mensch in langem Zuge heran und wirft den „Schrei des Todeszaubers" unter sie. Als Ghavati endlich kommt, kann sie, wo sie bis ins tiefste hinein helfen möchte, nur Schmerzen lindern. Selbst Aranjani vermag des Menschen nur in der Wettersäule des Wirbelsturmes habhaft zu werden. Auch den Junglöwen Bomu, den die Weißhäuter fingen und fesselten, als er in stolzem Übereifer vorzeitig unternahm, allein zu jagen, erlöst Ghavatis gütige Hand aus Schmach und Schmerz nur durch einen sanften Tod, nicht durch Befreiung und Heilung. Die Menschen aber, die sie im Steppenbrand vernichten will, retten sich in die feuchte Kühle des Bachbettes, so daß dem Haß Ghavatis nur von den geliebten eigenen Kindern eine große Zahl zum Opfer fällt. Die Menschen nahen in immer neuen Zügen, einmal, um Kwapi, „das bunte Geheimnis der Wälder" (ein erst seit kurzem bekanntes giraffenähnliches Tier, das Okapi), zu erbeuten, ein andermal, um den Feuerberg Ninogongo zu erforschen. Da vereinen sich die Göttinnen der Pflanzen und der Tiere wieder zu gemeinsamen Kämpfen: die Macht des Gewittersturmes und die Qual der Winzigen (der stechenden Kerfen) wird mit der gleichen Unerbittlichkeit gegen sie aufgeboten wie der Grimm des Berggeistes Gongo und die Gier Chius, des Leoparden. Und als Ghavati Kunde von dem Ungeheuer erhält, das auf eisernen Seilen heraneilt und täglich viele der Menschen in die Wildnis hinausführt, da wendet sie ihren und der Tiere Zorn gegen die Eisenbahnbrücke, die über Fluß und Sumpf hinüberleitet. Sie zu zerbrechen, gelingt nicht, sondern nur, sie in ihren Fugen zu lockern. Aber die Flut der Regenwässer unterwühlt sie derart, daß der heranbrausende Zug den Hang des

Dammes jäh hinabstürzt. Die Fleischfresser haben gute Zeit. Doch ein Wagen des Zuges bleibt, obschon zur Seite geworfen, unzerstört. In ihm schaut Ghavati ein Menschenpaar, das sich selbst im Tode noch innig umschlungen hält und das Lächeln der Liebe auf dem Antlitz trägt. Ghavati ist tief erschüttert. Sie erkennt: der Mensch, der nicht bloß durch seine Übergriffe ins Nichteigene (Tiererbeutung und Tierzähmung), sondern durch sein Tun und Sein überhaupt das Schicksal der Tiere bestimmt, ist an sich nicht böse, sein Herz hat Raum für die Teilnahme am Nichteigenen. Mit allen Waffen tiergöttlicher Gewalt kämpfte sie vergeblich an gegen den Menschen, und nun — da menschliche Güte, Weibesliebe, offenkundig vor ihr Auge tritt — bricht selbst der Wille zur Macht gegen den Menschen in ihr zusammen. Niemand weiß Rat für sie, der alte Baobab (Affenbrotbaum) nicht, die Tierkönige nicht, Aranjani nicht. Voller Trauer sieht sie: „Der Tag der Tiere ist verblaßt. Dämmerung ist über ihren Leibern. Die große Nacht der Tiere beginnt." Und in ihrer unendlichen Liebe zu den Tieren schlägt sie auch den letzten Weg ein, der ihr, wie sie hofft, zu helfender Tat übrigbleibt: zum Vater der Dinge und Wesen will sie wieder hinaufgehen, kämpfen will sie vor ihm für das Tier, kämpfen, daß ein Funke ihrer göttlichen Liebe auch im Menschen aufglühe.

So nimmt sie Abschied von den Getreuen, die ihr verblieben. Wieder tritt sie vor Gott hin, wieder erhört er ihr Flehen: „Nicht hinab zu den Tieren, hinab zu den Menschen laß mich!" Ghavati versinkt, und „ein leuchtender Regen fällt hinab in die kreisenden Lichtnebel der Tiefen, hinab in die Herzen der Menschen".

Schauwecker erzählt seine Geschichte in ganz anderer Weise als Kipling. Seine Anforderungen an den Leser sind ungleich höher. Die Geschichte von Ghavati, der Tierkönigin, kann nicht anders als mit erwartungsvoll aufmerkender Anspannung, mit bereitwillig festhaltender Achtsamkeit und fortgesetzt zurückschauender und vorausblickender Verstandes- und Gemütsbeteiligung gelesen werden. Das Buch ist so gesättigt voll von mitreißenden und aufwühlenden Taten und Gedanken, daß es schwerlich jemand in einem einmaligen Lesen auszuschöpfen vermag. Das weite Gebiet Innerafrikas bildet den Schauplatz der stetig wachsenden Geschehnisse, die sich zwar in der Ebene der Wirklichkeit abspielen, die sich aber sowohl in die Tiefen des Mythologischen hinabsenken als auch in die Höhen des Religiösen emporheben. An dem Leben und Treiben, dem Fürchten und Hoffen eines halben Hunderts afrikanischer Tierarten nehmen wir teil. Eine jede ist nicht als dumpfe Masse, sondern in klar gezeichneten Einzelpersönlichkeiten dargeboten und meist mit dem Namen benannt, den die Menschen ihrer engeren Heimat ihr gaben. Wie aus den Namen schon eigenlebendiger Klang ertönt — auch aus denen, die der Dichter erfand —, so umfassen die großzügig durchgeführten Lebensbilder (z. B. vom Löwen und Flußpferd, vom Elefanten und Okapi), die umfangreiche Abschnitte des Buches füllen, vielfach verstärkt den vollen Schwall des Tierdaseins. Doch stets gilt nicht schon das einzelne für sich, sondern erst in seiner Beziehung zum ganzen. Ghavati ist es, in der sich alles eint, Ghavatis Streben, der hereinbrechenden Tierdämmerung Einhalt zu tun. Und alles wird in einer Sprache gegeben, die auch nicht in einem Satze aus dem Schwunge poetischer Erhobenheit herausfällt. Jedes der Schauweckerschen Bilder ist wie ein Erinnerungsbild verdichtend zusammengezogen. Nicht selten führt diese Art der Darstellung zu einer machtvoll ins Große wachsenden Steigerung. Fortgesetzt leuchten neue, eigenartig schöne Prägungen auf. Allerdings kommt es auch vor, daß miteinander verbundene Vorstellungen in eine wenig übersichtliche Enge zusammengedrängt oder andere aus der naturläufigen Bewegungslinie leicht herausgebogen werden, vielleicht die einzige Besonderheit des Buches, bei der nicht jeder Leser dem Dichter wird folgen mögen.

Wieder etwas Tüchtiges leistet Schauwecker im Aufbau seines Werkes. Bei aller Fülle der Einzelheiten macht sich stets die des Weges wie des Zieles in gleicher Weise kundige Gestalterkraft des Dichters geltend. Er nennt sein Buch einen „Tierroman". Diese Bezeichnung trifft aber nicht wie bei den Romanen der eigentlichen Tierdichter (z. B. bei Egon von Kapherr, Svend Fleuron, Bengt Berg) in bezug auf den Inhalt zu, sondern in bezug auf die Gesamt-

form; denn trotz aller Naturvertrautheit und Großzügigkeit bleibt „Ghavati" inhaltlich ein Märchen! Aber Schauwecker hat auf seine Weise ebenfalls recht: er fabuliert nicht — wie Kipling das tut —, sondern er komponiert. Stück für Stück wird aus starkem Künstlergefühl heraus entworfen und mit starkem Künstlerwillen durchgeführt. Die Darstellung der Tatsachen, die Gewinnung der Fragen, die das Ganze bewegen, ihre Herausstellung und Zuspitzung, der Ausgleich der Spannungen, alles das wird durchaus in der architektonisch bauenden Schaffensweise eines neuzeitlichen Romandichters geübt, der mit gleichsam wissenschaftlicher Vertrautheit ebenso in Tier- und Naturwirklichkeiten hineingreift wie in seelische Bedingtheiten. Selbst nicht für Augenblicke läßt die dramatisch bewegte Handlung in ihrem Schritt und Klang und Sinn den Leser aus der Freude des Hinnehmens und Erwartens und Deutens heraus.

Und die Gesamtwirkung der beiden Werke?

Kipling stellt die mit regen Sinnen leicht umfangene Wirklichkeit vor uns hin. Schauwecker zieht die Wirklichkeit tief in sein Erleben hinein, und erst die so erworbene und zum Eigentum gewordene Wirklichkeit läßt er lebendig vor uns erstehen. Wenn somit die beiden Dichter sowohl im Empfangen als auch im Geben ihrer Dichtung verschieden sind, so zielt doch ein jeder von ihnen auf das zurück, von dem er ausging: Natureindrücke sind's bei Kipling, Innenerlebnisse bei Schauwecker. So wird der eine in seinem Märchen zum Wirklichkeitsdichter, der Gestalten und Stimmungen in der Natur wunderbar zu erfassen weiß, der andere zum Erlebnisdichter, dem sich in der Hingabe an die Wirklichkeiten der Natur eine neue, innerlich bewegte Welt erschließt. Die Welt Ghavatis ist in traumhaft dämmeriges Leuchten gehüllt, traumhaft weich ist das Rauschen der Dinge in ihr, traumhaft wohlig die innige Gelöstheit ihrer Geschehnisse. Mogli dagegen schreitet frisch und froh durch die Wirklichkeitswunder, die sich aus der Lebensüberfülle des Dschungels bei Tag und Nacht vor ihm auftun. Die Welt Ghavatis erstreckt sich durch räumlich ungleich weitere Gebiete als die Welt Moglis und zeigt eine viel größere Fülle an landschaftlichen Bildern und lebendigen Wesen. Und ein ähnliches Verhältnis ergibt sich, wenn man nach den Ideen fragt, die sich in den beiden Werken verkörpern. Kiplings Geschichte ist im wesentlichen von der romantischen Idee getragen, den Menschen darzustellen, der unter Tieren aufwächst, der lange Zeit wie und als ein Tier lebt und erst als Erwachsener zur Menschhaftigkeit erwacht. Schauwecker beginnt seine Geschichte mit Bildern, die gleicherweise eine mythologische wie eine naturphilosophische Prägung aufweisen. Dann steigt er — ohne in Ghavatis Gestalt und Walten das Mythologische je zu verlassen — hinab ins natürlich Wirkliche und erlebt dort das leibhaftige Beieinandersein und körperlich-geistige Aufeinanderwirken der Pflanzen, Tiere und Menschen im tropischen Afrika. Schließlich erhebt er sich mit Ghavati wieder in die Höhen des Weltenschöpfers empor und gewinnt so eine auch religiös durchtränkte, in praktische Ideen einer menschlich warmherzigen Kulturphilosophie ausmündende Wertung des vorher Gebotenen. Wenn sein Werk — als ein zweifellos starkes Kunstwerk — sich mit alledem nicht schon als ein auch stark sittliches erwiesen hätte, so würde es zu einem solchen werden durch die heilig ernste Bitte, die immer und immer wieder, unausgesprochen und doch unüberhörbar, durch alle Schönheit und Kraft hindurchtönt: Seid um eurer selbst willen, ihr Menschen, gerecht und barmherzig gegen die Tiere!

So mag man das Werk Schauweckers mit dem Werke Kiplings vergleichen, in welcher Hinsicht man will: immer muß man seine unbedingte Überlegenheit anerkennen. Es ist größer in der Kraft seiner Ideen, wirklichkeitssicherer in der Art seiner Naturerfassung, inniger in der Hingabe an seine Geschöpfe, tiefer in der Gestaltung und reizvoller in der Durchdringung seiner Dinghaftigkeiten, gehaltreicher im Sinn und schöner im Klang seiner Sprache.

Adolf Glupe



Von Leibniz bis Nietzsche

Historische Werke über neuere Philosophie

Wenn auch der Hauptstrom des philosophischen Denkens unserer Zeit sich neuerdings wieder systematischen Fragen zuwendet, so ist doch der Zusammenhang mit dem vorwiegend historisch gerichteten Denken des verflossenen Zeitalters keineswegs unterbrochen, sondern läuft als starke Unterströmung neben jenem her. Aus der Fülle der Arbeiten, die sich auf die großen Gestalten der neueren Philosophiegeschichte beziehen, greifen wir einige bemerkenswerte Neuerscheinungen und Neuauflagen heraus.

Immer mehr wird die philosophische Forschung auf die umfassende, noch längst nicht genügend gewürdigte Bedeutung Leibnizens, des großen vorkantischen Metaphysikers, aufmerksam. Diesem erneuten und vertieften Interesse kommt eine Neuauflage von Kuno Fischers rühmlichst bekannten Leibnizbuch im rechten Zeitpunkt entgegen. (G. W. Leibniz, Leben, Werke und Lehre. 5. Auflage, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1920.) Die Neuauflage ist von einem tüchtigen und gründlichen Leibnizkenner, Wilhelm Kabitz, besorgt worden, der den Fischerschen Text fast unverändert läßt, dagegen in einem Anhang das Werk auf die Höhe der wissenschaftlichen Forschung bringt. Die Vorzüge der Kuno Fischerschen Darstellung sind weithin bekannt, und gerade die philosophisch interessierten Laienkreise können nicht eindringlich genug immer wieder auf das Monumentalwerk Fischers, die 10bändige Geschichte der neueren Philosophie verwiesen werden, deren 3. Band das vorliegende Leibnizwerk bildet. Diesen Schriften haftet die Frische und Flüssigkeit des gesprochenen Wortes an, das dieser Meister des Kathedervortrags wie wenige zu handhaben wußte; hier ist nichts von überladener und schwerfälliger Gelehrsamkeit, die viele Laien von vorneherein von der Lektüre philosophischer Bücher abstößt. Fischers Biographien der großen Denker sind wahrhafte Kunstwerke; mit liebevoller Umsicht und Sorgfalt läßt er das Bild des Philosophen vor uns erstehen. Im Falle Leibniz ist das Verdienst des Darstellers ein besonders großes. Bei der vielumfassenden, universalen Tätigkeit dieses Denkers, die sich stets auf mehrere Gebiete zu gleicher Zeit erstreckte, gelang es ihm nicht, seinen Gedanken die Form des geschlossenen Systems zu geben, sondern diese sind in zahllosen größeren und kleineren Abhandlungen, Streit- und Gelegenheitsschriften und in dem ausgedehnten Briefwechsel zerstreut. Für den modernen Leser ist es daher fast unmöglich, Leibniz aus seinen Originalschriften kennen zu lernen. Hier blieb dem nachschaffenden Historiker ein reiches Feld der Arbeit. Kuno Fischer ist es in hervorragender Weise gelungen, die Persönlichkeit dieses Menschen größten Formats in all ihrer Lebendigkeit und Fülle vor uns hinzuzeichnen. Er zeigt uns diesen Mann in seiner staunenerregenden Vielseitigkeit und Tiefe, in dem Wechsel seiner Interessen und Ansichten, in den Einwirkungen, die er von Vergangenheit und Umwelt empfangen und der Nachwelt weitergegeben hat; er bringt sein Weltbild, neben Platons System vielleicht die tiefsinnigste Weltdeutung aller Zeiten, mit der ganzen Wucht einheitlicher Geschlossenheit zur Darstellung. So ist dieses Buch, das bereits vor mehreren Jahrzehnten geschrieben ist, auch heute noch der beste Führer zur Persönlichkeit und Gedankenwelt unseres Leibniz.

Auch Friedrich Paulsens „Immanuel Kant, sein Leben und seine Lehre" (in der Sammlung Frommanns Klassiker der Philosophie, Bd. 8) ist nunmehr zum sechstenmal neu aufgelegt worden (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, H. Kurtz, 1920) und auch dieses Buch gehört zu den Standardwerken der philosophiegeschichtlichen Literatur. Das nach seinem ersten Erscheinen (1898) viel umstrittene, einerseits heftig angegriffene, andrerseits überschwenglich gepriesene Werk vereinigt in sich alle Vorzüge der feinen, durchsichtigen und gewandten Schreibart des Verfassers. Inhaltlich entfernte sich dieses Kantbuch in seiner prinzipiellen Einstellung weit von der Tradition; es ist durchaus originell, aber in dieser seiner Originalität ist es allzusehr

von subjektiven Elementen gefärbt. Daß wir hier ein wohlabgerundetes, den ganzen Kant aus einheitlichem Guß umfassendes, harmonisch zusammenstimmendes System seiner Gedankenarbeit, und nicht, wie es meist geschieht, den in die Aufeinanderfolge der unterschiedenen Perioden zerlegten Kant erhalten, ist ein unumstrittenes Verdienst. Nur war dieses Verdienst auf Kosten der historischen Treue allzu teuer erkauft. Paulsen stempelte Kant — und dies war der Punkt, an dem die Kritik einsetzte — zu einem Metaphysiker, d. h. er suchte nachzuweisen, daß der metaphysische Idealismus einen selbständigen, wenn nicht den vorherrschenden Gedankenkomplex in Kants Philosophie bilde. Damit wurden die Ergebnisse der Kritik der reinen Vernunft in Frage gestellt oder galten nur als Vorstufe zu einer bei Kant nur andeutend skizzierten, von Paulsen in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellten dogmatischen Metaphysik. Der Kritiker Kant, der die Erkenntnis auf die Erfahrung beschränkt und der metaphysischen Spekulation nur auf dem Boden der praktischen Philosophie ein Daseinsrecht einräumt, tritt somit hinter den Metaphysiker zurück. Es ist Paulsen zuzugeben, daß infolge der schwankenden Stellung Kants zur Metaphysik Ansätze in dieser Richtung in seinen Schriften wohl zu finden sind und gerade in den Gefühlsbedürfnissen des alten Kant wohl gelegen haben mögen, aber es bedeutet trotz alledem eine Schwerpunktsverlegung dessen, worauf es dem Philosophen in der Vollkraft seines Schaffens ankam und womit er eine neue Epoche in der Geschichte der Philosophie inaugurierte, nämlich des kritisch-transzendentalen Gedankens. Worin läge denn dann die kopernikanische Tat des Alleszermalmers, wenn er letzten Endes nur eine positive Metaphysik entwickelt hätte oder zu entwickeln beabsichtigte, die, wie Paulsen meint, im Grunde genommen mit der Platonisch-Leibnizischen übereinstimme? Paulsen deutete so in den historischen Kant eigene Gedankengänge hinein und verschob damit das Bild in nicht gerechtfertigter Weise. Insofern ist dieses Buch mit Vorsicht zu benützen besonders von denen, die mit seiner Hilfe in die Gedankenwelt des Königsberger Philosophen erst einzudringen gedenken.

Solchen Lesern ist jedoch ein soeben erschienenes Buch von Alfred Menzel „Kants Kritik der reinen Vernunft, ein Leitfaden zum Studium“ (Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1922) unbedingt zu empfehlen. Es ist ganz hervorragend geeignet, in dies schwierige, umständliche und zeitraubende Werk einzuführen, an dem schließlich niemand vorbeigehen darf, der an philosophischen Dingen Anteil nimmt. Der Gedankengang der Kritik der reinen Vernunft ist in genauem Anschluß an das Originalwerk wiedergegeben, stark verkürzt und so klar, als es bei der Schwierigkeit der Probleme überhaupt möglich ist. Für „Lehrlinge der Philosophie“ hätte manches noch mehr vereinfacht, viele Fachausdrücke noch besser erklärt und verdeutscht werden dürfen. Der Verfasser vermeidet jegliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen Auffassungen, er verschont uns mit allem gelehrten Ballast und wirbelt den ungeheuren Staub, der sich über dies Werk im Laufe der Jahrzehnte gelegt hat, nicht auf, sicherlich nicht zum Nachteil seines Buches. Aus dem weitschweifigen Wust des Kantischen Gedankendickichts stellt er die Probleme klar heraus, vereinfacht sie, faßt Auseinanderliegendes zusammen und gliedert architektonisch. In einem nützlichen Anhang über die verschiedenen Auffassungen der Vernunftkritik hält er selbst weise abwägend die Mitte zwischen transzendentaler und psychologistischer Auslegung.

Mitten in den Problemkreis des Kantischen Kritizismus und der daraus hervorgegangenen Bewegung des deutschen Idealismus führt uns dann weiterhin das breitangelegte Werk von Richard Kroner „Von Kant bis Hegel“, von dem der 1. Band, der bis zur Schellingschen Naturphilosophie reicht, im Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen (1921) erschienen ist. Der Zusammenhang zwischen den Systemen des Idealismus gehört zu den am meisten erörterten und umstrittenen Auseinandersetzungen, ohne daß bisher eine auch nur einigermaßen befriedigende Lösung gefunden worden wäre. Kroners Schrift, welche diese Frage mit dem schweren Rüstzeug strenger Wissenschaftlichkeit von neuem aufrollt, wird aufräumend, scheidend und klärend nach vielen Seiten wirken. Er sieht im Gegensatz zu der bisher üblichen Auffassung in der Entwicklung der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel „ein Ganzes, einen in sich zu-

sammenhängenden, aus sich heraus verständlichen, nicht über sich hinausweisenden Abschnitt des Denkens". Er sieht trotz der bunten Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit der Problemstellungen und -lösungen die Einheit in diesem Wechsel und Werden. Ob dieser Nachweis Kroner endgültig gelungen ist, läßt sich aus den Ausführungen dieses 1. Bandes noch nicht mit voller Bestimmtheit erkennen. Aber dies dürfte der gesicherte Ertrag des 1. Teiles sein, daß fortan das Gerede verstummen muß, wonach die nachkantischen Spekulationen der Fichte, Schelling und Hegel nichts anderes seien als ein Abfall von dem wahren Geist der Transzendentalphilosophie, abstruse Verirrungen vom transzendentalen Grundgedanken, ein Überschreiten der der Erkenntnis von Kant gesteckten Grenzen usw. Kroner also hat sich die Aufgabe gestellt zu zeigen, wie aus der Kantischen Vernunftkritik die Hegelsche Philosophie des Geistes erwachsen ist. Er geht dabei historisch-systematisch vor; er legt seinen kritischen Maßstab nicht von außerhalb an das Dargestellte an, sondern schöpft ihn aus der geschichtlichen Entwicklung selbst, d. h. aus dem Ziel dieser Bewegung, also aus Hegel. So wird Kant von Hegel aus konstruiert und überall werden die Keime gezeigt, welche die Fortentwicklung des Gedankens über Kant hinaustreiben. So führt uns Kroner z. B. deutlich vor Augen, wie mit Notwendigkeit aus der Kritik das spekulative Bedürfnis erwächst, das einen Schelling und Hegel zu ihren Systemen gelangen läßt. Von diesem Blickpunkt aus ist die Kantische Philosophie allerdings kein in sich ruhendes, selbständiges philosophisches Phänomen; sie bereitet vielmehr nur den Boden für die kommenden Systeme, sie ist nur eine wenn auch noch so bedeutsame historische Etappe in der Geschichte des deutschen Idealismus. Daher ist sie nach Kroner voller Widersprüche und Unausgeglichenheiten, voll von nur entwickelten, nur der Anlage nach vorhandenen, aber nicht zu Ende geführten Gedanken. So erscheinen uns Kant, und weiterhin auch Fichte und Schelling nur als Vorläufer des Vollenders dieser Bewegung, Hegels. Besonders eindringlich ist die Kronersche Kritik an den Gedanken der Kritik der Urteilskraft; wo Kant zum erstenmal auf das Ganze seiner Philosophie reflektiert; nirgends sind die von Kant versuchten Problemlösungen so wenig befriedigend, nirgends drängt der Gedanke so ungestüm über Kant hinaus als gerade hier, wo er sich über die letzten Zusammenhänge seines Denkens Rechenschaft zu geben versucht. Da es Kroner lediglich um die Entwicklung der rein gedanklichen Probleme in ihrer Aufeinander- und Auseinanderfolge zu tun ist, treten naturgemäß die Denkerpersönlichkeiten ebenso wie die geistigen und kulturellen Ideenzusammenhänge zurück. Nur der problemgeschichtliche Faden wird durch die einander verdrängenden Systeme hindurch verfolgt. Bewundernswert sind die reine Sachlichkeit und Wissenschaftlichkeit, die Kühnheit der mit voller Bewußtheit vollzogenen Konstruktion, die klare Erfassung der gedanklichen Problemverschlingungen, welche dieses Werk turmhoch etwa über die oberflächliche Arbeit Kronenbergs und die tendenziöse Willmanns, die ebenfalls die Entfaltung des deutschen Idealismus behandeln, stellen und die das Erscheinen des abschließenden Bandes mit Spannung erwarten lassen.

Der echten Wissenschaftlichkeit des Kronerschen Buches möchte ich ein Werk gegenüberstellen, das aus einem ganz anderen Geist heraus geschrieben ist und das ungefähr denselben Zeitraum des deutschen Geisteslebens behandelt, nämlich „Die deutsche Romantik" von Georg Mehlis (Rösl & Co., München 1922). Da es sich hier nicht um eine philologische oder literarhistorische Studie, sondern um eine mit philosophischem Geist erfüllte Deutung der deutschen Romantik von einem Philosophen handelt, mag sie ebenfalls in diesem Zusammenhang besprochen werden. Dies ist schon äußerlich daraus ersichtlich, daß die Philosophie der Romantik weit ausführlicher dargestellt ist als die Dichtung, die der Verfasser überhaupt nicht in extenso entwickelt, sondern nur als Illustrierung und Exemplifizierung des über die romantische Bewegung, das romantische Kulturbewußtsein und den philosophischen Gehalt der Romantik Gesagte. Daher greift er nur einige wenige dichterische Erzeugnisse heraus und analysiert sie in diesem Sinne. Während also Kroner dem philosophischen Gedanken in seiner Reinheit und Selbständigkeit durch die Systeme hindurch folgt, handelt Mehlis von den peripherischen Aus-

wirkungen des deutschen Idealismus und den im engsten Zusammenhang mit diesem stehenden und ständig neben ihm herlaufenden literarischen Bewegungen. Die Brücke zwischen Idealismus und Romantik bildet die Gestalt Schellings, die einerseits in die Gedankenbewegung von Kant bis Hegel verwoben ist, andrerseits der Philosoph der Romantik schlechthin genannt werden darf. Da der Verfasser seiner seelischen Einstellung nach mit dem romantischen Geist wesensverwandt ist, ist es ihm ganz besonders gut gelungen, sich in diese Bewegung einfühlend zu versenken, und auch den Leser in die spezifisch romantische Stimmung und Gefühlslage hineinzuversetzen. In diesem inneren Mitleben mit seinem Gegenstand und in der Fähigkeit, dieses anderen mitzuteilen, scheint mir das Hauptverdienst dieses feinsinnigen und liebenswürdigen Buches zu liegen, an das man keinen streng wissenschaftlichen Maßstab anlegen darf, sondern dem man nur von einer ähnlichen Bewußtseinseinstellung aus gerecht zu werden vermag.

Wissenschaftlichen Boden betreten wir dann wieder mit der letzten hier zu nennenden Schrift aus der Blütezeit der deutschen Philosophie, mit Franz Rosenzweigs zweibändigem Werk „Hegel und der Staat“ (Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin 1920). Hegel, der längst Totgesagte und Totgeglaubte, ist in der Philosophie der Gegenwart fast wieder modern geworden. So wie einst der Ruf „Zurück zu Kant“ weithin erscholl, so spricht man heute allenthalben von einem „Über Kant hinaus zu Hegel“. Kroners Buch war uns hierfür ein deutlicher Beleg. Es war daher eine dankenswerte und fruchtbare Aufgabe, die sich Rosenzweig gestellt hat, indem er Hegels Stellung zum Staat zum Gegenstand einer ebenso tiefeindringenden wie weitausgreifenden Untersuchung gemacht hat. Wenn sich auch das Hegelsche Denken in gleich universaler Weise auf alle Bezirke des geistigen Kosmos erstreckte, so lag ihm doch ein Gebiet stets besonders am Herzen, um das, wie um eine Zentralsonne, sein gesamtes Denken kreiste: nämlich die Philosophie des Staates. Rosenzweig beschränkt sich nun nicht etwa, wie dies gewöhnlich geschieht, auf eine Darstellung der reifen staatsphilosophischen Gedanken Hegels, die er in seiner Rechtsphilosophie niedergelegt hat, sondern er spürt schon den frühesten Äußerungen des Gymnasiasten und Tübinger Stiftlers nach und verfolgt diese durch die verschiedenen Phasen des Hegelschen Denkens hindurch. Welch ungeheure Arbeit es hier zu leisten gab, erhellt daraus, daß wir eine kritische Gesamtausgabe bis heute noch nicht besitzen und daß ein großer Teil des Nachlasses noch nicht gedruckt ist. So bedurfte es langjähriger archivalischer Studien, um diese reichen Schätze ungedruckten Materials zu heben und der Darstellung fruchtbar zu machen; und wir können es dem Verfasser nicht genug danken, daß er seine Arbeit auf so umfassender Grundlage angelegt und uns eine wirklich erschöpfende Behandlung des Themas geschenkt hat. Die Geschichte der Entstehung und Entwicklung des Hegelschen Staatsgedankens also von seinen ersten sporadischen und unsystematischen Anfängen bis zu dem Punkte, wo sich der Staatsgedanke dem System der Erkenntnis eingliedert, ist der Inhalt dieses Werkes, in dem historischer Sinn und philosophischer Blick glücklich gepaart sind. Ein wahrhaft großartiges Gemälde der reichen und tiefen Gedankenwelt Hegels entrollt sich vor unseren Augen und fesselt uns um so mehr, als Hegels Staatsdenken keine apriorische Konstruktion ist, sondern wirklichkeitsgesättigt und weltdurchdrungen mit dem Vollgehalt des politischen Lebens seiner Zeit, im wahrsten Sinn der Gedanke vor der Tat, die gewaltige Geistesmacht, aus der die Ereignisse („wie der Blitz aus dem Gewölk“) herausgeboren und in die Wirklichkeit des geschichtlichen Lebens umgesetzt werden. Daher die vielverschlungenen, zum Teil rückläufigen Bewegungen, die sich an wichtigen Punkten zum Knoten schürzen, der dann wieder aufgelöst oder zerhauen wird, bis schließlich alle Fäden in den Grundlinien der Rechtsphilosophie zusammenlaufen. Und so bestätigt sich auch hier, was Hegel für die höchste Aufgabe der Philosophie hielt, daß er seine Zeit im Gedanken erfaßte. Rosenzweigs Werk ist mit seiner Fülle von innerlichst verarbeitetem Material, mit seinem tiefen Eindringen in die weitverzweigtesten Verästelungen und Schattierungen des Hegelschen Staatsgedankens und seiner kongenialen Einfühlung in die entlegensten und schwierigsten Gedankengänge der Hegelschen Geisteswelt eine wertvolle Bereicherung sowohl der Hegel-

literatur als auch der Schriften über das Werden und Wachsen der staatstheoretischen Gedanken im 19. Jahrhundert und der geistigen Mächte, die an der politischen Formung der Gegenwart beteiligt sind.

Nur ganz kurz weise ich ferner auf eine Neuauflage des 1. Bandes von G. Th. Fechners „Zend-Avesta" hin (5. Aufl., Verlag Leopold Voß, Leipzig 1922), der in Bälde auch der 2. Band folgen soll. Das Buch gehört zu den klassischen Werken der Philosophie des 19. Jahrhunderts und bedarf daher keiner weiteren Empfehlung. Bei Fechner mischt sich in eigenartiger Weise die streng wissenschaftliche Behandlung philosophischer und psychologischer Probleme mit einem weit über alle Grenzen der Erfahrung hinausgehenden metaphysischen Spekulationstrieb, dem er gerade in „Zend-Avesta" voll die Zügel schießen läßt. Er lehrt in diesem seinem System die Allbeseelung der Welt, nicht nur der Pflanzen und Tiere, sondern auch der Gestirne und der Totalität des Universums selbst und entwirft ein ganzes Stufenreich von Geistern, das in dem höchsten, alles in sich befassenden Geist, in Gott gipfelt. Diese Gedanken, die im Zusammenhang mit Schellings naturphilosophischen Spekulationen stehen, fielen zur Zeit ihres ersten Erscheinens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf unfruchtbaren Boden und gewannen erst späterhin Einfluß auf Denker wie Wundt und Paulsen und zum Teil auch auf die monistische Bewegung. Sie sind eine späte Frucht am Baum des deutschen Idealismus. Auch heute noch wird mancher Leser, dem es mehr um die Befriedigung der Bedürfnisse des Gemütes und des Herzens als der des Verstandes zu tun ist, sich gerne an Fechner wenden und mancherlei Belehrung aus seinen Schriften ziehen.

Schließlich sei eine neue große Gesamtdarstellung Nietzsches erwähnt, deren Verfasser Heinrich Römer ist („Nietzsche", 2 Bände, Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1921). Die Nietzschebetrachtung steht seit einiger Zeit im Zeichen einer geistigen Umwandlung und Erneuerung. Die positiven Seiten seines Wesens kommen mehr zur Geltung; man sieht in ihm neben dem Kritiker einer zu bloßer Zivilisation verflachten Kultur den Künder neuer Werte. In diesem Sinne hat sich des Verfassers Werk der proteusartigen, vielfach schillernden Gestalt des Denkers von Sils Maria von neuem zu bemächtigen versucht. Es beweist, daß Nietzsche nicht mehr wie noch vor kurzem mitten im Kampf der Geister von heute steht, sondern daß die zeitliche Distanz, die wir zu ihm gewonnen haben, eine ruhigere und sachlichere Darstellung und Würdigung zuläßt. Damit soll nicht gesagt sein, daß Nietzsche bereits in die Historie eingegangen ist und keine lebendige Beziehung zur Gegenwart mehr hat. Seine Gedanken sind gerade heute, wenn ich so sagen darf, hochaktuell; unserer Kultur tut ein gewisses Quantum Nietzschetum dringend not, und wir können nicht scharf genug auf die mahnenden Worte dieser Prophetenstimme hören, die in unsere Ohren klingen, als ob sie eigens für uns gesagt worden wären. Am besten gelungen scheint mir bei Römer die Darstellung der Lehre zu sein, die den 2. Band ausfüllt, in der Tat eine hervorragende, nach allen Seiten geschlossene und erschöpfende Leistung. Es sind vor allem drei Faktoren, die bestimmend und bildend auf den Werdenden gewirkt haben: die Philosophie Schopenhauers, das Musikdrama Wagners und der Geist des Griechentums. Diese drei Elemente sind in das bunte Gewebe des Nietzscheschen Gedankenteppichs mannigfach hineingewirkt, in seine Ansichten über Kunst und Künstlertum, über die Aufgabe des Erziehers und des Philosophen, in seine Stellung zu Liebe, Weib und Ehe, zu Vaterland und Staat, in seine Auffassung vom Wesen der Geschichte, in seine biologisch-pragmatistische Lösung des Erkenntnisproblems. In den Kern der Weltanschauung Nietzsches bringen dann die glänzend geschriebenen Kapitel über den Immoralisten und Antichrist. Moral und Religion stehen in engem Zusammenhang; Nietzsche ist ein Verächter beider, aber nicht im absoluten Sinne; nur gegen das Bestehende kämpft er an; darüber hinaus will er neue Gesetzestafeln aufrichten und mit prophetischer Geste verkündet Zarathustra die neue Religion des Übermenschen. Die eigentlich positiven Gedanken finden wir in dem Kapitel über die neue Lebenslehre. Hier erst tritt uns das Zauberwort, der Schlüssel zur Lösung aller Probleme entgegen: das Leben steht im

Hintergrund des gesamten Nietzscheschen Denkens, nicht das rein animalische und vegetative, sondern das aufsteigende, über sich hinausstrebende, immer Neues und Höheres gebärende Leben, ein Zauberwort, das auch heute noch nichts von seiner magischen Kraft eingebüßt hat, vielmehr in ausländischer Drapierung in der Modephilosophie des Franzosen Bergson die Zeitgenossen von neuem berauscht, ohne daß sie vielfach wissen, daß dieser allzu laut gepriesene Einfuhrartikel deutschen Fabrikats ist (Schelling, Schopenhauer, Nietzsche). Nietzsches Lehre gipfelt in den bedeutsamen, wenn auch innerlich nicht ausgeglichenen Gedanken von dem Wesen des Lebens, das Wille zur Macht ist, von seinem Sinn, der die Züchtung des Übermenschen ist und von seiner Form, welche die ewige Wiederkunft aller Dinge ist. Der 1. Band erzählt das Leben und gibt eine eingehende Analyse der Schriften. Diese scheint mir, wenn auch nicht gerade verfehlt und für gewisse Leser sogar vielleicht recht nützlich, doch gewichtigen Bedenken ausgesetzt zu sein, derer sich der Verfasser auch selbst bewußt ist. Der Zauber der Sprache Nietzsches, die sprunghaft-aphoristische Art der Darstellung, das Dithyrambische und Dionysische seiner Schreibweise, all das geht bei einer bloßen Inhaltsangabe auch mit noch so vielen Zitaten (weshalb setzt der Verfasser keine Anführungsstriche?) unbedingt verloren und außerdem ließen sich dann im 2. Band viele störende Wiederholungen nicht vermeiden. Dieser Teil hätte vorteilhafterweise in den 2. Band hinein verarbeitet werden müssen. Wir fassen unser Urteil zusammen: keine überschwenglich für oder gegen den Denker Partei ergreifende, sondern eine verständige, objektiv abwägende, gediegene und bis zu einem gewissen Grade abschließende und endgültige Arbeit über den Dichterphilosophen Friedrich Nietzsche. Dr. Rud. Metz



Goethe und die Musik

Unter diesem, fast möchte man sagen altbekannten Titel hat Hermann Abert im Rahmen der von Adolf Spemann herausgegebenen Sammlung „Musikalische Volksbücher“ (Verlag J. Engelhorns Nachf. Stuttgart) seine neueste Veröffentlichung erscheinen lassen. Gibt er zunächst nur in knappster Zusammendrängung, wenn auch mit eignen Quellenstudien etwa das, was wir schon aus W. Bodes zweibändigem Werk gleichen Namens über Goethes Berührungen mit der Tonkunst wußten, so nehmen den Hauptteil des Büchleins Erörterungen ein, die für den Goethefreund schlechthin wie für den Musik-, Literar- und Kulturhistoriker von größter Wichtigkeit sind. Aus erschöpfender Kenntnis des musikalischen 18. Jahrhunderts heraus stellt Abert Goethe in die musikästhetischen Anschauungen jener Zeit erstmals ein und eröffnet uns (was z. B. Kretzschmars Geschichte des Liedes längst nicht genügend gab) überraschende Ausblicke auf die Wechselwirkungen zwischen Goethe und der Berliner Liederschule, der Opera comique und buffa sowie dem Gluckschen Musikdrama. Er lehrt uns, Goethes Singspieldichtungen mit den Augen des Opernhistorikers zu betrachten, wodurch sie ganz ungeahnt neue Gesichter bekommen, und weist auch in den nicht zur Komposition bestimmten Gedichten, Dramen, ja selbst Prosastücken allenthalben musikalische Formmotive und Arbeitsweisen nach. Von ungeahnter Fruchtbarkeit zeigt sich diese Methode vollends im letzten Absatz, „Das Musikalische in Goethes Lyrik“, wo eigentlich erstmals jenseits des Sievers-Rutz-Kreises und unter weit allgemeinerem Gesichtspunkt eine Natur- und Entwicklungsgeschichte der Goetheschen Sprachmelodik und der ihr innewohnenden Rhythmik gegeben wird.

Nebenher fällt noch eine Fülle wichtiger Bemerkungen zur Kennzeichnung der Goetheschen Gesamtpersönlichkeit und der ihn umgebenden Musikergestalten — Kayser, Reichardt, Zelter — ab. Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit wird festgestellt, daß sein Nichtverstehen Beethovens und Schuberts nicht auf den Einflüsterungen irgend eines „bösartigen Affen“ beruhte,

sondern in einem natürlichen Gegensatz der Anlagen wie der Welt-, Kunst-, Lebensanschauungen begründet war, so daß weder Bedauern noch Anklage hier im mindesten am Platz wäre. Fast unnötig zu sagen, daß das Büchlein ausgezeichnet geschrieben ist und sich sehr genußreich liest. Die Ausstattung (nach Art der Inselbücher in Pappkarton) ist allerliebst, so daß der Preis von *M* 35.— nach heutigem Geldwert als durchaus entsprechend bezeichnet werden muß. (Es soll auch eine Luxusausgabe in Leder mit Bildern vorliegen, doch ist sie mir nicht zu Gesicht gekommen.) Das neue Unternehmen hat mit diesem glücklichen Auftakt höchst volltaktig begonnen und verdient die Aufmerksamkeit aller nur irgend an Musik Interessierten.

Bei dieser Gelegenheit noch dreierlei für musikalische Goethefreunde, was alles sich an den Namen Max **Friedländers** knüpft. Erstlich sei darauf hingewiesen, daß dieser allzeit um das reiche Kapitel „Goethe und die Musiker" verdiente Musikforscher am 12. Oktober seinen 70. Geburtstag gefeiert hat; möge der Goethekreis dabei des eifrigen, liebenswürdigen Forschers in Dankbarkeit gedenken, der als Professor an der Berliner Universität viele Verehrer besitzt. Dann sei der Wunsch ausgesprochen, es möchten seine zwei so überaus lehrreichen Notensammlungen „Goethes Gedichte in Kompositionen seiner Zeitgenossen", die als Veröffentlichungen der Goethegesellschaft mehr den Literarhistorikern als den Musikfreunden zur Hand sind, in einer Volksausgabe weiteren musikalischen Kreisen leicht zugänglich gemacht werden. Endlich wünschten wir allen Verehrern Goethes genaue Bekanntschaft mit dem kürzlich durch Friedländer bei C. F. Siegel in Leipzig herausgegebenen Klavierauszug von „Erwin und Elmire" in der erstaunlichen Vertonung der Herzogin Anna Amalia — hier lernt man die geistvolle Freundin Wielands, Herders und Goethes in ihrer vollen Bedeutung kennen. Auch zu dieser wichtigen Komposition hat **Abert** neuestens (4. Jahrgang der Zeitschrift für Musikwissenschaft) den weiten musikgeschichtlichen Horizont aufgezogen.

Dr. Hans Joachim Moser

NB. Zu der oben genannten hübschen Spemannschen Sammlung hat auch unser vielseitiger **Mitarbeiter** Hans Joachim Moser — der als Sänger (Bariton), Komponist, Textdichter und Verfasser der bekannten Musikgeschichte tätig ist — ein Bändchen beigesteuert, das man in einem Zuge liest: „**Musikalischer Zeitenspiegel**". Es ist eine wissenschaftliche Plauderei über Wirkung und Wertung der Tonkunst in verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenartigen Persönlichkeiten. Unterhaltend und belehrend zugleich! Noch vor Weihnachten erscheint auch der zweite Band von Mosers Musikgeschichte (Stuttgart, Cotta). D. T.



Türmers Tagebuch

Monarchie oder Republik? Der Republikaner Thomas Mann

Kemal Pascha bei den Türken, Mussolini mit seinen Faszisten bei den Italienern: es ist ein merkwürdiges Aufglühen der nationalen Energie gegen das Geschwätz des Parlamentarismus, zur Flamme gesammelt in einzelnen Persönlichkeiten. Und zwar in letzterem Falle auf Kosten des Sozialismus, dem der Faszismus eine Menge Parteigänger abgefangen hat, und gegen den Kommunismus, der diesem nationalen Schwung gegenüber machtlos ist. Dabei stand Mussolini einst ganz links. Und nun wird er vom König umarmt!

Seltsame Weltwende!

Wir mahnen immer wieder die deutsche Sozialdemokratie. Laßt uns deutlich sprechen: wir Deutschen sind jetzt in der Rolle der unterworfenen Inder und Ägypter und Türken. Wir sind eine Kolonie von England und Frankreich, waffenlos, ausgebeutet, von Militärmassen am Rheinufer bewacht, von einer großen Luftflotte (Sammelpunkt Metz) mit Bombardement bedroht, wenn wir uns nur regen würden. Die Freiheitsbewegungen der unterworfenen andren Völker schwingen in unsren Herzen mit; nach Freiheit und wahrem Frieden seufzen wir alle. Aber jene andren Freiheitsbewegungen sind zugleich national und müssen national sein. Denn eben als nationale Lebensgemeinschaft sind wir ja unfrei!

Was folgt daraus? Die jetzt führende deutsche Sozialdemokratie, wenn sie Freiheitsbewegung und also daseinsberechtigt bleiben will, muß national werden. Sonst, meine Herren, geht die Entwicklung über Sie hinaus!

Ghandi in Indien, Zaghlul in Ägypten, Kemal bei den Türken beweisen das. Irland beweist es — und die immer nationaler werdende Entwicklung Sowjet-Rußlands beweist es erst recht.

Es scheint bei uns im Nationalsozialismus der Süddeutschen (A. Hitler) ähnliche Energie sich entwickeln zu wollen. Aber wir können unsre Bedenken nicht unterdrücken. Diese Gruppe arbeitet mit Terror und Gewaltmitteln und ruft die Gasse auf; das kann da und dort zu Lokalerfolgen führen gegen den Terror der Kommunisten. Aber Deutschland als Ganzes muß die Kraft der Geduld aufbringen, einen langsameren und schwereren Weg zu gehen: die Erneuerung von innen.

* * *

Wir wollen uns nicht einlullen lassen, meine lieben Deutschen! Wir sind nun einmal schändlich betrogen worden. Neben dem Fluchwort „Versailles“, das diesen

Betrug in sich birgt, wiegt alles andere Leid gering. Wir sind in die Reihe der unfreien Völker eingereiht, wir sind waffen- und rechtlos, wir liegen fronend und verarmt am Boden. Wer uns anders spricht, der lullt uns ein.

Wie man auch über unsren ehemaligen Monarchen denken möge: dieses Grundschicksal tragen wir mit ihm gemeinsam. Die Monarchie als solche ist durch Betrug gefallen. Wir beide, Kaiser und Volk, sind betrogen worden. Der Betrüger heißt Wilson. Und Wilson ist ein Demokrat. Kein Despot oder Tyrann hat jemals schnöder an einem Volke gehandelt.

Der Kaiser sagt darüber in seinem Erinnerungsbuch „Ereignisse und Gestalten 1878—1918" (Leipzig, K. F. Koehler):

„Die deutsche Regierung hatte die 14 Punkte Wilsons akzeptiert, obwohl sie schwer genug waren. Die Alliierten hatten die 14 Punkte ebenfalls angenommen, mit Ausnahme der Freiheit der Meere. Wilson hatte die 14 Punkte garantiert. Ich finde die wichtigsten von ihnen nicht im Versailler Instrument, sondern nur diejenigen, die dem Machtwillen der Entente entsprachen, und auch diese zum Teil noch stark verfälscht. Auf die Garantie Wilsons hin hat Deutschland die von ihm besetzten feindlichen Gebiete geräumt und seine Waffen abgegeben, sich also wehrlos gemacht. In dieser Vertrauensseligkeit und dem Fallenlassen der 14 Punkte durch Wilson auf der einen Seite und in dem Ausbruch der Revolution auf der anderen liegt der Schlüssel zu unserer jetzigen Lage... Zu diesem Unrecht der fallengelassenen 14 Punkte kommt hinzu, daß Herr Wilson als erster die Forderung des Rücktritts an das deutsche Herrscherhaus stellte, indem er durchblicken ließ, dem deutschen Volke werde dann ein besserer Friede gewährt werden. Bevor die Regierung des Prinzen Max sich die Forderung meiner Thronentsagung zu eigen machte mit der nämlichen Begründung wie Herr Wilson, daß Deutschland in diesem Falle bessere Bedingungen erhalten würde — die Vermeidung des Bürgerkrieges kam erst als zweites Druckmittel —, wäre es ihre Pflicht gewesen, sich irgendwie reale Garantie von seiten des Herrn Wilson zu verschaffen. Jedenfalls haben die Behauptungen, die immer dringender und drängender wurden, meinen Entschluß, außer Landes zu gehen, mit zur Reife gebracht, weil ich glauben mußte, meinem Vaterlande damit einen großen Dienst zu erweisen... Jetzt ist es klar, warum die Entente durch Herrn Wilson meinen Rücktritt forderte. Sie war sich vollkommen klar darüber, daß mit meiner Depossedierung militärische und politische Haltlosigkeit in Deutschland eintreten mußte, die es ermöglichte, nicht bessere, sondern härtere Bedingungen bei Deutschland durchzudrücken... Ich gehe noch weiter und sage, daß die Entente es überhaupt nicht gewagt hätte, einem intakten Deutschen Kaiserreiche derartige Bedingungen anzubieten. Einem Kaiserreiche gegenüber, dem nicht gerade im Endkampf um seine Existenz mit Hilfe deutscher Utopisten das parlamentarische System aufgezwungen gewesen wäre, dessen Monarchie nicht die Kommandogewalt über Heer und Flotte entwunden gewesen wäre, hätte man das nicht gewagt. Also auch in der Forderung meiner Abdankung seitens des Herrn Wilson unter Vorspiegelung besserer Bedingungen für Deutschland liegt eine schwere Schuld des Expräsidenten. Jedenfalls bietet sich auch hierin ein

Ansatzpunkt für den gewaltigen Hebel, der den Vertrag von Versailles aus seinen Siegeln und Verschlüssen herausheben muß."

Nochmals: wie man auch über des Kaisers Politik und Wesen urteile (und wir sind darin sehr zurückhaltend!), in diesem Punkte sind wir mit ihm Schicksalsgenossen.

Aber es kommt noch etwas hinzu. Wir tragen mit dem Kaiser noch eine andere gemeinsame Tragik. Und diese begann mit dem Gegensatz Bismarck und Sozialdemokratie. Um der letzteren willen hat einst der Kaiser mit dem ersteren gebrochen. Er ist gegen Bismarck auf die Seite der Sozialdemokratie getreten. Durch diese Gruppe also haben wir jenes Genie der auswärtigen Politik vorzeitig verloren. Hätte Bismarck noch eine Reihe von Jahren weitergewirkt, es wäre schwerlich zur Einkreisungspolitik gekommen. So wurde die Arbeiterfrage schon damals zum Schicksal, wie auch der Kaiser in seinem Erinnerungswerk hervorhebt: jene „soziale Gesetzgebung, die den Stolz Deutschlands bildet und eine Fürsorge für das arbeitende Volk darstellt, wie sie in keinem Lande der Welt zu finden ist" (S. 31). So klingt noch jetzt der Stolz auf jenes Werk im Schloßherrn von Doorn nach, worauf er fortfährt: „Der Gegensatz des Kaisers und des Kanzlers über die soziale Frage, d. h. die Förderung des Wohles der Arbeiterbevölkerung unter Anteilnahme des Staates, ist der eigentliche Grund zum Bruche zwischen uns gewesen und hat mir die Feindschaft Bismarcks und damit die eines großen Teils des ihm ergebenen deutschen Volkes und besonders des Beamtentums auf Jahre hinaus eingetragen" — — jedoch, fügen wir hinzu, die Freundschaft der Sozialdemokratie nicht eingebracht! Und gleich nachher (S. 33) seufzt der Monarch nochmals auf: „Ich aber wollte die Seele des deutschen Arbeiters gewinnen und habe um dieses Ziel heiß gerungen" — jedoch es nicht errungen, müssen wir abermals beenden. Denn die Sozialdemokratie pflegte in geschlossener Schar den Reichstag „fluchtartig" zu verlassen, wenn zum Schluß der Sitzungszeit das Hoch auf den Vertreter der Nation ausgebracht wurde! War dies nur Undank? Weshalb eigentlich hat sich diese Gruppe trotz aller sozialen Fürsorge nicht in den Reichsgedanken eingebaut? Dies wäre zu untersuchen. Wie an so manchem andren geht das kaiserliche Buch auch an diesem schweren Problem zu rasch vorüber.

So trat denn also diese durch alle soziale Gesetzgebung nicht gewonnene größte Partei im November 1918 automatisch in die Lücke ein, als der verzweifelnde Monarch Volk und Heer verließ. Und so geriet sie in der Tat an die Spitze: — aber an die Spitze eines versklavten Volkes! So schuf sie in Weimar, unter dem fürchterlichsten Druck, unter dem jemals ein Parlament dergleichen geschaffen hat, die sogenannte „Deutsche Republik", unfrei, wehrlos, ausgehungert, enttäuscht, betrogen — — die „Deutsche Republik", einen Notbau, den jetzt der Schriftsteller Thomas Mann mit dem angenehmsten Lächeln von der Welt schmackhaft zu machen sucht ...

Ich kann dem Teil der deutschen Jugend, der auf mein Wort etwas gibt, meinerseits nur zurufen: Vorsicht! Es liegt mir gänzlich fern, nach Doorn oder nach Wieringen hinüberzublinzeln und Rückschau zu empfehlen. Nein, nein, wir müssen hindurch und hinauf! Da hat Thomas Mann ganz recht. Rathenaumord: ebenso

dumm wie ruchlos! Worauf es aber jetzt ankommt, ist etwas ganz anderes. Eine gesunde Lebensgemeinschaft baut sich weder von oben nach unten, weder von rechts nach links, noch umgekehrt, sondern — wie die Pflanzenzelle — von innen heraus. Auf den Kern kommt's an, auf die Keimkraft, auf das Beste, was dieser Planet beherbergt: auf die Menschenseele.

Wir sind nämlich mit Lagarde der Meinung: „Das Evangelium kennt auf Erden nur ein Göttliches, die Menschenseele. Alles, was existiert, dient der Entwicklung der Menschenseele: sobald es aufhört, als in diesem Dienste stehend zu walten, ist es ein Götze."

Von hier aus beurteilen wir auch den gegenwärtigen Lebenszustand der Deutschen. Ist die Zelle oder der Kern gesund, so ist das Volksganze gesund. Das liegt nicht an Gesetzen, nicht an der Staatsverfassung: es liegt am Kern. Haben wir Deutschen im Kern unseres Wesens ein gemeinsames Ideal?

Stracks heraus gesagt: was wir jetzt wie das liebe Brot brauchen, ist weder Monarchie noch Republik, weder Königschaft noch Präsidentschaft, sondern königswürdige Gesinnung. Ihr Sitz ist die Menschenseele. Von ihr geht Beseelungs- und Verklärungskraft aus. Unter dieser Kraft aber verstehen wir jene nahrhafte, stärkende Wärme von Mensch zu Menschen, deren Ausstrahlung das Leben wertvoll und eine Volksgemeinschaft edel macht.

Haben wir Deutschen dieses Heiligtum? Hat es jeder einzelne von uns? Denn jeder von uns ist selber ein Staatswesen im kleinen, das vom „höheren Ich" aus Rhythmus hinausstrahlt in das Vielgebilde seiner In- und Umwelt. Ist dieses „Ich" in Ordnung, diese Gleichgewichtskraft, dieses harmonisierende Geheimnis, das uns einerseits mit dem Ewigen, anderseits mit der Umwelt in Einklang bringt?

Ich bin am deutschen Volk als Ganzem in dieser Hinsicht irre geworden, nicht aber an einer Auslese der besten Deutschen, in denen das Heiligtum noch glüht oder wieder glühen wird. Schon bald nach Übernahme dieser Blätter (März 1921) stellte ich den mich bewegenden Auslesegedanken folgendermaßen fest:

„Soldatisch, sozial, seelisch: in diesen drei Worten mit gleichem Anfangsbuchstaben prägen sich die drei Schichten des gegenwärtigen Weltkriegs aus, der bekanntlich noch nicht zu Ende ist. Das Soldatische ist der äußere Ring. Diese Stufe ist für uns ehrenvoll verloren. Nun sind wir im wirtschaftlichen oder sozialen Kampfabschnitt. Man sucht uns nun wirtschaftlich zu erdrosseln. Werden wir innere Einheit und Gesundung erringen? Während ich diese Worte schreibe, sucht uns wieder ein Streik Licht und Wasser abzusperren. Und in London droht die schwere Konferenz! Wir sind noch lange nicht gesund. Die dritte und tiefste Schicht ist das Seelische, das freilich schon seit Kriegsbeginn aufgerührt ist und das übrige durchdringt. Wird uns etwas wie eine sittlich-religiöse Erneuerung aus dem Pfuhl des Materialismus herausreißen? Ich weiß nicht, wie sich das deutsche Volk in seiner Gesamtheit entscheiden wird. Doch ich hoffe auf eine Auslese der Ernsten und Edlen. Wenn es diesen gelingt, auf das Ganze Einfluß zu gewinnen, so ist die dritte Schlacht gewonnen — und von hier aus, vom Seelischen aus, können wir auch die soldatischen und sozialen Niederlagen in Siege zu verwandeln hoffen. Nur vom erstarkten Seelischen aus! Nicht anders."

Dies ist unser Standort. Wir stehen im innersten dieser drei konzentrischen Ringe. Hier sind wir im Reich der Innenwelt und betrachten von hier aus das Volksganze. Und unser Leitmotiv lautet: Erneuerung von innen heraus!

* * *

Indem wir uns aber zu Thomas Mann wenden, geraten wir sofort in das Reich des Repräsentativen. Er hat in Berlin eine Rede für die jetzige Republik gehalten. Er folgt einem Zuge des gegenwärtigen Deutschlands, das Geistige ins Repräsentative zu veräußerlichen. Das ist nicht die Reichsbeseelung, die ich meine. Hebt nicht der ebengenannte Schriftsteller hervor (in der „Voss. Ztg."), daß der mehrfach mit dem Reichspräsidenten das Land durchreisende Gerhart Hauptmann „heut zu fürstlich-repräsentativer Stellung aufgerückt ist" und daß in ihm „In- und Ausland das geistige Haupt des nachkaiserlichen Reiches ehrt"? Wir sind erstaunt, daß ein Mann von Geschmack die künstliche Mache nicht merkt, die in alledem mitwirkt. Wir erblicken in dieser Mache einen Rückfall in diejenige Seite des verflossenen Monarchismus, die wir grade ablehnen: in die Veräußerlichung des Geistes. Fürstlich? Repräsentativ? Oder gar „König der Republik" und „Volkskönig", wie er den vor ihm sitzenden Hauptmann in seiner Rede anhimmelte?! Schöne Entgleisung im Munde eines neugebackenen Republikaners! Eine gehaltvolle, unauffällige Schlichtheit dünkt uns republikanischer als dieses repräsentative Hervortreten auf modernsten „Festwochen", wobei gesellschaftliche Aufmachung mit geistigen und seelischen Mächten verwechselt wird — genau so wie die „Erfüllungspolitik" nicht nur guten Willen bekundet, sondern leider auch Leistungsfähigkeit vortäuscht.

Doch es empfiehlt sich, zunächst einmal ein Stück aus der republikanischen Werberede Thomas Manns abzudrucken. Das „Berliner Tageblatt" — und die „Frankfurter Zeitung" — hat einen Teil daraus als Leitartikel veröffentlicht und mit Lobesworten eingeleitet. Es heißt in dieser Einleitung:

„In dem mit anmutiger Feinheit (?) gestalteten Gruß an Gerhart Hauptmann sagt er, daß die Demokratie „des Landes geistige Spitzen, nach Wegfall der dynastisch-feudalen, der Nation sichtbarer macht", und daß „das unmittelbare Ansehen des Schriftstellers im republikanischen Staate steigt — ebenso wie seine Verantwortlichkeit". Da Thomas Mann selbst unbestreitbar zu den geistigen Spitzen der Nation gehört, ist es außerordentlich erfreulich, ihn jetzt unter denen zu sehen, die dem neuen Staate Verständnis, Liebe und ehrliche Mitarbeit werben wollen"...

Ein verlockendes Vorwort! Die dynastisch-feudalen Spitzen sind weggefallen: die geistigen Spitzen werden nun um so sichtbarer. Wenn einst Karl August oder Ludwig von Bayern weggefallen wären: wie viel „sichtbarer" wären Goethe oder Richard Wagner vorgetreten! Schade, daß wir dieses Rezept, „Geistiges" „sichtbar" zu machen, nicht früher entdeckt haben!

Und nun beginnt der Redner und enthüllt nach und nach seinen Vorsatz, die deutsche Jugend für die Republik zu gewinnen, wobei er „Demokratie" und „Humanität" in unerlaubter Weise gleichsetzt:

„Mein Vorsatz ist, ich sage es offen heraus, euch, sofern das nötig ist, für die Republik zu gewinnen und für das, was Demokratie genannt wird, und was



ich Humanität nenne, aus Abneigung gegen die humbughaften Nebengeräusche, die jenem anderen Worte anhaften (eine Abneigung, die ich mit euch teile) — dafür zu werben bei euch im Angesichte dieses Mannes und Dichters hier vor mir, dessen echte Popularität auf der würdigsten Vereinigung volkhafter und menschheitlicher Elemente beruht. Denn ich möchte, daß das deutsche Antlitz, jetzt leidvoll verzerrt und entstellt, dem seinen wieder gliche — diesem Künstlerhaupt, das so viele Züge aufweist des Bildes hoher Biederkeit, das sich für uns mit dem deutschen Namen verbindet."

Wir fragten uns, wen er damit meint: eine Goethebüste — oder Gerhart Hauptmann?! Als wir aber in Kühnemanns Festschrift die Hymnen auf Hauptmanns Gesicht und Schädel (während der Gefeierte dabei saß) gelesen hatten, fanden wir Manns Kompliment nicht mehr so unschamhaft. Denn jener Breslauer Professor überbietet ihn. Doch weiter:

„Die Republik, die Demokratie sind heute solche innere Tatsachen, sind es für uns alle, jeden einzelnen, und sie leugnen heißt lügen. Mächte, geweiht von Historie, ausgestattet mit so zwingender Autorität ererbten Ruhmeszaubers, daß es menschlich war, sie bestehen und gewähren zu lassen, auch als ihre Entartung ins banal Theatralische längst jede Pietät in Verlegenheit setzte, thronten über uns bis vor kurzem, und sie waren der Staat, in ihrer Hand lag er, er war ihre Sache, — die sie offenbar nicht mehr gut machten, während wir, abgewandt, die unsrige, die Sache der Nation und der Kultur, möglichst gut zu machen suchten. Ja, eine Scheidung des nationalen und des staatlichen Lebens hatte sich hergestellt, wie sie in dieser Schärfe und Vollständigkeit niemals statthaft sein kann und sich an beiden Teilen rächen muß. Wir widmeten uns dem Gewerbefleiß, der Kunst, dem absoluten Gedanken — ich will nicht sagen: mit Gemütsruhe, denn unsere politische Enthaltsamkeit war zu fatalistischen Wesens, als daß sie eigentlich Vertrauen zu nennen gewesen wäre; aber die Miene gab sie uns doch, als wüßten wir die staatlichen Dinge in den besten Händen, — während wir schon gar nichts davon hätten wissen müssen, um nicht zu wissen, daß sie in sehr zweifelhaften lagen. Das war menschlich, wie alles gekommen war, ich wiederhole es. Aber es ist vorbei. Jene Mächte sind nicht mehr. Das Schicksal hat sie — wir wollen nicht triumphierend rufen: „hinweggefegt", wir wollen sachlich aussprechen: es hat sie beseitigt, sie sind nicht mehr über uns, werden es nach allem, was geschehen, auch nie wieder sein, und der Staat, ob wir wollen oder nicht, — er ist uns zugefallen. In unsere Hände ist er gelegt, in die jedes einzelnen; er ist unsere Sache geworden, die wir gut zu machen haben, und das eben ist die Republik, — etwas anderes ist sie nicht."

Das klingt bestechend. „Unsere"? Wir stutzen freudig erschrocken, daß der „Staat" nun in „unsere" Hände gelegt sei, und fragen uns nebenbei, was wohl der Herr Redner unter „Staat" und unter dem „Unsere" verstehen mag. Die Herren Wähler? Die Redner des Parlaments? Die Parteien? Die Gewerkschaften? Die Repräsentativen? Die redenden Schriftsteller der Republik? Aber weiter!

„Diese Männer an der Spitze des Staates, — sind es denn Ungleichartige, feindwillige Fremde, mit denen es keine Verständigung über das Erste und Letzte

gäbe, und die euch von der Republik ausschließen wollten? Ach, sie wären froh genug, wenn ihr kämet, ihnen zu helfen, und es sind deutsche Menschen, webend in der Sphäre unserer Sprache, geborgen, wie ihr, in deutschen Überlieferungen und Denkgesetzen. Einige von ihnen kenne ich; der Vater Ebert z. B. ist mir bekannt. Ein grundangenehmer Mann, bescheiden-würdig, nicht ohne Schalkheit, gelassen und menschlich fest. In seinem schwarzen Röcklein sah ich ihn ein paarmal, das begabte und unwahrscheinlich hoch verschlagene Glückskind, ein Bürger unter Bürgern, bei Festlichkeiten ruhig-freundlich sein hohes Amt darstellen; und da ich auch dem verwichenen Großherrn, einem dekorativen Talent ohne Zweifel, bei solchem Geschäft das eine oder andere Mal hatte zusehen können, so gewann ich die Einsicht, für die ich Teilnehmer werben möchte, daß Demokratie etwas Deutscheres sein kann als imperiale Galaoper. Kinder, Mitbürger, es ist besser jetzt — die Hand aufs Herz —, uns ist im Grunde wohler, bei allem Elend, aller äußeren Unwürde, als zu den Glanzzeiten, da jenes Talent Deutschland repräsentierte. Das war amüsant, aber es war eine Verlegenheit, — wir bissen uns lächelnd auf die Lippen, wenn wir hinblickten, wir sahen uns nach den Mienen der anderen um in Europa, wir suchten darin zu lesen, daß sie uns nicht für das Lustspiel verantwortlich machten, was sie aber doch taten; wir wollten hoffen, daß sie zwischen Deutschland und seiner Repräsentation unterschieden, wozu sie von weitem schwer imstande waren, und wandten uns den kulturellen Dingen wieder zu, melancholisch durchdrungen von der Gottgewolltheit des Hergebrachten, des beziehungslosen Auseinanderfallens von politischem und nationalem Leben. Einheitskultur! Dämmert uns heute nicht, in allem Jammer, die Möglichkeit der Harmonie? Ist nicht Republik nur ein Name für das volkstümliche Glück der Einheit von Staat und Kultur?"

Abermals machen wir eine Pause. Das Bild entfaltet sich immer deutlicher, immer sinnfälliger. Flugs springt zwar der Redner aus dem Repräsentativen in das geistige Gebiet zurück und begegnet einem Einwurf, den er selber also formuliert: „Der deutsche Geist — was hat er zu schaffen mit Demokratie, Republik, Sozialismus, Marxismus?... Siehst du die Sterne über uns? Kennst und ehrst du unsere Götter? Weißt von den Kündern deutscher Zukunft? Goethe und Nietzsche waren wohl Liberale?" Wonach er in ziemlich spielerischem Tone sich selber antwortet:

„Nein, das nicht. Freilich, freilich, da seid ihr im Rechte. Liebe Freunde, wie betreten ich bin. Ich habe nicht an Goethe und Nietzsche, Hölderlin und George gedacht. Oder habe ich etwa im stillen doch ihrer gedacht, und frage ich mich nur, ob es absurder ist, der Republik das Wort zu reden in ihrem Namen, als die Restauration zu predigen um ihretwillen? Ja, ich will mir zu helfen suchen in meiner großen Betretenheit, indem ich dies frage. Ich will weiter gehen und die Frage aufwerfen, ob wir nicht alle (ich auch! ich auch!) die Widerstände unterschätzt haben, welche die alten amtlichen Mächte der Verwirklichung deutscher Schönheit entgegensetzten, ob nicht die neue Menschlichkeit, deren Propheten jene Geister sind, und die euch im sehnsüchtig stolzen Sinne liegt, wenn ihr über Demokratie die Achseln zuckt, auf ihrem Boden, auf dem Boden der

Republik, glücklichere Möglichkeiten der Verlebendigung finden mag als auf dem Grunde des alten Staates"...

So spricht Thomas Mann.

Diese Proben sind zwar nicht erschöpfend, aber sie genügen für unsren Zweck. Der ganze Vortrag ist abgedruckt in der Fischerschen „Neuen Rundschau".

* * *

Das Problem der Staatsverfassung, im engen Zusammenhang mit unseren wirtschaftlichen Nöten, steht im Vordergrunde der deutschen Sorgen. Wahrlich, es belastet manches treue Gemüt, das nicht von heut' auf morgen seine Überzeugung wechseln kann. Im Grunde jedoch — darauf habe ich oft genug hingewiesen — waren wir schon lange vor 1918 keine wahre Lebens- und Volksgemeinschaft. Denn wir waren, trotz äußerer Reichseinheit, zerspalten durch Klassenkampf (Sozialdemokratie), Rassenkampf (Juden und Antisemiten), Kulturkampf (Protestanten und Katholiken). Dies wurde verdeckt durch den militaristisch mächtig gestützten Willen zum Deutschen Reiche, der immerhin eine bedeutsame Einheit darstellte und dadurch eine Kraft. Dieser Wille und diese Kraft haben sich im Sommer 1914 noch einmal glänzend bekundet, als wir unter Kriegsfanfaren eine gemeinsame Volksnot in greller Form erlebten. Dann aber, in den zermürbenden Jahren der Hungerblockade und der Schützengräben, zerbröckelte diese Einheit; und es zeigte sich, daß unser Volk als Ganzes nicht von jenem tiefer gegründeten Idealismus einheitlich durchglüht und gefestigt war, den wir als den „deutschen Idealismus" im Gegensatz zum Materialismus und Mammonismus so gern für uns in Anspruch nehmen. Wir sind und waren in unsrer Weltanschauung zerrissen, und zwar im tiefsten seelischen Kern. Lag dies aber wirklich am Staat?

Als nach dem Zusammenbruch dann die stärkste Partei die Führung übernahm und den Kaiserstaat in eine Republik umwandelte: veränderte sich an jener Uneinheit auch nur das Geringste? Die Republik — wir wollen es deutlich sagen, Thomas Mann! — hat uns keine wahre Lebens- und Volksgemeinschaft bisher bereitet; sie kann es als solche auch gar nicht. Zu den früheren Zerrissenheiten sind vielmehr neue hinzugetreten, die sich nun auch an der äußersten Oberfläche auswirken, z. B. im überflüssigen Kampf um die Farbe der Reichsfahne oder um das Deutschlandlied.

So steht die Sache. Die Sehnsucht nach wahrer Lebensgemeinschaft unseres ganzen deutschen Volkes ist nicht gestillt. Diese Sehnsucht war vermutlich das Gefühl, von dem Thomas Mann unbewußt ausgegangen ist, als er sich zum republikanischen Bekenntnis entschloß. Und dieses Gefühl ehrt ihn; wir teilen es mit ihm. Er meint aber gar nicht die Republik! Er meint etwas ganz anderes. Spricht er nicht von „Demokratie" und setzt sie mit „Humanität" gleich? Aber das sind ja ganz verschiedenartige Dinge. Humanität heißt auf deutsch Edelmenschlichkeit und ist in jeder Staatsform möglich. Hätte Thomas Mann seinen Zuhörern vom Wesen wahrer Lebensgemeinschaft eines Volkes gesprochen (ob Kaisertum oder Freistaat), wir hätten dem Dichter achtungsvoll zugehört. Denn wir geistig Schaffenden, die wir ein Reich der Schönheit, der Weisheit und der Liebe als Ideal im Herzen tragen, wir möchten dieses Ideal auch in unserem Volke verwirklicht

sehen. Wie oft haben wir ins Leere geredet! Ich wiederhole: lag das wirklich nur an der früheren Staatsform? Sind die Menschen plötzlich anders geworden? Ist das Unaufrichtige der jetzigen Zeit, das Erfüllung-Versprechen und Nicht-Erfüllen-Können, das Wuchern, Stehlen, Parteitreiben besser geworden? Hat sich an der sittlichen Gesamtbeschaffenheit des deutschen Volkes Wesentliches geändert, so daß der Zusammenbruch von 1918 zugleich eine sittliche Erneuerung war?

Niemand wird diese Frage bejahen. Viele werden bitter auflachen.

Aber man würde nun wieder unrecht tun, wenn man diese Nachwehen des Weltkrieges der jetzigen Regierungsform und ihren Vertretern in die Schuhe schieben würde. So einfach ist es nicht. Die erlittene Erschütterung hat Böses und Gutes durcheinandergerührt. Die Bedingungen zur geistigen und sittlichen Erneuerung sind nicht ungünstig. Aber doch nicht wegen der neuen Staatsform?! Das gemeinsam erlebte große Schicksal, das macht geistig und seelisch die Bedingungen günstig — nämlich für die Auslese unter uns, die aus dem Chaos heraus will.

Und da kann ein Impuls gehaltvoller Dichter und Denker bedeutend mitwirken. Aber der Poet sollte dabei auf einer höheren Zinne stehen als auf den Zinnen der Partei. Er hat es mit der Lebensstimmung seines Volkes zu tun, auf die er einwirkt durch die Kraft seines rhythmischen Herzens. Er hat Wärme zu spenden; er hat ein Elysium, ein Reich der Harmonie an unsere Kerkerwand zu malen; er hat vor allem die Verbindung mit dem Ewigen wachzuhalten. Habt ihr Gesellschaftsschilderer diese sittlichen Energien ausgeströmt?

Doch ich will nicht in Anklagen zurückfallen.

Der wahre Sprecher einer Nation — den wir noch nicht haben, weil die deutsche Parteiwut ihn gar nicht zur Entfaltung kommen ließe — müßte von demselben tiefen Verständnis auch für das monarchische Ideal der Mannentreue erfüllt sein, nicht wegen der Monarchie als solcher, sondern um des Ideals willen, das in deutschen Jünglingen lebt, auch wenn sie mit Bedauern feststellen, daß der letzte Vertreter des Kaisergedankens Enttäuschungen hinterlassen hat. Wir finden den spöttelnden Ton, den Thomas Mann in diesem Zusammenhang beliebt, dem tiefen Ernst der jetzigen Bankerott-Verhältnisse nicht angemessen. Es scheint uns eine Täuschung zu sein, wenn Gerhart Hauptmann und Thomas Mann wähnen, daß jener Teil deutscher Jugend, in der noch Sinn für heldisches Ideal glüht, sich ihrer so sichtbar angebotenen Führung anvertrauen. Der Jugend, die wir meinen, ist es heute um ganz andere, tiefere, ungeheuer ernstere Dinge zu tun als um Monarchie oder Republik: sie will ihre Seele wiederhaben, sie will Größe in ihrer Innenwelt dem Kläglichen der Gegenwart entgegenstemmen.

Einer dieser Jungen (Otto Werner) hat in der Wochenschrift „Gewissen" dem Redner markig geantwortet:

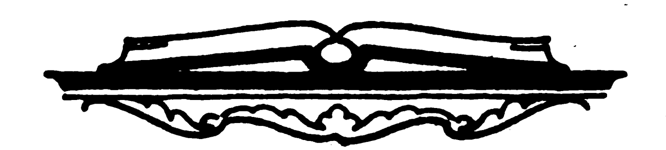
„Aber, Thomas Mann, kennen Sie denn die deutsche Jugend? Die deutsche Jugend hat den Weltkrieg hinter sich. Und den Vertrag von Versailles vor sich. Und ihr Schicksal ist es, das heroische Vermächtnis des großen Krieges zu bewahren und im Geiste der in seinen Schlachten bewiesenen Selbstbehauptung unseres Volkes die verlorene nationale Freiheit zurückzu-

gewinnen. Dieses Schicksal ist eng umschrieben. Und an seinem Anfang steht der Verzicht. Der Verzicht auf die bürgerliche Bequemlichkeit und den Luxus einer Literatur, die nur mehr dieser bürgerlichen Bequemlichkeit diente, ob sie sich gleich revolutionär und unbürgerlich gebärdete. Die deutsche Jugend, die aus dem Kriege heimkehrte, hat den Schwindel durchschaut, den die Literaten mit dem Geist betrieben; sie hat im Künstler den Spießbürger entdeckt. Und wenn sie heute die Kunst verachtet, so tut sie es nur, weil sie zu den Quellen des Lebens zurückfindet. Für die deutsche Jugend ist deshalb aber auch die Problematik der Staatsform nichts anderes als eine geistreiche Spielerei, eine — sagen wir — demokratische Theorie. Was kümmert uns die Staatsform? Wir wollen die Freiheit! Und jede Staatsform ist recht, die uns diese, wenn auch erst in schwer zu erringender Zukunft, verbürgt. Um was ging es also in Ihrem Thema: Von der deutschen Republik? Es ging darum, die deutsche Republik für die deutsche Jugend zu gewinnen. Und dabei radikal festzustellen, daß das, was sich heute erst deutsche Republik nennt, mit nationaler Selbstbehauptung und Freiheit gar nichts gemein hat, und darum auch nichts, gar nichts mit der Idee der Republik. Statt dessen aber zitieren Sie mit allzu behaglicher Breite Whitman und Novalis, und wieder Novalis und Whitman, den Romantiker und den Amerikaner, als ob jener Friedrich Schiller niemals gelebt hätte, der auf dem Wege zur einzig wirklichen Republik, nämlich der nationalen Republik, der beste Künder von Freiheit gewesen ist. Statt dessen schwatzen Sie vom ‚Vater' Ebert und dem ‚Volkskönig' Gerhart Hauptmann und taten so, als ob unter diesen beiden gewiß sehr achtbaren Bürgern der Zeit in unserem deutschen Vaterlande das Himmelreich nahe herbei gekommen wäre. Freilich: die Himmelsglocke der Demokratie wölbt sich so wunderlich über der Welt, daß wir Deutsche drunter zu Sklaven und Parias wurden. Wissen Sie, Thomas Mann, von alledem nichts?"

So urteilt dieser Vertreter einer aktivistischen Politik.

Freilich schießt der Schütze übers Ziel, wenn er meint oder empfiehlt, daß die neudeutsche Jugend „heute die Kunst verachtet". Welche Kunst? Die Kunst des formalistischen Behagens oder der bloßen Gesellschaftsschilderung? In der Tat: sofern dieser Kunst die stählenden Impulse fehlen, hat die deutsche Jugend recht. Aber eine andre Kunst tut uns mehr als je not: die Kunst der Lebensmeisterung.

L.





An die Leidgenossen

In dieser Weihnachtszeit geht mein Herz inniger als je mit euch, wo ihr auch seid, ob nah, ob in der Ferne, mir bekannt oder fremd, ihr Leidgenossen! Meine Seele sucht euch und fühlt eure Kümmernisse, eure Sorgen, wie ich die meinen fühle. Die Last eurer Schmerzen legt sich wie ein Alpdruck auf meine Brust. Den überwältigenden Zug aller Leidtragenden sehe ich wie eine schier endlose Kette gefesselter Sklaven. Mit Märtyrerkronen auf den Häuptern, wandelnd durch finstere Lande, doch umflossen vom unsichtbaren Glanze eines gottgewollten Mysteriums ...

Heilig sind eure Schmerzen, heilig der Boden, auf dem ihr geht!

Dennoch freuet euch an den Sternen des Winterhimmels, an der Schönheit des Weihnachtsbaumes! Empfanget liebend die edle Freundschaft guter Menschen! Spürt ihr nicht, daß die Seele des Leidenden gelockert ist und der Ewigkeit wie der Schönheit am weitesten offensteht? Daß sie am befruchtungsfähigsten ist? Flammt nicht das Göttliche in ihr lodernder auf, möchte euer überreich gewordenes Herz nicht Liebe austeilen nach allen Seiten und Liebe empfangen?

O ihr Trauernden und schwer Gebeugten, ihr Aufrechten und Starken, seid aus Liebe barmherzig einer für den andern! Geht nicht starren Sinnes aneinander vorüber! Was kann ein Mensch sein für den andern durch lebendige Wirkung der Seele! Nur Schwache sind grausam. Ein mächtiges Gefühl aber trägt jene hohe Melodie in sich, die zu allem edlen Tun Mut verleiht. Schließt euch zusammen, ihr schwer Geprüften! Verlaßt den einsamen Weg und kommt zueinander! Verschmachten die Besten unter euch nicht nach Güte? Ist sie verschwunden aus der Welt?

Lauscht mit dem Herzen auf die großen Dinge dieser weihevollen Tage und seid gut miteinander! Lebt, wie Menschen leben sollen, die Gott für so wertvoll erachtete, daß er ihnen Schweres auferlegte! Aus dem Schweren wird Segen quellen. Das Leid ist der Weg zu großen Entdeckungen, das Herz wird erleuchtet durch den Schmerz.

Seid gut miteinander, ihr Leidtragenden, geht aufrechten Geistes durch alle Wirrnisse weiter, die einmal schwinden müssen, und glaubt an göttliche Geheimnisse, die uns besonders in dieser Wintersonnenwende umgeben!

Und die Sonne wird euch strahlender scheinen als je zuvor! Das rauhe Leben wird euch eine tiefe Schönheit offenbaren, die erlösender ist als aller Ruhm der Welt!

Emma Böhmer

*

Des Kaisers Erinnerungen

sind unter dem Namen „Gestalten und Ereignisse 1878—1918" (Leipzig, K. F. Koehler) soeben erschienen und bereits in einzelnen Abschnitten durch Tageszeitungen bekannt. Von ihnen sprechen ist Verlegenheit, möchte man mit Goethes „Faust" sagen. Denn es widerstrebt einem ehrlichen Deutschen, seinem ehemaligen Monarchen als Buchkritiker gegenüberzutreten. Nicht aus höfischen Rücksichten, die ja jetzt abgefallen sind, sondern aus einem natürlichen Anstandsgefühl.

Wir beschränken uns hier auf einen Gesamteindruck. Die Wahrheit gebietet, daß man in Anerkennung der guten Absicht des Kaisers, nicht nur sich, sondern auch sein Volk zu entlasten — zunächst diesen redlichen Willen

verzeichne, der dem ganzen Buche das Gepräge gibt. Es ist eine Verteidigungsschrift. Manche Episode, z. B. der Haldane-Besuch, fesselt durch sich selbst; da und dort fällt auch ein neues Licht, wenigstens ein Seitenlicht, auf die oder jene Person oder Sachlage. Mit betonter Achtung vor Bismarck beginnt das Werk und schließt mit dem herzlichen Wunsche, daß Deutschland in der Schuldfrage entlastet werde und „wieder in friedlichem Wettbewerb auf den Gebieten der Technik, der Wissenschaft und der Kunst siegreich vorangehen und nicht nur sich selbst, sondern allen Nationen der Erde das Beste bieten“ werde. Es ist ein Mensch, der da spricht — ein schlichter, man möchte fast sagen: schwacher Mensch.

Der Kaiser malt sich selbst nämlich als den friedliebendsten Fürsten von der Welt. Und damit tut er des Guten zu viel. Was jemals bei ihm nach drohender Gebärde und dadurch nach Imperialismus aussah — es wurde, sagt er, durch seine Ratgeber angerichtet, und er hat sich ungern gefügt, aber hat sich eben gefügt (Krügerdepesche, Tanger, Agadir und Ähnliches). Bismarcks Gewaltherrschaft wird an kleinen Zügen hervorgehoben, um den gewaltigen Kanzler — bei allem Lob — ins Unrecht zu setzen; über die Entlassung selbst, die einst mit dem nervösen Drum und Dran so erschütternd gewirkt hat, geht der Erzähler schweigend hinweg. Fast jeder Reichskanzler erhält nicht nur etwas wie eine Charakteristik, sondern auch seine Zensur: den Vermerk seines Versagens, wobei es leicht so aussieht, als wäre der Kaiser meist der Wissende, aber Duldende gewesen. So klingt z. B. die Bülow- bzw. Daily-Telegraph-Sache also aus: „Nach meiner Rückkehr erschien der Kanzler, hielt mir eine Vorlesung über meine politischen Sünden und verlangte die Unterzeichnung des bekannten Aktenstücks, das nachher der Presse mitgeteilt wurde. Ich unterschrieb das Aktenstück schweigend, wie ich auch schweigend die Presseangriffe über mich und die Krone habe ergehen lassen.“

Der Kaiser ist nach diesem Bilde in Wahrheit viel, viel schwächer, um nicht zu sagen schwächlicher, als die Zuschauer des Imperiums, besonders das Ausland wähnten. Es tritt manchmal — wie beim offenherzigen Kronprinzen — etwas Kindliches oder Naives, etwas Treuherziges zutage, das man als „Deutsch“ ansprechen könnte, wenn es sich mit dem für die Diplomatie und für einen Herrscher notwendigen Weitblick vertrüge. Dieses merkwürdige Pendeln zwischen großzügiger Geste und unsicherem Zurückzucken geht durch des Kaisers ganze Regierungszeit, ist einer seiner Grundzüge — und hat sich in der letzten entscheidenden Stunde leider als Flucht nach Holland ausgewirkt.

Ohne Zweifel war er ein Herrscher, der es treu nahm mit seinen Pflichten, der aber die optische Einstellung nicht besaß, Wort und Geste und ihre Wirkung auf innere und äußere Politik richtig abzumessen. Er hätte als unpolitischer Kleinfürst eine glänzende Figur gemacht. Seine Raschheit ist oft durch eine Art Nervosität bedingt (vermutlich mit seinem Leiden zusammenhängend), wodurch es ihm auch so schwer möglich war, sinnend und gesammelt zuzuhören. Diese letztgenannte Unfähigkeit, die ihn zum vielen Reden drängte, zum Hineinkorrigieren, zum Dilettantismus gegenüber Fachleuten, diese Unfähigkeit, die nach glänzender, vielseitiger Begabung aussieht, in Wahrheit aber nur eine schnelle Einstellungsgabe bekundet: sie war sein Vorzug und sein Verhängnis. Er konnte nicht lauschen; er mußte reden. Aber nur dem still und tief Lauschenden offenbart sich die Gottheit.

Ich habe diesen Hauptzug des Kaisers in meinem — 1913 erschienenen — Roman „Der Spielmann“ skizziert (im Kapitel „Kaisergespräch auf der Wartburg“), wo in und zwischen den Zeilen alles steht, wie ich mir den deutschen Kaiser in gewitterumdrohter Zeit dachte und wie er leider nicht war.

Nur aus gesammelter Glut kommt Kraft. Ein tiefernstes Buch aus Doorn hätte uns wie der Klang einer Glocke feierlich berührt. Aber der Klang dieses Buches ist nicht tief noch voll. Der Kaiser teilte den Mangel an Innerlichkeit mit seinem ganzen Zeitalter. Des Monarchen sind wir ledig, aber auch jenes Mangels? Es wird mehr geredet als je zuvor — und wir sind kraftloser als je zuvor. Die Gegner von einst, die umschmeichelte Sozialdemo-

kratie, ist kleinlich genug, nun über einen angeblichen Brautschmuck von Doorn zu hadern.

Wir wollen mit einem freundlicheren Eindruck scheiden. Sein Schlußkapitel eröffnet der Kaiser mit folgenden schönen Sätzen: „Gott ist mein Zeuge, daß ich immer das Beste für mein Land und mein Volk gewollt habe, und ich glaubte, daß jeder Deutsche das erkannt und gewürdigt hätte. Ich habe mich stets bestrebt, mein politisches Handeln, alles, was ich als Herrscher und als Mensch tat, in Übereinstimmung mit den Geboten Gottes zu halten. Manches ist anders gekommen, als ich wollte — mein Gewissen ist rein. Das Wohl meines Volkes und meines Reiches war das Ziel meines Handelns."

Wir zweifeln nicht an der Wahrheit dieser Worte. L.

*

Einige gute Romane,

die man aber schon mehr **Lebensbücher** nennen dürfte, wollen wir unsren Lesern zu Weihnachten empfehlen. Da ist, mit dem Untertitel „Roman eines religiösen Menschen", ein Buch „**Michael Gudlovius**" von **Wilhelm Knapp** (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer): ein einfach und anmutig erzählter Ausschnitt aus einem edel ringenden und siegenden Jungmannsleben, der hinter dem stillen Vorhang der Alltäglichkeit eine Folge maßgebender innerer Ereignisse durchzumachen hat. Kern und Ausstrahlungspunkt ist dabei das sich bildende persönliche Verhältnis zu den höchsten Dingen durch Erleuchtung, Erlebnis und hohe Empfänglichkeit. Aber daneben hat der aus solchen Quellen Gespeiste noch seine mehr irdischen Nöte zu verwinden: die bittere Enttäuschung darüber, daß sein Malertalent nicht ausreicht, die Trübung seiner Beziehungen zum kranken Freunde durch das Wertherverhältnis zu dessen Braut, das ihn trotz aller Ehrenhaftigkeit bei dessen Tode schwer bedrückt, und das sehr allmähliche Sichdurchringen zur Berufsfreude als Lehrer. „Dein neues Seelenkleid mußt du dir selbst erwerben." Wie alle diese Faktoren miteinander verwebt sind, wie die verwitwete Braut nach ähnlichen vertiefenden Entwickelungsvorgängen schließlich die Seine wird und, wie er freudig sagt, „nichts von dem, was sich in meinem Leben offenbarte, auf einer Täuschung beruhte" — das lese man selbst in diesem schönen, ernsten, edlen Buche.

Derselbe Türmerverlag beherbergt auch **Paul Steinmüllers** weithin beliebte Büchlein. Als Neuestes liegt von ihm vor die Novelle „**Als Leid ging und Freude kam**" und, etwas umfangreicher, eine weitere Erzählung „**Untrüborn**", sowie ein Bändchen seiner verklärungskräftigen Betrachtungen: „**Alltägliches im Licht**". In demselben gefälligen Format — worin auch **Leonhard Schrickels** reizendes Idyll erschien — legt **Karl Hanns Wegener** unter dem Titel „**Das große Opfer**" Tagebuchblätter einer Frau vor. Erneut machen wir auf **Hans Heinrich Ehrlers** lesens- und liebenswerte „**Briefe aus meinem Kloster**" aufmerksam, wie überhaupt auf dieses Schwaben Werke. Von **Friedrich Lienhards** Romanen erschienen „Oberlin" und „Der Spielmann" in neuem Druck und Format; desgleichen „Helden", „Wasgaufahrten" und die Novellen „Der Einsiedler und sein Volk".

Wir gehen auf diese Bücher hier nicht weiter ein, setzen vielmehr als natürlich voraus, daß der Türmerleser bei seinen Weihnachtsgaben besonders auch den ihm bekannten und vertrauten Türmerverlag beachte.

Sodann wären einige Entwicklungsromane zu nennen. Da ist der bereits im „Türmer" gewürdigte Schweizer **Jakob Boßhart** mit einem Roman „Der Ruf in der Wüste" (Leipzig, Grethlein), dann **Georg Kleibömer**: „Jürgens Berufung" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt), und **Wilhelm Lobsien** „Der Pilger im Nebel" (Berlin, Martin Warnecke). Drei fesselnde Bücher: die beiden ersten aus der Not der Zeit, den schweren dunklen Widersprüchen und der trüben Ratlosigkeit geboren, in der die Menschen, die eines guten Willens sind, sich abmühen, zum inneren Wiederaufbau Steine herbeizutragen. **Jakob Boßhart** stellt seinen hart ringenden Helden, einen bodenständigen Schweizer, in die Mitte eines vielseitigen, in der Komposition anfechtbaren Zeitgemäldes, das alle Abstufungen von sozialem Elend, schaler Oberflächlichkeit, Genußsucht,

Gewinngier, Verständnislosigkeit und politischem Fanatismus zu Typen verdichtet in sich schließt. „Ein totes Land ohne Widerhall" für einen, der verzweifelnd gegen dies alles anstürmt. „Wir müssen den Weltteufel erschlagen!" Aber der Titel hat schon verraten, wie wenig weit er damit leider gekommen ist... Nicht so unbefriedigend verhallt das Werben um religiöse Vertiefung, in welcher Kleindömers Weltwanderer Jürgen seine endgültige Berufung sieht, nachdem der vielfältig Begabte als Dichter, Zeitungsschreiber, Afrikakolonist, Kriegsteilnehmer und tiefer Miterleber unserer schweren Volkskämpfe sich von Gott zu seinem Werkzeug geschmiedet fühlt. Es geht etwas eigentümlich Traumhaftes durch dieses Buch; der Einfluß führender Geister tritt gleichsam verkörperlicht an den Helden heran, ja Gott selbst scheint diesen seine Stimme hören zu lassen. Die Neugestaltung der zehn Gebote, auf die Jürgen seine jungen Freunde verpflichtet, ist ein ebenso eigenartiger wie einleuchtender Gedanke; und ein kraftvoller Optimismus legt dem in seinem Werk Beglückten die innigen Worte auf die Lippen: „Es geht bergauf mit dem deutschen Volke! nichts kann uns niederdrücken; denn durch allen Jammer dieser Zeit sehen wir das Licht der Zukunft. Wir wollen den Leidensweg mit unserm Volk gehen und wollen ihm Tröster und Führer sein, denn unsere Augen schauen fröhlich in die Sonne."

Wilhelm Lobsiens „Pilger im Nebel" sieht von allem Zeitgeschichtlichen ab; man möchte dieses reinmenschliche Werden und Wachsen des jungen Schulmeisters von Norddersiel fast ein heimatkünstlerisches Idyll nennen. In den Lehrerberuf nur so hineingeschoben, ohne Talent zum Anschluß an andere Menschen oder zur reifenden Ausbildung seiner nicht unbedeutenden Anlagen verfällt Wirk Manners dem Trunke, zum tiefen Kummer seiner alten Mutter und eines grundguten tüchtigen Mädchens, das sich ihm kurz entschlossen zur Frau anbietet, damit er sich von ihr retten lasse. Aber sie treten sich nicht näher. Es kommt schließlich zu einer Katastrophe: der Berauschte gerät ins Moor, seine Mutter rettet ihn und holt sich dabei den Tod. Nun treibt ihn Unrast und Gewissensqual aus der Heimat in den Nebel einer ungewissen Zukunft. Er verbringt einige Zeit in einer Siedlung, gerät dann unter die Buhnenarbeiter der Küstenbefestigung, die zwischen schwerer Fron und wilder Ungebundenheit leben, und mit deren Roheit der höhere Mensch in ihm schließlich in lebensgefährlichen Konflikt gerät. Daß und wie dieser höhere Mensch in Wirk Manners zur Entfaltung kommt, das unglückselige Laster besiegt, anderen Entgleisten zum freundschaftlichen Stützpunkt wird und so vorbereitet den Einfluß eines tatenfrohen, warmherzigen alten Lehrers an sich erfahren darf: — das ist in dem Buche mit anspruchslosen Mitteln, aber feinster Kunst und geschicktester Wegeführung eindrucksvoll für besinnliche Leser dargestellt. Ein Buch, das man von Herzen liebgewinnt!

Auch drei Bücher aus dem Verlag Amelang, Leipzig, wären zu nennen: „Der Heilandsweg des Benedikt Freudlos" von Franz Lüdtke, eine todernste moderne Legende, die wohl besser „Der Weg zum Heilande" hieße. Die inneren und äußeren, zum Teil visionären Erlebnisse des von einer verbitterten Mutter zum Gotteshaß Erzogenen und schließlich Erretteten werden in erster Linie ähnlich kämpfenden und mystisch gerichteten Seelen zu Herzen gehen. „Heimweh", Erzählungen aus Siebenbürgen von Anna Schuller-Schullerus, eingeführt von Müller-Guttenbrunn, ist eins der bekannten Taschenbibliothekbüchlein des Verlages, die viel Feines und Sinniges bringen. Dazu gehören auch diese Skizzen aus einer uns halbfremden, aber sehr sympathischen, treudeutschen Kulturwelt, die ein Dorfpfarrhaus und seine Kinderwelt mit Innigkeit und allerliebstem Humor im Rahmen mancher originellen Volkssitten schildern. „Die Birke von Donbangen" und „Der Schatten des Capo" von Friede H. Kraze, zur „Novellenbücherei" des Verlages gehörig, bringt zwei Geschichten, welche die fabelhafte kulturhistorische Einfühlungsgabe der bekannten Dichterin des „Kriegspfarrers" wieder einmal in helles Licht stellen.

Den Freunden des sechzigjährigen Johannes Schlaf wird ein neues Plauderbuch „Ein Wildgatter schlag' ich hinter mir zu"

(Braunschweig, A. Graffs Buchhandlung) willkommen sein: Reinmenschliches und Vaterländisches sucht sich miteinander zu verschmelzen.

Viele Freunde hat auch Rudolf Stratz. Sein neuestes Buch heißt „In der zwölften Stunde“ (Scherl, Berlin). Die bekannte Fabuliergabe des beliebten Erzählers gestaltet in dieser kleinen Sammlung allerhand Vorwürfe aus dem Gebiet des Okkulten oder wenigstens kaum Erklärlichen zu Kabinettsstücken, die ebensoviel „Gänsehaut“ als künstlerisches Vergnügen erregen. Die Leute, denen die Überschattung durch das Unbegreifliche angeblich begegnet ist, rätseln selbst so klug daran herum, daß der Leser sich mit ihnen im Wettstreit fühlt. A. M.

*

Amey

Ein neuer Roman von Friede H. Kraze bedeutet für ihre Freunde jedesmal ein Erlebnis. Denn mit freudiger Teilnahme und immer steigendem Interesse begleiten wir das Werden, Wachsen einer dichterischen Kraft, die mit männlicher Kühnheit sich an die tiefsten Probleme wagt. So führt uns auch in diesem Roman „Amey“ (Leipzig, Amelang) eine sichere Hand.

Die Dichterin wurzelt durchaus in der Romantik. In der inbrünstigen Versenkung in die Natur, in deren inniger Verschmelzung mit den geheimsten menschlichen Seelenvorgängen, spüren wir mit Entzücken den Duft der „blauen Blume“. Nicht nur dem Namen nach hat die liebliche, in mystische mittelalterliche Versponnenheit gehüllte „freudig-fromme“ Gräfin Amey von Hennegau, aus Brentanos rührender, dem Gockelmärchen verbundener Erzählung, bei Friede Krazes „goldener Amey“ zu Gevatter gestanden. Aber eine starke Intelligenz, eine ungewöhnlich scharfe Beobachtungsgabe — die oft köstlich drastische Ausdrücke und Vergleiche findet — ein lebenbejahender Humor und ein weitausgespanntes positives Wissen stehen als strenge Wächter vor der Pforte, hinter der das Verschwommene, Uferlose oder gar Sentimentalische der alten Romantik liegt. Mit dem unerbittlichen Ernst eines Wahrheitsuchers geht die Dichterin den Fragen, die ihr in den Weg treten — den Fragen, an denen heute kein denkender Mensch von heute mehr vorübergehen kann — auf den Grund. „Ein Roman aus der Zeitseele“ ist des Buches Untertitel.

In ihrer Heldin hat die Künstlerin einen Typus geschaffen, in dem jede echte Frau etwas von sich selbst und ihrem eignen Erleben wiederfinden muß. Denn was Amey erfährt und in sich durchbildet, stellt im tiefsten Sinn die Aufgabe dar, die der gebildeten Frau von gestern — heute gebieterisch entgegentritt, damit sie ihre Pflicht dem Morgen gegenüber recht erfülle. Nur daß wir diesen Sprung aus der Vergangenheit in die Zukunft jetzt, vom Schicksal bedrängt, wohl oder übel tun müssen, während Amey, deren Geschichte, soweit wir sie kennen lernen, sich vor dem Weltkrieg abspielt, aus eignem Drang die ihr von Tradition und Konvention gezogenen Schranken durchbricht und durch Mitleid und Güte wissend und frei wird.

Die Schilderungen der verschiedenartigen Umgebungen, in denen der Entwicklungsgang der Heldin sich vollzieht, sind wahre Meisterstücke der Darstellungskunst. Sei es die schier treibhaushafte Heimatluft ihrer Kindheit mit ihrer überfeinerten Kultur, der ein leiser schwermütiger Modergeruch anzuhaften scheint: — der geistige Boden, den Jahrhunderte urbar gemacht, den alle Völker der Erde befruchtet haben, und auf dem, in scharfen edlen Linien zart hingezeichnet wie ein unirdisches Flachrelief der Frührenaissance, sich die Gestalt des Oheims abhebt; sei es das Milieu der Berliner Pension mit dem charakteristischen Mangel an jeder persönlichen Atmosphäre, in der das hochanständige Publikum sein korrektes, selbstzufriedenes, taubstummes Leben in fruchtloser Geschäftigkeit hinvegetiert; sei es der geradezu genial beschriebene Nachmittag bei der Bronklawa in der Chausseestraße, der uns unter die leidenschaftlich-lebendige Künstlerschar der Stürmer und Dränger führt. Oder seien es die nächtlichen Straßen von Berlin mit ihrem trügerischen Licht, das auf den schwarzen Fluten des Leides spielt, und der Konzertsaal, wo in der Schilderung eines symphonischen Er-

lebnisses der schmerzensreiche Bruch mit der alten Form, das Durchgepeitschtwerden durch die Schrecken des Chaos und der schließliche Ausblick auf das Wunder der Erlösung im Symbol unser Nachempfinden mitschwingend fortreißen. Überreich strömen der Künstlerin Gleichnisse zu, unzählige Fäden vereinigen sich in ihrer Hand zu einem schillernden Gewebe.

Aus fernem Dämmer sich lösend, von Geheimnis umflossen, von Anbeginn mit dem Dasein Ameys verwoben, mit ihrem Reifen und Wachsen immer festere Gestalt gewinnend und zum Schluß mit ihr in heiligem Streben nach neuen Zielen sich vereinend: begegnet uns der eigentliche Künder der Idee des Werkes. Wir nehmen es als prophetisches, stolzes, trostreiches Wort mit in unser Leben, wenn er sagt: „Was auch kommen mag — die Menschheit drängt über den Rand. Neuer Höhe entgegen. Neue Erde will grünen. Wir sind der Anfang." A. K. v. St.

*

Aus Valdivia

in Chile geht uns folgendes Schreiben zu, das gleichzeitig an den Reichskanzler gesandt wurde und ein Beweis ist, wie verstörend die überflüssige Fahnenfrage draußen wirkt:

„Der Achtzehnte (El Dieziocho) wird kurz das Nationalfest bezeichnet, mit dem das chilenische Volk jedes Jahr die am 18. September 1810 erfolgte Unabhängigkeitserklärung feiert.

Staatliche und städtische Ämter, sämtliche Geschäftshäuser, Fabriken und Werkstätten sind geschlossen. Paraden werden abgehalten und Volksbelustigungen — bei denen als wichtigste „La Cueca" gilt, der Nationaltanz, in dessen Geheimnisse, mit seinen verschiedenartigsten und anmutigen Figuren, zu dringen nur wenigen Ausländern gelingt. Feuerwerke werden abgebrannt, auf den öffentlichen Plätzen wird konzertiert. In „ramadas" (Hütten aus Ast- und Laubwerk hergestellt) finden Gelage statt, bei denen „empanadas", eine Art Pasteten mit Fleisch gefüllt, unzählige Fässer „chicha" (Apfel- oder Traubenwein, auf besondere Art bereitet), unzählige Hämmel am Spieß gebraten, vertilgt werden. Hoch und niedrig, arm und reich, jung und alt beteiligen sich am Festestrubel.

In Garnisonsstädten leitet „Wecken" durch die Regimentskapellen die offiziellen Feierlichkeiten ein. An der Kommandantur oder auf der „Plaza de Armas", dem „Waffenplatz" — früher der Versammlungsort, wenn Überfälle der Eingeborenen im Gange waren —, kurz „Plaza" genannt, wird die Flagge, unter den Salven eines Bataillons Soldaten und unter den Klängen der Nationalhymne, gehißt. Dies ist das Signal für das allgemeine Beflaggen der öffentlichen Gebäude und sämtlicher Geschäfts- und Privathäuser.

Und damit komme ich zum Zweck meiner Zeilen.

Für die Ausländer besteht die Vorschrift, daß sie ihre Heimatsflagge nur zusammen mit der chilenischen Flagge — die den Ehrenplatz einzunehmen hat — hissen dürfen.

Von vielen Deutschen wurden bisher die Feiertage schon deshalb freudig begrüßt, weil ihnen Gelegenheit geboten wurde, ihre Heimatsflagge auf fremder — gastlicher — Erde zu zeigen. Und es waren wahrlich meist stattliche Gebäude, an denen man die deutschen Farben stolz wehen sehen konnte.

Heute aber!

Der hiesige Vertreter des Deutschen Reichs — Wahlkonsul, seit etwa 25 Jahren im Dienst — hat es vorgezogen, auf sein Amt zu verzichten, nur um dem Hissen der neuen deutschen Farben aus dem Wege zu gehen. Auf meinem Hause, auf dem bei so manchen Gelegenheiten die Farben „Schwarz-Weiß-Rot" stolz geweht haben, soll eine andere deutsche Fahne nicht wehen, erklärt er, setzt sich hin und schreibt sein Entlassungsgesuch. Und die neue Fahne, die ihm zugesandt worden war, verschwindet. Wiederholt waren Gelegenheiten, bei denen er seine Fahne hätte hissen müssen. Mit einem freundlichen Schreiben und dem Hinweis, daß er die alte Fahne nicht hissen dürfe, über eine neue Fahne aber nicht verfüge, wurde die Sache abgetan. Und gerade am Vorabend der jetzigen Festtage traf die Mitteilung der Annahme seines Gesuchs ein. Alle echten Deutschen freuten sich der Tat ihres Konsuls.

Auch viele andere deutsche Konsuls haben genau so gehandelt.

Wir Privatleute aber! Was machen wir?

Und wie auf Kommando beleuchtete heute die freundliche Frühlingssonne an deutschen Häusern ausnahmslos die alten, reinen, hehren Farben Schwarz-Weiß-Rot.

Konnte es anders sein? Nein!

Und sollten die alten Farben einst verschwinden müssen, so werden die neuen „vielleicht" an den Häusern derjenigen zu sehen sein, die während der verflossenen Kriegsjahre die Farben „Schwarz-Weiß-Rot" aus schnöder Furcht vor den „Schwarzen Listen der Alliierten" versteckt hatten — soweit sie sich inzwischen nicht haben naturalisieren lassen. Darauf soll dann Deutschland stolz sein?! Und da es sich dabei — glücklicherweise — nur um einen geringen Bruchteil der Deutschen im Ausland handelt, so werden die deutschen Farben im Ausland verschwinden!

Wären die neuen Farben aber das Hoheitszeichen eines Deutschlands, dem Deutschösterreich angegliedert wäre: ja, sähen wir nur Anzeichen dafür, daß ernstlich darnach gestrebt würde: dann wäre auch für uns hier draußen eine positive Begründung der Notwendigkeit eines Farbenwechsels gegeben. So aber ist die neue Fahne nur ein Zeichen der — Negation."

*

Deutsche Not

Unter diesem Titel finden sich in der „Frankf. Ztg." kleine Auszüge aus dem deutschen Alltags-Elend zusammengestellt, die sich leicht vermehren ließen.

Ein berühmter Schauspieler, einer der genialsten „Heldenväter" des ehemaligen „Kgl. Schauspielhauses" in Berlin, der sich seit Jahren ins Privatleben zurückgezogen hat und inzwischen ein alter Mann geworden ist, schreibt einem Freunde von seinem Daseinskampf: „Wir leben in der steigenden Sintflut dieses Leben zerstörenden Kriegsfriedens mit stumpfer Verzweiflung dahin. Ich muß mit meinen armseligen Pfennigen von 1914 den Kampf aufgeben; meine Frau ist tapfer in die Bresche gesprungen, sie geht als Arbeiterin in eine Fabrik, um nur den notwendigsten Lebensunterhalt für uns zu schaffen." —

Ein 81jähriger Klein-Rentner aus einem Städtchen in der Nähe von Darmstadt legte dieser Tage den siebenstündigen Weg von seinem Wohnort nach Frankfurt zu Fuß zurück, um seine krank darniederliegende 54jährige Tochter aufzusuchen. Die Bahnfahrt konnte er sich nicht leisten, da ihm seine 3000 M Jahresrente diese Ausgabe verbieten. —

Der Inhaber eines der größten Verlage Deutschlands, dem wir die Herausgabe gediegenster Schöpfungen deutschen Geistes verdanken, hat wenige Monate vor dem Kriege seinen Verlag für 400000 M verkauft. Nach jahrzehntelanger harter Arbeit wollte er seinen Lebensabend still und bescheiden genießen. Nun ist er seit Monaten krank und muß Armenunterstützung annehmen. —

Ein älterer, angesehener Frankfurter Arzt hat das Pech, große Krankenkassenpraxis und deshalb seit einem Vierteljahr für diese Patienten keine Honorareinnahmen zu haben. Seine Privatpraxis reichte im letzten Monat gerade noch hin, die Unkosten des Sprechzimmerbetriebs, Wohnung und Beleuchtung in Höhe von 7200 M zu bestreiten, jetzt nicht mehr. Der alleinstehende Alte hungert buchstäblich an allen den Tagen, an denen er nicht von wissenden Bekannten eingeladen ist. —

In Berlin sind zurzeit 300000 Wohnungssuchende in den sogenannten Dringlichkeitslisten vorgemerkt. Im ganzen Deutschen Reich sind in diesem Jahre etwa 20000 neue Wohnungen errichtet worden. —

Sobald in einem Straßenzuge deutscher Großstädte heute die Mülleimer vor die Türe gestellt werden, damit die Wagen der Kehrichtabfuhr ihren Inhalt abfahren können, bewegen sich ganze Scharen von Kindern und alten Leuten mit Säcken und Körben durch jene Straßen und durchwühlen die Eimer nach Papier. Altpapier wird mit 22 M für das Kilo bezahlt. Wer sich 2 Kilo gesammelt hat, kann mit dem Erlös gerade ein Brot von 1½ Kilo kaufen. —

Die Bauarbeiter, eine unserer bestbezahlten Arbeiterkategorien, konnten 1914 für einen Tagesverdienst 8 Pfund Butter kaufen, heute

reicht ihr Tagesverdienst gerade hin, um damit 1¾ Pfund Butter zu bezahlen. So sehr ist die Kaufkraft der Mark im Inland zurückgegangen. —

Eine Postbeamtenwitwe lebt mit ihren sechs Kindern und einer betagten Mutter von kärglicher Pension und bescheidener Wohlfahrtsunterstützung. Die einzigen Bettbezüge, welche die Frau noch besitzt, sind in der Wäsche, die Kinder liegen während dieser Zeit in unüberzogenen Betten. Früher hätte man sich über solche Armseligkeit vielleicht entsetzt. Diese Frau darf sich aber glücklich preisen gegenüber den ungezählten Tausenden von Schicksalsgenossen, denen die Bettwäsche überhaupt fehlt. — —

Dazu nun ein Gegenstück aus derselben Nummer derselben Zeitung! In einem Berliner Bankhause sind vor kurzem große Unterschlagungen entdeckt worden, die ein 23jähriger Angestellter, der den Posten eines Vorstehers bekleidete, begangen hat. Er hatte nach und nach 3000 Dollar unterschlagen und damit spekuliert und lebte auf großem Fuße, schaffte sich Auto, eine Villa und dergleichen an. Er ist jetzt verhaftet worden.

So prassen bei uns übermäßig bezahlte Jugendliche! Und hart daneben verkümmern Menschen von Wert in aller Stille!

*

Ostpreußen

Wenn Ostpreußen durch seine Wanderausstellung die Blicke auf sich zu lenken sucht, so darf das nicht als ein Anfall von Gefallsucht bei der alten und — dem Himmel sei Dank! — ewig jungen Borussia aufgefaßt werden. Ostpreußen gleicht einem Deichwächter, der mit steigender Besorgnis die heranbrausenden Wassermassen an dem ihm anvertrauten Stauwerk wühlen sieht und sich fragt, ob der schadhafte Damm diese furchtbare Belastung aushalten oder unter dem niederwuchtenden Druck des sarmatischen Ozeans reißen wird. Im letzteren Falle würde der ganze Reichs-Deichverband in den vernichtungswütigen Fluten ersäuft werden.

Eigentlich läßt dieser Vergleich aber nur die eine Seite der Gefahr erkennen: durch den polnischen Korridor sind nämlich die feindlichen Gewässer schon in das Hinterland des Deichs hineingeströmt. Ostpreußen ist nur noch eine Insel; allerdings seit sieben Jahrhunderten zum Abwehrkampf gerüstet. Wird aber diese Schutz-Insel nicht doch eines Tages von der bolschewistisch-polnischen Wasserhose fortgerissen?

Als der deutsche Orden einst in seiner Todesnot die Brüder im Reich um Hilfe anflehte, fand er weder beim Kaiser noch bei den Ständen noch im Volk Gehör. Nur Sickingen sandte mit seinem Sohn eine Schar Krieger nach dem Ordensland. Und Friedrich II. von Brandenburg setzte alle seine Kraft für den Orden ein, ging selbst nach Preußen und übernahm dann die dem Orden gehörige Neumark, um den polnischen Eroberern den Weg ins Reich zu verlegen. Albrecht wandelte den Staat der Mönch-Ritter in ein lutherisches Herzogtum, und ein neuer Friedrich II. vollendete das Werk, indem er vor 150 Jahren — gerade in diesen Tagen, da die Wanderausstellung ihre Fahrt beginnt — das Weichselland wieder deutsch machte und aus dem damaligen Insel-Preußen wieder feste, deutsche Erde werden ließ. Wahrlich, dies Hohenzollern-Geschlecht hat sich doch einige Verdienste um des deutschen Volkes Ehre, Sicherheit und Wohlergehen erworben!

Heute fehlt uns ein Sickingen, ein Friedrich, ein Albrecht; es fehlt uns auch der beste aller Deichhauptmänner, der nicht nur seine Schönhausener Elb-Dämme allein so gut zu behüten wußte. Dafür ist aber jeder Ostpreuße ein tatentschlossener Verteidiger der alten Bastion des schwarzen Kreuzes geworden; in der Not des Weltkrieges, im Abstimmungsjahr war der Geist Hermann Balks, Heinrichs von Plauen, Yorks wieder mächtig geworden in Altpreußen. Treu wird auch in alle Zukunft die Wacht stehen an Ostsee und Haff, in den Masurenwäldern und auf der Marienburg. Aber etwas mehr Verständnis und Teilnahme für das gemeinsame deutsche Rettungswerk verlangen die östlichen Markgenossen.

Da die Reichsdeutschen nicht nach Ostpreußen kommen, kommt Ostpreußen ins Reich, um zu zeigen, wie deutsch sein Land und

seine Leute sind und wie sehr sich das Reich selbst schädigt, wenn es weiterhin den deutschen Osten so zurücksetzt.

Auf diese brennende Notwendigkeit äußerer und innerer Politik will die wandernde Ostpreußenausstellung hinweisen. Sie will aber auch mit dem Notwendigen das Nützliche und Angenehme verbinden. Alle Stämme Germaniens haben einst den preußischen Urwald lichten und besiedeln helfen. Nun kommen die elf Gaue des Perkunos, Potrimpos und Pikollos und wollen in Nord, Süd und West des Vaterlandes zeigen, was aus dem ver sacrum des heiligen römischen Reiches deutscher Nation geworden ist. Sie wollen die Schönheit und Verschiedenartigkeit der ostpreußischen Landschaft bewundern lassen, wo Franken und Schwaben, Sachsen und Westfalen, Friesen und Salzburger sich ihr Haus bauten; wollen das Heldenlied ihrer großen, ruhm- und stürmereichen Geschichte singen und wollen Proben ostpreußischen Fleißes, ostpreußischer Unternehmungslust und Anstelligkeit vorlegen. Sie wollen daran erinnern, daß die Erbauer der Marienburg und die Gründer der Alma mater Albertina immer sich als Ritter von Geist gefühlt haben. Was sie möchten — das ist ihr letzter und höchster Wunsch —, daß man im Reich die heiße, inbrünstige, bis in den Tod getreue Liebe der Kinder Ostpreußens für ihre mit dem edelsten Blut getränkte Heimat verstehen lernt und daß die Deutschen selbst, die westlich des Korridors wohnen, unser Land etwas ins Herz schließen: das Land der träumerischen Seen und geheimnisvollen Haine, der grünen Wogenbrandung, der weißen Dünen und der Kaddickheiden, das Land der Ordensburgen und Ordensdome, der Feudalschlösser und frommen Kapellen, der Pferdewiesen und des Elchdickichts, des Bernsteins und des Ährengolds, der alten Götter und der sehnsüchtig-schwermütigen Volkslieder.

Ja, wenn es nicht unbescheiden ist, möchten auch die Ostpreußen selbst sich Liebe erwerben. Mit den ernsten schwarzbekreuzten Weißmänteln des Ordens Sankt Mariens, mit den Helden und Märtyrern des deutschen Bürgertums in den ordensländischen Städten, mit den biedern, handfesten treuen Bauern, mit dem ritterlichen Pruzzenführer Heskus Monte, mit Herzog Albrecht und dem Großen Kurfürsten, der uns vom polnischen Schandjoch befreite, mit den Heiligen der alten Kirche und mit den Reformatoren — einem Polenz, Speratus Osiander und Briesmann —, mit den Volksführern unserer stolzesten Zeit: den Freiwilligen Yorks und den Männern des Februarlandtags von 1813, den Dohna, Heidemann, Auerswald, Boyen, Friccius, den Schön und Schrötter; mit den Landstürmern des Weltkrieges kommen die großen Meister und großen Schüler unserer Hochschule. Ein schmächtiger Mann mit freundlich-ernstem Gesicht und klaren blauen Augen führt sie: Immanuel Kant, und es scharen sich um ihn Simon Dach und seine Dichterfreunde, Gottsched und Herder, Hamann und Hippel und alle die Zierden, deren sich die vier Fakultäten Königsbergs rühmen können und der stille Gelehrtenwinkel, den des großen Koppernigk Name geweiht hat. Dort jener schwarzhaarig quecksilberne kleine Herr ist unser Kapellmeister Kreisler, dort jener Kongregations-Mann mit heftigen Gebärden und Schwärmeraugen ist unser Zacharias Werner. Immer mehr drängen sich die Dichter, Künstler, Gelehrte, die ihrer Heimat neuen Ruhm schafften in jüngster Vergangenheit und Gegenwart. Für das Reich der Töne stellt Ostpreußen in Nicolai und Jensen würdige Vertreter. Vergessen wir nicht, was ostpreußische Kunst dem Magen zu bieten hat: Klops, Fleck und Marzipan, Königsbergs Spezialitäten; das gute Bier und den starken masurischen „Maitrank“. Und nun macht Platz für das lieblichste Erzeugnis der Heimat: Ännchen von Tharau kommt zu euch — und dabei denkt jeder Ostpreuße an sein Ännchen, die aber auch ganz anders heißen kann und gar nicht aus Tharau zu sein braucht. Anmut und Kraft vereinigen sich in ihr: wie die Germaninnen von der Wagenburg aus den Männer-Kampf beobachten und mit Zuruf, in letzter Not auch mit Speer oder Streitaxt eingriffen, so haben die Ostpreußinnen immer auf den Zinnen der deutschen Warte im Osten gestanden.

Was will also die Ostpreußische Wanderausstellung? Sie will alle, die zu ihr kommen, zu Vater Arndt bekehren. Und was sagte der

von unserem Ausstellungslande? „Der Ostpreuße und sein Land sind in Liebe und Treue so ineinander verwachsen, daß der in Preußen geborene Mensch sein Land mit unendlicher Liebe festhält, lobt und preist. Glücklich wäre Deutschland, wenn in allen Ländern deutscher Zunge die Heimat von solchen Herzen geliebt, von solchen Köpfen und Fäusten verteidigt und verherrlicht würde." F. W.

*

Billigere Nahrung

Unsere Ernährung gibt zu den größten Befürchtungen Anlaß", sagte kürzlich der Reichspostminister. Er hätte hinzufügen können „und leider nicht ganz ohne eigene Schuld". Denn solange wir große Mengen von Nahrungsmitteln verbrauchen, um daraus Genußmittel herzustellen, so lange hat die Behauptung der Franzosen, es gehe uns gut, den Schein für sich.

Unsere wichtigsten Nahrungsmittel sind Getreide und Kartoffeln. Auf die Gerste legt der Bierbrauer die Hand, auf die Kartoffeln der Schnapsbrenner. Beide steigern den Preis nicht bloß durch die Tatsache, daß sie kaufen, sondern auch durch die Art, wie sie kaufen: die Fabriken schicken nämlich Aufkäufer ins Land und lassen durch diese jeden geforderten Preis zahlen, weil sie wissen, daß sie alle Unkosten letzten Endes auf die Trinker abschieben können.

In den Jahren 1906 bis 1910 wurden im damaligen Deutschen Reich durchschnittlich 7,29 Liter Schnaps auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre verbraucht. Eine Mitteilung unserer Regierung an den Raubverband gibt folgende Zahlen an:

für 1913 103,3 Liter Bier,
10,5 L. Schnaps,
4,5 L. Wein auf den Kopf der Bevölkerung; dagegen
für 1920 nur noch 41,0 L. Bier
1,8 L. Schnaps,
3,3 L. Wein.

Daß der Verbrauch auch 1921 und 1922 ein so bescheidener geblieben sei, ist leider wenig wahrscheinlich. Die Jahresberichte der Attiengesellschaften deuten jedenfalls nicht darauf hin. Und eine gesundheitliche Tatsache spricht laut dagegen: vor dem Kriege betrugen die Aufnahmen in die Irrenanstalten wegen Trinkerkrankheiten 80 bis 94 v. H. aller Aufgenommenen; während des Krieges sanken diese Zahlen stetig, bis auf nahezu Null im Jahre 1918; jetzt sind die alten Zahlen wieder nahezu erreicht! Aber nehmen wir an, der Verbrauch sei nicht größer als die Regierung dem Raubverband für 1920 gemeldet hat, dann ergibt sich folgendes Bild:

Die 60 Millionen Einwohner des heutigen Reiches verbrauchen 1,8 · 60000000 Liter Schnaps. Aus 100 Kilo Kartoffeln gewinnt man 18,32 Liter Trinkbranntwein. Also braucht man $\frac{100}{18{,}32} \cdot 1{,}8 \cdot 60000000$ Kilo, das sind 589 Millionen Kilo Kartoffeln für den heutigen Jahresbedarf an Schnaps.

Vor dem Kriege hatten wir 3 Millionen Hektar Kartoffelland, mit einer durchschnittlichen Jahresernte von 2,5 Milliarden Liter Kartoffeln. Nun wiegt ein Liter Kartoffeln nicht ganz ein Kilo. Man darf also die Angaben der Statistik, die auf Kilo und die andere, die auf Liter lauten, nicht ohne weiteres miteinander verknüpfen. Wenn ich das hier doch tue, so mache ich allerdings einen Fehler, aber zuungunsten meiner Beweisführung. Dazu kommt noch, daß die Kartoffelerzeugung des verstümmelten Reiches die Durchschnittszahl von 2,5 Milliarden Liter sicher nicht erreicht, also 2,5 Milliarden Kilo erst recht nicht. Das heißt also, etwa ein Viertel unserer Kartoffelernte wird verbrannt und zwar allein für Trinkbranntwein.

Wenden wir uns zum Bier. Zu einem Liter Bier werden 0,25 Kilo Gerste verbraucht. Selbst wenn in diesem Jahre wie 1920 nur 41 L. auf den Kopf der Bevölkerung entfallen, gibt das einen Verbrauch von 0,25 · 41 · 60000000, das sind 615 Millionen Kilo Gerste. Nun brachte das Reich vor dem Krieg durchschnittlich 2165000000 Kilo Gerste im Jahre hervor, jetzt nach dem Verluste von Posen, Westpreußen, Nordschleswig, Elsaß-Lothringen natürlich bedeutend weniger. Aber selbst wenn wir von der Verkleinerung des Reiches und von der geminderten Ertragsfähigkeit des Bodens (wegen mangelnder

Düngmittel) absehen, selbst dann bleibt die bedenkliche Tatsache, daß ein Viertel bis ein Drittel der ganzen Gerstenernte in den Bierbottich wandert. Es liegt also auf der Hand, daß morgen der Preis der Kartoffeln, der Graupen und des Gerstenmehles (aus dem man ja auch Brot backen kann) merklich sinken würde, wenn heute das Verbot herauskäme, Gerste zu verbrauen und Kartoffeln zu verbrennen.

Wie stehen nun in Wirklichkeit die Dinge? Wir haben ein Gesetz, das die Herstellung von Weingeist aus anderen Stoffen wie Kartoffeln — — verbietet! Also ein regelrechtes Kartoffelwuchergebot! Nun hat allerdings die Regierung dies Gebot während des Krieges selber übertreten und Hals über Kopf Ingenieure nach Schweden geschickt, um dort die Herstellung von Weingeist aus den Holzabfällen bei der Papierbereitung kennen zu lernen; man hat dann schleunigst derartige Fabriken auch bei uns ins Leben gerufen. Aber aufgehoben ist das Gesetz zur Erhöhung des Kartoffelpreises bis zum heutigen Tage noch nicht, geschweige denn in sein Gegenteil verkehrt. Prof. Dr. A. Fick

*

Bildersturm

Ist es wirklich Freiheit, wenn man Bilder und Büsten verfolgt? Drei Staaten haben in dieser Beziehung die neue sozialistische Freiheit recht anschaulich gemacht: Braunschweig, Thüringen und Sachsen. Am deutlichsten wird sie in Sachsen.

Unter dem Schutze des Gesetzes „zum Schutze der Republik“ hatte das sächsische Kultusministerium vor einiger Zeit eine Säuberung der Schulbüchereien von allem angeordnet, was irgendwie der Verherrlichung der Monarchie, des Militarismus und des Krieges dienen konnte. Das mochte hingehen, obgleich die Zahl der verfemten Bücher nicht allzugroß sein konnte; denn ihre Auswahl hatte in den Händen von Männern gelegen, die immerhin von pädagogischer und literarischer Eignung des Schrifttums etwas verstanden.

Aber der Kampf gegen die Bilder, die in den Schulen als Wandschmuck oder Lehrmittel benutzt wurden, führte in eine Höhe des Banausentums, daß schon der Normaldeutsche an der deutschen Zukunft verzweifeln möchte. Um die Republik zu schützen, mußten nämlich auch alle Bilder von Monarchen — die Büsten der Fürsten ungerechnet — aus den Lehrmittelsammlungen, aus den Schulräumen und -korridoren gewissenhaft entfernt werden. Ich verstehe, daß es einer Republik Unbehagen bereitet, wenn in Schulgebäuden die Bildnisse früherer Monarchen verwundert von den Wänden herabschauen: ein Wilhelm I., ein König Johann, der Übersetzer des großen Dante u. a. Sie stehen uns geschichtlich immer noch nahe; ihre Enkel mußten 1918 dem Sturm der Revolution weichen. Aber daß man den Haß gegen Monarchie und Monarchen auch auf Bilder erstreckt, die rein geschichtlich und menschlich zu werten sind, das ist kulturlos. Das schlägt jeder Ehrfurcht vor der Geschichte und dem geschichtlichen Werden, jeder Ehrfurcht vor der Größe überhaupt ins Gesicht.

Nur ein oder zwei Beispiele zur Kennzeichnung! Schaute da seit langen Jahren in einem Schulkorridor der große Friedrich mit seinem wunderbaren leuchtenden Auge auf die vorbeitrippelnden Kinderscharen und das künftige Deutschland. Es war jenes bekannte Bild, das den König darstellt, wie er am Abende des Schlachttages von Kolin in tiefen Gedanken auf einem alten Brunnenrohr sitzt, während im Hintergrunde auf der Dorfstraße seine geschlagenen Kolonnen vorüberrauschen. Tiefer Ernst, der sich die Schwere der Niederlage nicht verhehlt, lagert auf seiner Stirn; aber aus seinen Augen leuchtet auch die feste Zuversicht auf ein endliches Gelingen, der eiserne Wille, alles daranzusetzen für sein Preußen. Der große König im Dienste seines Volkes, ja des ganzen deutschen Volkes, das damals von Feinden umstellt war wie heute. Wie zeitgemäß dieses Bild! müßte man denken. Nein, du irrst! Dieses Bild ist der Republik gefährlich. Es wird entfernt. Nur Glas und Rahmen darf die Schule behalten.

Das andere Bild, das der Einziehung anheimfiel, war ein Gegenstück zu diesem: Fried-

rich am Schreibtische (Menzel). Friedrich, der Nimmermüde, dessen Schreibtischkerzen so oft lange nach Mitternacht hinausflackerten in den stillen Park zu Sanssouci, der Mann, der sich stolz den ersten Diener seines Staates nannte — wie gefährlich für die junge Republik, in der so viele überhaupt nicht wissen, was arbeiten und sorgen und Verantwortung heißt! Fort mit dem Bilde!

Ob dies Verfahren die Liebe zur Republik stärken wird?

Edmund Leupolt

NB. Wir könnten in dieser Beziehung gleichfalls unglaubliche Fälle von Kleinlichkeit erzählen. Auch Bismarckbüsten sind der Republik gefährlich. Was für Kindereien in so bitterernster Zeit! D. T.

*

Adolf Bartels

hat Humor genug, zu seinem 60. Geburtstag (15. November) folgenden Wink an die Zeitungen ergehen zu lassen. Wir lesen in der „Mitteld. Ztg.“:

Ich werde am 15. November, am gleichen Tage mit Gerhart Hauptmann, sechzig Jahre alt, und schließe aus allerlei Anzeichen, daß man auch mich, wie es in Deutschland so üblich ist (und mir auch zum 50. Geburtstag schon etwas „geblüht“ hat), zu feiern gedenkt. Man möge es hübsch bleiben lassen, Satzkosten, Saalmiete und Porto sparen! Ich habe durchaus nichts dagegen, wenn man meine Bücher kauft, aber zu meinem schweren und im ganzen einsamen Leben paßt die Feierei zum Schlusse nicht.

Als Dichter hoch zu kommen glaubt man —
Und als gehetzter Renner schnaubt man.
Erst Zeitungsmensch, dann Bücherschreiber —
Na ja, sein bißchen Futter klaubt man.
Dann tritt man ein in ernste Kämpfe —
Und nur sich selbst die Ruhe raubt man.
Langweilig wird man drauf den Menschen —
Und wie ein alter Klotz verstaubt man.
Ihr wollt mich jetzt als Deutschen preisen —
Nein, bitte, feiert Gerhart Hauptmann!

Adolf Bartels

Der Bartels-Bund soll übrigens auch eine Festschrift herausgegeben haben. Uns ist sie leider nicht zu Gesicht gekommen. Ein Hauptwerk des Literarhistorikers, die Geschichte der neueren deutschen Dichtung, erscheint soeben in H. Haessels Verlag, Leipzig, in neuer Auflage (3 Bände) unter dem Titel „Die deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart“.

Liebe Leser!

Wir sind trotz schwerer Zeit, die sich in der Papierwelt ebenso drückend bemerkbar macht wie auf dem Lebensmittelmarkt, unablässig bemüht, unsren „Türmer“ auf der Höhe zu erhalten. So werden wir schon in den nächsten Heften unveröffentlichte Briefe bedeutender Persönlichkeiten mitzuteilen in der Lage sein: 1. von Ferdinand Gregorovius an Malwida von Meysenbug, 2. von Ernst von Wildenbruch an einen weimarischen Freund, 3. vom ehemaligen elsässischen Statthalter Grafen Wedel an einen altdeutschen Professor. Auch dichterische Beiträge in Vers und Prosa, darunter des Herausgebers, harren der Veröffentlichung. Wir danken an dieser Stelle für manchen warmen Zuruf und hoffen zuversichtlich, daß unsre Leser auch die neue — der Geldentwertung entsprechende — Preissteigerung tapfer und treu wie bisher tragen werden. Geistige Nahrung ist so notwendig wie der Küchenvorrat, wenn wir nicht zur Verarmung und Knechtung auch noch verdummen wollen. Der Preis für das Januarheft beträgt 150 Mark. Schriftleitung und Verlag

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



25. Jahrg. Januar 1923 Heft 4

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

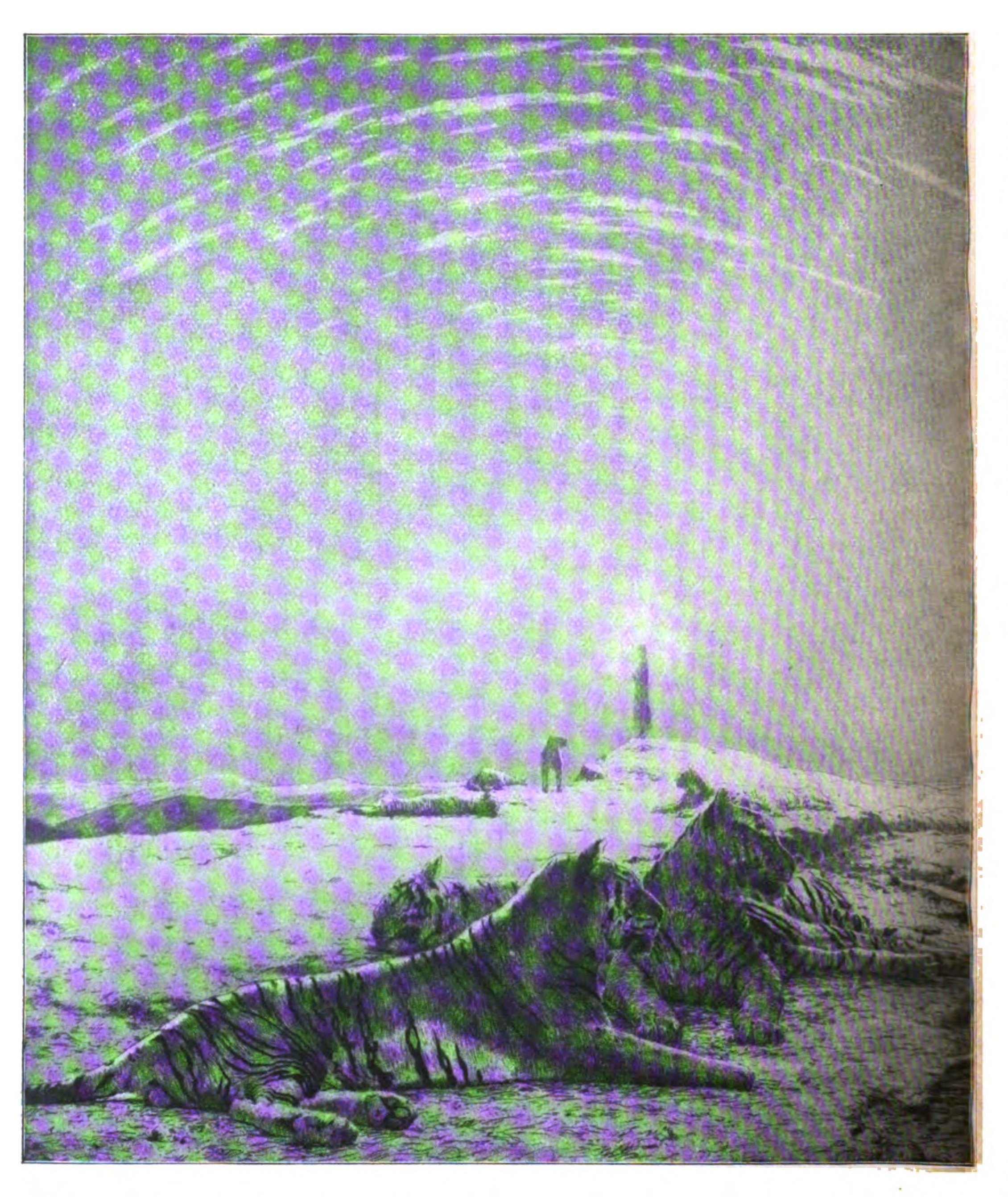
Ernst Moritz Arndt: Deutsche Art (Gedicht) . . 221
Dr. Arthur Hoffmann: Das Eine und das innere Werk 222
Julius Havemann: Overbeck (Schluß) 227
Berta Schleicher: Ferdinand Gregorovius und Malwida von Meysenbug 235
Friedrich Lienhard: Die Verlobung im Münster 243
Emma Böhmer: Gott ist. 247
H. Schröer: Seelsorge 248
Toni Harten-Hoencke: Auswandern? 251
Schm.: Der Gefangene Friedrichs des Großen 255
H. Gartelmann: Relativitätslehre 257
Karl Bleibtreu: Zur Shakespeare-Frage . . . 260
Jakob Boßhart: Antwort an den „Schweizer“ in den „Hamburger Nachrichten“ 261
Prof. Dr. Max Koch: Neues und Altes von der alten Romantik 264
Franz Alfons Gayda: Neue Romantik 270
Dr. Albert Ludwig: Sturm und Stille 271
Dr. Hans Joachim Moser: Eine neue Reichsmusikzunft 274
Lienhard: Türmers Tagebuch 276
Auf der Warte 284
Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Preis dieses Heftes 150 Mark



Homogene Klaviere
D. R. P.
346333/334. 346602
Grotrian Steinweg
Hofpianofortefabrik Braunschweig



Der Heilige in der Wüste | Otto Engelhardt-Kyffhäuser

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

25. Jahrg. Januar 1923 Heft 4

Deutsche Art

Wer den Menschen und seine Herrlichkeit sehen und offenbaren will, der geht nicht in Tollhäuser und Lazarette, den hält nicht das feile Geschrei des Jahrmarkts, nicht das hungernde Elend der Hütte auf — hier ist das niedrige Reich des Zufalls und der Knechtschaft — er gesellt sich zu den Größesten und Herrlichsten, zu den Kühnen und Tapferen, den Weisen und Freien. Auch diese stehen scheinbar im irdischen Dienst des Bedürfnisses, aber ihr großes Herz vernichtet diesen Schein der Niedrigkeit durch ein höheres Leben.

Ein freier Mann heißt, wer Gottes Willen tut, und was Gott ihm ins Herz geschrieben, vollbringt; wer aber vor Furcht zittert, das ist ein Knecht, und wer aus Furcht etwas tut, ein niedriges Tier.

Es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn.

Wir sind ein königliches, ja ein hohepriesterliches Geschlecht; das heilige Priestertum, die ältesten Orakel und Mysterien der europäischen Welt verwalten wir! Wehe uns, wenn wir das heilige Zentralfeuer des Lebens, das leuchtende Licht der Idee nicht nach allen Enden ausströmen!

Ernst Moritz Arndt

Das Eine und das innere Werk

Von Dr. Arthur Hoffmann (Erfurt)

Die Stimmen mehren sich, die den Menschen unserer Zeit zur Umkehr und Einkehr rufen. Und die Kreise derer wachsen, die, das Führertum solcher Stimmen anerkennend, zur Besinnung auf das, was nottut, sich sammeln. Umkehr wird angestrebt aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit zur Verankerung des Lebens in Einem als Ursprung des Sinnes und Wertes. Und ein Sehnen, das immer weiter greift, drängt zur Einkehr aus flacher Äußerlichkeit der Lebenshaltung in das „innere Werk".

Zu denen, die auf solchen neuen Wegen Führer sein können, gehört vornehmlich einer, dessen Name manchen aufhorchen läßt, dessen Werk aber vielzuvielen Suchenden noch verhüllt ist: Meister Eckhart. Wie nahe er unserer Gegenwart steht, wurde uns bei gemeinsamer Lektüre und Besinnung in einem Kreise deutlich, der — ausgehend von der Beschäftigung mit Kants Ethik — aus der deutschen Eckhart-Überlieferung Leitgedanken für die praktische Lebensgestaltung herausarbeiten wollte. Von dem Ertrage dieser Stunden soll hier einiges mitgeteilt werden.

Der stärkste Eindruck, den man gewinnt, wenn man in gedanklicher Nähe Eckharts weilt, geht aus von dem Begriffe des „Einen". Im „Einen" wird dort „der Ursprung" gesetzt. Damit soll freilich nicht der Ausgangspunkt einer zeitlichen Entwicklung, einer Kette, wirkender Ursachen bezeichnet sein. Die Einsicht zielt vielmehr auf das hin, was die Philosophie des deutschen Idealismus begreifen lehrte als den ersten Wurf eines Gefüges von Sinn- und Wert-Voraussetzungen, die dem schaffenden Leben erst sein Ziel und damit seinen eigentlichen Gehalt geben.

In dem Satze vom Einen, der manchem zunächst als begriffliche Künstelei und Gewaltsamkeit erscheinen mag, liegt zugleich der Ansatz zu einer ungemein bedeutsamen weiteren Denkbewegung. Sucht das philosophische Erkennen, wie es sich im Werke Meister Eckharts so ursprünglich und sicher regt, auf der einen Seite die Wirklichkeit als Entfaltung des Einen, des geltenden Sinn- und Wertgesetzes der Welt, zu begreifen, so vollzieht es nämlich auch die sachlich nahe liegende Wendung, dem Hervorgange aus dem Einen den Rückgang zu ihm entsprechen zu lassen: „In Eins lockt und zieht Gott, Eins sucht alle Kreatur". Was hier an gedanklichem Gehalt in das Gewand theologischer Formulierungen eingekleidet worden ist, gibt die neuere philosophische Forschung — der an diesem Punkte eben nur die Bewahrung und Sicherung einer unvergänglichen Einsicht aufgegeben war — etwa in den Worten: Steht als höchstes Ziel über dem Sein eine einheitliche Ideengesetzlichkeit, die als unbedingt geltende Bestimmung allen Veränderungen in Raum und Zeit entrückt ist, so sind eben doch Wert und Wirklichkeit nicht hoffnungslos geschieden. Die Idee gilt ja eben für das Sein, ist als Sollen „wirklichkeitsbezogen"; und das Wirkliche ist ein aus sich heraus notwendig auf sinnvolle Gestaltung Hindrängendes, ist — die in dem Worte steckende Verbalbedeutung besagt das ja schon — lebendig auf Sinn und Wert hin Wirkendes.

Man kann die ganze Fülle und Tragweite solcher Grundeinsichten des philosophi-

schen Idealismus erst dann ermessen, wenn man auch durch einen geistes-geschichtlichen Überblick den Eindruck bestätigt bekommt, daß der erkennende Geist hier Ewiges — weil die Sache Erfassendes — geleistet hat. In der Tat lassen sich solche weitgreifende philosophiegeschichtliche Zusammenhänge aufdecken. Hier sei nur darauf hingedeutet, wie in das geistige Schaffen eines Eckhart im breiten Strome der aristotelischen und der neuplatonischen Überlieferung tiefste griechische Geistesströmungen einmünden, und wie dann etwa im Ringen eines Fichte um die Grundlegung seines ethischen Idealismus auch dieses Eine, dieses zielhaft Erste und Unbedingte, den Richtpunkt bezeichnet, auf den alle einzelnen Gedankengänge eingestellt sind.

Aber der Umstand, daß Meister Eckhart — auch da wo er sich in seinen deutschen Predigten und Traktaten an weitere Kreise wendet — die Besinnung immer wieder auf höchste philosophische Begriffe hinlenkt, bedingt (so viel er auch zunächst für den tiefen Gehalt der Lehre besagt) doch eine viel beklagte Hemmung der geistigen Auswirkung. Man hört immer wieder, daß ernsthafte Versuche des Sich-hinein-Lesens an der Schwierigkeit der Eckhart-Lektüre gescheitert sind. Es mag hier nun, zum Abschluß unserer ersten Erörterung über den Leitgedanken des Einen, noch dargelegt werden, daß der Suchende solchen Schwierigkeiten doch nicht ohne Hoffnung auf Lohn für beharrliche Denkbemühungen ausgeliefert ist. Als Retter aus den Nöten des Verständnisses bietet sich nämlich die Sprachkraft des Meisters dar, ein Gestaltungsvermögen, das in der sprachlichen Formung abgezogenster Einsichten schwerlich überboten werden kann. Nur der Umstand, daß auf Grund dieses glücklichen Zusammenwirkens gedanklicher und sprachlicher Meisterschaft hier nun noch zu eindringlichster Klarheit gebracht werden kann, was oben in den kurzen Ausführungen über die Grundlage des idealistischen Systems (den zentralen Beziehungspunkt des Einen) gesagt werden sollte, ermutigte zu dem Wagnis, hier auf wenigen Seiten so stark verdichtetes Wissen an Menschen weiterzureichen, die aus tätigem Leben heraus zu einer Stunde der Besinnung sich einladen lassen.

Wir sahen in unserer Arbeitsgemeinschaft die Bereitwilligkeit, Meister Eckhart auch auf schmalen und steilen Gipfelwegen zu folgen, dadurch überraschend belohnt, daß an einer Stelle zu einer Zusammenschau des bisherigen Ertrages Rast gemacht wurde. Ein Gleichnis — „ein offenbares Zeugnis und Beispiel in der äußeren Natur" — schob sich ein, in dem wir einen „Feuerspruch" entdeckten (in den Tagen kurz nach unsrer Thüringer Johannisfeier ein besonders glücklicher Fund). Ich füge einige Abschnitte aus dem „Buch der göttlichen Tröstung" (Ausgabe Joseph Bernhart, Deutsche Mystiker Band III, Sammlung Kösel) zu einem Ganzen zusammen und überlasse es nun der zu höchster plastischer Deutlichkeit gesteigerten Sprache, „den Leser zum Verstehen zu zwingen"...

„Alle Wasser und alle Kreaturen eilen und fließen und laufen hinwieder in ihren Ursprung. Und darum muß auch wahr sein, was ich oft gesagt habe: Ebenbildlichkeit und Liebe drängt und brennt darauf, die Seele hinaufzuleiten und zu bringen in den ersten Ursprung, in das Eine hinein, das unser aller Vater ist im Himmel und auf Erden. Daß sie Gleichnis ist, geboren vom Einen, zieht die Seele in Gott, wie er denn das Eine ist in seiner ungebrochenen Tiefe — und dessen haben wir ein offenbares Zeugnis.

„Wenn das irdische Feuer das Holz entzündet und entflammt zu Funken, so empfängt es Feuers Natur und wird dem lauteren Feuer gleich, das sonder jedes Mittel am Himmel haftet. Sogleich vergißt und ‚verläßt es Vater und Mutter, Bruder und Schwester auf Erden‘ und eilt hinan zum himmlischen Vater. Sein Vater hienieden — des Funkens — ist das Feuer, seine Mutter ist das Holz, Brüder und Schwestern sind die andern Funken. Und ihrer wartet der erste Funke nicht, er eilt und jagt geschwind hinauf zu seinem rechten Vater, der der Himmel ist. Denn wer die Wahrheit ganz erkennt, der weiß wohl, daß nicht das Feuer, so wie es ist, des Funkens rechter Vater ist: der rechte, wahre Vater alles Feuers und aller Glut ist der Himmel.

„Und auch das ist noch wohl zu bedenken: daß dies Fünklein nicht nur läßt und vergißt Vater und Mutter auf Erden; es läßt auch noch sich selber und verzichtet auf sich selber, und kraft natürlicher Liebe kommt es zu seinem rechten Vater, dem Himmel. Denn es muß notwendig erlöschen in der Kälte der Lüfte, aber doch will es seine Liebe beweisen, die es von Natur hat zu seinem wahren himmlischen Vater.

„... Ja fürwahr, ich sage noch mehr: daß die geheime Kraft der Natur so gut wie Anderheit auch Ähnlichkeit haßt, insofern auch sie noch Unterschied und Zweiung in sich trägt, und sucht in ihr das Eine, das allein es an ihr liebt... So beruhigt noch begnügt noch bescheidet sich sowohl Holz wie Feuer bei keiner noch so großen Wärme und Hitze und Ähnlichkeit, bis daß das Feuer sich selber in das Holz gebiert und ihm seine eigne Natur gibt und ein Wesen, wie es selber hat, also daß alles nur ein Feuer ist, ungeschieden eines ganz und gar. Und also, bis es dazu kommt, ist da immer ein Wüten und Kriegen, ein Kraspeln und Streiten zwischen Feuer und Holz. So aber nun alle Ungleichheit aufgehoben und abgetan ist, so gestillet das Feuer und geschweiget das Holz“...

Die kurze Einführung in den innersten Bezirk der philosophischen Lehre Meister Eckharts (wie zu dieser eine speziell religiöse Würdigung sich zu stellen hätte, wäre besonders zu erörtern), eine solche Darstellung müßte sehr einseitig ausfallen, wenn nun nicht noch der Ertrag solcher Denkbemühungen fürs tätige Leben ausdrücklich aufgezeigt würde. Das Werk Meister Eckharts ist ja ohnehin — als mystisch im Sinne des gefühlsmäßig Erweichten und Verschwommenen — oft genug verdächtigt worden, daß es zur Weltflucht verführe und gerade dadurch ungebrochenes Schaffen eher hemme als fördere. Die Forderung, daß der Versenkung in das Eine, in das, was als letztes Ziel über dem Leben steht, ein Herauslösen aus aller Bedingtheit durch Sinnlichkeit, Trieb und Neigung entsprechen müsse, daß in diesem Sinne „Abgeschiedenheit“ anzustreben sei, hat man als Losung untätiger Beschaulichkeit mißdeutet. Träfe das zu, dann wäre es freilich verfehlt, unserer Zeit unter den Stimmen der Meister auch die eines Eckhart wieder hörbar zu machen. So sehr der Gegenwart eine Verinnerlichung zu wünschen ist, so ist es doch nicht die geistige Einsiedelei einer schwachen „idealischen“ Denkart, sondern im Gegenteil der Idealismus der Tat — Kant-, Fichte-, Eckhartischer Prägung —, den wir brauchen. Aus dem Innenbezirke des göttlich sinnvoll Einen leitet zur praktischen Auswirkung solcher Grund-Gedanken sofort etwa der folgende Satz aus den „Reden der Unterweisung“ (dem zweitbest verbürgten deutschen Eckhart-Texte) über: Man soll „seine Innig-

keit ausbrechen lassen in die Werktätigkeit, und die Werktätigkeit hineinziehen in die Innigkeit, daß man also sich gewöhne, überlegen zu wirken."

Die Eckhartsche Lehre von solcher Lebensgestaltung läuft nun wieder in allen Hauptwendungen durchaus mit dem parallel, was Kants Ethik uns als den Weg zur praktischen Philosophie (zur Philosophie der Tat) von neuem erschlossen hat. Wer auch nur in die ersten Seiten etwa der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" ganz eingedrungen ist und dann bei Eckhart die Stellen vom „innern Werke" findet, die hier noch angeführt werden sollen, dem tut sich wieder der oben schon einmal angedeutete geistesgeschichtliche Zusammenhang von so seltener Größe und Bedeutsamkeit auf. Es sei darum hier noch einmal auf den erhofften Nebenertrag dieser Ausführungen hingewiesen, die Einsicht zu vermitteln, daß der deutsche Geist an der Gestaltung seiner Sonderprägung — wie sie in seinem Anteil an der idealistischen Philosophie vor allem sich bekundet — schon viel länger aus eigenen Kräften wirksam war, als die bisher übliche geschichtliche Darstellung es ihm zusprechen wollte, die mit den Begriffen „dunkles" Mittelalter, Renaissance, Reformation, Neuzeit viel zu schroffe Sonderungen vollzog. Ferner mag das Denkerlebnis, zu dem viele hier wohl zum ersten Male angeregt werden: Meister Eckhart und Kant in nächster sachlicher Nähe beieinander zu sehen, das Vertrauen darauf bestärken, daß im Idealismus in der Tat Zeitüberlegenes, Dauerndes „aufgehoben" ist und uns zum Besitze durch immer neues Erwerben dargeboten wird.

Für Kant gewinnt die sittliche Tat ihren Gehalt durch die Beziehung des Wollens auf das Sittengesetz. Wo im Pflichterlebnis Achtung vor dem moralischen Gesetz geübt wird, das der Mensch als vernünftiges Wesen sich selber gibt (durch solche verinnerlichte Pflichtgebundenheit gerade aller äußerlichen Fremdgesetzlichkeit entrückt), wo solche Achtung, solche Ehrfurcht vor der Bestimmung des Menschen tätig und herrschend geworden ist, da ist eben das bloße Getriebenwerden durch Neigung, sinnliches Bedürfnis und äußere Nützlichkeit überwunden; da ist dem Sittlichen der Boden bereitet. Zu diesen Andeutungen der Hauptgedanken der idealistischen Ethik seien nun ohne weitere Erörterung die folgenden, wieder dem „Buche der göttlichen Tröstung" entnommenen Sätze Eckharts gestellt.

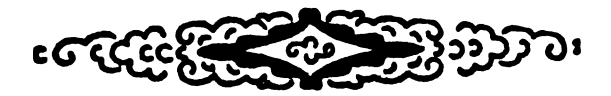
„Es gibt ein inneres Werk, das nicht von Zeit noch Raum beschlossen und einbegriffen wird, und in demselben ist, was Gott und göttlich und Gott gleich ist, den weder Zeit noch Raum beschließt ... Dieses innere Werk der Tugend vermag nun keiner zu verhindern, so wenig als man Gott hintanhalten kann. Dies Werk scheint und leuchtet Tag und Nacht, dies Werk lobt und singt Gottes Lob und einen neuen Gesang ... Es hat seinen Wert in sich selber; es haftet und gründet und mündet im reinen Guten. — Nicht so steht es um das äußere Werk. Dieses empfängt seinen göttlichen Wert nur vermittels des inneren Werkes; im äußeren ist das innere hinausgetragen und ergossen, gleichwie der Niederstrom der Gottheit sich umkleidet mit Mannigfaltigkeit. ... Das äußere Werk ergreift Gott nicht, das Zeit und Raum beschließen, das enge ist, das gehindert und vereitelt werden kann, das müde und alt wird von Zeit und Gewohnheit ... Also sage ich auch und habe es vorhin schon gesagt, daß das äußere Werk mitsamt seiner Länge und Breite, seiner Fülle und Größe den Wert des inneren Werkes um gar nichts vermehrt ...

Darum kann das äußere Werk niemals klein sein, wenn das innere groß ist, und das äußere kann niemals groß und gut sein, wenn das innere schwach ist oder ganz fehlt." (Kant: „Wenn vom moralischen Werte die Rede ist, kommt es nicht auf die Handlungen an, die man sieht, sondern auf jene inneren Prinzipien derselben, die man nicht sieht").

Schließlich sei auch diese zweite Gruppe unserer Ausführungen damit beschlossen, daß in einem Gleichnis sich der Gehalt solcher Besinnung verdichte und damit die abgezogenen Sätze so auch noch für den beredt werden, der lieber aus der unmittelbaren Schau des bildhaft Geformten als aus „bloßer Begrifflichkeit" die Grundsätze seiner Lebensgestaltung entnimmt. Dem oben eingefügten „Feuerspruche" steht — gleich groß gesehen — die folgende „Gedankendichtung" (Verdichtung) zur Seite:

„Für diese Lehre (vom inneren Werke) haben wir ein offenbares Beispiel am Steine. Sein äußeres Werk ist, daß er niederfällt und auf der Erde liegen bleibt. Dies Werk kann gehindert werden, dann fällt er nicht immerfort ohne Unterlaß. Aber ein anderes Werk ist dem Steine noch inniger, das ist ein stetes Streben niederwärts ... Dies Werk wirkt der Stein ohne Unterlaß, Nacht und Tag. Ob er tausend Jahre dort oben liegt, er strebt hinab nicht weniger und nicht mehr als an dem ersten Tag. So sage ich billig auch von der Tugend, daß sie ein innerliches Werk hat: Hinwollen und Neigen zu allem Guten, ein Wegeilen und Loskämpfen von allem, was böse und übel, Gott und dem Guten fremd ist."

Die Forderung der Besinnung auf den Einen Beziehungspunkt aller wertvollen Wirklichkeitsgestaltung und die Aufgabe der Auswirkung solcher Innerlichkeit im tätigen Leben — „das Eine und das innere Werk" —, sie mögen zum Schlusse noch in einem Satze Meister Eckharts zusammenklingen: „Je näher wir also dem Einen sind, um so mehr sind wir in Wahrheit Gottes Sohn und Söhne, und fließt von uns Gott der Heilige Geist."



An den Einzelnen

Von Franz Alfons Gayda

Heiß strömst du segenschaffende Sonnenkraft
in die winterstarre frierende Erde;
Schatten entschwinden, Härte löst sich zu milder Erwartung,
eine ganze Erde harrt in Demut der Befruchtung und Blüte.
Also auch von Eisenhärten zerbrochene Zeit und Welt
harrt frierend und fiebernd segenschaffender Geisteskraft;
weit ist in qualvoll sehnender Erwartung
die Seele der Zeit und der Menschheit dem großen Menschen geöffnet.



Overbeck

Novelle von Julius Havemann

(Schluß)

Am 2. März 1814 beriefen die Mitbürger des Senators Overbeck diesen auf den Bürgermeisterposten. Es kamen Jahre voll emsigem Schaffen und mancherlei Sorgen für ihn. Aber sie brachten auch ihren Segen mit. Die Verehrung, die das neue Staatsoberhaupt, der schlichte Bürger und gütige Mensch, genoß, trat bei mancher Gelegenheit offen zutage. Im engeren Kreise der Familie, der Freunde und Vertrauten wetteiferte man besonders an seinem Geburtstage, dem 21. August, ihm Freude zu bereiten.

Noch immer verlebte die Familie — soweit sie noch beisammen war — die Sommermonate draußen auf der „Latzenburg" hinter Wall und Stadtgraben, mit dem Ausblick auf das mit hohem Treppengiebel geschmückte äußere Holstentor, vor dem die Einpassierenden sich unter Umständen auszuweisen hatten. Da hier die von Eutin wie von Hamburg heranführenden Straßen in die Stadt mündeten, so pflegte der Verkehr ein recht reger zu sein. Wollte man sich jedoch völlig der Ruhe ländlicher Einsamkeit erfreuen, so boten die von den Straßen abgewandten Teile des großen Gartens dazu Möglichkeiten genug. Köstlich war es hier, wenn der blaue Flieder seine dicken Blütenbüschel schwerduftend über die geteerten Planken hinaushängte. Wie in eine Märchenwelt tauchte man ein, wenn die Apfelbäume in rosa Blüten standen. Und wundervoll träumte es sich zur Zeit der Lindenblüte unter den alten Baumriesen, wenn die Abendsonne die vollen Kronen mit Gold durchspann und alles ein einziges Duften und Bienensummen war. Auf den Gartenwiesen gaukelten die Schmetterlinge. Fröhliche Stimmen ballspielender Jugend klangen verweht herüber, und ab und an krähte nicht allzu fern ein Hahn.

Mancher Ausflug ins Land und an die See war von hier aus unternommen worden — in die holsteinische Schweiz hinauf — nach Niendorf, wo die Jugend einst beim Doktor Heinze als stets gern gesehene Gäste eingekehrt war, oder nach Travemünde, dem stillen Seebad mit dem wunderbaren Wellenrauschen, das den Träumenden so gleichgemut überlegen allen Erdenwichtigkeiten entrückt. Wie löste sich alles Ungestüm in süßes Ruhegefühl auf beim Herangleiten der fernen weißen Segel, über denen langsam die weißen Wolken mitschifften!

In den letzten Jahren hatte der Bürgermeister für solche Ausflüge mit seinen nächsten Angehörigen und einigen Freunden gern seinen Geburtstag gewählt, um dem Schwarm der Gratulanten zu entgehen. Als aber sein zweiundsechzigster herannahte, erhielt er einen Brief aus Heidelberg von Voß, der ihm meldete, der alte Freund wolle noch einmal sein Eutin wiedersehen. Er werde seinen Sohn Wilhelm, der dort als Arzt praktizierte, besuchen und dann den Geburtstag seines Overbeck mit diesem in der ländlichen Ruhe seines Gartens verleben.

Voß war von Jena, wo er gar nicht heimisch hatte werden können, sehr bald nach der schönen Neckarstadt übergesiedelt, deren Kurfürst ihm ein anständiges Gehalt ausgesetzt hatte. Nun kam er über Göttingen, Braunschweig und Hamburg

in der Postkutsche heraufgereist und sah die fünfzehn Jahre vorher verlassenen Stätten wieder, an denen er jung und glücklich gewesen war. Eine blendend weiße Sonne stand hinter den hohen gelben Kornfeldern. Noch immer rauschten die Buchenwälder melodisch wie einst, und es verschlug wenig, daß sich dieses Wogen nicht in Hexametern einfangen ließ. Noch immer blühten die Wiesen, murmelten die Bäche und lachten, plöterten und abenteuerten die flachshaarigen Kinderchen. Das war alles jung geblieben, wie es gewesen war. Nur er und seine treue Ernestine waren welk und grau geworden — und wie Fremde schaute man sie an, und niemand kannte sie, die doch alle diese kleinen Einzelheiten so gut kannten, die noch eben gemeint hatten, sie seien dieselben noch wie gestern, weil der Schauende nie altert, sondern nur der Geschaute und höchstens noch sein Instrument, die Augen.

Da lag die ganze Vergangenheit hell vor ihnen auf der Straße — und wie hockte sie lebendig auf der Schwelle des Rektorats, wo nun andere hausten! — ja, um so lebendiger nur, weil sie sich mit keiner Zukunft mehr in seine Anteilnahme zu teilen hatte.

Wilhelm — einst ein kleiner dicker Guckindiewelt, war ein harter und wortkarger Mann, ein geschickter Arzt geworden. Nur Frau Ernestine sah diese Veränderung ihres Kindes anscheinend nicht. Sie sah wohl nur das Unveränderliche und das Einst, und ihr Ton gegen ihn war ganz der von damals. Sie war nun daheim. All ihr behaglicher Humor kehrte wieder, während ihr Mann sich noch hilflos abmühte, sich mit den veränderten Verhältnissen resignierend abzufinden. Sie konnte des Fragens, Hörens und Erzählens nicht satt werden, und wenn sie einmal eine Pause machen mußte, so geschah es nur, um den Sohn aufzufordern: „Nun, Wilhelm, erzähl du mal, Jung'!" Sie könne es gar nicht glauben, versicherte sie ein über das andere Mal, daß sie hier so lange schon nicht mehr zu Hause sei, daß sie nicht erst gestern beim Kaufmann an der Ecke eingehandelt habe, sondern alle die Jahre lang fern von hier in Heidelberg lebe.

Ganz voll von den Eindrücken, stiegen einige Tage später die beiden alten Leute wieder in die Kutsche, schauten kopfschüttelnd nach rechts und links und ließen sich nach Lübeck fahren, Ernestine um Jahre aufgefrischt — Voß sichtlich abgespannt und gleichsam aller Lebenshoffnung bar, als wäre er jäh erst hier gealtert. Seiner Frau entging dieser Zustand ihres Mannes nicht; sie drängte ihren eigenen Lebensüberschwang zurück und begann ihren „Alten" mütterlich in Pflege zu nehmen. Dabei setzte sie die Rücksicht auf ihre eigene in den letzten Tagen etwas angegriffene Gesundheit völlig hintan und verschwieg es dem Manne, daß sie sich während des letzten Teils der Fahrt denn doch schon quälend elend fühlte.

Voß brütete in sich hinein und suchte sein Herz endlich durch die Bemerkung zu entlasten, wenn man ihn damals in Eutin zu halten gewußt, — wenn man ihn etwas würdiger gestellt hätte, wäre er vielleicht trotz allem nicht gegangen. Aber freilich — Heidelberg habe doch das weit regere geistige Leben, es habe eine große Vergangenheit und sei ein wirklich schöner Ort. Sie brauchten sich nicht zu beklagen. Und Eutin habe er etwas gegeben, das nicht vergehen könne, das der Geschichte angehöre.

Gleich darauf besann er sich auf verschiedene Zänkereien, die er in Heidelberg

mit einigen Gelehrten und Dichtern durchfocht, und verwühlte sich mit zunehmendem Eifer dahinein. Es waren kleinlich persönliche Händel und Kritteleien (über das Unzulänglichste, wobei man sich boshafte Stöße und Tritte versetzte und einer den andern in bezug auf beleidigende Wortwendungen zu überbieten suchte.

Seine Frau versuchte vergebens ihn davon abzuziehen.

So kamen sie am späten Nachmittag, beide recht erschöpft, vor Lübeck an.

Als die Post unweit der Gartenpforte zur Lazenburg hielt und das Ehepaar unter Beihilfe der zwei Mitreisenden und der herbeieilenden Bediensteten des Bürgermeisters, die schon eine geraume Weile an der Pforte lauerten, das Gepäck losgebunden hatten, sah Voß Overbeck selbst herankommen. Ihm folgten vier Frauen und eine Anzahl Kinder. Es waren Frau Elisabeth mit ihren drei Töchtern und den Enkelkindern.

Voß umarmte den alten Freund bewegt. Dann schob er ihn mit steifen Armen an den Schultern von sich weg, um ihn aufmerksamer betrachten zu können, und schüttelte den Kopf.

„Ja, du lieber Gott! Overbeck! Auch weiß geworden!" murmelte er wehmütig — und nun ließ er seine Blicke auf die Frauen abgleiten, die sich schon Ernestines bemächtigt hatten. Das waren die jungen Kinder von damals? Und die schon fast erwachsenen jungen Menschen, die dort standen — schon wieder deren Kinder?

Dieweil rumpelte die alte vierspännige Kutsche dem Stadttore zu, und der Postillon schmetterte lustig ins Horn. In die Stadt zurückkehrende Spaziergänger grüßten am Wege munter nach den Einfahrenden hinüber. Drüben am Tor sah man zwischen dort haltenden Lastfuhrwerken und ihren Fuhrleuten Wachsoldaten. Die Sonne aber blitzte ihre goldenen Pfeile in die dichtbelaubten Lindenwipfel hinein, und hinter dem Torgiebel und den Wällen erhob die Stadt ihre mächtigen Türme und badete sie im schrägen Licht, daß sie wie etwas traumhaft Unwirkliches leuchteten. Hohe Fenster funkelten wie geschmolzenes Gold.

„Lottchen bleibt mit ihrer Kleinen über Nacht hier draußen bei uns", erklärte die Frau Bürgermeister. „Aber meine Älteste muß mit ihren Kindern noch vor Toresschluß wieder in die Stadt. Vielleicht holt ihr Mann sie ab. Sie haben auch ihren eigenen Garten vor dem Burgtor."

Frau Ernestine nickte aus der Schute, deren Kopf ein Busch Straußenfedern überwölkte, eifrig lächelnd heraus; aber ihre Augen hatten einen seltsam fiebrigen Glanz und ihre Wangen brannten. Sie murmelte: „Ich sehe noch das niedliche lustige Lottchen vor mir — und nun diese elegante schmucke junge Frau?"

„Ach! bin ich so elegant?" rief schmollend Frau Leithoff.

„Und dieses wäre unser Madönnchen — —? Und die Söhne?" — Aber das wußte sie als Mutter ja: die Söhne sah man kaum noch ab und zu, wenn sie einmal Männer geworden waren. Sie wirkten irgendwo in der weiten Welt.

Voß, eng eingeknöpft in seinen alten blauen Rock, noch immer wie einst einen niedrigen, breitrandigen Zylinder auf dem Kopfe, knurrte in sich hinein: es sei eben wie es sei. Die Erde hätte für alte Leute keine Zeit mehr. Sie müßten sich schon selbst in Erinnerung bringen. Freilich käme es ihm so vor, als wisse man

von Johann Heinrich Voß in Deutschland — und selbst in Eutin — überhaupt nichts mehr. Man rede von Goethe — man rede von Jean Paul und von Kotzebue. Neue Dichter holten ja wohl etwas Neues aus den alten Dingen heraus — man sage so — und man urteile, was er getan habe, das sei von gestern. So gehöre er denn wohl der Geschichte an und nicht mehr dem Leben.

Das wurde nun lebhaft bestritten. Doch Voß blieb niedergedrückt und wortkarg. Es war wohl zu beklagen, daß auch seine Frau ihn diesmal nicht aufheitern konnte. Frau Ernestine hatte es nicht mehr verhehlen können, daß sie sich ernstlich krank fühlte und hatte sich ins Bett legen müssen. Der junge Plessing war in die Stadt geschickt worden, den Herrn Doktor Leithoff herauszuholen. Die Kranke lag im Fieber und redete irre. Sie glaubte, in eine Puppenstube hineingeraten zu sein, in der sie sehr behutsam ihre Röcke zusammenraffen müsse. Auch fürchtete sie, daß ihre Hutfedern das Dach vom Hause streifen könnten.

In der Tat hatte sie sich gleich beim Betreten des Gartens darüber gewundert, daß das Haus so zusammengeschrumpft sei. Sie hatte behauptet, sie habe die Stuben — die Veranda als viel geräumiger in der Erinnerung, und meinte, auch das Stadttor sei näher herangerückt und sähe aus wie aus einer Nürnberger Spielzeugschachtel aufgebaut.

Nun saß Voß unten bei dem Freunde und schien doch immer nur in Angst nach oben zu lauschen. Schon sah man die Bürger eiliger durch die herabsinkende Dämmerung dem Tore zustreben. Die Jugend, die auf dem Wiesenland draußen Ball gespielt oder sich sonst vergnügt hatte, kehrte in fröhlicher Unterhaltung und unter munterem Gelächter in die Stadt zurück. Da langte der Arzt an und wurde sogleich nach oben geführt. Als er dann nach geraumer Zeit herunterkam und mit Voß bekannt gemacht worden war, erklärte er, daß es sich um eine nicht unbedenkliche Entzündung der Lunge handle. An eine Fortsetzung der Reise sei vorläufig nicht zu denken.

Der Bürgermeister stellte dem Freunde sogleich anheim, über sein Haus und seine Mittel zu verfügen. Es wurde beschlossen, daß Frau Voß hier im Landhause ihre Genesung abwarten solle. Für diese Nacht quartierte sich der Arzt zur Beruhigung des ganz verzagten Gastes bei seiner eigenen Frau und seinem Töchterchen ein. Unter dem Schutz der Kettenhunde konnte man es schon wagen, auch über Nacht hier draußen zu bleiben.

Es kamen Tage voll Unruhe und Sorgen. Overbeck suchte Voß nach Tunlichkeit aufzuheitern. Er erzählte von dem furchtbaren 6. November 1806, als das geschlagene preußische Heer unter Blücher sich hier vorbeigewälzt habe, um dann hinter Schwartau beim Dorfe Ratekau vor den nachrückenden Franzosen die Waffen zu strecken. Die Planken des Gartens waren niedergebrochen, der Rasen zertrampelt, das leere Haus mit Trupps französischer Soldaten belegt worden. Was an Gerät hier eingeschlossen gewesen war, das war mitgenommen, zerstört oder besudelt worden.

Voß hörte ihm jedoch kaum zu. Ihn berührte Deutschlands Schicksal nicht stark. Und als eben Frau Lottchen eintrat, fragte er sie, ob sie bei seiner Frau gewesen sei. Lottchen Leithoff vermochte mehr über ihn als irgendein anderer. Deshalb

war sie fast täglich draußen auf dem Garten. Und ein paarmal hatte er sie auch in ihrem Hause in der Stadt besuchen müssen. Wenn sie ihm heiter und sorglos etwas erzählte, dann wurde auch er guter Zuversicht voll, als könne es oben im Krankenzimmer unmöglich übel stehen, wenn sich in den freundlichen Augen dieser jungen Frau keine Schatten zeigen wollten.

Overbecks Geburtstag ging in aller Stille vorüber. Man hatte sogar die größere Anzahl der zu erwartenden Gratulanten fernzuhalten gewußt.

Als dann aber die Gefahr vorüber war und Frau Ernestine sich auf dem Wege der Besserung befand, da entspannte sich die Seele Vossens, die sich den dunkelherabsinkenden Lasten mit Anspannung aller Kräfte starr entgegengestemmt hatte, zu einer fast weichen Hingabefähigkeit. Dankbar streckte er dem treuen Freund die Hände entgegen. Er weinte fast. Wie sehr war er ihm zur Last gefallen! In dieser Zeit der Teuerung! Und hatte ihn doch nur einmal wiedersehen und seinen Ehrentag mit ihm feiern wollen! Der Bürgermeister beruhigte ihn lächelnd, er fühle sich nur beglückt, wenn er ihm seine Freundschaft und Verehrung habe dartun können.

Und eines Tages saß Ernestine wieder unter ihnen, noch ein wenig körperlich matt, aber geistig munter wie nur je.

Im Zimmer schien die Abendsonne durch die weißen Tüllgardinen und schuf blendende Glanzlichter auf Mahagoniplatten. Ein Kristallglas blitzte, und die Blumen darin leuchteten wie purpurner und gelber Samt, wie weiße und rosa Seide.

Da gedachte man des Sohnes Fritz, des Malers in Rom. Und es entstand eine Stille. Voß hatte seine Schnupftabakdose hervorgezogen, schlug sacht auf den Deckel, starrte gegen den Boden vor sich nieder und nahm bedächtig seine Prise. Overbeck begriff, daß wohl allerlei Gerüchte schon zu dem Freunde gedrungen sein mußten.

„Jaja!" sagte Voß ganz unvermittelt, „die alten Wunden! An allem war doch nur Stolberg schuld. Auch du hast es nun am eigenen Fleisch und Blut erfahren."

„Also er weiß auch das", dachte Overbeck und schwieg.

„Wie kommst du denn mit einem Male darauf, Mann?" fragte Ernestine. „An allem? Der ganzen Weltentwicklung wohl gar noch? Da nimmst du den Herrn Grafen doch wohl etwas zu wichtig."

Voß klappte seine Dose bedächtig zu, und ohne auf die Bemerkung seiner Frau einzugehen, hub er an: „Da darf man denn wohl darüber sprechen. Damals mochte er davon nichts hören. Meinst du nun nach siebenzehn Jahren auch noch, Overbeck, daß uns andere der Glaubenswechsel eines Nächststehenden nichts anginge?"

„Ich bin noch immer ganz der nämlichen Ansicht, lieber Voß", erklärte sehr ruhig der Bürgermeister.

Voß sah ihn verdutzt und ungläubig an. „So?" meinte er dann, und das triumphierende Blinkern erlosch in seinem Blick. Er saß da wie eine störrische Larve. „Auf dem Gebiet findet man also so leicht nicht Ohr und Herz. Es bleibt schließlich doch nichts übrig, als daß man sich noch auf seine alten Tage damit an die Allgemeinheit wendet. Ich sagte mir schon in Eutin: du mußt noch öffentlich in einer

Schrift mit Fritz Stolberg abrechnen. Man sollte so etwas nicht mit ins Grab nehmen. Man fände keine Ruhe darin."

Overbeck und seine Frau starrten ihn an, als verständen sie nicht gleich. Frau Ernestine, die immer wenigstens eine Handarbeit in Händen haben mußte, beugte sich tief über ihre Stiche.

„Jetzt nach siebenzehn Jahren wolltest du noch — —", brachte endlich der Bürgermeister hervor und brach dann ab.

„Warum nicht nach siebenzehn Jahren? Es ist mir alles klar wie gestern. Ich dachte es mir unterwegs gründlich zurecht. Wo es um ewige Werte geht, lieber Freund, da sind tausend Jahre wie ein Tag. Was in den Tagen des Esau eine Schuld war, das ist auch heute noch eine; du sollst dein Recht der Erstgeburt nicht für ein Linsengericht verschachern."

Der Bürgermeister seufzte nur. Niemand aber sah es, daß Frau Ernestine, die den Kopf immer tiefer senkte, eine Träne über die Wange rollte und auf die bunten Stiche niederfiel. —

„Trotz der tiefen Not des Vaterlandes und all der schwer überstandenen dunklen Zeiten — trotz des Gefühls seines unaufhaltsamen Hinwelkens — trotzdem ihm das Schicksal eben erst seine gute Gefährtin erhielt und er dafür wirklich dem Himmel Dank wußte — — trotzdem! trotzdem!" sagte der Bürgermeister, als seine Gäste sich bald nachher zurückgezogen hatten, kopfschüttelnd zu seiner Frau. „Und er will es nicht einmal mitfühlen, wie er mich damit verwundet!"

„Ach!" flüsterte Frau Elisabeth, „Ernestine fühlte es wohl. Sie weinte ja. Ich sah sie noch niemals weinen."

* * *

Bis Ernestine sich für die weite Reise wieder gekräftigt hatte, genoß sie im Hause der Freunde eine unbegrenzte Gastfreundschaft und nie ermüdende Pflege. Man machte bald kleine Ausflüge nach den benachbarten Gutshöfen Krempelsdorf und Padelügge. Auch Besuch stellte sich wieder reger ein. So von dem Hirten der reformierten Gemeinde, dem Pastor Johannes Geibel, dessen Bethaus in der Nähe vor dem Tore lag, da innerhalb der Stadtmauern nur die Bekenner der evangelischen Lehre ihre Gotteshäuser haben durften. Dann von dem Dichter und Arzt Georg Philipp Schmidt, genannt von Lübeck, und von manchem andern klugen und erfahrenen Manne mehr.

Ernestine hatte ihren Voß vermocht, die „alten Geschichten mit Stolberg" sowohl wie die neue vom Übertritt des Sohnes von Overbeck auf sich beruhen zu lassen. Sie empfände solches Anbohren und Piesacken als Undankbarkeit und ertrüge es nicht, sagte sie.

Einmal auf einem Heimweg durch die Felder hängte sich das Madönnchen an des Vaters Arm. Sie pflegte auf Wanderungen etwas abseits zu gehen und in sich hineinzusinnen, und ihr war es dann, als zögen an ihr Bilder des Lebens wie an den Sinnen der andern die der Landschaft vorüber.

„Fritz hat unter der heißen römischen Sonne auch nur die heimatlichen Dämmerungen gesucht, als er sich — verirrte, Papa", sagte sie, als sei das ihren Augen soeben offenbar geworden. „Davon bin ich nun doch überzeugt."

Sie war still und tief und da, wo sie ein Eingehen erhoffte, gern zutraulich. Auch verstand sie sich auf die heimlichsten Nöte des Vaters, ohne daß er ihr davon gesprochen zu haben brauchte.

„Meinst du?“ erwiderte nach einer Weile Overbeck. „Er verirrte sich — in die Romantik hinein?“ Und wieder nach einem stummen Wandern fügte er hinzu: „Die Heimat macht stark — was immer uns zur Heimat ward — oder wer immer. Auch unser Voß glaubte ja nur, sich eine Seele gefunden zu haben, die ihm Heimat hätte sein können und fühlte sich enttäuscht. Das trägt er nach — wohl bis ans Ende seiner Tage — als habe nur Stolberg ihn um seiner Seele Kraft und Lebensmut betrogen. Aber so ist es nun doch nicht. Wer eine Heimat wahrhaft sucht, der findet auch eine — wenn auch nicht immer die, die er sich erträumte und nicht immer da, wo er suchte. Voß suchte seither leider gar nicht mehr — er haderte — und hadert alles Behagen aus seinem Leben heraus — es wäre denn, daß seine Frau ihm einiges davon immer wieder rettete.“

Als die Postkutsche die Heidelberger Gäste endlich wieder davonführte, sah Overbeck den Scheidenden und immer wieder Zurückgrüßenden lange nach. Fuhr der alte Freund nun für immer fort aus dieser norddeutschen Welt? Hatte er zum letztenmal seine Jugend gegrüßt? — und unversöhnt? „Es sollte sich jeder seines eigenen Vermögens wie seiner Beschränktheiten voll bewußt werden“, sagte er sinnend zum Madönnchen. „Das allein ist der Weg zum Frieden.“ —

Voß kam nicht zur Besinnung — er kam nicht zu dieser Erkenntnis. Einige Jahre später gab er wirklich seine berüchtigte Schrift heraus „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier“, in der er die intimsten Geheimnisse der einstigen Freundschaft dem profanen Haufen unadlig preisgab. Overbeck, der ihn noch einmal mit seiner kränkelnden Betty in Heidelberg aufgesucht hatte, las dieses Pamphlet, legte es aber, bevor er ganz ans Ende gelangt war, mit einer Geste des Bedauerns beiseite und erwähnte es fortan nie mehr. Voß hatte ein Erlebnis nicht in sich zu verarbeiten vermocht; so hatte er es durch solche Äußerungen wieder von sich geben müssen. Wen aber konnte die Sache jetzt noch interessieren? Wen hatte sie am Ende je interessiert? Und wen würde sie je interessieren?

Stolberg starb noch im nämlichen Jahr. So war auch er dem Gehader entrückt. Nicht allzu lange nachher legte sich droben in der alten Hansestadt auch Overbeck selbst zur ewigen Ruhe nieder.

Als Voß in Heidelberg von des Freundes Ableben erfuhr, sah er lange still vor sich hin und seufzte endlich. Dann bemerkte er zu Ernestine: „Er war ein guter Freund — ein nobler Mann, weich, liebevoll und immer bereit, mit allem, was er war und hatte, für seine Freunde einzutreten; nur von Stolberg wollte er nichts hören. Das war so eine Eigenheit — eine Marotte von ihm.“ Und seine Stimme schrillte zänkisch auf, als er Ernestines erschrockene und vorwurfsvolle Miene wahrnahm: „Er ging einer Aussprache darüber ängstlich und starrköpfig aus dem Wege. Was will man solchem Eigensinn gegenüber machen? Zumal wenn dieser noch durch ein eigenes peinliches Erleben gesteift und gestärkt wird, dessen lastende Schwere man nicht zugestehen wollte, als könnte es durch eine solche Unwahrhaftigkeit leichter überwunden werden? Man mußte ihm seinen Willen lassen, so leid es einem tun mochte.“

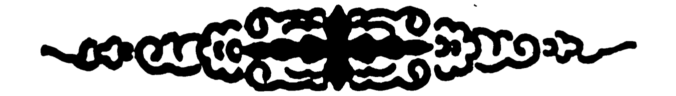
Ernestine schwieg lange. Dann sagte sie: „Vielleicht, Voß, trat in dem allen gerade sein liebenswürdigster Zug zutage — und auch sein tiefster Schmerz. Er dachte immer: ‚Was weiß ein Mensch vom andern?‘“

„Ach bewahre!“ wehrte der hartköpfige Voß sich verstimmt. „Wäre Overbeck nur zugänglicher gewesen! Man verlangte ja von ihm nur Zugänglichkeit — auch in solchen Fragen. Da hätte ich meine Schrift gegen Fritz Stolberg gar nicht mehr geschrieben. Wahrhaftig! nein! das hätte ich nicht. Aber wenn man durch sein ganzes Leben durch einen sonst hochgesinnten Freund gereizt wird — —“

Ernestine wiegte nur traurig den Kopf und starrte vor sich hinaus, aber sie sagte nichts weiter als: „Ja — wenn das einen reizen kann — daß er anders ist —“

Die beiden alten Gatten saßen unzufrieden — voneinander weggekehrt. Bis sich des Mannes Hand ängstlich zu der seiner treuen Gefährtin hinübertastete und er kleinlaut fragte: „Kann man was dafür, Ernestine, daß man so ist — daß es einen reizen mußte — —? Laß wenigstens uns beide zusammenhalten. Wir haben uns doch so lange, lange Jahre leidlich vertragen und verstanden.“

Da nickte sie heftig und wischte schnell eine Träne aus dem Auge.



Selig sind die Barmherzigen

Von Gustav Schüler

Wirf in dieses Meer von Blut
Des Erbarmens seid'ne Netze,
Wirke mit bereitem Mut
Starker Liebe Lichtgesetze,
Bring' durch Sturm und Wetterschein
Irrgegangne Seelen ein!

Laß dir nicht durch Nacht und Tag
Deiner Liebe Flügel müden,
Ob den gläubigen Schwingenschlag
Bleigewichte auch belüden,
Sei getrost und fürchte nicht,
Daß dir Sturm die Flügel bricht.

Ob gleich Licht in Finsternis,
Wie in Wassern, will ertrinken,
Sei getrost und ganz gewiß,
Du wirst stehn und nicht versinken,
Bringst durch Sturm und Flammenschein
Irrgegangene Seelen ein.



Ferdinand Gregorovius und Malwida von Meysenbug

Unveröffentlichte Briefe, mitgeteilt von Berta Schleicher

„Wenn die Vergangenheit sich von uns weiter und weiter wird entfernt haben, werden die guten Tage allein noch als Gipfel schön uns herüberleuchten. Dann wollen wir des Guten und des Dauernden froh gewiß sein. Über dem Strom der Zeit schwebe uns dies, unverlierbar und unzerstörlich. So gedenken Sie meiner."

Dieses Wort, diese Bitte fand sich auf einem losen Blatte zwischen den Briefen von Ferdinand Gregorovius, dem Geschichtschreiber der Stadt Rom, an Malwida von Meysenbug, die Idealistin. Beide waren sich durch den gemeinsamen Londoner Freund, Friedrich Althaus, nahegetreten — brieflich vorerst, bis dann Malwidas Reise nach Italien Anfang der sechziger Jahre auch die persönliche Bekanntschaft ermöglichte. Und gerade über diesem ersten römischen Aufenthalt könnte das Wort von Gregorovius als Motto stehen; denn die guten Tage haben bis zuletzt als Gipfel schön herübergeleuchtet und über dem Strom der Zeit unverlierbar und unzerstörlich geschwebt. Malwida widmet ihnen in ihrem „Lebensabend einer Idealistin" die begeisterte Schilderung: „Man war lange genug beisammen, um engere Freundschaftsbande anzuknüpfen, und so fanden auch wir uns bald in einem Kreise heimisch, zu dem unter anderen auch Ferdinand Gregorovius gehörte, der damals schon eine hochgeachtete Stellung in der römischen Gesellschaft einnahm, und mit dem uns bald herzliche Freundschaft verband. Wie fröhlich und echt römisch waren die Sonntage, wo wir mit ihm, mit einigen Künstlerfamilien und munteren Kindern, Gefährten der noch im Kindesalter stehenden Olga [Olga Herzen, Malwidas Adoptivtochter], hinauszogen in die Campagna, uns in irgendeiner der vielen Osterien, die sich da finden, niederließen und bei trefflichem Landwein und ländlicher Kost bis spät am Abend die Poesie des von allem modernen Leben so verschiedenen Daseins genossen. Oder wenn wir uns auf der alten Fähre — dem damals, außer dem Ponte S. Angelo, einzigen Verbindungsmittel der beiden Ufer — über den Tiber fahren ließen und nach dem Monte Mario hinaufwanderten, wo dann bei dem nächtlichen Rückweg die Gebüsche von Leuchtkäfern funkelten, die die Kinder sich in die Haare setzten und mit dem glänzenden Brillantschmuck entzückt heimwärts zogen. O Poesie des Lebens, wie wenig bedarfst du des Reichtums und Luxus, um deine holden Blüten zu treiben!"

In jene zauberisch schönen römischen Tage versetzen uns die Briefe von Gregorovius zurück. Er selbst tritt uns aus ihnen lebendig entgegen in der ganzen Eigenartigkeit seines Wesens: Düster pessimistisch und in trotziger Entsagung und Ablehnung sich zurückziehend, und dann doch wieder warm und treu in seiner Freundschaft und gern und dankbar dem jugendlich frohen Element Raum gebend, das sein einsames Leben damals erhellte durch die liebenswürdigen Herzenschen Kinder



Natalie und Olga, die Töchter Alexander Herzens, deren er so liebevoll in fast allen Briefen vom Juni 1864 an gedenkt.

Auch jener Brief findet sich in der Sammlung, den Malwida in ihren Briefen an Augusta von Stein-Rebecchini erwähnt [„Briefe von und an Malwida von Meysenbug", Seite 20. (Schuster & Loeffler, Berlin.)], und der in seiner etwas schroffen Art gerade damals, wo Malwida in schmerzvollen Kämpfen um die Neugestaltung ihres Lebens stand, begreiflicherweise keinen freundlichen Widerhall bei ihr finden konnte. Es ist der Brief vom 24. August 1865, dessen Vorschläge in einer Malwidas Wünschen und Bedürfnissen ganz entgegengesetzten Richtung sich bewegen, und dessen Prophezeiung, sie würde bei einer Rückkehr nach Italien nur Einsamkeit, Enttäuschung und das Gefühl eines unpraktischen Zustandes ernten, glücklicherweise sich in ihr Gegenteil verwandelte.

Für Schreiber und Empfängerin gleich bezeichnend sind die Zeilen vom 23. Juni 1864, und mit zum Schönsten der ganzen Sammlung gehört der letzte Brief, in dem Gregorovius mit wenigen aber auserlesenen Worten die Bedeutung Alexander Herzens umschreibt.

Leider fehlt bei drei Briefen der Schluß — offensichtlich ist in zwei Fällen das Ende des Blattes mit der Unterschrift für Autographensammler ausgeschnitten worden. Fraglos umfaßt das in Malwidas Nachlaß vorgefundene Material überhaupt nicht sämtliche Briefe, die Gregorovius an Malwida geschrieben hat; denn es ist kaum anzunehmen, daß ihr Briefwechsel schon mit dem Jahr 1870 endete. Malwida siedelte 1874 nach Rom über — gerade in dem Winter, da Gregorovius nach zweiundzwanzigjährigem römischen Aufenthalt Italien verließ, um sich in München niederzulassen. Aber fast jedes Jahr kehrte er zu längerem oder kürzerem Aufenthalt nach Rom zurück. 1878 traf Malwida mit ihm beim deutschen Gesandten Robert von Keudell zusammen, 1888 erwähnte sie seinen Besuch in einem Brief an Alexander von Warsberg. Aber es war nicht mehr das Rom der sechziger Jahre, das die beiden Italienschwärmer einst so entzückt hatte. „Ich gehe in den Straßen umher, auf den Spuren meiner Leidenschaft und Begeisterung, fühle diese nicht mehr, und mir ist, als schauten alle diese einst so begierig von mir durchforschten Monumente geisterhaft tot auf mich herab", bekennt Gregorovius schon 1870, und vollends entsetzt über die Wandlung Roms war er 1885, wo auch Malwida über die Veränderungen schrieb: „Es macht mir solchen Schmerz, daß es wahrhaftig ein Grund für mich werden könnte, von Rom wegzuziehen."

Dennoch blieb die Idealistin bis zu ihrem Tode in Rom, um zwölf Jahre den Freund aus der Zeit der ersten Rombegeisterung überlebend, dem 1891 die Erfüllung seines Wahlspruchs geworden war: Parva domus, magna quies!

* * *

Rom, 7. Mai 1859.

Verehrte Freundin,

(denn dies schöne Recht, Sie so zu nennen, nehme ich mir aus dem Wohlwollen, welches Sie mir schenken):

Ihren Brief habe ich durch Madame Schwabe erhalten, und Sie erhalten meinen wärmsten Dank durch den Sohn dieser ausgezeichneten Frau. Ihre Wünsche in

betreff des Landes Italien gehen nun in Erfüllung; während ich dieses schreibe, ist die Mitte Italiens in hellen Flammen des Aufstandes, und die Armeen Frankreichs und Österreichs schlagen sich wahrscheinlich auf dem Gefilde von Marengo und Alessandria. Auch meine Wünsche für die Befreiung der Italiener sind warm und lebhaft, da ich sieben Jahre unter ihnen gelebt habe, aber meine Hoffnungen sind sehr klein. Im günstigsten Falle werden sie ein Joch mit dem andern vertauschen. und das uralte Spiel italienischer Geschichte, welches ich gründlich aus ihren Annalen studiert habe, wird sich in infinitum wiederholen. Ich liebe die Italiener nach meinem Vaterlande am meisten, aber ich traue ihnen nicht die Kraft zu einer neuen Organisation zu. Diesem unglücklichen und völlig demoralisierten Lande ist nicht anders zu helfen als durch einen energischen Diktator, einen Absolutismus im Sinne der Freiheit. Politische Revolutionen, Republiken und dergleichen Komödien schwimmen nur auf der Oberfläche und lassen keine Resultate zurück. Wenn Frankreich, wie es den Anschein hat, Italien zu einem Vasallenstaat herabdrückt, wird es wenigstens die Klöster, die Reste der Konventwirtschaft, aufheben und Eisenbahnen bauen. Sonst aber werden die italienischen Verfassungen recht schlecht mit dem Napoleonismus fahren. Die Zeiten sind schwer und ernst; die bonapartische Periode will sich erneuen, und Deutschland wird von Frankreich und Rußland zugleich bedroht werden. Es wird jeder vollauf seine Pflicht zu leisten haben. Sobald ich die Situation klar erkenne, werde ich auch der meinen nachkommen.

Ich habe lange nichts von Althaus [Friedrich Althaus in London] gehört; hoffentlich geht es Charlotte wohl; sollten Sie diese trefflichen Menschen sehen, so bitte ich, sie herzlich zu grüßen.

*

Neapel, 23. Sptb. (1859).

Meine beständige Elendigkeit ließ mich nicht zum Schreiben kommen. Frau L. [Frau Lindemann-Frommel] hat Ihnen geschrieben und erzählt, wo und was wir waren; ich werde Ihnen davon in Rom erzählen. Wir werden Sie mit Freude empfangen, wenn Sie kommen. Bringen Sie gute englische Bücher mit. Italien ist in eine neue Epoche getreten, welche mich sehr aufregt. Eilen Sie hierher, um Merkwürdiges zu erleben.

Wir reisen in wenig Tagen nach Rom ab. Der Tod der guten und gerechten (?) [im Original unleserlich] war mir schmerzlich. Oft müssen Sympathien, wo sie am reinsten sind, ungehört oder unbeachtet vertönen — und so war es hier. Ich habe so nichts ihr sein können und in nichts ihre Lebenswege zu mildern vermocht.

Grüßen Sie Althaus und seine Familie. Ich erwarte Nachrichten von ihm.

Meine Feinde unter den Pfaffen und Konvertiten, auch unter Fachmenschen, fahren fort, mich mit Schmähungen und Verleumdungen anzugreifen, und ich schweige voll Verachtung.

Sehen Sie doch, ob sich nicht eine englische Übersetzung der Geschichte von Rom realisieren läßt, und tun Sie etwas für meine Affären.

Sie herzlich und alle grüßend

F. Greg.

*

Roma, 29. Novbr. 59.

Ich glaube wohl, verehrteste Freundin, daß wenn ich die Freude hätte, Sie persönlich zu kennen, wir uns in derselben Richtung nach den höchsten Gütern des Lebens zusammenfinden würden. Ich bin von Kindesbeinen an in republikanischen Grundsätzen aufgewachsen, die ich von den Alten kannte, und ich behaupte sie fortdauernd auf meine eigene Hand in neuer Zeit, wo es keine Republikaner gibt. Mein langes Studium der Geschichte, zumal der Roms und Italiens, hat mir eine kühlere Ansicht von Menschen und Dingen gegeben, als viele haben, die im Grunde mit mir eins sind. Meine Kenntnis der Italiener wird nicht einmal durch den Aufschwung bestochen, den die Dinge hier vermittelst der französischen Waffen genommen haben. Diese Erscheinungen haben sich hundertmal fast in derselben Weise wiederholt, und öfters sind größere Charaktere aufgetreten, als die Gegenwart aufzustellen vermochte. Denn Viktor Emanuel werden Sie gewiß nicht höher stellen, als er verdient; Garibaldi ist nichts als ein geschickter Guerillas-Kapitän ohne Genie, wie solche Männer, tapfer und kühn, zu Hunderten in Italien aufgewachsen sind; Cavour — nein! weiter schreibe ich nicht, denn ich fange an zu lachen.

Haben Sie tausend Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Wie gerne würde ich Sie in Rom willkommen heißen. Nach Paris kann ich nicht — reisen kann und darf ich nicht; ich bin darauf beschränkt, mich zu freuen, wenn andere froh sind und die Fülle des Lebens genießen. Ich muß die Steine wälzen oder klopfen, wie die an der Chaussee arbeiten, und den schönen Wagen nachsehen, die auf dieser Chaussee fahren. Ich darf die lockenden Stimmen des Lebens nur hören wie einer, der von ferne nur Musik vernimmt und sich erinnert, daß er auch einmal jung, glücklich und voll Liebe war. Diese Zeit liegt hinter mir, wie viele Illusionen, welche im Vorhof zum ernsteren Menschenleben stehen.

Ich freue mich, daß Sie in Paris in einem lebhaften und gastlichen Hause sich zerstreuen. Es ist nichts belebender, als mit Sinn vieles zu sehen und zu hören, wie Sie nun dort Gelegenheit haben. So belebte mich mein Ritt durch das neapolitanische Land, an den Ufern des smaragdgrünen Liris durch die neapolitanische Armee hinauf nach San Germano. Da habe ich viele Menschen, Städte und Berge gesehen. Anders freilich Sie in Paris, wo Sie die ganze und die halbe Welt sehen; da wird man zur Philosophie gedrängt, um beide loszuwerden.

Ist es Ihr Bruder, der in Zürich Bevollmächtigter Österreichs war? Ich lernte hier den österreichischen Gesandten kennen, Herrn v. Bach, einen feinen Advokaten. Aber diese Herren wissen gerade soviel von dem Organismus der Welt wie wir andern.

*

München, 4. August 63.

Wenn alle Menschen Ihren Traum besäßen, verehrte Freundin, so würden keine Kriege mehr geführt werden, die Wölfe mit den Lämmern weiden, und Phöbos würde nur Glückliche bescheinen. Dies meine ich in bezug darauf, daß Sie so schön Wort gehalten haben. — Ich denke Sie mir jetzt in dem märchenhaften Capri, einer Insel der Seligen oder Stern, der vom Himmel dicht neben das Tollhaus Neapel niederfiel. Ich kenne jeden Punkt dort, und grüßen Sie, wenn Sie auf der kleinen Marina sitzen, die Möwen auf das beste. Am Sonntag, des Morgens, ehe

die Sonne aufgeht, können Sie diese meine Geschwister besonders schön singen hören. Ihre Stimme ist wie die einer Harfe. Fanden Sie nicht von mir den Bericht meiner Wanderfahrten durch die Schweiz und längs des Vaters Rhein? Frau Lindemann wird Ihnen überdies davon mitteilen. Ich fühlte mich so jammervoll elend, daß ich um den Genuß selbst der großartigsten aller Naturszenen, den Sankt Gotthard, kam. Erst am Rhein lebte ich wieder auf; ich wohnte zehn Minuten vom Rheinfall acht Tage und saß am Ufer, die Füße in das Wasser hängend, was ganz wundervolle Wirkung hatte. Das Land um Schaffhausen ist anmutig, das Grün entzückend, viel heimatliche Wälder voll wehmütigem Rauschen, und dazu der donnernde Rhein.

Seit dem Sechsundzwanzigsten lebe ich in München. Es gefällt mir gar wohl. — Die tägliche Arbeit auf der Bibliothek (nur vier Stunden lang) schützt mich vor dem Zerfall in mir; in der Stadt gibt es manches, was zerstreut; sie tönt von Musik an allen Enden; die Luft ist frisch, wenn auch ohne jenen balsamischen Hauch des Südens. Es ist eine biedere und ehrliche Luft; nichts Verräterisches in ihr. So sind auch die Menschen; ihre Gutmütigkeit, die Freundlichkeit der Frauen und Kinder, habe ich sehr gern. Ich lasse das alte gute Vaterland auf mich wirken und habe jede Waffe des Angriffs auf seine Blößen weit von mir gelegt. Glauben Sie immerhin, dies ist ein herrliches Land. Ich bleibe hier den ganzen August und gehe dann vielleicht nach Salzburg und erst spät im September in das Land, wo das dolce si erklingt. Solange als möglich will ich mein Vaterland genießen.

Grüßen Sie Frl. Natalie und Olga von zwölf Jahren recht freundlich. Schreiben Sie noch einmal hieher. Leben Sie glücklich in der sonnigen Verklärung jener Zone, wo Luft, Licht und Farbe eine so selige Harmonie erzeugen, daß, wenn unser Geist als ein Mitklang darin könnte aufgenommen werden, dieses eine wunderbare Existenz der Freude darstellen müßte. Aber den wenigsten ist das durch die an den Sohlen haftenden kleineren Schicksale vergönnt. Ich ahnte wohl diese Stimmung, doch hatte ich sie auf keinem Punkt meines Lebens, welches nur schwermütig und peinvoll gewesen ist.

Wenn auch die Jugend vorüber ist, so ging mit ihr zugleich jene plötzliche Blüte des Moments verloren, die wenigstens ein Sonnenstäubchen vom Glück ist und dies manchmal erfaßt. Eh bene! pazienza!

Leben Sie wohl, und gedenken Sie meiner bisweilen! G.

Es ist gut für Fräulein Natalie, Himmel, Erde und Meer in solcher sonnenhaften Ruhe anzuschauen, als sich dort auf dem Eiland darstellt. Dies ist ein Blick in moralische Horizonte und ideale Fernen, wo all das Eiferartige und Kleine, was uns im Leben bedrängt, vollkommen aufgelöst wird. Es gibt dort keinen Widerspruch — und das wundervollste Geheimnis liegt so offen da, wie jeder sonnige Tag auf dem Meer. Einmal zur Belohnung möchte ich noch Capri wiedersehen.

Man sollte doch einmal an Althaus schreiben; aber ich komme nicht dazu. Ich würde Ihnen gern und den beiden Schwestern [Natalie und Olga Herzen] die herrlichen Nürnberger Pfefferkuchen schicken, die hier auf dem Dultmarkt sind, und Sie schickten mir die kleinen Feigen dafür.

Heiden in Appenzell, 13. Sptbr. 63.

Auch Ihren zweiten Brief, verehrte Freundin, habe ich in München erhalten, ihn aber wegen tausenderlei Konfusionen, auch kleiner Reisen nach Salzburg und ins Hochgebirg, noch nicht beantwortet.

Nun will ich Ihnen heute mit ein paar Zeilen anzeigen, daß ich das gute Vaterland am 10. d. M. verließ, hieherging, die treffliche Familie v. Thile zu besuchen, und morgen den Kranichen südwärts weiter nachfolge. Ich gehe über Chur und den Splügen nach Mailand, weiter nach Bologna und bin um den 22. September in Florenz, wohin ich mir Nachricht zu geben bitte: Palazzo Ungher Sabatier ai Renai.

Wenn ich Sie in Rom wiedersehe, will ich Ihnen vieles aus dem Vaterlande erzählen, wie es vorgeschritten ist, und wie es uns, die von Schicksalsmächten, nicht von politischen Mächten Verbannten, so wehmütig schön dort überkommt. Ja, recht ungern ging ich wieder fort in das Land des Äthers — es ist Nebeldunst und Finsternis vonnöten, um in dem nordischen Menschen jenes Gefühl des traulichen Behagens zu erzeugen, welches wir gründlich verloren haben, wie ich glaube, und auf dessen Spuren ich wieder einmal in den deutschen Wäldern ging.

Ich möchte allen Wissenskram und Alfanzerei gern dahingeben, könnte ich mich in die einfachen Zustände eines gesunden Naturlebens noch einfügen, wie es hier gefunden wird; weil aber dies nicht mehr möglich ist, so soll denn doch die Seele der Sonnenblume gleichen und von dem römischen Licht wieder soviel in sich nehmen, daß diese germanischen Reiseschatten schwinden. Es lebe demnach das schrankenlose und das allgemeine Licht, worin wir als Eintagsfliegen weiter uns sonnen wollen, nirgends zu Hause, als wo man nicht wohnen darf.

Ich denke mir, daß Sie ein schönes und reiches Bild von Capri mit sich nehmen, was Ihnen noch in langen Winternächten nachleuchten wird. Nun werden Sie, und wohl auch Lindemanns, an die ich zum zweiten Male nach Capri schrieb, in Neapel sein, vielleicht mit Herrn Herzen, und so doppelt schöne Tage genießen.

Ich denke in Rom einzutreffen um den 8. Oktober und Sie dort zu erwarten. Denn es ist gut, wenn Sie noch den herrlichsten Monat, einen zweiten Jahresfrühling, draußen sich bewegen.

Herzlichen Gruß an Sie alle! In Treue Ihr G.

*

Rom, 23. Juni 64.

Ich würde Ihnen auf Ihren Wunsch nach Paris geschrieben haben, wenn der Brief Sie dort noch hätte erreichen können, was nach meiner Berechnung unmöglich war. Heute nacht, wo die Hexen auf dem Besen vom Lateran nach dem großen Nußbaum von Benevent reiten, nehme ich mir einen Augenblick Freiheit, Ihnen diese Zeilen und Ihnen allen von uns allen herzliche Grüße zu senden.

Am Abend, da Sie abgereist waren, las ich die Blätter, welche Sie mir hinterließen. Sie sollen mir ein wertes Dokument Ihres Vertrauens bleiben; mehr Aufschluß über Ihren Lebensgang gaben sie mir nicht, als ich aus Ihrer Richtung und Erscheinung mir bereits entnommen hatte.

Ich begegnete solchen Naturen bisweilen, wie es die Ihrige ist, wenn auch nicht mit dieser Konsequenz unpraktischer und durch Idealität verschuldeter Geschicke. Als ich noch jünger war, fühlte ich mehr für diese im Edlen sich selbst verträumenden und generös hinwegopfernden Wesen, die, wie man von den Paradiesvögeln sagt, ohne Füße in dem Äther schweben und unpraktisch bleiben, auch wo sie denken, im Irdischen auf das menschliche Geschlecht zu wirken.

Ich habe ein Verständnis für dies humanitäre Priestertum aus Liebebedürfnis behalten, aber mein heißer Lebensgang durch einsame Not, spartanischer Kampf mit den Verhältnissen und endlich eine mich ummauernde Arbeit, welche mir schwer geworden ist, minderten meinen Anteil an solchen hinter mir liegenden Richtungen und setzten meinen eigenen Idealismus auf die gute Freiheit in der Notwendigkeit herab. Das Priestertum von uns Menschen steht im Wirken auf das Einzelne, Nahe und vielleicht Nächste — und das Ziel vom Lebensgange der meisten ist am Ende jene parva domus, magna quies, wovon wir das Monument vor den Toren Roms sehen.

Ich will Ihnen gratulieren, wenn Ihr Leben in Rom eine wahrhafte Pilgerfahrt war, welche Sie für immer von der Pilgerung nach dem in unbestimmbaren Zonen liegenden Isistempel befreite. Ich würde froh sein, erreichten Sie einst auf diesem schönen Umwege durch die Mitte der Menschengeschichte, in welcher der denkende Mensch sich selber verklärt, auch das deutsche Vaterland und den heimischen Boden Ihrer Persönlichkeit wieder. Einst und vielleicht, oder gewiß.

Sie drei haben mir anfangs täglich und sehr gefehlt. Ich lasse aber keine Lücke mehr aufkommen; ich bewälze solche öde Stellen mit dem großen Steinblock der Geschichte von Rom. In dieser zauberischen Stille, welche jetzt eingetreten ist — es ist wie ewiger Mittag, worin die Welt stillzustehen und der große Pan zu schlafen scheint — arbeite ich mit Entzücken an jenen wilden und dramatischen Geschichten des Mittelalters. Ich bin des Morgens täglich im Archiv des Herzogs Gaetani, wo die Ausbeute gar groß ist. Um die späte Nachmittagszeit wandere ich. Heute war ich mit dem Legationsrat Schlözer in S. Saba auf dem Aventin — kein Mensch war in der verschlossenen Kirche; wir drangen durch die Hintertüre ein; sie fiel zu und verschloß sich; wir befanden uns in Gefahr, dort zu übernachten. Endlich brachen wir mit einem alten Eisen die Türe gewaltsam auf, wobei alle Nägel des Schlosses ausgerissen wurden — es war ein köstliches Wesen dort; wir feierten unsere verbrecherische Heldentat nachher auf jenem Platz am Monte Testaccio in heiterster Laune.

Ich weiß noch nichts über meine Abreise nach Perugia. Ich entschließe mich dazu erst in der letzten Stunde. Wahrscheinlich bleibe ich bis tief in den Juli hier. Lindemanns werden Ihnen schreiben und mehr, als ich weiß oder kann. Hier sehe ich sonst niemand.

Sagen Sie Olga, daß die letzte Pantomime von der Königin und der Flehenden eine reizende Erinnerung in mir zurückgelassen hat.

Grüßen Sie Fräulein Natalie und sagen Sie ihr, daß ich mit dauerndem Anteil an sie, Olga und ihren Bruder denken werde und aufrichtig wünsche, ihrem Vater einmal zu begegnen. Schreiben Sie mir von jenen Ufern, den Tannenwäldern,

wo ich gerne wäre und mich im grünen Moose einmal ausruhte, derweil Freundinnen mir Sandwiches präparierten, welche jetzt von der Tagesordnung verschwunden sind.

Herzlichen Dank für das Album. Nun fare well — adieu! Remember me.

G. vom alten Rom.

Sehen Sie Pfotenhauer, so grüßen Sie ihn von mir. Vielleicht donnern bald die Kanonen von old brutal England gegen seinen natürlichen Bundesgenossen, was eine große Unnatur sein wird und wahrscheinlich eine Demarkationslinie in der Geschichte der englischen Machtverhältnisse selbst. Dies wird uns zur Allianz mit Frankreich treiben, auch mit Rußland, und England isolieren.

Ich werde Ihnen noch im Laufe des Sommers einmal Nachricht geben.

(Schluß folgt)



Erwachen!

Von Julius Koch

Neu an der Sonne mütterlichen Brüsten
Schlägt seine Augen auf der junge Tag.
Verdämmernd fliehn des Traumes holde Küsten,
Drauf unsrer Sehnsucht stilles Leuchten lag.

Nun binden uns Gesetz und strenge Regel,
Und jede Stunde drängt zu ihrem Ziel.
Nicht jedem Wind gehorcht mehr unser Segel,
Nicht jeder Strömung fügt sich unser Kiel.

Ein unsichtbarer Mund herrscht uns Befehle
Und raunt von Pflichten und von Werk und Brot.
Und zitternd stirbt in aufgescheuchter Seele
Der Kuß, den der Erlöser Traum ihr bot —!



Die Verlobung im Münster
Von Friedrich Lienhard

Aus der neuen Auflage der „Helden“

„Vater, ist's denn wahr? Vetter Philipp will schon wieder hinaus?“

„Freilich will er wieder in den Kriegsgreuel hinaus, der Trotzkopf! Und zwar heut abend noch, obschon wir diesen Johannistag besser mit einer Flasche Molsheimer beschlössen. Doch kann ich ihn halten? Nein! Ich nicht und du auch nicht! Versuch's nur!“

Verdrossen ob der Beharrlichkeit seines entfernten Verwandten warf der Straßburger Kaufherr die schwere Eichentür hinter sich ins Schloß. Sabine stand allein vor dem Vetter.

Der hagere Gast aus den elsässischen Forsten saß mit schmal gepreßtem Mund am Fenster und nähte sich Goldstücke in die breiten Pluderhosen. Letzte Tagesglut umrandete des jungmännlichen Predigers Schattenriß.

„Es geht also wieder hinaus, Herr Vetter?“

„Zu meiner Gemeinde, Sabine.“

„Aber draußen ist ja alles voll Kriegsnot, Hunger und Pest!“

„Eben darum. Meine Gemeinde braucht mich.“

„Ihr seid ja kaum dürftig herausgefüttert.“

„Meine Gemeinde noch weniger.“

„Wo ist sie denn jetzt?“

„Die kampiert in den Waldungen hinter Wörth und Niederbronn und wartet, daß ich ihr Geld bringe. Dann wird man sie auf den Burgen Schöneck und Winstein verpflegen.“

„Wagt Ihr Euch denn wieder unter all die Kroaten und Schweden und Franzosen und —“

„Muß halt versucht werden! Gott ist mit den Mutigen, nicht mit den Schlafmützen.“

„Lieber Himmel, was habt Ihr Schweres ausgestanden!“

„Ja, Kind, mit Gottes Zulassung. Doch unser armes Elsaß erst recht. Und haben's beide dennoch bestanden. Dennoch! Im Hagenauer Forst haben mich die Franzosen ausgezogen bis auf die Knochen, haben mich blutig geschlagen, schließlich ein Paar Schnallenhöslein zugeworfen, hätten mich wohl auch erschossen, wenn nicht etliche Fouragierer sich meiner erbarmt hätten. Und die Kroaten in Morsbronn! Diese mörderische Rotte hat mir mit einem Knebel den Kopf gebunden, bis mir das Blut zur Nase herauslief! Wollten wissen, wo ich mein Geld und Gut verscharrt hätte! Ach, Geld und Gut! Das besteht aus fünfundsiebzig mir anvertrauten Seelen, die von meinen verhungerten und durch Pestilenz dahingestreckten Gemeindegliedern übriggeblieben. Seht, Sabine, und bin doch von Gottes Engeln behütet worden. Andren ging's noch schlimmer. In Mitschdorf erzählte mir die Müllerin, daß sie in einem Vierteljahr kein Brot gesehen, sondern mit Roßhäuten den Hunger gestillt.“

Sabine kauerte auf einem Schemel, stützte das schmale bräunliche Gesicht in beide Hände und starrte mit dunklen, heißen Augen auf den Sprecher, der nun mit großen Schritten hin und her ging. Welch ein mutiger, natürlicher, warmherziger Mann! Wie wußte der mit dem Schicksal zu ringen! Und wie dumpf das Dasein in dieser satten, sichern Stadt!

„Ihr könntet Euch hier ausruhen, Vetter" — —

„Das wäre! Sind wir dazu auf der Welt? Zudem hab' ich meine zwei Maidle noch auf Schloß Schöneck, meine mutterlosen Kinder —"

„Warum habt Ihr sie nicht mitgebracht?"

„Zwei Mädchen aus jenen weiten Forsten durch die Soldateska hindurchbringen nach Straßburg? Geht nicht. Ich bin zu Fuß gegangen — und Ihr habt ja vernommen, was ich durchbeißen mußte. Auf dem Heimweg werd' ich meist bei Nacht wandern. Unser Elsaß ist ja ein Mordfeld. Unglückseliges Land! An Stelle des allzufrüh dahingerafften Herzogs Bernhard von Weimar kommandiert nun der Franzos."

„Wenn Ihr aber die Kinder in Knabenkleider gesteckt hättet?"

Philipp Kirchner blieb stehen.

„In Knabenkleider?"

„Ja, ja", nickte sie heftig. „Da wäret Ihr leichter hindurchgewischt. Das hab' ich oft im Spaß getan."

„Nun, schlank genug seid Ihr dazu, Sabine", sagte der Geistliche und überschaute ihre rassige Gestalt mit lächelndem Wohlgefallen. Er stand in der getäfelten Stube, ein großer Mann, in der Blüte der Jahre, abgemagert, doch mit freiem, kühnem Gesicht und glutvollem Blick. „Mit Euch, Sabine, und Euren zwanzig Jahren — ja, das ließe sich wagen. Ihr habt Mut. Auch ich hab' einst Soldat werden wollen, kein Pfarrer."

„Wagt Ihr's mit mir?!" fuhr es ihr heraus. Und sie schnellte steil empor in ihrer herrlichen Jugendkraft, leicht und flink und sehnig. „So laßt mich mit!"

„Da sei Gott vor!"

Philipp erschrak heftig und streckte abwehrend die Hand aus. Hatte sie den Gedanken gelesen, den er in seinem geheimsten Herzen liebkosend hegte? Diese vollblühende, spannkräftige zwanzigjährige Maid, deren Augen funkelten, wenn sie ihm zuhörte — ach, sie war ihm in diesen Tagen lieber geworden als je. Es war eine magische Glut zwischen ihm und ihr. Es zwang ihn fast, diese anatmende Weiblichkeit in seinen eigenen Odem zu reißen. Doch fort aus der Versuchung! Nicht weich werden!

Schroff griff er nach dem Hut und schwang sein Ränzel auf den Rücken.

„Ich breche auf. Von drei Dingen, die mich nach Straßburg führten, sind zwei erfüllt. Nun noch das dritte: eine stille Stunde im Münster! Dann hinaus!"

„Drei Dinge? Was für drei?"

„Das eine, daß ich Geld zu beschaffen hatte für meine Gemeinde. Dies ist mit Eures Vaters Hilfe gelungen. Das zweite, daß ich Stärkung holen wollte — durch einen Blick in ein Gesicht, das mir lieb ist. Jetzt lebt wohl!"

Er nahm sie plötzlich mit beiden Händen am Schopf und küßte ihre Stirn. Es brannte eine Sekunde lang Aug' in Auge. Und schon war er draußen.

Welches Gesicht? Wer ist Euch lieb?

Sie wollte fragen, festhalten, nachspringen, doch sie hielt sich wie betäubt am Lehnsessel. Er hatte sie bei jenem Worte mit so unaussprechlicher Wärme angesehen, daß eine Glutwelle durch das nunmehr wissende Weib rann.

Ein Augenblick unbeschreiblicher Wonne — ein kurzer Seelenkampf — — sie hörte, von weitem gleichsam, Vater und Mutter unten von ihm Abschied nehmen — hörte das Haustor zudröhnen — und schon war sie mit jähem Sprung im Nebengemach. Kleider ab! Wie zum Bade! Was war denn dies Leben, wenn man es nicht heldisch packte?! Was dieser unerträgliche Alltag ohne eines tatkräftigen Mannes mit emporreißende Liebe?!

Sabine zog sich um, zitternd vor Erregung, doch gänzlich Glut und Kraft und Entschluß.

* * *

Johannisnacht im Münster zu Straßburg!

In der Woche Johannis des Täufers, im Jahre des Heils 1439, hatte Dombaumeister Hans Hültz den letzten Hammerschlag getan. Erwins Münsterbau ragte nun vollendet über alle Giebel und Gassen der ehrwürdigen Reichsstadt, über das ganze jungsommerlich leuchtende Land am Rhein. Und so war der Johannistag von jeher ein besonderer Straßburger Festtag.

Nicht minder die Johannisnacht. Da sammeln sich in den hohen heiligen Hallen all die Geister und Meister, die je an diesem gotischen Kunstwerk mitgewirkt. Erlauchte Versammlung! Erwin von Steinbach und die Seinen führen den Festreigen. Mit Meisterstab und Zirkel schweben die alten Werkmeister; um sie her ihre getreuen Steinmetzen, mit dem Richtscheit in der Hand; es fehlen nicht die Bildhauer und Maler, die Prediger und Organisten, die Meister der überaus kunstfeinen astronomischen Uhr. Das wogt und weht, das schwebt und kreist, das schwirrt und saust hinauf und hernieder und aus und ein, um die Portale, um farbige Fenster, durch alle Seitenkapellen, bis hoch hinauf zu der Spitze des einzigen Turmes. Sie segnen diese geweihte Stätte, dieses geistvolle Sandsteingebilde, diese Welt voll Schönheit und Frömmigkeit, voll Musik und Gebet. Denn hier blieb ein unberührbarer heiliger Hain mitten im notvollen Elsaß des furchtbar verwüstenden Dreißigjährigen Krieges...

Philipp Kirchner, der Pfarrer von Morsbronn, lehnte an einer Säule. Er schaute zu den Fenstern empor, in das Farbenspiel des scheidenden Tages. Ein Abendgottesdienst in dem damals evangelischen Bau war zu Ende. Der Kantor verlor sich noch in träumerischem Orgelspiel. Der Mann im Dunkel stand und staunte.

In seiner leibverfeinerten Seele waren seherische Kräfte. Nie war ja sein Hunger nach Schönheit gestillt worden. Sein Leben war Pflicht, Entbehrung und rückhaltlose Hingabe an sein Amt. Und doch — wie bebten die Harfenstränge seiner melodischen Seele! Er hatte stets gern den Gemeindegesang gepflegt. Wenn er mit kräftigem Tenor voransang, stimmte die prächtig geschulte Gemeinde schwungvoll mit ein, durch Choräle die Drangsal der Zeit von innen heraus überwindend.

So hatte sich diese Künstlernatur, die zugleich eiserner Wille war, nach Straßburg durchgeschlagen, um Geld zu holen und eine Handvoll Schönheit: die Schön-

heit jenes jungen Wesens, das er nur schauen, nicht begehren wollte — und die Schönheit dieses unvergleichlichen Domes. Noch einmal die Seele volltrinken, in tief einschlürfenden Zügen, und dann heitren Mutes wieder hinaus in die Not!

Heiter? Ach, heiter! Nun kostete es doch etliche Tränen, als er da an seiner Säule stand, in dieser hoheitvollen Dämmerung, umspielt von geheimnisvollen Tönen, die auf das majestätische Dunkel abgedämpft waren. Ach, und diese Fensterfarben! War nicht die Luft voll von unfaßbaren Gestalten — oder war es der Widerschein jener Fensterfiguren? Dort, über dem Hochaltar, Köpfchen in wogender Überfülle, hervorquellend und wieder verhauchend — sie schauten ihn mit innigen Blicken an, sie nickten, lächelten — aber sie schwanden wieder — himmlische Lichtwesen, die ihn wie alle Schönheit nur von fern grüßten, nie besuchten, nie faßbar an seine Seite traten. Ihm war dies Schöne nicht beschieden, nur die rauhe Welt der Pflicht. Er spürte, wie sehr er seelisch erschöpft war. Die Tränen liefen und liefen über sein hagres Gesicht; er merkte es kaum. Gibt es denn noch Engel auf Erden? Ist nicht die ganze Welt im dämonischen Bann von Haß und Roheit? ... Engel! ... Überwältigend schoß ihm jenes Mädchenbild ins Herz: Sabinens wissend aufflammender Blick, als sie vor ihm stand, als er ihren Herzschlag spürte, ihren Duft und Odem ... Es gibt wohl noch Engel — es gibt einen Engel ... aber — —

Die Orgel verklang. Der Gast aus den elsässischen Waldungen vernahm es kaum. Ihn füllten seine Tränen und Träume ganz und gar. Er war übervoll von Wehmut. Der Abschied von Sabine, äußerlich so knapp und einfach, hatte alle begrabenen Wünsche unsagbar aufgerührt. Es brannte in seinem inneren Auge, in seinem Blute nur noch dieses einzige Bild — dies holde junge Menschenwesen ... Und als nach unbestimmter Zeit mit leichtem Schritt ein Mann zu ihm trat und ihn leise an der Hand nahm, erschrak er nur wenig ... Es mochte sich nun doch wohl eine dieser Lichtgestalten mitleidig gelöst haben, ein Gesell nur ...

Da ward er inne, wie warmlebendig diese weiche, schmale Hand war, wie schlank und zart die Gestalt, die sich an ihn lehnte. Jäh fuhr er auf und umfaßte mit einem einzigen Blick die Erscheinung, die durch seine Wunschkraft herangezaubert schien, mit einem einzigen vollbewußten Gedanken sein Glück. Sabine in Mannestracht!

„Ich geh' mit." Weiter nichts. Nur dies Flüsterwort, nur ein leidenschaftliches Umschlingen, ein heißes, stoßendes Atmen unter engem Wams, Hingabe einer in den Tiefen aufgerührten jungfräulichen Seele, die sich ihren ersten großen Lebensentschluß abgerungen hatte.

Es war in dieser Minute eine solche Fülle von Glück und Schönheit, von Frömmigkeit und Opferfreude zusammengedrängt in die Küsse dieser Johannisnacht, daß alle Worte in ohnmächtigem Stammeln untergingen ...

Die Geister der geweihten Stätte segneten die Verlobten.

* * *

Zu Brumath wurden sie getraut. Sabines Vater knurrte, die Mutter war außer sich; doch sie widersprachen nicht dem willensstarken Kinde. Die Patrizier horchten auf; die Straßburger Frauen hatten unendlich zu reden und lästerten über Leichtsinn, statt sich über des Mädchens ungewöhnliche Tapferkeit zu freuen.

Sabine aber warf sich wieder in männliche Tracht und gelangte mit dem Gatten kühn bis Wörth. Da gerieten sie in einen wilden Trupp, wurden auf den Turm an der Sauer gejagt, sprangen Hand in Hand hinab und wateten ans Ufer, wo sie in den Wald entkamen, in einer Höhle ihre Kleider am Feuer trockneten und unter Rosen und Küssen ihr letztes Brot verzehrten.

Frühmorgens, unter überhangenden Felsen, fanden sie die Gemeinde. Unbeschreiblicher Jubel und Tränen erschütternder Dankbarkeit waren ihr köstlicher Empfang.



Gott ist....

Von Emma Böhmer

Gott ist um dich, wenn Heiliges und Großes dein Herz erschauern macht. Wenn du hinaufschaust zu den Sternen des Himmels und ihre große Schönheit und leuchtende Klarheit deine Sehnsucht, der du keinen Namen zu geben vermagst, ins Unermeßliche anschwellen läßt. Wenn die Sichel des Mondes zauberhaft vor deinem Fenster steht, und du dich zurückerinnerst an gute Stunden.

Du fühlst Gott, wenn dir ein Mensch begegnet mit reinem Herzen und tiefer Seele, und er in Treue mit Dir wandert über das Leben hinaus! Die heilige Nähe deines Gottes spürst du im Gelingen deiner Arbeit, im ernsten, frohen Schaffen, das Kraft zum Ausharren gibt.

In einer lichtdurchtränkten Blume siehst du ein göttliches Mysterium; die Laute der Nächte klingen wie hehre Rätsel.

Dein Herzeleid führt dich zu Gott . . . In dunklen Stunden, die deine Seele stumpf und müde machen, steigt eine allmächtige Sehnsucht, aller Schwermut zum Trotz, in dir auf.

Und wenn ein Tag kommt, der dir Freude bringt, fühlst du das Gottesgeschenk in dir selber.

Allem Grauen zum Trotz bewahre deine Melodie in deiner Seele und erfühle große Herzen, die sich dir nahen!

Dann wird das Leben dir ein neues Lied singen von Hoffen und Kraft, von Blühen und Sieg!



Seelsorge

Von H. Schröder

Sie war eine begabte „höhere Tochter", aus der sich bald ein munterer, liebenswürdiger Backfisch entwickelte. Sie hatte kein häusliches Leben. Mit dem vielbeschäftigten Vater, an dem sie mit zärtlicher Liebe hing, kam sie meist nur flüchtig zusammen. Zwischen ihm und ihr stand die herzlose, eitle, lebenslustige Stiefmutter. Was Wunder, daß sie ihre eigenen Wege ging! Kleine Liebschaften wurden ihr zum Lebensbedürfnis. Als sie später die Gattin eines um viele Jahre älteren Mannes war, der ihr wenig Zeit widmete und kein seelisches Verhältnis mit ihr zu finden wußte, ließ sie sich von Hausfreunden umschwärmen. Es kam zu einem öffentlichen Ärgernis, dem mehrere Männer zum Opfer fielen; die beutegierige Aufsehenspresse hatte einen neuen „Fall"; bei Tee und Kaffee und gar am Biertisch gab es ein lebhaftes Für und Wider. Weite Kreise entrüsteten sich über die schlechte Moral dieser Frau, die man mit der unzweifelhaft nachgewiesenen Hysterie in Verbindung brachte. Die Presse stellte allerhand geistreiche Betrachtungen über den Fall an. Ein Arzt forderte gar in einem angesehenen Blatte gesetzlichen Schutz gegen hysterische Weiber und die Verwüstungen, die im gesellschaftlichen und häuslichen Leben von ihnen angerichtet würden ... Sie aber „liebte" und heiratete bald einen anderen Mann. Von Jugend auf hatte ihre Seele, wie jegliche Menschenseele, nach Liebe gedürstet, nach reiner Liebe. Wer stillte ihren Durst? Kein Mensch! Die „Liebe", in der nachher so viele zu ihr entbrannten, war etwas anderes als was der Name besagt; und so wandelte sich ihre Sehnsucht in unreine, sinnliche Glut. Was hat endlich sie, wie so viele andere Menschen, zugrunde gerichtet? Die Not der Seele!...

Er ist jetzt 20 Jahre alt, arbeitet sich in das Bankfach ein und ist von dem Gedanken erfüllt, einmal ein tüchtiger Mann zu werden. Das abschreckende Beispiel seiner Eltern verweist ihn eindringlich auf den Weg der Ehre und Pflichterfüllung. Vater und Mutter hatten diesen Weg verlassen, als er noch klein war; sie trennten ihre Ehe und verheirateten sich anderweitig, ohne eine innere Läuterung durchgemacht zu haben. Der Vater, dem der Knabe zugesprochen war, starb, die inzwischen verwitwete Mutter nahm den zum Jüngling herangewachsenen Sohn zu sich. Sie beichtete ihm und verlor seine Achtung. So tritt er allein, vereinsamten Herzens hinaus, so taucht er in den Strom des Lebens. Eine Verirrte des anderen Geschlechts angelt nach ihm. Sein Kopf und sein Herz widerstreben tapfer; aber das junge, stürmisch erwachte Blut in ihm lehnt sich wider ihre Herrschaft auf. Wer wird in dem Kampfe siegen, wer unterliegen? Was wird das Los des Jünglings sein: Ekel vor sich, Selbstvernichtung? Oder Sieg und Glück? Und was ist der Grund, wenn das Unglück ihn ereilt?

Seine Seele leidet Not! Nähme jemand sich ihrer an zur rechten Stunde, so würde er sicher ein nützliches Glied der Gesellschaft werden ...

Die junge, gesunde Seele ist ein zartes Pflänzlein. Sie muß gepflegt werden. Nimmt eine andere, ältere Seele sich liebevoll ihrer an: wärmt, biegt, stützt, schützt

sie, härtet sie planvoll, so ist es wie mit der gesunden Pflanze, die in gutem Boden steht und zum sturmfesten Baum heranwächst.

Wem liegt es denn aber eigentlich ob, die Sorge für die Seelen zu übernehmen? „Seelsorger" nennt man mit Vorliebe den Diener der Kirche. Mit Recht; denn keiner hat es so wie er mit dem Seelenleben der Menschen zu tun. Doch ist es schwer gefehlt, wenn man ihm allein die Seelsorge überläßt. Wir alle, die wir körperlich und geistig herangereift sind, haben die heilige Pflicht, Seelsorge zu treiben.

Wieviel Not, Verderben und Jammer gäbe es weniger auf Erden, wenn wir alle mehr Verantwortungsgefühl füreinander hätten, wenn wir, durch edle Lebenskunde erzogen, uns gedrängt fühlten, der Seelen derer zu gedenken, denen wir Kraft spenden könnten: Eltern und Lehrer der Seelen unserer Kinder und Zöglinge — Dienstherren, Vorgesetzte und Regierende der Seelen ihrer Unterstellten!

Da schelten Vorgesetzte und Dienstherren über die Gleichgültigkeit und Pflichtvergessenheit der Untergebenen und des Gesindes, Lehrer über den Undank ihrer Schüler. Ob sie selbst aber um deren seelisches Gedeihen sich hinreichend bemüht, durch Beobachtung ihr eigenes Verständnis für deren Seelenleben geschärft, zu den Seelen sich liebevoll herabgelassen und deren Regungen feinfühlend gelauscht, oder ob sie nur immer kalt und von oben herab gefordert haben, was sie fordern durften: — wer fragt danach?

Und ach, die lieben Eltern! Zwar, wie sorgt namentlich in den „besseren" Ständen der Vater früh und spät für das Wohl seiner Kinder! So wenigstens wähnt er selbst, und wir glauben es gutmütig und gedankenlos. Durch Erwerb und Beruf ist seine Zeit so in Anspruch genommen, daß er in der Regel nur während der Mahlzeiten und im besten Falle während des Sonntags oder in der Sommerfrische mit ihnen zusammen ist. Nach des Tages Arbeit aber muß er sich natürlich bis gegen Mitternacht „erholen" — nicht etwa im Kreise der Seinigen, sondern am Stammtisch bei Skat, Zigarre und Alkohol. Während er so unablässig für die Familie „sorgt", achtet die sorgsame Mutter peinlich darauf, daß ihren Lieblingen nur ja nichts abgehe. Sie müssen hübsch gekleidet einherstolzieren und gut genährt sein. Freilich hat auch Mama ihre „Verpflichtungen": Sie muß abends „in Gesellschaft". Natürlich ist sie am Tage abgespannt und ruhebedürftig. Aber man hat ja das „Fräulein", und dem schärft die gewissenhafte Mama aufs strengste ein, sorgfältig der Kinder zu achten. Und daß diese auch ja in der Schule gut fortkommen, um versetzt zu werden — man müßte sich ja sonst schämen —; daß sie vor Bekannten und Freunden sich zu benehmen wissen! Es fehlt darum weder an der üblichen Nachhilfe-, noch an der geradezu unerläßlichen Tanzstunde. Ist das nicht Erziehung? Ist das nicht elterliche Fürsorge im reichsten Maße? Kann man mehr tun? O, gewiß nicht! Nur eins fehlt bei all dem: Eltern dieser Art haben nicht die geringste Ahnung von den Seelenbedürfnissen ihrer Kinder. Das Innere der Knaben und Mädchen ist ihnen ein Buch mit sieben Siegeln. Was wissen die meisten Eltern vom innersten Wesen ihres Backfischchens, über dessen Benehmen sie heute lachen und morgen sich ärgern? Wie kämen sie dazu, Seele zu geben — wo sie doch selber keine haben?!

O, könnte man es allen in Herz und Gewissen schreiben, wie sie sich versündigen! Wieviel besser würden wir uns verstehen, wieviel wahre Freude würden wir mehr empfinden, wieviel reicher an innerem Glück wären wir alle — und wieviel Kummer in Familie und Gemeinde und Staat, wieviel Not und Verderben könnte verhindert werden, wenn wir alle mehr Seelsorge trieben!

Seelsorge ist Glückssaat und Jätung. Wer keine Saat ausstreut und wer nicht jäten mag, der soll nicht klagen, wenn er so viel Unkraut wachsen sieht.



Die stillen Tage · Von Ad. Holst

Auch hab' ich meine stillen Tage,
Wo ich, im Innersten beglückt,
Mich aufwärts in die Wälder schlage,
Dem dumpfen Lärm der Welt entrückt;
Wo über mir in bunter Fülle
Sich sprenkelt das belaubte Dach,
Und bin ganz Lauschen nur und Stille,
Stein, Wolke und Bach.

Manchmal ein Reh, ein Birkenreislein,
Ein Flöckchen, das vorüberschwebt,
Im Schlehdornbusch ein Zwitschermeislein,
Dem süß die kleine Kehle bebt.
Verschwistert bin ich allen Dingen,
Die lächelnd mein Beglücken schaun,
Den Quellen und den Schmetterlingen,
Weiß, rosig und braun.

Beim Rosmarin bin ich zu Gaste,
Ein grüner Käfer lädt mich ein,
Das Amselnest am Ulmenaste
Will meiner Seele Tröster sein;
Der Tau am Halm, das Sträußchen Heide,
Der Windhauch, der vorübertrieb —
Ach, alle tränken mich mit Freude
Und — haben mich lieb.

Steig' ich dann als ein Sel'ger wieder,
Dem wunderfroh das Auge glänzt,
Zum Staub der Alltagskinder nieder,
Und wie von heil'gem Duft gekränzt,
So bin ich wohl den vielen andern
Ein Träumer und ein leiser Spott,
Ich aber weiß beim Heimwärts-Wandern:
Ich war bei Gott.





Auswandern?

Der traurigste Eindruck für uns Auslanddeutsche, die wir uns nach harter Not im Feindesland die Heimkehr schwer erkämpft hatten, war die Auswandererlust, der wir im Vaterland begegneten. Und zwar gerade in jenen Kreisen unserer Landsleute, in die wir uns müde und wund von der Fremde, voll Freude über unser Daheimsein zurückfanden: bei Gelehrten, Offizieren, Beamten. Es war bald nach unserer Landung auf deutschem Boden, daß uns in einer Gesellschaft in meiner Vaterstadt einstimmig der Wunsch nach Auswanderung entgegenklang. Zwölf deutsche Frauen und Männer wollten ihr Vaterland verlassen, wo wir eben voll Glück und Dankbarkeit neu zu leben begannen. Nie werden wir den Abend vergessen. Was hatten wir in den Jahren draußen gelitten und gekämpft um unser Deutschtum! Was hatten wir geopfert und gewagt, wie hatten wir gearbeitet und gebangt, um nur Deutsche zu bleiben, nur nach Deutschland zurückzukommen! Und nun wollten unsere eigenen Brüder dies teure Land, diese herrliche Heimat (noch dazu, da dies Land in Not und Trauer lag!) verlassen — aufgeben womöglich!

„Was soll man noch hier?"

„Hier verhungern oder verkümmern wir doch nur alle miteinander!"

„Lieber raus! Weg, so weit wie möglich! Schlimmer als hier kann es nirgends sein!"

Ich weiß noch genau, wie ich an meinen Tränen schluckte, und mein Mann ganz weiß im Gesicht ward.

Dann aber fingen wir an zu reden. Und — Gott sei Dank! — uns kamen ja wohl die rechten Worte. Keiner von den Zwölfen, die mit uns waren, wollte nachher mehr über die deutsche Grenze. Denn wir berichteten, wie es hinter dieser Grenze für Deutsche aussah.

Das war spät im Jahr 1920. Aber in den zwei Jahren seither ist die Sachlage nicht anders geworden.

Noch immer wollen viele unserer Landsleute auswandern und setzen alle Hebel in Bewegung, um nur fortzukommen. Wir haben seither begreifen gelernt, was uns zuerst entsetzlich unbegreiflich war, daß überhaupt Deutsche zu dem Gedanken kommen konnten, ihr Vaterland zu fliehen. Verstehen können wir die Bitterkeit, die tiefe Qual der vielen, die nur immer geopfert haben und nun alles zertrümmert sehen, für was sie gestritten und gelitten haben. Aber billigen können wir noch heute nicht, daß sich ein deutscher Mann und eine deutsche Frau von Mutlosigkeit und Verbitterung so weit überwältigen läßt, um das Beste auf der Welt aufzugeben.

Denn das Vaterland ist und bleibt wirklich das Beste, was wir haben im allertiefsten Sinne. Nicht etwa nur das staatliche Wesen, der Erdenfleck, der patriotische Gegenstand. Das Vaterland ist zugleich eine geistige Heimat, das seelische Lebensreich, woraus unser Wesen gewachsen und in dem es verankert ist: unser eigentliches, in die Ewigkeit deutendes Wesen mit seiner Religion und Sittlichkeit, seiner Kunst, seiner Wissenschaft, seiner Art der Freude und Trauer, seiner Sprache als Lebensausdruck einer Entwicklungsstufe.

Und als ob man dies Vaterland überhaupt je verlassen und aufgeben könnte! Versucht es und überschreitet die irdischen Landesgrenzen, dann fühlt ihr, daß ihr euer Vaterland, euer Deutschtum dennoch mit euch tragt in alle Welt! Es geht mit euch, denn ihr seid es. Und wenn ihr alle Erstickungsmethoden anwendet und euch mit tausend Vergessenheitstränken betrügt: es nützt alles nichts. Es sei denn, daß jenes Beste schließlich tatsächlich erwürgt wird. Aber was bleibt euch dann noch? Es gibt aller Arten Gespenster in der Welt: Menschen, die einst ein Vaterland hatten ...

Um im Ausland wirklich vorwärts zu kommen, muß man Bürger des betreffenden Landes werden. Das gilt wohl mit am unbedingtesten jetzt in Nordamerika. Die Zeiten, in denen es nicht darauf ankam, zu welcher Fahne man schwor, sind dort endgültig vorbei. Mit der ganzen zielsicheren Energie, mit der geschlossenen Front, mit der die Amerikaner alle nationalen Fragen aufnehmen und erledigen, ist das Amerikanisierungswerk begonnen und wird es weiter betrieben. Jeder Einwanderer oder Fremde, der sich im Lande aufhält, wird zum hundertprozentigen Amerikaner er- oder gezogen. Sträubt er sich, so hat er sich sein Los drüben selbst zuzuschreiben. Er bleibt ein „darned (für damned) foreigner" („verdammter Ausländer") und wird danach in allen möglichen Abstufungen behandelt, von der korrektesten Höflichkeit bis zur brutalsten Ablehnung. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Auch in Amerika gibt es selbstverständlich die edelsten, weitherzigsten, vorurteilsfreiesten Menschen, wie man sie überall in der Menschheit trifft. Aber sie geben nicht den Ausschlag und haben keinen Einfluß auf die Allgemeinheit.

Schon als wir 1912 in einer kleinen Neuenglandstadt eine Wohnung suchten, sagte man uns in einigen Häusern mit kühler Höflichkeit, man bedaure: „Americans preferred" (Amerikaner vorgezogen). Wir kamen schließlich bei Irisch-Amerikanern unter.

Unablässig sind wir in den neun Jahren unseres Aufenthalts in den Vereinigten Staaten gefragt worden, ob wir schon unser „erstes Papier herausgenommen", d. h. uns um das amerikanische Bürgerrecht beworben hätten; und es ist uns nicht gelungen, einem einzigen Amerikaner klar zu machen, daß es unser Recht und unsere Pflicht sei, deutsch zu bleiben selbst bei langjährigem Verweilen auf amerikanischem Boden. Gewiß liegen die Verhältnisse drüben anders als bei uns in Deutschland, und man darf nicht ohne weiteres dasselbe von beiden Ländern verlangen. Wenn in Deutschland viele Amerikaner viele Jahre lang leben, arbeiten, verdienen, ohne daran zu denken, ihr Vaterland aufzugeben und Deutsche zu werden, so ist damit noch nicht gesagt, daß es in Amerika ebenso selbstverständlich und möglich ist, Deutscher zu bleiben. Das ist eine große und tiefgehende Frage, die für sich zu untersuchen ist. Eines schickt sich nicht für alle. Dennoch sind wir persönlich zu der Überzeugung gekommen, daß Amerika mit der Lösung, zu der es selbst für sein Einwanderungs- und Amerikanisierungsproblem gekommen ist, einen gefährlichen Weg geht. Zwangsmittel sind allezeit ein zweischneidiges Ding; und was mit Gewalt zusammengeschweißt ist, hat niemals gut gehalten.

Tatsache bleibt, daß man in Nordamerika so schnell wie möglich Bürger zu werden hat, um überhaupt zu etwas im Leben zu kommen. (Das gilt übrigens — wie gesagt — auch im übrigen Ausland.) Es bedeutet für den Deutschen einen Eid auf amerikanische Ideale, amerikanische Einrichtungen; es bedeutet jetzt den Fahneneid auf Amerika, den Eid, einem andern Land gegen das eigene Vaterland beizustehen: — es bedeutet wahrhaftig nicht bloß, ein Gewand zu wechseln. Machen sich die Deutschen mit Auswandererwünschen das von vornherein klar? Vom Einwanderer verlangt jedes Land, daß er sich möglichst schnell an Sitte und Gebrauch, an Denkart, Sprache usw. des gewählten Landes anpasse, daß er alles, was ihm bisher Eigenart und Lebensgewohnheit, Gegenstand von Liebe und Treue gewesen ist, möglichst zugunsten des anderen Neuen aufgebe.

Und nun abgesehen von dem, was aufzugeben ist: was wird gewonnen?

Ein neues Vaterland? Das ist ein Widerspruch in sich. Das gibt es nicht. Es war stets ein

Selbstbetrug für denkende Menschen. Erst der zweiten Generation wird das fremde Land ein Vaterland, weil sie darin geboren und erzogen ist, das heißt geistig zu ihm gehört.

Was wird gewonnen? Ein Land mit besseren Lebensmöglichkeiten? Wenn das nun einmal die Hauptfrage sein soll — wie ist sie zu beantworten?

Wer in Nordamerika Bürger geworden ist, wer also über fünf Jahre im Lande war und das „zweite Papier“, das Bürgerrecht, in der Tasche hat, dem stehen nun alle Türen zu den großen Geschäften und Einkünften des Landes offen. Tun sie das wirklich? Auch noch nicht ohne weiteres. Es gehört dazu, daß die Sprache genügend beherrscht wird, die Art und Weise des Volkes zur eigenen geworden ist, sonst bleiben selbstverständlich noch überall Hemmnisse da. Man kann sein Bürgerpapier nicht als Plakat an der Stirn tragen, sondern hat sich als Amerikaner unter Amerikanern zu beweisen, um vorwärts zu kommen. Wie stellt sich der Auswanderer dies alles vor?

Wie denkt das „greenhorn“, der Neuling, die ersten Jahre als Prüfling im fremden Land durchzukommen? Hat er ein kleines Vermögen (es müßte jetzt ein beträchtliches deutsches Vermögen sein) für den Anfang, für Notfälle? Nordamerika verlangt zur Einwanderung eine bestimmte Summe. Was bedeutet solche Summe jetzt im Vaterland! Kann man sie nicht ebensogut hier in Deutschland anlegen und fünf Jahre harte Arbeit dazu tun? Es wäre fast unmöglich, dann nicht nach fünf Jahren in Deutschland ebenso weit zu sein wie drüben mit dem schwererworbenen Bürgerpapier in der Tasche, selbst bei unseren jetzigen schwierigen Verhältnissen. Das gilt für Männer wie für Frauen. Frauen können drüben, z. B. als Lehrerin, auch nur als Bürgerin nach Ablegung eines amerikanischen Examens angestellt werden. Mehr als fünf Jahre ohne Anstellung oder doch nur unsichere, zufällige Stellungen müßten stets zuerst überwunden werden, nicht allein im Lehrfach, sondern auch in allen möglichen sonstigen Berufen. Nichtamerikaner müssen überall mit der geringsten und unbeständigsten Arbeit fürlieb nehmen, wenn sie überhaupt zugelassen werden, was bei der augenblicklichen schlechten Geschäftslage und großen Arbeitslosigkeit in Nordamerika an sich schon sehr schwierig sein wird. Geht man jetzt ohne besonderen Anhalt im Lande selbst nach den Vereinigten Staaten, so setzt man sich dem einfachen Elend aus. Die kleine Summe des Mitgebrachten reicht nicht weit bei den hohen Preisen drüben. Schon vor dem Krieg war man mit seinem deutschen Geld bald zu Ende. Wieviel mehr heut!

Ist aber nun das Ziel erreicht, und ist man endlich Amerikaner, so sieht es auch mit dem Dollarstrom noch keineswegs so aus, wie es sich die meisten lieben Deutschen hier im Vaterland einbilden. Der ganze amerikanische Mittelstand hat es gerade so sauer wie der unsere. Überall z. B. ein Proletariat der Geistesarbeiter! Unter der Predigerschaft z. B. fast unglaubliche Zustände. Pfarrer, die mit 900 Dollar im Jahr leben sollen! Wie, danach fragt kein Mensch. 900 Dollar sind drüben so viel wie bei uns etwa 1200 ℳ vor dem Krieg. Wir haben Geistliche gekannt, die „Mädchen für alles“ im eigenen Hause spielten, wuschen, Kinder pflegten usw. Allerdings wirkt das in Amerika nicht so, wie es das bei uns tun würde.

Die amerikanischen Lehrer und Lehrerinnen spinnen auch nirgendwo Seide. Wir lernten gerade in diesem Beruf die Verhältnisse im ganzen Land gründlich kennen. Am besten stehen sich die unverheirateten Lehrerinnen nach etwa 20 Dienstjahren, am schlechtesten die jungen verheirateten Lehrer (von der Universität bis zur Volksschule). Und wie können sie von ihrem Gehalt leben? Die jungen Lehrer gar nicht. Die müssen zusetzen, borgen oder hungern und in altem Khakizeug gehen (wir haben Beispiele erlebt). Die Unverheirateten mit Höchstgehalt können sich recht gut nähren, kleiden, nett wohnen, ins Theater gehen — ab und zu! — und ihre Sommerreise machen. Das ist alles. Ein besonderes Kapitel ist das Privatlehrertum und Erzieherinnenwesen. Wir haben viel Trauriges auf diesem Gebiet erfahren. Erbarmungslose Ausnutzung! Auch in besseren und besten Fällen ist nirgends etwas Glänzendes herauszuholen.



Viele Klagen hörten wir auch von Ingenieuren. Schon 1911 trafen wir mehrere Deutsche, denen es drüben auf diesem Gebiet gar nicht gelingen wollte. Sie konnten sich nicht in die amerikanische Art gewöhnen, die sich von heut auf morgen umorientiert, alles einfach anfaßt und nicht lange fragt, was daraus wird, ob die rechten Vorbedingungen, Fähigkeiten usw. da sind. Zugreifen, anpacken und gut oder schlecht durchführen, diesen amerikanischen Grundsatz muß sich jeder zu eigen machen drüben oder er kommt glatt unter die Räder. Und er ist im Grunde nicht schlecht, dieser Leitsatz. Wenn wir ihn uns als Deutsche aneignen und ihn deutsch vertieft anwenden, finden wir in ihm eine große Hilfe im Leben und besonders im heutigen deutschen Chaos.

Wir haben auch gutsituierte deutsche Techniker und deutschamerikanische Ingenieure getroffen, die es zu recht beträchtlichen Vermögen gebracht hatten; aber wenn wir ihre Geschichten und Erfahrungen hörten, so waren das keine lustigen Dinge; und die Dollars waren nach viel bitterer Mühe, schweren Enttäuschungen und immer nach harter, anspannendster Arbeit gekommen, nach Jahren der Entbehrungen, nach einem Leben, das — wie uns manche versicherten — „schon kein Leben mehr war".

Stellen sich die deutschen Auswanderer dies alles vor? Denken sie daran, daß vor ihnen in der Fremde Mühsal, Entbehrung, Enttäuschung, Heimweh liegt? Sie kommen nur in ganz großen Ausnahmefällen um eine oder mehrere der erstgenannten Härten herum. Vielleicht um allzu große Mühsal und Entbehrung in bestimmten Geschäftszweigen, die günstig liegen. Vielleicht um allzu schwere Enttäuschung bei leichter Gemütsanlage, liebevollem Herzen, das überall das Gute herauszufinden weiß.

Aber um das Heimweh —? Nimmer! Und da verstehe ich unter Heimweh wieder nicht allein die Sehnsucht nach einem Erdenwinkel, nach Personen, sondern die Leere der fremden Kultur und das Verlangen nach dem Lebensinhalt, nach den Werten, die das eigene Wesen aufgebaut haben.

Es ist nicht leicht, selbst auf eine Zeit mit dem allein zu stehen, was ich zutiefst als unser Deutschtum betrachte. Wer als Deutscher in Feindesland gelebt hat, hat das Äußerste solchen Alleinstehens erfahren.

Wie aber, wenn man in aller Zukunft leben soll in fremdem Volk, aufgehen soll darin, doch niemals aufgehen kann, doch niemals als voll anerkannt wird, doch stets ein Bürger zweiten, dritten Ranges bleibt, in weiten Kreisen sogar mehr oder weniger versteckt als „darned foreigner" (verdammter Ausländer) betrachtet wird bis ans Lebensende —?!

Vielleicht schüttelt mancher den Kopf und meint, ich übertreibe. So schlimm könnte es doch nicht sein. Es ist so. Aber es gibt der vielen viel zu viele, die es nicht wahr haben wollen, die es nicht vor sich selbst aushalten können, die Dinge zuzugeben wie sie sind.

Wie viele Deutsche haben uns, die wir nicht als Auswanderer, sondern als Forscher in die Welt gegangen waren, gestanden: „Hätten wir es uns so hart werden lassen im Vaterlande wie hier, hätten wir so alle Vorurteile und alle Hemmnisse törichter Überlieferungen über den Haufen geworfen wie hier, dann hätten wir es auch im Vaterlande zu etwas gebracht und hätten doch — gelebt dabei!"

Und sollte jetzt nicht nach all dem furchtbaren Leid die Zeit da sein, wo jeder Deutsche die törichten Überlieferungen über den Haufen würfe und nach den besten Überlieferungen treu „für Gott und Vaterland" in unserem deutschen Vaterlande diente und arbeitete, jeder nach seiner Kraft?

Toni Harten-Hoencke



Der Gefangene Friedrichs des Großen

Im Jahre 1786 wurde die rührselige Teilnahme des Publikums erregt durch ein Memoirenwerk, das den umständlichen Titel trug: „Des Freyherrn Friedrichs von der Trenck merkwürdige Lebensgeschichte. Von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch guter Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen.“ Der Titelkupfer zeigte einen jungen Mann, der mit schweren Eisenketten an eine Kerkermauer geschmiedet war. Das Buch, das bei seinem Erscheinen ein ähnliches Aufsehen hervorrief wie Casanovas Schrift über seine Flucht aus den Bleikammern Venedigs, ist, gekürzt und bearbeitet, jetzt wieder herausgegeben worden (Carl Reißner, Dresden) und weckt von neuem das Interesse an der abenteuerlichen Gestalt eines Mannes, dessen entscheidendster Lebensabschnitt zugleich eine noch immer nicht völlig entschleierte Episode des aufgeklärtesten Herrschers Europas, Friedrichs des Großen, darstellt.

Den Lebenslauf Trencks in wenigen Worten zu schildern, ist bei der Fülle der Ereignisse, durch die er sich, oft schwankend und haltlos, oft mit bestaunenswerter Energie seinen Weg bahnte, keine leichte Aufgabe. Aus uraltem fränkischen Adel stammend, Ostpreuße von Geburt, wurde er schon mit 13 Jahren Student an seiner Vaterstadt Königsberg, entdeckte aber bald seine Neigung zum Soldatenberuf und siedelte nach Potsdam über, wo er sehr bald dem König auffiel, ins Garde du Corps gesteckt und binnen kurzem zum Leutnant befördert wurde. Die glänzendsten Aussichten schienen ihm offen zu stehen, als das unselig-selige Ereignis eintrat, das ihm zum Verhängnis werden sollte. Bei einem Fest zur Feier der Verlobung der Prinzessin Luise Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger machte Trenck, der als wachthabender Offizier für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen hatte, die Bekanntschaft der Prinzessin Amalie, einer jüngeren Schwester Friedrichs des Großen, die sich durch große Schönheit auszeichnete. Es heißt, die Wahl des schwedischen Hofes sei ursprünglich auf sie gefallen, doch habe die ältere und weniger hübsche Schwester Ulrike es verstanden, ihr zuvorzukommen. Mitten in dieser Stimmung des Grolls und der Enttäuschung kreuzte der bildhübsche, junge Gardeleutnant ihren Weg und es entspann sich zwischen beiden ein Herzensroman, der bei der Unvorsichtigkeit der Liebenden sehr bald dem Hofklatsch Nahrung gab und auch Friedrich selbst nicht verborgen blieb. Der König sah sich in einen schweren Gewissenskonflikt versetzt. Seine Sympathie für die beiden von der Leidenschaft gepackten Menschen war groß, aber um der hohen Politik willen durfte er ein solches Verhältnis nicht dulden. Er versuchte zunächst, Trenck durch Drohungen und Arreststrafen zu warnen. Es half nichts. Da tauchte die, durch einen angeblich gefälschten Brief Trencks gestützte Behauptung auf, Trenck habe während des schlesischen Feldzugs verräterische Beziehungen zu seinem Vetter, einem österreichischen Pandurenobersten, unterhalten. Ob es sich lediglich um eine Intrige handelte, ob ein Vorwand geschaffen werden sollte, um den unentwegten Liebhaber hinter Schloß und Riegel zu setzen, muß dahingestellt bleiben. Trenck wurde in die Festung Glatz gesperrt. Nach mehreren mißglückten Versuchen gelang ihm mit einem Leidensgefährten zusammen die Flucht über die böhmische Grenze.

Und nun beginnt in Trencks vielbewegtem Leben der abenteuerlichste Abschnitt, den man in seiner sonst vielfach recht weitschweifigen und, dem damaligen Zeitgeschmack entsprechend, von moralischen Sentenzen überfließenden Lebensbeichte auch heute noch mit Spannung liest. In Begleitung seines Gefährten wanderte er in der Winterkälte des Jahres 1746 nicht weniger als 169 Meilen über Meseritz, Thorn nach Elbing. Nach mannigfachen Kreuz- und Querfahrten, die ihn über Warschau und Krakau nach Wien führten, faßte er in Moskau eine Zeitlang festen Fuß. Er war dank seiner blendenden Fähigkeiten auf dem besten Wege, in Rußland ein angesehener Mann zu werden, da traf die Nachricht ein, daß der Pandurenoberst, sein Vetter, gestorben sei und ihm ein Millionenvermögen hinterlassen habe.

Allein statt des glänzenden Lebens, das er in Wien erhofft, warteten seiner nur Mißhelligkeiten: ein endloses Prozessieren um das Testament verbitterte ihm alle Freude. Um Familienangelegenheiten zu regeln, begab er sich ahnungslos und unbedacht nach Danzig, und hier ereilte ihn das Schicksal: er wurde unter einem ziemlich fragwürdigen Vorwand verhaftet und an Preußen ausgeliefert. Nach kurzem Verhör sperrte man ihn in die Kasematten von Magdeburg. Schaurige 10 Jahre hat er in seinem düsteren Kerker verbracht, beschwert mit 68pfündigen Ketten, an die Mauer geschmiedet und bei kläglichster Ernährung. Daß er nicht in Wahnsinn verfiel, ist ein Wunder, das nur in der erstaunlichen Energie des Mannes seine Erklärung findet. Er dichtete sogar: — Blut, das er sich aus dem Daumen quetschte, diente ihm als Tinte. Auch vertrieb er sich die Zeit mit dem Gravieren von Zinnbechern. Er benutzte dazu einen einfachen Nagel, lernte ihn aber so geschickt handhaben, daß unter seinen Fingern Bilder und Sprüche in großer Zahl und von nicht abzuleugnender Grazie entstanden sind. Endlich, unmittelbar nach dem Hubertusburger Frieden, schlug ihm die Befreiungsstunde, und zwar, wie es scheint, durch Fürsprache Maria Theresias.

Es würde zu weit führen, Trencks weitere Schicksale zu schildern. Er endete auf dem Grèveplatz in Paris, ein sicherlich schuldloses Opfer der Guillotine wie so viele andere. Aber ein Ereignis verdient noch hervorgehoben zu werden: das Wiedersehen mit der geliebten Prinzessin nach mehr als vierzig Jahren. Trenck hat es im dritten Bande seiner Memoiren geschildert. Beide waren inzwischen alt, weiß und gebrechlich geworden, aber ein Funke jugendlicher Schwärmerei hatte sich in den morschen Körpern lebendig erhalten.

Wie um den Mann mit der Eisernen Maske, so hat sich um den „Gefangenen Friedrichs des Großen" eine ganze Literatur bemüht. Restlos aufgeklärt sind die Zusammenhänge auch heute noch nicht. Erst kürzlich hat der Berliner Professor Dr. Volz in einem Vortrag im „Verein für Geschichte der Mark Brandenburg" auf Grund des noch in den Archiven ruhenden reichen Aktenmaterials den Beweis zu führen gesucht, daß der ganze Liebesroman der Prinzessin Amalie nur eine Erfindung Trencks wäre, der sich dadurch von dem Vorwurf des Hochverrats entlasten wollte. Der Bearbeiter des vorliegenden Bandes, Friedrich Wencker, tritt dieser Hypothese mit Schärfe entgegen. Uns will scheinen, daß beide Anschauungen zu stark von der politischen Einstellung ihrer Verfechter beeinflußt sind und schon aus diesem Grunde der historischen Wahrheit nicht gerecht zu werden vermögen. Zurückweisen muß man es, wenn Wencker sich ohne weiteres in bezug auf den Großen Friedrich die gänzlich unzulängliche Behauptung des Herrn Magnus Hirschfeld zu eigen macht, der bekanntlich so ungefähr jeden berühmten Mann von Alexander dem Großen an des Urningtums bezichtigt. Die Familie der Grafen von der Trenck hat sich noch nicht entschließen können, die Briefe Amaliens an Trenck zu veröffentlichen, die das Dunkel vielleicht etwas auflichten könnten. Trencks Selbstbekenntnisse haben für die Beurteilung der Schuldfrage nur einen bedingten Wert, da sich Trenck in ihnen so schildert, wie er sein Bild vor der Nachwelt erhalten sehen möchte. Es steckt bei aller Neigung zum Außergewöhnlichen etwas in ihm von Schulmeister, Moralisten, Pedanten. Seinem ostpreußisch schwerfälligen Naturell fehlt jener Schuß südlichen Lebensleichtsinns, der den meisten anderen Abenteurern zu eigen war. Am Anfang seiner Laufbahn schien es, als habe ihm das Schicksal eine Heldenrolle in den Haupt- und Staatsaktionen der Weltbühne vorbehalten. Er selbst glaubte es und konnte sich niemals ganz entschließen, von diesem Glauben zu lassen. Allein es war ein Irrwahn. Der hochbegabte, aber innerlich unausgeglichene Mann, der sich einmal in aufblitzender Selbsterkenntnis zerknirscht als ein „kauderwelsches Quodlibet" bezeichnete, hat es nur zum Statisten gebracht. Schm.



Relativitätslehre

Wie steht's mit dieser vielumstrittenen Frage? Ist schon ein ruhiges Urteil möglich? Oder ist noch alles im Fluß? Wir begnügen uns für heute damit, einige Schriften möglichst knapp anzuzeigen:

1. **Einsteins Relativitätslehre.** Allgemeinverständlich dargestellt von Prof. Dr. phil. K. Düsing. Leipzig, Dr Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. 63 und VIII S. Wer sich leicht und schnell über dieses Stoffgebiet informieren will, dürfte dazu schwerlich ein besseres Hilfsmittel finden als dieses Büchlein. Es gibt in übersichtlicher Darstellung und mit pädagogischem Geschick unter Anknüpfung an die bisherige Physik das Wesentliche wieder, unter Auslassung allerdings des Kapitels über die Euklidische Geometrie. Nur an kritischer Beurteilung der Relativitätslehre selber dürfte dem Leser nicht gelegen sein. Der Verfasser versichert zwar einmal über das andere, daß die Relativitätslehre logisch richtig aufgebaut sei, macht dabei aber ganz getreulich die logischen Fehler derselben mit, wie sie ihm gerade in die Feder kommen, ohne sie zu bemerken und ohne von bereits geschehener Nachweisung derselben Notiz zu nehmen. Um z. B. zu zeigen, daß die Gültigkeit der Zeitangaben vom Bewegungszustande des Bezugskörpers abhängig sei, nimmt der Verfasser in einer Ausdeutung des Michelsonschen Versuches zwei Uhren auf verschiedenen Welten an, einer ruhenden und einer bewegten, und zeigt dann umständlich, wie infolge der dabei vorkommenden Verkürzungen und Verlängerungen der Strecken das Eintreffen der Lichtsignale verschoben werde — übersieht dabei aber gänzlich, was Einstein auch übersieht, daß die Bewegung als solche noch gar keine Änderung dieser Strecken bedingt! In dem Kapitel über „Grenzgeschwindigkeit" gibt der Verfasser die Lorentzsche Formel für die Verkürzung der Stablänge und fährt dann fort: „Der Stab würde demnach zu Null verkürzt und verschwinden. Hieraus schließt Einstein, daß die Lichtgeschwindigkeit die größte erreichbare Geschwindigkeit der Welt ist." So schließt Einstein allerdings. Nur begreife ich nicht, wo in diesem Schlusse und überhaupt in diesem ganzen Kapitel die **Logik** steckt!

2. **Die philosophische Bedeutung der Relativitätstheorie.** Vortrag, gehalten im I. Zyklus gemeinverständlicher Einzelvorträge, veranstaltet von der Universität München. Von Moritz Geiger, Professor der Philosophie. Halle 1921, Max Niemeyer. 46 S. Der Verfasser nimmt einige Ergebnisse der Relativitätstheorie her und untersucht nun die Frage, wie sich drei heutige philosophische Richtungen, der Positivismus, der empirische Realismus und der Apriorismus, ihren Prinzipien nach zu diesen Ergebnissen stellen. Die Herleitung der Ergebnisse selber wird nicht geprüft, sondern als richtig vorausgesetzt. Das wäre ganz schön, wenn die Voraussetzung **stimmte**; aber das Beifallsklatschen einer großen Menge war für den Philosophen doch noch niemals ein beweiskräftiges Argument. Eines dieser Ergebnisse wird in dem Satze ausgedrückt: „Für die Relativitätstheorie gibt es eine objektive Zeitordnung der Ereignisse nicht." Die Begründung dieses Satzes, sagt der Verfasser, könne hier nicht gegeben werden, die gehöre in die Physik. Im allgemeinen ist es wohl richtig, daß physikalische Untersuchungen nur von Physikern angestellt und auch nur von solchen nachgeprüft werden können; aber diesmal liegt die Sache anders. Hier nämlich handelt es sich um ein **gedachtes** Experiment, in welchem aus angenommenen Voraussetzungen gewisse **Folgerungen** gezogen werden, und diese Folgerungen bilden das **Ergebnis** der physikalischen Untersuchung. Da kann der Philosoph die Prüfung der Sache nicht mit dem Hinweis darauf ablehnen, daß er Philosoph sei und nicht Physiker; denn gerade des Philosophen Sache ist es, zu sehen, ob Folgerungen auch logisch richtig gezogen worden sind. In dem vorliegenden Falle begeht Einstein den argen Denkfehler, daß er das aus der Bewegung ableitet, was aus der Ungleichheit der Strecken folgt. Der Ausdruck „vierdimensionales Kontinuum" für raumzeitliche Körperwelt ist für physikalischen Gebrauch doch reichlich pathetisch und dabei logisch nicht einmal richtig; denn die Zeit ist gar nicht den einzelnen Dimensionen des Raumes koordiniert, sondern dem Raum als Ganzes; die Zeit



als vierte Dimension neben die drei Dimensionen des Raumes stellen, ergibt gar keinen Sinn. Heutigen Tages reißen sich schon die Physiker mit den Spiritisten um die vierte Dimension! — „Ob die Winkelsumme im Dreieck gleich zwei Rechten ist, das kann man nicht a priori wissen, so behauptet der empirische Realismus, das muß man durch Erfahrung feststellen. So hat der große Mathematiker Gauß ein großes Erddreieck ausgemessen, das Dreieck Inselsberg—Hohenhagen—Brocken, um festzustellen, ob der Satz von der Winkelsumme im Dreieck wirklich genau gilt. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die Winkelsumme sicherlich nicht allzu weit abweicht von zwei Rechten." Das verstehe, wer will. Was hat denn die Größe eines Dreiecks mit der Winkelsumme zu tun? Wie kann man denn meinen, durch Ausführung einer physikalischen Messung, die doch von sehr vielen Zufälligkeiten abhängig und damit der Möglichkeit sehr vieler Irrtümer unterworfen ist, einen logischen Beweis bestätigen oder stürzen zu können? Was heißt denn das, daß die Winkelsumme nicht „allzuweit" von zwei Rechten abweicht? Was den empirischen Realismus anbetrifft, so ist es eine ganz unrichtige Auslegung desselben, wenn man annimmt, daß derjenige, der den Apriorismus verneint, auch die Geltung logischer Schlüsse verneine, also verlange, daß die Winkelsumme im Dreieck durch Messung festgestellt werde.

3. Gegen Einsteins Relativierung von Zeit und Raum. Gemeinverständlich. Von Dr Rudolf Weinmann. München und Berlin 1922, R. Oldenbourg. 37 S. Eine lebhafte Kanonade gegen die Relativitätslehre. Interessant ist sie in allen Phasen, daß sie aber überall sehr wirksam sei, kann ich leider nicht behaupten. Eingangs versichert der Verfasser in seinem besonderen Kapitel, daß die Logik hier das entscheidende Wort habe. So lange einem das nicht ausdrücklich bestritten wird, kann man es ruhig stillschweigend als selbstverständlich nehmen; wird es einem jedoch bestritten, dann nützt alles Versichern nichts, dann gibt es eben gar keine Verständigung mehr. Mit großer Breite bemängelt Weinmann dann, daß Einsteins Einstellung auf die Welt eine rein optische sei: die gebe kein vollständiges Bild der Welt. Allerdings gibt sie das nicht; aber was wird denn viel gewonnen, wenn die optische Einstellung auf eine physikalische im allgemeinen erweitert wird? Man nehme die ganze Physik und lege ruhig noch einige verwandte Wissenschaften dazu: die Mathematik, die Geographie und die Astronomie, letztere natürlich mit Einschluß der kopernikanischen Lehre — was hat man dann von der Welt? Nicht mehr, als etwa in einem Drama die Szenerien, die mechanischen Bühneneinrichtungen und die Lichtwirkungen ausmachen; die Hauptsache fehlt: das Bewußtsein und sein Träger: der lebende Mensch mit seinem Denken, Fühlen, Wollen, Begehren, Handeln, Fürchten und Hoffen, mit seiner Geburt und seinem Tode! Aber daraus kann man doch dem Physiker keinen Vorwurf machen, daß das Wesentliche der Welt ganz außerhalb seiner Wissenschaft liegt. Anders als optisch ist Kopernikus mit seiner Lehre auf die Welt auch nicht eingestellt, und mehr als ein zweiter Kopernikus will Einstein vorläufig im allgemeinen doch nicht sein, nur Moßkowsky macht ihn zu einem neuen Messias. Wenn dann also das „Weltgesetz" nur wenigstens nach optischer Einstellung ein richtiges ist! Nun folgert aber der Verfasser gerade aus der optischen Einstellung Irrtümer der Relativitätslehre. Darin irrt er jedoch selber, seine logischen Geschosse treffen nicht. Er führt folgenden Satz an: „Zwei Lichtblitze, für einen ruhenden Beobachter gleichzeitig, sind für einen dazu bewegten ungleichzeitig." Dazu bemerkt er: „Selbstverständlich! Denn die Lichtstrahlen erreichen den bewegten Beobachter infolge der Dauer der Lichtausbreitung später oder früher als den ruhenden." Wenn das stimmt und sogar selbstverständlich ist, dann nützt alles Reden von optischer Einstellung dagegen nichts! Dann ist die Bewegung die Ursache der Ungleichzeitigkeit! Es stimmt aber eben nicht; Einstein begeht hier einen logischen Fehler, alle Ausleger machen diesen Fehler mit — und nun auch sogar der Verfasser dieser Gegenschrift! Die Bewegung als solche bedingt noch durchaus keine verschiedene Dauer der Lichtausbreitung, bewirkt also auch noch keine zeitliche Differenz bei der Wahrnehmung der Lichtzeichen. Das Nähere hierüber kann in meiner Schrift (Zur Relativitätslehre. Eine kritische Betrachtung von H. Gartelmann. Verlag der Neuen Weltanschauung, Berlin, 1920)

nachgelesen werden. Eine ausführliche Besprechung der ganzen Schrift, deren Inhalt trotz der geringen Seitenzahl ein sehr reicher und weitläufiger ist, würde einen weiten Raum in Anspruch nehmen; das Gesagte möge eine Aufmunterung sein, die Schrift selber in die Hand zu nehmen.

4. Die wahre Relativitätstheorie der Physik und die Mißgriffe Einsteins. Allgemeinverständliche, systematische und grundlegende Darstellung. Von Joe Stickers. Verlag Dr W. Breitenbach, Bielefeld 1921. 57 S. — Der Verfasser stellt sich in seiner ausführlichen Schrift eine doppelte Aufgabe: einmal die Aufstellung einer neuen Relativitätslehre auf Grund des Relativitätsprinzips, wie es schon bei Galilei und Newton vorhanden ist, und sodann die Kritik der Einsteinschen Relativitätslehre. Im ersten Teile fällt all das Paradoxe und Groteske, welches die Einsteinsche Relativitätslehre an sich hat und das sie durch scheinbare, von fast der ganzen Gelehrtenwelt angenommene, aber trügerische Argumente zu stützen sucht (die dem Logiker natürlich besonderes Interesse abnötigen) weg, und es bleibt gute plane Physik übrig, die nun freilich nicht so interessant, dafür aber solider ist. Im zweiten Teile zeigt sich der Verfasser als gewandten Fechter. Die Schrift sei allen empfohlen, die sich für die Sache interessieren.

* * *

Ein physikalischer Gegenstand, aber von solcher Allgemeinheit, daß er in das Gebiet der Philosophie hinübergreift: das ist es vielleicht, was das große Interesse erklärt, welches man der Relativitätslehre entgegenbringt. Für den Grundgedanken der Relativitätslehre halte ich die Identität der wirklichen und der scheinbaren Bewegung. Aber gerade dieser Grundgedanke ist nicht richtig. Man läßt sich hierbei durch einen Trugschluß täuschen. Nimmt man an, ein Eisenbahnzug bewegt sich auf einem Bahndamm nach Westen, und nennt man diese Bewegung die „wirkliche“, dann bewegt sich in derselben Zeit der Bahndamm unter dem Eisenbahnzug nach Osten, und diese Bewegung ist dann die „scheinbare“. Nun hat die scheinbare Bewegung genau dieselbe Geschwindigkeit wie die wirkliche, und weil die Geschwindigkeit nun gerade dasjenige Moment an der Bewegung ist, welches mit physikalischen Mitteln erfaßbar ist, so ist es psychologisch erklärlich, daß der Physiker von hier aus auf die Identität der beiden Bewegungsarten im ganzen schließt. Aber nur psychologisch ist dies erklärlich, logisch durchaus nicht; denn es steht ihm der Satz des Widerspruchs entgegen, der hier in folgender Weise anwendbar ist. Man denke sich auf besagtem Bahndamme zwei Eisenbahnzüge auf verschiedenen Gleisen in entgegengesetzter Richtung laufen. Für den Zug, der nach Westen läuft, läuft der Bahndamm scheinbar nach Osten, für den andern scheinbar nach Westen. Ist nun die scheinbare Bewegung identisch mit der wirklichen, fällt also jeder Unterschied zwischen wirklicher und scheinbarer Bewegung weg, wie die Relativitätslehre behauptet, dann läuft in diesem Falle der Bahndamm nach Westen und zugleich nach Osten. Das ist aber ein logischer Widerspruch und kann folglich nicht richtig sein. Der Widerspruch löst sich, wenn man die wirkliche und die scheinbare Bewegung etwas Verschiedenes sein läßt. Läßt man diese aber etwas Verschiedenes sein, dann fällt die Grundlage der Relativitätslehre weg.

H. Gartelmann

Nachwort des Türmers. Es ist Sache der Fachleute, sich zu dieser wichtigen Frage in Fachblättern zu äußern; unsrerseits können wir dieses schwierige Gebiet nur streifen. Der Verfasser der obigen Anzeigen hat selber eine Schrift veröffentlicht: „Zur Relativitätslehre. Eine kritische Betrachtung“ (Verlag der „Neuen Weltanschauung“, Berlin W. 66).





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur Shakespeare-Frage

Karl Bleibtreu, der Vertreter der Rutland-Theorie, erbittet Alois Brandl gegenüber noch einmal das Wort. Wir nehmen zu dieser Sache keine Stellung, möchten aber doch wünschen, daß die berufsmäßige Shakespeare-Forschung sich mehr als bisher mit der Outsider-Literatur der Bacon- oder der Rutland-Verfechter beschäftige und sie wissenschaftlich widerlege. D. T.

Tatsachen mögen brutal sein": diese feine Ironie gebe ich Brandls Hypothesen zurück. Er scheint so unkundig der einschlägigen Entdeckung über die Folio-Gravüre, daß er mißversteht, sie habe nicht den Autor vorstellen sollen. O nein, wohl aber Inkognito des Autors. Das Gesicht trägt eine deutliche Flormaske, die Ohren sind unnatürlich, das Kostüm (wohlgemerkt eines Edelmannes, sehr verschieden vom Bürger der Stratfordbüste) ist laut sachverständigem Schneiderurteil verkehrt angezogen, als hänge man einen umgestülpten Rock auf einen Kleiderständer und setze den Kopf einer Wachspuppe darauf. Deshalb Jonsons spöttische Warnung „An den Leser", er solle nicht aufs Bild, sondern aufs Buch blicken. Die Unterstreichung von „Unser" d. h. der uns Eingeweihten Bekannte steigert sich in der Vorrede zur Druck-Ungeheuerlichkeit, „Unser" in Riesenlettern und dahinter den Namen in Kleinschrift zu setzen. Deutlicher konnte man die Mystifizierung nicht machen. Die ominösen Verse „Du bist ein Monument ohne Grab", „Wenn die Zeit dein Stratfordmonument auflöst" gewinnen jetzt bei mir noch eine besondere Bedeutung, da ein pseudonymer Basse, dessen Identität auch Malone nirgends aufspürte, Shakespeare unter „skulptiertem Marmor" begraben sein läßt, nämlich Rutlands Grabstätte in Bottesford. — Wenn das elende Drecknest Stratford sich einen Lateinlehrer mit hohem Gehalt leistete (wirklich? damals?), so belastet dies den Shakspere doppelt, dessen Kinder notorisch weder lesen noch schreiben konnten! Noch in späterer Beschreibung Stratfords werden zwei hervorragende Abkömmlinge des kleinen Provinzfleckens genannt, der „berühmte" Shakespeare ist nicht darunter trotz seines Monuments, das übrigens ursprünglich eine ganz andere Büste trug, das heutige feiste Falstaffgesicht ward erst bei Renovierung eingeschmuggelt. Das alles sind Tatsachen, neu dagegen die Behauptung, daß damals auch Schreibkundige unter Urkunden „Kreuzchen" setzten. (Beiläufig wieder irrig, das Zeichen des Analphabeten war in England kein Kreuzchen.) Ein Schreibkundiger hätte sich gewiß verbeten, daß man für ihn unterschrieb „Shaxpr" „Shaxbere", noch unterm Testament „Shackspere", wenn er sich je Shakespeare schrieb. (In Revels Account 1611/12 heißt er Shaxberd.)

Aus allem tritt klar zutage, daß Brandl es nicht der Mühe wert hielt, die Baconargumente zu studieren, geschweige denn die Rutlandtheorie, von deren zahllosen Beweisstücken, die ich selbst jetzt noch beträchtlich vermehre, er offenbar in glücklicher Ahnungslosigkeit nicht einen

blassen Schimmer hat. Doch wie darf ich dies den Stratfordiern vorwerfen, deren Tobsucht in England allen Ernstes gegen die Baconier nach Irren- und Zuchthaus schrie, wenn ich die Baconier als gleiche vorsätzliche Totschweiger und Niederbrüller der Wahrheit belächeln muß! Keiner dieser Parteimänner für und wider besitzt die „Sauberkeit“, wie Nietzsche sie forderte, ehrlich und redlich die Rutlandentdeckung zu „widerlegen“. Denn als ich in längerem Aufsatz in den „Hamburger Nachrichten“ den stärksten Stratfordier und den stärksten Baconier herausforderte, ein kritisches Turnier mit mir abzuhalten, hic Rhodus, hic salta, da schwieg alles, obschon ein bekannter Baconier mir darauf sein neuestes sinnloses Elaborat sandte mit der geschmackvollen Widmung „Herrn Streitbold und Unhold“. Wie betrübend, daß ein Holländer schon den „Julius Cäsar“ übersetzte „von Lord Roger Rutland, genannt Shakespeare“ und so mancher andere felsenfest an meine Entdeckung glaubt! Caveant consules!

Karl Bleibtreu



Antwort an den „Schweizer“ in den „Hamburger Nachrichten“

Ein Schweizer, der seinen Namen nicht nannte, hatte mit Bezug auf den „Türmer“ in den „Hamburger Nachrichten“ Herrn Prof. J. Boßhart, den Erzähler, angegriffen. Wir nahmen im Briefkasten (Dezember) davon Notiz und baten Herrn Boßhart um Antwort. Hier ist sie. D. T.

Ich muß in mir einen starken Widerwillen überwinden, um auf den Angriff in den „Hamburger Nachrichten“ zu antworten. Ich fordere vor allem den anonymen „Landsmann“ auf, hinter dem Busch hervorzutreten. Dann wird man wahrscheinlich die edeln Motive, die ihn zum Schreiben veranlaßten und die man jetzt nur ahnt, deutlich erkennen. Ich stelle an ihn die Frage, woher er mich kennt und wie er zu seinen Ansichten über meine politische Gesinnung gekommen ist. Ich habe mein Leben wissenschaftlichen Studien, der Schule und der Kunst gewidmet und wohne fast seit Beginn des Weltkrieges, durch Krankheit gezwungen, in einem kleinen Bergdörfchen fern vom Weltgetriebe. Im politischen Leben bin ich nie hervorgetreten. Es wird mir denn auch leicht fallen, nachzuweisen, daß mein Landsmann von mir sehr wenig weiß, und daß sein Artikel ungefähr so viele Verdrehungen, Verleumdungen und Unwahrheiten als Sätze enthält. Wie leichtfertig er verfährt, zeigt schon der Anfang seines Artikels, wo er einen dreizeiligen Satz zu einer „Sympathisch gehaltenen Besprechung meiner Werke“ anschwellen läßt. Die Frage drängt sich auf, ob er das Septemberheft des „Türmers“ überhaupt genauer angesehen hat.

Doch nun zum Wesentlichen! Er glaubt seine Leser darauf aufmerksam machen zu müssen, daß ich vor dreißig Jahren als Lehrer der französischen Sprache am Gymnasium in Zürich wirkte. Lieber Landsmann, es ist viel schlimmer, ich habe nicht vor, sondern, horribile dictu, während beinahe dreißig Jahren als Französischlehrer gewirkt. Daß das von einem Schweizer, d. h. von dem Bürger eines Landes, in dem, wie Sie vielleicht wissen, Menschen deutscher, französischer, italienischer und romanischer Zunge einträchtig nebeneinander leben, etwas politisch Anrüchiges ist, leuchtet auch mir jetzt völlig ein. Ich möchte nur in aller Bescheidenheit die Frage aufwerfen, ob in Deutschland, sogar dem Deutschland der Nachkriegszeit, kein Französisch gelehrt wird, und ob es nicht in der Hauptsache gute Reichsdeutsche sind, die diesen ver-

Fachterregenden Unterricht erteilen? Hätte mein Landsmann übrigens meinen Lebensabriß im Septemberheft des „Türmers“ gelesen, so hätte er über meine Berufstätigkeit noch mehr erfahren, aber auch gesehen, daß ich in meinen Studien durchaus nicht einseitig vorging, sondern neben romanistischer auch germanistische Philologie getrieben habe, ja, diese sogar in erster Linie. Ich will nicht ihm, aber den Lesern des „Türmers“ hier den Schlüssel zu diesem Studienprogramm geben: Das Menschenverbindende hat mich immer viel näher berührt, als das Menschentrennende. — Weiter schreibt der „Schweizer“, ich hätte aus meiner Sympathie für Frankreich nie ein Hehl gemacht. Ja, lieber Miteidgenosse, haben Sie mich, den abseits der Politik Lebenden, denn einmal über Frankreich sprechen hören? Oder welches sind Ihre Zuträger? Sagen Sie mir ferner, ob Sie von der Sympathie für die französische Literatur und Kunst und die französischen Denker oder für die staatlichen Einrichtungen und die Politik Fankreichs reden. Wahrscheinlich aber wollen Sie an meinem Unterricht Kritik üben, und da muß ich Ihnen folgendes sagen: Ich hatte es in der Schule mit dem geistigen Frankreich zu tun und brachte es, vielleicht aus Einsichtslosigkeit, nicht über mich, Michel Montaigne, Descartes, Pascal, Molière, Montesquieu, unsern nach Frankreich ausgewanderten Landsmann Rousseau und Flaubert, um nur einige zu nennen, als Dummköpfe und Nichtskönner hinzustellen. Auch ist es mir bedauerlicherweise nicht eingefallen, die französischen Künstler, von Claude Lorrain bis Cézanne oder Rodin, als Stümper zu bezeichnen. Gehen Sie doch einmal zu einem reichsdeutschen Französisch-Professor und fragen Sie ihn, wie er es in diesem Punkte halte.

Nun aber kommt das Hauptbeweisstück: ich hätte nämlich während des Weltkriegs mehrfach Aufsätze mit „deutlich ententistischer“ Tendenz in der „giftig deutschfeindlichen Neuen Zürcher Zeitung“ veröffentlicht. Woher mein treuherziger Landsmann das nun wieder hat? Diesmal kann ich es, so rücksichtslos es ist, nicht mehr unterlassen, ihn der Unwahrhaftigkeit zu zeihen. Ich habe während des Weltkriegs nicht einen einzigen Artikel in die „Neue Zürcher Zeitung“ oder in ein anderes Blatt geschrieben. Seit Kriegsende sind von mir drei Aufrufe erschienen, alle im Namen der Humanität. Macht das vielleicht auch anrüchig? Im Frühling und Sommer dieses Jahres schrieb ich je einen Aufruf für das hungernde Rußland und einen für die schweizerische Bundesfeier, die beide in verschiedenen Zeitungen erschienen sind. Von Deutschland oder Frankreich war in diesen Artikeln mit keinem Wort die Rede. Es bleibt ein Artikel, den vor Weihnachten 1919 die „Neue Zürcher Zeitung“ veröffentlichte. Die Redaktion dieses Blattes hatte mir ein Büschel ergreifender Briefe deutscher Soldaten aus französischen Gefangenenlagern geschickt, und ich forderte darauf in einem eindringlichen Appell Frankreich auf, die deutschen Kriegsgefangenen endlich, gewissermaßen als Weihnachtsgabe, ihrer Heimat wieder zu schenken. Meine publizistische Tätigkeit als „Apostel des Deutschenhasses“ besteht also darin, daß ich für 400 000 deutsche Kriegsgefangene ein warmes Wort einlegte. Ich hoffe, man hat in Deutschland so viel Humor und Sinn für Ironie bewahrt, daß man bei dieser Feststellung noch lachen oder lächeln kann.

Am Schluß seiner Anschuldigungen kommt der „Schweizer“ auf meinen Roman „Ein Rufer in der Wüste“ zu sprechen. Der Umstand, daß er nicht einmal den Titel genau kennt, und daß er behauptet, ich hätte die „niederträchtigste und unsympathischste Rolle einem reichsdeutschen Fabrikdirektor“ zugewiesen und ihn in Gegensatz zu den „biderben und ehrlich schlichten Eidgenossen“ gestellt, verrät eine recht oberflächliche Kenntnis des Buches. Ich bin in dem Roman mit unsern Schweizerverhältnissen sehr scharf ins Gericht gegangen, und die unerquicklichste Figur des personenreichen Werkes ist denn auch ein charakterloser schweizerischer Politiker und Streber. Wer das Buch kennt, wird über die „biderben ehrlich-schlichten Eidgenossen“ des Artikelschreibers nicht wenig den Kopf schütteln! Richtig ist, daß ich als Nebenfigur einen für seine Aufgabe wenig geeigneten auslanddeutschen Geschäftsmann eingeführt habe, wie man deren vor dem Krieg in der Schweiz und anderwärts oft genug antraf und die dem deutschen Namen und Ansehen in der Welt viel mehr geschadet haben, als man in ihrer Heimat wohl ahnte. Wer

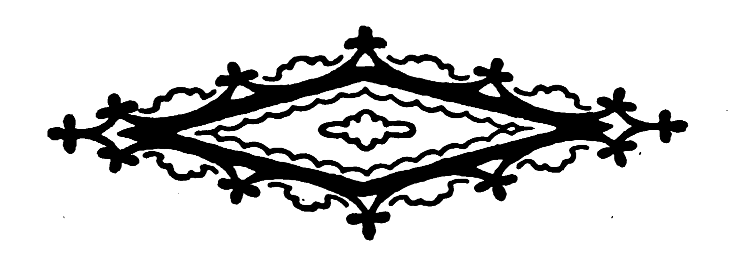


es mit jemand gut meint, macht ihn auf seine Schädlinge aufmerksam. Meine Kritik an schweizerischen Verhältnissen ist denn auch von niemand als antischweizerisch empfunden worden, so wenig wie bis jetzt in den zahlreichen Besprechungen, die meinem Roman in Deutschland zuteil wurden, meines Wissens jemand an der Charakterisierung jenes Geschäftsmannes Anstoß nahm. Das war meinem Landsmann vorbehalten.

Damit glaube ich den Angriff in den „Hamburger Nachrichten“ in seiner ganzen Plumpheit und Unwahrhaftigkeit gekennzeichnet zu haben.

Ich wende mich von dem Buschschweizer ab und gestatte mir noch eine Bemerkung allgemeiner Art. Wir Schweizer schaffen mit am Geistesleben unserer Nachbarn, aber in unserer Weise. Mögen Franzosen Deutschland und Deutsche Frankreich hassen, mir verbietet mein Schweizertum in irgend einem Völkerhaß mitzutun, und meinen Schweizer Kollegen wird es gleich ergehen, denn d.e Schweiz sucht ihrer Tradition gemäß mit allen ihren Nachbarn in Frieden und in geistigem Austausch zu leben. Ich zolle meine Sympathie und Verehrung dem Schönen, Großen und Humanen, wo immer ich darauf stoße, heißen seine Träger nun Goethe, Shakespeare, Molière oder Dante, und ich halte mich an die Worte Gottfried Kellers: „Achte eines jeden Mannes Vaterland, das deinige aber liebe.“ Dagegen wird niemand etwas einwenden können

Jakob Boßhart



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Neues und Altes von der alten Romantik

Der volkstümliche Glaube, daß irrtümliches Totsagen langes Leben zur Folge habe, erscheint nicht bloß hinsichtlich einzelner Personen zuzutreffend, sondern auch für ganze Richtungen und Parteien Geltung zu besitzen. Wie oft ist doch die überlebte Romantik totgesagt und totgeschlagen worden, seit 1839 die heute längst vergessenen Junghegelianer Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer in den „Halleschen Jahrbüchern" ihre Achtserklärung gegen die „mondbeglänzte Zaubernacht" erlassen haben! 1857 ist zu Neiße „der scheidenden Romantik jüngster Sohn", wie Joseph von Eichendorff in einem der literargeschichtlichen Porträtsonette Paul Heyses bezeichnet wurde, gestorben. Aber 1922 konnte man aus Konrad Wandreys Streitschriften lernen, daß erst Hans Pfitzner und seine Legende „Palestrina" wirklich „das Ende der Romantik" seien. Sie scheint demnach den letzten Romantiker vorerst noch um mehr als sechzig Jahre überlebt zu haben. Und da Vertreter der in der „Frankfurter Zeitung" verkörperten Weltanschauung bei ihrer „großen Revision des 19. Jahrhunderts" die Bekämpfung der „schleichenden Infektion der Romantik", wie sie im Fortwirken Schopenhauers und Richard Wagners offenbar wurde, sich zur besonderen Aufgabe gestellt haben (1922 Nr. 163), so muß dieser soviel schweres Ärgernis hervorrufenden deutschen Romantik doch ein außergewöhnlich zähes Leben eignen. Ja, ein so unzweifelhaft Moderner wie Herbert Eulenberg hat im September 1922 bei der Tagung der rheinischen Kunstfreunde gar eine Rede gehalten über den „Triumph der Romantik heute, morgen und in Ewigkeit". Freilich dürfen wir dabei nicht übersehen, daß sich die Verschiedenen unter dem Schlagworte Romantik oftmals auch recht Verschiedenes vorstellen.

Der charaktervolle Begründer einer wirklich historischen Betrachtung unserer Literaturentwickelung, Georg Gottfried Gervinus, hat seinerzeit der Darstellung der „romantischen Dichtung" in den fünf Bänden seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" nur 149 Seiten eingeräumt. Daß er gemäß seiner ganzen Auffassung, welche ihm nach Abschluß des mit Goethe endenden ästhetischen Zeitalters nur mehr politische Betätigung wünschenswert erscheinen ließ, der Romantik nicht gerecht zu werden vermochte, das wurde soeben von Max Rychner trefflich auseinandergesetzt in seiner tiefgreifenden Studie „G. G. Gervinus. Ein Kapitel über Literaturgeschichte" (Bern, Verlag Seldwyla 1922. X, 136 S.). Gervinus' Einseitigkeit ist zu erklären aus der besonderen Kampfstellung des deutschen und europäischen Liberalismus während der Restaurationszeit. War er, der als einer der gefeierten Göttinger Sieben die damals schon wie noch ungleich schlimmer heute von allzu wenigen gehütete politische Ehre und Überzeugungstreue deutscher Universitätslehrer vertrat, doch derart in die Theorien der dreißiger Jahre eingesponnen, daß er im Gegensatze zu seinem wandlungsfähigeren Schüler Hermann Baumgarten völlig verständnislos, ja feindselig verharrte, als der preußische Junker Otto von Bismarck den alten Kaisertraum der Romantiker durch seine Tatkraft verwirklichte. Dennoch möchte ich die Schwächen von Gervinus etwas weniger, seine Verdienste um die deutsche Literaturgeschichte schärfer betonen, als dies Rychner getan hat. Man muß zu solcher günstigerer

Beurteilung kommen, wenn man die in philosophischen Konstruktionen sich bewegende Literaturgeschichtschreibung eines Hegelianers wie Rosenkranz der doch überall nach geschichtlichem Erfassen strebenden Darstellung von Gervinus gegenüberstellt.

Für die Romantik aber, deren bloßer Name schon längere Zeit fortschrittlich gestählte Kulturkämpfer mit Abscheu erfüllte, begann eine geschichtlich abwägende Beurteilung und Auffassung erst, seit Rudolf Haym 1870 „Die romantische Schule" als einen „Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes" aus den Quellen selbst, nicht aus willkürlichen Zerrbildern, zu uns reden machte. Wie aber gerade in den zwei letzten Jahrzehnten die Teilnahme für ernstes Studium der Romantik andauernd zugenommen hat, das erhellt schon aus der einen Tatsache, daß von Hayms grundlegendem Werke erst 1902 ein frischer Abdruck, dagegen zwischen 1905 und 1920 drei neue, durch Literaturverzeichnisse bereicherte Auflagen nötig wurden. Ricarda Huch hat es dann verstanden, durch ihre selbst poetisch angehauchten, das Psychologische in den Vordergrund rückenden Charakteristiken der Träger von Blütezeit, Ausbreitung und Verfall der Romantik für sie die Anteilnahme weitester Leserkreise derart zu wecken, daß von ihren beiden Bänden in kurzer Zeit bereits je eine 9. Auflage erscheinen konnte. (Leipzig, H. Haessel Verlag 1920.) Und daß auch das Ausland dem „Romanticismo in Germania" (Bari, Guis. Laterza & Figli 1911) lebhafte Aufmerksamkeit zuwendet, dafür zeugen zur Genüge die mit reicher Bibliographie ausgestatteten „Lezioni introduttive" des in der deutschen und englischen wie in den romanischen Literaturen gleich gründlich bewanderten, stets geistvoll anregenden Turiner Professors Artur Farinelli.

War indessen früher die Abneigung und das Mißtrauen gegen die Romantik „ein Erbstück aus den politischen Kämpfen in der Mitte des 19. Jahrhunderts", so ist sie jetzt in Gefahr, aufs neue in den politischen Tagesstreit gezerrt zu werden. In seiner Mahnung zum Festhalten an „historischer Objektivität" gegenüber den jüngsten Versuchen, mit Hilfe von Peitsche und Zuckerbrot eine „parteiamtliche neue Geschichtsauffassung" durchzusetzen, hat der tapfere Georg von Below als Historiker den Dank dafür bezeugt, „daß es wesentlich die Romantik war, die die Vermittlung zwischen der nationalen Bewegung und der Wissenschaft durchführte". Was man ihr bisher zum Ruhme angerechnet hatte, sollte nach dem November 1918 auf einmal in eine Schuld verkehrt werden, und gegen solche Ungerechtigkeit nimmt denn Below die neuerdings unbillig und töricht angefeindete kräftig in Schutz. (Fr. Manns Pädagogisches Archiv Heft 801. Langensalza, Herm. Beyer & Söhne, 1920.) Aber Angriff wie Verteidigung offenbaren, daß die Romantik noch immer, ja erst gerade recht eine lebendig fortwirkende Kraft und Macht ist. Und entschiedener Einspruch muß dagegen erhoben werden, wenn Robert Riemann in der neuesten Bearbeitung seines Buches „Von Goethe zum Expressionismus" (Dichtung und Geistesleben Deutschlands seit 1800. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage des „Neunzehnten Jahrhunderts der deutschen Literatur". Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1922. XI, 455 S. 8°.) in dem ersten seiner sechs großen Abschnitte (Die Romantik, Pessimismus, Epigonen und Realisten, Naturalismus und Impressionismus, Der Expressionismus) die Romantik beim einzelnen Menschen als Ermüdungszeichen, bei ganzen Völkern als Ausdruck der Erschöpfung und des wirtschaftlichen Niedergangs anklagt. Für Deutschland waren doch die Jahre, in denen das die Schlachten der Befreiungskriege schlagende Geschlecht heranwuchs, die Zeit Fichtes und Jahns weder geistig noch körperlich ein Zustand der Erschöpfung, und nach 1815 ging mit Ausbreitung der Romantik gleichzeitig ein wirtschaftlicher Aufschwung vor sich.

Man geht ja gerne krebsen mit dem einmal im augenblicklichen Unmute gesprochenen Worte Goethes, klassisch sei das Gesunde, romantisch das Kranke. Der wirklichen Meinung des Dichters von Fausts Vermählung mit Helena entspricht solche Verurteilung indessen keineswegs. Und wie gerade die entschiedensten Vertreter romantischer Lebensanschauung im Gegensatze und in Überwindung von lange vorherrschender, ungesunder, frivoler und empfindsamer Verirrungen eine nach Harmonie zwischen Geistigem und Sinnlichem strebende Lösung auf einem



wichtigsten Lebensgebiete erfolgreich verfochten haben, das hat soeben **Paul Kluckhohn** überzeugend entwickelt in seinem ein ungeheures Material aus französischer, englischer und deutscher Kultur- und Literaturgeschichte übersichtlich und höchst anziehend verarbeitenden, grundgelehrten Werke „Die Auffassung der Liebe [und Ehe] in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik". (Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer 1922, XIII, 640 S. gr. 8°.)

Riemann dagegen setzt sich in Widerspruch mit jeder geschichtlichen Auffassung, wenn er (S. 188) den Satz aufstellt: „Die Romantik läßt sich entbehren, die Kritik der Romantik nicht." Wie könnte man sich eine Bewegung, welche die Entwickelung der Geschichts- und Sprachwissenschaften, der politischen Ideale und Forderungen während des ganzen 19. Jahrhunderts, zeitweise die Malerei vollständig beherrschte, hinwegdenken, selbst wenn man von romantischer Fortwirkung in der Dichtung absehen wollte! Ist nicht Richard Wagner, auch wenn er über die romantische Oper Webers und Spohrs weit fortgeschritten ist, doch im Grunde durchaus Romantiker? Graf Platen, der sich selber freilich in völliger Verkennung für einen Überwinder der Romantik gehalten hat, wird von Riemann mit Recht unter die Romantiker gereiht. Aber wenn er auch bei modernsten Artisten wie Eulenberg und Rilke „romantischen Unfug" findet, so muß er damit eben das Fortwirken der alten Romantik anerkennen, ohne die ja auch die ganze Neuromantik von Hofmannsthal und Genossen nicht möglich wäre. Novalis hat in den letzten Jahren eine ständig anwachsende Anhängerschaft gefunden, bis hinein in die Reihen der Expressionisten, denen ich allerdings nicht die von Riemann gezollte Anerkennung und Verwandtschaft mit Goethe zugestehe. Ich möchte weit eher in Stefan George einen „Gipfel der Unnatur" sehen, als mit Riemann in Rückerts „geharnischten Sonetten", deren starke Einwirkung auf die Dichtung des Weltkriegs doch zu ihren Gunsten sprechen dürfte. Auch mit seiner Ablehnung Heinrichs von Kleist setzt sich Riemann in Gegensatz zu der offenkundigen Bedeutung des Dichters der „Hermannsschlacht" für unsere trübe Gegenwart. Mag das Geschmackssache sein, so schlägt es doch allen Tatsachen ins Gesicht, Schillers „Wallenstein" als Schicksalstragödie zu verurteilen und für die Verirrungen der Müllner und Houwald verantwortlich zu machen. Man mag Ibsen, der so tiefsinnig das Dichten als Selbstgericht bezeichnete, noch so hoch einschätzen, so darf man im Hinblick auf Schiller, Kleist, Hebbel, Wagner unmöglich behaupten, kein Dichter der Weltliteratur reiche an den Ernst des Norwegers heran, der übrigens nicht bloß in seiner „nordischen Heerfahrt" selber nicht wenig der deutschen Romantik verdankt. Aus Friedrich Schlegels Empfehlung der Ironie zu folgern, er hätte „die Forderung des Ernstes als eine unerträgliche Pedanterei" überhaupt abgelehnt, heißt doch in Nicolaischer Beschränktheit den das Paradoxe liebenden Führer der Romantik mißverstehen wollen. Wieviel Ernstes sogar aus Schlegels „Lucinde" mit Schleiermacher zu holen ist, hat Kluckhohn dargelegt, der nun freilich seinerseits in der Rettung des „erotischen Traktates" mir zu weit geht. Bei einer neubearbeiteten dritten Auflage hätte Riemann nicht so zahlreiche Irrtümer stehen lassen dürfen. So war z. B. Fichte niemals Landwehrmann, noch stammt Chamisso aus einer Mischehe. Geibels Zugehörigkeit zur dichterisch-gelehrten Tafelrunde König Max' II. berechtigt doch nicht dazu, den Lübecker einen „Höfling" zu schelten (S. 283). Das Gerede von Hebbels unehelicher Abstammung sollte nach Bartels gründlicher Widerlegung nicht mehr vorgebracht werden. Unter den „Klassikern des Weltschmerzes" fehlt gerade der dichterisch Größte: Leopardi, während Spengler hier wie unter den „reaktionären Romantikern" wohl zu entbehren wäre.

Bis zu welchem Grade Riemann darauf aus ist, den Romantikern am Zeuge zu flicken, verrät sein mehr wie seltsamer Tadel (S. 123), **Eichendorffs** dichterische Begabung sei durchaus nicht unbeschränkt gewesen. Unbeschränkt war auch nicht jene eines Dante und Goethe, der bekanntlich selber sich die besondere Begabung für die Tragödie abgesprochen hat. Was soll also die Hervorhebung von Selbstverständlichem? Offenbart nicht vielmehr die Gründung und Ausdehnung des Eichendorffbundes, die wir dem Herausgeber der ersten kritischen Gesamtausgabe, **Wilhelm Kosch** und seiner prächtigen Monatschrift „Der Wächter" zu danken haben, welche

Aufgabe Eichendorff für die Gegenwart als einem unserer Führer zufällt? Die Schilderung von „Eichendorff. Sein Leben und sein Werk“, wie Hans Brandenburg sie nun in der Reihe der trefflichen Beckschen Biographien gegeben hat (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1922. XIII, 531 S. 8°), lehrt uns, daß wir bei ihm doch weit mehr finden können und sollen, als nur den Nachhall von dem „einen Ton“ aus des Knaben Wunderhorn. Brandenburg meint, die Zeit für den Erzähler Eichendorff sei „erst jetzt gekommen, wo der Naturalismus verebbt und die Frage nach Lebenswirklichkeit und Psychologie nicht mehr als die entscheidende Frage nach Wesen und Wert der Kunst gelten darf, wo vielmehr das Kunstwerk als Form, als Architektur, als Ornament und Arabeske, als zweckloses, sich selbst genugsames Gebilde, als Leben über dem Leben in seine alten Rechte tritt“. Gleich dem Münchener Maler Spitzweg, der auch neuerdings wieder so stark in Aufnahme gekommen ist, leite Eichendorff die Romantik in den Impressionismus über, während Achim von Arnim „unausgegorenen Expressionismus“ aufweise. Eichendorff wie Spitzweg seien beide ebenso erstaunlich modern wie altmodisch. Dem entspreche es, daß erst ein ganz Moderner, Hugo Wolf, es verstanden habe, Eichendorffs Eigenart musikalisch restlos zu veranschaulichen. In dieser Zuspitzung scheint mir eine Ungerechtigkeit gegen Robert Schumann zu liegen, wogegen Brandenburgs These: „Heine ist ein unmusikalischer Dichter, obwohl auch er ein Dichter der Komponisten ist, Eichendorff ein musikalischer, der dichterische Komponisten braucht“, zur Berichtigung alter Vorurteile der Beherzigung zu empfehlen wäre. Die Frage nach dem Verhältnisse der einzelnen Lyriker zur Vertonung ihrer Gebilde ist ja noch eine wenig geklärte. So behauptet ganz neuerdings Martin Bodmer in seiner wertvollen Veröffentlichung der ursprünglichen Fassung einer Reihe von Konrad Ferdinand Meyers frühesten Balladen (Leipzig, H. Haessel Verlag 1922), nichts sei unorganischer und geschmackloser als die Vertonung Meyerscher Gedichte, was wir beim Anhören von Hugo Wolfs „Fingerhütchen“ doch bezweifeln müssen. Wenn Brandenburg den anderen Liebling Wolfs, Mörike, an Tiefe des Gefühls und Leidenschaft hoch über den Schlesier stellt, so ist dem wohl zuzustimmen; aber für den Lyriker Uhland — ein anderes ist wieder der Epiker Uhland — möchte ich Brandenburgs höherer Bewertung nicht beipflichten. Und eine bedauerliche Unterlassung scheint mir vorzuliegen, wenn bei einer von Eichendorff ausgehenden Vergleichung lyrischer Dichter Martin Greif völlig unerwähnt bleibt. Eichendorffs dramatische Literatursatiren „Krieg den Philistern!“ und „Meierbeths Glück am Ende“ stehen nicht bloß hinter seiner leider Bruchstück gebliebenen politischen Komödie „Inkognito“ zurück, sondern sind auch an sich recht schwach. Aber gegen Brandenburgs Bevorzugung der Grabbeschen Dichtung „Scherz, Satire, Ironie“ als der einzigen wirklichen Literaturkomödie von dramatischer Kraft und echtem Leben muß ich in unentwegt warmer Verehrung der „verhängnisvollen Gabel“ und des „romantischen Oedipus“ doch schärfsten Einspruch erheben. Auch ich habe, als ich diesen Sommer im Münchener Künstlertheater die ausgezeichnete Aufführung von Grabbes Einfällen sah, bei allen Teufelsszenen — die übrigen sind matt — tüchtig gelacht; aber der „tieferen Bedeutung“, auf welche das Stück nach dem Titel Anspruch erhebt, ermangelt es in seiner planlosen Fratzenhaftigkeit und groben Übertreibung durchaus.

Tiefere Bedeutung dagegen leuchtet aus Eichendorffs epischem Schaffen in Versen und Prosa hervor, wenn man, wie ich im Maihefte des „Wächters“ 1921 versucht habe, den seine Werke von der Jugenderzählung „Die Zauberei im Walde“ bis zum Julian-Epos durchziehenden Gegensatz von „Sinnenglück und Seelenfrieden“ klarlegt. Brandenburg hat leider das höchst lehrreiche Verhältnis der für die Überwindung der sinnlichen Anfechtungen wichtigsten Dichtung, des „Marmorbildes“ zu ihrer Quelle, E. G. Happels „Größeste Denkwürdigkeiten der Welt“ (Hamburg 1687), außer acht gelassen. Und doch erhält das gesamte Dichten und Leben des frommen Sängers einen tieferen Zug, wenn wir seine immer aufs neue in Angriff genommene Behandlung jenes aus Schillers „Ideal und Leben“ uns vertrauten Motives nun auf streng christlichem Boden ins Auge fassen. Daß Eichendorff, der Lützower von 1813 und Ordo-

nanzoffizier Gneisenaus im Jahre 1815, zu den Sängern der Befreiungskriege gehört, wird meistens über der Bevorzugung der Wald- und Wanderlieder übersehen. Am Sockel des Breslauer Eichendorff-Denkmals wurde eigens ein Rundbild angebracht, welches an den freiwilligen Jäger erinnern sollte. Aber das Eichendorff- und Körner-Denkmal, wie die Büste Holteis mußten nach der Revolution und dem Diebstahl des Erzbildes am Gustav-Freytag-Brunnen in Breslau in Schutzhaft genommen werden, um sie der Einschmelzung durch tatenlustige, gewinnfrohe Republikaner zu entziehen. Und doch hätte gerade durch den Verlust der oberschlesischen Heimat Eichendorffs sein Breslauer Denkmal die neue erhöhte Bedeutung einer fortwährenden Mahnung an uns entrissenes deutsches Gut gewonnen. (Max Koch, Das deutsche Oberschlesien und Joseph Freiherr von Eichendorff: Unser Schlesierland. Ein Volkskalender auf das Jahr 1922. Görlitz, Emil Glauber d. J.)

Vom vaterländischen Standpunkte aus, „im Spiegel der nationalen Entwicklung" will Wilhelm Kosch die „Geschichte der deutschen Literatur von 1813 bis 1918" darstellen. (München, Verlag Parcus & Co. 1922 f.) Das bis jetzt allein vorliegende Heft behandelt Arndt, Schenkendorf und die Gründung der Burschenschaft. Und wenn, wofür Koschs bisherige Arbeiten, von denen sein ausgezeichnetes Buch über „Das deutsche Theater und Drama seit Schillers Tod" soeben in „zweiter, völlig umgearbeiteter Auflage" erschienen ist (Leipzig, Vier Quellen-Verlag 1922. VIII, 342 S. 8°), uns genügend Bürgschaft bieten, die Fortsetzung des auf breiter Grundlage geplanten Werkes der ersten Lieferung entsprechen wird, so werden wir ein uns gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen dringend nötiges Buch erhalten. Entgegen den mit dem verwerflichsten Terror wühlenden Bestrebungen, das nationale Element in unseren Literaturgeschichten zu unterdrücken und zu verfolgen, ist Koschs entschiedene Durchführung des vaterländischen Standpunktes, über dem die streng geschichtliche und rein ästhetische Betrachtung keineswegs zu kurz kommt, doppelt verdienstlich. Vor allem in seiner Schilderung von Ernst Moritz Arndt ergeben sich überall die Beziehungen auf die Gegenwart von selbst. Wir danken es der zeitweiligen Franzosenherrschaft am deutschen Strom, der niemals deutsche Grenze werden darf, wenn die Stadt Bonn ungeachtet der wirtschaftlichen Notlage 1922 das von Joseph Loevenich so verdienstvoll gegründete Arndt-Museum angekauft hat, um durch seine öffentliche Ausstellung Arndtschen Geist zu verbreiten. Ähnliches würde heute wohl kaum eine Stadt im unbesetzten Gebiete aus Angst vor ihren demokratischen Stadtverordneten gewagt haben.

Wenn Kosch behauptet, die deutsche Erhebung von 1813 wäre nicht möglich gewesen ohne die deutsche Romantik, und dabei die Romantiker am Neckar als „die eigentlichen Entdecker des nationalen Staates" rühmt, so wiederholt er ein bereits vom Freiherrn vom Stein den Heidelberger Romantikern ausgestelltes Ehrenzeugnis. Sie hätten, meinte der große Organisator der Befreiung, als die ersten Holz zu dem Feuer gesammelt, das dann die französische Herrschaft verzehrte. Und so ist es als erwünschte Ergänzung zu Koschs umfassendem Werke zu begrüßen, wenn als gekrönte „Preisschrift der Korps-Suevia-Stiftung der Universität Heidelberg" Herbert Levin in einer sorgfältigen Monographie „Die Heidelberger Romantik" schildert (München, Verlag Parcus & Co. 1922. 153 S. gr. 8°), wie im engeren Rahmen einer Einleitung ich selber dies zum ersten Male 1891 im 146. Bande von Kürschners „Deutscher Nationalliteratur", der vielfach mehr benutzten als erwähnten Sammlung, versucht habe. Es sind in der Hauptsache Joseph Görres und das Freundespaar Klemens Brentano und Achim von Arnim, deren Taten, und zum Teil auch die Heidelberger Jahrbücher, die Bedeutung der zweiten romantischen Schule ausmachen. Doch treten dazu Graf Loeben, die noch sehr jugendlichen Brüder Eichendorff (der ältere heißt übrigens Wilhelm, nicht Hermann, wie Levin ihn nennt), der Übersetzer Gries und ein Teil der Professoren der zu frischem Leben erweckten altberühmten Hochschule unter Führung des Symbolikers Creuzer, während andere mit dem alt und unduldsam gewordenen ehemaligen Göttinger Haingenossen Johann Heinrich Voß an der Spitze sich zur Bekämpfung der Romantiker verpflichtet fühlten. Die Abhängigkeit der Burschen-

schaft von den romantischen Zeitstimmungen betonen Kosch und Levin. Neben dem durchaus berechtigten Rühmen von Görres Rezensionen wäre hervorzuheben gewesen, daß seine Einleitung zum frühesten Drucke des „altdeutschen Gedichtes Lohengrin" (1813) noch auf Wagners „Parsifal"-Dichtung bestimmend eingewirkt hat.

Einen eigenen Abschnitt hat Levin den Brüdern Boisserée und ihrer gerade in Heidelberg von Goethe so eifrig benutzten, durch König Ludwig I. für München gewonnenen Sammlung gewidmet. Über die „Deutschen Maler der Romantik" ist, seit dem Drucke von Kurt K. Eberleins sieben Vorlesungen (Jena bei Eugen Diederichs 1920. 126 S. 8°) eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen erschienen, wobei besondere Liebe Kaspar David Friedrich zugewendet wurde. Allein Eingehen auf die Romantik in der bildenden Kunst würde eine selbständige Betrachtung fordern. Ich muß mich statt dessen begnügen, zum Schlusse noch kurz auf zwei manches Neue bietende und die Fragen vertiefende Werke hinzuweisen: Georg Mehlis „Die deutsche Romantik" (München, Rösl & Co. 1922. 358 S. 8°: Bibliothek der Weltgeschichte, herausgegeben von Alexander v. Müller und Otto Westphal. Dritter Band) und Fritz Strich, „Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit") München, Meyer & Jessen Verlag, 1922. 256 S. 8°).

Gerade Heidelberg wird auch von Mehlis besondere Bedeutung für die Romantik, dieses „ihrem innersten Wesen nach Erzeugnisses des deutschen Geistes" zugeschrieben. War Jena ihre Wiege, so sei sie in Heidelberg von neuem erwacht und habe erst von dort aus sich weit über die deutschen Lande verbreitet, um durch die Glut ihrer Begeisterung nicht bloß schöne Erlebnisse zu formen und zu bilden, sondern „eine neue Epoche der Kultur heraufzubeschwören". Habe „die romantische Bewegung" neues Lebensgefühl und ein neues „Kulturbewußtsein" erzeugt, so war ihr Zeitalter auch das der „höchsten Blüte des künstlerischen Lebens in Deutschland". Erst durch die Romantik sei die Kunst und mit ihr „die ästhetische Vernunft" auch in der Betrachtung der hier von Schelling angeführten Philosophen den anderen Formen des Geistes übergeordnet worden. Dazu ist denn doch zu erinnern, daß bereits Schiller den Künstler allein als den wahren Menschen bezeichnet. Aber wieviel haben ja die Führer der Romantik ungeachtet aller ihrer zur Schau getragenen Abneigung von dem Sonderer und theoretischen Vereiniger naiver und sentimentalischer, also klassischer und romantischer Dichtung, oder wie Strichs Schlagworte lauten „Vollendung und Unendlichkeit", herübergenommen! Die romantische Philosophie, der Mehlis den dritten Abschnitt seines Buches, wie den vierten der romantischen Dichtung gewidmet hat, ist nicht, wie man ersterer gerne vorwirft „Verwirrung der Spekulation, sondern die berechtigte Erweiterung der idealistischen Fragestellung zum Problem der Lebensphilosophie", die ihren Ursprung in der Romantik habe. Wenn von allen Bildungsmitteln die Beschäftigung mit der Geschichte am wertvollsten sei — eine wichtigste Erkenntnis, welcher unsere Prüfungsordnungen für das höhere Lehrfach mit ihrer einseitigen Bevorzugung der Philosophie leider noch immer nicht Rechnung tragen —, so hat Friedrich Schlegel dies zuerst verkündet. Wie die ohne Sehnsucht nicht denkbare Romantik ihrem Wesen nach immer versuchen muß, „die Wirklichkeit zu überwinden und alle Dinge mit Geist und höherem Leben zu erfüllen", so ist sie mit dem geistigen Gehalte ihrer Dichtung „ein unverlierbares Element unserer modernen Kultur geworden", und wenn man sie gestorben glaubte, so war es nur, weil sie im verborgenen neue Kräfte sammelte. In ihrer Verwertung des Mythos, den der Romantiker Schelling als den fruchtbaren Boden aller poetischen Gestaltung nachgewiesen habe, bekundeten Calderon, Dante, Goethe und Richard Wagner „das Wehen des romantischen Geistes".

Die Bedeutung der Mythologie für den Gang der deutschen Literatur von Klopstock bis Wagner hatte Strich bereits 1910 in zwei Bänden (Halle, Max Niemeyer) in dankenswerter Weise klarzulegen gestrebt. Die Verwendung der Mythologie ist eines der Stilmittel des Dichters, deren Untersuchung Strich nunmehr nachgeht in den acht Abschnitten seiner jüngsten Arbeit: Grundbegriffe, der Mensch, der Gegenstand, die Sprache, Rhythmus und Reim, die innere

Form, Tragik und Komik, die Synthese. Ich vermag trotz der Berufung auf Heinrich Wölfflin nicht Strichs Losung zu folgen, Geistesgeschichte sei notwendig Stilgeschichte. Stellt er aber im Anschluß an Friedrich Schlegels Forderung progressiver Universalpoesie als Eigenheit der romantischen Poesie hin, daß sie unendlich bleiben müsse im Widerspruche zur klassischen „Vollkommenheit" (Abgeschlossenheit), so sollte zugleich bemerkt werden, daß Schiller dies ja als Merkmal, zugleich Überlegenheit und Schwäche, der sentimentalischen gegenüber der naiven erkannt hat. Bei besserer Heranziehung Schillers würde wohl auch der von Strich gerügte Fehler vermieden werden, daß man „die romantische Dichtung immer noch unter die Gerichtsbarkeit der klassischen Anschauung" stelle. Daß die Romantik durch Hinwendung zur Vergangenheit und deren Ruinen ein neues Erlebnis dessen hatte, was Vaterland ist, „wurde für das politische Schicksal Deutschlands entscheidend wie für die Dichtung". Die Romantik habe überhaupt eine früher nicht erreichte „Tiefe der Weltauffassung" gegeben. Wenn aber Strich mit vollem Rechte die deutsche Natur als ihrem innerlichsten Triebe nach für romantisch erklärt, so bleibt es unverständlich, wie er zugleich in Heine den Vollender der Sendung romantischer Dichtung ersehen will. Mag Joseph Nadler das schon von Arndt aufgeworfene Problem der Ableitung der deutschen Geschicke aus der Eigenheit der Stämme und Landschaften in dem Nachtrage zu seinem einen Markstein literargeschichtlicher Forschung bedeutenden Hauptwerke (Regensburg, J. Habbel) auch gerade hinsichtlich der Romantik zu einseitig auf die Spitze getrieben haben (Die Berliner Romantik 1800 bis 1814. Berlin, Verlegt bei Erich Reiß. 235 S. 8°), so hat doch gerade die nunmehr zum Abschluß gekommene Gesamtausgabe der Heineschen Briefe wieder aufs schärfste geoffenbart, wie wenig gerade der mit romantischen Motiven spöttisches Spiel treibende Verfasser des „Atta Troll" und der „romantischen Schule" nach seinem innersten Wesen zu einer solchen Sendung und Vertretung deutsch-romantischer Poesie sich eignet. Man wird Heine trotz alles Kokettierens mit der blauen Blume doch richtiger dem jungen Deutschland, jener unpoetischen Gegenströmung zur Romantik, als dieser selber zuweisen, geschweige den bitteren Zerstörer zu ihrem Vollender stempeln.

Wie lebendig die oftmals totgesagte Romantik auf die Gegenwart wirkt und damit auch als eine Macht nächster Zukunft erscheint, das dürfte schon erhellen aus unserem Überblick über einige — denn nur einzelnes wurde aus einer weit größeren Menge herausgegriffen — der neuesten Schriften über die sowohl Dichtung wie Malerei, Philosophie wie Geschichte und Politik nun länger als ein Jahrhundert beeinflussende, ja öfters umgestaltende, noch heute an Früchten und Keimen überreiche Romantik.

Max Koch (Breslau)



Neue Romantik

Jahre rohester Gewalt, grausamster und häßlichster Verzerrung der Begriffe Mensch, Leben, Gott waren und sind in grelleren Farben noch immer. Nicht mehr darf es heißen: Volk in Not! Über die Erde zieht gleich einem ungeheuerlich bösen Wetter der wirre Ruf: Mensch in tiefster Not! Leibliche und seelische Not in unerhörten Ausmaßen sehen und erleben wir blutenden Herzens, unfähig, dem Unwetter Halt zu gebieten.

Daß aber der Geist der Menschenfreundlichkeit tiefer und tiefer eindringe in geöffnete Herzen, daß er Zagende mitreißt zu erlösendem Mitleid, zur Mit-Tat, und alle Quellen bloßlegt, die eine zerbrechende Zeit verschüttet, daß neuen Menschen in neuer Landschaft diese Quellen wieder rauschen und klingen, denen Goethe und Schiller, Novalis und Eichendorff, Hölderlin und Nietzsche ihre Lieder und Hymnen abgelauscht, sollte Wollen und Ziel aller Romantik sein.

Möchte dieser lebendige Begriff neuer Romantik nicht unter dem literarischen Firmen-

schild „Neuromantik“ erstarren zur Markenware! Denn darüber keine Täuschung: die erschlafften Adern der Menschheit wollen Blut, lebendiges Blut, das zermarterte Gehirn will nach all dem Tumult und Verworrenen Klarheit und Frieden, die flügelmüde Seele will nach aller wüsten Erdenhaft Glaubenskraft und Tal der Stille, Höhe und Gott. Dies zu bringen, vermag nicht seiltanzende Wortakrobatik, dieser neue Lebensodem kann nur aus Seelentiefen und von Geisteshöhen kommen, die ganz erfüllt sind von reinem, reichem Leben, von Klarheit und Frieden, von Glauben und Stille und Gott. Und auch hierüber keine Täuschung: was an Dunkel und Schwere leiblicher und seelischer Not der einzelne trägt — kein Dichter wird es ihm abnehmen können, denn es ist in ihm und aus ihm gewachsen. Aber in dies Dunkel das warme Licht einer hohen Stunde am Buch erhellend tragen, das schwere durch die starken Flügel seiner geistigen Seele, durch die starke, gütige, Weg weisende Hand tragen helfen, kann der reine, wahrhafte Dichter. Und vor allem: Licht wird aus ihm strahlen und die Dunkelheiten der Zeit und des Menschlichen erhellen, daß uns allen Land der Seele und hohes Ziel wieder sichtbar wird.

Möchten neue Menschen, durch die Hölle der Zeit erlebend gegangen, sich tief versenken in die Klänge, die immerdar unhörbar Zeit und Sein durchfluten.

Neue Romantik: Geöffnet sein allem Hohen, Ewigen, aller Schönheit dieser Erde, aller ragenden Sehnsucht, aller tiefen Menschlichkeit, allem, was Menschen erst zu Menschen, Leben erst zu Leben macht.

Geöffnet sein der schöpferischen Stille in uns und außer uns, allem Tätigen, Wirklichen mit hellen, klaren Augen zugewandt. Es muß jeden einzelnen durchdringen und sein Ich bezwingen: Goethes große Erfüllung: Alles um Liebe und tätiges Leben!

Wieder Frühlingsabende voll blühendem Werden im ewig-reinen Mondlicht vergehend, wieder Gottes lohende Fackel am ewig-reinen Blau über sommerseliger Flur — o, daß aus allem Wollen und Werden doch wieder Seligkeit und Wärme auflebe, und Frucht, reife, reiche Menschenfrucht trage!

Franz Alfons Gayda



Sturm und Stille

Die Geschichte der Kriegsliteratur wiederholt sich einigermaßen in unsern Tagen: auf der einen Seite lockt das aufregende und aufreibende Erleben unseres Volkes, lockt auch die Erinnerung an große Vorbilder des Zeitromanes, auf der andern läßt das rasende Zeitmaß der Ereignisse den Dichter kaum den Abstand gewinnen, der nun einmal nötig ist, um die Dinge künstlerisch gestalten zu können. Da liegt die Gefahr eines Mißverhältnisses nahe zwischen der Romanfabel und dem Rahmen: jene kann uns nicht gewichtig und bedeutsam genug erscheinen für den schweren Ernst der Fragen, die uns durch sie nahe gebracht werden sollen. Wie schlägt uns doch das Herz höher, wenn wir in Paul Enderlings Roman „Stürme in der Stadt“ (Berlin, Scherl) vom Ausmarsch der deutschen Regimenter aus Danzig lesen, wenn wir mit ihm wandern durch die Straßen der alten Hansestadt, in denen auf Schritt und Tritt die Wahrzeichen ihrer deutschen Art ragen, wie lebendig wird uns das Gefühl für die Not der Menschen, die hier zäh und trotzig für uns alle ein gefährdetes Bollwerk deutschen Wesens verteidigen. Aber leider lassen uns die eigentlichen Romanereignisse kühl; es ist sehr schön, daß das altangesehene Handelshaus gerettet wird, aber nicht jeder Kaufherr hat einen amerikanischen Bruder, mit dem er sich zur rechten Zeit nach langem Zwist wieder vertragen kann, und die Geschichte der polnischen Mutter und des deutschen Sohnes ist alles andere als überzeugend. Einen hoffnungsvollen Ausblick in bessere Zukunft gibt der Zeitroman sehr begreiflicherweise gern — nur sollte er sicherer begründet werden als auf gar zu romanhafte Verwicklungen und Lösungen.

Mißverhältnis zwischen Rahmen und Inhalt wird niemand einem zweiten Zeitroman vorwerfen können; wenn wir trotzdem auch bei Ernst Wiecherts „Der Wald“ (Berlin, Verlag G. Grote) nicht ganz froh werden, so liegt es an einer andern Folge derselben Not. Ernst Wiechert ist ein starker Dichter mit allem Zauber einer eigenen Sprache, in seiner Schilderungskunst einem Stifter verwandt, in seiner Art ihm freilich entgegengesetzt. Sein Wald — irgendwo in Ostpreußen liegt er — das Erbe eines alten Geschlechts, das mit ihm in Gedeih und Verderb verwachsen ist zu einer geheimnisvollen Einheit, steht da, unberührt, sich selbst genug, der Lebensinhalt und -zweck seiner Menschen, und wenn je einer Waldesweben und Waldesgeheimnis im Raunen der Wipfel, im Dämmer des Dickichts hat lebendig werden lassen, dieser junge Dichter kann sich neben ihm sehen lassen. Nach dem alten Besitz langt die neue Zeit; sie will den Frieden des Waldes stören, ihn zum Allgemeinwohl „erschließen“ — der letzte Erbe rettet sein Heiligtum, indem er es vernichtet; im Feuer stirbt der „grüne Gott“: Hauptmann Henner aber sucht mit seinem getreuen Isegrim die neue Heimat in der Moorsiedlung. Kein Zweifel: Wiechert hält uns im Bann bis zum letzten Blatt, aber dann melden sich die Bedenken. Es hat doch am Ende mit Zusammenbruch und Revolution nichts zu tun, wenn die größere Gemeinschaft des Volkes den Wald nicht mehr als den Alleinbesitz eines Einzelnen ansehen kann; sie wird auch dadurch nicht ins Unrecht versetzt, wenn ihr Wortführer ein grotesker Phrasenheld ist. Und wenn alle Lächerlichkeit auf seinen Scheitel gehäuft wird, wenn er einem Brief, in dem er um die Hand der Empfängerin bittet, eine Antwortmarke zur gefälligen Bedienung beilegt, in der Sache hat er halt doch recht, und aus all den Tannen, die Henner im weiten Moor pflanzen mag, als irgend eines Mannes ganz persönlicher Besitz wird da nimmer ein Wald mehr wachsen. So vermissen wir bei dieser in ihrer Art ergreifenden Dichtung doch auch den Abstand des Dichters vom Zeitgeschehen: mit Liebe und Haß steckt er noch zu tief mitten drin, um es anders als einseitig darstellen zu können.

Die Geschichte gibt von selbst solchen Abstand — es ist nicht unmöglich, daß Lulu von Strauß und Torney an die Stürme gedacht hat, die unsere Zeit durchwehen, als sie eine Schwärmerbewegung der Vergangenheit in ihrem Roman „Der jüngste Tag“ (Jena, Eugen Diederichs) schilderte. Die Meisterin der Ballade steckt klug Ort und Zeit ab: einige Wochen aus dem Leben eines Dorfes, nicht allzu weit von Münster, wo die Heiligen das neue Jerusalem gegründet haben. Unfaßbar geht heimliche Botschaft durchs Land, daß die Zeit erfüllet sei, und erweckt sich den Propheten. Sind die Zeichen nicht da? Die Sonne versengt die Felder, die Brunnen versiegen, und wo noch Zeichen fehlen, da mag man nachhelfen. So ergreift der Wahn eine ganze Gemeinde und verzehrt Schuldige und Unschuldige — die Erde aber geht weiter ihre Bahn, und am Abend des jüngsten Tages rauscht der Regen. Unheimlich nah kommt uns das alles: das ganze leidenschaftliche Geschehen ist herausgeboren aus der dörrenden Hitze der Tage, dem schwülen, undurchdringlichen Dunkel der Nächte, und wie es hier kein Mittleres gibt, so auch nicht im Wesen der Menschen: harte Kanten haben sie alle, kennen nur ja oder nein, gehen verschlossen aneinander vorbei — schwerer niedersächsischer Schlag, im tiefsten Innern aber empfänglich für mystische Träume. Ganz leicht zu lesen ist das Buch freilich nicht: es sind leise Atemzüge, aus denen der Sturm sich zusammenbraut; man muß sie erhaschen, wie sie kommen und gehen; dazu blendet der Wechsel zwischen grellem Sonnenlicht und der Finsternis der Dorfnächte schier die Augen: nicht immer sind dabei die Begebenheiten leicht zu verfolgen — am nachhaltigen Eindruck ändert das nichts.

War hier in der Stimmung einer aufgewühlten Zeit noch eine Verbindung gegeben zu unsern Tagen, so wendet mancher Erzähler der Gegenwart überhaupt den Rücken und kommt dabei sicherlich einer weit verbreiteten Stimmung entgegen, die wie einst vor Krieg und Kriegsgeschrei, jetzt vor den Sorgen des „Friedens“ zu dem flieht, „was sich nie und nirgends hat begeben“. Clara Ratzkas Buch „Sie, die ich nicht kenne“ (Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt) ist ein rechter Romantikerroman bis zur symbolischen Verkörperung des

Lebens, die im Pelerinenmantel durch die Erzählung schreitet, bis zum Kunstgriff der Romangestalt, die plötzlich ihrem Schöpfer entgegentritt. Ein Dichtertraum ist in eine Rahmenerzählung gestellt, der Traum von der schönen Yvonne, die eines Tages tot in die Pariser Morgue eingeliefert wird und deren Schicksal dem Dichter lebendig wird. Ach, für das harte Leben war sie nicht geschaffen, so wenig wie vor ihr ihr Vater, der so scheu vor dem Leid sich duckende Meister Herwethe; gierig langt die Welt hinein in ihr Sehnen und vermag sie doch nicht ihrem eigensten Wesen untreu zu machen; sie ahnt, daß für sie es kein Besitzen, kein Festklammern an irgend einen Wunsch geben kann, nimmer kann sie im Alltag alltäglich werden — selbst als sie im bürgerlichen Sinne entgleist ist, nippt sie immer nur vom Schaum des Lebenskelches und findet sich heim, ehe ihr Schmelz dahin ist. Weich und verdämmernd wie ihr Name klingt das Lied von der schönen Yvonne, und so ganz umsonst hat jener nicht seinen fremden, fernen Klang: wir mögen wohl eine Weile mit ihr träumen, aber wir erschrecken fast bei dem Gedanken, sie zur Tochter oder Schwester zu haben (an Frau und Mutter denkt man gar nicht bei ihr) — das harte deutsche Leben, das unser Los ist, hat nichts mit ihr zu tun.

Da steht es anders mit den Erzählungen, die Helene Voigt-Diederichs in dem Bande „Mann und Frau" (Jena, Verlag Eugen Diederichs) vereinigt hat und die zwar nicht durchweg, aber überwiegend um das Verhältnis der Geschlechter kreisen. Auch das sind leise Geschichten, selbst wenn die Kriegerfrau, die zum erstenmal ihrer schweren Stunde entgegensieht, ihr Häuschen ansteckt, um dem Gatten Urlaub zu schaffen, oder wenn der „Heimkehrer" sein Weib, dessen Hausfreund er sich doch monatelang gefallen ließ, mit einem Hammerschlag niederstreckt, selbst dann handelt es sich nicht um die „unerhörte Begebenheit", sondern vor allem um ihr stilles, aus dem Unterbewußtsein heraufwachsendes Werden. Denn gerade in das Innenleben der kleinen Leute und der Kinder will die Verfasserin führen, sie will von dem Tag erzählen, da irgend ein Ereignis — es kann tragisch, es kann an sich bedeutungslos sein — den Schlummer des Ich aufstört. Hier gibt es keine zeitlose Romantik, mit Kindern unserer Tage haben wir es zu tun, für deren persönliches Ergehen gutenteils das Geschick des Volkes bestimmend war — keiner und keine denkt daran, in ihm eine Rolle zu spielen, es sind die Blätter des Baumes, den der Sturm schüttelt, aber auch sie gehören zu seinem Leben. Ein Buch für besinnliche Leute, die gern beim Kleinen verweilen, weil es doch Mutterschoß des Großen ist.

Und wieder finden wir auch bei der Erzählung die Flucht vor der Not unserer Zeit. Anders kann ich mir Will Vespers Novellensammlung „Porzellan" (Leipzig, Verlag H. Haessel) nicht erklären — mit ziemlichem Erstaunen liest man diese Geschichten, die meistens dem Titel entsprechend in die galante Zeit des Rokoko führen, eigentlich genügt es schon zu sagen, daß einige sich als Erlebnisse Augusts des Starken und seines Sohnes, des Marschalls von Sachsen, geben. Erzählt sind sie in der Art italienischer Novellen, haben auch stoffliche Berührungen mit ihnen, manche sind nicht mehr als Anekdoten; und wenn Vesper nicht mehr wollte, als an etwas heiklen Stoffen vergnügte Fabulierkunst zu zeigen, so hat er das erreicht. Nur: was gehen uns diese Geschichten an? Ich kann nicht finden, daß sie irgendwie bedeutsame Züge tragen, und wenn wir schon unsere Freude an Porzellankunst haben sollen, so ziehen wir am Ende das richtige Rokoko vor, das aus seiner Zeit als ihr rechtes Erzeugnis erwuchs.

Der Schweizer Jakob Schaffner hat jede Zeitfärbung in den beiden Novellen seiner „Fragen" (Berlin-Lichterfelde, Verlag Runge) vermieden; für die Rätsel seiner Menschen braucht er sie auch wohl nicht. Denn hier soll im Gegensatz zu Helene Voigt-Diederichs die besondere Begebenheit und die besondere Art der Menschen wirken: charakteristisch ist, daß die erste die Rechtfertigungsschrift und zugleich das Schuldbekenntnis eines Muttermörders aus Liebe und Mitleid ist, in der zweiten liefert ein Raubmörder unmittelbar nach der Tat seine Beute ab und stellt sich der Polizei: also abseitige Menschen, die nur als einzelne verständlich gemacht werden können — sicherlich ist das ältestes Recht des Novellisten; aber irgendwie wird man hier nicht warm. Dem Muttermörder, diesem kalten Erfolgsjäger, glaubt man seine Mutterliebe

nicht recht, und für den zweiten hat Schaffner entweder zu wenig oder zuviel getan: ich habe das Gefühl, der Vorfall wäre erträglich als Episode eines Romans oder aber als Gegenstand einer ganz anders ausladenden Novelle — so ist die Vorstellung, daß ein braver Kommis, der Gelder einkassiert hat, um nichts und wieder nichts totgeschlagen wird, schwer erträglich und stört sehr wesentlich die Teilnahme an den Empfindungen des Herrn Mörders.

Zwiespältige Empfindungen erregen die meisten dieser Werke erzählender Kunst; und ist es ein Wunder? Wir sprachen von der künstlerischen Schwierigkeit der Zeitdarstellung — wenn der Dichter sich seine Stoffe abseits der Gegenwartskämpfe sucht, macht er sich's darum noch nicht leichter. Wir würden ihm schon gern folgen, aber er muß es der Mühe wert machen, denn, ob wir wollen oder nicht, von der Welt des Buchs schweifen die Gedanken immer wieder zu der, die uns umgibt. Schön ist die wahrlich nicht; aber es ist die Welt unserer Not, die uns eine heilige Not ist — mir scheint, als sollte der Dichter versuchen, daß uns seine Welt nicht als etwas Fremdes, Gleichgültiges erscheint, sondern als neue heimliche Heimat, die nur im Lärm des Alltags uns für eine Zeitlang versank.

Dr. Albert Ludwig



Eine neue Reichsmusikzunft

Das deutsche Mittelalter hatte seinen vielfach bewährten Organisationsgedanken auch auf die tonkünstlerischen Bezirke ausgedehnt. Soweit das die Musik selbst betraf, wurde es der Sache nicht heilsam, denn kaum irgendwann hat sich so deutlich wie an den Meistersingern erwiesen, daß Kunstfragen sich auf Vereinswegen am allerwenigsten lösen lassen. Wohl aber haben die auf den Musikerstand zielenden Zusammenfassungsbestrebungen viel Gutes und Fruchtbares gezeitigt.

Wenn wir in den Büchern von Pfeiferkönigreichen der elsässischen Herren von Rappoltstein, von der Reichstrompeterzunft in Dresden oder wandernden Geigerfürsten des fünfzehnten Jahrhunderts lesen, so wirkt das vor allem auf die romantisch-künstlerischen Gebiete unserer Phantasie. Aber die Sache hatte weit nüchternere Seiten: in Zeiten allgemeiner Rechtsunsicherheit mußte ein Stand von Menschen, denen die Kirche wegen ihres „gottlosen" Berufs die Abendmahlsfähigkeit absprach und der Staat als „unseßhaftem Gesindel" keine Notwehrwaffe zugestand, durch Zunftbildungen seine Ehre und seine Lebensmöglichkeit neu zu begründen versuchen. Es war eine Tat von jahrhundertelanger, das ganze deutsche Volk berührender Tragweite, als während des Basler Konzils der Kardinallegat Julian Cesarini auf Veranlassung Schmaßmanns v. Rappoltstein und des Zürcher Rats eine „Musikantenbulle" erließ, die allen Tonkünstlern die Teilnahme an der Kommunion gestattete, wenn sie einer Marienbruderschaft beitraten und alljährlich eine gewisse Zeit vor der von ihnen zu stiftenden Messe das „gaukeln" ließen. Daneben errichteten die weltlichen Großen Spielgrafenämter, die in einer Art von Selbstverwaltungsverfahren die Aufsicht über die Musiker eines Bezirkes übernahmen, Kunstscheine ausstellten und sozusagen Gewerbesteuern erhoben. Endlich fanden sich die „verbürgerten Spielleute" größerer Städte zu Zünften zusammen, die auf ehrbare Lebens- und Berufsführung achteten und eine gemeinsame Witwen- und Waisenkasse unterhielten.

Bald ergab sich die Notwendigkeit, solche kleinen Einzelvereine zu Landesverbänden zusammenzuschließen, und die Kaiser verliehen den Vorsitz, das „Königtum", seit Karl IV. ihren besonders geschätzten Hofmusikanten. Aber natürlich waren das mehr Fiktionen, denn die territoriale Zerrissenheit des Reichs und die mangelhaften Verkehrsverhältnisse machten die Gesamtverwaltung so weiter Gebiete von einer Stelle aus unmöglich, selbst wenn der Pfeiferkönig lebelang nur auf Fahrt zu seinen Unterbezirken gewesen wäre. Wieviel Wackeres und Erfreuliches solche Körperschaft aber doch hat bewirken können, zeigen die erhaltenen Statuten

der vereinigten Musikantengilden des ober- und niedersächsischen Kreises von 1653, allein schon in dem schönen Satz z. B.: „Kein Bruder schmähe des andern Kunst.“ Da haben sich künstlerischer Sinn und bürgerliche Tüchtigkeit zu rühmlicher Harmonie vielfach gepaart. Aber natürlich ging es hier wie stets, wenn an die Stelle des lebendigen Geistes der Zwang sacht verstaubender Satzungen tritt — die Bildungen veralteten, verkalkten, und es wurde als allgemeine Wohltat begrüßt, als die Aufhebung der Zünfte infolge des Reichsdeputationshauptschlusses auch den Musikergenossenschaften das Lebenslicht ausblies. Es trat ein knappes Jahrhundert des „freien Wettbewerbes“ ein, das aber vielleicht noch weniger Heil gebracht hat, weil das Darwinistische Experiment des „Kampfs der Arten“ sozusagen ein neues Zeitalter des Faustrechts schuf. Die wirtschaftlich Schwachen wurden erbarmungslos zerrieben, aber dies sind im Reich der Kunst oft gerade die allerwertvollsten Mitglieder, so daß es wahrlich nicht bloß „Humanitätsdusel“, sondern auch einfaches Gebot der Klugheit war, wenn man hier bald wieder an wirksamen Minderheitsschutz zu denken begann.

Das beste Erhaltungs- und Kräftigungsmittel aber umschließt die alte Binsenwahrheit „Einigkeit macht stark“: man schloß sich erneut zu Körperschaften mit bald mehr künstlerischer, bald mehr wirtschaftlicher Grundrichtung zusammen. Das notwendige Ziel dieser Entwicklung wird die Zwangsinnung sein, wie ein einfaches Beispiel zeigen kann: Eine einzelne, alte Musiklehrerin hat vor dem Krieg für ihre Stunde vielleicht 2,50 Goldmark bekommen. Heute ist die Lebenshaltung auf das Hundertfache der Anzahl Papiermark gestiegen, also müßte sie 250 Papiermark erhalten. Sie hat es bisher trotzdem nur bis zu einer Steigerung auf 7,50 Papiermark gebracht, d. h. gibt die Stunde jetzt dreißigmal so billig, müßte also dreißigmal soviel arbeiten, um die gleichen, bescheidenen Bedürfnisse zu decken wie 1914, aber der Tag hat bekanntlich heute auch nur wie früher 24 Stunden. Wenn jetzt diese Lehrerin ihre Stunde auf 10 Mark steigert, springt ihr die denkfaule Kundschaft ab, denn ein Heer von ungelernten Pfuschern unterrichtet die Kinder der Mittelstandsfamilie zu 7,50 Mark — die tüchtige Lehrerin aber verhungert. Gehört sie aber einem Berufsverband an, der alle „etwas gelernt habenden“ Musiklehrkräfte der Stadt umfaßt, so kann einmal mit Hilfe der Regierung das Pfuscherwesen abgestellt werden, so daß das Publikum eine Garantie erhält, sein Geld nicht zwecklos zu verschleudern, und eine von der Gesamtvertretung angezeigte Preiserhöhung verliert die persönliche Schärfe — daß damit die Elternschaft nicht übermäßig finanziell angespannt werden wird, verbietet sich von selbst durch die Gefahr, daß man andernfalls überhaupt auf Musikunterricht verzichten würde. Doch weit über die heute gewiß für den Musikerstand lebenswichtige Frage von Mindesttarifen hinaus erstreben die neuen Vereine (die übrigens z. T. auch schon ein halbes Jahrhundert alt sind) Dinge, die in allgemeinem Interesse liegen: so Hebung der Standesehre, Fortbildungskurse, Einrichtung von Lehrmittelbibliotheken usw. Die Regierung unterstützt diese Entwicklung in erfreulichster Weise.

Nun ist es lebhaft zu begrüßen, daß in den Julitagen letzten Jahres in Frankfurt am Main ein „Reichsverband deutscher Tonkünstler und Musiklehrer“ gegründet worden ist, der die bisher schon bestehenden Großorganisationen (Vereinigte Tonkünstlerbünde, Organisation deutscher Musiklehrkräfte, hoffentlich nächster Tage auch die Musikgruppe des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins) umfassen wird und den geeigneten Rahmen bildet, um immer weitere musikalische Standesvertretungen, etwa den Verband konzertierender Künstler, die gehobenen Orchestermusiker, den Chordirigentenverband usw. in sich aufzunehmen. So wird sich allmählich eine Selbstverwaltungskörperschaft entwickeln, die auch der Regierung, den Parteien, dem Reichswirtschaftsrat, den Musikverlegern, Provinzialschulkollegien usw. gegenüber eine wahrhaft würdige Standesvertretung der deutschen Musiker darzustellen vermag und hoffentlich Ersprießliches für die Pflege der Tonkunst leisten wird.

Dr Hans Joachim Moser



Türmers Tagebuch

Lebensmeisterung · Der großdeutsche Gedanke
Die politische Gesamtlage

Lebensmeisterung! Das war das Wort, mit dem wir unser Dezember-Tagebuch geschlossen haben. Wir erwarten jetzt, wo von außen und innen Chaos droht, daß Regierung und reife Einzelmenschen Ordnungsmeister seien. Meisterschaft ist des Lebens Sinn und Ziel. Nicht etwa als ein athletisches Niederringen des Nebenmenschen oder der Nachbarnationen, obwohl auch Kampf an der rechten Stelle ins Gesamtbild gehört, sondern im Sinne stetigen Reiferwerdens, wie der Lehrling zum Gesellen und zum Meister emporwächst. Das Leben ist ein kosmisches Geheimnis, das man nicht erklärt, wohl aber verklärt, indem man es liebend ordnet und beseelt mittels einer uns innewohnenden, in den meisten Menschen nicht zu voller Wirkung entfalteten Lichtkraft. Diese Kraft schöpferischer, verklärender Liebe entzündet sich an den Meistern, und sie übt sich an den Menschen, die für unsere Liebe erreichbar und empfänglich sind. Heldentum und Liebe — das Starke und das Zarte — das ist das Geschwisterpaar, das uns führen muß.

Das ist es, was wir der Jugend unseres zusammengebrochenen Deutschlands ans Herz legen. Auch in der Jugenderziehung wird immer wieder beklagt „ein starkes Nachlassen der Glaubenskraft, eine Lähmung der seelischen Kräfte und als Folge aller dieser Umstände ein Erblassen des Bewußtseins der menschlichen Würde“ (vgl. „Jugendführung“, Zeitschrift für Jünglingspädagogik und Jugendpflege, Düsseldorf, in einem bemerkenswerten Aufsatz von Bernhard Baak). Wir glauben an die Macht guter und aufbauender Gedanken, wie wir ja auch die Macht der bösen Gedanken bitter genug gekostet haben. Gedanken sind Kräfte: man übe sich in reinen Strahlungen dieser Art!

Edeldeutsch im Innern — großdeutsch nach außen: das ist demnach unser einfaches Programm.

Das Edeldeutsche ist das Edelmenschliche in deutscher Form; also die Eindeutschung des Fremdwortes Humanität. Das Großdeutsche ist die — wenigstens zunächst von Sprache und Kultur aus vollzogene — Umfassung aller deutschredenden Brüder, auch der Auslandsdeutschen. Sobald das Großdeutsche allein, ohne jene sittliche Ergänzungskraft, Programm wird, gibt es einen seelenlosen Imperialismus, an dessen nüchterner Machtpolitik jetzt die ganze Kulturwelt krankt. Hingegen das Edeldeutsche allein, nur sittlich erfühlt, ohne den Willen auch der äußeren Selbstbehauptung, müßte in kümmerlicher Ideologie hinsiechen. Auf den rechten Gleichgewichtszustand beider Kräfte kommt es an.

Hier sind demnach die Gesichtspunkte Republik oder Monarchie in den Hintergrund getreten. Wir müssen vor allem einmal wieder auf die Kraftquellen des Lebens hinweisen, auf jene Quellen, aus denen auch die Politik ihre Ordnungskraft empfängt. Politik ist Lebensgestaltung eines Volkes. Gelingt es uns, einzelne Menschen von Wert und Einfluß, oder einzelne Gruppen mit dieser ruhigen Seelenkraft anzustecken, so haben wir Inseln der Kraft geschaffen, die jedem Andrang des Chaos oder der Vermassung nicht nur standhalten, sondern auch ordnende Gegenwirkung hinaussenden.

Ich lese eben das neueste Büchlein von Meister Bô Yin Râ „Das Buch der Liebe" (München, Verlag der Weißen Bücher), das mit folgenden Sätzen beginnt: „In einer Zeit, in der des Hasses schlammdurchwühlende Wellen aller Menschheit Fluren schänden, soll dieses Buch dir von der Liebe reden! Du, der sich selbst erleben will, sollst hier die höchste Freiheit finden! Die Freiheit, die du brauchst, wie deine Lungen Luft zum Atmen brauchen, kann dir nur die Liebe geben, und ohne Liebe stirbt in dir der Lebenskeim, aus dem du dir erstehen sollst zu einem Wachstum, das in sich kein Ende kennt. Hier wird die Rede sein von einer Kraft, die alle Kräfte dieser Erde meistert — von einer Kraft, die nur die wenigsten in sich erleben, da sie zwar vieles kennen, was sie ‚Liebe' nennen, jedoch zu leicht befriedigt sich begnügen, ohne ihre tiefste Tiefe zu ergründen ... Wüßte man, was die Liebe in Wahrheit ist, dann hätte längst das Antlitz dieser Erde sich gewandelt."

Auch dieser Weise betont, daß schöpferische Liebe in unserem erlauchten Sinne weder Gemütlichkeit noch Süßlichkeit ist, sondern verwandt mit „Freiheit" und mit „Kraft": eine den ganzen Menschen durchflutende Kraft der Harmonisierung. Wann wird dies von den Besten in Deutschland erkannt werden? Dann wird das törichte Gerede, daß wir nächstens mit Sowjet-Rußland zusammen Frankreich schlagen werden, unmöglich sein; dann wird Hetze von rechts oder links machtlos am bestimmenden Teil des Volkes abprallen: dann hat Deutschland den Weg zur Selbstbesinnung gefunden, die weder Pazifismus noch Machtpolitik ist, sondern Goethes „weise Beschränkung" auf das Erreichbare.

Der Deutschösterreicher Karl Postl, der unter dem Namen Sealsfield bedeutende amerikanische Romane schrieb, schildert in einem dieser Werke eine wahre Prachtsgestalt: den Squatter-Regulator Nathan in Texas, der aus Urwäldern eine Siedelung schafft und diesen Besitz sogar gegen soldatische Übermacht behauptet. Wir schauen den Alten als eine „Ehrfurcht gebietende Gestalt, an der wenigstens achtzig Jahre vorübergegangen sind, wahre Riesentrümmer, die Züge stark hervortretend, massig, antik, beinah grandios; die Stirn, Wangen wie mit Eisenrost überzogen, aber nicht abgelebt, nicht widerlich, im Gegenteil, man sieht mit einer Art Ehrfurcht in dieses bemooste, wie rostige Antlitz und in die grauen Augen, deren fester Blick noch zahllosen Squatter-Fährlichkeiten ruhig die Stirn bieten zu können glaubt." Dieser wuchtige Hinterwäldler ist ein Charakter „noch aus der alten Zeit, nicht durch das Geldmäkeln, Wuchern der heutigen Tage verdorben. Es ist etwas Patriarchalisches in seinem ganzen Wesen. So müssen die alten Patriarchen gedacht, gesprochen, gehandelt haben, mit dieser Kraft, Natürlichkeit und Gott vertrauendem Sinne."

Sealsfield schildert diesen Patriarchen, der ganz Wucht und Wille ist, als einen

„echten Republikaner"; und man kann in der Tat diese Lebens- und Notgemeinschaft da mitten im Urwald als einen Freistaat empfinden. Aber man darf den Alten, der in diesem Zellenstaate die belebende, beseelende Mittelpunktskraft bildet, ebenso gut als Volkskönig bezeichnen. Ob ihre Verfassung monarchisch oder demokratisch zu nennen sei, ist belanglos; Demokraten solcher Art sind zugleich Aristokraten; der einzige wahre Freund des wuchtigen Hinterwäldlers ist ein Graf aus altem Geschlecht. Der Schwerpunkt liegt nicht auf der Verfassung, sondern durchaus auf dem persönlichen Wert der Beteiligten und auf der Wucht und Würde des geborenen Führers.

Verstehen Sie uns, Thomas Mann? Verstehen Sie, daß dies mit Empfehlung der Republik ebensowenig zu tun hat, wie mit Rückschau auf die Monarchie?

Und so halten wir es mit dem alten Ernst Moritz Arndt, der „Einfalt und Festigkeit, die Kinder der Kraft", immer wieder empfiehlt, und sagen mit ihm: „Ewig soll der Mensch, dessen Kräfte der Staat nicht alle binden darf, höher stehn als der Staat." Denn Lebenskraft erhält der Staat erst durch Wert und Würde seiner Menschen.

* * *

Der großdeutsche Gedanke, den wir im Oktoberheft („Tagebuch") anschlugen, hat Widerhall gefunden. Es sei uns gestattet, eine dieser Zuschriften aus denkendem Leserkreise hier zum Abdruck zu bringen. Ein Kapitänleutnant a. D., jetzt Studierender, äußert folgende Gedanken:

„Es war mir sehr sympathisch, gerade von Ihnen hier meine eigenen Gedanken über Großdeutschland, die sich mir einst auf Grund geschichtsphilosophischer Betrachtungen von selbst ergaben, ausgesprochen zu finden. Es besteht für mich kein Zweifel — die tiefere Begründung muß ich mir hier ersparen —, daß die Wehen, in denen jetzt das staatliche Deutschland liegt (vom geistigen soll hier nicht die Rede sein, obwohl auch hier eine Neugeburt im Anzuge ist), durch das werdende Großdeutschland bedingt sind. Deutschland hat auch politisch, oder besser als Reichskörper, seine letzte Form und höchste Stufe noch nicht erreicht. 1870 war nur eine Stufe, keine Vollendung. Das Reich Bismarcks umfaßte ja nicht ganz Deutschland; die „Alpen- und Donaudeutschen", wie Sie die Bewohner der österreichisch-bayrischen Grenzlande nennen, konnten auch durch eine Bismarcksche Staatskunst damals noch nicht einbezogen werden. Jetzt aber ist die Zeit hierzu gekommen — verschiedene Anzeichen sprechen deutlich hierfür —, und es scheint somit, als ob das staatliche Werden Deutschlands auf der Stufe zu seiner Vollendung sich in genau den beiden gleichen Wellen vollzieht, wie das geistige Werden, wo wir ja jetzt auch das Herannahen der zweiten Welle deutlich verspüren (Erste: Weimar — Jena)! Was aber so im Plane der Vorsehung vorgesehen ist — und es ist meine feste Überzeugung, die mit einer bloßen Meinung durchaus nichts zu tun hat, daß Deutschlands Weg in diesem Sinne staatlich und geistig (Reichskörper und Reichsseele) vorgezeichnet ist, — vollzieht sich auch, und zwar unter allen Umständen, ob wir wollen oder nicht!

„Aber wir müssen uns auch hüten, seine Mittel, die zur Erreichung solchen Zweckes notwendig eingesetzt werden müssen, zu kritisieren, sie mit menschlich-sittlichem Maßstab zu messen. Als Napoleon 1806 in Deutschland einbrach und mordend und brennend durch die Lande zog und uns mit harter Gewalt seinen

Fuß auf den Nacken setzte, da gab es wohl im ganzen deutschen Lande kaum einen, der nicht dieses Handeln aus tiefster Seele verurteilt hätte. Und doch! Sub specie aeternitatis dieses geschichtliche Geschehen betrachtet, müssen wir heute zu anderen Ergebnissen kommen, wenn auch die rein-menschliche Beurteilung dieselbe bleiben muß. Napoleon war in der Hand der Vorsehung genau so ein Mittel, wie später Bismarck oder andere hervorragende Persönlichkeiten, wenn auch ihre Art eine ganz andere gewesen sein mag. Ohne Napoleon, ohne 1806 — kein 1813, kein 1870, welch letzteres Jahr ja nur den Schlußstein einfügte zu dem deutschen Einheitsbau, dessen Grundstein 1813 gelegt wurde. Das erkannten auch schon die Männer um Hardenberg: ein Altenstein, Fichte, auch Stein, als sie die philosophische Grundlegung zu den neuen staatlichen Reformen entwarfen, indem ihnen Napoleon in dem gleichen Lichte erschien, wie oben. Und es ist ja gerade das Wesen deutscher Geschichtsauffassung, das geschichtliche Geschehen in diesem Sinne sub specie aeternitatis zu betrachten, weil nur so Sinn und Zusammenhänge offenbar werden. Und so meine ich auch: wir wissen nicht, ob nicht Poincaré, den Sie eine Hauptgefahr auf dem Wege zu Großdeutschland nennen, in seiner zerstörenden Art nicht eine gleiche Notwendigkeit ist auf dem Wege hierzu, wie einst Napoleon auf dem Wege zu Kleindeutschland.

„Deshalb neige ich persönlich in dieser Frage zu allergrößter Zurückhaltung. Und es scheint mir vielmehr Frankreich im Verhältnis zu Deutschland auf dem geschichtlich-politischen Schauplatz schon von jeher die Rolle des Mephistopheles zugefallen zu sein, des Geistes, der das Böse will und doch das Gute schafft. Und wenn schon die Geburt Kleindeutschlands nicht ohne die schweren und langen Wehen von 1806 — 1870 möglich war, so, vermute ich, wird das größere Gebilde Großdeutschland zu seiner Geburt noch viel schlimmere Schmerzen bereiten müssen. Es wird aber die Zeit kommen — sie wird allerdings noch sehr lange auf sich warten lassen —, wo wir schließlich auch den Geburtshelfern, wenn wir uns auf ganz objektiven Boden stellen, zum mindesten nicht undankbar sein werden. Zu diesen Geburtshelfern scheint mir aber auch Poincaré zu gehören, auch wenn, als Einzelnes betrachtet, sein Handeln nur zerstörend erscheint. Von Türmers Warte aber aus — was ja gleichbedeutend sein sollte mit dem vorhin gebrauchten Ausdruck Spinozas: „sub specie aeternitatis" — ist es ermöglicht, das Ganze zu überschauen und seine tieferen Zusammenhänge. Und ich vermute, wenn der so wohlbewährte Türmer dort oben auf seinem einsamen, aber schönen Posten noch einmal in dieser angedeuteten Richtung durch sein langes Rohr sehen wird, dann wird er auch dort hinter den Vogesen Kräfte und Gestalten entdecken, deren Hilfe für sein geliebtes Land, trotz allen scheinbaren anderen Aussehens, ihm schließlich doch unverkennbar sein wird. Freilich, wie und in welcher Gestalt er sie dann seinem Land vermelden wird, bleibt auch dann noch dahingestellt."

Gern haben wir dieser durchaus im Geiste des „Türmers" gehaltenen Zuschrift Raum gegeben. Deutschland braucht noch Druck und Drohung von links und rechts, von Poincaré und Sowjet-Rußland nebst Kommunismus. Aber wir wollen den Unterschied zwischen geschichtsphilosophischer Betrachtung und praktischer Politik scharf im Auge behalten. Poincaré ist und bleibt eine Gefahr, eine Feindschaft,

ein Widerstand: aber diese Dinge sind dazu da, daß sie überwunden werden —, dann erst enthüllen sie ihren Segen, eben durch den Kräfte entfaltenden Kampf. Nur können wir jetzt nicht mit dem Schwert kämpfen, sondern müssen Waffen des Geistes schmieden. Eine geniale Führung — und ein seine Glut in strenger Selbstzucht sammelndes Volk: ja, das wäre das Rechte!

* * *

Im Anschluß an eben dieselben großdeutschen Gesichtspunkte (die noch viel Zeit zur praktischen Ausreife brauchen) verdient eine Betrachtung über Staats- und Volksgedanke Aufmerksamkeit, die uns Archivrat Dr Hans Witte (Neustrelitz) zusendet:

„Friedrich Lienhards Wort von einem trotz allem künftig vielleicht einmal kommenden Großdeutschland (‚Türmers Tagebuch', Oktoberheft, S. 61) fordert von der Linken die Ehrlichkeit, den offenbaren Mißerfolg des Marxismus einzugestehen, von der Rechten die Kühnheit, in unserm bisherigen Reiche ‚kein endgültiges Gebilde' zu sehen.

Diese Kühnheit wäre wohl nicht gar so groß, wenn nicht das politische Denken unseres so unpolitischen Volkes durch die mehrhundertjährige Einwirkung der Kleinstaaterei derart verkümmert wäre, daß selbst im wiedererrichteten Deutschen Reich der Deutsche sich kaum anders zu benehmen wußte, als in einem vergrößerten Partikularstaat. Durch die neuen Reichsgrenzen blieb er geschieden von den nach Millionen zählenden draußen gebliebenen Deutschen, wußte teils von ihnen nichts, teils wollte er von ihnen nichts wissen. Ein die Gesamtheit des Deutschtums umfassender Volksgedanke, wie ihn schon Ernst Moritz Arndt und der Freiherr vom Stein gedacht hatten, war ja trotz der inzwischen verflossenen Menschenalter erst in kümmerlichen Anfängen vorhanden.

Neben dem partikularistischen Staatsgedanken, der uns ins neue Kaiserreich verfolgt und auch jetzt in der Republik noch immer nicht die längst verdiente Grabesruhe gefunden hat, kam allerdings der allgemeiner eingestellte Staatsgedanke, der die Einheit der vielen Partikulargebilde betonende Reichsgedanke, zur Geltung. Aber wie fern war er noch von dem, was Ernst Moritz Arndts hoffentlich prophetisches Auge geschaut hatte! Wie weit blieb er hinter dem ‚Soweit die deutsche Zunge klingt' noch zurück! Arndt hätte in dem neu errichteten Kaiserreich, so dankbar wir für dies Geschenk des Himmels sein mußten, sicherlich nicht die Erfüllung seiner Träume gesehen, bestenfalls eine immerhin annehmbare Abschlagszahlung.

Hätte die Bismarckische Reichsgründung mehr im Sinne Arndts erfolgen können, so würde der zum Reichsgedanken erhobene und geläuterte Staatsgedanke wenigstens bis zu einem gewissen Grade den Volksgedanken haben ersetzen oder ihn bei annähernder Deckung ihres räumlichen Umkreises stärker beleben können. Nun aber das neue Kaiserreich nur einen Teil — wenn auch den größten — des deutschen Sprachgebietes umfaßte, im Südosten, Süden und Westen aber viele Millionen Deutscher außerhalb seiner Grenzen ließ, war das nur in äußerst bescheidenem Maße möglich.

Sah doch der staatlich eingestellte Deutsche, auch wenn er sich aus der kleinstaatlichen Enge auf den Reichsstandpunkt erhoben hatte, nur zu leicht in allem,

was jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle lebte und webte, schlechthin Ausländer. Dem Durchschnitts-Reichsdeutschen waren die Balten der russischen Ostseeprovinzen trotz ihres vielhundertjährigen Heldenkampfes für das deutsche Wesen eben — Russen. Wer wußte etwas von dem nicht minder kühnen und zähen Aushalten der Sachsen im fremden Siebenbürgen, wer von der Unterdrückung der niederdeutschen Vlamen in Belgien? Deutsch-Österreicher und Deutsch-Schweizer waren gleich ihnen eben Ausländer, um deren Kämpfe und Nöte der reichsdeutsche Philister sich grundsätzlich nicht bekümmerte.

Immer noch ein so schwach entwickeltes Nationalbewußtsein, das nur erst bei einzelnen klar und fest die Gesamtheit aller Menschen deutschen Blutes und deutscher Sprache im Sinne Arndts umfaßte, das darum im jungen Kaiserreich nicht erst die Vorstufe der Erfüllung von Arndts Hoffnungen zu erblicken vermochte, sondern verfrüht schon die Erfüllung selber in endgültiger Gestalt in Händen zu haben wähnte! Hierdurch erzeugte sich stumpfsinnige Sattheit, die außer vielleicht in die Kolonien nicht über die Grenzen des Reichs hinausblickte, die in nicht wenigen partikularistisch eingestellten Kreisen selbst dieser kleindeutschen Errungenschaft gleichgültig, wenn nicht gar ablehnend gegenüberstand! Dazu die gefährliche Unterwühlung unseres ganzen politischen Lebens durch unüberbrückbare, gehässige Parteigegensätze! Wie konnte eine so ziellose, zerrissene und zerklüftete Geistesverfassung der furchtbaren Belastungsprobe dieses Krieges fast gegen die ganze Welt auf die Dauer standhalten? Wie mit unseren noch längst nicht zu unbedingtem Gemeingut gewordenen deutschen Staatsgedanken (Reichsgedanken) und dem erst in den Anfängen steckenden Volksgedanken der erdrückenden Übermacht unserer Feinde unerschütterlich widerstehen, die in ihren festgefügten Nationalstaaten und in dem eisenhart geschmiedeten nationalen Willen alle die unwägbaren, aber entscheidenden Güter in Hülle und Fülle besaßen, die bei uns bestenfalls noch im Werden waren?!

Der immer noch nicht überwundene Partikularismus, d. h. der einer vollkommenen, restlosen *geistigen Einigung* unseres Volkes im Wege stehende Staatsgedanke der Einzelstaaten, die Schwäche des Volksgedankens und zuletzt, aber nicht zum wenigsten der blöde Parteigeist haben das Emporwachsen eines einheitlichen und festen nationalen Willens im deutschen Volke bisher noch verhindert.

Und dennoch, vielleicht hätte unser Volk, das im August 1914 diese wundervolle Einigkeit und einen so starken Willen zeigte, sich emporhalten und über die bangen schweren Jahre an ungebrochener Einheit und Kraft hinüberleiten lassen, wenn es starke Führer gehabt hätte, wie sie England und Frankreich beschieden waren. Auf militärischem Gebiete hatten wir sie, aber auf dem schließlich entscheidenden politischen Gebiet klaffte bei uns nur eine große Lücke!

Es hat wohl unser Schicksal sein sollen. Das deutsche Volk, das in dieser großen Prüfung — wir dürfen es uns nicht verhehlen und bemänteln — trotz seiner unsterblichen Waffentaten zu leicht erfunden wurde, muß nun durch noch schwerere Prüfungen hindurch, um im Feuer des Leidens endlich zu dem harten Stahl ausgeglüht und zusammengehämmert zu werden, als welcher allein es fähig sein wird, die Aufgaben zu erfüllen, die ihm die göttliche Vorsehung gestellt hat.

Noch ist die Prüfung nicht vorüber. Wir stehen erst mitten drin. Vielleicht erst im Anfang! Wer kann es wissen? Wir dürfen nicht einmal ihr Ende wünschen. Denn sie hat ja noch lange nicht vollbracht, was unserm Volke allein Heil bringen kann."

Die Türmerleser werden überrascht sein, wie sehr hier — und unabhängig voneinander — die Grundgedanken dieser beiden Leser zusammenklingen. Wir sind in der Tat in einer zu bestehenden Prüfung, aus der ein reineres, ein von innen heraus erstarktes Deutschland hervorgehen soll. Wieviel fruchtbarer und tiefer ist solche Betrachtungsweise als die sonst umlaufenden Schlagworte, sei es „der Feind steht rechts" oder „der Dolchstoß von hinten", die uns wahrlich nicht vom Flecke bringen!

* * *

Wie ist die gegenwärtige politische Gesamtlage?

Ein neuer Reichskanzler wirbt um Vertrauen. Er kommt von der Arbeit, nicht vom Parteidogma; wir warten also seine Arbeitstaten ab. Selbstverständlich bittet auch er zunächst um „Vertrauen". Die Männer der Erfüllungspolitik haben diese Bitte besonders nötig. Ihre Vorgänger haben in entscheidender Stunde das Händlertum dem Heldentum vorgezogen, weil sie dem zermürbten deutschen Volke die Kraft zu einem trotzig beharrenden „Nein" auf Tod und Leben nicht mehr zutrauten. Sie schufen mit jener Unterschrift von Versailles eine Stimmung der Unaufrichtigkeit: denn wie will man „erfüllen", wenn man's nicht hat! Aber die nationale Entrüstung der rechtsgerichteten Deutschen muß als Ausgleich die Tatsache ins Auge fassen, daß dieselbe Verlogenheit bei unseren Gegnern herrschte, als sie mit vorgehaltenem Revolver unsere Vertreter zur Unterschrift zwangen. Auch sie wußten, daß wir so phantastische Lasten nicht erfüllen konnten; aber Frankreich erhoffte sich aus dem Shylok-Vertrag von Versailles eine Fortsetzung des Krieges in anderer Form bis zur Lähmung oder Zertrümmerung des Deutschen Reiches. Seitdem ist die französische Drohung mit dem Einmarsch und die Drangsalierung des besetzten Rheinufers nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische und weltwirtschaftliche Qual geworden. Allmählich durchschaut die ganze Welt diese Hemmung des Weltfriedens; besonders die Fachleute der wirtschaftlichen Welt brandmarken die zerfahrene Lage.

Männer wie Nitti, Keynes, Mac Kenna, Morgan, Vanderlip und andere betonen immer wieder die Einheitlichkeit des weltwirtschaftlichen Körpers. Gelingt es, diese Einsicht zum Allgemeingut der Kulturmenschheit zu machen, so ist ein wirklicher Friedensschluß überhaupt erst möglich. Wollte Deutschland jedoch nachträglich mit einem trotzigen „Nein" oder „Bis hierher und nicht weiter!" auftrumpfen, wie es Heißsporne der Rechten verlangen, so würde das nur wie Pose wirken und weder das Gesamtvolk hinter sich haben, noch bei den Feinden entscheidenden Eindruck machen. Diese Gelegenheit ist nun vorerst verpaßt. Die Erfüllungspolitik war auf allen Seiten eine Lüge; wir müssen nun gemeinsam aus dieser Verstrickung herauszukommen versuchen. Auch Frankreich würde durch einen Einmarsch nichts Entscheidendes gewinnen als einen augenblicklichen Rausch mit nachfolgender schärfster Entzweiung gegenüber der angelsächsischen Welt.

Wie weit Mussolini als temperamentvoller Dilettant rasch abwirtschaften wird, wie weit er etwa als großzügiger Staatsmann zu werten sei, muß man abwarten.

In Sowjet-Rußland feiert die rote Diktatur glänzende Paraden und Kongresse; und ebenso schimmernd und ausführlich berichten darüber das „Berliner Tageblatt“ und die „Frankfurter Zeitung“. Die Kommunisten werden sich freuen an diesen Bildern; aber ein denkender Leser von der Rechten müßte diese beiden Berichterstatter — die besonders Trotzki und Lenin mit gleichsam elektrisch vibrierender Feder verherrlichend zeichnen — als Stimmungsmacher für den Bolschewismus beanstanden, wenn nicht plötzlich Folgendes zu lesen wäre („Frankf. Ztg.“, 10. Dez.): „Die Einnahme von Wladiwostok hat die Situation blitzartig beleuchtet. Der russische Riese reckt die Glieder. Die Großmacht Rußland ist wieder erwacht. Der moralische Eindruck innerhalb des russischen Volkes ist hierbei die wesentlichste Seite dieses Ereignisses. Vor einigen Tagen hielt Lenin in der großen Moskauer Oper vor 4000 Zuhörern eine Ansprache. Als er die Einnahme Wladiwostocks erwähnte, sagte er lachend: ‚Man hat uns Wladiwostok lange vorenthalten. Das Städtchen ist aber dennoch unser eigenstes.‘ Ein erschütternder Sturm der Begeisterung erdröhnte. Er hatte seine Zuhörer an ihrer nationalen Seite gepackt. Das Nationalgefühl haben die Bolschewisten durch ihre Siege mächtig entfacht. Hierin liegt letzten Endes auch eine der Erklärungen ihrer Popularität, ihrer Stärke. Und für den Kommunisten ist selbst der Moskauer Kommunismus, der sich von hier aus über die Welt verbreiten soll, ein Objekt russischen Nationalstolzes, so paradox auch das klingen mag. Nationale Bestrebungen sind schwer zu hemmen. Die Russen haben Wladiwostok zurückerhalten. Doch nun fordern sie auch ihr Sachalin, das noch von Japan besetzt ist. Und sie werden es mit der Zeit erhalten....“

Was lesen wir denn da? Man bestätigt da von unbefangenster Seite her, was wir im letzten Türmerheft (S. 199) und sonst gesagt haben: daß jede der jetzt durch die Welt schwingenden Freiheitsbewegungen zugleich national ist. Auch der deutsche Sozialismus kann sich dieser Welle nicht entziehen. Er wird zwischen Imperialismus und Bolschewismus eine edle Vaterlandsliebe herausarbeiten müssen.

* * *

Indem ich dieses Tagebuch abschließe, kommt mir eine Nummer der Pariser Zeitung „L'Éclair“ zu Gesicht, von der Redaktion direkt von Paris nach Weimar gesandt. Eine Stelle ist mit grünem Bleistift umrandet. Die Zeitung erwähnt dort sachlich unsren „Türmer“ („le fameux guetteur“) und sein Jubiläum, weist auf unsre Veröffentlichung ungedruckter Briefe der Fürstin Bismarck hin und bemerkt dazu, daß sich die ganze Leichenrede dieser Frau in das Wort zusammenfaßt: „Die Liebe war ihr Leben.“ Diese einzigen Worte, in deutscher Sprache mitgeteilt, mitten in einer französischen Tageszeitung — ich gestehe, es hat mich mit Wehmut erfüllt, besonders im Hinblick auf den übrigen Inhalt der interessanten Nummer, der für die französische Denkweise überaus bezeichnend ist. Wir sind gewohnt, daß uns von Paris nur Haß und Drohung zuströmt. Da wir uns gleichzeitig mit einer neuen Veröffentlichung von Romain Rolland beschäftigen, werden wir im nächsten Heft einiges dazu sagen. L.



Auf der Warte

Elsaß-Hilfe

Dem Herausgeber des „Türmers", Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar, Karl-Alexander-Allee 4, ist von Auslandsdeutschen (Chile), die ehemals an der Universität Straßburg studiert haben, eine ansehnliche Summe für notleidende ausgewiesene Elsaß-Lothringer zur Verfügung gestellt worden. Er bittet die Türmerleser, ihm bedürftige Elsässer zu nennen oder sie auf diese hochherzige Spende aufmerksam zu machen. Die Gabe wird teils in Beratung mit dem Hilfsbund für Elsaß-Lothringer im Reiche, teils unmittelbar an einzelne Gruppen oder Bedürftige, besonders auch Kinder, zur Verteilung kommen. Dem Gesuch ist ein Bedürftigkeits-Zeugnis beizulegen, etwa von einem Geistlichen oder sonst einer Vertrauensperson. Wir danken den edlen Spendern auch an dieser Stelle, daß sie dem unglücklichen Elsaß und seinen Vertriebenen eine so dankbare Liebe bewahren.

*

Bürger und Proletarier?

Ein kleiner Verweis wird dem Herausgeber in zwei ausführlichen Zuschriften zuteil: weil er im November-Tagebuch den Gegensatz „Bürger" und „Proletarier" hinsichtlich der allgemeinen deutschen Not als praktisch sinnlos erklärt hat: „Proletarier? Wo sind sie denn heute? Verelendung? Welcher Stand geht denn dem Elend entgegen? Doch wahrlich nicht die Organisierten, die streiken können — und die dem neuen, von ihnen geschaffenen Freiheitsstaat bereits Milliarden an Streikschäden aufgebürdet haben?!" So schrieb ich dort. Und in diesem Zusammenhang war eine Wendung gefallen, die — an sich betrachtet — in der Tat zum Widerspruch reizen kann: „bei den ungeheuren Löhnen der Angestellten". Welche „Angestellte" bzw. Arbeiter aber gemeint waren, geht aus dem Vorausgehenden hervor; das Wort kann allerdings irre führen, es hätte durch ein anderes (z. B. die „Organisierten") ersetzt werden sollen.

Nun zählen mir da zwei junge Freunde unseres Türmer-Kreises ihre und ihrer erreichbaren Umgebung geringen Löhne auf und stellen mich ein wenig zur Rede, gleichsam so, als ob ein Dichter von diesen Dingen halt nicht viel verstehe, während sie ihn auf dem Seelengebiete dankbar gelten lassen. Hier ein paar — nur ein paar — der Beispiele, die mir etwa dabei vorschwebten:

Berlin, 25. Novbr. (Priv.-Tel.) Der Berliner Kohlenarbeiterstreik ist heute auf der Grundlage des vom Schlichtungsausschuß gemachten Vermittlungsvorschlages beendet worden. Die Stundenlöhne werden von 240 auf 335 Mark erhöht.

Hamburg, 25. Novbr. (Priv.-Tel.) In Lübeck sind die Hafenarbeiter, obwohl sie den tarifmäßigen Tagelohn von 2400 Mark erhalten, in den Streik getreten, um für die Kranführer und Kaiarbeiter den gleichen Verdienst herauszuholen. Infolgedessen herrscht im Lübecker Hafen fast völlige Ruhe.

Eine dritte Notiz gleicher Art steht unmittelbar darunter (Ausstand der Danziger Buchdrucker). Ebenso erreichten sogar die Berliner Schauspieler durch einen lärmenden Streik, daß der Mindestgehalt für November auf 62 400 Mark, der Mindestgehalt für Dezember auf 125 000 Mark festgesetzt wurde. Man lese auch die neugestaffelten Stundenlöhne in der Metallindustrie! Nur noch eine Notiz dieser Art: Jena, 11. Dezember. Von

den Landeskliniken erzählt man, daß eine alte Schwester mit zehn Dienstjahren, einer strengen Lehrzeit, einem schweren Examen mit staatlichem Diplom im vorigen Monat ein Gesamteinkommen von 7000 Mark bezog. Ein Hilfspfleger aber, d. h. ein Lehrling, der als Schüler den Beruf beginnt, bezog ein Einkommen von 25000 Mark! Wer eine Reihe von Tageszeitungen täglich an sich vorüberziehen läßt und im Lesen Übung hat, der könnte Seiten füllen mit solchen Notizen. Das sind also die hungernden „Proletarier". Und nun die „Bürger", die nicht streiken können, die in aller Stille hungern und verhungern! Grade die beiden Zuschriften mit ihrem Tatsachen-Material stammen aus bürgerlichen Kreisen, denen die Massen-Wirkung des Streiks versagt ist; sie bestätigen also unsren Hinweis auf das Unzulässige, auf das Phrasenhafte, das sich ausdrückt in der hartnäckig wiederholten Ausspielung des „hungernden Proletariers" gegen den „prassenden Bürger". Aus meiner eigenen täglichen Erfahrung in Fragen der Wohltätigkeit unter den „Bürgern", besonders Kleinrentnern und Schriftstellern, sind mir erschütternde Zahlen bekannt — erschütternd durch ihre Geringfügigkeit im Verhältnis zu jenen eben genannten Löhnen. Doch wir wollen uns nicht in Einzelheiten verlieren. Worauf es ankommt, ist klar: dort Lohnerzwingung durch Streik — hier stilles Hinsiechen.

In einem freilich stimme ich mit meinen jungen Freunden wärmstens überein: daß es viel zu viel an Liebe fehlt. Und zwar auf beiden Seiten: bei Arbeitgebern wie bei Arbeitnehmern. Wäre dort wie hier mehr herzliche Anteilnahme am Wohl und Wehe der Herrschaft oder der Dienstboten: die Hälfte der Not wäre durch treues Zusammenhalten getilgt. Es gibt schöne Beispiele dieser Art. Nur den „Herrschaften" die Schuld aufbürden, daß nicht beide Teile eine so herzliche Einheit bilden wie einst Oberlin und seine unbesoldet bei ihm wirkende Magd Luise Scheppler, das wäre ebenso verkehrt, wie das einseitige Schelten auf „die Dienstboten" schlechthin.

Während ich diese Betrachtung abschließe, wird in Weimar wieder in ruchlosester Weise gestreikt. Die Folge ist auch hier wieder: Verbitterung und Millionenschaden für alle Beteiligten — und für die Unbeteiligten dazu.

L.

*

Paul Burgs Goethe-Roman

Schon in seinem Erstlingswerke „Da ist Heimat" schreibt Burg dem Genius von Weimar einen begeisterten Hymnus. Da lesen wir den Satz: „Goethe! Bei deinem Namen ist's, als klänge noch ein ander Wort in diese inhaltschweren Silben hinein: Liebe!" Wenn nun der Dichter in reifen Schaffensjahren das kühne Wagnis unternimmt, Goethes Leben in einer Roman-Trilogie („Alles um Liebe", verlegt bei Max Koch, Leipzig-Stötteritz) seinem deutschen Volke nahezubringen, so ist es uns, als leuchte jener in Jugendtagen geschriebene Satz über das Werk, das, wie Burg im Vorspruch des eben erschienenen ersten Bandes „Freudvoll und leidvoll" sagt, „Goethe im menschlichen Querschnitt, sein Werden durch Weimar jeden Schritt, sein vielfältig Leben und heimlich Leiden, inbrünstiges Suchen und bitteres Meiden aus Goethes Zeit heraus" beschreiben soll.

Wilhelm Bode hat mit unermüdlich spähendem Fleiß das Menschliche und Allzumenschliche aus Goethes Leben in ungezählten Kleinigkeiten zusammengetragen. Burg ist Dichter, der all dies reiche Material der Goetheforschung wie in einem Brennspiegel auffängt, um es von dort künstlerisch geläutert hineinstrahlen zu lassen in seines Volkes Herz. Die gründliche Kenntnis der kulturgeschichtlichen Grundlagen jener Zeit hat seine dichterische Arbeit aufs glänzendste unterstützt. Wie weiß er die vielen Mosaikstücke dieses wundersamen Lebens zu sichten und zu einem festumschlossenen Ganzen zusammenzufügen! Goethe in seiner edelnatürlichen Menschlichkeit — das ist Burgs Thema. So will sein Roman verstanden sein. Dieses Reinmenschliche des Genius ist aber verstanden aus einer unserer seelenlosen Weltstadt-Zivilisation wie ein lichtgetränkter Märchentraum erscheinenden Zeit. Der vorliegende erste Band der Trilogie läßt dem Leser kein anderes Gefühl aufkommen als das ehrlicher Bewunderung und Hingerissenseins

von der schöpfungskräftigen Gestaltungsgabe eines neudeutschen Dichters, der uns in diesem Buch aus dem Zerrbild modernen Menschentums hinaufführt zu Goethes Geistesadel. Seine Welt rauscht farbentrunken und voll heißen Erlebens an uns vorüber.

Der Roman setzt ein mit den feurigen, ungezügelten Jünglingsjahren Karl Augusts in Paris und schließt mit der Flucht Goethes nach Italien. Manch unbekannte oder überraschende biographische Neuigkeit erregt unsere Aufmerksamkeit, so die mit besonderer Liebe herausgearbeiteten Herzensbeziehungen Goethes zu der schönen Marchesa Antonia di Branconi. Immer findet Burgs Gestaltungsgabe ihre stilvollendete Form: sei es für das Liebesabenteuer mit der Weimarer Bäckerstochter, sei es für die edle Schönheit jener Episode des Wiedersehens in Sesenheim oder für den Kreis Wielandscher Familienbehaglichkeit. Goethes Weimar in seiner reichen Menschlichkeit und geiststrahlenden Kultur steigt wie ein fernes Himmelsleuchten mahnend über unsere unheilvolle düstere Zeit empor. Diese Gestaltung erhabener Gemütswerte in dem von ihm so verheißungsvoll begonnenen, von Stassens Meisterhand geschmückten Roman ist Burgs Verdienst. Sein Werk bedeutet ein beachtenswertes Ereignis in der neudeutschen Dichtung, mit dem sich Publikum und Kritik auseinanderzusetzen haben. Wir danken dem Dichter einstweilen für den Mut zur Durchführung einer so schönen und schweren Aufgabe und rufen ihm für die Weiterarbeit ein „Glückauf“ entgegen! Dr. Paul Bülow

*

Hanns Johst an Thomas Mann

Einer der jüngeren Dichter, der Dramatiker Johst (geb. 1890) hat auf das Bekenntnis Thomas Manns zur Republik, das wir im Dezemberheft des „Türmers“ von unsrem Standort aus beleuchtet haben, in einem Offenen Briefe geantwortet. Wir bringen daraus, nach dem „Hannov. Courier“, folgende Stellen:

„Werter Thomas Mann! Wir Jungen — so stilisieren Sie überlegen und mit der Ironie, die einem Gratulanten von Geist ziemt, zu Hauptmanns, des jüngeren Bruders von Carl, allmählich mythischem Geburtstage —, wir Jungen sollen die Ohren spitzen. Wir taten dies, jedoch ohne daß Sie es vermocht hätten, uns zu Langohren zu betören. Es entspricht weder meinem Wesen noch der Weltanschauung, zu der ich mich bekenne, Beweis gegen Beweis zu stellen. Sie werden als erfahrener, ja routinierter Dialektiker wissen, daß durch Beweise immer nur eine sogenannte geistige Haltung gewonnen werden kann, nie sich eine persönliche Natur zu offenbaren vermag.

Rhetorisch ist die Sache der Demokratie längst gewonnen, denn jeder, der einer anderen politischen Gesinnung lebt, und tue er es noch so still und persönlich, ist längst als Dummkopf erwiesen. Denn ist der nicht töricht, mit Recht töricht zu nennen, der das Pflichtbewußtsein seines staatlichen Daseins aus der Tatsache schöpft, daß Tausende und aber Tausende ohne Organisation und ohne Tarif aus großem Gefühl heraus ihr Leben für eine Sache opferten? Dieser Schlag Menschen, der ohne Rede und Antwort einer problematischen Sache das ganze Gut seiner Existenz gab? Die viel gefeierte Republik neigt dazu, diese Menschen als Opfer einer toten Zeit anzusprechen, wir dagegen feiern sie als Helden, die durch die Tatsache ihrer Opferung und ihres Opfers diese Zeit unsterblich machten.

Uns Jungen wird Novalis triumphierend als Beweis geboten. Wie schade, daß wir von vornherein und prinzipiell gegen die Kraft des Argumentes stimmen mußten. Sonst wäre es so leicht und lohnend gewesen, aufzuzeigen, wie die Romantik sich demokratisch gebärden mußte aus Widerspruch zu einer vermittelnden, pazifistischen, feigen Regierung, aus einem Widerspruch heraus, aus dem wir Jungen heute geneigt sind, eine pazifistische, humanistische, völkerverbrüdernde, internationalnationale Regierung ohne sonderliche Liebe zu sehen. Das Volk damals ballte sich 1813 entgegen, und zu diesem Volke bekannte sich die romantische Gesinnung. Das Volk heute? Es bedarf der heroisch geschulten Persönlichkeit mehr denn je, soll es nicht restlos an Interessenpolitik beredter Kasten und Klassen zergehen. Der Blickpunkt der Ro-

mantik war Idee und Ewigkeit; Ihr Blickpunkt ist Zeit und Vater Ebert; damit ist ein für allemal der Entscheid für uns Junge gefallen.

Wir verzichten auf das Wort, weil wir an die Tat glauben. Seit vier Jahren hat die Republik das Wort, sie hat Argument auf Argument gehäuft, daß sie zu Recht besteht, und wahrlich, Sie sind nicht ihr schlechtester Lobredner geworden. Nur ist uns der radikalste Utopist von links und rechts wahlverwandter als der literarisch gewichtigste Sprecher der Vernunft, des Geistes, des Rechtes, der Menschlichkeit, der Humanität. Und er ist es, weil seine harte und blutrote Existenz dem wahren Christenglauben näher steht, als er es selbst zu erfassen vermag. Wir Deutsche sind so tiefe und erlebniswahre Christen nur geworden, weil Christus der Gott der Tat und des Gleichnisses und nicht der Rede und des Argumentes war. Wir Jungen sind nicht reaktionär — diese Schlagworte sind billig! Wir sind das lebendige Vermächtnis jener Zeugen, die für Deutschland fielen. Sie fielen nicht auf eine Rede hin, sondern auf einen Befehl, sie fielen nicht, weil man sie überredete, sondern weil sie glaubten. Sie fielen als Christen und Deutsche. Und sie verpflichteten uns an ein Deutschland, das zurzeit nicht existiert! Mögen Sie und Ihre neuen Freunde noch so redselig von einem neuen, tatsächlichen Deutschland zu erzählen wissen, unser Deutschland ist eine Religion, Vergangenheit und Zukunft in eins. Die Schlachtfelder aller Zeiten sind und bleiben ewiger Altar. Das Schwert ist uns sakral wie Ihnen und Ihresgleichen der Federhalter. Ich habe mich ungeschlachten bekannt. Erkennen Sie, geliebter Thomas Mann, daß diese Absage an Ihre Wendung, oder nennen Sie es Vertiefung, Zorn erwecken mußte in einem Menschen, der wie ich auf Thomas Manns unzweideutiges Deutschtum eingeschworen war. Sie haben Ihr Deutschtum an die Zeit verraten, an den Kompromiß, an die politische Praxis, das aber dünkt mich eines Dichters weheste Absage an seinen ewigen Beruf."

*

Nachklänge zur Gerhart Hauptmann-Feier

Man schreibt uns:

„Hauptmann hat viele Dramen geschrieben und Romane und sogar Novellen. Selbst Verse. Aber wagen wir es und lüften wir da und dort den Schleier von seinen Werken, nehmen wir mit behutsamen Fingern das Milieu fort, das einmal als deutscher Märchenwald, als Glasbläserhütte, als mexikanische Sonnenwelt, als Bahnwärterhäuschen und sonst in vielfältigen Verkleidungen um seine Gestalten als ein mehr oder weniger demonstrativer Mantel gewickelt ist: — so bleibt eigentlich nur der halbe, ziellose, schwächliche, melancholische, am Leben verzagende Mensch zurück, der gedemütigt begreift, daß er nie das Ziel seines Wollens erreichen wird, vielleicht nicht einmal die starke Kraft des Wollens selber besitzt.

Dieser wie ein Gespenst immer wieder heraufbeschworene Schwächling ist das Problem Hauptmann.

Man könnte sagen: alle diese Darstellungen zerrütteter Existenzen sind nichts als ein Vorhang, um das eine qualvoll geheimgehaltene Drama zu verbergen: daß in des Dichters Brust eine Seele wohnt, die zu erlösen ihm nicht gelungen ist, noch je gelingen wird. Wer hört sie nicht wie ein geängstigtes Kind im Dunklen aus dem „Hannele" weinen, aus den „Webern" klagen, aus der „Pippa" weltverlorene und törichte Worte sagen? Sie stöhnt in „Gabriel Schilling", sie treibt Peter Brauer und die Kramers, Vater und Sohn, zur Verzweiflung. Sie ist der dunkle Gott, der mit tränengeblendeten Augen täppisch und unheilvoll ins Schicksal der Seelen greift, der keine von ihnen zur vollen Auswirkung ihres Menschentums gelangen läßt, der sie von vornherein unbrauchbar macht und ideenlos, sie furchtsam in Symbolik ersäuft, ihnen alle Degenerationsmerkmale der Vielzuvielen mit auf den Lebensweg gibt.

Es ist nicht zum erstenmal, daß man den Dichter Gerhart Hauptmann mit mehr oder weniger wohlriechenden Weihrauchwolken fast erstickt. Aber gönnen wir es ihm! Gönnen wir

es ihm mit dem tieferen Wissen dessen, der hinter tausend Masken die eine nie heilende Wunde erkannt hat. Es ist die Wunde dessen, aus dem seine Zeit durchaus einen Führer machen wollte, während er doch weder Führer noch Held, nur ein gefesseltes Opfer ist.

Warum hat Hauptmann keine Entwicklung? Warum wuchs nichts aus ihm, was der Erfüllung gleicht? Warum hat er uns nicht ein einziges wirkliches und zeitloses Kunstwerk geschenkt, er, der wie ganz wenige die Möglichkeit hatte, nur seiner Kunst leben zu dürfen? Nie hat ihn Sorge berührt, nie haben seine Mißerfolge ihm ernstlich Unannehmlichkeiten bereitet. Die Clique, die ihn von Anfang an empor- und dann immer mehr in sein Volk hineintrug — so lange, bis dieses Volk glaubte, er sei sein von ihm erwählter Held und Mittler zwischen der eigenen Dumpfheit und dem fremden Geistigen — diese Clique hat ihn zeitlebens wie eine Zauberwolke behütet. Nennt sie Partei, nennt sie eine bestimmte Journalistik, nennt sie Theaterdirektoren, Verleger, nennt sie das alles zusammen: — es läßt sich nicht leugnen, daß sie es war, die vielleicht das Beste in Gerhart Hauptmann durch den unaufhörlich auf ihn niederprasselnden Erfolg erschlagen hat. Macht euch doch nichts vor, laßt euch doch nicht von eurem eigenen Weihrauch die klare Wirklichkeit verhüllen!

Er ist ja gar nicht der deutsche Dichter, er ist ja gar nicht der Unerreichbare, er ist ja gar nicht der Göttliche, als den man ihn euch auf Goldmosaik gezeigt hat! Er ist ein Begabter unter vielen, der viel zu früh und ganz unreif in die Tretmühle des Erfolges geworfen wurde und dort wie ein armseliger Sklave nun Dienste leisten muß, deren Gewinne vielen anderen mehr zukommen als ihm selber. Beneidet ihn nicht — bedauert ihn! Denn täglich, stündlich wird von ihm mehr verlangt, als er leisten kann und als der Gott in seiner Brust ihm vorschreiben würde. Ist er nicht ein Schaustück geworden?

So entwertet und profaniert dieser Zeitgeist seine Opfer. Es wird eine andere Zeit kommen — denn nur die Zeit besitzt die unbestechliche Gerechtigkeit, die den Lebenden fehlt —, die auch Gerhart Hauptmanns Ruhm auf jenes Format zurückschraubt, das ihm gebührt. Aber in demselben Maß, als diese nicht mehr künstlich angeblasene Flamme kleiner und stiller werden wird, in demselben Maß wird man die Imponderabilien dieses durch Überforderung aus der Bahn geworfenen Talentes richtiger einschätzen. Vielleicht wird es dann gar nicht so schwer sein, die natürlichen Grenzen festzustellen, in denen Gerhart Hauptmann ein zwar weit weniger umhuldigter, aber glücklicher und mit sich selbst zufriedener Schaffender gewesen wäre, der, nicht in unbarmherziger Hetzjagd zur Produktion so vieler halber und schwacher Werke gezwungen, sich so hätte auswirken können, wie seine Begabung es ihm gewährleistet hätte.

Ein mit Erfolg gleichsam wie mit Diamanten gesteinigter Dichter ist doch eigentlich die bitterste Tragikomödie, die Menschenwitz erfinden kann.“ A. H.

*

Schaufensterqualen

Eine Errungenschaft dieser Nachkriegszeit sind die Schaufensterqualen. Es sind Tausende, die sie täglich fühlen und mit einer gewissen müden Resignation ertragen, wenn sie an den Verkaufsläden vorbeipilgern müssen, ohne als Käufer eintreten zu können. Die Bitterkeit des Entsagens ist für viele Deutsche — für den ganzen Mittelstand — ein eisernes Muß geworden, mit dem sich jeder auf seine Art abzufinden sucht.

Im Kriege — o wie besser waren wir dran: man konnte nichts haben! Die Läden gähnten leer, als wollten sie den Käufer verschlingen. Man konnte sich schließlich gar nicht mehr vorstellen, daß alle diese Borde, Schubläden und Schaufenster einmal voll von Waren gewesen seien. Waren, die man kaufen konnte, ohne Marken, für wenige Pfennige! Gute Sachen, die man einmal gedankenlos verspeist hatte, als Alltagsgenuß!

Tauchte im Kriege da und dort, auf unnennbaren Zufallswegen, einmal wieder einer dieser kleinen Alltagsgenüsse auf, er wurde wie eine Festerscheinung begrüßt. Dinge, die man sonst gering geachtet oder gar verschmäht

hatte, erlangten Beliebtheit und Bedeutung. Der Krieg wurde ein merkwürdiger Zauberer. Ein kleines Weißbrot machte er zu einer Delikatesse, ja zu einem Ereignis!

Jetzt aber — ja jetzt ist alles wieder da. Nicht nur die knusperigen Weißbrötchen, auch all die anderen herrlichen Sachen, wie wir sie früher gewöhnt waren. Die Schaufenster wetteifern um den Vorrang der lockend-leckeren Ausstellung. Es kommt einem vor, als ob sie nie so lukullisch überfüllt gewesen wären. Sie wirken wie ebenso viele Lockrufe, diese Torten und Konfekte, die Würste, Schinken und die erlesenen Delikatessen, die wir im Kriege nur noch dem Namen nach kannten.

Aber, wehe, nun ist es noch schlimmer! Wir feiern Wiedersehen mit ihnen, aber wir können sie nicht kaufen. Die Teuerung hat es unmöglich gemacht.

Solch ein Schaufenster ist ein Ort der Qualen. Man beachte das nur einmal! Große und kleine Kinder stehen davor und recken gierig die Hälse. Sie flüstern sich leise die Namen der Köstlichkeiten zu. Sie essen mit den Augen.

Es ist wie in einem Märchen. Die Köstlichkeiten werden von einem bösen Dämon bewacht. Der Dämon heißt: Teuerung.

Mit wie wenig konnte man sonst eine kleine Kinderfaust füllen! Wenn so ein kleiner Kerl sehnsüchtig in ein Schaufenster blickte, ging man hinein und befriedigte seinen Sehnsuchtsblick mit einem Apfeltörtchen. Auch das Wenige ist den Vielen jetzt nicht mehr möglich.

Und dabei zu denken, daß die Erde genug produziert, um uns Menschen alle mit ihren Gaben zu erfreuen, mit ihrer verschwenderischen Fülle!

Mutter Erde wird von einem Gespenst beherrscht, das heißt: Teuerung!

Und dabei zu denken, daß es nur die Geldgier ist, die den Hunger in die Welt geschickt hat und die Not für den Mittelstand! Daß es der Unverstand ist, der den Menschen Lebensmöglichkeiten nimmt, der Haß, der ihnen das Letzte versagt!

Es ist wie ein Hexentanz. Die Valuta sinkt — die Teuerung steigt, wie es einzelne bestimmen, denen Menschlichkeit ein leerer Schall ist. Tausende hungern und verelenden, damit einige prassen können. Wucherer und Schieber sind die Herren des Tages.

Unsere schönen, freien, republikanischen Volksrechte und Menschenrechte — wo geben sie sich kund? Man möchte ihnen gern einmal begegnen, in dieser Zeit der Schaufensterqualen. Hero Max

*

Die drohende Verslawisierung der deutschen Seele

Die Ermordung Erzbergers und Rathenaus ist ein Zeichen dafür, daß dem Charakter des deutschen Volkes eine bedenkliche Änderung droht. Der politische Mord und vollends der organisierte Meuchelmord ist etwas, was dem deutschen Wesen von Hause aus völlig fremd ist. Die Königsmorde von denen unsere ältere Geschichte meldet, gehen auf persönliche Motive zurück. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach erschlug Philipp von Schwaben, weil er sich in seinen Heiratsplänen betrogen glaubte; und aus Schillers Wilhelm Tell ist allgemein bekannt, daß Albrecht I. in letzter Linie hauptsächlich das Opfer persönlicher Rachsucht wurde. Selbst der erbitterte Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht hatte unserer Geschichte keinen Märtyrer wie der englischen in Thomas Becket geschenkt. Noch schärfer tritt der Unterschied des deutschen Volkscharakters von dem seiner Nachbarn in der neueren Geschichte mit ihren Religions- und Bürgerkriegen hervor. Neben die grausige Bartholomäusnacht und das Schicksal Heinrichs IV. könnten wir höchstens Wallensteins Ermordung in entfernten Vergleich bringen, wobei noch zu erinnern wäre, daß die Hauptakteure „fremdstämmig" waren: Oberst Butler ein Ire, Gordon und Lesley protestantische Schotten, Devereux ein irländischer Kapitän. Völlig fehlen bei uns Beispiele gekrönter Häupter und ihrer Diener, die der Empörung ihrer Völker zum Opfer gefallen sind.

Freund und Feind haben diesen Zug im deutschen Wesen anerkannt. In einem Brief Napoleons an den Marschall Davoust vom 2. Dezember 1811 lesen wir: „Spanien und die Provinzen Deutschlands haben nichts miteinander gemein. Spanien wäre längst

unterworfen — ohne seine 60000 Engländer, ohne die tausend Meilen Küste, die für unsere Armeen immer eine Grenze sind, und endlich ohne die hundert Millionen, die Amerika ihm geliefert hat... Aber weil es in Deutschland weder ein Amerika, noch ein Meer, noch eine ungeheure Zahl fester Plätze noch auch Engländer gibt, so ist nichts zu befürchten, selbst wenn der Deutsche so müßig, so faul, so meuchelmörderisch, so abergläubisch und ebensosehr den Mönchen ausgeliefert wäre wie das Volk von Spanien, wo es 300000 Mönche gab. Urteilen Sie doch selbst, was zu befürchten ist von einem so braven, so vernünftigen, so kalten, so geduldigen Volke, das von jeder Ausschreitung so weit entfernt ist, daß kein einziger Mann während des Krieges in Deutschland ermordet wurde." Wie hier Napoleon, so hat auch Bismarck den Meuchelmord selbst im Kriegszustande, das Franktireurwesen, als etwas Undeutsches gebrandmarkt. Mit seinem deutschen Empfinden nimmt er schon als Knabe sogar an dem sagenhaften Freiheitshelden Tell Anstoß, weil er Geßler auf meuchlerische Weise tötet. „Das Verstecken und Auflauern gefällt mir nicht, das paßt sich nicht für Helden", äußert er noch 1870.

Woher stammt nun dieser fremde Tropfen im deutschen Blut? Er macht sich von dem Augenblick an bemerkbar, wo sich durch die Entwicklung unserer vaterländischen Geschicke das politische Schwergewicht vom altdeutschen Boden nach dem einst von Slawen bewohnten Kolonisationsgebiet des Ostens verschiebt, d. h. seit den Freiheitskriegen. Es ist kein Zufall, daß die Spuren Karl Sands in die Nähe der einstigen Grenze zwischen Germanentum und Slawentum zurückführen: nach Jena, wo Karl Follen den Tyrannenmord predigte. (? Und wo Kant-Fichtes Philosophie so starke Pflege fand! D. T.) Heute aber stehen wir mitten inne in russisch-slawischen Stimmungen, wo ja politisches Leben und organisierter Meuchelmord überhaupt nie voneinander zu trennen waren.

Unsere Rassenfanatiker führen einen wahren Kreuzzug gegen die Fremdstämmigen und werden nicht gewahr, wie fremdes Wesen den deutschen Charakter in den Reihen der Nationalen selber zu vergiften droht! Wenn aber das Salz faul wird, womit soll man salzen? Soll an solchem deutschen Wesen die Welt genesen?

Prof. Dr Walther Hoch

Nachwort. Der süddeutsche Verfasser sucht einem sehr düstren, uns alle tief beunruhigenden Problem von einer Seite beizukommen, die für unsre preußischen und slawisch-gemischten Volksgenossen kränkend wäre. Daß es grade Rechtsnationale sind, die zum Meuchelmord greifen — also zu einem undeutschen Kampfmittel — hat ihn mit Recht erschüttert. Es ist da und dort schon die Vermutung aufgetaucht, daß russische oder russisch gestimmte Spitzel, deutschnational maskiert, den jungen Leuten das Gift des Mordgedankens eingeflößt haben könnten. Aber des Verfassers Beantwortung (z. B. Hinweis auf Sand und Follen) scheint uns unannehmbar. Wertvoll ist freilich immer wieder die Betonung der Tatsache, daß Frankreich, Rußland, Italien und die Balkanvölker den Meuchelmord — einzeln und in Geheimbünden — kennen und üben, während in germanischen Ländern diese mörderische Politik selten ist. Daß wir uns von dem Gift anstecken ließen und wie das geschehen: wer will's beantworten! D. T.

*

Haussammlung und Opfertage

Das Reich hat kein Geld; also — —

Es ist schön, zu denken, daß die private Mildtätigkeit sich all der gemeinsamen Nöte einer verarmten, um ihr Volkstum und hohe Kulturideale kämpfenden Nation annimmt. Es gibt aber auch da Grenzen der Eintreibung des Scherfleins. So menschlich befriedigend und vaterländisch tröstend der Gedanke ist, daß aller äußeren Armut und Bedrängnis zum Trotz Hunderttausende von Volksgenossen erst recht bereit sind, von ihrem Wenigen abzugeben, weil in ihnen der Allgemeinheitsgedanke obenan steht — so stark vermögen die Formen, in denen diese Gebefreudigkeit beansprucht wird, den einzelnen zu verstimmen.

Auf dem Lande mag es wohl so schlimm nicht sein. Aber in den Städten wird der Hausbewohner und Straßenpassant doch oft auf eine harte Geduldsprobe gestellt.

Handelt es sich um die Linderung großer Nöte ganzer Volksklassen und Menschenalter, dann kennt das deutsche Mitleid noch immer kein Wenn und Aber: Für die Armen und Alten, für die Kriegerwitwen und -waisen, für die Krüppel- und Siechenheime, etwa nach Art der Oberlin-Häuser, ist noch jede Hand zur Tasche gefahren, die ein menschlich und vaterländisch fühlendes Herz leitet. Diese Opferwilligkeit des schaffenden, erwerbstätigen Menschen erfährt aber Einbuße, wenn fortgesetzt Anforderungen an seine Güte gestellt werden, die stark nach Bettelei und Aufdringlichkeit schmecken. Da soll bald eine Karte abgenommen werden für das Konzert eines blinden Pianisten oder zum Besten einer verarmten Frau aus Franz Schuberts Familie – bald zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der städtischen Feuerwehr (die auf einem flotten Ball mit Tombola bei einem Hektoliter Bier der gütigen Geber gedenkt), oder zum Bau eines Sportplatzes, Kinderhortes, der Schaffung einer Bücherspende — und so fort!

Sagen auch die „beauftragten" Sammler nichts, wenn man so frei ist, abzulehnen — ihre Mienen sprechen zur Genüge, was ihr Inneres bewegt und worauf es schließlich bei dem Sammelwerk abgesehen ist. Dabei ist man geneigt, sich hinterdrein Vorwürfe zu machen, daß man nicht doch einen Beitrag spendete: denn so ein armer Blinder, all die kleinen armen Dinger, denen ein trautes Heim, ein sorgendes Mutterauge und liebes Wort den ganzen langen Tag fehlt, haben schließlich auch Anspruch auf Mitgefühl und Hilfe. Aber wo aufhören, wenn man selber rechnen muß!

Es erwächst aber dem Staat, der den unbegrenzbaren Begriff „private Wohltätigkeit" seinen Untertanen überläßt (um nicht zu sagen „anheimgibt"), die moralische Gegenpflicht, dafür zu sorgen, daß Menschengüte nicht bestimmten Teilen der Gutgesinnten aufgebürdet wird, sondern daß er bis zu gewissem Grade solche Volksgenossen, die viel eher in der Lage sind, zu geben, aber sich ihrer Menschen- und ungeschriebenen Staatspflicht entziehen, wenn auch nicht zur Hergabe zwingt, so doch durch Namhaftmachung dem Urteile ihrer Mitmenschen aussetzt. Besser noch sollten Staat oder Gemeinden von solchen Leuten, die Geld genug zur Befriedigung übertriebener Bedürfnisse haben, einen mittelbaren Notzins erheben, indem sie auf Luxusstätten und Schlemmerlokale (Bars, Dielen, Likörstuben, Tanzhäuser) einen Sonderzuschlag legen, der aber nicht dem allgemeinen Steuersäckel zuflösse, sondern der Notkasse, aus der von Fall zu Fall nach behördlich festgestellter Würdigkeit und Bedürftigkeit ein Hilfswerk zu bestreiten wäre. Wer es gut meint mit Land und Volk, wird seine Bedenken gegen steuerliche Überbürdung zurückstellen. Und wem der Zuschlag zu hoch erscheint, wer also nicht geneigt ist, aus seinem Überfluß darbenden Volksbrüdern abzugeben: der kehre um, gehe nach Hause und — lese ein gutes Buch zur Vertiefung und Anregung seines Innenmenschen! Denn da fehlt's am meisten.

Hans Schoenfeld

*

Ein neuer Unfug

„Bitte, ich möchte ein Buch über Molières Tartüffe haben."

„Ein Buch, das ausschließlich von Molière oder gar nur von Tartüffe handelt, haben wir nicht."

„Das ist aber furchtbar unangenehm. Ich muß nämlich einen Vortrag darüber halten. Haben Sie wenigstens eine ausführlichere französische Literaturgeschichte da?"

„Gewiß. Aber was darin steht, wird für Ihren Zweck zu summarisch sein."

„Den Abend wird man allerdings nicht damit füllen können. Dumm — wirklich zu dumm! Immerhin geben Sie nur! Es ist besser als gar nichts."

„Sie würden natürlich in einer wissenschaftlichen Bibliothek erheblich mehr finden."

„Ich weiß, ich weiß! Aber zu so einer Spezialsucherei habe ich nun wieder keine Zeit. Der Vortrag soll schon übermorgen steigen."

„Da bleibt Ihnen allerdings wohl kaum etwas anderes übrig, als zu sagen, was Sie selbst im Tartüffe gefunden haben."

„Ich? Aber dazu müßte ich ihn ja selber erst lesen!“

„Wie? Sie kennen Tartüffe gar nicht und wollen darüber reden?“

„Lieber Gott, man kann nicht immer an die Quellen steigen, wenn man so viel zu tun hat wie ich. Ich habe doch nicht nur über Molière zu sprechen! Von anderer Seite bin ich zu einem Ibsenzyklus aufgefordert. Und dann vielleicht noch über Hauptmanns „Anna“, wenn ich die Kritiken noch zusammenbringe. Sonst über Dante.“

Diese Szene hat wohl schon jeder und jede im Volksbüchereidienst Tätige erlebt. Es braucht sich dabei natürlich nicht immer um Molière zu handeln. Statt seiner wird auch Kleist oder Mörike, C. F. Meyer oder Raabe gewählt. Das bleibt sich völlig gleich. Denn der Fall ist immer derselbe:

Ein junger Mann — zuweilen auch ein junges Mädchen, das Kurse besucht — will einen Vortrag halten über etwas, was ihm unbekannt ist! Man sollte meinen, seine nächste Pflicht wäre, sich die fehlende Kenntnis des betreffenden Gegenstandes zu verschaffen. Aber gerade daran denkt er nicht. Wozu gibt es Bibliotheken? Da findet man immer jemand, der einem sagen kann, wo schon ein anderer etwas über dieselbe Sache gesagt hat. Zeitersparnis! Die Meinung dieses andern ist alles, was man braucht. Von der stellt man einen Absud her, der unter der beliebten Flagge „Volksbildung“ verfrachtet wird. Und wenn dann im Volke aller Schichten keine, aber auch gar keine Nachfrage nach dieser Wassersuppe ist, so — liegt die Schuld nicht am Vortragenden! Hat er nicht sein möglichstes getan? Hat er nicht ganze zwei Tage vor dem Vortrage ehrlich versucht, einen gedruckten Auszug über das Thema zu bekommen, das er behandeln will?!

Wäre diese ganze Unsitte nur bei geschäftstüchtigen Schwätzern im Schwange, die im Grunde ganz andere Ziele verfolgen als die Förderung ihrer Hörer, lohnte es sich nicht, darüber zu reden. Das Bedenkliche ist aber, daß sie auch bei unfertigen jungen Menschen in Übung kommt, von denen unbedingt Lauterkeit verlangt werden muß. Diesen erweist man nur eine Wohltat, wenn man sie darauf hinweist, daß es rechtlicher wäre, zuerst einmal selbst die Nase in das Buch zu stecken, über das man zu andern reden will, und sich eine eigene Meinung zu bilden. Will sich keine Meinung bilden, so wird der Betreffende dann von selbst auf den Ausweg verfallen, den Vortrag nicht zu übernehmen. Und wer verliert etwas dabei? Dr. M. K.

*

Die kleinen Franzosen ...

Der „Rheinische Beobachter“ bringt die Übersetzung eines „Liedes der französischen Bleisoldaten“, das aus einer Gedichtsammlung Pierre Vérons „Hübsche Bilder und Geschichten für unsere Kleinen“ (Verlag „La Renaissance du livre“) genommen ist:

„Kein Mitleid im Herzen
für die Boches, für die Boches!
Für die Frauenschänder,
für die Kindermörder,
Niemals mehr dürfen die Räuber
unschuldiges Blut vergießen.

Heraus die Bajonette!
Die Schlacht sei uns ein Fest.
Schlitzt auf den Bauch
den verfluchten Henkern,
den infamen Schweinen!

Wenn der Poilu erwacht,
dann rötet sich die Erde
vom Blut erschlagener Feinde.
Heil euch, ihr tapferen Soldaten,
die ihr treu eure Pflicht erfüllt!

An unserer Seit' im Graben
stehn unsre Freunde und Brüder,
Wie werden wir uns freuen,
den feigen Boche zu schlachten.“

Ihr armen kleinen Franzosen!

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

25. Jahrg. Februar 1923 Heft 5



Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

Friedrich Schiller: Der Künstler 295
Freiherr von Freytag-Loringhoven: Kann ein Volk seinen Charakter ändern? 296
Gustav Renner: Der Traum 300
Berta Schleicher: Ferdinand Gregorovius und Malwida von Meysenbug (Schluß) 311
Theodor Rühl: Freie Philosophie 316
Victor Rydberg: Die Glocken 320
R.: Warum wir bleiben 322
W. Möller-Neustettin: Das Rätsel der Atome 325
Karl Wizenmann: Das Geheimnis der Menschenform 328
Wilhelm Ackermann: Zeitungsnot — Volksnot 331
Walter Bähr: Bei Marthe Renate Fischer in Saalfeld 333
Dr. Eugen Kilian: Aus Weimars klassischer Theaterzeit 335
Heinrich Driesmans: Erziehungsprobleme . . 338
Karl Theod. Strasser: Die altkölnische Malerei 341
Reinhold Zimmermann: „Musik und Schule“ 343
Lienhard: Türmers Tagebuch 346
Auf der Warte 356
Kunstbeilage

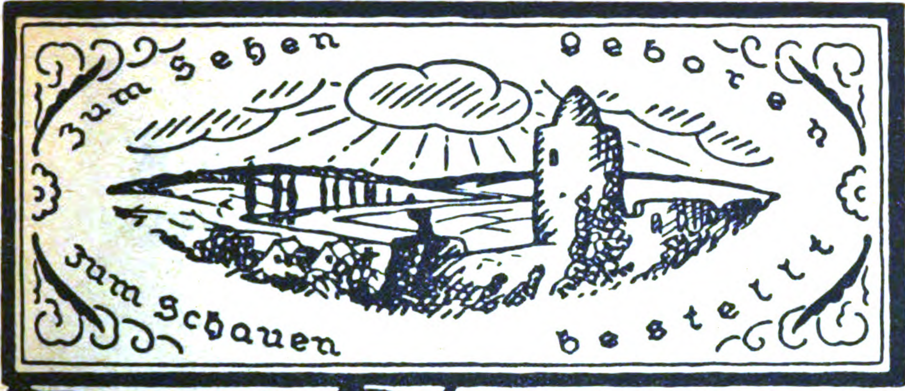
Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Preis dieses Heftes 600 Mark


Feurich
Flügel ★ Pianinos
LEIPZIG / COLONNADENSTR. NR. 30



Der Kenner — Schneiderfranken



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

25. Jahrg. Februar 1923 Heft 5

Friedrich Schiller — Der Künstler

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist!

Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeiten von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis!

Gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen!

Kann ein Volk seinen Charakter ändern?

Von Freiherrn von Freytag-Loringhoven,
General der Infanterie a. D., Dr. h. c.

Wer jetzt unser Volk aufmerksam beobachtet, dem drängt sich oft die bange Frage auf: Ist das noch dasselbe Volk, das sich vor anderen durch die Tiefe seines Gemüts auszeichnete, dessen hohe sittliche Eigenschaften, dessen Pflichttreue unerreicht waren, dem anzugehören uns alle mit Stolz erfüllte, das mehr als vier Jahre einer feindlichen Welt in Waffen getrotzt hat? Kann überhaupt ein Volk seinen Charakter ändern, auch zum Schlimmeren?

Wenn wir die Naturanlage des deutschen Volkes ins Auge fassen, wie sie sich in seiner langen, an tragischen Wechselfällen so reichen Geschichte gestaltet hat, so könnte man tatsächlich an eine Wandlung im deutschen Volkscharakter glauben, die schon vor dem Kriege mit dem Eindringen der Massenhaftigkeit in unser Dasein und dadurch der Freudlosigkeit in unsere Herzen begonnen und in der Herrschaft schrankenloser Demokratie mit ihren häßlichen Nebenerscheinungen infolge des unglücklichen Kriegsausgangs und der Revolution ihren Ausdruck gefunden hat.

Eine Betrachtung der Beziehungen zwischen Naturanlage und Charakter beim einzelnen und einem ganzen Volke wird uns in dieser Hinsicht größere Klarheit geben. Lagarde sagt: „Wenn der Charakter nicht erworben werden könnte und müßte, gehörte er gar nicht zum Ethos; die Naturanlage eines Menschen, eines Geschlechts, eines Volks gibt in verschiedener Weise den Boden für seinen Charakter ab, identisch mit diesem Charakter ist sie nicht.“ Man könnte einwenden, daß die Wechselwirkung von Naturanlage und Charakter beim einzelnen sich anders gestalte als bei einem ganzen Volke. Unzweifelhaft weichen denn auch einzelne Menschen oft durchaus von der Masse ihrer Volksgenossen ab, im guten wie im schlimmen Sinne. Es kann daher immer nur von vorherrschenden Eigentümlichkeiten eines Volkes die Rede sein. Gleichwohl ist Gustav Freytag im Recht, wenn er schreibt (Bilder aus der deutschen Vergangenheit. IV. Einleitung): „In dem unaufhörlichen Einwirken des einzelnen auf das Volk und des Volkes auf den einzelnen läuft das Leben einer Nation. Je kräftiger, vielseitiger und origineller die Individuen ihre Menschenkraft entwickeln, desto mehr vermögen sie zum Besten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluß ist, welchen das Leben des Volkes auf die Individuen ausübt, desto sicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes.“ Auch für eine Nation gilt daher das Goethe-Wort aus dem Tasso: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“ Dieser Strom treibt die einzelnen wie die gesamten Völker. Alles Leben ist Entwicklung. „Anlagen können nur entwickelt, diese Entwicklungen können bis zur Verkümmerung gehemmt, bis zur bewunderungswürdigen Leistung gesteigert,

aber in ihrer Art und Grundrichtung nicht geändert werden", äußert Kuno Fischer. (Über die menschliche Freiheit. Prorektoratsrede. Heidelberg 1888.) In der Charakterentwicklung sieht er das eigentliche Wesen der menschlichen Willensfreiheit, die sich auch der Naturanlage zuwider durchzusetzen vermag. Das gilt ebensogut für die Völker. Daher ist, zumal in unserer jetzigen Lage, nichts weniger angebracht als Fatalismus. Nicht mit dem Achselzucken der Hilflosigkeit, sondern mit kräftiger Regung aller geistigen und körperlichen Kräfte haben wir dem augenblicklichen Tiefstande unseres Volkes zu begegnen.

Die Naturanlage eines Volkes ist im Vergleich zu seinem Charakter mehr etwas Gegebenes, sie ist das Primäre; gleichwohl ist auch sie der Veränderung unterworfen. Äußere Beziehungen, wie sie sich in der Geschichte der Völker ausdrücken, geographische und klimatische Bedingungen sprechen hierbei mit. Wesentlich mitbestimmend ist die Zusammensetzung des betreffenden Volkes selbst, der Grad seiner Vermischung mit fremden Rasseteilen. So ist bei den Russen der starke finnisch-tatarische Einschlag, bei den Franzosen die frühzeitige völlige Romanisierung der Gallier, die sich die späteren Herren des Landes, die germanischen Franken, assimilierten, von hoher Bedeutung gewesen. Die Briten stellen ein Gemisch dar aus einer keltischen Unterschicht mit übergelagerten germanischen Schichten, zuerst Dänen und Angelsachsen, dann Normannen. Aus Anlaß der nicht lange nach Beginn des Weltkrieges vom englischen Pöbel verübten Ausschreitungen gegen alles Deutsche schreibt einer der besten Kenner des Landes, Dr Karl Peters (England und die Engländer. 6. Auflage. Hamburg 1919): „Es ist mir persönlich nicht zweifelhaft, daß in diesen verschiedenen Volksausartungen mehr das zugrunde liegende keltische Element als das angelsächsische sich in der Völkermischung, welche das heutige England ausmacht, offenbarte. Ich bin überhaupt schon seit Jahren der Meinung gewesen, daß in der Britenwelt von heute sich von neuem mehr der keltische Einschlag zur Geltung gebracht hat, und daß der Engländer jetzt näher mit den Franzosen als mit uns verwandt ist." Mag dieses Urteil auch nicht völlig einwandfrei sein, so findet es doch eine Stütze in dem Niedergang der aristokratischen Verfassung, wie er sich in dem Schwinden des Einflusses der den alten Erberergeschlechtern entsprossenen Gentry und der wachsenden Bedeutung der breiten Masse kundtut. Die vielfach so abstoßende Roheit der Briten, wie sie sich im Boxerkampf zeigt, dürfte ebenfalls mit in der keltischen Unterlage begründet sein.

Ziehen wir die Geschichte zu Rate, so gewinnen wir weitere Aufklärungen für die Wesensart der erwähnten Völker. Die Stumpfheit der Russen, ihr leidender Duldermut sind durch die jahrhundertelange Tatarenherrschaft und den Despotismus der alten Zaren entwickelt worden. Die Nation erträgt infolgedessen seit fünf Jahren den Bolschewismus, wie sie einst die blutige Willkürherrschaft Iwans des Schrecklichen ertrug. Gleich diesen Halbbarbaren sind ihre Freunde, die frühzeitig zivilisierten Franzosen, überaus beständig in ihrer Entwicklung gewesen. Die Eindrücke der Römerherrschaft waren so nachhaltig gewesen, daß in der französischen Nation das Streben nach einem zentralisierten Einheitsstaate bereits im späteren Mittelalter bemerkbar wurde. Richelieu hat das Einheitswerk der älteren Könige zur Vollendung gebracht. Von ihm führt eine gerade Linie über Ludwig XIV.,

die Revolution und Napoleon bis zu den heutigen französischen Machthabern. Wenn England darin Frankreich gleicht, daß sich bei ihm früh eine ausgesprochen nationale Richtung durchsetzt, hier noch begünstigt durch die insulare Lage, so liefern andererseits gerade die Briten den Beweis, daß sich der Charakter eines Volkes bei gleichbleibender Grundlage doch in mehrfacher Hinsicht zu ändern vermag. Zwar griff England im Mittelalter auf das Festland hinüber, wie die französischen Kriege erkennen lassen, aber trotz der für den Seehandel unvergleichlichen Lage des Landes sind sie erst unter Elisabeth zu Seefahrern und Kolonisatoren geworden. Im Mittelalter beherrschte die deutsche Hansa noch durchaus den englischen Handel. Während des Weltkrieges schien in England ein neuer Wandel eintreten zu sollen. Die allgemeine Wehrpflicht, die allen geheiligten Gewohnheiten des Landes und der Sinnesart seiner Bewohner widersprach, gelangte zur Einführung. Gleichwohl entsprang diese Maßnahme mehr hochgradigem nationalen Empfinden inmitten drohendster Gefahr, als einer Sinneswandlung des Volkes. Die Einrichtung fiel mit dem Friedensschluß. England lenkte wieder in die Bahnen ein, die ihm durch Jahrhunderte Erfolg gebracht hatten. Immerhin ist die allgemeine Demokratisierung durch den Krieg stark gefördert worden. Sie wird nicht ohne Einfluß auf den Volkscharakter bleiben.

Es erübrigt sich, im Rahmen dieses Aufsatzes näher auf die tiefen Spuren hinzuweisen, die der unglückliche Verlauf der deutschen Geschichte unserem Volkscharakter aufgeprägt hat. Die Ursachen der uns fehlenden einheitlichen Volkspsyche, wie sie die Franzosen und Engländer besitzen, sind allbekannt. Wie es dahin kam, daß sich die ursprünglichen Anlagen der Deutschen mit der Zeit in mannigfacher Hinsicht geändert haben, darüber sind letzthin genugsam Betrachtungen angestellt worden. Sie bleiben freilich meist zu sehr an der Oberfläche. Die volkstümlichen geschichtlichen Darstellungen und der Schulunterricht zeigen einerseits unsere Vergangenheit in viel zu trübem Lichte, so vor allem, soweit sie in das Mittelalter fällt, andererseits neigen sie wieder stark zur Idealisierung und betonen die eigene Schuld viel zu wenig. Jedes Volk gibt sich den Vorzug vor anderen. Es würde sein Volkstum verleugnen, wenn es anders wäre, aber vor Übertreibungen in dieser Richtung sollten wir uns hüten. Wohl neigen wir Deutschen zur Fremdländerei, darum jedoch nicht minder zu einer gewissen Ruhmredigkeit. Es ist etwas Schönes um die deutsche Treue, die Geschichte läßt jedoch nicht erkennen, daß wir diese Eigenschaft in höherem Maße besitzen als andere Völker. Nur insofern, als sie der zu erfüllenden Pflicht galt, war sie bisher ein Kennzeichen der Deutschen. Darüber sollten wir indessen nicht die vielen häßlichen Züge unseres Volkscharakters übersehen, wie Genußsucht, Neid und Kleinlichkeit, den beschränkten Doktrinarismus, der sich neben großartiger organisatorischer und wirtschaftlicher Befähigung breit macht.

Diese Schattenseiten unseres Volkscharakters treten naturgemäß in Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben, stärker hervor und fördern unliebsame Erscheinungen in Fülle an die Oberfläche. Sie dürfen uns gleichwohl nicht irre werden lassen an unserem Volke. Die allbekannten Auswüchse, die wir gewahren, sollen uns nur um so mehr eine Mahnung sein zur Arbeit am deutschen Volke, indem wir sie mit aller Macht durch Beispiel und Tat bekämpfen. Beruhigen mag uns dabei das eine, daß trübe Erschei-

nungen dieser Art auch früher schon nach großen Katastrophen häufig waren, wenn sie sich auch vielfach in anderer Form äußerten und sich bei anderen Volksschichten zeigten. Auch müssen wir bedenken, daß immer nur die Besten, die Führernaturen im eigentlichen Sinne, die Maßgebenden für das Volksganze waren. Sie müssen uns auch jetzt helfen, die Krankheit zu überwinden, an der unser Volk in Gestalt des Sozialismus mit seinen Auswüchsen leidet, der mit sozialem Empfinden an sich nichts gemein hat. Ein solches besaß, wie jeder echte Aristokrat, in hohem Maße Treitschke. 1877 fragt er (Briefe III., 4. Buch): „Warum greift dieser durch und durch undeutsche Wahnsinn der Sinnlichkeit und Unfreiheit so gewaltig um sich? Soll es denn immer unser Fluch bleiben, daß wir auch den Unsinn mit Methode treiben?" Dieser große Vorkämpfer echten Deutschtums erkannte bereits damals klar die Gefahr, die unserem Volkscharakter durch die international gerichtete Sozialdemokratie erwachsen mußte.

Unter der Einwirkung internationaler Berührungen leiden wir zurzeit im höchsten Maße. Sie drohen unser Volkstum in bedenklicher Weise zu schwächen. Um so mehr sollten wir uns auf die ursprünglichen Anlagen der Deutschen besinnen, und hier läßt uns die Geschichte nicht ohne Hoffnung. Immer wieder, wenn der deutsche Volkscharakter sich zu verflüchtigen drohte, hat er sich in alter Reinheit wiederhergestellt, so nach dem Dreißigjährigen Kriege, so unter napoleonischer Zwingherrschaft. Gewiß, wir sind ein politisch unreifes Volk, wie sich jetzt deutlich offenbart, aber vergessen wir nicht, daß die geschichtliche Entwicklung es so gefügt hat. „Der deutsche Staat war zwischen 1870 und 1914 noch zu jung, um eine eigene deutsche Form auszubilden", schreibt Großadmiral von Tirpitz. (Erinnerungen. Leipzig 1919.) Wir waren überhaupt noch nicht dahin gelangt, in der Neuzeit einen einheitlichen Volkscharakter auszubilden. Dennoch ist die Meinung irrig, daß wir einen solchen niemals besessen hätten. Von 950 bis 1250 waren wir unter der Führung kräftiger Kaiser, wenn auch nicht ohne Schwankungen, die allerseits anerkannte Vormacht Europas. Und kann man einem Volk Charakter und politischen Instinkt absprechen, das noch nach dem Zerfall seiner Kaisermacht Leistungen aufzuweisen hat, wie die Kolonisation des Ostens, die Großtaten des Deutschen Ordens und der Hansa, das den großen Hohenzollern das Material lieferte für die Aufrichtung des preußischen Staats unter den schwierigsten Bedingungen? In solchem Sinne ist neuerdings mit Recht gesagt worden (Hugo Preller, Die Weltpolitik des 19. Jahrhunderts. Berlin 1923), wir dürften nicht glauben, daß die gegenwärtige Generation das deutsche Volk sei, das Volk überdauere die Generation. Darum gilt es, den Blick von der Not des Augenblicks hinweg in die Zukunft zu richten. Er wird sich beleben, wenn er zugleich die stolze Vergangenheit unseres Volkes betrachtet. Dann muß es uns gelingen, an der Größe der deutschen Geschichte nach Treitschkes Wort (Historische und politische Aufsätze. Das deutsche Ordensland Preußen) „die Freiheit des hellen Auges zu kräftigen, das über den Zufällen, den Torheiten und Sünden des Augenblicks das unabänderliche Walten weltbauender Gesetze erkennt."



Der Traum

Novelle von Gustav Renner

Nein, die Geschichte war zu seltsam. Eigentlich kann man sie gar nicht erzählen. Oder erscheint das nur mir so, weil ich noch so jung bin und gar keine Erfahrungen in solchen Dingen habe? Kommt so etwas öfter vor? Aber wen soll ich danach fragen? Ich komme ja mit keinem Menschen zusammen und habe auch keine Sehnsucht danach; ich fühle mich in mir und mit mir allein so glücklich, daß ich keinen anderen brauche. Das sage ich nicht etwa aus Hochmut, sondern weil mir eben so zumute ist.

Und nun dieses Erlebnis! Jetzt bin ich ja darüber hinweggekommen, sonst vermöchte ich ja auch nicht, es niederzuschreiben. Wenn ich es recht betrachte, ist es doch wohl nichts so Außergewöhnliches, aber mir erschien es doch damals so, auch jetzt noch oft genug. Wie ein Begnadeter kam ich mir vor, wie eine jener auserwählten, frommen Gestalten der Vorzeit, zu denen Gott selbst im Traume sprach. Wurde ich hochmütig dadurch? Nein, eine tiefe Demut erfüllte mich vielmehr, das Gefühl, wie ein Unwürdiger dazu kommen konnte, auf diese Weise ausgezeichnet zu werden. Wie ein überirdisches Geheimnis trug ich es in mir herum, das ich sorgfältig vor der Außenwelt zu bewahren suchte, damit ich seiner nicht verlustig ginge oder damit es nichts von seiner Wunderbarkeit einbüße.

Oder war es doch nur eine gewöhnliche Liebesgeschichte? Aber ich habe doch nie etwas Ähnliches gehört oder gelesen. Eigentlich sind ja nur die Umstände, und wie ich dazu kam, das Seltsame daran; das gab den Erlebnissen jenen Regenbogenschimmer, der mir die Welt wie ein phantasievolles Wunder erscheinen ließ, oder mehr wie einen Traum. Oder habe ich es überhaupt nur geträumt? War es ein Traum? Aber das ist ja gleichgültig; um keinen Preis wenigstens möchte ich dieses Erlebnis oder diesen Traum missen, so schmerzlich, so bitter schmerzlich es war, als er zu Ende ging. Es war ja auch meine erste Erfahrung. Nie hätte ich ja daran gedacht, in diesen Fall zu kommen. Ich habe nie Sehnsucht danach gehabt. Wenn man arm ist und jung und es in seiner Kunst zu etwas bringen will, darf man ja auch nicht an so etwas denken. Ich habe es auch nie vermißt. Den Kopf voller Pläne, voller Bilder, die sich ungestüm drängen und alle gemalt sein wollen — wie sollte man an anderes denken können! Jede Minute möchte man ausnutzen, Schlafen und Essen erscheint einem als hinderliche und unangenehme Zeitverschwendung: man möchte ewig leben, um der Überfülle der Gefühle Herr zu werden.

Ach, nichts ist herrlicher, als Künstler zu sein! Wie nur die Menschen, die es nicht sind, leben können! Ich begreife es nicht. Wozu leben sie eigentlich? Da der Drogist an der Ecke, bei dem ich gewöhnlich meine Farben hole, ein großer, glatzköpfiger Mann mit verkniffenem Gesicht, der mich so ironisch belächelt, wenn ich ungeduldig bin, denn mir brennt immer der Boden unter den Füßen —: warum lebt er? Wie er mich manchmal spöttisch oder halb mitleidig betrachtet, wenn ich meine paar Groschen aus den Taschen zusammensuche! Aber er hat gar keine Ursache, über mich zu lächeln, denn ich lächle noch mehr über ihn. Tag für Tag steht

er in seinem vollgepfropften engen Laden, in dem es nach Seife, nach Petroleum, nach Kamillentee und wer weiß was riecht, und lauert wie eine Spinne im Netz auf einen Kunden, um ihm das Geld abzunehmen und Zahlen in ein großes Buch zu schreiben. So kenne ich ihn nun schon jahrelang. Was für ein Narr ist er! Was hat er davon? Nein, lieber möchte ich nicht geboren sein, so sehr ich diese Welt liebe, diese Welt, in der man täglich und stündlich Wunder erlebt, wo man sich nur umsieht, Wunder voll Licht und Glanz und Farbe, unerschöpflich und unbegreiflich! Und alles frisch und herrlich immer wie am ersten Tage! Und kein Ende! Jeder Garten, jeder Gemüseladen glänzt in der Sonne wie ein Wunder. Ach, alles ist ja Wunder, die ganze Welt, ein Wunder und Geheimnis voll unbegreiflicher Schönheit! Manchmal überfällt mich das mitten auf der Straße wie ein Rausch. Ein kleines rosa Wölkchen am Himmel, ein frühlingsgrüner Zweig über einer alten schwarzen Gartenmauer, und ich bin wie in einem süßen Taumel. Dann gehe ich wie verzaubert durch die Straßen, voll innerlichen Jubels und Glückes, so voll, daß ich es nicht zu bergen weiß und vor mich hin lache und spreche und die Leute, die an mir vorübergehen, mich verwundert ansehen.

Ja, wozu schreibe ich das? Was wollte ich eigentlich erzählen? Ach so! Ja, dann muß ich wohl ganz gesetzt und vernünftig verfahren, sonst glaubt man mir nicht.

Ich dachte nicht entfernt daran, daß mir so etwas bevorstände, als ich damals in die kleine Pension in der Dreifaltigkeitsstraße zog. Es gefiel mir ganz gut da, denn man ließ mich in Ruhe, und nach allem anderen frage ich nicht viel. Es wohnten noch drei Damen da — oder eigentlich vier; diese letzte aber war selten zu sehen. Das war mir ja auch gleichgültig, denn ich mache mir nichts aus Frauen. Überhaupt kümmere ich mich nicht viel um Menschen: ich habe anderes zu denken. Die Damen hatten ihr Zimmer vorn, und mein Stübchen lag nach hinten hinaus, ganz abgetrennt von den anderen. Das war mir gerade recht so. Ein Atelier konnte ich mir noch nicht leisten, und so war ich sehr froh, daß ich diese Stube bekam, die wenigstens ein hübsch großes Fenster hatte. Sie war sonst recht kahl, aber das machte ja nichts. Und außerdem gibt's überall etwas, woran man seine Freude haben kann, wenn man es nur mit rechten Augen betrachtet. Und meine Augen sind ja noch jung, und die ganze Welt ist so jung und schön. Wenn man mich bedauerte, daß ich von dem Fenster aus nichts als die leere Hinterwand eines Hauses sähe, so lächelte ich nur in mich hinein. Ich wußte das besser. Da gab's mancherlei zu sehen. Was für phantastische Bilder konnte man schon aus dem teilweise abgefallenen, gelbweißen und braunfleckigen Kalkputz, aus dem einige rote Ziegelsteine hier und da hervorsahen, herauslesen! Und nun erst die Sonne darauf zu beobachten, wie sie morgens, von der Ecke oben an, sich mehr und mehr Platz eroberte, wie die lange, dunkle Schattenlinie eines gegenüberliegenden Daches langsam zurückwich! Ich wußte ganz genau, wieviel Uhr es war, wenn der schräge Schatten eines Schornsteins erschien und langsam verschwand. Und die leisen Änderungen mit den vorschreitenden Wochen! Und der Wechsel der Stimmungen, morgens, mittags, abends, bei blendend hellem Sonnenschein, bei verschleiertem Licht, an wolkigen Tagen! Und nun gar erst der Kastanienbaum über dem Dache des Nebenhauses! Er schaute zwar nur mit seinem runden Wipfel darüber hinweg, aber das war völlig genug. Als

ich zugezogen war, hatte er noch kahle Zweige, aber es dauerte nicht lange und es lag wie ein zarter grüner Schleier über dem Gewirr der dunklen Äste. Und eines Morgens, nach ein paar warmen Tagen, stand er plötzlich ganz in sattem Grün, und nicht lange darauf leuchteten seine Kerzen über das schwarzgraue Dach, als hätte ein Engel sich in der Nacht ungesehen herabgelassen und sie angezündet.

Ach ja, ich habe schöne Stunden verlebt in jener engen, kleinen Stube! Und Besuch bekam ich auch manchmal. Dann und wann ließ sich eine Taube auf dem Fensterbrett nieder, drehte ruckend den gold- und grünschimmernden Hals und schaute mit den runden, rotberingten Augen neugierig zu mir hinein. Sie fanden ja auch immer ein paar Erbsen oder sonst etwas, das ich für sie erlangen konnte. Aber auch bei Regenwetter war es schön, am schönsten, wenn man so im Bette lag und im Dunkeln den Regen rieseln und von den Dächern tropfen hörte. Dann kamen mir oft die besten Gedanken.

Ich kam selten aus dem Hause. Was sollte ich auch draußen? Verwandte besaß ich nicht in der Stadt, und die paar Bekannten, die sich so anfinden, standen mir nicht nahe genug, als daß sie mich hätten besuchen sollen. Auch das war mir recht. Wen von den Menschen braucht man, wenn man die Kunst hat? Freilich, die Brotarbeiten! Aber schließlich langte es immer noch im Sommer zu einer kleinen Studienreise aufs Land. Ganz allein. Wer weiß überhaupt, was für eine Seligkeit darin liegt, so ganz allein mit seiner Kunst zu sein! Beinahe die einzigen Menschen, die ich regelmäßig zu Gesicht bekam, waren die paar Pensionsdamen. Am liebsten hätte ich auch allein auf meiner Stube gegessen, aber darauf ging die Pensionsmutter nicht ein. Es wäre ihr auch zu mühsam gewesen; sie war allein und auch schon bejahrt. Mürrisch war sie auch oft, aber das mußte man ihr nachsehen, denn wenn man alt ist, hat man gewiß seine Leiden aller Art. Ich möchte nicht alt sein, sondern freue mich alle Tage, daß ich noch jung bin und so viel des schönen Lebens noch vor mir habe. Selten sprach ich mit ihr, und auch mit den anderen Tischdamen nur, was man so sprechen muß. Was hätte ich auch mit ihnen reden sollen? Für Kunst interessierte sich, glaube ich, keine von ihnen, außer daß die eine, ein ältliches Mädchen mit einem sehr langen Gesicht und steiler, hoher Stirn, gelegentlich nach dem Essen etwas auf dem alten Klavier spielte. Dabei machte sie immer ganz seltsam verzückte Augen. Komisch sah das aus. Das sage ich nicht, um sie herabzusetzen, denn wer weiß, was sie Gutes und Schönes dabei fühlen mochte. Mich hielten die Damen wohl für einen Sonderling, und ich glaube, sie machten sich ein wenig lustig über mich, denn sie tuschelten und kicherten manchmal hinter mir her, wenn ich ging. Daran war wohl auch mein etwas hastiges, ungeschicktes Benehmen schuld.

Mir gegenüber saß gewöhnlich eine Dame, die Liselotte hieß — ich kannte nur die Vornamen, mit denen sie sich nannten, die anderen Namen wußte ich nicht oder hatte sie vergessen — und deren grüngrauen Augen ich immer begegnete, wenn ich vom Teller aufsah. Besonders in der ersten Zeit sah sie mich immer so seltsam und forschend an. Warum sie das tat, weiß ich nicht, es machte mich immer sehr verlegen, so daß ich die Augen niederschlug und fühlte, wie ich rot wurde. Was wollte sie eigentlich von mir? Sie war nicht mehr ganz jung und hatte eigentlich ein ganz hübsches, etwas rundes Gesicht, nur wenn sie lachte, ließ die Oberlippe

die ganzen Zähne und das rote Zahnfleisch frei. Das sah nicht gut aus. Aber es ging mich ja auch nichts an. Später schien es mir, als wäre sie diejenige, welche immer zuerst heimlich auf mich stichelte. Darum kümmerte ich mich nicht, mir war nur lieb, daß sie mich nicht mehr so mit ihren Blicken verfolgte.

Die dritte Dame war ein gedrücktes, ältliches Wesen; ich hatte manchmal Mitleid mit ihr. Dennoch sah ich, daß in ihren Augen so etwas wie eine kleine Bosheit funkelte. Aber darüber konnte ich mich täuschen, und man soll nicht von einem Menschen übel denken, der einem nichts getan hat.

Das war meine tägliche Gesellschaft — nein, da war ja noch die vierte Dame, die zuerst nur zum Essen kam, aber dann auch in die Pension zog. Sie war die jüngste von allen, klein, zierlich — ich liebe eigentlich, wenn ich so sagen darf, nur große, majestätische Frauen, wenigstens denke ich mir das so —, und schön konnte man sie eigentlich auch nicht nennen, allenfalls hübsch. Damals wenigstens schien es mir so. Sie hatte braune Augen, einen niedlichen, feinen Mund und ein kurzes, gerundetes Kinn. Merkwürdig war, daß ihr Gesicht gewöhnlich ganz ruhig und unbeweglich aussah, fast wie eine Maske. Wenn sie sprach — sie sprach freilich selten —, zog sie immer die dunklen Augenbrauen hoch und die Stirn in Falten. Das stand ihr nicht gut. Aber sie war mir gleichgültig, so gleichgültig wie die anderen. Sie hatte so gar nichts an sich von dem, was ich, wie ich mir dachte, an einer Frau lieben könnte, und was sie sprach, war ebenso alltäglich wie das, was die andern sagten. Alles das war mir auch lieb so, denn ich fürchtete immer, mich könne etwas von meiner Kunst abziehen. Und besonders fürchtete ich die Frauen, hatte ich doch oft genug gehört und gelesen, welche Macht sie über den Mann ausüben können. Nicht daß ich sie verachtete: sie erschienen mir vielmehr in meiner Phantasie als Wesen aus einer anderen Welt, wenigstens stellte ich sie mir so vor. Sie sind so ganz anders als wir Männer. Alles an ihnen ist zart und weich und anmutig; ihre Bewegungen sind so wohltuend zierlich und biegsam, wie wenn eine zarte Birke sich im Morgenwinde wiegt. Es ist so viel Musik darin. Und auch in ihrer Seele muß diese Musik sein, eine köstliche, überirdische Musik.

So dachte ich mir die Frauen, wenigstens die Frauen, die in meiner Vorstellung lebten; denn die, die ich täglich vor mir sah, betrachtete ich kaum als Frauen; es war fast, als seien sie gar nicht vorhanden.

Sie hieß Thea, jene vierte Dame. Die Mädchen hier in der Großstadt haben ja alle solche seltsamen Namen; bei mir zu Hause heißen sie einfach Marie oder Anna.

* * *

Und dann geschah das Wunder. Ja, wenn das jemals ein Mensch läse, so würde er wohl darüber lachen, daß ich es so nenne; aber für mich war es doch eben ein Wunder. Und es kam auch, wie ein Wunder kommen soll: ganz unvermutet, wider alle Erwartung und Wahrscheinlichkeit, wie ein Blitz aus heitrem Himmel. Nein, vielmehr wie ein Blitz in stockfinsterer Nacht, wenn man sich verirrt hat im Walde und nicht weiß, wo man sich befindet, und dann plötzlich ein Blitz herniederfährt und die Bäume ringsum aus dem Dunkel hervortauchen, in einem seltsamen Lichte, so unheimlich und unwirklich und doch auch so überwältigend schön, als wäre man auf einen anderen, auf einen fremden Stern mit einem Male versetzt.

Es war gar nichts vorhergegangen, gar nichts. Nichts als daß die eine Dame, Fräulein Liselotte, Geburtstag feierte. Man hatte ihr deshalb ihren Platz mit Blumen geschmückt und einige kleine Geschenke aufgebaut. Da ich von dem Geburtstage nichts wußte, war ich überrascht, als ich zum Abendessen eintrat. Die Bescherung fand abends statt, weil die Dame den Tag über beschäftigt war, des Morgens früh weg mußte und man wahrscheinlich am Abend noch eine Weile beieinander sitzen wollte. Mich ging das ja eigentlich nichts an, aber als ich mich gesetzt hatte, bekam ich auch meinen Anteil an dem Wein, dem Kuchen und den sonstigen Sachen. Wie mich das verlegen machte! Da mußte ich doch eigentlich auch ein kleines Geschenk stiften. Aber was denn? Ich saß wie auf Kohlen, und der Kuchen schmeckte mir gar nicht. Mir sind solche Situationen über die Maßen peinlich. Plötzlich fiel mir etwas ein. Ich sprang auf — die andern sahen mich verwundert an —, lief nach meiner Stube und holte da eine kleine Aquarellskizze, ein Landschaftsmotiv. Das Blatt war mir immer lieb gewesen; überhaupt trenne ich mich nur ungern von meinen Arbeiten, liegt doch oft so viel reinen Glückserinnerns darin. Aber ich hatte sonst nichts Passendes bei der Hand.

Die vier Damen steckten die Köpfe zusammen und tuschelten, das Bild gefiel ihnen offenbar nicht. Es tat mir leid, es aus der Hand gegeben zu haben, und ich wollte unter dem Vorwande, daß es noch nicht fertig sei, schon wieder darum bitten, als Liselotte, eben das Geburtstagskind, aufsah und mir mit einem Lächeln dankte. Sie hatte sich wohl besonnen, daß man sich nicht gerade höflich gegen mich benahm. Ich hatte noch nie einer Dame ein Geschenk gemacht, und so kränkte mich das doch etwas.

Nach dem Essen gingen die Mädchen in das Zimmer nebenan. Die mit dem langen Gesicht saß schon am Klavier und klimperte etwas. Auch ich stand auf und wollte zu meiner Arbeit gehen. Doch Fräulein Liselotte trat an der Tür auf mich zu und fragte, ob ich nicht mit hineinkommen wolle. Dabei sah sie mich mit einem jener Blicke an, die mich früher immer so verlegen gemacht hatten.

Was sollte ich darauf sagen? Ich schwankte. Meine Arbeit zog mich. Was sollte ich auch bei den Mädchen da drinnen? Unterhalten konnte ich sie nicht, denn das, was mir allein am Herzen lag, meine Kunst, interessierte sie gar nicht. Ich erinnerte mich, wie ich anfangs einige Male meinem vollen Herzen Luft gemacht hatte; die Damen hatten sich aber über meinen Enthusiasmus nur heimlich zugelächelt und am Ende, glaube ich, gar nicht so unauffällig hinter der Hand gegähnt. Da hatte ich denn wie mit kaltem Wasser übergossen dagesessen. War es denn möglich, fragte ich mich, daß jemand in der Welt kein Interesse für Kunst haben könne? Seitdem habe ich freilich hierin zugelernt.

Ich stotterte also: „Ich — ich — nein, ich kann nicht — leider! — ich habe eine dringende Arbeit. Entschuldigen Sie — ein andermal!“

Sie lächelte mich mit ihrem süßesten Lächeln an: „Schade! Es hätte mich sehr gefreut, wirklich! Nun, wenn es nicht geht — — Also ein andermal, ja?“

Mir noch einen Blick zuwerfend verschwand sie durch die Tür. Ich war verlegen stehen geblieben. Es streifte mich jemand. Neben mir stand Fräulein Thea. Sie blickte zu mir auf. Zum ersten Male sah ich in ihre braunen Augen.

Sie waren voll aufgeschlagen, aber ganz ruhig. Auch ihr Gesicht war ruhig wie immer.

„Sie wollen schon gehen? Das ist wirklich schade. Aber ich kann es verstehen — ein Künstler — ja —“

Sie drückte mir die Hand, nur ganz leicht, nur mit den Fingerspitzen. Ein seltsames Gefühl durchrieselte mich, wie ich es nie empfunden hatte. In diesem Augenblick erschien der Kopf Fräulein Liselottens in der Türspalte. Sie streifte uns mit einem schnellen, forschenden Blick.

„Kommen Sie nicht, Thea?“

„Ich komme ja schon.“

Beide verschwanden in der Tür. Doch über ihre Schulter zurück warf mir Liselotte noch einen Blick zu, der ganz in meine Augen zu tauchen schien.

Was sollte das alles heißen? Ich stand da, ganz verwirrt und seltsam aufgeregt. Sollte das alles etwas bedeuten? Aber was denn? Wer vermöchte die Frauen zu verstehen? Sie sind oft so seltsam. Könnten sie nicht einfach sagen, was sie meinen? Da hatte dieses Fräulein Liselotte gestern eine Blume angesteckt, die ich sehr schön in der Farbe fand. Ich sagte es ihr, und als ich, verspätet, allein zum Kaffee kam, fand ich die Blume in der Nähe meines Platzes liegen. Hatte sie sie vergessen? Warum lag sie dann nicht an ihrem Platze? Für mich konnte sie doch nicht bestimmt sein; ich hatte sie ja gar nicht darum gebeten!

Ach, mein liebes Zimmer! dachte ich, als ich bei mir eintrat. Ich zündete meine geliebte Lampe an — sie war mir immer wie ein guter Freund, und wenn ich manchmal spät nach Hause kam und sie mir mit ihrem gütigen Licht meine Stube erhellte, konnte ich nicht umhin, sie zu streicheln: Mein liebes Lämpchen! Du bist doch die Beste! — Aber das ist wohl recht närrisch! Ich zündete sie also an, atmete wie befreit auf, als sie brannte und wollte mich noch für ein Weilchen ans Zeichnen machen. Es tat mir ja leid um jede Minute, die ich versäumte. Freilich war es nur eine Brotarbeit für eine lithographische Anstalt, aber es macht ja schon so viel Freude, allein den Bleistift oder die Zeichenfeder in der Hand zu haben und sie über das weiße Papier spazieren zu führen. Doch heute ging es gar nicht recht. Die Hand zitterte mir in fremder, seltsamer Erregung, und meine Gedanken irrten ziellos umher. Es gelang mir nicht, sie länger als für Augenblicke auf meine Arbeit zu konzentrieren. Ich wunderte mich über mich selbst: was sollte das heißen? Es war wie ein leichter Nebel um mich, aus dem mich Frauenaugen anschauten. Ich glaubte noch den leisen Fingerdruck Fräulein Theas zu verspüren und besah meine große Hand, als ob da — lächerlich! — etwas daran zu finden sei. Dann drückte ich sie mit der andern Hand — ja, so, so war es gewesen, nur viel, viel feiner und leichter. Meine Finger waren ja viel zu derb und hart dazu. Aber was hatte das überhaupt bedeuten sollen? Ich grübelte und grübelte. Liebte sie mich etwa? Nein, das war ja doch zum Lachen. Wie konnte sich ein Weib, ein junges Mädchen, in mich verlieben? Ich hatte ja doch auch nicht das Geringste dazu getan. Und außerdem war sie mir ganz gleichgültig, so gleichgültig wie die andern drei Damen. Ja, wenn ich recht sagen soll, so gefiel mir eigentlich Fräulein Liselotte besser. Das heißt, ganz objektiv gesprochen, denn an sich war auch sie mir so gleichgültig wie die Wand da draußen.

Es war wohl besonders der Wein, den zu trinken ich nicht gewohnt war, der mich so verwirrte.

Nein, mit der Arbeit ging es doch nicht! Zu ärgerlich, so gestört zu werden! Ich sah nach der Uhr. Schon so spät? Also die ganze schöne Zeit vertrödelt und vergrübelt! Es war wohl besser, schlafen zu gehen, um morgen um so frischer zu sein. Oder war es genug, eine Stunde zu ruhen? Jede Stunde, die ich dem Schlafe abgewann, kam ja der Kunst zugute. Ich legte mich also, angekleidet wie ich war, auf das durchgesessene Sofa.

* * *

Seltsam: Was ist Traum? Was ist Wirklichkeit? Mir war die Welt eigentlich immer nur wie ein Traumbild, bei dem ich nicht sicher war, ob es nicht plötzlich vor meinen Augen verschwinde. Was sehen und erkennen wir von den Dingen, als die bunte Oberfläche? Ist das nicht unsere ganze Welt? Mir wenigstens war es immer so. Und wenn diese Welt nur in meinen Augen lebt, was bliebe dann übrig, wenn sich diese schillernde Phantasmagorie unversehens auflöste? Das habe ich mir manchmal so ausgemalt, wenn es auch Unsinn sein mag. Aber ich bin ja auch kein Gelehrter und kein Denker. Gott sei Dank nicht! möchte ich sagen. Ich bin Maler, und mir genügt das, was ich sehe. Aber eben: ich sehe doch auch im Traum Gestalten und Dinge, genau so farbig und lebendig wie in dem, was man die Wirklichkeit nennt! Wodurch unterscheidet sich eines vom andern?

Schlief ich oder schlief ich nicht? Ich war meiner selbst ganz bewußt, ja bewußter, als ich es je gewesen. Ein seltsamer Zustand! Ich fühlte, wie ich atmete, erregter als sonst, aber ganz gleichmäßig. Nur eine wunderliche Helle war in mir, in meinem Hirn, in meinem ganzen Körper; eine Helle, die gleichsam aus mir ausstrahlte und das ganze Zimmer erfüllte. Und dieses ganze Zimmer war ich, der Stuhl war ich, und der Tisch mit dem unter den einen wackligen Fuß geklemmten Holzstück war ich, und in der Ecke der weißblinkende Ofen mit der funkelnden Messingtür war ich — alles das war beseelt von meiner Seele, atmete mit mir und bewegte sich mit dem Heben und Senken meiner Brust. Dann ließ die seltsame vibrierende Helligkeit nach, und die Stube sah aus wie früher. Die Möbel standen fest auf ihren Beinen, die Lampe brannte auf dem Tische am Fenster und warf ihren Lichtkreis auf das Reißbrett. Und ich selbst saß vor dem Brett und zeichnete. Ich sah nur, von rückwärts, den gesenkten Kopf mit dem buschig gewellten Haar, aber ich wußte, daß ich es war, und wunderte mich darüber, da ich doch wußte, daß ich zugleich auf dem Sofa lag. Dann aber war ich auf einmal ganz der, der vor dem Reißbrett saß, ganz und gar, daß ich den Ärmel auf der Tischkante scheuern fühlte. Ganz als ob ich wachte. Und wachte ich denn nicht? War ich mir nicht vollkommen dessen bewußt, was ich zeichnete? Nein, jetzt malte ich ja. Den Aquarellkasten neben mir, setzte ich Farbe um Farbe mit einer schauernden Andacht auf das Papier. Ein beseligender Rausch strömte von den Farbentönen aus und ließ die zartesten Fibern meines Innern leise erzittern. Wie Musik wirkte jeder Farbenton: nein, es war geradezu Musik, und die Melodie des festlich heiteren Gelb, des träumerisch-sehnsuchtsvollen Blau, die Fanfare des roten Zinnobers, die hinsterbenden Zwischentöne des Gelbbraun, Grauviolett und Blaugrau wogten in- und durcheinander und

klangen zusammen in einem überirdischen Konzert. Aber was war es denn eigentlich, was ich malte oder was ich gemalt hatte? Denn ich hielt nun inne, und das kritische Urteil begann sich zu regen. Ich stand auf, schnitt das Blatt ab, nahm es in die Hand und betrachtete es prüfend. Noch immer erschien es mir über die Maßen gelungen und schön, aber von einer seltsam süßen Fremdartigkeit: eine Landschaft mit wunderlich geformten, unbekannten Bäumen, und einige Menschen darunter, die ebenso fremdartig waren. Ich schüttelte den Kopf. Was sollte das sein, und wo kam es her? Und plötzlich, ich weiß nicht, wie es zuging, schoß es mir durch den Kopf: Neuseeland! Eine neuseeländische Landschaft! Aber wie kam ich dazu? Ich bin nie in Neuseeland gewesen, habe auch keine Ahnung, wie die Landschaft dort aussehen mag. Und doch war ich davon ganz überzeugt. Merkwürdig! Ich stehe noch und sehe mir das Blatt an, das ich in der Hand halte, und suche dabei, ohne mich umzusehen, eine Stütze für den linken Ellbogen. Ich fühle sie, finde sie aber nicht, und drehe mich um nach dem Möbel, an dem ich lehne. Ja, wie kommt denn das Stehpult der Pensionsmutter hierher, an dem sie ihre Rechnungen zu schreiben pflegt? Das Wirtschaftsbuch liegt aufgeschlagen darauf. Ich sehe mich erstaunt um und bin wirklich in der kleinen Stube, die die alte Dame ihr Kontor nennt, und die ich nur dann betrete, wenn ich mein Monatsgeld bezahle. Richtig, da hängt ja auch der große Abreißkalender neben dem Pulte! Die spannengroße Zahl Fünfzehn darauf hat etwas Geheimnisvolles an sich, als hätte eine überirdische Macht sie als eine Art Menetekel hingeschrieben. Sie hat sich mir so fest eingeprägt, daß ich nur die Augen zu schließen brauche, um sie, aufdringlich deutlich, vor mir zu sehen. Was aber soll all das bedeuten? Wie kam ich hierher? Ich grübelte und grübelte. Träumte ich das alles? Aber daß ich in dem Geschäftszimmer meiner Wirtin war, daran war doch nicht zu zweifeln. Da, über dem Pulte, hing doch das schreckliche Kreideporträt ihres verstorbenen Gatten — und das Kontobuch und dort der Korbsessel mit dem gestickten Kissen darauf ... Dann aber schien mir, als ob es wieder halb mein Zimmer wäre, und zugleich erwachte ein Gefühl in mir, ein erwartungsbanges Gefühl, als müsse irgend etwas geschehen, irgend etwas Wunderbares sich ereignen, als werde gleich die Türe dort aufgehen und das Glück hereintreten. Was für ein Glück? Das wußte ich nicht; es war nur eine unbestimmte Vorstellung. Aber etwas Überschwengliches, wie eine Offenbarung von oben herab, würde es sein.

Doch die Tür, auf die ich über das Bild in meiner Hand hinweg gespannt blickte, öffnete sich nicht. Eben wandte ich mich enttäuscht wieder zu dem Pulte, als ich leicht, ganz leicht eine Hand auf meiner Schulter zu fühlen glaubte. Ich erschauerte, ohne zu wissen, warum. Was war es, das hinter mir stand? Das Glück selbst? Wie denn? In welcher Gestalt? Irgend eine Gestalt mußte es doch haben! Ich wenigstens muß mir Glück und Unglück, Mitleid, Furcht und alles das immer in Gestalten vorstellen. Geht mir das allein so? Doch darüber dachte ich nicht nach. Ich wagte nicht, mich umzuwenden, aus Furcht, das Glück, das hinter mir stand, zu verscheuchen wie einen Schmetterling, der sich lautlos von einer Blüte hebt. Nun fühlte ich noch einmal, etwas stärker, den Druck auf meiner Schulter, und eine zitternde Seligkeit durchrann mich vom Hirn bis in die Fingerspitzen. „Nun ist es da, das

Glück!" sagte ich mir innerlich. Oh, nur nicht sich bewegen, es nicht berühren, nicht ansehen, nur fühlen, in ihm leben, sich von ihm umgeben und getragen fühlen wie von den Wogen des unermeßlichen Meeres, ganz hineintauchen in dieses kristallene Licht! Denn Licht, Licht voll unbegriffener Tiefe war dieses Gefühl selbst. Von wem aber ging es aus?

Dann aber hörte ich, wie es hinter mir sprach, über meine Schulter hinweg, mit Menschenstimme, ja mit einer Stimme, die mich im Ton an eine erinnerte, die ich schon irgendwo gehört haben mußte, aber nicht mit dem unnennbaren Reiz, der unbegreiflichen Süße wie diese. Was sie aber sagte, war gar nichts Besonderes. „Was haben Sie da?" Jeder Mensch hätte das sagen können, und so sehr mich die Stimme bezauberte, ich fühlte doch — war das nun die Wirkung der Worte und der Wirklichkeit? —, daß sich die vorherige verzückte Erregung legte und sank, wie eine Lösung im Wasser, wie das Bewußtsein meiner selbst und der Situation sich durchrang. Langsam und zaghaft wandte ich den Kopf und sah in zwei Augen, zwei braune Augen. Hatte ich nicht auch diese schon irgendwo gesehen? Nie aber in diesem überirdischen Glanze der Seele, die wie ein Licht aus ihnen hervortrat. Nichts als diese Augen sah ich zunächst, aber unter ihrem Blick wuchs ein Gefühl in mir empor, das ich nie vorher gekannt und das mir doch wieder wie selbstverständlich erschien. Unter diesen Augen war mir — ja, ich weiß mich nicht anders auszudrücken —: es war, als wenn zwei Sonnen statt einer am Himmel ständen und nun aus der schlafenden Erde einen Frühling weckten, wie sie ihn nie gesehen, wie Laub und Blüte mit verdoppelter Kraft und Schnelle emporsproßten, in verdoppelter Größe, Farbigkeit und Schönheit. Ein stiller, drängender Jubel erfüllte mich.

Aber es waren doch Augen! Wessen Augen? Allmählich erst tauchte nun das Gesicht hervor, zu dem sie gehörten, und auch das hatte ich doch schon gesehen. Ich kannte diese Augenbrauen, die sich in zwei feinen dunklen Bogen über die Stirn spannten und über der Nasenwurzel durch einige feine Härchen verbunden waren, die kurze weiße Stirn mit dem glatt und schräg darüber gescheitelten dunkelblonden Haar. Und zog sich nicht jetzt diese Stirn in leichte Falten? Ja, war das nicht — ja, das war doch Fräulein Thea! Und doch war es wieder nicht sie, denn so hatte ich sie nie erblickt, so durchgeistigt, daß es schien, als sei die Seele sichtbar geworden durch das Körperliche. War das ihr innerstes Wesen? Hatte ich sie so verkennen können? Freilich, ich hatte mich ja nie um sie gekümmert, und wer weiß schließlich etwas von einem andern Menschen, wenn er sich nicht zufällig einmal offenbart durch ein gelegentliches Wort, durch eine zufällige Handlung, die dann dieses unbekannte Dunkel plötzlich erhellen wie die hervorbrechende Sonne eine nächtliche Landschaft. Stehen wir dann nicht schauernd still vor diesem Wunder, vor einem Menschen, an dem wir täglich gleichgültig vorübergegangen sind und der doch alle Himmel in seinem Busen trägt, ja vielleicht gerade den Himmel, der für uns geschaffen ist?

„Was haben Sie da?" Keine Frage kann gleichgültiger sein; aber wie es der Ton ist, der die Musik macht, so auch die Resonanz der Seele, die einem Worte seinen Zauber gibt und es erst tief bedeutsam erscheinen läßt.

„Ein Bild", erwiderte ich mit gezwungener Fassung. Es machte mir Mühe, zu sprechen, denn ich war wie von einem schweren, starken Duft benommen und die Brust atmete heftig und wollte die Worte kaum hervorgeben.

„Haben Sie das gemalt?" Wieder dieser herzbetörende Ton.

„Ja", sagte ich beklommen und leise wie vorher.

Sie stand jetzt neben mir. Meine Hand mit dem Blatte war auf das Pult ge sunken. Nun beugte sie das Köpfchen auf das Bild, so dicht neben mir, daß ich das leichte Gekritzel ihres Haares an meiner Wange und Schläfe fühlte: eine seltsam erregende Empfindung. Ich sog den natürlichen Duft ihres dunkelblonden Haares, auf dem das Licht der Lampe in goldrötlichen Reflexen spielte. Ach, wie unsäglich herrlich war es, so neben ihr zu stehen in der süßen Beklommenheit, die wie ein schwerer, süßer Wein auf die Sinne wirkte!

„Wie schön das ist! — Und das... und das ... und das hier!" sagte sie nun, auf diese und jene Stelle deutend, und ich folgte entzückt dem zierlichen Finger mit dem gepflegten, zugespitzten Nagel, auf dem einige weiße Glückspunkte sichtbar waren. Und bei den leichten Bewegungen des Köpfchens huschte der gegitterte feine Schatten ihres gekrausten Schläfen- und Stirnhaares über das Blatt. Woher sie alles das bloß verstand? Nie hatte ich das in ihr vermutet. Sie empfand meine tiefsten Absichten, sie entdeckte diese und jene kleine Schönheit in der Farbe, die sich, zur eigenen Überraschung, manchmal ungewollt und zufällig beim Malen einstellt. Sie fühlte das zarte Entzücken oder die heimlich jubelnde Kraft heraus, die den einen oder anderen Pinselstrich begleitet hatte. Ja, was mir selbst bei der Arbeit unbewußt geblieben war, deutete sie mir. Denn wie oft begreift der Künstler erst hinterher, was er geschaffen, wenn er es nicht überhaupt erst erfährt durch den Eindruck, den es auf andere macht. Deshalb hatte ich ja so oft und so sehnlich gewünscht, einen Menschen zu haben, der mir Klarheit über mich selbst und mein Schaffen geben konnte, denn aus sich selbst weiß niemand, wer und was er ist und ob ihn nicht ein Irrlicht täuscht. Und nun hatte ich einen Menschen, der mich mir selbst deutete, der mich tiefer verstand, als ich es selbst vermochte, der das, was ich dunkel empfunden hatte, klar aussprach und in das Licht des Bewußtseins rückte. Vor innerem Jubel wagte ich kaum zu atmen.

Nun aber sah sie auf zu mir, und in ihren großen dunklen Augensternen, die so geheimnisvoll in dem bläulichen Weiß standen, lag eine staunende, hingebende, fast demütige Bewunderung. „Sie sind ja ein Genie", sagte sie, leise, schlicht und fast ehrfurchtsvoll.

Ich stand vor ihr und blickte auf sie hinab. Den Kopf zu mir erhoben, lehnte sie mit dem Rücken an dem Pulte. Wie schön sie war! Und daß ich das nie bemerkt hatte! Wie rührend das Oval ihrer mit einem ganz, ganz leichten Flaum bedeckten Wangen, auf denen ein zartes Rot feiner Erregung lag! Und wie die Flügel ihres leicht gebogenen Näschens kaum merklich zitterten! Und der Mund mit seiner feingeschwungenen Linie, die von einer verschwiegenen, reinen Mädchensehnsucht sprach! Nun wandte sie leicht den Kopf, und in dem Lichte der dahinter stehenden Lampe leuchteten die kleinen Ohren unter dem dunklen Haargekräusel purpurn durchsichtig auf. Unter der weißen Haut des Halses klopften die Adern und sah man das Leben

in diesem holden Körper auf- und niedersteigen. Ach, daß kein Bild, keine Kunst das nachschaffen kann!

Wieder begegnete ich ihrem aufwärts gerichteten Blick und sah, wie unter den langen, geschwungenen Wimpern, in dem kreisrunden Abgrund ihrer Augen, der ins Unergründliche hinabzureichen schien, ein Licht aufglomm, ganz von fern erst, ungewiß, schwach und schwankend, bis es wuchs und wuchs und näher kam und wie ein heiliges Feuer hervorbrach, nicht lodernd und flackernd —: still, umfassend, erwärmend. Und ich fühlte, wie mein ganzes Wesen in dieser Seelenglut schmolz, wie Glut in Glut überging und sich vereinigte.

Was für geheime Kräfte sind es, die den Mann zum Weibe ziehen? Denn ich fühlte, daß das Überirdische in ihr zurückwich und mehr und mehr das Weib hervortrat. Nie hatte ich mir das vorgestellt, und ich war immer fest überzeugt gewesen, daß ich, dessen Herz ganz und gar der Kunst gehörte, in solcher Lage stets Herr meiner selbst bleiben würde. Und nun war es doch, als ob mich eine unwiderstehliche, magische Gewalt zu dem Weibe vor mir zöge, und was ich nie gewagt, woran ich in meinen kühnsten Gedanken nie gedacht hatte: ich neigte mich über sie, noch immer näher, während sie den Kopf weit zurückbeugte, ich legte meinen Arm um ihren Hals, und indem sie, die Augen schließend, sich noch mehr zurückneigte, so daß ihr Haarknoten das Pult berührte, drückte ich meinen Mund auf den ihren, zaghaft erst, dann immer fester.

Ich hielt ein. Unsere Blicke tauchten ineinander. „Liebste Thea!" Dachte ich es nur oder sprach ich es wirklich?

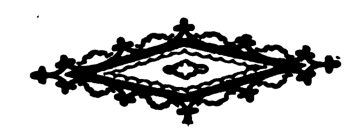
Einige Augenblicke Schweigen, während Auge in Auge ruhte.

„Ich dich auch!" hauchte sie, kaum vernehmbar. Ich hatte nichts gesprochen, sie antwortete auf meine Gedanken, mein Gefühl.

„Ja, ich liebe dich!" Ich sagte nun, was sie vorhin gehört zu haben glaubte oder aus meiner Seele gelesen hatte. Und wieder küßte ich sie, lange, lange, und ich fühlte in diesem Kusse, wie unsere Körper sich auflösten, meine Hand verlor das Gefühl ihres warmen Nackens, ihr Gesicht wurde immer durchsichtiger und nebelhafter, nur ihre Augen blieben bis zuletzt noch stehen, bis auch sie versanken und ich in einem unbeschreiblich milden Entzücken verging.

In diesem Augenblick erwachte ich. Überrascht fuhr ich auf. Die Lampe brannte noch auf dem Tisch mit dünnem und dürftigem Licht, und durch das Fenster sah ich an der Hauswand drüben schon einen Streifen Sonne. Mich überkam ein Gefühl von Schmerz und Trauer. Sollte das alles ein Traum gewesen sein? War das Glück zu mir im Traum gekommen und mit dem Traum wieder gegangen?

Aber dann dachte ich daran, daß sie ja doch lebte, drüben über dem Gange, kaum zwanzig Schritte von mir sie, in deren Seele mir ein Traum bis auf den Grund zu sehen vergönnt hatte. (Schluß folgt)



Ferdinand Gregorovius und Malwida von Meysenbug

Unveröffentlichte Briefe, mitgeteilt von Berta Schleicher

(Schluß)

Florenz, Palazzo Sabatier, 27. Juni 1865.

Sie haben sich so liebenswürdig der armen Kranken [Pauline Hillmann] angenommen und ihr so wohlgetan, daß mein erster Brief aus Florenz Ihnen gebührt. Man schilderte mir den Zustand der Freundin als so bedenklich, daß ich beschloß, Rom zu verlassen; obwohl ein Telegramm der Sabatier mir verbot, hieher zu kommen, aus Furcht vor zu großer Aufregung, fuhr ich dennoch ab, und dies war gut. Pauline hält sich wunderbar ruhig — ich hatte sie seit fünf Jahren nicht gesehen —, meine tägliche Gegenwart erfreut und belebt sie offenbar. Ich fand sie besser, als ich fürchtete; doch die Freunde halten ihren Zustand für hoffnungslos. Ich selbst hoffe nichts mehr — und im Grunde, ein schneller Tod ist besser als ein langsames Sterben in einer verödeten Welt, die ihre Reize und auch ihre Sprache verlor. Ich werde ruhig an dem Grabe dieses herrlichen Wesens stehen; ich konnte ihr noch etwas sein. Als ihre Welt in Trümmern zerfallen war, baute ich, so gut ich vermochte, ihr eine neue auf, und sie selbst ward ein guter Genius für mich. Sie widmete mir seit Jahren eine selbstlose Freundschaft voll unerhörter Seelengröße, und sie wird mit diesem Bewußtsein aus dem Leben gehen, aus dessen stürmischer Welle ich sie an ein ruhigeres Ufer zog. Die Gedanken graben noch in ihr — sie gehen, wie sie selbst heute sagte, ihre alten Pfade im Herzen. Davor fürchtet sie sich in der Einsamkeit — man scheuchte diese Geister auf, doch sie kehren ewig wieder, denn sie kennen eben ihre Pfade in dem dunkeln Labyrinth.

Ich habe mich hier eingerichtet im Hause auf Wochen, die ich der Kranken gerne widme — dies verändert meine Sommerpläne. Zwar begann ich im Archiv zu arbeiten, doch ist dies nur wesenloser Schein. Auch bin ich müde — ich schmachte nach Schatten und Landluft. Hier ist es so sehr heiß. Ich fand Florenz unverändert — eine nun inhaltlose Lokalbühne, von reizenden Kulissen umstellt, nichts darbietend einem alten Römer.

Die Frauen sind hier — Sabatier noch in Montpellier. Menschen oder Leute kommen viel.

Man umgibt mich mit allem, was Wohlsein erregen könnte, doch mir ist nicht wohl. Dies nichtige Possenspiel von Leben, mit seinem Kommen und Gehen, mit seinem Erscheinen und Scheinen widert mich tief in der innersten Seele an.

Ich grüße die freundlichen Kinder Natalie und Olga. Sagen Sie ihnen, daß die Stunde nicht kommt, wo ich ihrer vergäße. Sie stehen aufgeschrieben auf den bronzenen Tafeln. Sie waren immer gut zu mir, und sie verschönten mein Leben wie Epheu, der einen römischen Campagnabaum verschönt. Dem Baum war dies wohl zu gönnen.

Leben Sie wohl! Ich denke Ihrer mit freundlicher Anhänglichkeit. G.

München, 24. August 1865.
Liter. Artistische Anstalt Cotta.

Sie haben Frl. v. Stein geschrieben, daß Sie in Bern sehr leidend sind — was ist doch das für eine elende Welt, worin man nichts als von Krankheiten hört. — Die Lindemann elend, die arme Pauline zwischen Leben und Tod, die junge Oppenheim schon im Grabe — mir schrieb gestern von deren plötzlichem Tode Frau Sabatier aus Karlsbad —, dies Mädchen war also schon in Rom vom Tode gezeichnet, und wir ahnten es nicht. Wenn solche Rosenblätter vor unsere Füße gestreut werden, sollen wir die wenigen Jahre, die uns noch bleiben, um so mehr mit festem und ruhigem Schritte hinabgehen, jeder seine Aufgabe vollendend.

Eine Ihrer Aufgaben scheint durch Olgas sehr praktische Übersiedlung in ein Institut vollendet zu sein, und ich stelle mir vor, daß auch Ihr Leben in dem Herzenschen Hause dadurch einen Abschnitt gefunden hat. Auf meinen Wanderfahrten gedachte ich viel Ihrer, und wie Ihrem Leben eine heilsame Gestalt möchte gegeben werden — aber ich ersehe leider, daß Sie dem wärmsten meiner Wünsche für Sie nicht Wort geben, nämlich in die Arme Ihrer gewiß freundlichen und edel gebildeten Schwestern sich zu werfen und mit dem besten Vaterlande sich auszusöhnen.

Ich würde Sie aufrichtig beklagen, kämen Sie wieder nach Italien, wo Ihrer nur Einsamkeit, Enttäuschung und das Gefühl eines unpraktischen Zustandes wartete.

Ich trank wieder mit vollen Zügen die Luft der alten Heimat, die mich herrlich gestärkt hat. Ich gelobte, ins Vaterland zurückzukehren, wenn meine Aufgabe jenseits der Berge vollendet sein wird. Schöne Tage lebte ich in Kufstein am Inn, in völliger Einsamkeit, welche die Dämonen nicht gestört haben, zwölf gesellige Tage in Reichenhall mit trefflichen Menschen voll Güte und Geist. Die Deutschen sind doch das wahre Messias-Volk der Erde, so viel auch die Fremden uns schmähen.

Ich war in dem schönen Salzburg wieder, ging nach Gmunden, nach Linz, machte eine köstliche Nibelungenfahrt auf der majestätischen Donau bis Passau, wo ich ganz glücklich war, viel mit dem Volke verkehrte, einen Bürgerball besuchte und mehrere Stunden mit Handwerkern zubrachte. Ich könnte den heitersten Roman über meine Irrfahrten schreiben, denn sie waren schön und heiter, und ich meiner unverwüstlichen „Jugendlichkeit“ mir froh bewußt. So will ich weiterleben und den Kopf nicht zur Erde hängen lassen. Auch mit Schauspielervolk trieb ich mich umher und mit einer Zigeunerbande — sie spielten ihre Lieder mir, von Rakoczy, dem Rebellen. Sie sehen, dies alles unternimmt noch mit Humor der Geschichtsschreiber der Römer und das, wie die arme Pauline sagt, mit dem Mammutsorden gezierte, höchst gravitätische Mitglied der hochgelehrten Akademie der Wissenschaften von München.

Sie werden erhalten oder erhalten haben den Band V [der Geschichte Roms] durch Cotta in Stuttgart, welchen ich Ihnen in Rom zum Dank für Ihre goldne Feder versprach, womit er abgeschrieben wurde — geschrieben ist er mit einer Schwanenfeder —, die goldne ist kaputt, wie man sagt; das heißt, ich wollte sie geradeklopfen, wußte nicht, daß eine Demantspitze daransaß und zerschlug diese in meiner Dummheit. Ich betrachtete dies als Schicksalszug und legte sie fort — sie hat ihre Dienste getan —, jetzt schreibe ich mit Sabatierschen Stahlfedern.

Ich bleibe hier acht Tage; will mich nur vergnügen — ich tue gar nichts, nicht einmal lesen, ich gebe nur Geld aus —, ich versenkte, was mich an nicht von mir heraufbeschworenen Geistern überkam, in die stillen Tiefen, die der Welt nicht angehören, und ich bin für sie nur Oberfläche. Ich gehe nach acht Tagen wahrscheinlich wieder nach Passau und von dort nach Verona zurück, für ein paar Stunden nach Florenz und sodann in mein geliebtes Rom, wo ich um den 10. September zu sein gedenke und mit Ernst an meine Arbeit gehen will. Ich schicke den Brief nach Genf, da ich Ihre Berner Adresse nicht weiß.

Grüßen Sie mir herzlich sweet Olga. Leben Sie wohl! G.

Nach Briefen aus Florenz ist Pauline unrettbar. Ich wünschte ihr einen baldigen Tod — dies ist doch die wahre Erlösung. Sie lebte genug. Ich will nicht klagen — wenn ich auch das Reinste und Schönste verliere, was mir im Leben nahestand. Nie trübte auch nur eine Stunde unsre Freundschaft. Dessen gedenke ich froh!

*

Rom, 2. März 1866.

Ich wünsche Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben, welche Ihnen ausdrücken sollen, daß ich den aufrichtigsten Anteil an dem nehme, was Sie jüngst betroffen hat [der Tod von zwei Brüdern Malwidas]. Ich habe mit Trauer von diesen beiden Todesfällen gehört, welche Sie auf das tiefste in Ihrer Einsamkeit müssen ergriffen haben — ich bin auch hier wieder jenes finstern Gesetzes gewahr geworden, wonach alles Unheil nie vereinzelt kommt. Ich war gestern bei Frau L., die noch nichts von dem zweiten Falle wußte und Sie der gleichen warmen Teilnahme versichern läßt. Ich habe nur den Wunsch, daß Sie hinlänglich Gesundheit besitzen, um diesen Gemütsbewegungen ruhig standzuhalten.

Ihre Freundinnen oder Fräulein v. Stein, welche ich selten aber doch sehe, haben mich von allem unterrichtet, was ihnen selbst über die Einrichtung Ihres Florentiner Lebens bekannt ist. Ich freue mich, daß Sie unter geistvollen Menschen angenehme Stunden zubringen. Ich höre auch mit Vergnügen, daß Sie Villari kennen, den fixen (um ostpreußisch zu reden) und beweglichen Neapolitaner, welcher mir manche angenehme Erinnerung zurückgelassen hat.

Unser römischer Winter war sehr still und schön, von einer mäßigen Geselligkeit, die mir noch Zeit genug läßt. Ich bin indes völlig von meiner Arbeit absorbiert und habe für nichts anderes Sinn mehr. Von 8 bis 5 Uhr läßt sich manches Blatt in der Weltgeschichte nachschlagen — doch leider wird man davon nicht klüger.

Ihre vier Bände der Stadt liegen jetzt bei mir, und werde ich sie der englischen Familie zukommen lassen, welche damit beauftragt ist, wie mir Frl. v. Stein schrieb.

Grüßen Sie beide liebenswürdige Schwestern, Olga und Natalie, auf das herzlichste von mir, und sagen Sie ihnen, daß ich gern und wohl täglich einmal an sie denke, auch daß sie mir stets teuer bleiben sollen, mag ich sie noch einmal wiedersehen oder nicht. Herrliche Kinder! Ihnen selbst freundlichste Grüße und die Versicherung unveränderter Anhänglichkeit. G.

Ich weiß nichts von Althaus — ich habe fast alle meine Korrespondenzen aufgegeben und daher an ihn erst nach vielen Monaten wieder geschrieben. Hoffentlich hat er sich jetzt ins Trockene gebracht.

*

Rom, 20. Mai 1866.

Ich danke Ihnen erst spät für Ihre freundlichen Worte, die Sie mir bei einer so trauervollen Gelegenheit geschrieben haben, doch soll deshalb meine Erkenntlichkeit nicht minder herzlich sein. Das Leben wird immer öder um mich her, und wohl darf ich sagen, und dies in jeder Hinsicht, daß alles, was im höchsten wertvoll darin für mich war, nun schon jenseits der Wirklichkeit liegt.

So dunkel das Persönliche, so tief verworren das Allgemeine und so aufregend der Schmerz um die abschreckende Lage des Vaterlandes, wo frevelvoller Übermut die schönsten Mittel der Lösung unbrauchbar werden ließ. Dies zieht nach Gesetzen der Natur chaotische Auflösung nach sich.

Unter den jetzigen Verhältnissen werden auch Sie keine angenehmen Tage mehr in Florenz haben, wo die Aufregung bei einer wie es scheint verfrühten Kriegsfurie, welche nicht aus dem Instinkt des Volkes, sondern nur aus politischen Verhältnissen entstanden ist, sehr peinlich sein muß. Ich wünsche wohl den Italienern einen guten und mannhaften Krieg, damit sie darin sich selbst erringen — ihre Erfolge von 1859 waren glückliche Geschicke, doch keine eigenen Taten zu nennen; und nur mit solchen wird das geschichtliche Leben das Eigentum der Nation.

Ich denke mir, daß Sie bald ein Asyl in der Schweiz aufsuchen werden, und würde Ihnen Glück zu einem ruhigen und ungestörten Leben in Genf wünschen.

Es wird nun bald ein Jahr, daß ich nach Florenz reiste — die Zeit stürmt vorüber, und Gras wächst schon über den Gräbern, wo diejenigen, welche uns teuer waren, eben versenkt worden sind.

Möchte es Ihnen und den Kindern Herzens wohlergehen, ich gedenke oft Ihrer aller in Freundlichkeit.

Wenn Sie etwas über das Schicksal von Althaus wissen, so bitte ich, mir davon mitzuteilen. Es beunruhigt mich, mir vorzustellen, daß er vielleicht in Bekümmernis und Sorge seine Tage hinbringt.

*

Rom, 12. April 1867.

Da ich annehme, daß Sie Herrn Verduschek häufig sehen und leicht erreichen, so bitte ich Sie um die Gefälligkeit dieser Mitteilung für ihn. Auf seinen oder Villaris Wunsch habe ich Brockhaus das Unternehmen der Übersetzung des Lebens Savonarolas ans Herz gelegt oder ihn dafür zu interessieren gesucht — obwohl ich freilich keinen Einfluß auf Brockhaus habe. Nun schreibt mir die Buchhandlung vor kurzem dieses: daß sie von jenem Unternehmen durch Herrn Verduschek bereits voriges Jahr in Kenntnis gesetzt sei und nur wiederholen könne, was sie damals geschrieben habe — nämlich, sie sei gar nicht abgeneigt, müsse aber das ganze Manuskript zur Einsicht vor sich haben; Herr Verduschek möchte es demnach ihm zusenden nebst den Forderungen, die er in bezug auf Honorar stelle. Dies haben Sie die Güte, Herrn Verduschek zu sagen, und daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als diesen Weg einzuschlagen. Brockhaus wird ihm an Honorar äußerst wenig bieten und dabei, der Natur solcher Übersetzungen gemäß, seine guten Gründe haben. Auf großen Absatz ist gar nicht zu rechnen. Man müßte auch das Buch dem deutschen Publikum ein wenig anbequemen, und namentlich durch Auslassung der langweiligen und für heutige Menschen, zumal unkirchliche Deutsche, ganz unlesbaren Predigten jenes mönchischen Träumers.

Wie geht es doch Ihnen in dem jetzt ganz verbabylonisierten Florenz, woraus die Grazien wohl mit stillem Jammer entwichen sind? Womit beschäftigen Sie sich? Ihre Freunde in Rom gedenken Ihrer und der guten Geschwister Natalie und Olga oft und gern und wünschen von Ihnen zu hören. Fräulein Natalie hat gewiß die Bälle von Florenz durchstrahlt, und Sie leben in Saus und Braus, zu Pferde, zu Wagen und zu Fuß. Wir hier sind still und tätig, nach gewohnter Art. Ich höre mit Vergnügen, daß Herzen junior jetzt ein großer Professor geworden ist, wozu ich ihm bestens gratuliere.

Die herrliche Lindemann hält sich zwar anscheinend wacker — doch ein Hauch kann ihr zartes Licht verlöschen — sie spricht jetzt oft von ihrem nahen Tode. Kurz und gut, wenig Lebensfreude ist im alten Rom zu finden. Ich grüße Sie alle herzlich und wünsche Ihnen freudige Tage. G.

*

Rom, Pfingsten 1867.

Diese Zeilen sind nur ein freundlicher Gruß und eine Anfrage, wie es Ihnen und Frl. Natalie und Olga ergeht. Ich bin in Wahrheit unfähig, Briefe zu schreiben. Die Hitze ist hier fast so groß wie in Florenz, und ich bin sehr überhäuft.

Sie werden gehört haben, daß auch die arme Emma ihrer Schwester nachgeeilt ist in das stille Land. Sie ist nun begraben in dem Walde des Guts hart bei Polen, wo die Eltern ruhen. Ich gönne ihr diese Ruhe wohl.

Für mich ist nur überall Verlust und immer größere Einsamkeit.

Mein 6. Band wird nächstens fertiggedruckt. Dann folgt noch der Schlußband, der noch zwei volle Jahre in Anspruch nimmt. Ich werde dafür auch nach Florenz kommen müssen, doch weiß ich nicht wann, und Florenz ist mir seit dem schrecklichen Sommer 1865 tief verhaßt.

Was werden Sie in diesem Sommer tun? Ich gehe wohl nach Deutschland hinüber, doch weiß ich noch nicht wann und wohin? Es hängt dies auch von meinem Bruder ab.

Frl. v. Stein ist in Fano und will nach Dresden. Leider bemerke ich, daß die Sucht, von allen Menschen und über alles zu wissen, eine Art krankhafter Neugierde, bei Frl. v. Stein sehr überhandgenommen hat. Dies entfernt mich von ihr. Sie spinnt Gewebe aus dem, was sie erhorcht. Ihre Philosophie ist nur affektiert — und so kann der Mensch und das Menschliche nicht entbehrt werden.

Lindemann reist zu seinem Jungen. Sie zog gestern in eine neue Wohnung nach Tritone und bleibt den Sommer über allein zurück.

Sonst hat sich in Rom nichts verändert; die Stadt bedeckt sich aber mit Pfaffheit; in einer Viertelstunde begegnet man jetzt mindestens 80 Pfaffen — da würde Frl. Natalie nicht in Verlegenheit sein, wenn sie sich noch einer Wette erinnert.

Schreiben Sie mir bald ein paar Zeilen. Ich habe jetzt sehr gut Englisch gelernt, wie ich mir wenigstens einbilde.

Wenn Sie Frau Althaus sehen, so grüßen Sie diese doch bestens — und daß ich ihre Photographie erhielt und meine auch schicken werde.

Es gehe Ihnen allen sehr gut. Freundschaftlich Ihr F. Gr.

*

Rom, 25. Juni 1867.

Sie wünschen, daß ich Ihnen von italienischen Bädern Kenntnis gebe, wie sie Ihrer Absicht entsprächen — aber ich weiß davon noch weniger als Sie selbst. Warme Moorbäder dürften Sie wohl nur in den großen Anstalten ohne Schwierigkeiten vorfinden, also in Livorno, Nizza, Genua, Venedig. Venedig bietet gewiß einen reizenden Aufenthalt auch im Sommer dar, wenn man das feste Land unter den Füßen, Wald und Feld entbehren kann und sich vor den Plagen der Moskitos nicht fürchtet. Ich dachte für Sie an Fano oder jene Küste, wo es gewiß idyllisch schön ist, doch schwerlich gibt es dort den Luxus warmer Bäder. Wie glücklich sind Sie, daß Sie in völliger Freiheit und mit Freunden monatelang ein so wonniges Leben führen können, dessen Ortswahl Ihre einzige Qual ist. Ich kenne hier eine Engländerin, welche schon dreißig Jahre lang ihr Bett nicht verlassen hat, worin sie ergraut ist. Ich besuche sie bisweilen, um von ihr zu lernen, daß der Mensch auch in Ketten frei sein kann.

Ich habe noch keine Pläne fixiert, weil ich erst Nachricht von meinem Bruder erwarte, mit dem ich irgendwo in Deutschland zusammentreffen möchte. Sie haben vielleicht die Güte, mir mitzuteilen, für welchen Ort Sie sich entschieden haben. Es ist hier sehr heiß; dazu watet man in Pfaffheit. Hier sind die großen Feste für Isis und Osiris und den Ochsen Apis. Glauben Sie mir, diese Götzen werden noch lange fest auf den Quadern der Unwissenheit und des Aberglaubens ruhen — zumal dies Land Italien in so innerer Verkommenheit versunken liegt. Ich betrachte dies mit Trauer — es ist wie Windstille, wo das Schiff nicht weiterkommt, trotzdem Matrosen zanken und lärmen. Fast waren die Italiener glücklicher, als noch der Fremde sie bedrückte — da galt es um hohe Ziele zu kämpfen —, nun sind sie mit Niederlagen unabhängig geworden und sehnen sich vielleicht selbst nach einem edlen Kampf zurück. Denn für den tieferen, der übrigbleibt, sind sie abgestorben. Es reitet sie jetzt der schwarze Pfaff, wie jener Dämon aus Sindbads Reisen. Ein trostloses Schauspiel ausgebrannten Lebens.

Ich sah eine Photographie von Olga, die nun groß geworden sein muß. Die herrlichen Kinder grüße ich beide viele Male. Es gehe Ihnen allen gut und besser!

G.

*

Roma, 6. Februar 1870.

Liebe Freundin,

Erst heute erhalte ich Ihre Adresse und sende diese Zeilen an Sie, welche schon längst hätten abgehen sollen. Möchten sie in Ihre Hände kommen, um Ihnen zu sagen, daß ich über den plötzlichen Tod des geistvollen Kämpfers [Alexander Herzen] für die Zivilisation schmerzlich betroffen bin. Sagen Sie seinen Kindern Natalie und Olga dies, und daß ich täglich ihrer gedenke und ihnen die herzlichsten Wünsche für die fernere Gestaltung ihres Lebens ausdrücke, von der ich keine Vorstellung habe; denn ich weiß nicht, ob Sie diese Mädchen noch ferner begleiten werden, oder ob der Tod dies Ihr langes Zusammensein auch gestört hat. Ich bedaure es jetzt wahrhaft, daß ich kein persönliches Bild von Herzen habe, denn ich traf ja im Leben nicht mit ihm zusammen. Er ist für mich nur eine Gestalt der modernen Zeit, gleich andern

Aposteln der Freiheit, die ich nicht sah, wie John Stuart Mill. Ich las nicht einmal alle seine Schriften, doch genug davon, um die Macht seiner Persönlichkeit zu empfinden, in welcher doch, wie es mir scheint, das glühende und für alles Große begeisterte Herz das wahre Prinzip gewesen ist, aus welchem sich die Welt seiner politischen und sozialen Ideen erhoben hat. Es war ihm gegeben, aus der Fremde her, vom Exil aus, auf sein ganzes Vaterland mächtig einzuwirken, ja fast mächtiger, als wenn er als Staatsmann in normalen Verhältnissen seine Nation in ihrem eignen Zentrum hätte lenken dürfen. Schon dies beweist die ganz ungewöhnliche Kraft, welche diesem Geiste zu Gebote stand. Ich denke, daß er durch ein paar Dezennien eigentlich das Gewissen seiner Nation gewesen ist. Wenn die Kinder um ihn bitter weinen, so sollen sie wohl bedenken, daß ihr Vater als moralische Kraft nicht gestorben ist, sondern in der Geschichte seines Vaterlandes weiterwirkt. Ein anderes ist aber der persönliche Schmerz; er gehört den Regionen der Religion an, und diese selbst wird jetzt auch ihre Rechte geltend machen; denn sie ist ja nicht ein Wesen, das nur erscheint, wenn Kirchenglocken läuten und der Weihrauch zu duften beginnt. Schreiben Sie mir etwas über die Kinder — ich weiß von der Krankheit der guten Freundin Natalie; beruhigen Sie uns, die wir Ihrer aller in treuer Freundschaft gedenken, durch ein paar Zeilen, und schreiben Sie auch von sich und Ihren Entschlüssen für diesen abbröckelnden Rest des Lebens, denn das ist er wohl für uns gleiche Altersgenossen.

Frau Lindemann schreibt hinzu. Alles Gute, in treuem Andenken

Ihr Gregorovius.



Der Eisvogel

Von Ludwig Bäte

Der Schneewind treibt vom harten Flusse her:
Wie lange sah ich seinen Glanz nicht mehr!

Die dünnen Weiden stehen starr und tot,
Fröstelnd vertropft das frühe Abendrot.

Doch ehe noch der kurze Tag zerspringt,
Ein huschend Licht vor meinen Augen schwingt:

Schillernd in Braun und Grün und tiefem Blau,
Wie im März die glückhaft erwachte Au.

Und ich schaue die frierende Welt nicht mehr,
Durch den stiebenden Schnee weht der Vogel her

Wie Duft der Primeln, wie Anemonenweiß.
Ging nicht ein ahnend Beben durch das Eis?



Freie Philosophie

Von Theodor Rühl

Wenn je das Welträtsel gelöst werden kann, so wird es durch eine freie Philosophie gelöst werden, die nicht nur Philosophie ist, sondern auch Weisheit.

Wie die Erfahrung lehrt, ist der Kosmos aus dem Chaos entstanden und hat sich durch das freiheitliche Spiel der Gegensätze des Willens und der Kräfte der Natur zur Harmonie entwickelt, die wir heute vor uns sehen. Es hat die Natur in ihre Entwicklung das unbedingte Gesetz der Freiheit gelegt, in der sie herrscht; und der Mensch wird ebenfalls herrschen von dem Tage an, wo er sich vollends den Gesetzen der Natur einordnet. Harmonische Einordnung ist der Grundsatz alles Seienden. Und so wird auch der Mensch erst eigentlich sein, eigentlich beginnen zu leben, wenn er sich die Natur durch Erfüllung ihrer Gesetze zu eigen gemacht hat. Der Mensch muß also, will er wahrhaft leben, beginnen, in Freiheit zu denken, in Freiheit zu fühlen und in Freiheit zu handeln; so wird er die Notwendigkeit erkennen, sich in den Willen der Natur einzuordnen. Der Mensch muß seine hemmenden Sonderneigungen aufgeben, muß sie den Grundgesetzen der Natur unterwerfen und Eingang finden in das Gesetz seines höheren Bewußtseins. So wird das moralische Sollen zu seinem eigentlichen Wollen; so bricht die Sonne aus dem dichtesten Nebel hervor; so erhebt der Mensch sich über sich selbst zu seiner wahren Persönlichkeit.

Natur und Freiheit zu verbinden, ist das eigenste Bestreben der freien Philosophie; in dem unbekannten Grund der Natur den Naturzweck zu finden, ihr höchstes Ziel. Es gibt keine Regel, die freie Philosophie „verstehen" zu können. Das Verständnis liegt in der Eigenart des Menschen selbst. Man sieht, man hört und fühlt alles, was um sich in der Welt geschieht, liest Bücher, hört Vorträge über diese und jene Fragen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Kurz, man verschließt sich nichts Unbekanntem noch Unangenehmem. Zur Erkenntnis des Eigentlichen und Wesentlichen des Lebens gehört aber nicht das eine oder andere, sondern alles: die Gesamtheit des Erlebens. Man sucht die Lösung im freien Spiel zwischen den in uns und außer uns schwingenden Gedanken, läßt das Gefühl in persönlicher Selbstbehauptung mitsprechen und fängt so an, auf Grund der vielfältigen Erfahrung eine Einheit zu finden.

So ungefähr wird es den Menschen möglich werden, in das Reich der freien Philosophie einzudringen; möglich werden, in irgendeiner Form in den Rhythmus des eigentlichen Lebens zu gelangen. Der grenzenlose Relativismus führte begreiflicherweise zur Verzweiflung ernster Denker und Forscher. Zum mindesten aber sehen wir viele vermeintliche Überzeugungen, welche selbst Jahrhunderte bestanden, angezweifelt und schwankend auf den Wellen nur wissenschaftlicher Gelehrsamkeit. Ja zum großen Teil haben sie schon in sich jegliche Substanz verloren. Die freie Philosophie ist wie eine Sammellinse, die sämtliche Wissenschaften, Erfahrungen und Tatsachen vereinigt und nach den optischen Gesetzen an ihrem Brenn-

punkt Kraft und Wirkung jedes einzelnen Lichtstrahls erkennen oder berechnen läßt. Ich nenne diesen Punkt den kritischen Punkt des Urteils, weil in diesem entscheidenden Punkt überhaupt nur das Ergebnis, das Resultat zu finden ist. Der Wert der Philosophie ist nicht aus ihren methodischen Bestrebungen zu erkennen, sondern aus den Ergebnissen für das Leben. Wahr ist es, daß die übliche Philosophie an Resultaten bis heute sehr wenige zu verzeichnen hat, obgleich sie an den größten geschichtlichen Ereignissen regsten Anteil genommen. Fragt man, warum die Philosophie bis heute so wenig von Bedeutung geblieben ist, so liegt die Antwort nahe. Wie kann eine Philosophie überhaupt etwas lösen, so sie selbst ungelöst, selbst nicht frei ist von dem wirren Gedankennetz der Welt, deren Lösung ihre Aufgabe ist? Wesentlich anders wird es um die freie Philosophie für die Zukunft stehen. Sie wird die Fäden der schwer verknoteten Gedankenwelt lösen, weil ihre Gedanken selber gelöst, locker und lose — das heißt: frei schwingend sind. Sie wird wirken und zur Macht gelangen, da sie nur von einer schöpferischen Persönlichkeit, aus der Ursprünglichkeit alles Geistigen ausgehen kann: von einer in sich geschlossenen und harmonischen Persönlichkeit, die sich selbst im Tiefsten treu ist bis zur restlosen Selbstopferung. Das ist das Entscheidende. Doch ist letzteres nicht ein Sich-Verlieren: vielmehr soll die Selbstopferung Selbstverwirklichung sein. Sinn der freien Philosophie ist, daß wir unsere höhere Pflicht erkannt und erfüllt haben, wenn auch durch die Selbstopferung.

Dieses Siegenwollen, dieses Sichopfernwollen, dieser höhere Lebenswille muß jeder starken Persönlichkeit innewohnen. Eine solche Spannung, eine solche Bewegung eines Menschen zeigt uns erst seinen Wert. Denn er erzeugt neue Bewegung zu neuem Rhythmus; er wirkt und schafft mit an der Unendlichkeit der Lebensbewegung. Denn es gibt nur ein wahres, ein bleibendes Erleben: die schöpferische Teilnahme am Wirken und Weben der Unendlichkeit!

Der Mensch ohne Spannung, ohne auslösende Bewegung zum Rhythmus ist nicht Unendlichkeit, sondern ist Endlichkeit, ist ohne wahre Lebensfähigkeit und darum für ewig tot. Jeder Erdenwanderer sollte es wissen, daß der Mensch aus der Unendlichkeit geworden, für die Unendlichkeit geschaffen und daß Unendlichkeit in jedem wahren Menschen schafft und wirkt. Fühlt der Mensch den Willen des Unendlichen in sich, so lebt er in der Unendlichkeit: so hat er den Sinn seiner wahren Natur erlebt, so hat er sich eingeordnet in die Natur — so ist seine Sehnsucht erfüllt.

Daß die Menschheit nicht an diese hohe Erlebnis-Möglichkeit kraftvoll glaubt, aber dennoch theoretisch von ihr spricht und schwächlich auf ihre Erfüllung hofft, das ist der tragische Zwiespalt unserer Menschengeschichte und der Geschichte unseres deutschen Volkes.



Die Glocken

Von Victor Rydberg

Es hebt sich aus des Zeitmeers gewalt'gem Wogenschwall
Ein Turm von ätherklarem, durchsichtigem Kristall;
Der senkt die starken Pfeiler bis in den tiefsten Grund,
Wie tief, ahnt keine Seele, verkündet keines Menschen Mund.

Doch seine Mauern streckt er zum Himmel hoch empor
Durch aller Wolken Schleier, durch aller Sterne Flor;
Die Kuppel über alle Welträume sich erhebt;
Den schwindelt, der zur Spitze wenn auch nur in Gedanken schwebt.

Zwei Glocken hängen oben, die eine strahlt und loht,
Als wäre sie gegossen aus lichtem Morgenrot.
Für göttliche Gedanken der goldne Klöppel schwingt
Im Takte mit dem Odem, der durch die weite Schöpfung dringt.

Als ob sie mahnen wollte, erklingt sie nah und fern;
Es zittern ihre Töne so sanft von Stern zu Stern,
Und wenn der Ton die Erde erreicht, verklingt er rein
In edler Seelen Sehnen, in purpurrotem Abendschein.

Sie mahnt die edlen Seelen so ernsthaft und so mild,
Zu träumen schön, zu wirken für ihrer Träume Bild,
Und sie erinnert abends, sobald die Sonne schwand,
An ferne Wahrheitsreiche, an unentdecktes Schönheitsland.

Sie schwingt in dem Verlangen, den Bruderbund zu weih'n,
Den stiften soll die Menschheit zu ewigem Gedeih'n,
Daß jedem Leidbeladnen noch Trost und Hoffnung winkt,
Wenn an die Brust des Freundes sein Haupt ermattet niedersinkt.

Sie schwingt in dem Verlangen, dereinst mit hellem Klang,
Volltönend zu begleiten des Volkes Freiheitssang,
Zu künden durch die Lande das selige Gebot:
Das Gottesreich ist nahe; drum suchet, und ihr findet Gott!

Doch in der andern Hülle, die einst zum Gusse floß,
Da brütet tiefes Dunkel, wie in des Chaos Schoß;
Kein Arm den schweren Klöppel aus seiner Ruhe weckt,
Die Glocke gleicht dem Himmel, den tiefe Finsternis bedeckt.

Es sitzt ein Dämon unten an der Arkaden Wand,
Das Glockenseil, das starke, hält er in seiner Hand;
Gleich einer Statue leblos so schaut er finstren Blicks,
Wie rings den Turm umbrandet die trübe Flut des Weltgeschicks.

Noch glänzt und glüht die Sonne, wenn manchmal auch verhüllt;
Doch wenn's am Himmel nachtet, die Meerflut brausend schwillt,
Wenn einst die letzte Welle im Brandungssturm erliegt,
Die lichte Seherträume in ihrem feuchten Schoß gewiegt;

Und wenn die Menschheit sinket in hoffnungslose Not,
Wenn schweigt der Freiheitssänger, weil Gunst er braucht und Brot,
Der Jugend Herz erkaltet, daß sie mit leichtem Mut
Empfindet, wie erloschen der Ideale lichte Glut:

Dann zieht der grause Dämon das Seil, das er umfaßt,
Und läßt die Glocke schwingen mit rasend schneller Hast,
Dann gellt der riesengroße, unheimlich finstere Mund —
Dann wankt das Weltgebäude und reißt bis in den tiefsten Grund.

(Aus dem Schwedischen übersetzt von Fr. Kuntze)



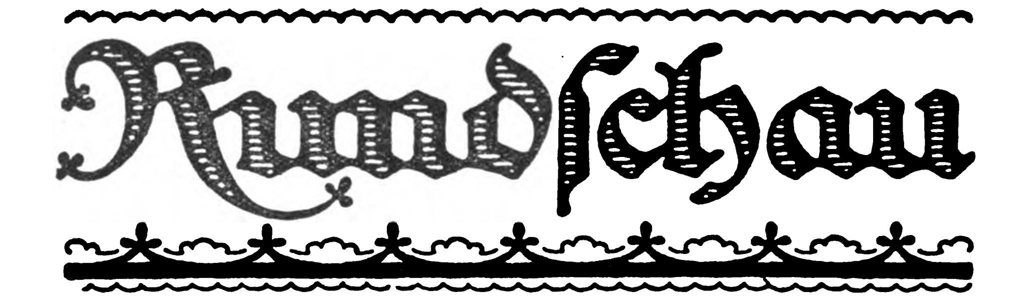
Wie lange noch?
Von Anna Pawlick

In zehrendem, in heißestem Verlangen,
Den Blick zum Himmelszelt emporgericht't,
Mit Zittern und mit qualerfülltem Bangen
Leis fragend meine Stimme zaudernd spricht:
O guter Vater, sag mir doch:
Wie lange noch?

In wildem Weh krampft sich mein Herz zusammen,
Die arme Seele bettelt, ringt und fleht;
Sie ruft um Hilfe aus des Zweifels Flammen
Eh' sie verloren, ehe es zu spät.
Drum, guter Vater, sag mir's doch:
Wie lange noch?

Ich glaube felsenfest an deine Treue,
Ich glaube auch an deine große Kraft,
Die nie erlahmt und immerzu aufs Neue
Das Edle nur und alles Gute schafft.
Drum, Vater, bitte, bitte, sag' mir's doch:
Wie lange noch?!





Warum wir bleiben

Ein deutscher Gruß aus Polen

Ein grausames Schicksal hat uns Deutsche in den Ostmarken von unserm Mutterlande getrennt. Mit uns sind große Gebiete deutschen Landes durch den Versailler Vertrag polnisch geworden. In weiten Kreisen unseres Vaterlandes wird man darüber kaum viel Schmerz empfinden; wissen ja die meisten gar nicht, um wie wertvolle Gebiete es sich hier handelt! Sie hatten von Posen und Westpreußen und Oberschlesien stets so unklare Vorstellungen, daß sie schon früher dazu neigten, diese Provinzen kulturell und wirtschaftlich als Vorland von Sibirien anzusprechen. Wer aber etwa als Soldat Gelegenheit gehabt hat, im Kriege gegen Rußland die ehemals preußischen Provinzen des heutigen Polen mit Russisch-Polen oder Galizien zu vergleichen, dem wird aufgegangen sein, wieviel deutscher Fleiß, deutsche Tatkraft und deutsche Fürsorge gerade aus jenen gemacht hat.

Ebenso wertvoll sind aber die Menschen, die mit diesen Gebieten unter polnische Herrschaft gekommen sind: deutsche Bauern, die in zäher Ausdauer so lange mit dem geizigen Boden gerungen, bis er sie ausreichend genährt, bis er ihnen gestattet hat, die elende Lehmhütte durch ein schmuckes Steinhäuschen zu ersetzen; Handwerker, die sich fleißig mühten, das, was sie an Kenntnissen und Erfahrungen aus andern deutschen Gegenden mitbrachten, den besonderen Bedürfnissen dieses Landes anzupassen; Lehrer und Beamte, die mit deutscher Bildung auch den Sinn für Ordnung, Sparsamkeit und Schönheit diesem Lande vermittelten.

Viele von ihnen sind gleich nach dem polnischen Aufstande im Dezember 1919, dessen Gelingen wir dem schlappen Verhalten unserer militärischen Spitzen in Posen sowie der Vertrauensseligkeit der Soldatenräte in der Provinz „verdanken", nach Westen abgewandert, **leider zu viele!** Später hat der Versailler Vertrag noch bestimmt, daß nur diejenigen Deutschen im neu gegründeten Polen eo ipso polnische Staatsbürger sein sollten, die vor dem 1. Januar 1908 hier wohnhaft gewesen sind. Selbstverständlich sind die erst nach diesem Zeitpunkt hier Zugewanderten zum weitaus größten Teil aus Furcht, bei der ersten besten Gelegenheit als „lästige Ausländer" ausgewiesen zu werden, ins deutsche Vaterland zurückgezogen. Aber auch von den „polnischen Staatsangehörigen deutscher Nationalität" hat ein beträchtlicher Prozentsatz von dem ihm zugestandenen Rechte, für Deutschland zu optieren, Gebrauch gemacht. Und so ergießt sich denn immer noch allwöchentlich ein Strom von Auswanderern aus Polen über die deutsche Grenze. Unzählige haben ihre blühenden Wirtschaften und mustergültigen Betriebe oft geradezu verschleudert, nur um möglichst schnell Polen „Ade" sagen zu können. Tausende von Besitzern sind rücksichtslos enteignet worden und abgewandert. Den Beamten wurde kurzerhand gekündigt. So ist die Zahl der Deutschen hierzulande klein geworden. Insbesondere die gebildeten Deutschen sind fast vollständig verschwunden. Wir verstehen vollkommen, daß sich viele in die veränderten Verhältnisse nicht zu schicken vermochten, **beklagen es aber aufs tiefste.** Manch einer von ihnen mag es auch schon bitter bereut haben.

Viele müssen bleiben. Viele wollen bleiben. Das vermag man im deutschen Vaterlande drüben oft nicht zu begreifen. Noch werde ich, wenn ich nach Deutschland komme, immer wieder gefragt: „Warum bleiben Sie denn in diesem Lande? Kommen Sie doch herüber! Für Sie wird sich auch noch ein Unterkommen finden!" Erst kürzlich las ich in einem Leitartikel einer schlesischen Zeitung die gut gemeinte Aufforderung an die Deutschen in Polen, ihre wertvollen Kräfte und Fähigkeiten, die sie in mühevoller Kolonisations- und Kulturarbeit hier bewiesen haben, nicht fernerhin den neuen Herren zu schenken, von denen sie doch nur Undank ernten würden, sondern ins Vaterland heimzukehren, wo man trotz aller Wohnungsnöte gern noch etwas zusammenrücken wolle, um uns aufzunehmen. Wir gern kehrten wir heim, ihr lieben Landsleute, dahin, wo man noch auf den Straßen deutsche Laute hört, wo des Abends am Brunnen die Burschen und Mädchen deutsche Weisen singen, wo man, wenn auch noch so unzulänglich, doch wenigstens deutsch regiert wird! Wie gerne wären wir bei euch, um euch das große Leidenskreuz tragen zu helfen, das unsere Feinde euch auflegen! Aber es ist uns Pflicht, hier zu bleiben.

Daß die polnische Presse uns nachsagt, wir blieben nur, weil wir drüben nichts zu beißen hätten, trifft uns ja nicht. Sie sagen auch, wir blieben hier, um nach den Weisungen der deutschen Regierung Polen bis in den letzten Winkel hinein militärisch auszuspionieren, um eine Irredenta zu schaffen, um später einmal dem wiedererstarkten Deutschland Anlaß zu militärischem Eingreifen gegen Polen zu geben und bei bewaffnetem Konflikt deutschen Truppen die Operationen zu erleichtern! Sie haben sich auch nicht gescheut, unsern „Deutschtumsbund zur Wahrung der Minderheitsrechte" zu verdächtigen, er empfange Gelder von Deutschland, um zu diesen Zwecken das Deutschtum im Lande zu erhalten. Das alles kümmert uns nicht. Solche Märchen glauben auch unter den Polen nur noch Kinder und Irre.

Viel mehr schmerzt es uns, daß man uns in Deutschland selbst, wenn wir drüben einmal unsre völkische Not klagen, mit dem häßlichen Wort: „fleischfressende Märtyrer" bezeichnet. Gewiß: es sind die, denen der Braten und das Weißbrot — die übrigens auch hier auf den meisten deutschen Tischen fehlen — der Inhalt des Lebens ist; aber es sind doch Deutsche, die uns das sagen! Andere erwidern uns auf unsere Klagen: wir sollten nur fein stille sein! Wir oder unsere Väter seien einst um wirtschaftlicher Vorteile willen nach dem Osten gegangen, und trotz allen Jammerns blieben wir wohl auch nur, weil wir hier besser unsere Geschäfchen machen könnten als unter den „aufgeklärten" Deutschen!

Nein, deshalb bleiben wir nicht! Wir bleiben aber, gerade wir, die wir zur Intelligenz gerechnet werden, weil die vielen Tausende Deutscher, die nicht abwandern können, uns brauchen! Sie hängen an der Scholle, die sie schon in der dritten oder vierten Generation bebauen, sie lieben das Land, das ihnen eine Heimat geworden. Und diese Deutschen brauchen Führer, brauchen Menschen, die sie ihrem Volkstum erhalten. Haben sie solche Führer nicht, dann vergessen sie es bald, deutsch zu sprechen, zu singen, zu beten, deutsch zu denken und zu fühlen. So sind schon viele Polen geworden drüben im ehemals russischen Polen! Die „polnischen" Namen „Pilc" (Pilz), „Szulc" (Schulz), „Paszko" (Paschke), „Wajs" (Weiß) und andere mehr sprechen eine deutliche Sprache.

Dieser Prozeß vollzieht sich sehr schnell. Die Deutschen wohnen hier ja nicht in geschlossenen Kolonien, sondern einzeln und zerstreut in den polnischen Dörfern und Städten. Außerhalb des Hauses, im Verkehr mit den Nachbarn und Behörden, müssen sie trotz aller gegenteiligen Behauptungen und Zusicherungen die polnische Sprache gebrauchen. Die vielen deutschen Vereine haben zum größten Teil aufgehört zu bestehen; nur in der Kirche hören sie noch die Muttersprache. Es fehlt an deutschen Büchern, da die Polen sämtliche deutschen Büchereien, deren sie mit einem Schein des Rechts habhaft werden konnten, an sich genommen und zum Teil vernichtet haben, weil sie sie nicht verwerten konnten. Die geistige Verbindung mit der Heimat ist nur sehr schwer aufrecht zu erhalten, da deutsche Bücher und Zeitungen in polnischem Gelde

ungezählte Tausende kosten. Eine Reise nach Deutschland können sich gleichfalls nur sehr vermögende Leute leisten. Im Hause selbst hat man heute schon meist polnische Dienstboten, die mit den Kindern zeitig in polnischer Sprache verkehren. Die deutschen Schulen sind sehr dünn gesät —: so kommt's mit der Zeit (ich habe das in Kongreßpolen beobachten können), daß viele schließlich aus Bequemlichkeit die polnische Sprache im Hause erst dulden, dann selbst anwenden. Und mit der polnischen Sprache zieht polnisches Wesen in Haus und Herz ein! Es gibt nur noch polnische Bilder als Wandschmuck; der polnische Schneider fertigt Kleidungsstücke nur nach polnischem Schnitt; schon heute bekommt man auch im ehemals preußischen Polen fast nur noch die typischen Warschauer Schuhe zu kaufen: so gleicht ein deutsches Haus hier in Polen oft einer von gierigen Wogen umbrandeten kleinen Insel, die schließlich aufgezehrt wird, wenn man ihre Ufer nicht befestigt.

Seht: darum bleiben wir, um viele vor einem solchen Schicksal zu bewahren! Und je mehr den gewiß nicht leichten Entschluß fassen, zu bleiben und Auslandsdeutsche zu werden, desto besser werden wir uns auch dagegen wehren können, daß wir unserem Volkstum verloren gehen!

Aber dabei brauchen wir auch eure Hilfe, die Hilfe des Vaterlandes! Schickt euren Bekannten und Verwandten in Polen eure Bücher, die ihr gelesen habt, eure Zeitschriften und Zeitungen; schreibt ihnen Briefe; knüpft Fäden an mit uns, wo und wie ihr nur könnt! Erleichtert uns die Teilnahme an deutschen Kongressen durch Bereitstellung von Freiquartieren; wirkt auf die Regierung ein, daß sie allen Deutschstämmigen durch ihre Konsulate in Polen verbilligte Reisevisen erteilt; sorgt dafür, daß uns die wenigen Tage, die wir in ganzen Jahren in Deutschland sein können, Feiertage im höchsten Sinne des Wortes werden! Helft mit, daß wir hier nicht bitter werden, nicht an Deutschland verzweifeln!

Es ist reichsdeutsche, es ist volksdeutsche Schuld gewesen, daß wir früher so wenig von unsern braven, bejammernswerten Wolgadeutschen gewußt haben, bis ihr unsagbares Elend zu uns geschrien. Gebe Gott, daß das Reich nicht auch uns vergesse! Sonst sterben wir hier, sterben als ein paar Hunderttausend von den 20 Millionen Deutschen, die nach französischem Ausspruch „zu viel" sind, sterben uns und unserm Volk.

Vielleicht, daß wir euch auch einmal etwas zu geben haben, daß die Liebessaat, die wir von euch erbitten, reiche Früchte trägt. Wir Deutsche in Polen haben schon heute etwas, was ihr im Vaterlande entbehrt. Mit Wehmut sehen wir, wie ihr euch drüben in Uneinigkeit zerfleischt und schwächt. Uns ist manchmal, als sei den meisten von euch das Bewußtsein verloren gegangen, daß ihr nicht zuerst Parteileute, Angehörige dieses oder jenen Standes, sondern Deutsche seid! Seht: das kennen wir schon heute bei uns nicht mehr. Alle Tage wird uns von unsrer Umgebung eingehämmert, daß wir Deutsche sind. Das treibt uns zusammen, das verbindet uns alle, die wir darum leiden müssen. Bei euch im Reich hat die Not die Herzen wohl noch nicht so glühend, so weich gemacht, daß sie zu einer einzigen starken, unzerreißbaren Kette zusammengeschmiedet werden können. Solltet ihr euch wirklich erst finden, wenn der Feind in euren Städten und Dörfern sitzt, euch aus euren Häusern verdrängt, die Knute über euch schwingt? Bei uns hier ist nicht Bauer noch Edler, nicht Herr noch Knecht, nicht „rechts" noch „links" — hier sind wir alle Deutsche!

Das hat erst die Not uns geschenkt. Und es ist unser inniger Wunsch, daß es auch euch Deutschen daheim geschenkt werde als ein Segen der uns allen gemeinsamen Not. R.



Das Rätsel der Atome.

Die Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Materie versucht die Atomtheorie zu geben. Sie ist in der Studierstube der Philosophie geboren worden und ist fast so alt wie die Philosophie selbst. Jedoch konnte sie als Kind der Philosophie nicht zur Entwicklung kommen. Das war erst möglich, als die Chemie die Lösung des in der Atomtheorie gegebenen Problems übernahm.

Im Jahre 1802 machte der Chemiker John Dalton in Manchester mit diesen Arbeiten den Anfang. Die von ihm aufgestellte Atomtheorie gründete sich auf die Resultate, welche er bei der Verfolgung der chemischen Reaktionen mit der Wage erhielt. Durch enge Anlehnung an Experimente gelang es ihm, seiner Theorie ein sicheres Fundament zu geben.

Jeder Grundstoff (chemisch nicht weiter teilbar) besteht aus kleinsten unter sich gleichartigen Teilchen. Soviel verschiedene Grundstoffe es gibt, soviel verschiedene kleinste Teilchen gibt es auch. An ein Sichtbarmachen dieser kleinsten Teilchen für die grobempfindlichen menschlichen Sinne war damals nicht zu denken. Die Theorie verlangte ein Phantasiegebilde: denkbar kleinste Teilchen sollten es sein. Und in der Überzeugung, daß eine weitere Teilung unmöglich war, führte man für diese hypothetischen Massenpartikelchen den Namen „Atome“ ein.

Waren damals gegen 80 verschiedene Grundstoffe bekannt, so gab es auch ebensoviele voneinander verschiedene Atome. Das Eisenatom unterschied sich von dem Atom Schwefel, und beide waren wieder anders als z. B. das Atom Quecksilber usw.

Die Atomtheorie gewann bald an weiterem Boden. Überall arbeiteten die Chemiker mit diesen „gedachten“ Atomen wie mit natürlichen Bausteinen. Mit ihnen bauten sie einerseits bei ihren synthetischen Arbeiten ihre verschiedenen Stoffe auf und analysierten andererseits unbekannte Stoffe bis auf diese letzten Einheiten. Immer erwies sich die Atomtheorie mit den Tatsachen vereinbar.

Bedeutungsvoll für die Atomtheorie waren die Methoden, mit denen man den Gewichtsunterschied der einzelnen Atome genau zu bestimmen lernte. Die denkbar kleinsten Teilchen mit der Wage in Grammen zu messen, war natürlich ausgeschlossen. Aber es war möglich, anzugeben, wievielmal irgendein Atom schwerer war als das leichteste, als das Wasserstoffatom. Das für den Schwefel angegebene Atomgewicht 32 bedeutet demnach, daß es 32mal schwerer wiegt als das Wasserstoffatom, dessen Gewicht = 1 gesetzt wird.

In den Atomgewichten hatte man ein Mittel gewonnen, eine Ordnung in die große Reihe der verschiedenen Atome einzuführen. Man schrieb sie in der Reihe auf, wie sie mit steigendem Atomgewicht aufeinander folgten. Mit Wasserstoff (= 1) begann die Systematik, an ihrem Schluß standen die schweren Metalle Blei (207), Wismut (208), Uran (238).

Bei diesen systematischen Arbeiten ermittelten 1869 der deutsche Chemiker Lothar Meyer und der Russe Mendelejeff gleichzeitig eine ganz wunderbare Gesetzmäßigkeit. In ihrem nach den Atomgewichten geordneten „periodischen System“ fanden sie, daß einem Element nach einer gewissen Zahl von anderen Elementen wieder eines folgte, das ähnliche chemische und physikalische Eigenschaften hatte.

Eine Erklärung dieser merkwürdigen Tatsache konnte die Chemie damals nicht geben. Wohl mußte — das folgte aus dem periodischen System — irgendein innerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Elementen bestehen, aber die Natur dieser Verwandtschaft blieb ein Rätsel. Daß vielleicht alle Atome wieder aus kleineren Bausteinen sich zusammensetzten, das wagte man damals noch nicht ernsthaft zu denken. Damals fehlten für diese Gedankenrichtung auch noch völlig andere Unterlagen.

Die Chemie fragte überhaupt nicht viel nach dem Aussehen der Atome. Man begnügte sich damit, sie sich als kleine massive Teilchen vorzustellen. Die Fragen nach dem Aufbau und der Synthese der Körperwelt gaben der Chemie schon eine so ungeheure Fülle von Arbeiten,

daß die Frage nach einer Struktur der chemischen Atome selten gestellt wurde. Auch war die Chemie mit ihren Methoden gar nicht in der Lage, sich auf die Lösung dieses Problems einzulassen. Dazu war die Schwesterwissenschaft der Chemie, die Physik, berufen, der die Entdeckung der Radioaktivität den Anlaß gab, das Problem nach einer Atomstruktur überhaupt zu stellen.

Es ist das 20. Jahrhundert, das mit der Lösung dieses Problems beginnt. Die Atomtheorie, die im vorigen Jahrhundert zum Abschluß gebracht schien, ist heute wieder zu neuem Leben erweckt, und das, worauf die Chemiker des vorigen Jahrhunderts nicht weiter achteten, steht heute im Mittelpunkt der physikalischen Forschungen. Es ist die Frage: Wie sieht ein Atom aus?

Die physikalischen Arbeiten haben gezeigt, daß es heute nicht mehr richtig ist, ein Atom als unteilbar anzunehmen. In den radioaktiven Körpern waren Atome entdeckt worden, die ohne unser äußeres Zutun von selbst in andere Atome zerfielen. Warum sollte die Möglichkeit einer Atomteilung nur auf die radioaktiven Atome beschränkt sein? Nahe lag doch die Vermutung, die Eigenschaft der Teilbarkeit bei allen Atomen anzunehmen.

Die Wege, welche die physikalische Forschung gegangen ist, um einen Einblick in das Atominnere zu erhalten, können wir hier nicht im einzelnen verfolgen. Es muß diese Darstellung auf das Ziel, das die Atomphysik bis heute erreicht hat, beschränkt bleiben.

Die Vorstellung, ein Atom sei eine kleine massive Kugel, ist heute endgültig abgetan. Jedes Atom ist selbst wieder ein Gebilde von äußerst kompliziertem Aufbau. Es gleicht einem Planetensystem mit Sonne und darum kreisenden Planeten. Eine neue Wunderwelt beginnt sich vor unsern Augen zu öffnen, und staunend erkennen wir die Parallelität im Aufbau des Makrokosmos und des Mikrokosmos. Ebenso wie im Planetensystem der Astronomen nur ein winzig kleiner Raumteil des ganzen Systems mit Masse gefüllt ist, wie die Massenteile selbst, also die Sonne mit den um sie kreisenden Planeten äußerst winzige Gebilde sind im Vergleich zu den gewaltigen Dimensionen des Raums, den das ganze System einnimmt, so sind auch die Atom-Sonne und die Atom-Planeten verschwindend kleine Teilchen in dem sonst leeren Atomraum.

Das soeben gezeichnete Bild eines Atoms ist von dem Engländer Rutherford und dem Dänen Bohr gegeben. Besonders durch Bohrs Arbeiten, der sich auf spektralanalytische Untersuchungen stützte und auch die Quantentheorie des deutschen Physikers Plank mit heranzog, hat die Theorie dieses „Bohrschen Atommodells" allgemeine Anerkennung gefunden. Auch der Münchner Physiker Sommerfeld hat ein großes Verdienst an der Fundamentierung dieser Theorie. Die heutige Physik ist in mühevoller Arbeit an dem weiteren Ausbau dieser Strukturtheorie beschäftigt. Die meisten physikalischen und chemischen Erscheinungen können auf der Grundlage der planetenartigen Atomstruktur erklärt werden — allerdings bleiben neben dieser auch Fragen ungelöst, so daß es heute noch verfrüht wäre, von einer Strukturlehre zu sprechen. Erst wenn alle Lücken in der Fragestellung geschlossen, wenn alle Arbeiten zum Abschluß gekommen sind, dann kann aus der Strukturtheorie eine Strukturlehre werden.

Welcher Art sind nun Sonne und Planeten in dem Atom? Am leichtesten sind die Planeten beschrieben. Es gibt nur eine einzige Art von Planeten, und diese kommen in allen Atomen vor. Es sind die kleinsten Elektrizitätsteilchen, die der Physik von den Kathodenstrahlen her bekannt sind, es sind die freien negativen Elektronen, freie negative Ladungen, die für sich existieren, die durch keine Masse getragen werden.

Diese Elektronen rotieren beständig um die Atomsonne, den positiv geladenen zentralen Atomkern.

Im großen Planetensystem der Astronomie ist es die allgemeine Massenanziehung, wodurch die Sonne ihre Planeten an sich fesselt und zwingt, in kreis- oder ellipsenförmigen Bahnen um sie herum zu kreisen. Im Planetensystem des Atoms ist es die Anziehungskraft zwischen positiven und negativen Elektrizitätsmengen, welche hier die parallelen Wirkungen auslöst.

Während die in allen Atomen vorkommende einzige Planetenart, die freien negativen Elektronen, an keine Materie gebunden sind, ist die positive Kernelektrizität immer fest mit der Kernmasse verwachsen. Der Kern ist das Wesentliche eines Atoms. Jedes Atom hat einen besonderen Kern. Durch seine Art unterscheiden sich die Atome alle voneinander.

Dadurch ist auch hier eine Systematik der vielen Atome möglich, eine Systematik, die sich ohne Schwierigkeit dem periodischen System zur Seite stellt. Das leichteste Atom, das Wasserstoffatom, hat auch den kleinsten Kern. Er trägt die positive Ladung +1, um ihn herum rotiert ein Elektron, dessen Ladung —1 ist. Dann folgt das Heliumatom, dessen freie Kernladung um eine positive Einheit zugenommen hat. Um den Heliumkern kreisen zwei Elektronen.

Nach außen treten diese elektrischen Ladungen von Kern und Elektronen gewöhnlich nicht in Erscheinung, weil in jedem elektrischen neutralen Atom die Zahl der positiven freien Kernladungen genau so groß ist wie die Zahl der um den Kern kreisenden Elektronen.

Die Zahl der freien positiven Kernladungen heißt die Ordnungszahl des betreffenden Atoms. Die nach zunehmender Ordnungszahl aufgestellte Reihenfolge der verschiedenen Atome heißt das natürliche System, das in seiner Ordnung sich so ziemlich mit dem periodischen System des vorigen Jahrhunderts deckt. Zu Anfang steht das Wasserstoffatom mit der Ordnungszahl 1. Es ist das einfachste atomare Planetensystem. Mit zunehmender Ordnungszahl nimmt auch die Zahl der Elektronen zu. Das letzte Glied in dem natürlichen System ist das Uranatom. Es hat die Ordnungszahl 92. 92 positive freie Kernladungen trägt der Urankern, und 92 Elektronen rotieren um ihn als seine Planeten.

In dem Planetensystem des Uranatoms haben wir ein mikrokosmisches Gebilde von so komplizierter Art, wie wir es in der gesamten Astronomie überhaupt nicht kennen.

Die Vermutung, die das vorige Jahrhundert an sein periodisches System knüpfte, daß zwischen den verschiedenen Atomen verwandtschaftliche Beziehungen bestehen müßten, ist auch bei dem natürlichen System des 20. Jahrhunderts wieder laut geworden. Denn die Gleichartigkeit der Bausteine der Planetensphäre war ja erwiesen. Wenn wir uns auf diese Sphäre beschränken, dann liegt der Unterschied der einzelnen Atome nur in der Zahl der darin enthaltenen Elektronen.

Das Charakteristische aber, was die Atome voneinander unterscheidet, ist ihr Kern. Die Art dieses Unterschiedes wird besonders deutlich im natürlichen System. Die hier sichtbare Eigentümlichkeit, daß der Kern des folgenden Elementes regelmäßig um eine freie positive Ladung zugenommen hat, ist die Veranlassung gewesen, auch für den Kernbau ein Urmaterial anzunehmen.

Völlige Klarheit herrscht heute darüber noch nicht. Doch spricht man heute außer von der Atomstruktur schon lange von einer Kernstruktur. Den einfachsten Kern, den positiven Wasserstoffkern, hält man heute für die positive Baueinheit in allen Kernen. Doch ist zwischen den Baueinheiten der Planetensphäre und denen der Atomkerne noch ein wesentlicher Unterschied zu beachten. Die Atomplaneten sind freie selbständige Elektrizitätsmengen, während die positive elektrische Einheit der Kerne immer nur in Verbindung mit Materie bekannt ist. Wenn also der Wasserstoffkern der letzte kleinste Baustein aller Kerne sein soll, so ist er durch etwas Doppeltes charakterisiert, durch die Einheitsmasse und durch die positive Elektrizitätseinheit, die beide untrennbar verwachsen sind. Dann besteht der Unterschied aller Atomkerne nur in der Zahl der am Aufbau beteiligten Wasserstoffkerne.

Je weiter wir in der natürlichen Folge der Atome von Glied zu Glied kommen, desto größer wird die Zahl dieser den Kern zusammensetzenden Baueinheiten.

Schwer ist es, diesem atomaren Planetensystem mit unseren heutigen physikalisch-technischen Mitteln beizukommen. Wohl können wir mathematisch die Gesetze, denen dieses Mikroplanetensystem unterworfen ist, berechnen und dabei feststellen, daß es Gesetze derselben Art sind, wie sie Kepler für das astronomische Planetensystem aufstellte. Aber wir können noch nicht so,

wie wir es wünschen, in dies kleine Getriebe eingreifen. Dies aber muß das Ziel sein, auf das wir hinzuarbeiten haben. Wenn wir wissen, daß die Kerne sich aus dem einheitlichen Baumaterial der Wasserstoffkerne nach genauer Gesetzmäßigkeit aufbauen, dann muß es unser Wunsch sein, auch diesen Bau in unsere Hand zu bekommen. Kennen wir die Zahl der Kerneinheiten, die z. B. den Kern des Bleiatoms bilden, dann müssen wir anstreben, aus Wasserstoffkernen den Bleikern aufzubauen, aus Wasserstoff also Blei herzustellen.

Das Ziel liegt heute noch in weiter Ferne. Gelungen ist bis heute noch kein einziger Atomaufbau, wohl aber hat der Engländer Rutherford eine Kernteilung erreicht. Er konnte den Stickstoffkern in Wasserstoff- und Heliumkerne zerlegen.

Noch sind wir nicht hindurch durch den Urwald, den unsere Atomistik zu überwinden hat. Haben wir es aber erreicht, und können wir ganz nach unserm Belieben Atomkerne und damit die Atome selbst aufbauen und teilen, dann erfüllt sich jener Traum unserer Alchymisten des Mittelalters: aus unedlen Stoffen edlere herzustellen. Dann ist der Stein der Weisen gefunden

Studienrat W. Möller-Neustettin



Das Geheimnis der Menschenform

Kinder haben ein überaus feines Empfinden für das Wesen eines Menschen. Sie erfühlen mit seltener Sicherheit den Guten, dem sie mit grenzenlosem Vertrauen sich restlos schenken. Aber scheu gehen sie dem, der mit unlauterer Absicht kommt, aus dem Weg. — Wie sehnt sich da der Erwachsene, auch mit solch sicherem Gefühl den guten, wahren Gehalt eines Menschen zu erkennen und den Freund und Vertrauten aus seiner Umgebung auszuwählen! Aber seltsam: sein Gefühl leitet ihn nimmer so sicher wie einst, da er noch Kind war. Er hat denken gelernt. Und ohne es zu wollen oder zu wissen, glaubt er, sein Gefühl durch seine Berechnung unterstützen zu müssen. Und dann — es kommt der Erwachsene nicht mehr selbstlos dem andern entgegen. Darum ist sein Gefühl getrübt durch sein Denken und durch sein Begehren. Aus dieser doppelten Veränderung heraus erwächst ihm Unsicherheit, Täuschung, Irrtum und Sorge. Darum sehnt er sich — und wem unter uns geht es nicht so? — zurück zur Kindheit, vorwärts zum Menschenerkenner.

Gewiß, ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt. Doch wer ist gut? Und wessen Gefühle sind unbeirrt durch Denken, ungetrüb tvom Triebleben und selbstischen Begehren, wessen Gefühle sind nicht geschwächt und verwirrt durch Vererbung schon?

Darum sehnt sich die Menschheit seit Jahrtausenden, das Wesen des Menschen erfassen zu können. Es ist klar, daß sie dabei zuerst den kindlichen Weg ging. Gefühlsmäßig vermochte sie das Wesen des Menschen zu erfassen, und hoch stand diese Kunst einst bei den Ärzten und Priestern schon im grauen Altertum, wie auch bei den Künstlern aller Zeiten und Völker. Und was uns ein Phidias oder Leonardo da Vinci zu sagen vermöchte — das ahnen wir seit Lessing und Winckelmann. Aber dies gefühlsmäßige Erfassen fällt dem heutigen Menschen schwerer denn je. Sein Gefühl wird nur zu oft von Stimmungen beeinflußt und irregeführt. So mußte ein anderer Weg gefunden werden.

Der erste Versuch, die Beurteilung des Menschen auf Grund eingehender Beobachtung vorzunehmen, stammt aus der neueren Zeit von Lavater, also aus Goethes Zeit. Mit einem bewundernswerten Fleiß hat Lavater eine Fülle von Beobachtungen gesammelt, mit einer Sorgfalt, die vorbildlich ist für das Arbeiten auf diesem Gebiete. Dabei war er durchdrungen von der edelsten Menschenliebe, und es sollte keiner die Arbeit auf dem Gebiete der Menschenerkenntnis beginnen, wenn er nicht zuvor Lavaters Arbeit durchgearbeitet. Bezeichnend für

seine ganze Art sagt er im zweiten Band seiner physiognomischen Fragmente: „Menschen! Ich möchte auch den Menschen kennen und fühlen lernen, fühlen lernen, welch Glück und Ehre es ist, Mensch zu sein!“ Und an andrer Stelle: „O Physiognomik, wann wirst du Schlüssel aller Geheimnisse, Ohr und Auge für alle Gotteswahrheit sein?“

Aber Lavater besaß auch schon jene Stellung zu der Menschenerkenntnis, die wir so notwendig brauchen und die den meisten Versuchen auf diesem Gebiete abgeht. Er sagt darüber: „Unerträglich wird mir das bißchen Menschenkenntnis oder Physiognomik, das mir zuteil ward, wenn ich die seligen Gefühle der Menschheit zertreten und allein die Fäden und Seile, woran sie hängen — statt ihrer — beurteilt, getadelt — oder bewundert sehe, wenn ich, was Mittel sein sollte, Zweck werden sehe, wenn ich mich als positive Veranlassung — nur zu kleinlichen, entziffernden Menschenrichtereien — denken muß. — Wo ich Gottes Weisheit in Schweigen und Wirken lehren, wo ich die reinste, edelste Menschenfreude wecken, ausbreiten wollte.“

Das ist groß gedacht. Und wenn uns nur die Stimmung bliebe und die Anregung zu solch liebevollem Forschen — Lavaters Tat wäre unvergänglich. Denn das sollte jedermann klar werden: Wir lernen nur in dem Maße erkennen, als wir lieben. Aber wir lernen auch nur in dem Maße verstehen, als wir selbst verständig sind. Darum war Lavater auch seines Zieles klar: „Nichts als die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis bahnt uns den Weg zur Vergötterung.“ Und überaus klar erkannte er: Die Eigenschaften der Wesen machen sich durch äußerliche, sinnfällige Zeichen offenbar. Und alle Wesen besitzen in ihrer Form die Grenzlinie ihrer Eigenart und ihrer Eigenschaften. Darum ist kein Mensch dem andern gleich wie ein Ei dem andern.

Aber trotz der Fülle seiner scharfen Beobachtungen drang er nicht zum Gesetz durch. Niemand war sich darüber klarer, denn er selbst: „Kindische Einfälle und Bemühungen wird's mir einst scheinen. Denn jetzt sehen wir die Herrlichkeit des Menschen nur durch düstres Glas — einst von Angesicht zu Angesicht — jetzt abschnittweise, dann werde ich es durch und durch erkennen — wie ich — von dem erkannt bin, aus dem und durch den ich und in dem alle Dinge sind.“ Aber das macht ihn so groß, daß er seine Menschenkenntnis zur Selbsterkenntnis benützte. Und Größeres ist uns von keinem seiner Vorarbeiter erhalten, und keiner wird ihn darin übertreffen. Mit Recht durfte er seine Arbeiten so nennen: „Physiognomische Studien zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe.“

Das ist der große Vorzug Lavaters: in kindlichem Sehen und Beobachten erfaßte er fühlend das Ganze. Und seine seelischen Erkenntnisse läßt er uns miterleben in seiner feinen Sprache, so daß wir den Mangel wissenschaftlicher Begründung und falsche Folgerungen gern übersehen. Weil er nur auf das Ganze gerichtet war, übersah er das Einzelne, blieb im kindlichen Fühlen und drang nicht vor zum Gesetz.

Eine Lösung in dieser Richtung zu finden, unternahm nach Lavater Gall mit seiner Gehirn- und Schädellehre. Im Gegensatz zu Lavater ist er der nüchterne Forscher, der über den Einzelheiten das Ganze vergißt. Er beschränkte sich selbst, weil er seinen Mangel an seelischem Einfühlungsvermögen deutlich empfand. Aber durch eingehende Forschungen auf seinem Sondergebiet vermochte er den Nachweis zu erbringen, daß das Gehirn aus verschiedenen Organen zusammengesetzt sei und daß jeder Teil seine bestimmte Tätigkeit habe. Er fand auch den Sitz der einzelnen Tätigkeiten der menschlichen Seele. Und die heutige Wissenschaft mußte ihm in manchem recht geben. So fand er beispielsweise lange vor ihr den Sitz des Sprachorgans. Aber Gall ging noch weiter und erklärte dies als Haupt- und Grundgesetz: Die Stärke einer geistigen Grundkraft ergibt sich aus der natürlichen Stärke der betreffenden Gehirnstelle. Dieser entspricht eine eigenartige Schädelwulstung, so daß die Stärke der Wulstung einen Schluß erlaubt auf die Stärke der betreffenden seelischen Grundkraft.

Es ist in der Tat ein großer Schaden, daß die Universitäten, die Galls Lehre eine Zeitlang weiterlehrten und ausbauten, nicht bei der Sache blieben. Durch Virchow lächerlich gemacht, ließ man seine Arbeit fallen, und Gall wurde vergessen.

Zwischen Gall und Lavater nun, größer als beide, steht Karl Huter. Er besaß die Kunst der Einfühlung in einem Maße, die ans Wunderbare grenzte. Auch die Ergebnisse seiner Forschungen gehen weit über Lavater und Gall hinaus. Was er uns durch seine Naturell-Lehre gegeben hat, das wird für alle Zeiten als eine Grundlage der Menschenerkenntnis gelten. Aber auch Huter war größer im Gefühl, und so fehlt ihm in der Darstellung die wissenschaftliche Form und Klarheit, die klare Trennung vom Gefühlten und Gesetzmäßigen. Darum muß seine Arbeit weiter ausgebaut werden. Daß die Naturell-Lehre weiter ausgebaut werden kann, das habe ich in „Menschenerkenntnis", Grundlagen zur Erkennung der menschlichen Eigenart (Stuttgart, Verlag Greiner & Pfeiffer) im Versuch gezeigt. Unendlich ist die Fülle von Huters Beobachtungen auf jedem Zweig der Menschenerkenntnis. (Vgl. Fünf Bände Menschenkenntnis oder die zusammenfassenden Schriften durch A. Kupfer, Schwaig-Nürnberg, Verlag der Huterschriften zugleich.) Erschütternd ist das Schicksal dieses Mannes, der zu Großem berufen war. Und nur die Vermischung seiner Schriften mit Geahntem, wohl auch Sonderbarem und der Mangel wissenschaftlicher Gründlichkeit und mathematischer Gesetzmäßigkeit kann einigermaßen erklären, warum die heutige Zeit fast nichts von seinen Arbeiten kennt. Aber Huter ist es wert, daß man sich mit seinen Schriften beschäftigt — mag man Stellung nehmen wie man auch will.

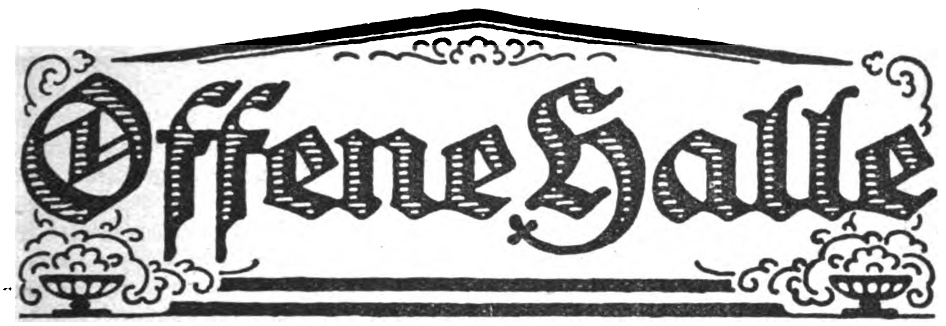
In einen neuen Abschnitt der Menschenerkenntnis treten wir mit dem Werk des Malers R. Burger, Berlin, Steglitzerstraße 32: „Das Geheimnis der Menschenform" (im Selbstverlag — 43 *M*, Volksausgabe 27 *M*). Er ist der erste, der mit mathematischer Gründlichkeit und scharfer Gesetzmäßigkeit einheitlich und umfassend darzustellen vermochte, was Carus und Emil Reichl im einzelnen versuchten und der Franzose Debarolles im allgemeinen erfaßte. Das Neue von Burgers Findung ist ein in sich geschlossenes Gebäude, das die gesetzmäßige Formgliederung und Bedeutung des Kopfes zum erstenmal aufdeckt. Stets geht er von der Natur und dem Wesen des Menschen aus und sucht dann die letzten Folgerungen für den Zusammenhang von Form und Wesen. So erfaßt er für die Eigenart der menschlichen Natur den Zusammenhang mit der Formbildung, die er scharf, mathematisch genau zur Deutung abgrenzt. Und es ist von besonderem Reiz, zu fühlen, wie sich bei seiner Arbeit die Schwellengrenze der Kräfte und Fähigkeiten und ihr Ineinandergreifen zu einem lebendigen Ganzen gestaltet. Seine klare Einstellung ermöglicht die leichte Erfassung der seelischen Kräfte und der dafür ausgesetzten Formbildungen, die nicht minder klar sind. Während die Vorarbeiten mehr gefühlsmäßig den Zusammenhang erfaßten, geht er immer vom gesetzmäßigen Zusammenhang aus. Dadurch gibt er uns eine Gliederung der Menschennatur, die wir sonst nirgends finden. Erzieher und Ärzte, Künstler und Richter werden eine Fülle neuer Anregungen und Einblicke in das Wesen der Menschen empfangen.

Den Nachweis für die Wissenschaftlichkeit seines Formgesetzes vermochte Burger durch einen eigenartigen Apparat, den sogenannten Plastometer, zu erbringen. Durch ihn sind die Schädel- und Gesichtsmaße rasch festzulegen. Das macht das ganze Werk zu einem Markstein in der Entwicklung der Menschenerkenntnis, an dem die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der Menschen- und Rassenerkenntnis nicht vorbeigehen kann.

Wer immer sich mit Menschenerkenntnis beschäftigt, der möge diese gründliche Arbeit zum Vorbild nehmen; die liebevolle Einstimmung aber, wie sie uns von Lavater bekannt ist, möge hinzukommen. Beides zusammen wird uns das neue, bessere Verhalten zu unsern Nebenmenschen und damit neue Verhältnisse bringen; denn es wird dann Lavaters Wunsch in Erfüllung gehen: die Förderung der Menschenkenntnis sei eine Förderung der Menschenliebe.

Karl Wizenmann





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zeitungsnot — Volksnot

Eine Entgegnung auf den Artikel von Dr Kleinpaul

Im Dezemberheft des „Türmers" hat Herr Dr Johannes Kleinpaul ausführlich über die Nöte des deutschen Pressewesens geschrieben und dabei auch eine Reihe von Abhilfevorschlägen, namentlich nach der Richtung einer Rationalisierung, gemacht. Leider kann man seine Ausführungen, nach der theoretischen sowohl wie nach der praktischen Seite, vom fachmännischen Standpunkte aus nur mit einer großen Skepsis beurteilen. Herr Dr Kleinpaul hat meines Ermessens den grundlegenden Fehler gemacht, Zeitung und Zeitungswesen als „Ding an sich", völlig isoliert, zu betrachten, statt in der vielfältigen Verknüpfung und Verwebung mit Politik, Wirtschaft und Kultur. Es kann gar kein Zweifel sein, daß aus der Umwälzung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland ebenso wie aus unserer außenpolitischen Situation sich eine stärkere Bedeutung der deutschen Presse ergibt. Ich wüßte wenigstens nicht, wie die allmähliche Erziehung des einzelnen zur verständnisvollen Anteilnahme am politischen Leben auf demokratischer Grundlage, an der es doch unstreitig in bedenklichstem Maße mangelt, anders erfolgen könnte, als durch fortgesetzte geduldige Arbeit der Presse. Und ich wüßte wiederum nicht, wie sich das deutsche Volk in seinem Kampfe gegen feindliche Lügenpropaganda, für die Wiedergewinnung seines alten Ansehens in der Welt, ja schon für die Verbreitung der dringend notwendigen Kenntnis seiner augenblicklichen wahren Lage im Auslande durchsetzen sollte, wenn nicht durch fortgesetzte Aufklärungsarbeit seiner Zeitungen. Es ist einer der vielen, aber auch einer der schlimmsten Widersprüche in unserer Nachkriegsentwicklung, daß dieser gesteigerten Bedeutung der deutschen Presse statt eines Ausbaues stetiger Abbau gegenübersteht, daß das Mißverhältnis zwischen ihrer Aufgabe und ihrer Leistungsfähigkeit ständig wächst.

Geht man von solcher Grundeinstellung aus, so muß man freilich zu ganz anderen Folgerungen kommen als Dr Kleinpaul, der alles im wesentlichen nur auf die gegebenen Bedürfnisse des Leserkreises abstellt. Für die deutsche Presse, soweit sie diesen Namen verdient, erschöpft sich die Arbeit nicht in der Befriedigung des Nachrichten- oder Unterhaltungsbedürfnisses ihres Leserkreises; den Hauptton hat sie auf dessen fortbildende Beeinflussung und auf die Resonanz ihrer politischen und wirtschaftlichen Auffassungen jenseits der deutschen Grenzen zu legen. Deshalb ist auch mit dem Vorschlag Dr Kleinpauls, eine Rationalisierung auf dem Wege der Zusammenlegung zu suchen, für diese Presse nichts auszurichten. Gerade ihre Vielgestaltigkeit verbürgt ein stärkeres Echo. Zum Beweise dessen genügt ein Blick in die Auslandspresse. Und das Echo hinwiederum läßt sich auch nur dann erzielen, wenn die Presse zu jedem aktuellen Ereignis von Bedeutung auch sofort kritisch Stellung nimmt. Mit retrospektiven Übersichten über längere Zeiträume, wie sie Dr Kleinpaul vorschlägt, ist also gar nichts auszurichten. Das hieße auf den

größten Teil der politischen Wirkung überhaupt verzichten. Gewiß ist manches, an das heute in der Zeitung viel Arbeit und Geld gewandt wird, morgen bereits überholt durch eine neue Entwickelung der Dinge. Daraus aber der Presse einen Vorwurf zu machen, heißt ihr eigentliches Wesen verkennen. Ihre Arbeit ist auf den Tag eingestellt und soll an diesem Tag ihre Wirkung tun.

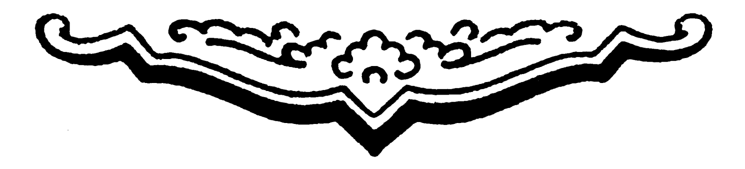
Worauf die Anregungen Dr Kleinpauls bezüglich der redaktionellen Vereinfachung der Presse hinauslaufen, das ist schließlich und zuletzt die Vernichtung ihrer Individualität. Der Wert dieser Individualität wird aber von dem lesenden Publikum wenn nicht begriffen, so doch instinktiv gefühlt. Daß Herr Dr Kleinpaul ihn allerdings nicht erfaßt hat, beweist seine Behauptung, die „Tägliche Rundschau" hätte über Nacht als „Ersatz" der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" verwandt werden können, ohne daß sie dabei aus ihrer Haut schlüpfte. Es wird nicht viele Rundschauleser geben, die dieser Meinung beipflichten. Gerade die große Presse verdankt einen großen Teil ihres Einflusses und ihres Ansehens ihrer Individualität. Und dieser Einfluß und dieses Ansehen stellen Funktionen dar des jeweiligen journalistischen Temperamentes, das hinter der einzelnen Zeitung steht.

Es geht nicht an, zur Unterstützung einer solchen Forderung abschätzig von „Parteirichtung" und „Parteigezänk" in der Presse zu sprechen. Einmal läßt sich die politische Entwickelung nicht ohne weiteres um Jahrzehnte rückwärts revidieren; wir müssen für absehbare Zeit mit politischen Parteien als gegebenen Größen und — im Rahmen der bestehenden Verfassung — auch Notwendigkeiten rechnen; zum anderen aber auch liegen doch dem, was Dr Kleinpaul als Parteigezänk abtun möchte, zu einem erheblichen Teile sehr tiefgehende Fragen der Weltanschauung zugrunde.

Es würde den Raum dieser Erörterung überschreiten, wollte ich vom Standpunkte des Fachmanns die Undurchführbarkeit einer ganzen Reihe anderer Anregungen, die Herr Dr Kleinpaul gibt, aufzeigen. Die Unmöglichkeit etwa, bestimmte Beilagen einer Zeitung, statt der Gesamtleserschaft, nur einem besonderen Interessentenkreis zuzustellen; die Verkennung aller psychologischen Momente, die in seinem Vorschlag liegt, den politischen Leitartikel der sonst uniformen Zeitung als Parteiflugblatt beizulegen und ähnliches mehr. Aber ein Wort muß doch noch an seine Auffassung des Inseratenwesens gewandt werden. Herr Dr Kleinpaul hält die ganzseitigen Inserate für Papierverschwendung und für eine finanzielle Belastung der Abonnenten; und er will auch z. B. die Vielfältigkeit der Familienanzeigen aus Ersparnisgründen eingeschränkt sehen. Er scheint nicht zu wissen, daß diese scheinbare Verschwendung tatsächlich eine der wichtigsten Existenzgrundlagen des Zeitungswesens ist, und daß die Anzeigen nicht nur keine finanzielle Belastung des Abonnenten bedeuten, sondern daß sie im Gegenteil ermöglichen, den Abonnementspreis niedriger zu halten. Die Frage des Inseratenwesens als einer der Existenzgrundlagen der Zeitung ist aufs engste verknüpft mit der Frage nach ihrer Unabhängigkeit.

Wenn die Mittel und Wege zur Abhilfe der Not der Presse so einfach zu finden wären wie er glaubt, dann hätten sie die deutschen Verleger, denen es in ihrer Mehrzahl an Geschäftstüchtigkeit keineswegs mangelt, längst beschritten. Aber die Notlage der deutschen Presse ist in Wahrheit ein Spiegelbild der Notlage unseres deutschen Volkes.

Wilhelm Ackermann, Chefredakteur der „Deutschen Tageszeitung"





Bei Marthe Renate Fischer in Saalfeld

Krähen fliegen um den Hohen Schwarm, genau wie vor Jahrzehnten, als mir zum erstenmal ein verrunzeltes Spitalweiblein den Turmschlüssel anvertraute, und ich von den Resten der sogenannten Sorbenburg hinabstaunte auf das freundliche Saalfeld, die steinerne Chronik Thüringens. Damals sprühte die uralte Saalestadt noch nicht von der industriellen Betriebsamkeit wie heute; kein lärmender Fremdenstrom durchspülte die Straßen, um sich in den Garnsdorfer Berg zu ergießen, wo Allmutter Natur in einem verlassenen Bergwerk stille Wunder gewirkt hat, wo sie Stollen und Höhlen mit einem Farbenbrokat bekleidete, den die Gegenwart in den „Saalfelder Feengrotten" bewundert.

Das Auge, das von der Saalebrücke flußauf- und niederwärts in Fernblicken geschwelgt hat, weilt mit Behagen auf dem grauen Saal- oder Engelstor, das breithüftig inmitten der Straße steht. Wer alles mag unter seinen Bögen hindurchgeschritten sein seit jener gesegneten Zeit des Mittelalters, die uns aus der Saalfelder Holzschnitzschule mit goldstrotzenden Schnitzaltären beschenkte, auf denen inbrünstige Gottesverehrung der glühenden Pracht die selige Einfalt gesellte! Im Weitergehen streichelt die innere Hand die Bauformen der Stadtapotheke, in der Hochrenaissance und Barock harmonisch zusammenklingen. Lustig scheppert die Torglocke, die den Besucher über eine steile Treppenspindel hinauf im Obergeschoß anmeldet, in dem Intarsientüren auf weiträumiger Diele kostbar bestuckte Zimmer erschließen. Der idyllische Marktplatz, einer der schönsten Mitteldeutschlands, läßt uns an Hermann und Dorothea denken, ohne daß er mit Goethes herrlichem Gedicht ursächlich verbunden ist.

Die doppeltürmige St. Johanniskirche, an der fünf gotische Menschenalter bauten, bleibt ehr- und merkwürdig mit dem Steinrelief des legendären St. Gehilfen, der ein so besonderer Heiliger war, daß er eine Jungfrau gewesen ist und heilige Kümmernis genannt wurde. Die fromme Tochter eines heidnischen Königs von Niederland weihte sich dem Gottessohn. Der himmlische Vater ließ ihr, die unvermählt zu bleiben wünschte, einen Mannesbart von Wangen und Kinn hinabwachsen, lästige Freier zu verscheuchen. Darob kreuzigte der erzürnte leibliche Vater die eigene Tochter. Ein fahrender Spielmann tröstete sie in ihren großen Schmerzen mit süßem Geigenspiel. Sie warf ihm zum Dank einen güldenen Pantoffel zu. Seitdem ward sie vom fahrenden Volk als St. Gehilfen verehrt, wobei das weiblich langwallende Gewand minder als der männliche Bart für die Namensfindung beachtet wurden. Am Westrand des Marktes rinnt in sanfter Biegung ein dreigeteilter Straßenzug von Nordwesten nach Südosten durch zwei Tore, aufrechte Wahrzeichen des alten Siedlungskernes. Kaum eine andere Stadt gewährt solch reizvollen Durchblick nach zwei Seiten.

Ich trete durchs obere Tor heraus aus einer Vergangenheit, von deren Runenzügen ich das Auge der Seele gewaltsam abwenden muß, um das gegenwärtige Ziel in der Knochstraße zu erreichen. Bald schrillt die Klingel im Oberstock eines freundlichen, landhausartigen Gebäudes, zwei Frauenhände umschließen zum Willkommgruß die meinigen, zwei dunkle Augensterne

glänzen unter weißem Haar, ich stehe vor Marthe Renate Fischer, der Dichterin Thüringens. Ein behaglicher Sessel nimmt mich auf, dem Schreibtisch gegenüber, auf dessen von Papieren und Büchern bedeckte Platte ein Kruzifixus herniedersieht, von welkem Blumenkränzlein umrahmt. Dahinter, auf dem Fensterbord, steckt Wolfgang der Einzige von Weimar nachdenklich die Rechte in den Ausschnitt des hochzugeknöpften Rockes. Wir plaudern vom Wetter, der Zeit und den Menschen, von Büchern und Zeitungen, gerechten und ungerechten. Immer jugendlicher wird die junge Siebzigerin, deren hohe, schlanke Gestalt, die Jahrzehnte nicht gebeugt haben; immer strahlender wird der Glanz ihrer Blicke, immer heller die Stimme, klingender das Lachen, lustiger der Schalk in den Mundwinkeln.

Von seltsamen und seltenen Dingen höre ich, von heiteren und tiefernsten, von solchen, die leuchtend in beschattete Tage glühen, von solchen, die spukhaft finster durch helle Stunden gespenstern. Hier wollen Erdspiegelleute der Zukunft Geheimnisse entreißen, und ihre Wissenschaft drückt sie, wie die Kette den Gefangenen. Dort beten heilige Bäuerinnen todkranke Gläubige gesund und erschauern bleich und zitternd unter dem Wehen zauberischer Gnade. In jenem Dorf hat jemand den Drachen, den zutragenden, der ihm den zeitlichen Besitz mehrt, auf Kosten des nachzeitlichen. Im Nachbarort krümmt sich ein anderer unter den Fängen seines bösen Bruders, des abträglichen Drachen, der ihm das Vieh absterben läßt, der ihn um Grund und Boden betrügt, der ihn in die äußerste Armut, das verachtetste Elend hinausstößt. Und alles das lebt, geistert, liebt und haßt, hofft und bangt an den blühenden Ufern der mittleren Saale, in den abwegigen Seitentälern, um die waldbestandenen Höhen. Das zieht den bunten Schicksalen nach, auf der braunen Ackerscholle, durch das wogende Korn, gleitet flußabwärts mit dem Flößholz, fährt auf breiter Landstraße, pilgert über schmale Fußsteige, sitzt auf herrischen Bauernhöfen, duckt sich unter niederem Häuslerdach, poltert zwischen den Rädern der Fabriken, singt im Sommerhaufen auf monderhellten Dorfgassen, jauchzt zur Kirchweih, klagt, raunt, wispert auf dem Totenacker.

Und ihr, der Gestalterin und Bändigerin des drängenden, quellenden, vielfarbigen thüringischen Lebens, sitze ich gegenüber und lausche verhaltenen Atems auf das, was sie mir aus Jugendtagen anvertraut, was in der köstlichen Erzählung vom „ersten Schleier“ widerklingt, was die Erinnerung an ihr naturnahes Leben auf märkischem Heimatboden verklärt. Dabei saugt sich ein Gedanke in mir fest, wühlend, bohrend: Eine Fremde, eine Märkerin, mußte in das grüne Herz Deutschlands verschlagen werden, die Nichtthüringerin mußte der Welt verkünden, was Thüringen ist, von seinem Reichtum mußte sie erzählen, nicht nur den dem landschaftlichen Schönheiten, nein auch dem der eigenwüchsigen, bodenständigen Menschen und Schicksale, innig verbunden mit der großen Mutter Deutschland und dennoch sonderartig im Umriß und Ausdruck.

Als ich von Marthe Renate Fischer schied, bestätigte sich mir, was mir ihr Werk längst offenbart hatte, wußte ich unumstößlich gewiß; einer Dichterin saß ich gegenüber, die Heimatkünstlerin ist im edelsten Wortsinn, die Menschheitsdichterin großen Zuschnittes ist, Geistesgeschwister der Ebner-Eschenbach, der Handel-Mazzetti: Erbin und Weiterführerin des Werkes eines Wilhelm Raabe, eines Gottfried Keller. Ein langer Zug von Gestalten wehte aus dem Dämmer des frühen Abends an mir vorüber: Ich erkannte die Mutter aus den „Aufrichtigen“, die schwer den Nacken beugte, da lachte die Fahnenträgerin in „Aus stillen Winkeln“ dem Tode entgegen, da zwitscherte die Liebesüße „auf dem Wege zum Paradies“, da baute Toska ihr Haus und ein fremdes Glück zugleich, da zwinkerten die Spitalmänner auf der „letzten Station“ in die späte Sonne.

„Die Blöttnerstochter“ kämpfte um Stolz und Demut, das „Patenkind“ ging den Dornenpfad zum Glück, eine ganze Dorfgemeinschaft zog die Lebensstraße, auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden, die „kleine Helma Habermann“ wählte zwischen Herz und Pflicht. Vor meinen Augen erstand in festen und klaren Zügen der Dank für das „schöne und furchtbare

Buch", den Marie von Ebner-Eschenbach der Meistererzählerin Thüringens für den gewaltigen Roman: „Die aus dem Drachenhaus" schwesterlichen Herzens gespendet hatte.

Schon sanken der Hohe Schwarm und das Turmpaar von St. Johannis unter den Gesichtskreis, als mir noch das Ohr klang von dem neuen Werk, das die begnadete Seelenkünstlerin gegenwärtig schafft. Es wird der vergessenen Helden des letzten Weltbrandes gedenken. „Der Feldgraue spricht", soll es heißen. Zu der suchenden Seele eines Kriegsbeschädigten wird sprechen die Heimat, die lebendige so gut wie die leblose; der Wald, die Berge, die Saat, der Stein werden eine Zunge erhalten. Möchte ihre Sprache vernehmlich werden für alle, denen gegeben ist, in der Abkehr vom Alltag sich an wahrhafter Meisterprosa zu stärken für das kommende Morgen!

Walter Bähr



Aus Weimars klassischer Theaterzeit

Man hat sich gewöhnt, die 26 Jahre, in denen Goethe das Weimarer Theater leitete, als eine der klassischen Perioden der deutschen Theatergeschichte zu ehren. Nicht mit vollem Recht vielleicht, wenn man etwa aus dieser Bezeichnung schließen wollte, daß damals in jeder Beziehung ideale Verhältnisse geherrscht haben: daß die mannigfachen Mängel, Unzulänglichkeiten, Zugeständnisse an Kasse und Durchschnittsgeschmack, wie sie nun einmal die Begleiterscheinungen jedes Theaterbetriebs bilden, in Weimar damals nicht vorhanden waren. Mit unbestreitbarem Recht aber gilt jene Bezeichnung, sofern man einer Theaterperiode, der eine große, starke geistige Persönlichkeit einen unvertilgbaren Stempel aufgedrückt hat, den Ehrennamen einer klassischen Zeit verleihen will.

Der literarischen Erforschung dieser Periode hat sich von jeher die besondere Liebe der Theaterhistoriker zugewendet. Der grundlegenden Materialiensammlung Pasqués ist die wichtige, freilich vielfach sehr unzuverlässige Veröffentlichung des Repertoires durch Burckhardt gefolgt. Eine zusammenfassende Darstellung, die in den Grundzügen ohne Zweifel ein zutreffendes Bild gibt, hat das treffliche Buch Wahles schon vor drei Jahrzehnten der Goethe-Gemeinde geschenkt. Nun tritt, herausgegeben von der Gesellschaft für Theatergeschichte, ein neues Buch auf den Plan, das für die wissenschaftliche Erforschung der Goetheschen Theaterleitung ein wesentliches Werk zu werden verspricht: Die Frühzeit des Weimarischen Hoftheaters unter Goethes Leitung, 1791 bis 1798. Nach den Quellen bearbeitet von Bruno Th. Satori-Neumann. Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte (Berlin, Elsner 1922). Satori-Neumann, aus der hervorragenden Schulung Max Hermanns in Berlin hervorgegangen, hat sich die Aufgabe gestellt, unter Zurückdrängung einer ausschließlich ästhetischen Betrachtungsweise, dem vielgestaltigen, vielgliedrigen, mit dem staatlichen und kulturellen Leben auf das engste verwachsenen Organismus des Theaters eine streng wissenschaftliche, auf allen nur irgendwie zugänglichen Quellen beruhende Darstellung zu schenken, die in der Sammlung des Materials auch die kleinsten Bausteine und Steinchen nicht außer acht läßt. Mit dem Buche ist eine Riesenarbeit bewältigt, die schon im Hinblick auf ihre Mühseligkeit und Schwierigkeit warmen Dank verdient. Eine Sammlung von Materialien, wie sie in bezug auf Goethes künstlerische Arbeit, auf die finanzielle Verwaltung, auf die Verhältnisse der Filialbühnen Lauchstedt, Erfurt, Rudolstadt bis jetzt noch nicht geleistet worden ist. Einer Darstellung der Vor- und Gründungsgeschichte der Weimarer Hofschauspielergesellschaft folgt ein zeitlich geordneter Überblick über die einzelnen Spielzeiten von 1791 bis 1798 in Weimar und den Schwesterstädten, dann ein dritter Abschnitt über die baulichen und bühnentechnischen Verhältnisse der betreffenden Schauspielhäuser, endlich eine systematische Auseinandersetzung über die Grundsätze der Weimarischen Theaterleitung in dieser Periode.

Satori will seine unendlich fleißige und mühevolle Arbeit nur als eine vorbereitende betrachtet wissen, die in Gemeinschaft mit den noch in Aussicht genommenen zwei weiteren Bänden über die zweite und dritte Periode der Goetheschen Theaterleitung (1798—1805 und 1805—1817) den Grundstock liefern soll für eine erschöpfende und abschließende Behandlung dieser wichtigen Theaterzeit. Man wird der Liebe zum Kleinen, wie sie diesem Buche ihr Gepräge gibt und wie sie in keiner wissenschaftlichen Arbeit zu entbehren ist, mit dem Gefühle höchster Achtung gegenüberstehen, und trotzdem die Frage hie und da nicht unterdrücken können: ob eine solche Sammlung des Kleinen und Kleinsten mit ihrem Kraftaufwand an Zeit und Mühe immer im richtigen Verhältnis steht zu dem Gewinn, den das Bild des Ganzen hieraus ziehen wird? Ob wir über die Souffleure des Weimarer Theaters unterrichtet sind, über die Freiplätze und ihre Verteilung, über die Zusammensetzung der Theaterwachen, über die Bereitung der Schminken, über die Entbindungen der Madam Voß und vieles andere — wird dies und Ähnliches von irgend einer Bedeutung sein für das Gesamtbild von Goethes Theaterzeit? Dürfte nicht auch hier (trotz aller Bemühung um Vollständigkeit) eine gewisse Scheidung zwischen dem Wichtigen und dem — vielleicht Entbehrlichen zu erstreben sein? Damit soll indessen dem Ziele des Werkes nicht vorgegriffen werden. Erst wenn die beiden ergänzenden Bände vorliegen, wird sich entscheiden, inwieweit seine Schätze eine Veränderung und weitere Ausgestaltung des bisherigen Bildes ermöglichen werden.

Der einstweilen vorliegende Band erwirbt sich jedenfalls das Verdienst, den ersten Jahren von Goethes Theaterleitung und ihrer Beurteilung die denkbar ausgiebigste wissenschaftliche Grundlage zu verschaffen. Diese ersten Jahre von 1791 bis zum Umbau des Weimarischen Komödienhauses 1798 tragen den Charakter der Frühzeit, einer vorbereitenden Epoche. Das Wesentliche der Goetheschen Theaterleitung offenbart sich erst in der Folgezeit, die in der Verbindung mit Schiller, in der Ausgestaltung dessen, was man in Spielplan und schauspielerischem Stil als ausgesprochen Weimarer Stil bezeichnet, ihr charakteristisches Gepräge gefunden hat.

Das Repertoire zeigt in diesen vorbereitenden Jahren noch nicht das eigentümliche Bild der späteren Epoche, vor allem noch sehr wenig von jener literarischen Versuchsfreudigkeit, die sich zahlreicher rein dichterisch bedeutsamer, aber der Bühne an sich vielleicht fernstehender Werke zu bemächtigen suchte. Es bewegte sich in der Hauptsache in der modischen Tagesliteratur, Familienstück, Ritterdramen, Übertragungen aus dem Ausland; ein großer Teil des Spielplans war von der Bellomoschen Truppe übernommen worden. Die Rücksicht auf die Kasse spielte eine beherrschende Rolle. Der Künstler mußte dem Geschäftsmann allzuhäufig das Feld räumen. Als die Aufführung eines von Goethe sehr gering geschätzten Trauerspiels von Klingemann („Die Maske") in Frage stand, begleitete er seine Erlaubnis mit den bezeichnenden Worten: „Ich wünsche, daß das Stück viel Geld einbringen möge. Da Geld doch alles entschuldigen soll." Die Großen der Literatur nahmen nur einen ziemlich bescheidenen Raum ein. Lessing erschien vorübergehend mit dem „Schatz", mit „Minna" und „Emilia". Von Schiller wurde „Don Carlos" in einer der Prosabearbeitungen — als erste literarische Tat der jungen Gesellschaft — im September 1791 erstmals in Erfurt gespielt. Die „Räuber" und „Kabale und Liebe", schon dem Spielplan Bellomos angehörig, wurden von Goethe, seinen eigenen klassizistischen Anschauungen zum Trotz, neu einstudiert. Shakespeare war in dieser Epoche mit fünf verschiedenen Werken vertreten. „König Johann" war, wenn man Genasts Angaben trauen darf, das erste Drama, das der Dichter, nach Eschenburgs Übersetzung, selbst inszenierte. Es ist bekannt, mit welcher Hingabe er sich der Darstellung des Prinzen Arthur durch seine Euphrosyne Christiane Neumann annahm. Eine literarische Tat war die erste zusammenhängende Aufführung der beiden Teile von „Heinrich IV." (1792), dessen zweiter Teil damit überhaupt zum erstenmal auf die deutsche Bühne kam. Er scheint allerdings dem Publikum keinen großen Eindruck gemacht zu haben. Darauf deutet wenigstens, daß der frühere Prager

Schauspieler Fr. Jos. Fischer, der in den beiden ersten Jahren als Regisseur unter Goethe tätig war, bekannt als Bearbeiter verschiedener Shakespearescher Stücke, beide Teile kurz darauf für Lauchstedt und Erfurt in einen Abend zusammenzog. „König Lear" wurde in Schröders Bearbeitung gespielt, „Viel Lärmen um Nichts" in der freien Umdichtung Becks („Die Quälgeister"). Für „Hamlet" versuchte Goethe erstmals, unter Preisgabe der überall üblichen Schröderschen Fassung, eine Wiedergabe des Originals nach Eschenburg (1792). Schon 1795 scheint man allerdings, wenn Burckhardts Angaben Glauben verdienen, zu Schröders Bearbeitung zurückgekehrt zu sein, um es erst 1809 erstmals mit Schlegel zu versuchen.

Goethes eigenes Dichten war durch die „Geschwister", den „Bürgergeneral", den „Groß-kophta", „Clavigo", „Claudine von Villa Bella" im Spielplan vertreten. Bedeutsamer war die Erstaufführung des „Egmont", die in Schillers Bearbeitung gelegentlich des Gastspiels von Iffland im Frühjahr 1796 für die Bühnengeschichte des Stücks von einschneidender Bedeutung wurde.

Ifflands Gastspiel, das den berühmten Künstler in 12 verschiedenen Rollen den Weimarern vorführte (daß Goethe sich längere Zeit um dessen dauernde Verpflichtung für die künstlerische Leitung seines Theaters bemühte, wird seltsamerweise übergangen) ist ebenso wie sein Gastspiel von 1798 auch in anderer Weise nicht ohne Einfluß auf die künstlerische Entwicklung der Weimarer Bühne geblieben. Deren schauspielerischer Stil stand bis dahin wesentlich im Zeichen eines wahrscheinlich ziemlich ungezügelten Naturalismus. Ein stärkeres Bestreben nach Hebung und Veredlung scheint vor allem durch das Beispiel von Ifflands Kunst allmählich um sich gegriffen zu haben. Alle Mutmaßungen hierüber freilich wie über alles, was die schauspielerische Beschaffenheit der Vorstellungen betrifft, sind angesichts der Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit der Quellen mit größter Vorsicht aufzunehmen. Es dürfte zum mindesten etwas gewagt sein, hier, wie Satori will, drei verschiedene Perioden zu unterscheiden (Darstellungsstil von Ostern 1791 bis Ostern 1793, von 1793 bis 1796 und von 1796 bis 1798), in denen sich die Entwicklung des schauspielerischen Stils vom krassen Naturalismus zu einer „veredelten Natürlichkeitsrichtung" vollzogen haben soll. Daß eine solche Entwicklung vorhanden war, ist sehr wahrscheinlich. Wie und wann sie sich vollzogen hat, welchen Rückschlägen sie ausgesetzt war, dieses und vieles andere entzieht sich einer schematischen Feststellung. Man kommt über lose Vermutungen nur schwer hinaus. Auch darüber bleibt trotz aller Forschungen ein gewisses Dunkel gelagert, wieweit Goethe selbst in dieser ersten Periode seiner Leitung werktätig in den künstlerischen Betrieb, in die Vorbereitungsarbeit, in den Gang der Proben und die Arbeit seiner Regisseure eingegriffen hat. Gerade hierüber fehlt es an stichhaltigen Zeugnissen. Für Goethes künstlerische Grundsätze an sich und deren Anwendung werden mit vollem Recht die betr. Abschnitte von Wilhelm Meisters Lehrjahren, in vieler Beziehung dem Niederschlag seiner theatralischen Erfahrungen, herangezogen und ausgenutzt.

Die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit unsres Wissens in vielen Punkten drückt den Wert von Satoris aufopferungsvoller Arbeit nicht herab. Er hat in der Sammlung und Verarbeitung eines außerordentlich verzweigten und bis dahin schwer übersehbaren Materials höchst Verdienstliches geleistet und ein Werk geschaffen, das den ernsten Bestrebungen der jungen theatergeschichtlichen Wissenschaft zur hohen Ehre gereicht. Dr. Eugen Kilian



Erziehungsprobleme

Ein Buch von Paul Natorp verdient von vornherein Beachtung. Uns liegt seine Schrift vor: Sozial-Idealismus. Neue Richtlinien sozialer Erziehung (Berlin, Verlag von Julius Springer). Es ist immer der gleiche verhängnisvolle Zirkel: die gesunde soziale Lebensgestaltung erst würde zu den rechten Einsichten die Entschlossenheit des Willens, würde die Menschen hervorbringen, die es braucht, um diese gesunde Lebensgestaltung ins Leben einzuführen. Aber auch die Menschen, die es braucht, sind nach Natorp da, es kommt nur darauf an, daß sie sich finden und zusammenschließen zu ernster, auf der Stelle eingreifender Tat. Natorp fordert die Träger auf Wahrheit, Volks- und Menschenwahl gerichteter Bildung und Wissenschaft auf, sich zu einem Zentralrat der geistigen Arbeit zu vereinigen, „um in gemeinsamer Beratung den Plan eines von Grund aus neuen Gesamtaufbaus des geistig-sittlichen Lebens der Nation, im Einklang mit seinen wirtschaftlichen und politischen Grundlagen, zu entwerfen und auszugestalten". Im übrigen entwickelt er in seinem Werk die Grundlagen zu einem deutschen Sozial-Einheitsstaat.

Dem deutschen Volke sei nach seiner Niederlage die schwere Aufgabe zugefallen, den sozialen Staat zum ersten Mal zur Wahrheit zu machen, zu seiner Rettung und durch sie zum Heil des ganzen Menschengeschlechts. Der deutsche Sozialstaat würde für den Weltsozialismus — gegenüber dem luftigen Hirngespinnst des Verständigungspazifismus — das werbende Beispiel aufstellen und von der Zellsubstanz des deutschen Sozialstaats aus der Sozialstaat des Erdkreises sich organisieren. Natorp findet diesen Sozialstaat nicht auf dem Wege des gegenwärtigen Sozialismus, der ihm ebenso unfrei erscheint wie der alte gestürzte Obrigkeitsstaat. Echte Freiheit würde nach ihm bedeuten, daß anstatt der einseitigen Befehlsgewalt einer Minderheit ein klarer, durch Einmütigkeit starker Selbstwille aller entstanden wäre. Was sich jetzt als Gemeingeist ausgibt, ist nur die summierte Ohnmacht einer äußerlich zusammengebrachten Willenlosigkeit der Vielen. Also Sozialisierung im Sinne der Vergenossenschaftung. Dieser „Sozial-Idealismus" kommt damit auf das hinaus, was Paul de Lagarde einmal „systematisierte Anarchie" genannt hat und der Freiherr vom Stein mit der Forderung ausdrückt: jede Kraft im Volke zu eigener, freier Betätigung durch eine genau darauf gerichtete, nationale, d. h. die ganze Nation erfassende und einende Erziehung zu entwickeln. Ein solcher Sozialismus aber verträgt sich allein mit einer Art der Führerschaft, die nicht auf dem erdrückenden Übergewicht des Hochgeistigen über Ungeistige, sondern allein darauf beruhen kann, daß auch die höchste Geistigkeit es nicht verschmäht, auf den Wurzelgrund unmittelbarer Arbeit mit allen zusammenzutreten. Zur Verwirklichung seines Ideals fordert Natorp: „Entlastung der großen Städte, Neubesiedelung des flachen Landes in Form der Genossenschaft, Abbau aller nicht unwidersprechlich lebensfördernden Industrien, Verlegung aller lebensnotwendigen aufs Land oder an die Peripherie der Stadt, Einbau der Erziehungsorganisationen in die genossenschaftlich geordneten Wirtschaftsbetriebe." Auch in Erziehung und Schule fordert Natorp „Selbstregierung" der Jugend und Schülerschaft, woraus allein die für den Sozial-Einheitsstaat reife Menschheit hervorgehen könne, und im Gegensatz zu F. W. Förster, der die Selbsttätigkeit der Geführten nur als Mittel in den Dienst der Führung einstellen will, verlangt Natorp, „daß sie selbst sich lediglich helfend in den Dienst der Selbstbefreiung des werdenden Willens stellt".

Die wertvollen Gesichtspunkte Natorps gehen indessen vielfach in weitschweifigen abstrakten Klügeleien unter. Auf ein Drittel zusammengezogen, hätte das Buch sie wirkungsvoller zum Ausdruck gebracht. Durch diese endlose professorale Scholastik zu dringen, um die Lichtpunkte herauszufinden, ist eine Mühsal, und der Referent zweifelt, ob andere sich, wie er, die Mühe geben werden, das Buch von Anfang bis zu Ende zu lesen. Natorp steht, wie so viele verdienstvolle deutsche Gelehrte, sich selber im Licht. —



Kann man Talente entwickeln? Kann man Genies züchten? Dieser Frage spürt ein interessantes Werk nach: „**Die methodische Entwicklung der Talente und des Genies**". Von Dr Alfred Hock (Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig). Der Verfasser begeht von vornherein den Fehler, Talent und Genie nicht streng auseinanderzuhalten, wie Albert Reibmayr dies in seinem grundlegenden Werk über dieses Thema („Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies") getan, das Hock bedauerlicherweise ganz unbekannt zu sein scheint, da er es nirgends anführt, mit dem er sich aber als seinem bedeutenden Vorgänger hätte auseinandersetzen müssen. Hock will die methodische Entwicklung der „großen Leistung" dartun und nachweisen, wie sich diese für jeden im Rahmen seiner Kräfte und Fähigkeiten ermöglichen ließe, also die für den Einzelnen größtmögliche Leistung; und er ist der Meinung, daß die Anlagen, welche das Genie ausmachen, auch in allen übrigen Mitmenschen mehr oder weniger vorhanden sind, latent, aber durch hindernde, besonders sozial und wirtschaftlich niederdrückende Verhältnisse, oder durch Mangel an Ausdrucksvermögen nicht zur Gestaltung gelangen, wozu allein das sogenannte Genie sich durcharbeitet. Was Hock aber fast durchgängig als die „große Leistung" des Genies bezeichnet, ist überall nur die Leistung des Talents, welches Reibmayr a. a. O. folgendermaßen treffend kennzeichnet: „Das Hervorbringen über das Durchschnittsmaß in bezug auf einen geistigen Charakter in irgendeinem Zweig der menschlichen Kultur nennen wir Talent. Jeder über das Mittelmaß der geistigen Befähigung seines Zeitalters und seines Kunstzweiges hervorragende Charakter ist ein Talent." Um ein Genie zu sein, muß man „die Gabe der Erfindung, Neuschaffung in irgendeinem Kunstzweig" besitzen. „Das Talent muß, um ein Genie genannt zu werden, die Gabe der Erfindung, Entdeckung und Neuschaffung besitzen." Das ist der Unterschied, den Hock übersehen hat. Das Talent wirkt nur organisierend, d. h. vorhandene Werte neu gruppierend, ist aber selbst im höheren Sinne unproduktiv; das Genie dagegen schöpferisch und gehorcht der gebietenden Stunde. Deshalb wird man die von dem Einzelnen zu erzielende größtmögliche Leistung immer nur als eine solche des Talents, niemals des Genies zu werten haben; und Hock hätte daher folgerichtig nur von jenem, nicht von diesem in bezug auf eine allgemein zu ermöglichende „große Leistung" reden dürfen.

Abgesehen von dieser grundsätzlichen Einwendung ist Hocks Werk als ein wertvoller Beitrag zur Frage der Talententwicklung zu würdigen. Es enthält viele bemerkenswerte Gesichtspunkte in bezug auf neue Entfaltungsmöglichkeiten und Erziehung zur Leistung. Diese faßt Hock aus dem biologischen Gesichtspunkt dahin zusammen, daß die Determinations- oder angeborenen Faktoren allein sie nicht hervorzurufen vermögen, sondern nur unter Mitwirkung der Realisations- oder Reiz-Faktoren, der Einflüsse aus der Umwelt. Das Genie (das hier wieder mit Talent verwechselt wird) verdanke seiner Zeit nicht weniger, als es für sie leistet, und die Erklärung dafür liefern die Gesetze der Biologie, nämlich „der starke, Anpassungserscheinungen auslösende Reiz des empfundenen Bedürfnisses, welcher Kräfte frei macht zur Beschäftigung mit den Problemen der Zeit". Die Determinationsfaktoren oder „Erbmasse", in der die Vorarbeit der Vorfahren aufgespeichert ist, die Realisationsfaktoren oder Auslösungsreize der Umwelt und die Funktion oder Eigentätigkeit des Individuums und die durch diese erfolgte Anpassung im Kampf ums Dasein führen zusammenwirkend zur allmählichen Anpassung an das Problem der „großen Leistung". „Keine einzelne der genannten Ursachen konnte für sich allein diese Wirkungen hervorrufen, sondern das gleichzeitige Vorhandensein war erforderlich." Aber auch die vollständigste Methodik wäre freilich außerstande, jeden Menschen zu jeder Leistung zu befähigen: „sie soll vielmehr nur dazu dienen, jedem Einzelnen die Anpassung seiner Leistung, die stets von seinen angeborenen Eigenschaften abhängig bleibt, an die ihm erreichbaren Lebensverhältnisse zu ermöglichen, d. h. sie soll ihm gestatten, die für ihn erreichbaren Höchstleistungen zu vollführen." Das Mittel, durch welches dies geschieht, ist nach Hock die immer vollkommener werdende wissenschaftliche Methode, nämlich die „möglichst" ökonomische, mehr oder weniger lange dauernde Verwendung unserer Arbeitskräfte im Dienste eines uns gestellten Problems . . .

jener Arbeitsweise, welche gestattet, mit der kleinsten Kraft den größten Nutzeffekt hervorzubringen." Diesen Gesichtspunkt der „Ökonomie" verfolgt Hock durch alle Berufszweige, insbesondere auch in der Geistesarbeit, und erkennt als den mächtigsten Erwecker und Förderer der Höchstleistung die freie Lust am Schaffen, und als den größten Hemmschuh die Zwangsarbeit, die nur zur Unlust und Minderleistung führt.

Das Werk ist in ansprechendem flüssigem Stil mit einer Fülle von einschlägigen Aussprüchen großer Männer nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Kunst und Dichtung geschrieben und bietet daher mit dem wissenschaftlichen Interesse zugleich einen hohen künstlerischen Genuß. —

Für alle Erzieher wichtig und wertvoll ist das sehr nachdenklich stimmende Werk „Einführung in die Sexualpädagogik." Acht Vorträge im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht (Berlin, Verlag von E. S. Mittler u. Sohn). Auf Veranlassung des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sowie des preußischen Ministeriums des Innern hat das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin vom 6. bis 10. Oktober 1919 einen Lehrgang zur Einführung in die Sexualpädagogik veranstaltet, der in erster Linie für Direktoren und Lehrer, für Schulverwaltungsbeamte, Ärzte, Kreisärzte usw. bestimmt war. Die hauptsächlichsten dieser Vorträge sind unter dem obigen Titel im Druck erschienen.

Der erste derselben behandelt die „Einführung in die Biologie der Fortpflanzung". Dr Walter Schoenichen verfolgt darin die verschiedenartigen Begattungsvorgänge im Pflanzen- und Tierreich und kommt bei Betrachtung der zahllosen geschlechtslosen Arbeiterinnen im Termitenbau auf die Gefahr zu sprechen, welche die Entwicklung unserer sozialen Verhältnisse in ähnlicher Richtung läuft durch das unaufhaltsame Wachstum der Zahl von Individuen, namentlich Frauen, die durch die Ungunst der Lebensbedingungen von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden. Unter Bezugnahme auf diese Ausführungen bespricht Dr H. Boruttau „Bau und Funktionen der Geschlechtswerkzeuge des Menschen", in welchem Beitrag der Hinweis besonders beachtenswert ist, daß Tripperansteckung nicht nur Bauchfellentzündung hervorrufen kann, vielmehr die Gonokokken durch die Gewebelücken (Lymphspalten) des Zwerchfells bis in die Brusthöhle zu steigen vermögen und dort beim Weibe Herzinnenhautentzündung als Folge der Tripperansteckung hervorrufen. Im Anschluß daran behandelt Dr Hoffmann (München) „die Psychologie der Jugendlichen im Reifealter", wobei er auf die mannigfachen Gefahren der Pubertätszeit hinweist und wie diesen von Eltern und Erziehern durch verständnisvolles Eingehen auf die Empfindungsweise der Jugend zu begegnen. Im folgenden Abschnitt „Die Gefahren der Entwicklungsjahre" führt Dr Martin Chotzen diese Gesichtspunkte für die reifere Jugend weiter aus, indem er eine beruhigende Aussprache über geschlechtliche Dinge fordert mit der Ermahnung, sich aus gesundheitlichen und sittlichen Gründen von all dem fernzuhalten, wofür der jugendliche Körper noch nicht reif ist. Wie notwendig ein energisches Vorgehen zum Schutz der Jugend ist, zeigt Meirowskys Flugschrift Nr. 12 der Dtsch. Ges. z. Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, in welcher das ungeheuerliche Ergebnis einer Umfrage mitgeteilt wird, wonach etwa 20 % der Schüler oberer Klassen bereits geschlechtlich verkehrten, in einer Obersekunda und Unterprima sogar 30—50 %. Weiterhin bespricht Dr A. Blaschko „Die Geschlechtskrankheiten und ihre soziale Bedeutung", wobei er mitteilt, daß die Tripperinfektion in Deutschland einen jährlichen Geburtenausfall von 200000 Kindern bewirkt. Diesen Abschnitt ergänzt Dr Walter Schoenichen durch „Die Bedeutung des naturgeschichtlichen Unterrichts für die Sexualpädagogik", worin er für Belehrung über die Grundtatsachen der Vermehrung an der Hand des naturwissenschaftlichen Unterrichts im vorreifezeitlichen Alter eintritt, der dann auf der Oberstufe durch einen vertieften biologischen Unterricht unter Behandlung der Geschlechtskrankheiten zur Vorbeuge vervollständigt werden soll. Als der bedeutendste Beitrag ist wohl der von Dr Heinrich Timerding über „Die sexualpädagogischen Erziehungsmittel der Schule" zu werten, welcher die Lehrfächer so auszugestalten fordert, daß sie eine sexualpädagogische Wirkung ausüben, und die Behandlung der Goetheschen Liebes-

lyrik als die Feuerprobe für den Deutschlehrer empfiehlt, die Erotik den Schülern in Recht und Unrecht rückhaltlos vorzuführen und sie damit zu Menschenwürde und Verantwortungsgefühl zu bilden. Dieses fordert insbesondere der Schlußbeitrag von Johannes Dück: „Die sexualpädagogischen Erziehungsmittel der Familie“, indem er die wahrhaft sittliche Erziehung und Willensstärkung nur von einem gesunden, gemütvoll vertieften Familienleben erwartet.

Heinrich Driesmans



Die altkölnische Malerei

Eine der wunderbarsten Kulturstimmungen taucht vor uns auf mit dem Worte Alt-Köln. Es gibt nirgends sonst so viele geheime Hauptstädte wie in Deutschland. Im 15. Jahrhundert war es Köln. Als der Kardinal Aenea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., um die Mitte jenes Jahrhunderts die Stadt besuchte, erklärte er sie für die prächtigste Europas. Keine sei so großartig gebaut und enthalte so kostbar gewaltige Denkmale steinerner Kunst wie Köln. Der römische Kardinal mußte es wissen; er hatte Europa bereist und fand, daß selbst die Hauptstadt des Papstes vor dem damals noch unvollendeten Dom und den Kirchen St. Aposteln, St. Gereon, Groß-St.-Martin, St. Maria im Kapitol und dem gotischen Rathause in Köln, dem westfälischen Hauptquartier der Hansa, verblasse. Das Rom der Hochrenaissance, der Päpste Julius II. und Leos X., der Peterskirche und der Prachtbauten Bramantes war noch nicht entstanden; Leonardo, Michelangelo und Raffael lebten noch nicht. In jenen Zeiten war Köln die verborgene Hauptstadt vielleicht Europas, wenn man den Glanz der Architektur, die Breite der Straßen, die Größe der Einwohnerzahl, den Ruhm der Universität, das geistige, besonders religiöse und künstlerische Leben der Zeit betrachtet.

Dort hatte schon um 1300 der größte deutsche Mystiker, Meister Eckart, seine tiefe philosophische Lehre von dem Versinken des Menschen in Gott, von dem täglichen Sterben vor dem Tode und dem Verschließen aller Sinne gegen die Eitelkeiten der Welt gepredigt, um sich mit brennendem Gemüte Gott zu gelassen ... Seine berühmten Schüler aber, Tauler und Seuse, wurden ganz zu Dichtern und Sängern zum Preise Jesus und Mariens — und wie ein altes Bild in Worten bedünkt uns heute Taulers Lied:

Ein uraltes Gesang, so unter des Herrn Tauleri Schriften funden.

Es kumt ein Schiff geladen
Recht uf sin höchstes Bord,
Es bringt uns den Sun des Vaters,
Das ewig wahre Wort.

Uf einem stillen Wage
Kumt uns das Schiffelin,
Es bringt uns riche Gabe
Die hehre Kunigin.

Maria du edle Rose,
Aller Sälden ein Zwi,
Du Schöne Zitenlose,
Mach uns von Sünden fri!

Das Schifflin das gaht stille
Und bringt uns richen Last,
Der Segel ist die Minne,
Der heilig Geist der Mast.

Wie kölnisch und hansisch ist dies Bild! Und so klar, daß man es mit Augen sieht! Das Schiff, schwer von der Last Gottes bis an den Bord — auf der stillen Woge des Rheins — Maria mit dem Kinde sitzt darin. So ähnlich erzählt ein alter Meister in Farben die Ankunft der hl. Ursula in Köln.

Es ist nichts weiter als ein Verklingen der ritterlichen Minnedichtung im Religiösen. Besonders Seuse, der weiche, traumreiche Seher wundersamer Gesichte, schuf das altkölnische Vorbild Mariens, bevor es noch von Meister Wilhelm von Herle gemalt ward. Die Mutter Gottes war ihm leibhaftig erschienen, er verglich sie mit einer Rose und Lilie, er fand nicht genug Bilder, sie innerhalb ihres Rosengartens in all ihrer Süßigkeit und Holdseligkeit zu schildern. Ganz so entzückt uns später auf dem Frankfurter Bild des Kölner Meisters Maria im Paradiesgärtlein.

Gegen 1400 erblühte das Ideal der altkölnischen Malerschule. Es gipfelt in dem strengeren Frühkünstler Wilhelm von Herle und in Stephan Lochner, dem Meister der reifen Blüte; ihre Nachfolger schaffen viele Varianten. Zart und weiblich ist ihre Auffassung, schlank und schulternlos sind ihre Gestalten, die Köpfe eirund oder mandelförmig und voll Anmut, der Ausdruck überirdisch, lieblich, die Hände fein und lang. Lieblichkeit der Gestalt und Innigkeit des Gefühlslebens gelten als allerhöchste Eigenschaften. Dem schmiegt sich die Farbe an: wo sie glüht und frohlockt, da leuchtet ein feuerklares Rot, die Farbe der Gottes- und Marienliebe — wo sie still sich hingibt, da schwingt ein maienholdes Grün, die Farbe der heiligen Prozessionen und des Frühlings, wo sie sich versenkt, da schimmert fern oder nah ein tiefes oder himmelduftiges Blau, die Farbe mystischen Glaubens. Immer sind diese Farben kindlich heiter: die Weltfreude, der man abschwor, brach aus den religiösen Seelengemälden nun verklärt, aber um so froher hervor. Mit wieviel Gold haben nicht diese alten Maler den erträumten Himmel ihrer Seligkeiten ausgemalt! Und wie deutsch sind diese blauen Augen und blonden Köpfe, diese Bescheidenheit der Haltung, wie deutsch diese Tiefe der Andacht und wie rheinländisch die leise Koketterie, die über den Mädchengestalten dieser Malerschule zittert! Wahrlich, es wäre eine Schande und der Gipfel des Betrugs, wenn Frankreich unwidersprochen und ungestraft seine Hände ausstreckte nach diesen urdeutschen Gefilden, durch die der deutscheste Strom fließt! Was sind für Fremde die Meister Wilhelm und Stephan Lochner, die Meister der Verherrlichung des Marienlebens, der Veronica und der Meister von St. Severin! Gold und Feuerrot und Weidengrün und Himmelblau!

Freilich — diese edle Malkunst in Temperaleimfarben schon ein Jahrhundert vor Dürer war nicht mit einem Schlage da, sondern langsam zuerst, dann in der Farbenpracht eines hundertfältigen Lenzens brach Blüte um Blüte auf einmal hervor. Brach hervor aus dem spröden Boden romanischer Kunst mit ihren steifen Haltungen, begradigten Falten, ihrer stilisierten, zeremoniellen Haltung. Und so lebten vor Beginn dieser altkölnischen Tafel- d. h. Holzmalerei vor allem drei mehr lineare und dekorative Malkünste: die Buchmalerei, die Wandmalerei und die Glasmalerei, an die das neue Geschlecht anknüpfen konnte. Wand und Kirchenfenster sind Flächen amtlicher, kirchlicher, städtischer Räume — so im Dienst für Kirche und Stadt erschöpfte sich die romanische Kunst durchaus. Nun aber gab es Reiche, Kaufleute und Bankherren, wohlhabende Prälaten und Patrizier, die für ihre Hausaltäre eigene Bilder sich wünschten. Mit der Nachfrage wuchs die Zahl, das Ansehen, die Kunst der Kölner Malergaffel — noch nach der Reformation zählte man 140 Mitglieder, zu einer Zeit, als die Kölner Malerei bereits im Niedergang stand und die gesamte deutsche Kunst in Albrecht Dürer von Nürnberg längst ihren unbestrittenen Meister gewonnen hatte. Aber es sind doch zwei Jahrhunderte Kölnischer Malerei, von 1350 bis 1550, die zu den großen Zeiten deutscher Kunst und rheinischer Blüte gehören: das Jahrhundert der Mystik und der Reformkonzilien und das Jahrhundert der Spätgotik und der Reformation.

Es ist eine versunkene Welt, die vor unsern Blicken wieder aufsteigt und vielleicht grade darum unendlich schön. Unverwirrt von keiner Zerstörungswut der Gegenwart lebt ihr Bild gleichwie

ein Kleinod in unserer Seele fort, stark funkelnd in seinem Deutschtum. Wir vergessen die Gegenwart. Aber um dies Vergangene zu begreifen, müssen wir uns mit Entschiedenheit in eine Zeit versetzen, anders als die unsere, mit deutschen Menschen — und doch anders als wir. Was uns Heutigen die Welt Goethes ist, war den Kölnern des 14. und 15. Jahrhunderts die Legende der Heiligen; was uns Heutigen die Freiheit des Gewissens und eigener Verantwortung, war jenen das schützende Gebettetsein in den Schoß der Kirche vor den ewigen Bildern Jesus' und Mariens. Die alten Maler werden nicht müde, dies Geheimnisvolle, diese Welt bunter Wunder vor goldenem Himmel, diese Engelerscheinungen und Paradiese auszumalen mit heiteren, irdischen Farben; und nur selten taucht in der Kölnischen Schule das Thema der Qualen und Weltuntergänge empor. Sie blieben draußen und wurden verdeckt von einem Regen rosiger Blumen, einer Wolke lieblicher Englein und singender Waldvögel. Dicht vor den Toren der heiligen Rheinstadt wuchs noch der alte, deutsche Wald, sangen noch Nachtigall und Kibitz; und wo immer man sich in die Heide legte, sah man die mächtigen Turmstümpfe des werdenden Doms und den hohen Chor mit den mystisch schimmernden Wunderfenstern, um mit dem alten Chronisten einzustimmen in die Worte:

Coellen eyn croyn
boven allen steden schoyn.

Karl Theodor Strasser



Musik und Schule

Wir Deutsche gelten als das musikalischste Volk der Welt. Tatsächlich steht sowohl unser Volksliederschatz als auch unser Reichtum an „Klassikern der Musik", von Händel und Bach über Haydn, Mozart, Beethoven zu Schumann, Brahms, Wagner und Bruckner einzig da.

Dem schulmäßigen Musikunterricht dieses begabtesten aller Völker stellte aber ein englischer Musiker im Jahre 1880 „das denkbar schlechteste und beschämendste" Zeugnis aus. Kretzschmar nahm den Hullahschen Befund zum Anlaß, in den „Grenzboten" einen Aufruf zu veröffentlichen, der in „ernster Anklage und Mahnung" fordert, „durch geeignete Einstellung der Schulgesangpflege das für die musikalische Volkserziehung Notwendige nicht zu vergessen". Dieser Aufruf wirkte. Er brachte zusammen mit dem „Aufschwung der Kunstgesangpädagogik und der Stimmphysiologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts" eine kräftige Schulgesangbewegung in Gang. Die allgemeine Kunsterziehungsbewegung des beginnenden 20. Jahrhunderts endlich griff auch auf die Pflege der Tonkunst in der Schule über und hatte zur Folge, daß die Frage nach dem besten Schulmusikunterricht nicht mehr zum Schweigen kam und unbedingt bündige Antworten erheischte. Solche Antworten hat die vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin vom 17. bis 21. Mai v. J. abgehaltene Schulmusikwoche gegeben und soeben auch in Buchform erscheinen lassen (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig).

Die kritische Einstellung zu dem Gebotenen wird dem Nichtteilnehmer an der Schulmusikwoche dadurch sehr erschwert, daß ein gut Teil der jetzt veröffentlichten Arbeiten Lehrproben sind, die natürlich nur durch unmittelbares Erleben recht gewürdigt werden können. Zudem erscheinen diese Lehrproben alle gekürzt, manchmal sogar nur in der Form einfachster und knappster Stoffaufteilung. Aus diesem Grunde ist es unmöglich, dem praktischen Teile des Buches „Musik und Schule" besonders näherzutreten. Zum Glück kommt es für einen Kreis von Nichtfachleuten, als welche ich die Leser des „Türmers" ja doch zum überwiegendsten Teile zu rechnen habe, auf die praktische Ausübung der Musiklehre zunächst auch weniger an. Wichtiger

muß der Allgemeinheit die Aufklärung über den Geist sein, der die künftige deutsche Schulmusikpflege leiten und beherrschen soll. Über diesen wesentlichen Punkt nun unterrichten die mancherlei Vorträge der Musikwoche so eingehend wie möglich, und richtigerweise erscheinen die bedeutendsten unter ihnen in der Buchveröffentlichung ungekürzt.

Die Schulmusikwoche denkt nicht daran, anderes Wichtiges in Schule und Volk aus seiner Stellung zu verdrängen; aber sie will doch endlich einmal auf dem Gebiete der Schulmusikpflege klare Bahn schaffen. Und da kann ihr denn kein Einsichtiger das Zeugnis versagen, daß ihrem Willen die Tat in schöner Weise entsprochen hat. Von den praktischen Versuchen schulmäßigen Musikunterrichts, die sowohl künstlerischen Ansprüchen als auch den Ansprüchen der Seele des Kindes und seines späteren Lebens gerecht werden wollen, habe ich schon kurz gesprochen. An dieser Stelle ist als bemerkenswert wohl nötig hinzuzufügen, daß dem Ziele: rechtes Singen und wirkliches Musikverstehen auf einer ganzen Reihe von Wegen zugestrebt wurde. Offenbar erreichte auch jeder der Lehrenden auf seine Weise Vortreffliches, also daß man niemand empfehlen könnte und dürfte: du mußt es so und nicht anders machen. Bei den Verfechtern der einen oder der anderen Lehrweise ist es dagegen nur natürlich, wenn sie ihren jeweiligen Weg als den besten ansehen und rühmen. Verfehlt bzw. unvollständig will mir nur scheinen, die Musik als nichts denn als „tönende Bewegung" anzusprechen, wie das der Vertreter der J. Dalcrozeschen Methode tut. Gewiß ist sie auch das; aber doch nicht nur, sondern unter anderem. Fr. v. Hauseggers „Musik = Ausdruck" geht da doch wesentlich tiefer. Abgesehen von dieser Einzelheit, bietet der praktische Teil des Buches für den Fachmann viel Anregendes; einen Ersatz für die Vorführungen selber stellt er aber nur sehr bedingungsweise dar.

Einen ebenfalls nur bedingten Wert kann ich den „Demonstrationen und Versuchen zur Lösung von Aufgaben eines künftigen musikpädagogischen Forschungsinstitutes", mitgeteilt von Prof. Dr Karl Schaefer-Berlin, zuerkennen. Gewiß ist der Scharfsinn, mit welchem die experimentelle Psychologie zu Werke geht, meist bewundernswert; aber meines Erachtens wird ihren Ergebnissen zu viel vertraut, d. h. wird deren künstliche Herbeiführung zu wenig in Betracht gezogen und im großen und ganzen der Maschine eine Leistung aufgebürdert, die trotz allem schließlich nur die scharfe menschliche Beobachtung leisten kann. Handelt es sich doch um Seelisches...

Mit prachtvollen Vorträgen allgemeinerer Natur kommen Walter Kühn-Berlin: „Das Prinzip der Arbeitsschule im Musikunterricht", Fritz Jöde-Hamburg: „Die Grundlagen musikalischer Betätigung in Schule und Leben" und Prof. Dr Hermann Abert-Leipzig: „Musik und Schule" zum Worte.

Walter Kühn erhebt zweifellos zu kühnen Anspruch, als Erster eine „neue Besinnung" im Musikunterricht „auf kulturwissenschaftlicher Grundlage" gefordert zu haben. Alle Lehrbücher der philosophischen Pädagogik fordern diese Grundlage für die gesamte Unterrichts- und Erziehungsarbeit und ordnen dann diesem Hauptgedanken alle Einzeltätigkeiten, also auch die des Musiklehrers, unter. Ich nenne hier nur das hervorragende Werk Paul Barths, das z. B. mit seiner Begriffsbestimmung: „Erziehung ist Fortpflanzung der Gesellschaft" derjenigen Kühns: „Erziehung ist Fortpflanzung der Kultur" sehr nahesteht. Immerhin: einem „entschiedenen Schulreformer" steht jener Anspruch ganz gut zu Gesicht, und außerdem kann die „kulturwissenschaftliche Grundlage" aller Erziehung, mithin auch der die Musik betreffenden, nie oft und kräftig genug betont werden. Im übrigen geht Kühn so scharfsinnig wie warmherzig zu Werke, um seinen Zielsatz: „Die Musikerziehung hat die schöpferischen Kräfte wachzurufen und auszubilden" vor dem Hörer bzw. Leser zu entwickeln. Sein Schüler zu sein, muß Gewinn fürs Leben werden und man darf mit Recht auf seine demnächst erscheinende „Musikpädagogik" gespannt sein.

In wie überzeugter und überzeugender Gesellschaft W. Kühn sich gewiß seit langen Jahren mit seiner „neuen Besinnung auf die kulturwissenschaftliche Grundlage der Musikerziehung" befindet, beweisen die beiden Vorträge von Jöde und Abert. Jöde legt nämlich wirklich die

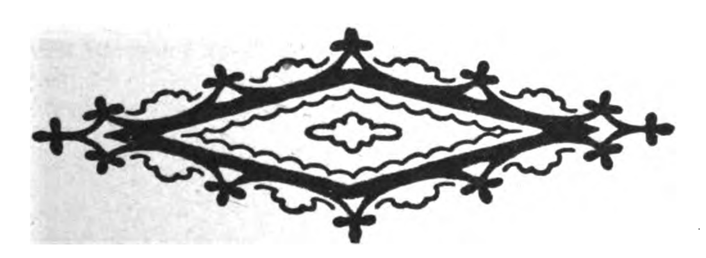
„Grundlagen musikalischer Betätigung in Schule und Leben bloß", und zwar tut er das durch einen tiefen Blick in das Innerste der deutschen Musikbetätigung vom Ausgang des Mittelalters an bis auf die Gegenwart. Er weist auf die einstige Einheit von Musik und Volk, auf das Aufklaffen und schließlich Immergrößerwerden des Risses zwischen beiden von etwa 1600 an hin, schildert den jetzigen Zustand und zeigt endlich auch Wege der Rettung, d. h. Wege der Wiederherstellung des anfänglichen, nahen, schöpferischen Verhältnisses beider zueinander. Und das alles in einer so tiefgründigen Art, die erkennen läßt, daß derartige Besinnungen für Jöde nicht neu oder von gestern sind.

Mit großem Schwung und freister Beherrschung seines Stoffes, für den Leser am eindringlichsten von allem ihm Vorliegenden, behandelt Prof. H. Abert sein Thema: „Musik und Schule". Wie da die Rolle der Musik als unausstreichbar aus der Lebens- und Geistesgeschichte des deutschen Volkes hingestellt, wie ferner der Anteil der Schule an der Erhaltung und Weiterbildung der Musik in vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Tagen aufgezeigt wird, ist die Leistung eines Meisters auf seinem Gebiete. Als Einleitung in die ganze Schulmusikwoche, sozusagen als Rechtfertigung ihrer Abhaltung von höchster Warte aus, läßt sich gar nichts Vollkommeneres denken.

Eine andere Gruppe von Vorträgen kann ich leider nur streifen, so die temperament- und hoffnungsvollen Ausführungen über „Neue Aufgaben im Schulmusikunterricht" von Prof. Ernst Paul-Dresden. Die Schule als Mittelpunkt der städtischen Musikpflege von Prof. H. Sonderburg-Kiel zeichnet sich durch vernünftiges Maßhalten aus; im übrigen findet gerade diese Seite der Schulmusikpflege in Verbindung mit der Einrichtung von Volksmusikschulen zurzeit ziemlich starke Beachtung und hat hier und da auch schon zu praktischen Taten geführt.

In den Einführungsworten Prof. Carl Thiels steht das Wort H. Kretzschmars: „In der Schule entscheidet sich das Schicksal der deutschen Musik". Dieser Satz könnte Einwendungen begegnen, am allerehesten wohl derjenigen: „Wie könnte das sein, da die deutsche Musik ja ohne die Schule so groß und herrlich geworden ist, wie sie nun dasteht?!" Gewiß: die Schaffung musikalischer Kunstwerke ist immer gewesen und wird immer bleiben der Vorzug auserwählter Persönlichkeiten. Erfahrungsgemäß stehen Schule und werdende Persönlichkeit aber durchweg auf ziemlich gespanntem Fuße. Aber darum handelt es sich bei der Schulmusikpflege überhaupt nicht, sondern sie stellt sich die Aufgabe, Menschen zu erziehen, die fähig sind, nachzuerleben, d. i. innerlich nachzuschaffen, was jene Großen uns schenkten. Das heißt aber nichts weniger als: der heutigen Konzertbesucherlüge immer mehr an Boden zu rauben — der Lüge, als hätte die Mehrzahl der Hörer wahrhaft etwas für ihr Leben von dem gehörten Kunstwerke. In diesem Sinne liegt in dem Worte Kretzschmars eine tiefe Wahrheit, und jeder Musik- und Volksfreund kann es nur lebhaft begrüßen, daß alle, die der Arbeit zu diesem Ende nahestehen, sich zusammenfanden, um gemeinsam Ersprießliches zu wirken in Besinnung und Tat.

Reinhold Zimmermann



Türmers Tagebuch

Nationale Würde · Irrewerden? · Ostjuden Romain Rolland · L'Éclair · Lichtenberger

In einem hochgespannten, schicksalsschweren Augenblick ergreifen wir die Feder. Poincaré zieht das Netz zu, das er zu Versailles gesponnen hat. Er schickt sich zum Einmarsch ins Ruhrgebiet an, um für konstruierte Verfehlungen „Pfänder" zu ergreifen. England hat sich bei der Beuteteilung in Paris, wo man Deutschland wieder nicht anhörte, mit seinen Verbündeten „freundschaftlich entzweit" und verhält sich „abwartend". Die britische Stimmung scheint gegen Frankreich zu sein. Wie weit aber geheime Rücksichten auf den Orient unterirdisch dennoch mitwirken, so daß man sich hüten wird, Poincaré in den Arm zu fallen — wer mag es wissen! Wenn der sozialistische „New Leader" schreibt: „Lloyd George verübte die blinde Torheit, Deutschland zu entwaffnen, während Frankreich eine allmächtige Militärmacht blieb" — so hat er nur allzu recht. England muß nun zusehen, wie Poincaré dem Kontinent sein Netz überzieht, und hat keine Gegenmacht auszuspielen. Wir erwarteten vom egoistischen Albion zwar keinen Edelmut, nicht einmal Gerechtigkeit, aber doch stärkeres Verständnis für die wirtschaftliche Einheit Europas.

Einstweilen setzen also die Lothringer Poincaré und Maurice Barrès die Reunionspolitik Ludwigs XIV. fort. Sie konstruieren Rechtsgründe, um Frankreich nach der Rheingrenze auszudehnen — genau wie einst unser deutsches Elsaß vom ohnmächtigen Reiche losgerissen wurde. Diesmal geht es um Ruhrgebiet, Pfalz und Rheinland. Die unselige Ostpolitik Frankreichs ist wieder in vollem Gange. Kommt zu den saarländischen und oberschlesischen Gruben auch noch das Ruhrgebiet unter französische Kontrolle, so ist Deutschlands Industrie ebenso geknebelt wie seine Waffenmacht. Polen ist militärisch mit Frankreich im Bunde. Das Sechzigmillionenvolk der Deutschen ist also doppelt bewacht, geknechtet und auf lange Jahre zum Frondienst verurteilt. Das nennt man den Frieden von Versailles!

Wir Deutschen betrachten diesen Einmarsch als Bruch des Diktates von Versailles. Aber wir müssen auch diese Schmach über uns ergehen lassen.

Und da wird uns wieder einmal unsere nationale Würdelosigkeit so recht bewußt. Zähneknirschend und schamrot muß sich der Deutsche einer Demütigung nach der andren beugen. Man feilscht über uns wie über eine Handelsware, nicht wie über eine tapfere Nation, die sich unter Hunger und Entbehrungen so lange gegen Übermacht gewehrt hat; man hört unsre Vertreter gar nicht an; man schaltet über uns im besetzten Gebiet durch farbige Truppen wie mit Unterworfenen und

bürdet uns ungeheure Unterhaltungskosten auf; man hat uns nicht nur das Heer, sondern auch die Kolonien, die Flotte und ganze Landstriche weggenommen; man straft das Reich bei Vorfällen wie in Ingolstadt und Passau mit unerhörten Summen — kurzum: man trampelt nun schon vier Jahre lang in schändlicher Weise auf der Würde des Deutschen Reiches herum!

Glauben die Franzosen, daß sich ein nationales Ehrgefühl diese Behandlung auf die Dauer gefallen lassen kann? Und wenn wir jetzt wehrlos sind, glauben die Herren, daß wir immer wehrlos und ehrlos bleiben?!

Gewiß, unsre Vertreter haben jenes Dokument der Schmach unterschrieben: sind mit vorgehaltenem Revolver gezwungen worden zu unterschreiben. Das hätten wir von vornherein nicht tun dürfen. Wir versprachen zu erfüllen, was wir nicht erfüllen konnten. Eben dadurch wurde ein Dunstkreis der Unaufrichtigkeit geschaffen — aber von hüben wie drüben. Der besten Deutschen Art ist das nicht. Friedrich Schiller, einer unsrer stärksten und reinsten Sprecher, prägte das Wort: „Alle andren Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will". Derselbe edle Dichter besaß ein scharf ausgebildetes Gefühl für Würde sowohl des Menschen wie der Nation. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben! Bewahret sie!" ruft er den Künstlern zu. Und in der „Jungfrau von Orleans": „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!" Jetzt sind wir wehrlos und können die nationale Würde nur wahren durch feste Haltung, durch einmütigen inneren Widerstand, wenn nun die Kanonen, Tanks und Luftschiffe der Franzosen unser schon ohnedies leidendes Volk zu schrecken drohen. Es wird einmal, unter Führung einer Auslese, ein von innen heraus erneuertes Deutschland heranwachsen: ein Deutschland der gesammelten Kraft und Glut.

* * *

Als ich neulich, den Auslese-Gedanken betonend, die Bemerkung machte, ich sei „am deutschen Volk als Ganzem in dieser Hinsicht irre geworden", kam aus unsrem Leserkreise ein eindringlicher Brief, der mich beschwor, den Glauben an unser Volk nicht fahren zu lassen. Ehe ich dieser Zuschrift Raum gebe, sei noch einmal gesagt, wie jene Auslese zu verstehen ist. Und zwar mit Worten aus meinem Roman „Der Spielmann" (1913):

„Zeitenwende bereitet sich vor. Einzelne Wandrer haben sich abgesondert vom Zeitgeist. Sie suchen untereinander Fühlung. Sie bilden eine heimliche Gemeinde der Ernsten und Stillen. Diese Abgesonderten formen langsam das neue Lebens- und Bildungsideal. Sie ist nicht geformt, diese Gemeinde; sie hat weder Satzung noch Rang und Titel. Doch erkennen sich die Begegnenden daran, daß sie, ohne Hast und Unrast, mit einem stillen und starken Herzen Welt und Ewigkeit erleben und verarbeiten. Das kostbare Gut der Ruhe ist ihnen eigen: die Ruhe der gesammelten Kraft. Und ihre Lebensformen sind edel und einfach. Nicht sind sie beherrscht vom Willen zur Macht, sondern von einer größeren Kraft: vom Willen zur Liebe. Mit schöpferischer Liebeswärme erobern sie von innen her. Und ihre Gangart ist still und stetig. Denn sie wissen, was sie wollen: Selbstbesinnung. Aus der Selbstbesinnung aber auf edelste Kräfte erwächst die neue gestaltende Tat. Auch fehlt ihnen nicht das Arbeitsfeld: denn sie fangen ihr Gestaltungswerk mit sich selber an."

Dies ist der Weg, den wir immer wieder den Deutschen empfehlen, besonders der deutschen Jugend. Bis jetzt werden wir darin, mit geringen Ausnahmen, nur wenig unterstützt. Und doch gibt es keinen anderen Weg. Unser Weg geht nicht nach rechts oder links, sondern nach innen; und aus gesammeltem Innern, wenn die Läuterungsarbeit getan, wieder kraftspendend nach außen. Dieses Wechselverhältnis unterscheidet uns von dem in sich beharrenden, leicht in Form und Geste erstarrenden Ästhetentum des Kreises um Stefan George.

Nun schreibt man also aus unsrem Leserkreise folgendes:

... „Da kam mir beim Lesen des letzten Türmerheftes (Heft 3, S. 202) der mich recht traurig stimmende Satz aus Ihrer Feder zu Gesicht: ‚ich bin am deutschen Volk als Ganzem in dieser Hinsicht (königswürdige Gesinnung) irre geworden'. Es dünkt mich wie ein Aufgeben einer strategisch und taktisch gleich wichtigen Stellung, die nicht mehr gehalten werden soll. Noch einfügen will ich, daß ich mit Befriedigung aufgenommen habe, daß Sie an Stelle des bisher stark ‚volksparteilich' frisierten ‚Türmers Tagebuch' diesem Teil des Türmers einen dringend erwünschten überparteilichen Inhalt geben. Aber, verehrter Herr Professor, Ihr Irrewerden an unserem Volk als Ganzem ist tief traurig. Es lähmt die Kraftquellen aller Arbeit an, für und in unserem armen betrogenen Volk. Sehen Sie, ich bin hier im kalten, steifen, verschlossenen Norden unseres Vaterlandes Landpfarrer, meine Gemeinde besteht aus mehreren großen Gütern mit ultraroter Taglöhnerbevölkerung, aus Forstarbeitersiedlungen mit stark wechselndem landfremdem Einschlag, aus kleinen Büdnern und Häuslern, Leuten, die an Lebenszielen denkbar äußerlich orientiert sind, Leuten, die an Wahltagen wie eine Hammelherde sich zur roten Wahlurne führen lassen, Leuten, die in ihrem Aberglauben mehr Heiden als Christen sind, Leuten, die mir in den drei Jahren meines Hierseins fast nur Enttäuschungen bereitet haben. Und doch tue ich ihnen jedesmal, wenn ich an ihnen irre werden wollte, im Innern wieder Abbitte. Der Kern ist noch gesund! Sie haben teil an dem gemeinsamen Ideal, und zwar überall da, wo in ihnen noch der Glaube lebt. Und da sind sie den sogenannten ‚Gebildeten' unseres Geschlechtes weit über. Der Kern ist gesund! Weil Sie daran zweifeln, werden Sie irre an unserem Volk als Ganzem. Ich werde oft bedauert, daß ich hier auf dem Land vor leeren Kirchenbänken stehe. Die leeren Kirchenbänke sind nichts anderes als der Gradmesser für das verlorene Gemeinschaftsleben in unserem Volk. Wo ist die Kirche, die Gemeinschaft derer, die im Glauben zu unserem Herrn stehen? Der Geist des Materialismus und der Götterferne hat sie in ihr Versteck getrieben. Das ist die tiefste Not, daß wir nicht mehr einerlei Sinnes sind, mitzuleiden, mitzutragen. Aber sie ist nur versteckt im Herzen eines jeden, auch des einfachen Mannes im Volk, im Herzen unseres Volkes als Ganzem. Immer wieder mache ich diese Erfahrung. Was sich heute breitmacht, ist eine Krankheit. Der Kern ist aber gesund. Glauben Sie mir's! Ich habe ergreifende Beweise dafür. Auch bei unserer unerzogenen Jugend, für die so viel noch zu tun ist. Es ist ein Verhängnis, daß unsere Stadtbevölkerung, die gott- und heimat- und artfremd ist, heute in Politik und Presse die Führung an sich gerissen hat. Ich zähle sie nicht zu unserem Volk als Ganzem. Denn sie bildet den kranken Teil unseres Volkskörpers und nicht den Kern.

Woran liegt es, daß unser Volk so krank ist? Es ist die Frucht der Lügensaat, der zähen Arbeit der Verführer, denen man bislang unser Volk wehrlos überließ. Wir Gebildeten haben uns unheilschwere Versäumnisse zuschulden kommen lassen. Wir müssen in unserer Gesinnung weiter fest und treu werden, und wir müssen zu dieser Treue unser armes Volk wieder zurückführen. Gerade unser Volk als Ganzes leidet dumpf und willenlos unter der Untreue unserer Zeit.

So stark sich auch das Verlangen und die Sehnsucht nach diesem gemeinsamen Werk in unserem Volk regt, so schwach sind noch die Führerenergien in diesem Dienst an unserem Volk. Und mir will's scheinen, als ob die Kirche und die Schule in ihrem Bestreben, in der parlamentarischen Entwicklung dem Staat nichts schuldig zu bleiben, weiter denn je davon entfernt ist, diese zur Erneuerung unseres Volkes von innen heraus ihr gewiesene Aufgabe zu erfüllen. Das Schlagwort ‚Demokratie' ist das Laissez-passer für jede Art Selbstsucht und Eigenliebe. Insonderheit die Kirche entfremdet sich dem Volk immer mehr. Aber wir dürfen deswegen nicht das Volk für diese Ohnmacht verantwortlich machen. Nicht am Volk irre werden!

Wir müssen ihm die großen Linien wieder zeigen, das Vertrauen zu sich selbst und zu der ihm vom Herrn der Geschichte gewiesenen Sendung erhalten und in diesem heißen Bemühen um alles nicht irre werden an ihm. Ich beneide Frankreich um seine Führer, England, die Türkei, Italien. Aber der Tag kommt, an dem auch wir dem gottgesandten Führer zujubeln dürfen, dem wir in alter, unverlierbarer Mannestreue folgen werden. Dieser Glaube soll auch über unserem Grab noch leben!"

Der Geistliche, der uns dies zuruft, hat seine elsässische Heimat verloren, predigt im Norden unter kirchenfeindlicher Bevölkerung vor leeren Bänken und hält doch seinen Glauben an das deutsche Volk unerschüttert fest. Das ist ein tapferer Idealismus, zu dem wir ihn beglückwünschen. Wenn er aber der Befürchtung Ausdruck gibt, daß unser Irrewerden am deutschen Volk als Ganzem die „Kraftquellen aller Arbeit an und in unsrem armen Volk" lähme, so irrt er glücklicherweise. Denn das Geheimnis unsrer inneren Kraft fließt wahrlich aus andren Quellen und ist vom Benehmen des Volkes, an und in dem wir zu wirken die Ehre haben, letzten Endes unabhängig. Wir sagen unser Wort, wie wir es von innen heraus sagen müssen, und gehen wieder zu den Meistern heim, die uns ausgesandt haben. Es wird zu jenem Punkt noch manches zu bemerken sein, ohne daß wir pessimistischer Spenglerei Vorschub zu leisten gedenken. Für heute nur dies: der Nachdruck lag auf dem Wort „als Ganzem" und auf der weiteren Einschränkung „in dieser Hinsicht". Aber indem wir eine Auslese heranbilden, kommen wir ja dem Ganzen zu Hilfe!

* * *

Was uns nämlich irre macht am Ganzen, ist die bedrohliche Vermassung, sowohl im Volkskörper wie in der Gesinnung: die Vermassung auf Kosten der reineren Menschlichkeit. Die proletarischen Massen dieses Industriezeitalters, die Volksmassen der Großstädte — die schon Rousseau als „Grab des Menschengeschlechts" bezeichnet hat — bilden eine Gefahr. Und diese Massen werden immerzu vermehrt durch immer neue, aber diesmal leisere und listigere Tataren-Einfälle aus dem

Osten: durch einwandernde Ostjuden. Poincaré droht mit Einmarsch: diese Elemente sind schon eingewandert. Sie werden sich festsetzen, einnisten, immer aufs neue ergänzt aus den großen Sammelbecken in Rußland, Polen, Galizien. In der „Köln. Ztg." (Nr. 879) hat ein deutscher Nationaljude (Hobrecht) erschüttert und ergrimmt auf dieses Problem hingewiesen:

„Im Preußischen Landtag hat man wieder einmal über die Ostjudenfrage gesprochen. Der Kommunist Scholem und der Zionist Oskar Cohn, die Statthalter Trotzkis auf preußischer Erde, haben natürlich mit Nachdruck betont, daß nur wüster Antisemitismus den harmlosen Gästen aus dem Osten Böses nachsagen könne. Herr Cohn hat ihre „Kulturwerte" und sogar ihre Verdienste um das Deutschtum gepriesen. Im übrigen waren diesmal die Vertreter aller Parteien darüber einig, daß es so wie bisher nicht fortgehen könne.

Abweichender Ansicht war nur der Minister des Innern. Was er vorbrachte, war eine lückenlose Zusammenstellung der Argumente, die wir nun allmählich aus dem Schlaf hersagen können. Der Minister sprach in warmen Gefühlstönen von der „menschlichen Seite" der Dinge, von Nathan dem Weisen, von den 40 000 ostjüdischen Arbeitern, die im Kriege nach Deutschland „deportiert" worden seien, von der segensreichen Tätigkeit des jüdischen Arbeiter-Fürsorgeamts, von den Bedenken, die etwa der Verband gegen „Härten" erheben könnte, von der Unmöglichkeit einer genauen Statistik und von dem Mangel an Polizeikräften zum Grenzabschluß. Ergebnis: es bleibt alles beim alten ...

Drohend erhebt ihr Haupt die Ostjudengefahr. Zwecklos ist es, nach Ursachen oder gar nach Schuld zu forschen. Sie haben ganz recht, diese Leute, von ihrem Standpunkt aus, wenn sie den Staub der Pogromländer von ihren Füßen schütteln und nach dem milderen Westen ziehen. Auch die Heuschrecken haben von ihrem Standpunkt aus recht, die im Wanderschwarm unsere Felder verheeren. Aber nicht minder recht hat der Mensch, wenn er die Stätten verteidigt, an denen sein Brot und seine Erholung wächst.

Daß sie in Schwärmen kommen, wer will es leugnen? Um das zu wissen, brauchen wir die Statistik nicht. Wo wir gehen und stehen, sind sie um uns her. Überall blicken wir in ihre seltsamen Augen, in denen flackernde List auf dickflüssiger Schwermut schwimmt wie ein „Jahrzeit"-Licht auf dem Öl. Überall hören wir die gurgelnden, kreischenden Laute ihrer aufgeregten Gespräche. In allen Bahnwagen hocken sie und malen Ziffern in fettige Taschenbücher. In allen Cafés bilden sie gestikulierende Gruppen, laufen sie schreiend und tuschelnd von Tisch zu Tisch und zur Tür hinaus zum nächsten Notar, um rasch ein Haus zu kaufen oder ein gestern gekauftes ‚weiterzugeben'. Ganze Straßenzüge Berlins gehen in ihre Hände über, ohne daß einer der Hausbewohner seinen ‚Wirt' jemals zu sehen bekommt. Sie pfeifen auf die Mieteinnahmen, sie pfeifen auf die Behörden, die Steuern und Instandhaltung verlangen, sie pfeifen vor allem auf die Wünsche der Mieter. Ihnen liegt nur an dem „Objekt", mit dem in Händen sie der weiteren Markentwertung ruhig zusehen können, und das sie bei passender Gelegenheit weiterschieben. Aber sie sind nicht einseitig auf Häuser erpicht, beileibe nicht. Was für Geld zu haben ist, ist ihnen Kauf- und Verkaufsobjekt. Alte Kleider und neueste Kunst, Juwelen und Pelze, Devisen und Metall, für alles sind sie Käufer und Weiterver-

käufer. Dazwischen kaufen sie unsre Lebensmittel, unsre Wäsche, Kleider und Stiefel, nicht gerade als Selbstzweck, nur gelegentlich im Vorbeigehen, weil sie es ja dazu haben und weil „der Mensch“ doch schließlich sich kleiden und essen muß. Sie zahlen nicht einmal dafür Ausländerpreise. In den meisten Fällen findet sich ein gefälliger Verwandter oder Geschäftsfreund, der ihnen den Einkauf besorgt und den Aufschlag erspart.

Niemand kann sagen, wieviel Ostjuden in Deutschland sind. Nur das eine wissen wir, daß alle Statistiken lügen, die amtlichen wie die privaten, auch die des Arbeiter-Fürsorgeamts der jüdischen Organisationen. Die Leute, von denen wir reden, bemühen das Fürsorgeamt nicht. Sie brauchen weder Arbeit noch Fürsorge, sie sorgen für sich selbst. Wissen die Herren, die sich auf solche Statistiken stützen, wirklich nicht, wie die Dinge liegen? Wer heißt heute ein Ostjude? Es handelt sich doch wahrhaftig nicht nur um solche, die unmittelbar von Polen her die Grenze überschreiten. Der Hauptstrom kommt zu uns vom Süden her, aus Deutschösterreich. Sie kommen mit einwandfreien Pässen und sind österreichische Staatsbürger jüdischen Glaubens. Von Tarnopol und den umliegenden Orten aus haben sie Wien erobert, von Wien aus erobern sie jetzt Berlin. Wenn sie auch Berlin unterworfen haben, werden sie ihre Etappenlinie verlängern und von hier aus Paris erobern. Der leere Raum, der durch Sinken des Geldwerts entsteht, saugt sie nach. Die Österreicher haben sich lange gewehrt, durchaus nicht nur die eingeschworenen Antisemiten, sondern alle Eingesessenen einschließlich der Sozialisten und vor allem einschließlich der zum deutschen Kulturkreis gehörenden Juden. Aber heute ist der Widerstand gebrochen ...“

Es ist kein Antisemit, der hier seiner Besorgnis Luft macht, sondern ein Mitglied des Verbandes nationaldeutscher Juden.

So sind wir von West und Osten zugleich bedroht. Denn auch der Bolschewismus wartet noch auf seine Stunde. Und im Innern sind wir ohne einmütige sittlich-nationale Kraft. Den meisten Deutschen ist dieser Tiefstand noch nicht so schmerzlich bewußt geworden, daß im Hinblick auf diese allgemein-deutsche Not bereits ein neuer Lebenston die Führung übernehmen könnte.

* * *

Und doch müssen sich alle Ernsten und Edlen zusammenfinden! Wir müssen die chaotischen Gewalten meistern, die jetzt unsre Lebensordnung bedrohen. Und da gibt es in der Tat einen vornehmen Internationalismus der Seelen: eine übernationale, reinmenschliche Wahrheit und Weisheit. Die Menschen dieser Weisheit und Liebe werden sich immer und überall abheben von Menschen des Hasses und der niedrigen Gesinnung. Sie leben von innen heraus, ihrem „Gott im Busen“ folgend, den Gesetzen der Harmonie getreu, nicht unterworfen den dumpfen Trieben der Masse.

In solchem Sinne empfinden wir ein neues Buch des Franzosen Romain Rolland wie einen Gruß von Mensch zu Menschen, quer durch die Nationen hindurch. Auch er erkennt die Gefahr der Vermassung, die wir oben andeuteten; und wenn wir auch weder seinen Pazifismus noch seine Staatsauffassung teilen, so haben wir doch gleich ihm das Herz voll von Sorgen um die haßvoll entzweite Menschheit. Es geht Schwermut durch seinen Roman „Clérambault“ (Frank-

furt a. M., Rütten & Loening; übers. v. Stef. Zweig). Ein feinsinniger Dichter ist des Buches Held, der unter der Kriegsnot seelisch bitterlich leidet und sich der Massenpsychose aus seinem „freien Gewissen“ heraus entgegenstellt, wobei er verfolgt, verleumdet, getötet wird. In diesem Dokument der Menschheit ist viel von Romain Rollands eigenem Erleben, wenn er auch im Vorwort ausdrücklich darum bittet, man möge darin „keine Selbstschilderung erblicken“. Aber sein Herz ist spürbar in dem etwas lässig komponierten, mit Betrachtungen zu sehr belasteten, in Einzelheiten oft entzückenden Werk. Man braucht nur eine Stelle aufzuschlagen wie die folgende, so spürt man des Verfassers Herzschlag (S. 192):

„O wie doch immer ein liebender Mensch des andern bedarf! Du Hand, zu mir herübergereicht in der Stunde der Angst, du Hand, die du mich fühlen ließest, daß ich nicht ein abgerissener Zweig war vom Baum des Lebens, sondern hinabreiche bis zu seinem Herzen — ich rette dich und du rettest mich. Ich gebe dir meine Kraft, und sie stirbt hin, wenn du sie nicht nimmst. Die einsame Wahrheit ist wie ein Funke, der als einzelner, züngelnd und vergänglich vom Kiesel springt. Wird er nicht verlöschen? Nein. Er hat eine andre Seele berührt, und ein Stern flammt in der Tiefe des Horizontes auf.“

Es ist ein Franzose, der dies schreibt, doch einer jener seltenen Franzosen, die zugleich Europäer sind; mehr noch: die vor allem Menschen sind. „Was habe ich mit euren Nationen zu tun? Ihr verlangt von mir, ich solle einzelne Völker lieben und einzelne hassen. Ich liebe oder hasse Menschen“ (S. 181). Und wiederum, gleich dahinter: „Die seelischen Familien sind über die ganze Welt hin zerstreut. Führen wir sie wieder zusammen!“ Wir denken hierbei an einen andren Franzosen, an Gobineau, der gleichfalls zugleich Europäer und Mensch war. Aber wir gehen nicht so weit, über der Anerkennung dieser seelischen Beziehungen die Notwendigkeit der nationalen Zusammenballungen zu leugnen oder gar zu bekämpfen. Oft steht mir allerdings ein edler Franzose näher als ein nichtsnutziger Deutscher; die Lebenskreise sind vielfältig, die Interessen kreuzen sich. Wir erlebten in der Tat während des langen Völkerkriegs eine Vergewaltigung, ja Niederstampfung des Einzelmenschlichen durch das Massentum. Ist es jedoch in den organisierten Arbeitermassen oder in sonstigem Organisationszwang anders? Steht nicht der innerlich lebendige und beseelte Einzelmensch in fortwährendem Kampfe gegen Vermassung, Verhetzung, Verdumpfung durch den äußeren Lebensmechanismus? So lautet denn auch gleich der erste Satz der Einleitung in Rollands Roman also: „Gegenstand dieses Buches ist nicht der Krieg, obzwar der Krieg es überschattet. Sein wirkliches Thema ist das Versinken der Einzelseele im Abgrund der Massenseele.“

Ein allerdings unendlich wichtiges Problem! Aber nicht der Staat ist hierbei die einzige, nicht einmal die hauptsächlichste Gefahr. Begriffe wie „öffentliche Meinung“ oder „Organisationszwang“ bergen dieselbe Gefahr. Wenn Volksmassen im Krieg wider einander toben, so ist das ein Ereignis der Elementarkräfte wie Hagelwetter über einem Garten. Und dabei ist der Gegenkampf eines Einzelmenschen wie dieses Clérambault von vornherein eine Utopie — nicht tragisch, eher tragikomisch. Denn Kräfte kämpfen dort gegeneinander, die ganz andren Gebieten angehören. Eine Rauferei, einen wild gewordenen Stier, einen Zweikampf erboster

Gassenweiber — um nur einfachste Beispiele zu nennen — werde ich nicht durch einen Vortrag über Schopenhauer oder durch salbungsvolle Ansprachen schlichten, sondern da fassen ein paar Schutzmannsfäuste zu und richten mehr aus als Geist und Gemüt.

Und so werden, um auf die unmittelbare Gegenwart zu kommen, alle Kundgebungen von Pazifisten, Sozialisten und deutschen Nationalisten kein Jota ändern am militärischen Poincarismus, der jetzt Europa beherrscht.

Die Liebe ist eine herrliche Sache; wir vertreten sie aus glühendem Herzen. Aber an rechter Stelle. Denn es ist die edelste, feinste, höchste Kraft, eine Seelenkönigin, die erst dann aus ihren Reichen in unsren rauhen Planeten eintritt, wirkt und leuchtet, wenn die nötige grobe Vorarbeit geleistet ist.

Wir grüßen den Verfasser des „Jean Christophe" und bedauern, daß er sein verblendetes Volk nicht von der verbrecherischen Gewaltpolitik heilen kann.

* * *

Der französische Durchschnittsbürger denkt nicht wie der einsame, während des Krieges geradezu verbannte Romain Rolland. Die bürgerliche Denkweise kann man aus jeder Tageszeitung feststellen. Da ging uns kürzlich die Pariser Zeitung „L'Éclair" zu. Sie erwähnt sachlich unsren „Türmer", insbesondere unsre Veröffentlichung bisher unbekannter Briefe der Fürstin Johanna von Bismarck, wobei sie hinzufügt, daß die Grabrede dieser Frau sich in das Wort zusammenfaßte (in deutscher Sprache): „Die Liebe war ihr Leben." Man kann diese Worte nicht über die heutige französische Politik setzen; hier heißt es eher: „Der Haß ist ihr Leben." Wir Elsässer wissen ein Lied davon zu singen, wie Maurice Barrès vor dem Kriege in unsrem deutschen Lande, im Elsaß, gewühlt hat; solche Chauvinisten sind Vergifter der französischen Volksseele, die sich ja so leicht vom nationalen Phrasenschaum berauschen läßt. Nun wühlt der Verfasser des „génie du Rhin" weiter und will die Rheingrenze insgesamt von Basel bis Holland. Und die Presse unterstützt die planmäßig gezüchtete Stimmung gegen Deutschland; auch dieser „Éclair". Da steht gleich obenan in der rechten Ecke folgendes fett gedruckte Wort aus dem „Intransigeant": „Man täusche sich nicht, das Deutschland der Wirth, Stinnes und der andren wird immer denselben Zweck verfolgen: nicht zu zahlen und uns vom Rhein abziehen zu machen." Da haben wir in knappen Worten den Standpunkt der Franzosen. Daß Deutschland nicht bezahlen kann, glaubt man einfach nicht. Keine Darlegungen, keine Zahlen nützen auch nur das geringste. Der Wahn hat sich dort festgefressen: Deutschland will nicht bezahlen. Und so hören wir auch im französischen Senat und in der belgischen Kammer immer dasselbe Wort: Deutschland weigert sich, Deutschland will nicht, Deutschland hält nicht sein Versprechen. Also „böser Wille"!

Auf derselben Seite polemisiert ein Herr mit dem deutsch klingenden Namen Emile Bure gegen de Jouvenels „pazifistische Predigt": „Jouvenel verbietet Frankreich, Deutschland mit Gewalt den Respekt vor unseren Rechten aufzuzwingen. Das ist wirklich seltsam." Man müsse, meint der Schreiber, die Deutschen „unfähig machen, die Front Ungarn—Moskau—Berlin wieder herzustellen". Das könne man jetzt; wenn man aber die Gelegenheit versäume, werde später französisches Blut fließen.

Auch dies wieder überaus bezeichnend für Frankreichs politische Angst.

In einer andren Nummer derselben Zeitung lautet ein Leitartikel: „Vers la revanche“ mit dem Untertitel: „Deutschland hofft in der Reichswehr die Führer seiner künftigen Armee zu finden.“ Der Artikel, der dieser dick gedruckten Überschrift folgt, weiß nur von einem Erlaß irgendeines Generals zu erzählen, der im Geiste altpreußischer Armee gehalten ist. Aber das genügt zum Alarm. In seiner Angst vor der deutschen Revanche bemerkt der Verfasser: „Die Verbündeten hatten unrecht, Deutschland eine Armee zu erlauben, selbst nur von 100 000 Mann.“ Welch eine Vorstellung haben denn eigentlich diese Köpfe von Wesen und Würde eines großen Reiches von 60 Millionen?! Zertrampeln, ausrotten — „écrasez l'infame!“ — so ungefähr scheint es in diesen Herzen und Hirnen auszusehen, in denen blinder Haß alle politische Besonnenheit trübt.

* * *

Der französische Gelehrte **Henri Lichtenberger**, Professor an der Pariser Sorbonne, hat vor einigen Monaten Deutschland bereist und das Ergebnis seiner Eindrücke und Untersuchungen in einem Aufsatz zusammengefaßt. Ich weiß nicht, wo diese Arbeit des bedeutenden Nietzsche-Kenners zuerst erschienen ist; der „Vorwärts“ entnimmt sie der „Zeitschrift für Politik“. Es heißt darin:

> „Namentlich in der Reparationsfrage herrscht völliges Mißverstehen. Der Deutsche sieht in der Beharrlichkeit, mit der wir unser gutes Recht fordern, nur schnöde Gewinnsucht, unmenschlichen Geiz, sinnlose Verblendung, verständnislosen Haß. Der Franzose seinerseits sieht in der Empörung der Deutschen über Versailles nichts als bösen Willen und zynische Verlogenheit ...
>
> Die Rechtfertigungsversuche, die die Deutschen nach dem Zusammenbruch des alten Regimes gemacht haben, sind in Frankreich auf den **entschiedensten Unglauben** gestoßen. Wir haben ihnen weder die Tatsächlichkeit ihrer Leiden, noch ihr Unvermögen, sich ihren Pflichten zu entziehen, noch die Aufrichtigkeit ihrer Verurteilung des Imperialismus, noch ihre Ehrlichkeit in den endlosen Diskussionen über den Friedensvertrag geglaubt . . . Bei unserem Pessimismus neigen wir dazu, die heftigsten Rechtsradikalen — die zu unseren unversöhnlichsten Feinden zählen — als ganz besonders typische Vertreter der deutschen Geistesverfassung anzusehen und ein unbewußtes oder **verstecktes Alldeutschtum bei allen Deutschen** vorauszusetzen. [Was vollkommener Blödsinn ist! D. T.]
>
> In Deutschland tritt der gleiche Pessimismus in der Beurteilung der Franzosen hervor. Wir sind für die Deutschen Folterknechte, Sadisten, die sich an den deutschen Qualen weiden, rachsüchtige Erpresser und Störenfriede, eitle Militaristen, die naiv glauben, daß sie das Monopol des Kriegsruhmes besitzen, unentwegte Imperialisten, die Europa das Gesetz vorschreiben wollen und von der dauernden Knechtung Deutschlands träumen, Prahlhänse, die ihrer Kraft mit gutem Grund mißtrauen, vor dem Gedanken der Rache des mißhandelten Deutschlands beben und bei der Vorstellung zittern, der deutsche Riese möchte eines Tages seine Ketten zerbrechen.“

Hier muß man denn doch den Herrn Professor unterbrechen: er malt ein **Zerrbild**. Freilich sind wir erbittert gegen Poincarés Politik. Doch schon ein Blick auf die Zahlenverhältnisse unsrer politischen Parteien, wobei die vereinigte

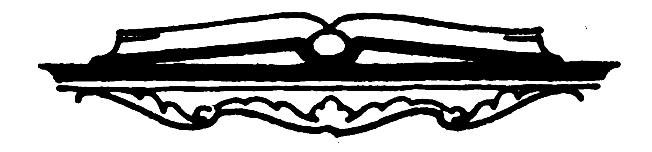
Sozialdemokratie nebst Zentrum obenan steht, müßte ihn eines Besseren belehren. Der Nationalismus ist in der Minderheit; die Franzosen können ihn freilich noch zur Mehrheit züchten. Dann fährt Lichtenberger fort:

„So wächst die Spannung zwischen beiden Völkern immer mehr. Die Taktik des diplomatischen Marktens vermehrt die Gefahr noch. Um Vorteile zu erzielen, wendet jeder [?] den Bluff, die erpresserische Drohung bis zur Grenze des Möglichen an. [Jeder? Auch wir Deutschen? Womit sollen wir denn drohen? D. T.] Glauben beide Teile im entscheidenden Augenblick nicht mehr zurückzukönnen, so ist die Katastrophe da, eine Katastrophe, die sehr wohl von keiner Seite gewünscht sein kann. Das ständige Bestreben, sich gegenseitig [?] Angst zu machen, steigert das pessimistische Mißtrauen der Völker gegeneinander und erhöht das Gefühl allgemeiner Unsicherheit, das auf dem ganzen heutigen Leben lastet.

So kann sich schließlich das einzige Gefühl entwickeln, das heute stark genug wäre, zu Bluttaten zu treiben: die Verzweiflung! Der Kriegswille kann bei den Deutschen an dem Tage hervorbrechen [Aber wir sind ja wehrlos! D. T.], wo man ihnen beibringt, daß die Franzosen ihr Verderben wollen, und daß ein Nachgeben gegenüber ihren Forderungen den Zusammenbruch, Arbeitslosigkeit, Hungersnot, erzwungene Arbeiterauswanderung und allgemeines Elend zur Folge hat. Er kann bei den Franzosen hervorbrechen, wenn sie zur Überzeugung kommen, daß bei den Deutschen Unehrlichkeit und systematischer böser Wille besteht, daß sie im Grunde zum Aufstande [?] entschlossen sind und nur eine günstige Gelegenheit abwarten, um ihnen an die Kehle zu springen, und daß es für Frankreich das Sicherste wäre, ihnen zuvorzukommen."

Im letzten Satze verrät sich unwillkürlich die französische Mentalität: dieser Mann mit dem deutschen Namen spricht hier genau dasselbe aus wie vorhin im „Éclair" ein unbekannter Emile Bure. Dazu bemerkt auch der „Vorwärts" mit Recht: „Hier übersieht Herr Lichtenberger die Tatsache, daß Frankreich in Waffen starrt und daß Deutschland entwaffnet ist. Es gibt heute in Deutschland eigentlich nur zwei Richtungen, von denen die eine den Krieg überhaupt verabscheut, während die andere ihn zwar nach wie vor als die ultima ratio betrachtet, aber ihn jetzt und auf absehbare Zeit für unmöglich hält. Unter solchen Umständen kann der Gedanke an ein „Zuvorkommen", das heißt an einen neuen Präventivkrieg Frankreichs gegen Deutschland — der von deutscher Seite gar nicht geführt werden könnte — von keinem Standpunkt aus gerechtfertigt werden. Frankreich konnte und kann noch immer, als Sieger im Weltkrieg, durch eine Politik der klugen Mäßigung den wahren Frieden Europas begründen, es hat aber diese Gelegenheit nicht wahrgenommen, sondern es ist auf dem besten Wege, sie für alle Zeit zu verschütten."

Das ist auch unsere Meinung. F. L.



Auf der Warte

Graf Georg von Rosen

der schwedische Maler und Freund deutscher Kultur, feiert am 13. Februar seinen achtzigsten Geburtstag. Vor zehn Jahren, im Februarheft 1913, hat der „Türmer" seine Leser mit dem Schaffen dieses Künstlers bekannt gemacht. Auch eine hübsche Episode aus seinem Leben, von ihm selbst erzählt, erschien in diesen Heften: die Skizze „Ein Rätsel" (Oktoberheft 1920). Es mag daher zum achtzigsten Geburtstag dieses Altmeisters willkommen sein, wenn wir auf die vielen deutschen Sympathien im Leben und Schaffen dieses spezifisch schwedischen Künstlers mit dem deutschen Namen — die Rosen stammten ursprünglich aus einem deutsch-böhmischen Adelsgeschlechte, das erst vor zwei Jahrhunderten in Schweden eingewandert ist — hinweisen.

Ein ausgeprägt schwedischer Künstler ist Graf Rosen dadurch, daß er, mit Absicht, den Hauptinhalt seines gesamten Lebenswerkes auf seine schwedische Heimat konzentrierte, sowohl als Historienmaler als auch als Porträt- und Genremaler. Daher sind auch die Originale fast seiner sämtlichen Arbeiten nur im Norden zu sehen. Eine einzige Federzeichnung „Pierrot" (1891) befindet sich in Deutschland, im Besitze des früheren Großherzogs von Weimar. Graf Rosen, der seine künstlerische Ausbildung an der Akademie zu Stockholm genoß, hat viel in Deutschland gelernt. Er gehörte zu den allerersten, die seinerzeit die neugegründete Kunstschule in Weimar besuchten. Adelheid von Schorn erwähnt den damals Siebzehnjährigen in ihrem „Nachklassischen Weimar": „Indessen zogen immer mehr junge Maler, der neu emporwachsenden Kunstgemeinde wegen, hierher: v. Wille und C. v. Binzer kamen aus Düsseldorf; Graf Rosen — später Akademiedirektor in Stockholm — und Graf Mörner aus Schweden." In Leipzig ließ sich Graf Rosen durch Karl Werner in die Aquarelltechnik einführen, und in München ist sogar eines seiner frühen Meisterwerke entstanden, das historische Gemälde „Erich XIV.". Der kunstsinnige König Ludwig II. von Bayern hatte damals dem sich zu selbständigen Studien hier aufhaltenden jungen Schweden ein eigenes Atelier in dem der Glyptothek gegenüberliegenden Kunstausstellungsgebäude zur Verfügung gestellt. Daß Graf Rosen hier Schüler Pilotys gewesen sei, ist eine irrige Annahme der Kunstschriftsteller, ebenso wie der gleiche Irrtum auch von Leys behauptet wird: Graf Rosen hat nie den Unterricht, sondern bloß den künstlerischen Umgang von Leys in Antwerpen und Piloty in München genossen.

Zahlreich sind die Aquarelle, in denen der leidenschaftliche Deutschenfreund deutsches Land verherrlichte: „Altes Haus in Frankfurt a. M.", „Bacharach am Rhein", „Großer Saal im Rathaus zu Lüneburg", „Gänsemännchenbrunnen in Nürnberg", „Schlächterbude in Lübeck", „Rathaus in Wernigerode", „Zimmer im Nationalmuseum zu München", „Altargemälde vom Nationalmuseum in München", „Schloß und Stadt Heidelberg", „Stiege in Nürnberg", „Große Brücke in Dresden", „Schiffmodell vom Schifferhaus in Lübeck", „Das Innere der Hl. Geistkapelle in Lübeck" und „Altes Haus in Lüneburg". Und wie auf Graf Rosens gemütreichen Gedankenkreis ja jedes Problem, das große Menschen beschäftigt, tiefen Eindruck macht — um das zu verstehen, muß man seinen ergreifenden „Ahasver" kennen —, so hat

den nordischen Protestanten natürlich auch das Thema „Luther auf der Wartburg" zur Darstellung veranlaßt.

Daß der schwedische Maler aber nicht nur durch den Pinsel, sondern auch durch die Feder seiner Bewunderung für Deutschland Ausdruck gab, dafür mußten ihm die Deutschen während und nach dem Kriege dankbar sein. Denn in seinem unerschütterlichen Glauben an das Recht und die Schuldlosigkeit des deutschen Volkes steht er ganz auf der Seite seines (von ihm auch porträtierten) Freundes Sven Hedin. Mehrmals hat er in schwedischen Zeitungen flammende Protestartikel gegen die Vergewaltigungen der Entente veröffentlicht. Wie hoch Graf Rosen jedoch die deutsche Kultur bewertet, das geht aus seinen ernsten Abschiedsworten an die Welt hervor, die der schwerkranke Jubilar vor kurzem in privatem Briefe aussprach: „Das einzige, was mich noch interessieren hätte können, wäre gewesen, zu wissen, ob es dem schönen, vom Sozialismus schändlich verratenen Deutschland glücken werde, gegen innere und äußere Gewalt zu reagieren und zuletzt den Bismarckschen Musterstaat zu retten, oder ob dieser, unter dem Haß der Entente und dem vereinten Anlauf des Proletariats und des Bolschewismus, definitiv zusammenstürzen muß! Im letzteren Falle ist die geistige Kultur des Menschengeschlechtes verloren, und dann wäre es wohl am besten, wenn eine Seuche über die Welt zöge und alles Lebende tötete, so daß danach die Erde leer durch den Raum rollte, eine tote und öde Kugel, wie der Mond."

Mathilde v. Leinburg

*

Malwida von Meysenbug

Die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" ist in dem Zeitalter, das durch erlauchte Namen wie Wagner, Nietzsche, Heinrich von Stein, Gobineau gekennzeichnet ist, eine ausgeprägte Persönlichkeit. Sie gehört in den Lebenskreis der eben genannten Geister. Schon zur Jahrhundertfeier ihres Geburtstags (Oktober 1916) hatte die Gesamtausgabe ihrer Werke erscheinen sollen. Doch jetzt erst ist dies möglich geworden. Die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, hat in fünf Bänden die „Gesammelten Werke" soeben veröffentlicht. Herausgeberin ist Berta Schleicher, der wir auch die bereits in 3. Auflage vorliegende Biographie Malwidas verdanken (1916) sowie die Veröffentlichung ihres Briefwechsels.

Diese Ausgabe war eine Notwendigkeit. Man hat nun einen vollständigen Überblick. Nur der Roman „Phädra" ist nicht mit aufgenommen; aber sonst sind alle Werke jener reich veranlagten Genossin genialer Menschen hier vorhanden. So bringt der fünfte Band ein halb Dutzend Erzählungen, Gedichte und ein Drama. Der dritte und vierte sammelt „Gestalten" und „Kulturbilder". Da fesseln uns heute noch etwa Wagners Briefe und die Betrachtung über Nietzsche, der einmal der Freundin geschrieben hat: „Eins der höchsten Motive, das ich durch Sie erst geahnt habe, ist das der Mutterliebe ohne das physische Band von Mutter und Kind; es ist eine der herrlichsten Offenbarungen der Caritas." Ein feines Nietzschewort! Und wie zart und schön trifft es Malwidas Wesen! Nicht die Dichterin als solche ist uns künstlerisch bedeutend oder eindrucksvoll, auch nicht die Denkerin: aber in allem ist ihre durchgeistigte Persönlichkeit spürbar, die in ihrer Ganzheit wirkt, in ihrer glücklichen Mischung von Gemüt, Verstand und Willen, in ihrer inneren Freiheit.

Ihr Hauptwerk, die „Memoiren einer Idealistin", steht an der Spitze und füllt mit dem „Lebensabend einer Idealistin" die beiden ersten Bände. Die Herausgeberin, seit Jahren mit dem Stoff genau bekannt, hat in den knappen Einleitungen alles Nötige gesagt.

Eigentümlich, wie jene Persönlichkeiten — auch Gregorovius, dessen Briefe an Malwida wir in diesen Türmer-Heften bringen — das Bedürfnis hatten, sich mit italischer Kultur in Fühlung zu halten! Dies gab ihnen zugleich etwas wie eine europäische Stimmung; der Gesandte Gobineau kam vollends noch viel weiter herum als etwa der verbannte,

konzertierende Wagner, der sich erst zuletzt im Herzen Deutschlands sein Bayreuth schuf. Auch Malwida von Meysenbug, die von ihrer Vaterstadt Cassel ausging: welche weitgeschwungenen Lebenskurven! Etwas von diesem weiten Himmelsgewölbe spannt sich auch über das geistige Leben dieser Schriftstellerin aus.

Wir wünschen diesen vornehmen Bänden die ihnen gebührende Wirkung.

*

Deutsche Frauen — Deutsche Mütter

Vor Jahresfrist sah ich zwei Bilder in einer Kunsthandlung in der Hauptverkehrsstraße: Klippen, die weit ins Land schauen, tragen Mutter und Kind. Beide, umschlungen, jauchzen der aufglühenden Sonne zu. Ihr Auge, ihre Gestalt trinkt und atmet Sonne, und ihre Hände strecken sich in brennender Sehnsucht dem Morgenlicht entgegen: „Mutter, du lehrtest mich der Erde Schönheit sehen!" Und das andere: Wiederum auf ragenden Klippen, dem Himmel näher als der Erde, zu Füßen der Mutter lauscht die halberwachsene Tochter gläubig vertrauend der Mutter Wort, das herbe Wahrheit kündet: „Mutter, du führtest mich auf einsame Höhen der Wahrheit zu!" —

Lange hatten mich die Bilder gebannt; denn sie stellten mir vor Augen, was ich unter dem Begriff „Mutter", insbesondere „Deutsche Mutter" verstand und verstehe. Aber meine Seele fror vor Ekel und Trauer, als ich meinen Blick wieder auf die vorbeihastende, geputzte, lachende, schwatzende Menge wandte, die dahintaumelte durch die Straße, die so auch durch das Leben taumelt, ihr Bestes ertötend und sich nicht bewußt, daß sie noch eine Seele besitzt.

Deutsche Frau, Deutsche Mutter, bist du nicht vielleicht schuld an solchem Verfall? Hart klingt diese Frage. Aber sie ist von tiefstem Ernst. Es ist nicht genug damit, daß du deinen Kindern unter Schmerzen das äußere Dasein schenkst, daß du sie kleidest und nährst. Fühlst du nicht, daß mit dem Namen „Mutter" dir eine viel schwerere, ja, die schwerste Verantwortung auferlegt worden ist, die je ein Mensch zu tragen hat? Für dich heißt es: dem Kinde nicht nur das Leben zu schenken, sondern in ihm die lebendige Seele zu erwecken! Und das ist der schwerste, aber auch der schönste Beruf. Dazu gehört, daß du selbst dein Leben lang an dir gearbeitet hast, daß deine Seele lebendig geblieben ist unter Hast und Sorgen der Zeit und unter den tausend Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des Alltags.

Zu bequem sind die meisten dazu und zu stumpf. Und doch ist dies der deutschen Mutter erste Pflicht und köstlichste Aufgabe; und zwar gerade der Mutter Aufgabe. Spinnen doch von Mutter zum Kind die feinsten Seelenfäden von Anbeginn an herüber und hinüber; und so hat die Frau und Mutter, kraft ihrer weiblichen Intuition überhaupt ein viel feiner ausgeprägtes Empfinden für seelische Vorgänge, ganz besonders aber für die seelischen Bedürfnisse ihres eigenen Kindes. Sie sollte es wenigstens haben!

Woran liegt es nun, daß die Wirklichkeit so wenig dem Ideal entspricht?

Ich glaube, daß wir zu reich dazu sind und zu arm. Zu reich, weil wir immer noch Geld genug haben für äußeren Tand, und unser ganzes Sein noch immer zu sehr mit diesen Dingen verwachsen zu sein scheint. Darum haben wir keine Muße für unser Innenleben. Und zu arm, weil doch andererseits vielfach das Nötigste zum täglichen Leben fehlt und weil wir durch diese materielle Sorge zu sehr in Anspruch genommen werden; zu arm auch, weil wir in der Seele eine große Leere tragen und es uns an geistiger Kraft fehlt. Selbst die Zeit, die wir zur Erholung brauchten, vergeuden wir. Wir sind ein Volk der Zerstreuungen geworden und kennen nicht die Hauptsache: die Sammlung unseres Innern.

So müssen wir ja in zermürbendem Alltag das Beste verlieren: Weisheit und Schönheit, vor denen wir die Augen verschließen, reine Lebensfreude, Ziel und Weg zur Verinnerlichung und damit jenes höchste Glück der Erdenkinder: die Persönlichkeit!

Daß aber unser Volk jene wahren Güter wieder erlangt, das zu erreichen ist deine Aufgabe, deutsche **Frau und Mutter!** In straffster Selbstzucht muß die deutsche Frau ihr Leben zu einem steten inneren Wachsen und Reifen zu gestalten wissen, immer im Hinblick auf ein letztes leuchtendes Ziel. Dann könnte sie ihrem Kinde wahrhaft Mutter sein. Dann könnte es endlich Stunden zwischen Mutter und Kind geben, die als heilige **Feier- und Weihestunden** empfunden werden, welche die Mutter durch liebendes Geben und das Kind durch gläubig-vertrauendes Empfangen reich machen.

Dann müßte wohl eine Zeit kommen, in der bei zunehmendem Erwachsen des Kindes keine Entfremdung dem Elternhaus gegenüber einträte; sondern **Ehrfurcht** und **Dankbarkeit** würden den jungen Menschen inniger denn je mit dem Elternhause verbinden. Erika Krause

*

Heldenverehrung

Man schreibt uns:

In der deutschen Arbeitgeber-Zeitung Nr. 36 vom 3. September 1922 heißt es in dem Aufsatz „Kinder und Frauen in der Politik":

„Wir zitierten neulich (Nr. 26) die Auslassung **eines Schulrats**, der eine Geschichtslehrerin heftig getadelt hatte, weil sie bei der Behandlung der neuesten Zeit **zuviel** von **Bismarck** gesprochen habe."

Als Gegenstück las ich in der Abendausgabe der Weser-Zeitung vom 1. September 1922 die Auslassungen des Professors der Geschichte an der Universität in Kyoto (Japan) Dr. Sakayuchi, der während seiner amtlichen Unterrichtungsreise einem Ausfrager erklärt hat:

Der einsame Baum (auf dem Tempelhofer Felde), unter dem schon der Heldenkaiser Wilhelm I. die Parade über die Gardetruppen abzunehmen pflegte, habe ihm mit einem Schlage das in den Abgrund gestürzte alte Reich vor Augen gezaubert. Und diese Vergangenheit sei ihm noch näher gerückt worden, als er kürzlich am **Grabe des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh** gestanden und die deutsche Epoche von 1871—1918 überdacht habe. Professor Dr. Sakayuchi hat vor dem Weltkriege längere Zeit in Deutschland studiert.

Hierzu aus eigenen Erlebnissen folgendes:

Während meiner mehr als fünfjährigen japanischen Kriegsgefangenschaft mußte ich infolge einer Kiefereiterung drei Jahre (1916/18) hindurch öfters zu einem japanischen Zahnarzt. Dabei konnte ich mich bei duldsamen und nachsichtigen Begleitposten mit japanischen Mittelschülern unterhalten. Da ich japanisch schlechter sprach, erfolgte die Unterhaltung meist englisch, ganz vereinzelt auch französisch. Im Laufe dieser Unterhaltungen stellte ich stets die Frage, über welche **deutschen Männer** sie Bescheid wüßten oder über welche in der Schule gelehrt würde — während des Krieges. Stets hörte ich als erste nennen: **Bismarck** und **Goethe**.

Beim Aussprechen des „Bismarckſan" — ſan ist japanische Höflichkeitsendung für Männer — leuchteten manche Augen, wie wenn Bismarck ein japanischer großer Mann wäre. Und dabei erzählten sie, was sie wußten, Schüler im Alter unserer Tertianer, und zwar manchmal so viel, daß ich mir beschämt eingestehen mußte, daß ich so viel im entsprechenden Schulalter wohl von griechischen Helden und Feldherrn gewußt hatte, aber nicht von unserem großen deutschen Bismarck. Verschiedene sagten, daß sie Bismarck verehrten. Ich darauf: „Ja, aber es ist doch ein Deutscher (Kriegszeit!)." Das tue nichts; Bismarck sei ein großer Mann gewesen, dem man nacheifern müsse.

Ist es Wut oder Beschämung, was einem ergreift — wohl beides —, wenn man im heutigen „freien" Deutschland da und dort sehen muß, wie alle großen Deutschen, wirklich großen, von ihren hohen Sockeln gestürzt werden sollen, auf die sie ein charakterfesteres Deutschland und ein noch nicht vergiftetes Ausland gestellt hat?!

Johann Grießer

*

Die apokalyptischen Reiter

Die Deutschen sind zu zählen, die so viel Kraft der Erinnerung an nationale Verunglimpfung bewahren, daß sie noch wissen, was der Roman „Die apokalyptischen Reiter“ im Zusammenhang mit der Kriegsgreuelpropaganda unserer Feinde bedeutet. Und wiederum werden nicht viele Deutsche mit innerem Anteil Kenntnis genommen haben von dem Einspruch, den der deutsche Gesandte in Rom kürzlich gegen das Wiedererscheinen des Hetzfilms „Die apokalyptischen Reiter“ in römischen Lichtspielhäusern erheben mußte.

Nun taucht der Roman — die Urfassung, die den Stoff zu diesem in der Hexenküche zu Los Angelos zusammengebrauten Hetzfilm hergab — in deutscher Übersetzung auf. Wohlverstanden: Er wird dem deutschen Volke beinahe fünf Jahre nach dem Kriege und sieben Jahre nach seinem Erscheinen in der Form des Originals dargeboten! Nicht zuletzt auf Grund dieses literarischen Machwerks, das mit großen Mitteln und glänzender Darstellung den Deutschen als „Hunnen“ literarisch verewigte — wurde unser Volk auf dem Erdball als eine Horde von Räubern, Mördern, widerlichen Heuchlern, hohlen und eitlen Dummköpfen gebrandmarkt. Dafür wurde in Heldengestalten der Franzose (auch der seinem Vaterland im Ausland lang entfremdete) als der geduldige, friedfertige und gemein angegriffene Träger und Förderer aller Gesittung und Weltmännischkeit gepriesen! Dieses Buch wagt der Verfasser — und ein deutscher Verleger — jetzt dem deutschen Volke anzubieten, nachdem die Stimme der Welt schon ganz anders über deutsche Alleinschuld und deutsches Hunnentum spricht!

Aus einer Art Klugheit (soll man wirklich so etwas wie Schamgefühl zugunsten beider annehmen?) gibt der Verfasser dem Buch eine Vorrede an das deutsche Volk; der Verleger aber (oder sein Pressemann) sucht die Notwendigkeit der Lektüre dieses Buches dem deutschen Leser mit Sätzen schmackhaft zu machen, wie diesen: „— Eine gewaltige Impression . . . **Vom Fluch des Völkerhasses überhaupt** . . . Ein glühendes Gemälde vom Fluch des Militarismus überhaupt, der nicht ausgestorben ist, sondern nur seinen Besitzer gewechselt hat. Eine **Predigt** und ein Abenteuer zugleich . . .“

In seiner Vorrede behauptet Vicente Ibañez — dies der Name des Finsterlings, der die Kunst zum Götzen entehrt und überhaupt ein geschäftstüchtiger Mann zu sein scheint —, er habe mit seinem Buche nicht das deutsche Volk, sondern seine Staatsform, insbesondere seinen letzten Kaiser (Nero) treffen wollen. Nunmehr wünsche er, der glühende Republikaner, dem deutschen demokratischen Volke Glück. Das klingt schön, wirkt aber wie Hohn (zu allem Schaden, den er uns antat), wenn man in den Marne-Schlacht-Kapiteln mit steigender Empörung erleben muß, wie in der Schilderung jedes Einzeltyps, vom einfachen Soldaten bis zum General, das deutsche Volk in seiner **Gesamtheit** getroffen ist und überdies vom Verfasser als ein hoffnungsloser Fall von Erziehung, Anschauung, Wesensart dokumentarisch gekennzeichnet wird.

Verlag und Verfasser rechnen mit der psychologisch fast krankhaften Neugier und Objektivität der Deutschen, sonst hätten sie dies nicht bezahlen können. Oder welchen Zweck verfolgt sonst die Veröffentlichung des umfangreichen Bandes in guter Ausstattung (also einer Anlage von Millionenwerten)?! Liegt da nicht die Vermutung nahe, den Hauptzweck in der **politischen Auswirkung** zu sehen? Heißt es da, zu weit gehen, wenn man die drei zeitlich zusammenfallenden, deutschfeindlichen Kundgebungen (durch das Mittel geistiger Beeinflussung) in Zusammenhang bringt und die Kraftquelle dieser vorsätzlichen geistigen Vergiftung in der gepriesenen Stadt des Herrn Ibañez, in Paris, sucht? Die neuerliche Verurteilung von zwanzig deutschen Feldzugsteilnehmern in contumaciam zu entehrenden Strafen (auch solcher Persönlichkeiten, die es gar nicht gab und die nie am fraglichen Ort waren); das Wiederauftauchen des üblen Hetzfilms in dem durch Frankreichs Schleppenträger Mussolini

chauvinistisch wiederaufgestachelten Italien und das Erscheinen des Hetzromans in deutscher Sprache sind mit hoher Wahrscheinlichkeit als Werkzeuge jener französischen Brunnenvergifter anzusehen, die der nichtdeutschen Welt die drohende Ruhrbecken-Besetzung als gerechte Strafe für deutsche Böswilligkeit schmackhaft zu machen haben.

Es ist Türmerpflicht, vor diesem Buch zu warnen. Hans Schoenfeld

*

Schnapskonsum und Volksernährung

Die Ausführungen, die im Dezemberheft des „Türmer" Herr Prof. Dr. Fick veröffentlicht, nötigen zu einigen berichtigenden Bemerkungen. Gegen den übermäßigen Alkoholgenuß kann und soll mit guten Gründen angekämpft werden. Doch was die dort angeführten Zahlen betrifft: es ergibt sich aus den Nachweisen der Verbrauchszahlen ein Konsum an Trinkbranntwein von 0,45 l auf den Kopf im Jahre 1920/21. Daß inzwischen keine wesentliche Steigerung des Konsums eingetreten ist, beweist die Verbrauchsvorschätzung der Monopolverwaltung für 1922/23; sie beträgt 300 000 hl Trinkbranntwein, was auf den Kopf der Bevölkerung rund 0,5 l ergibt.

Nun legt aber Prof. Fick größeren Wert noch als auf die Schäden für die Volksgesundheit durch den Alkoholkonsum, auf die Beeinträchtigung der Volksernährung durch die Branntweinerzeugung. Und er sieht diese vor allem in dem Brennen von Kartoffeln. Wobei er irrtümlich unterstellt, die Branntweinherstellung aus anderen Stoffen sei verboten. Tatsächlich ist sie erlaubt und erfolgt aus Früchten aller Art, aus Mais, aus Hefe, aus Melasse und schließlich auch aus den Sulfitablaugen der Zellulosefabrikation. Den Zahlen, die Prof. Fick anfügt, und deren Herkunft mir wegen ihrer Unrichtigkeit rätselhaft erscheint, will ich in Kürze ein paar richtige gegenüberstellen: er nimmt die Kartoffelproduktion in Deutschland mit weniger als 2,5 Milliarden kg,[1] also weniger als 25 Millionen t an. In Wahrheit betrug sie:

1920/21	28¼ Millionen t
1921/22	26 Millionen t
1922/23 schätzungsweise	42—44 Millionen t

Nach seiner Rechnung sind im Jahre etwas weniger als 600 000 t Kartoffeln zur Trinkbranntweinerzeugung notwendig. In Wahrheit wurden für Zwecke der Branntweinbrennerei verbraucht:

1920/21	270 000 t
1921/22	122 400 t

im laufenden Jahr 1922/23 werden voraussichtlich höchstens 450 000 t Kartoffeln verbrannt werden.

Wenn also Herr Prof. Fick auf Grund seiner Zahlen errechnet hatte, daß 25 % der Kartoffelernte in den Schnapsbottich wandern, so sind die tatsächlichen Zahlen:

1920/21	noch nicht 1 %
1921/22	noch nicht ½ %
1922/23 voraussichtlich	höchstens 1 %

Schon daraus ergibt sich, daß die Branntweinerzeugung nicht preissteigernd auf die Speisekartoffel wirken kann, und daß es überhaupt unmöglich ist, zwischen Speisekartoffelpreis und Branntweinbrennerei Beziehungen herzustellen. In Wirklichkeit ist zur Deckung des Speisebedarfs in diesem Jahr noch nicht ein Drittel der Kartoffelernte nötig; die übrigen Zweidrittel stehen zu anderen, Futter- und gewerblichen Zwecken zur Verfügung, und unter diesen anderen Zwecken spielt die Brennerei wiederum eine nur geringe Rolle. Die Kartoffelverbrennung kann aber auch schon deshalb nicht preistreibend auf die Kartoffeln wirken, weil bei den bestehenden Branntweinpreisen (Übernahmepreise des Monopolamtes) die Verwertung der Kartoffeln zur Branntweinerzeugung längst nicht so viel erbringt, augenblicklich nur etwa Zweidrittel, als für Speisekartoffeln erzielt wird. Nun kommt hinzu, daß zum Verbrennen überhaupt nur sehr wenig zu Speisezwecken geeignete Kartoffeln verwandt werden; in erster Linie handelt es sich um minderwertige, vor allem aber um angefrorene oder sonstwie beschädigte Kartoffeln, die auf diese Weise noch nutzbar gemacht werden können. Und zwar nicht nur zur Branntwein-

erzeugung, sondern indirekt auch zu Zwecken der menschlichen Ernährung.

Von der Verbrennung der Kartoffeln ist nämlich eines nicht zu trennen: die Erzeugung von Schlempe, jenes eiweißreichen, überaus nahrhaften Rückstandes, der ein stark begehrtes und äußerst wertvolles Futter für Rinder und Schweine darstellt. In der Schlempe erfährt die Kartoffel für den tierischen Körper im Rahmen der Gesamternährung eine bessere Verwertung, als in ihrem eigentlichen Zustande. Und gerade für die Milchproduktion ist die Schlempe von außerordentlicher Bedeutung. Sie ist das um so mehr, solange uns die Mittel zum Ankauf von Kraftfuttermitteln aus dem Auslande zu Valutapreisen fehlen. Gerade das Gegenteil des Prof. Fick Behaupteten also tritt durch die Verbrennung der Kartoffeln ein: die Volksernährung wird nicht geschädigt, die Preise werden nicht verteuert, sondern es wird ihr an einem ungemein wichtigen Punkt, nämlich bei der Fleisch-, Fett- und Milchproduktion, in erheblichem Maße genützt.

W. Ackermann

*

Die Zukunft des deutschen Waldes

Als Spanien seine Weltmachtstellung einbüßte, setzte die Ausrottung des Waldes ein. Soll es mit Deutschland ebenso gehen? Fast täglich gehen Notizen über Waldverwüstungen und zwar in allen Landesteilen durch die Zeitungen. Schon während der Kriegszeit mußten unsere Wälder schwer herhalten, aber was bedeutete das im Vergleich zu den Verwüstungen, die jetzt angerichtet werden! Weite holzreiche Gebiete sind uns im Friedensschluß verloren gegangen, und gewaltige Holzmengen müssen wir unsern Feinden auf Grund des Versailler Vertrages liefern. Infolge der von Monat zu Monat steigenden Kohlenpreise und des Ausfalles des billigen russischen Holzes sind die Holzpreise zu schwindelnder Höhe emporgeklettert. Die private spekulative Gewinnsucht feiert wahre Orgien. Überall, wo ein Wäldchen zu sehen ist, tauchen Agenten auf und bieten fabelhafte Preise. Es ist kein Wunder, daß unzählige Waldbesitzer den lockenden Anerbietungen nicht zu widerstehen vermögen und ihren Holzbestand niederschlagen lassen. In einem auch für den Laien beachtenswerten Büchlein „Der Waldbau“ erhebt ein alter Praktiker, Forstmeister Dittmar, Lehrer an der Forstlehrlingsschule zu Steinbusch, seine warnende Stimme. Die öden Berge und Hügel, wie man sie in den südlichen Ländern so oft sieht, mit den einsam ragenden Zypressen und den vereinzelten Pinien, die wie eine drohend gereckte Faust erscheinen, geben ein abschreckendes Beispiel für die traurigen Folgen der Vernachlässigung und Ausrottung der Wälder. Weite Strecken Landes gehen nicht nur nutzbringend verloren, sondern der Mangel an Wald beeinflußt auch das Klima in der empfindlichsten Weise. Man lese darüber die prächtigen Plaudereien von Raoul Francé „Ewiger Wald“ (Leipzig, Rich. Eckstein Nachf.)!

Die Liebe zum Walde ist eine deutsche Eigenart, ihn zu hegen und pflegen darum nicht nur aus ökonomischen, sondern auch ideellen Gründen, eine Pflicht. Wenn die Verwüstung unserer Waldbestände aber in dem Grade fortschreitet wie in den letzten Jahren, wird Deutschland in nicht zu ferner Zeit ein holzarmes Land sein. Verhindern läßt sich dieses drohende Unheil nur durch ein energisches Eingreifen des Staates. Vor allem müßte durch scharfe gesetzliche Vorschriften für umfangreiche Neuaufforstungen gesorgt werden.

*

Die Elsaß-Lothringer im Reich

jene Ausgewiesenen und Ausgewanderten aus dem grunddeutschen Elsaß, entfalten als Notgemeinschaft eine achtenswerte Tätigkeit. Zunächst sorgt ein Hilfsbund mit Landesgruppen für Abhilfe in materieller Not (Entschädigungen usw.); sein Organ sind die „Elsaß-Lothring. Mitteilungen“, die unter der Leitung von Erwin Gadomski in Berlin-Schöneberg erscheinen (Martin-Luther-Str. Nr. 27). Dann aber sucht eine geistige Bewegung das Abgesprengte zu sammeln in ge-

meinsamer Anteilnahme an den Kulturgütern der verlorenen Heimat. Da ist das „Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich“, geleitet von Geheimrat Prof. Dr. Wolfram (Frankfurt a. M., Universität), ein Mittelpunkt geworden. Und wie einst der bedeutende Verlag Karl J. Trübner in Straßburg, so hat sich jetzt die „Vereinigung wissenschaftlicher Verleger“ (Walter de Gruyter, Berlin) dieser Bestrebungen angenommen. Dort erscheint eine „Elsaß-Lothringische Hausbücherei“, von der bereits 4 Bändchen vorliegen: Fritz Bouchholtz, Elsässische Sagen (ausgewählt und bearbeitet aus Stöbers berühmtem Sagenbuch); Otto Mayer, Die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg, ihre Entstehung und Entwicklung; Wilhelm Teichmann, Straßburg, ein Städtebild, die köstliche Marie Hart (Elsässische Erzählungen) und Ilse Jacobs (Lothringische Erzählungen). Und derselbe angesehene Verlag legt ein „Elsaß-Lothringisches Jahrbuch“ den Freunden des entrissenen Grenzlandes vor. Das in aller Not der Zeit würdig ausgestattete Buch bringt Beiträge von Kennern des Landes, obenan von Prof. Alb. Ehrhard, einem Alt-Elsässer, der nun Vorsitzender des oben genannten Institutes ist. Was für Summen verschlingen jetzt diese Bücher! Wieviel zähe Treue gehört dazu, wenigstens in dieser Form verlorenes Kulturgut zu sammeln und festzuhalten! Wenn eines zu wünschen wäre, so vielleicht dies: es ist alles noch ein bißchen nüchtern, es müßte noch wärmer, farbiger, werbekräftiger werden!

*

Wie steht's im Elsaß?

Im Brief eines ausgewiesenen Elsässers finden sich folgende bezeichnende Stellen: „Es liegen schwere Jahre mit vielen Enttäuschungen hinter mir. Die Menschen hier sind halt wesensverschieden vom Elsässer, und daraus ergaben sich mancherlei Konflikte. Sie wissen ja, ich liebe Preußen, ich halte es hoch in meinem Herzen. Auch, ja gerade das Preußen von Potsdam; aber ich habe es doch zu sehr mit Menschen zu tun gehabt, die nur die Schattenseiten des Potsdamertums an sich haben: Menschen, die mit der Knute arbeiten und mit der Knute traktiert sein wollen, Menschen, die den Krieg verloren, die das Elsaß entdeutschten. Und doch, ich will nicht ungerecht sein. Ich habe auch andere kennen gelernt. Besonders lieb sind mir meine Schüler. Wir arbeiten gern und intensiv miteinander...

Daß ich mit dem Elsaß in enger Beziehung stehe, werden Sie ohne weiteres annehmen. Kürzlich war ich in Kehl. Ich traf dort nicht nur Verwandte, sondern auch viele Freunde. Und ich durfte die frohe Gewißheit mit nach Hause nehmen, daß drüben der erste Rausch verflogen ist. Es geht eine tiefe Erregung durch das elsässische Volk gegen Frankreich. Klüfte reißen sich auf, die kaum noch überbrückt werden können. Und die Franzosen wissen und glauben es selbst nicht, wie sehr sie sich schaden. In der Schule arbeiten sie mit Feuereifer. Und so wenig Geld der deutsche Staat seinerzeit hatte, um den elsässischen Lehrer mit Deutschland bekannt zu machen, so viel wirft Frankreich zu diesem Zweck aus! Darin ist es unbedingt geschickter als die frühere deutsche Regierung. Und wenn es eine Reihe von Jahren dauert, so werden sie vielleicht doch auf einen gewissen Erfolg rechnen dürfen. Jetzt allerdings ist er noch sehr gering. Hoffentlich verfallen sie nicht auf bessere Verwelschungsweise. Sonst geht uns das Elsaß innerlich unrettbar verloren. Einstweilen aber steht es noch immer gut. Besser denn je ...“

*

Volk und Erde

Zwischen dem aufgebrochenen Rußland und dem aufwachenden China, diesem mit den feinsten Wurzelfasern in seinen Boden gesenkten Volke, liegt Japan, lebendig nach allen Seiten. In diesem landarmen intelligenten Volk hat ein genialer Kopf, der Arzt und Oberbürgermeister von Tokio, Goto, in dem Bebauungsplan für Tokio eine großzügige Verbindung von Siedlungs- und großstädtischen Arbeitsproblem geschaffen. Er bejaht allen Fortschritt, aber sieht die Gefahr der völligen Naturentfremdung klug voraus.

Wie ein Wunder muten die Erzählungen aus Indien an, wo ein Volk betend auf den Knien liegt für den gefangenen Ghandi. Diesen Menschen, der den uralten brahmanischen Gedanken des passiven Widerstandes gegen Gewalt in den Dienst der nationalen Einigung eines Volkes stellte, das jahrhundertelang unterdrückt, Pächter und Söldner von England ist. Das so arm ist, daß dieses blühende Land von Hungersnöten gepeitscht wird, so unterernährt, daß die Menschen durchschnittlich nur 23 Jahre alt werden. Dieses Volk fordert jetzt sein Land für sich. Die Bewegung läuft weiter nach Ägypten, ja nach Südafrika, und ist wiederum dieselbe, die von Irland aus das gewaltige englische Weltreich langsam aber sicher untergräbt.

Und der Westen? Der englische Führer Lloyd George sieht die Gefahr. Er ist Bodenreformer und während des Krieges für die Heimstättenbewegung aktiv gewesen wie kein anderer Staatsmann. Aber die Bewegung ist ins Stocken gekommen. Sie findet keinen Widerhall in gesunder Selbsthilfe des Volkes. Die Blütezeit dieses Volkes ist gewesen.

Frankreich? Ein überzivilisiertes Volk, das sich mit rasender Angst auf fremde neue Gebietsteile stürzt, nicht um sie zu bebauen, sondern um zu genießen.

Und Amerika? Das neue Land, das trotz des großen Warners Henry George, der mit prophetischem Ernst gesundes Bodenrecht verkündete, mit treibhausmäßiger Geschwindigkeit durch alle Stadien der Zivilisation jagt. Argentinien, das fruchtbare Land der blühenden Farmen, wie es dem Auswanderer vorschwebt, ist ein endloses, abgeteiltes Getreidefeld, wo Ackerbau ein Industriezweig geworden ist in der Hand weniger Spekulanten, die den Pächter immer mehr ausmergeln. Dies Land ist nicht Natur, sondern eine große Fabrik, in der Getreide gemacht wird.

Zwischen Osten und Westen mitteninne liegt Deutschland. Darum ist seine Geschichte so zerrissen, weil es im Herzen der Länder liegt und die Wage sich sowohl nach der einen wie nach der anderen Seite neigt. Was wird aus dem Land, dessen Fürsten nach Italien fuhren oder den Osten kolonisierten? Was wird aus Deutschland? Ist es noch gesund genug, um den westlichen und östlichen Einfluß zu überwinden und seine eigene Lösung zu finden: eine Verquickung von Technik und Bodenständigkeit, von Großstadt und Siedlung, von Arbeitsanspannung und Naturverbundenheit? Wir haben heute Ärzte, die die Krankheit des deutschen Volkes erkennen, in allen Lagern. Spengler stellt mit philosophischer Objektivität fest: „Ein neues Nomadenvolk. Parasiten, Großstadtbewohner, rein traditionslose in formlos fluktuierender Masse auftretende Tatsachenmenschen, irreligiös, intelligent, unfruchtbar, mit einer tiefen Abneigung gegen das Bauerntum. Alles ein ungeheurer Schritt zum Anorganischen, zum Ende. Frankreich und England haben diese Schritte vollzogen, und Deutschland ist im Begriff ihn zu tun."

Stinnes berechnet mit kaufmännischem Instinkt: „Wir werden siedeln oder untergehn." Landauer rennt mit der ganzen Glut jüdischer Heimatlosigkeit gegen das marxistische Gedankengebäude an: „Vergessen wir nicht: Sind wir im rechten Geiste, so haben wir alles, was wir für die Gesellschaft brauchen, alles, außer dem einen: Land. Der Landhunger muß über euch kommen, Großstadtmenschen!"

Junge Kunst schreit diesen Hunger hinaus. Damaschke, Schrameier, der Organisator von Kiautschou, kämpfen den unermüdlichen Kampf der Bodenreformer mit der Uneigennützigkeit, die das gelobte Land selbst nicht mehr sehen wird. Jugend nachtwandelt als Siedler in die Natur. Wo ist der faustische Mensch, der das schafft: auf freiem Grund mit freiem Volke stehen? E. B.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



25. Jahrg. März 1923 Heft 6

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

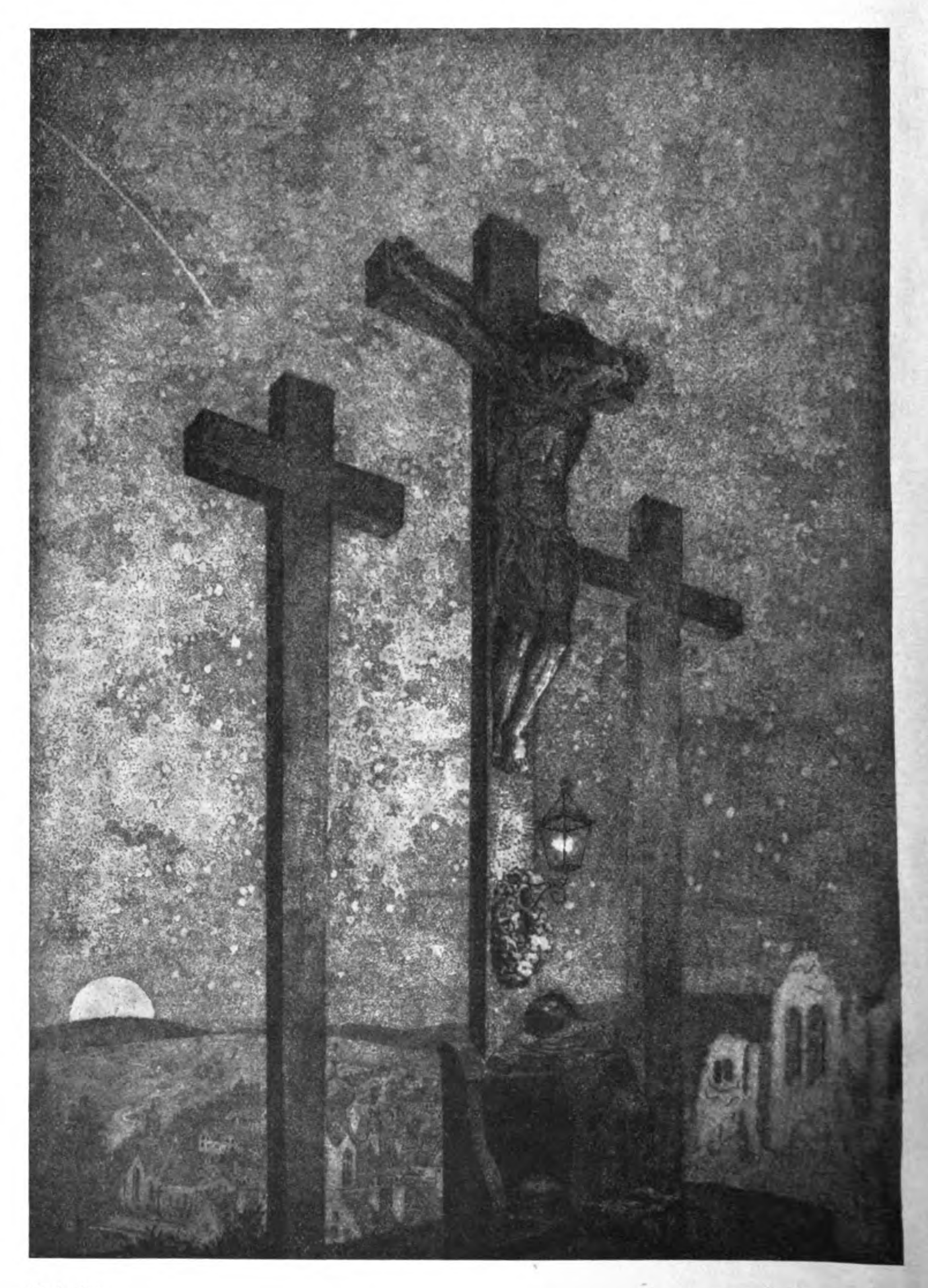
Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

Bô Yin Râ: Auferstehung 366
Friedrich Lienhard: Karfreitagsgebet (Gedicht) 368
Gustav Renner: Der Traum (Schluß) 369
Gunda v. Freytag-Loringhoven: Andacht (Ged.) 380
Ludwig Bäte: Besuch bei Gleim 381
Freda Bethcke: Kätzchenstrauch (Gedicht) 383
Paul Ernst: Der Rammelsberg 384
Wilhelm Kotzde: Die Tage von Gandersheim 388
Franz Freiherr von Berchem: Kriegsliteratur 391
Raoul H. Francé: Die fünfzehn Erdteile . . . 395
Artur Grobe-Wutischky: Das Gleichgewicht im Haushalte des Lebens 397
Walter Erich Schäfer: Paul Ernst 400
Oswald Richter: Deutsch-amerikanische Liederdichtung 401
L.: Ferdinand Staeger 405
Dr. Hans Joachim Moser: Neue Musikliteratur 406
W. Leonhardt: Zu unserer Musikbeilage . . . 407
Lienhard: Türmers Tagebuch 408
Fr. Lienhard: Thüringer Festgesang (Gedicht) 417
Auf der Warte 418
Kunstbeilage — Notenbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Preis dieses Heftes 1000 Mark für das Deutsche Reich, Österreich und das schwachval. Ausland; für das hochval. Ausland 1 Schweizer Franken.



Andacht Ferd. Staeger

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

25. Jahrg. | März 1923 | Heft 6

Vom Leiden

Merket wohl, alle nachdenklichen Gemüter:
das schnellste Roß, das euch zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden. Niemand genießt so viel ewige Seligkeit, als die mit Christo in der größten Bitternis stehen. Nichts ist so gallebitter wie Leiden: und nichts so honigsüß wie Gelittenhaben. Das sicherste Fundament, auf dem diese Vollkommenheit ruhen kann, ist Demut. Denn wessen natürlicher Mensch hier in der tiefsten Niedrigkeit kriecht, dessen Geist fliegt empor zur höchsten Höhe der Gottheit. Denn Liebe bringt Leid – und Leid bringt Liebe.

Meister Eckehart

Nichts stiftet so viel Gutes wie das Leid. Jeder leidet, hat gelitten und wird leiden. Aber es ist der Grundgedanke großer Seelen: nicht zu zerbrechen.

Gobineau

Auferstehung

Von Bô Yin Râ

Es gibt wahrlich Wahrheiten, die aller Zeit entrückt, wie ewige Sterne in das dunkle Dasein des Menschen der Erde strahlen, um ihm, dem Gottentfernten, von jenem Lichte zu künden, dem er selbst nach seiner Geistigkeit entstammt.

Wohl denen, die da, gebunden an Mühsal und Erdenfron, noch ihren Blick zu erheben wissen zu jenen überweltlichen Höhen, aus denen solches wundersame Licht sie erreichen kann, um ihre Herzen mit seinem ewigen Glanze zu erfüllen!

Alle Düsternis der Erde wird vor dem, der von solchem Lichte erfüllt sie durchwandelt, weichen, und wo vordem graue Gespenster schreckten, werden die Engel des Himmels ihm lichten Weg bereiten! — —

Gar vielen aber hat die harte Not den Mut benommen, von der Erde aufzublicken, und sie fürchten allzu sehr, den sicheren Boden unter den Füßen zu verlieren, wenn je die Sehnsucht sich in ihnen regt, das Haupt emporzurichten.

Es tönen Stimmen zu ihren Ohren, die da rufen:

„Erdgebannte seid ihr und gefesselt in der Erde Hörigkeit!

Entsaget dem Wahn, daß euch aus lichter Höhe Hilfe werden könne!

Glaubt eitlen Sagen nicht, die euch von einem Reich des Geistes künden wollen, das nur Erdichtung törichter Schwächlinge ist, die so wie ihr durch dornichte Wüste schreiten mußten und ihrer blutenden Füße schwärende Wunden dadurch zu vergessen suchten, daß sie sich selber solche Mär ersannen!“

Wie mancher ließ sich schon durch solcher Stimmen überlautes Gekrächze beirren, und wagte es fortan nicht mehr, auf hohe Hilfe zu hoffen, so daß ihm seines Erdenlebens Tage nur lichtesleere Qual und sinnloses Opfer wurden ...

Und dennoch hätte auch ihm des Geistes Licht Erlösung bringen können; dennoch hätte auch er die Finsternis, die ihn umgab, alsbald erhellt gefunden, wenn er nur selbst den Strahlen sich eröffnet haben würde, die aus des Geistes Reich ihn zu erreichen suchten. — —

* * *

Da war einst einer, der „Auftrag“ von seinem „Vater“ hatte, von dem er sagte, daß er „größer“ sei als er, und der da sprach:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben: wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist: und jeder, der da an mich glaubt, wird nicht sterben in der Ewigkeit!“

Er hatte wahrlich nicht von einem starren Bekenntnis gesprochen, sondern von sich selbst und von dem, was er selber war, und deutlich genug war sein Wort: daß er „die Seinen“ kenne, wie die Seinen ihn!

Noch aber wissen die meisten nicht, wer dieser war, der also sprechen durfte, — wer da die „Seinen“ sind, zu denen er sich zählte, und wer der „Vater“, der ihm Auftrag gab ...

Noch hat die Welt nicht erkannt, wie tief die Gründe seiner Rede gingen, wenn er sprach:

„Wer mich nicht liebt, der tut nicht nach meinem Wort: und das Wort, das ihr hörtet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich sandte!" — —

Sein Dasein aber war seine „Lehre", und sein Leben war Lösung aller Rätsel, die des Menschen Erdendasein birgt! — —

Doch nur, wer zu lieben weiß, was hier in irdische Erscheinung trat, wird diese Lösung in sich selbst erfahren können! — —

Er, der als der Größte aller Liebenden über die Erde schritt und in seiner Geistgestalt auch heute noch in der Erde geistigem Schutzkreise lebt; — er, den die Liebe hier hält „bis ans Ende der Welt", — kann keinem je sich selber offenbaren, der nicht durch Liebe ihm sein Herz zu öffnen weiß. — —

Der aber, dem er also sich im Herzen offenbart, wird wahrlich nicht mehr zweifeln, daß auch ihm die Auferstehung wird, — die gleiche Auferstehung, die dem hohen Meister wurde, als sein Erdenwerk der Liebe einst vollendet war! — —

Er wird dann gewißlich „wissen", daß ihm solche Auferstehung niemals hätte werden können ohne Pein und Kreuzesnot, die vordem zu erdulden war, und daß die Grabesnacht der Erde ihn erst umfangen muß, soll ihm sein Ostermorgen werden! — —

* * *

Laßt alle überklugen Zweifel fahren, die euch der alten heiligen Kunde strahlend lichte Wahrheit dunkeln wollen!

Wohl kam sie erst auf uns, nachdem gar manche, die sie nachgeschrieben hatten, ihrer Meinung Wahn in ihr bestätigt sehen wollten und so die Worte also stellten, wie sie glaubten, daß sie stehen müßten, weil ihr enges Denken nicht erfassen konnte, was einst wahrhaft Wissende in solchen Worten kundzutun sich mühten. —

Verzeiht den Törichten, was sie getan, und suchet selbst den roten Faden aufzufinden, der euch zurück zur uranfänglich hier bezeugten Wahrheit leitet!

So mag euch manches Wort wohl als der Späteren Ersinnung sich bekennen, allein die sternenhelle Wahrheit, die sich dennoch in der alten Kunde birgt, wird dann erst recht zu euren Herzen dringen!

Ihr werdet sicherlich erkennen, daß dem Auferstandenen sein Leib nichts nützen konnte, doch wird euch seine wahre Auferstehung aus der Erde Bindung also nur gewisser werden, bis ihr selbst das Zeugnis dessen, der da aus dem Erdengrabe sich erhob, in euch erfahren werdet! — —

Ich selbst darf ihn bezeugen und seine wahrhafte Auferstehung, so wie ich vom Dasein der Erdensonne Zeugnis zu geben vermöchte; und wahrlich weiß, wer mich kennt, daß ich nicht zu denen zu zählen bin, die irrer Träume Sklaven und ihres phantastischen Wahns Gefesselte sind! — —

Jedoch, ich will nicht, daß man solchem Worte glaube, bevor man selbst die Wahrheit meiner Kunde in sich selbst erlebte!

Ich will nur allen, die in diesen dunklen Tagen sehnsuchtsvoll nach Licht verlangen, wie mir geboten ward, die Wege zeigen, die ihnen jenes hohe Licht der Wahrheit wieder selbst erreichbar werden lassen, das einst den Alten, die in from-

mer Einfalt suchten und nicht des Glaubens Hemmungen erfuhren, die den Menschen dieser Zeit beirren, ihres Erdendaseins Pfade hellte! —

Tausenden durfte ich hier Helfer sein; aber noch liegen Tausende in tiefem Schlafe und harren in angstvollen Träumen der Erweckung!

Noch wissen viele nicht, daß sie sich selbst Gewißheit schaffen können und dann auf Erden schon ein Wunder in sich selbst erleben, das alles übersteigt, was jemals Wundersehnsucht Menschen glauben ließ. — — —

Sie zu erwecken sollen meine Worte dienen, auf daß allen einst die Wahrheit sich selbst bekunde, — die Wahrheit von des „Menschensohnes" Auferstehung! — — — — — —



Karfreitagsgebet

Von Friedrich Lienhard

Du flammtest, als dort die Sonne verfinstert war,
Als inn're Sonne unüberwindlich klar:
Du warst an jenem sturmgeschüttelten Stamme
In Erdenqual die ew'ge Liebesflamme,
Die selbst den dumpfen Feind, der dich erschlug,
Fürbittend vor den Thron des Vaters trug.
Da klang dein Siegesruf „Es ist vollbracht!"
Durchs ganze Weltall aus Karfreitagsnacht,
Als ob mit Sternenschrift die Gottheit schriebe:
Groß ist der Haß, doch größer ist die Liebe.

Nacht wuchtet wieder auf der Menschenschar —
O Seelensonne, mache dich offenbar!
Nacht war um Bethlehem und Golgatha —
Dennoch, du Leuchtender, warst du immer da!
Wir haben als Hirten den Glanz deiner Krippe gesehn,
Wir durften als Jünger dein strahlendes Kreuz umstehn,
Wir Nachtentwöhnten blieben dem Lichte treu — —
Komm, Lichtsohn, offenbare dich aufs neu'!
Denn unsrer Brüder Augen und Herzen sind
Für deine unvergängliche Flamme blind,
Weil ihre Schaukraft in der Not zerbrach — —
Wisch' ab so Nacht wie Not, so Schmerz wie Schmach!
Und wie Karfreitag Osterlicht gebar: — —
Komm, Ostersonne, mache dich offenbar!



Der Traum

Novelle von Gustav Renner

(Schluß)

Sie war, wie gewöhnlich, schon weggegangen, als ich in das Eßzimmer zum Kaffee kam. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht nach ihr, und doch war es mir andererseits lieb, daß ich ihr nicht gleich begegnete: ich scheute mich beinahe vor dem Wiedersehen, wußte ich doch nicht, wie ich ihr begegnen sollte. Ob sie in ihrer Seele von alledem etwas ahnte, was sie mir diese Nacht gebracht hatte?

Dann aber überwand die Sehnsucht dieses Gefühl, und in bangender Erwartung zählte ich die Stunden, Viertelstunden und Minuten bis Mittag, wo sie ja kommen mußte.

Ja, sie mußte darum wissen! Irgendwo auf dem Untergrunde ihrer Seele mußte dieses Gefühl da sein, wenn auch nur ahnend und unbewußt. Denn sollte das, was mir geschehen, ein bloßer Zufall sein? Hängt nicht unter der Oberfläche der Körperlichkeit das geistige Wesen aller Dinge zusammen und wirken dessen Kräfte nicht ineinander und aufeinander wie die der Körperwelt?

Ich saß schon längst vor den anderen am Tische. Die drei Damen kamen, eine nach der andern, setzten sich, aßen, und beachteten mich gar nicht, was mir recht lieb war. Nur Fräulein Liselotte blickte einige Male schräg und forschend zu mir herüber. Sah sie mir meine Erregung an? Ach, wenn sie gewußt hätte, wie gleichgültig sie mir war, gleichgültiger als je vorher.

Wie lange blieb Thea heut! Ich schaute immer wieder nach dem Regulator an der Wand hinauf. Sie kam ja immer eine Viertelstunde später, da ihr Weg der weiteste war. Aber nun war doch fast eine halbe Stunde vorbei.

Endlich! Ganz erhitzt von dem Wege, kam sie, grüßte kurz und setzte sich eilig.

„Ein Elend mit der Straßenbahn! Wenn man sie braucht, kommt sie nie!" Weiter sagte sie nichts, sondern tauchte gleich ihren Löffel in die Suppe. Mich beachtete sie nicht.

Ich sah sie an, forschend, erregt. Merkwürdig: sie war es, dieselben Züge wie im Traum, bis ins kleinste, und doch alles von einer nüchternen Wirklichkeit. Aber darüber suchte ich hinwegzukommen. „Ach," dachte ich bei mir, „du versteckst dich vor der Welt! Und das ist gut so. Aber ich, ich kenne dich, ich weiß, was hinter dieser gleichgültigen Miene steckt, wie diese porzellanglatten braunen Augen aufleuchten und ganz Geist und Seele werden können! Und diesen Mund — ich habe diesen Mund geküßt, nicht nur einmal! Ob sie meine Küsse nicht noch auf ihren Lippen spürt?" Und ich errötete bei dem Gedanken daran.

Aber sie verriet mit keinem Blick und keinem Lächeln, was zwischen uns vorgegangen war. Das machte mich verwirrt. Nur einmal sah sie mich an, als sie mich bat, ihr die Kompottschüssel zu reichen, aber auch da verriet ihr Blick nichts. Vermochte sie sich so gut zu beherrschen oder ahnte sie wirklich nichts von dem, was zwischen uns vorgegangen war? Aber wenn es eine beeinflussende Kraft des

Willens, eine Gedankenübertragung, von denen ich doch schon gehört hatte, gab, so mußte das doch von ihr ausgegangen sein, denn ich hatte sicher nicht mit einem Gedanken an all das gedacht. Und dann fielen mir ihr Blick und ihr Händedruck von jenem Abend ein —: nein, es war kein Zweifel, sie verstellte sich bloß!

So gleichgültig ihr Benehmen war, ich betrachtete doch mit heimlichem Entzücken ihre Züge. Mit gespannter Aufmerksamkeit suchte ich nach Spuren und Andeutungen dessen, was ich in der Nacht an ihr gesehen. Und so fand ich auch manches, wenn ich es auch gleichsam erst in meine Sprache übersetzen mußte. War sie nicht wirklich schön? Ja, und alles an ihr schien mir neu und tief und bedeutsam. Wie war es möglich, daß ich bisher keine Augen dafür gehabt hatte! Einmal lächelte sie leicht, und ich fühlte, wie mein Herz zitternd still stand. Jede ihrer Bewegungen hatte einen unsagbaren Reiz. Mit welcher Zierlichkeit ihre kleine Hand nach dem Wasserglase griff! Ich sah die weißen Glückspunkte auf ihren Nägeln, und das versenkte mich in süße Träumerei. Wie sie den schlanken Hals, unter dessen weißer Haut im Lichte des Fensters die Adern bläulich schimmerten, wendete und neigte! Wie anmutig sich das Köpfchen darauf bewegte, wie eine Blume auf ihrem Stengel, eine Blume aber, die nicht nur durch ihre Form und Farbe entzückte, sondern die auch beseelt war, die ein ganzes Reich holder Gedanken und Gefühle barg! Ein ganzes Reich? Eine Welt! Und alles dies war mein, jedes zarteste Gefühl in ihr gehörte mir! Wie reich, wie unendlich reich ich war!

Jetzt wandte sie den Kopf etwas, und ihr linkes Ohr leuchtete gegen das Fenster auf in durchsichtigem Rot — ganz wie im Traum. Selbst die kleine dunkle Narbe im Ohrläppchen sah ich; sie mußte wohl früher Ohrringe getragen haben. Ach! wie ich sie liebte! Wie von einem lichten Zauber umflossen erschien sie mir, so daß die ganze Umwelt neben ihr verschwand. Wie sie so gar nicht in diese Umgebung paßte! Hätte sie nicht als Prinzessin, von einem farbenglänzenden Hofstaat umgeben, auf dem Throne sitzen müssen?

Ich bemühte mich, aufmerksam gegen sie zu sein. Vielleicht machte ich das, nach meiner Weise, etwas ungeschickt, denn es schien den anderen Damen aufzufallen. Sie lächelten. Fräulein Liselotte schien enttäuscht und setzte nun eine mokante Miene auf. Mochten sie!

Seltsam war es, daß Thea bei einer solchen Gelegenheit erstaunt aufblickte. Verstand sie mich gar nicht, oder wollte sie mich nicht verstehen?

Nach dem Essen suchte ich mich ihr zu nähern, aber sie kam mir keineswegs entgegen, sondern entfernte sich bald, um ins Seminar zu gehen. Ich war tief niedergeschlagen. Gut, ich mußte eben eine bessere Gelegenheit abwarten. Aber wie sollte ich das anfangen? Ich wußte ja, wie unerfahren und ungeschickt ich hierin war. Wenn sie mir doch etwas entgegenkäme!

Aber auch in den nächsten Tagen fand sich eine solche Gelegenheit nicht. Ich suchte Thea zwar meine Gefühle auf jede Weise zu bezeigen, öffnete ihr, wenn sie ging, ehrfürchtig die Tür wie einer Königin, half ihr in ihr Jäckchen und war unermüdlich, ihr das oder jenes zu bringen, was sie vermißte. Ihr anfängliches Staunen wich, wie ich sah, einer befriedigten Genugtuung. Wie es mich beglückte,

wenn sie mir mit einem Lächeln um den feinen Mund dankte! Stundenlang konnte ich dann, ihr Lächeln vor Augen, beglückt umhergehen. Aber die Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, mich mit ihr auszusprechen, wollte sich nicht finden, und doch dürstete ich danach von ganzer Seele.

So aber konnte es doch nicht weiter bleiben, denn ich kam kaum noch zur Arbeit. Mein ganzes Wesen war erfüllt von Thea, alle meine Vorstellungen und Gedanken drehten sich um sie. Ich sah sie, wie sie ging und stand, wie sie sprach und wie sie lächelte, in allen Stellungen, in denen ich sie einmal gesehen. Und das mit leibhaftiger Deutlichkeit. Manchmal stand ich lange ganz versunken still, vor meinem inneren Auge ihr Bild, zu dem ich sprach, als sei sie selbst gegenwärtig.

Nein, so konnte es nicht weitergehen. Das sagte ich mir in ruhigeren Augenblicken immer wieder. Und ich hoffte und fühlte zugleich, daß, wenn erst Klarheit zwischen uns bestände, daß dann auch mein künstlerisches Schaffen einen neuen Aufschwung nehmen würde.

Endlich kam der ersehnte Augenblick. Die drei anderen Damen wollten nach dem Essen ins Theater gehen und forderten auch Thea dazu auf. Sie lehnte wegen dringender Arbeit ab. Meinetwegen? Das Herz stand mir still, wenn ich an diese Möglichkeit dachte. Um jede Auffälligkeit zu vermeiden, entfernte ich mich gleich nach dem Essen, kam aber, als ich die Damen die Treppe plaudernd hinuntergehen hörte, wieder zurück, unter dem Vorwand, etwas liegen gelassen zu haben.

Der Tisch war abgeräumt. Die Wirtin hatte sich entfernt; ich wußte, daß sie sich in ihrer Stube jetzt auf dem Sofa ausruhte, wie sie das nach dem Essen gewöhnlich tat. Thea war wirklich noch da; sie saß, etwas abseits vom Tische, in dem einzigen Lehnsessel und las. Erwartete sie mich? Oder war es Zufall? Ganz gleich: jetzt mußte es sich entscheiden!

Ich suchte verlegen hin und her auf dem Tische, vor mich hin murmelnd. Sie schien sich nicht darum zu kümmern. Oder beobachtete sie mich heimlich?

Endlich sah sie für einen Augenblick auf: „Suchen Sie etwas?"

„Ja, ein — ein kleines Reißzeug — — ich — ich muß es hier liegen gelassen haben", erwiderte ich, ganz verwirrt. Und dabei fiel mir ein, daß dieser Vorwand sehr ungeschickt sei, brachte ich doch nie sonst etwas von meinem Arbeitszeug mit. Aber ich hatte nach dem ersten, besten gegriffen und es beim Essen neben mich gelegt.

„Da liegt es ja", sie nickte mit dem Kopfe nach einem Tischchen hin. „Die Wirtin hat es dorthin gelegt."

Ich nahm den Gegenstand an mich und blieb verlegen stehen. Was nun? Was sollte ich nun beginnen? Wie anfangen? Sollte ich unverrichteter Sache wieder zurückkehren und eine Gelegenheit versäumen, die vielleicht nie so wiederkehrte? Ich zermarterte mir noch das Hirn nach einem Anknüpfungspunkt, als sie, ganz ruhig und wie nebensächlich, fragte, ob ich das Stück kenne, das heute gegeben werde.

Es war das erstemal, daß sie eine solche Frage an mich richtete. Ich fühlte, wie meine Stimme zitterte, als ich entgegnete: „Nein, ich habe wenig Sinn für das Theater und komme nie hin."



„Nicht?“ Sie schaute mich mit einem lächelnden Blick ihrer braunen Augen an, daß ich unwillkürlich mit der Hand nach rückwärts eine Stütze am Tisch suchen mußte.

„Sie sind doch Künstler. Dann müßten Sie sich doch für jede Kunst interessieren. — Ich denke mir das bloß. Oder ist es nicht so?“

Ich vermochte nicht zu antworten. Die Geranie am Fenster mit ihrer leuchtend roten Blüte stand so seltsam still da, als lausche sie, auch die weiße Gardine daneben hatte etwas Geheimnisvolles in ihrer Regungslosigkeit. Wachte ich oder träumte ich?

Thea schien es zu übersehen, daß ich die Antwort vergessen hatte. „Malen Sie noch immer so viel, Herr Bornemann? Sie nehmen sich ja niemals eine freie Minute für sich. Ist das nicht schade?“

Wie mitleidig sie war!

„Malen? — Jetzt — jetzt nicht mehr viel!“ brachte ich endlich hervor. Ich war ihr dankbar dafür, daß sie das Gespräch nicht abbrach, trotz meiner Ungeschicklichkeit.

„Warum nicht?“ Mir schien, als ob ein schalkhaft-verstecktes Lächeln ihre Mundwinkel hebe, nur um eine Linie, nicht weiter.

„Ja, das — das liegt — — das liegt an allerhand — an dem und jenem — an — — ja — — ich kann eben nicht!“ sagte ich verwirrt.

„An was? Darf man danach fragen?“ Wie ruhig und bewußt sie dabei war!

„Ja ... daran ... daran ist ja ... daran ist ja wohl manches schuld ... ja — Und — und wenn Sie es wären?“ Die Worte kamen mir ganz plötzlich über die zitternden Lippen, fast wider meinen Willen, ganz leise nur, fast flüsternd. Gleich darauf erstaunte ich über mich, daß ich das gewagt hatte. Würde sie nicht entrüstet sein?

Aber sie nahm es ganz ruhig auf. Sie sah mich nur groß und verwundert an: „Ich? Wieso denn ich?“

„Weil ... weil ... weil ich ... ich habe ... ja — — — Haben Sie schon einmal geträumt, Fräulein Thea?“ Nein, wie ungeschickt wieder! Wie konnte ich das nur! So mit der Tür ins Haus fallen! Dennoch hing ich mit angstvoller Erwartung an ihrem Munde.

Jetzt schien sie wirklich überrascht. Hatte sie etwas anderes erwartet? „Ob ich schon einmal geträumt habe? Natürlich. Sehr oft. Wer träumt denn nicht? — Aber wie kommen Sie darauf?“

„Ja ... ich meine ... es kommt doch darauf an, wie ... von wem man träumt ... meine ich ...“

Lächelnd sah sie auf; ihr Blick hatte etwas Verständnisvolles. „Von wem haben Sie denn geträumt? Doch nicht von mir?“

Kein Zweifel: sie verstand mich! sie wußte es! Ihre Ruhe war lediglich weibliche Zurückhaltung und Scham gewesen.

„Ja“, stieß ich hervor. „Von Ihnen!“

„Von mir? Ach! — Und was denn da, wenn man fragen darf?“ Sie hielt also noch immer ihre Rolle fest. War sie ihrer nicht ganz gewiß? Ich sollte es sagen?

Und ich konnte auch nicht mehr an mich halten. Ihre Nähe wirkte zu stark auf mich. Ich sollte ihr alles in die Erinnerung rufen? Unwillkürlich faßte ich nach ihrer Hand. Sie ließ sie mir. Mit Entzücken fühlte ich die zarten, weichen Finger, selbst den harten Druck des Schmuckringes am Goldfinger — ganz wie im Traum.

Und nun war es nicht mehr aufzuhalten: ich schüttete ihr mein ganzes Herz aus, erzählte ihr nicht nur, was geschehen, sondern mehr noch, was ich dabei empfunden, das unsägliche Glücksgefühl, den Jubel, sich verstanden zu wissen, sich vor sich selbst erhöht zu fühlen in alle Himmel hinein. Alles, alles sagte ich ihr — überstürzt, verworren, aber alles! alles! — Nein, doch nicht alles: das mit den Küssen sagte ich nicht. Ich brachte es nicht über die Lippen. Oder deutete ich es doch an?

Sie war überrascht. Von den Tatsachen selbst? Oder nur, wie es mir schien, von der Stärke meiner überströmenden Gefühle? Während ich erzählte, blickte sie vor sich hin, dann sah sie auf, und ein Leuchten kam in ihre Augen. Hatte ich erst die Erinnerung und die damit verbundenen Gefühle aus dem halb Unbewußten heraufbeschworen? Den verborgenen Reichtum ihres Inneren hervorgelockt? Sie hielt den Mund halb geöffnet, daß ich den vorderen Rand der Unterzähne mit der Goldplombe darin sah. Ah! wie schön sie war! Freilich, im Traum war sie noch viel strahlender, verklärter gewesen, aber daran war wohl die Nüchternheit des Tages und die Überraschung schuld.

Sie merkte wohl, als ich bei dem Kusse angelangt war, daß ich etwas verschwieg. Mit einem erwartungsvollen Blick in den dunklen Augen fragte sie:

„Sie wollten noch etwas sagen?"

„Ich —? Nein ... ja ... das heißt ... aber das ... das kann ich nicht ..."

„Warum nicht?"

„Weil ... weil ich nicht weiß ..."

Sie lächelte und legte den Kopf ganz zurück auf die Polsterlehne. War das nicht fast so wie damals, im Traume? Wollte sie mich daran erinnern? Jedenfalls, ich konnte mich nicht mehr beherrschen: von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, beugte ich mich über sie und berührte mit meinem Mund ihre Lippen, nur ganz leicht, wie ein Hauch. Wo war mein Mut gegenüber der lebendigen Wirklichkeit? Ich erschrak über das, was ich gewagt und ging, mit brennendem Gesicht, schnell aus dem Zimmer. Ich sah noch flüchtig, wie sie mir verwundert nachblickte.

* * *

Von nun an herrschte ein heimliches Einverständnis zwischen uns. Das erstemal freilich, als ich sie bei Tische wiedersah, war ich so beschämt, daß ich sie nicht anzuschauen wagte und nur heimlich und verstohlen nach ihr hinblickte. Einmal hatte sie meinen Blick aufgefangen: sie blieb ruhig und unbefangen, mit ihrer gewöhnlichen kühlen Miene, die einer Maske glich. Das verwirrte mich einerseits wieder, andererseits aber gab es mir Mut. Auch ich suchte möglichst unbefangen zu erscheinen und wechselte mit ihr ein paar gleichgültige Worte. Nach dem Essen fragte sie mich, unbefangen wie vorher, nach meinen Arbeiten. Ich bot ihr an, ihr zu zeigen, was ich in meiner Stube hatte. Glücklicherweise waren wir ein paar Augenblicke allein.

Sie war voll Interesse, wenn sie auch mit einem eigentlichen Urteil zurückhielt. Sie hatte aber doch damals, im Traume, so tiefes Verständnis gezeigt! Hielt auch jetzt noch jene Scheu sie ab, sich mir zu offenbaren? Ich nahm das an, und es machte mir Freude, ihr mein Urteil in den Mund zu legen, so daß sie allmählich sicherer wurde. Schade, daß sie bald wieder gehen mußte!

Seitdem kam sie öfter zu mir, sowie es ungesehen geschehen konnte. Meine Arbeiten hatte ich ihr alle gezeigt und erklärt. Aber das war ja das Wenigste. Mir kam vor allem darauf an, einen Menschen zu haben, der mir nachfühlen konnte, der Anteil an mir und meinem Schaffen nahm. So saß sie denn gewöhnlich auf dem durchgesessenen Sofa, die Hände um die Knie geschlungen, und folgte mir mit den dunkelbewimperten Augen, während ich, aufgeregt und von ihrer Gegenwart hingerissen, umherging und ihr von meinen Absichten und Plänen vorphantasierte. Ach, wie wohl tat mir diese unverhehlte Bewunderung, die sich in ihren Blicken auszusprechen schien! Und wie liebte ich sie! Wenn ich ihr etwas erklärte und sie neben mir stand, so nahe, daß ihr Haar meine Wange berührte, dann mußte ich oft mit aller Gewalt an mich halten, um sie nicht an mich zu ziehen. Nein, ich wollte sie nicht berühren! Sie war mir heilig geworden, und nicht einmal daran zu denken wagte ich. Manchmal, das fiel mir auf, sah sie mich wunderlich an; besonders wenn sie ging, richtete sie von der Tür aus einen seltsamen Blick auf mich, aber ich wurde nicht klug daraus. Wollte sie mich etwas fragen? Wenn sie dann mit einem Zuge von Enttäuschung die Tür schloß, fühlte ich mich versucht, ihr nachzueilen und sie in die Arme zu schließen. Aber dann wäre es wohl für immer aus gewesen.

Nein, es war besser so. Und viel, viel herrlicher! Und ich fühlte ja auch wieder, wie ich gehofft hatte, daß sich neue Schaffenskraft in mir regte, und zwar in einer Stärke und Fülle, wie ich es nie vorher gekannt. Die Bildvorstellungen strömten mir so zu, daß ich sie nicht zu bewältigen vermochte, eine immer herrlicher als die andere. Und wie arbeitete ich jetzt! Ich war ja wohl immer mit Fleiß und Freude bei der Arbeit gewesen, aber nie mit einem solchen Jubel, einer solchen inbrünstigen Versenkung. Es war ja für sie! Denn alles, was ich schuf, dünkte mich, war nur für sie, hatte nur Wert, weil es von ihren Augen betrachtet und bewundert werden durfte. Ach, welch eine Zeit war das! Liebe und Kunst — beides zugleich: war es nicht zuviel des Glückes? Wie konnte das arme menschliche Herz diesen doppelten Rausch auf die Dauer ertragen? Aber ach, daß es je anders kam! Oh, warum muß das Menschenglück so kurz sein! Oder ist das darum, damit eine solche Zeit in unserem Leben stehe wie eine im Herzen verborgene Sonne, die ihren Glanz und ihre Wärme über alle folgende Zeit, über alle dunklen Leiden ausgieße: Einmal warst du doch glücklich! Ist das nicht genug für ein ganzes Leben?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann aber kam, was ich nie begriffen habe, nie begreifen werde. Wie dankbar bin ich Gott, daß er mir dieses Wunder geschenkt hat, daran mir die Erinnerung nie vergehen wird. Aber warum mußte dieser Stern, der so beseligend mir geleuchtet, so niedersinken, warum nicht einfach verblassen und verlöschen, statt im Staube zu ersticken?

Es fing eigentlich schon damit an, daß Thea eines Tages zu mir in die Stube kam, die Augen voller Tränen, und mir, der ich von diesem Anblick ganz erschrocken und tief bewegt war, endlich eingestand, daß sie in einer unvorhergesehenen Verlegenheit sei. Ihr Monatsgeld war ausgeblieben, sie hatte einige Schulden machen müssen und wurde nun von einer Seite sehr bedrängt. Ich wußte

aus den Gesprächen der Damen, daß sie die Tochter eines verstorbenen höheren Offiziers sei. Da mochte es wohl bei der Mutter manchmal knapp hergehen. Ach, welches Glück, ihr helfen zu können! Ich besaß ja selbst nicht viel, aber was ich hatte, gab ich ihr mit Freuden und schämte mich nur dabei, daß es nicht mehr war. Und ihr dankbarer Blick, noch feucht von Tränen, war er nicht die Schätze eines Königs wert?

Das geschah noch zwei- oder dreimal. Sie hatte trotz meinen Beteuerungen, daß ich das Geld nicht brauche, versprochen, es mir bald wiederzugeben. Wahrscheinlich war sie dazu nicht imstande und schämte sich deshalb. Ich suchte dieserhalb, wenn ich ihr begegnete, ein paar Worte an sie zu richten, um sie zu beruhigen, aber sie wich mir sichtlich aus. Das war mir schmerzlich in tiefster Seele. Bald darauf trat jenes Unbegreifliche ein. Ich hatte von je die Gewohnheit, meine Sachen offen umherliegen zu lassen und nichts zu verschließen. Was besitze ich auch weiter? Geheimnisse habe ich ja nicht. Und dann habe ich immer Zutrauen und Liebe zu den Menschen gehabt. Ging ich auch wenig mit ihnen um, so habe ich doch von keinem je schlecht gedacht. Sie sind ja alle Gottes Kinder und meine Brüder und Schwestern.

Nun besaß ich da ein hübsches, altersbraunes Kästchen, Kerbschnitzarbeit, das ich einmal von einer unverheirateten Tante bekommen hatte. Darin hatte ich gewöhnlich das bißchen Geld liegen, das ich für Illustrationen und sonstige Arbeiten einnahm, ich wußte nie, wieviel es war, denn es war mir immer unbehaglich und unangenehm, mit Geld umzugehen. Und dann war es mir immer entwürdigend, für meine Kunst Geld zu nehmen, selbst wenn es sich um Brotarbeiten handelte.

Außerdem bewahrte ich in dem Kästchen meine paar Briefe, Nadel, Zwirn, Knöpfe und was man sonst so braucht, auf. Zu unterst aber lagen, in Seidenpapier eingewickelt, die einzigen Wertstücke, die ich besaß, Andenken von meiner verstorbenen Mutter: eine Bernsteinkette mit einem Anhänger und ein Paar goldene Ohrringe. Hübsche Biedermeierarbeit, noch von der Großmutter herstammend. Das Kästchen lag unter Wäsche und dergleichen in meinem Koffer, der immer unverschlossen war. Nun suchte ich eines Tages einen Geschäftsbrief — andere bekam ich ja kaum. Er war nirgends zu finden. Hatte ich ihn vielleicht doch zu den alten Briefen in das Kästchen gelegt? Dabei fiel mir auf, daß das Paketchen in dem Seidenpapier fehlte, auch einige alte, seltene Silbermünzen vermißte ich. Ob auch von meinem bißchen Gelde etwas abhanden gekommen war, wußte ich nicht, da ich es nie zählte. Das war mir ja auch gleich. Aber die anderen Dinge?

Ich sann hin und her, konnte mir aber die Sache nicht erklären. Einen Menschen zu verdächtigen, wäre mir nicht möglich gewesen. Die Wirtin hatte freilich, da sie in der letzten Zeit sehr hinfällig war, ein Dienstmädchen genommen, aber dieses machte einen so guten Eindruck, und dann — nein! ich fühlte, wie ich rot wurde bei dem bloßen Gedanken, einem Menschen so etwas Schlechtes auch nur von fern zuzutrauen.

Merkwürdig war es, daß sich um die gleiche Zeit in der ganzen Pension eine gewisse Aufregung bemerkbar machte. Schließlich erfuhr ich, daß verschiedene Gegenstände auf rätselhafte Weise verschwunden seien. Die Wirtin vermißte einen

silbernen Serviettenring, den anderen Damen fehlten ein paar seidene Taschentücher, eine Vorstecknadel und sonstige Kleinigkeiten. Auch Thea suchte vergeblich einen kleinen goldenen Ring, und schließlich verschwand auch Fräulein Liselottens silberne Zigarettendose.

Die Aufregung wurde immer größer. Niemand wußte sich die Sache zu erklären. Auch ich hotte schließlich von meinem Verlust erzählt. Man riet natürlich zuerst auf das Dienstmädchen, aber ich nahm dessen Partei, wurde sogar hitzig dabei, denn es verletzte mich, daß man ein armes Menschenkind ohne Beweise solcher Vergehen beschuldigte.

Es herrschte nun immer eine unangenehme Stimmung bei Tische; einer schien dem andern zu mißtrauen, beobachtete ihn heimlich und war mit den eigenen Sachen so vorsichtig als möglich. Man kargte nicht mit scharfen Worten über die Niedrigkeit eines solchen Vertrauensbruches; selbst Thea, die doch sonst gewöhnlich so ruhig und wortkarg war, hielt nicht zurück, ja, war vielleicht am schonungslosesten in der Verurteilung dieser Vorkommnisse. Sie entrüstete sich besonders über meinen Verlust, wenigstens mir gegenüber, kannte sie doch die Gegenstände ganz genau, denn sie hatte, wenn sie in meiner Stube war, nach Mädchenart gern überall herumgekramt. Ihr Anteil tat mir wohl, um so mehr, als ich es schmerzlich empfand, daß sie nicht mehr in mein Zimmer kam.

Das ging eine Weile so, bis eine Aufklärung kam, die niemand erwartet hatte. Thea war, wie sie sagte, eines Abends genötigt, bei entfernten Verwandten eine Familienfestlichkeit mitzumachen. Sie war überhaupt in der letzten Zeit öfters weggewesen und kam dann gewöhnlich erst spät nach Hause. Auch diesmal war es bereits Morgen, als sie heimkehrte, und da man nicht darum wußte und die Wirtin Sorge um sie hatte, schickte sie das Dienstmädchen in Theas Stube, um nachzusehen. Nicht lange darauf kam das Mädchen mit den Zeichen größter Überraschung zurück. Als sie endlich Worte fand, erzählte sie hastig und sich überstürzend, daß sie Thea noch schlafend in ihrem Bette gefunden habe. Ihre Kleider, wahrscheinlich in der Übermüdung schnell abgerissen, lägen unordentlich herum, über dem Bettrande aber hänge eine Bernsteinkette und auf dem Unterrock liege ein Battisttaschentuch, das das Mädchen von der Wäsche her als ein der alten Dame gehöriges erkannte. Auch eine kleine silberne Zigarettendose, ähnlich der, die Fräulein Liselotte vermißte, habe sie auf dem Teppich liegen gesehen.

Das schien allen unglaublich. Nach langem Hin- und Herreden und Überlegen ging schließlich die Wirtin in das Zimmer Theas. Diese aber war bereits angezogen und vollkommen unbefangen. Von den Sachen war nichts zu erblicken. Hatte das Dienstmädchen sich versehen oder etwa gar, ungeschickt genug, die Geschichte erfunden, um den Verdacht von sich abzuwälzen? Es war ja doch undenkbar, daß Thea, ein Mädchen aus so guter Familie, dergleichen getan haben sollte. Ich selbst verteidigte sie natürlich aufs äußerste, so daß ich, wie ich glaube, mich fast bloßstellte. Meine Beredsamkeit schien auch auf die Damen überzeugend zu wirken, nur Fräulein Liselotte blieb zweifelnd und brachte diese und jene kleine Eigentümlichkeit Theas vor, um schließlich entschieden zu fordern, daß die Sache, so oder so, aufgeklärt werden müsse. Ich sah, wie sie dann heimlich auf die Wirtin einredete.



Mir war das so widerlich, daß ich es nicht mehr aushalten konnte und auf mein Zimmer ging.

Am späten Nachmittag kam die Wirtin zu mir. Sie hatte, auf das Drängen Fräulein Liselottens hin, in Theas Abwesenheit deren Koffer öffnen lassen. Ob sie das durften, danach schienen die Damen nicht gefragt zu haben. Jedenfalls hielt mir die alte Dame die Bernsteinkette und die Ohrringe hin und fragte mich, ob sie mir gehörten. Man hatte sie nebst den anderen vermißten Gegenständen, in Theas Koffer gefunden. Ich war wie vom Schlage gerührt. Nein, das konnte nicht wahr sein! nimmermehr! Vielleicht hatte jemand die Sachen in den Koffer hineingebracht, um den Verdacht von sich abzulenken. Die Wirtin hielt mit ihrem Urteil zurück und bat mich, mit hinüber in Theas Zimmer zu kommen, wo die Angelegenheit aufgeklärt werden solle.

Die ganze kleine Pension war dort versammelt. Eine kaum verhaltene Aufregung lag über allen. Ich bemerkte noch flüchtig, daß Fräulein Liselotte mich und dann Thea mit einem höhnischen Blick streifte, als diese auch schon auf mich zutrat und mich mit unbefangenem, aber entschiedenem Ton fragte, ob ich ihr nicht selbst die Kette und die Ohrringe gegeben hätte.

Ich war starr vor Überraschung und wußte nicht, was ich sagen sollte. Geistesgegenwart habe ich nie besessen, und eine offenbare Lüge zu sagen, ist mir unmöglich; auch glaube ich, jeder würde mir das sofort ansehen.

Aber ehe ich noch zu irgend einem Entschluß kam, fiel Fräulein Liselotte sofort ein: „Und meine Zigarettendose, hat Herr Bornemann die Ihnen auch gegeben?"

„Und meine Vorstecknadel? — Das Kästchen mit den Seidenbändern? — Die Taschentücher?" fielen die anderen, sich überstürzend, ein.

Es hätte also nichts geholfen, wenn ich meine Sachen als ihr geschenkt ausgegeben hätte. So war ich denn noch mehr ratlos und voller Bestürzung.

Thea blieb ganz ruhig gegenüber den auf sie einstürmenden erregten Damen. Ihr Gesicht hatte wieder jene Maske, die niemand etwas verriet, was dahinter vorging.

Abermals fuhr Fräulein Liselotte mit einem boshaften Ton in ihrer Stimme auf sie los: „Nun? Und? Er hat es Ihnen gegeben?"

Mit einer halben Wendung sich mir zukehrend, sah mich Thea mit ihren dunklen, verschleierten Augen an. „Ja", sagte sie ruhig.

„Alles?"

„Alles. Allmählich, eins nach dem andern."

Eine Pause allgemeiner Bestürzung trat ein. Aller Augen wandten sich auf mich. Ich hätte in die Erde versinken mögen. Was sollte das heißen? Was sollte ich tun?

Schon wandte sich die Wirtin mir zu: „Ist das wahr, Herr Bornemann?" Ich sah ihr an, daß sie es nicht glaubte, so wenig wie die anderen. Besonders Fräulein Liselotte gab sich keine Mühe, ihr höhnisches Lächeln zu verbergen.

„Ich —?" Die Beschuldigung war so niederschmetternd, daß ich keine Worte fand. Sollte ich mich als Dieb bekennen? Wie hätte ich das vermocht? Und hätte mir jemand geglaubt? Verwirrt stotterte ich: „Ich —? ... Nein ... ja ... ich weiß von nichts ... das heißt, ich ..."

Mit einem Zuge der Verachtung wandte sich Thea von mir ab. Mir war, als ob ich ihre Lippen leise das Wort „Feigling!“ flüstern hörte. Aber ich kam zu keinem klaren Gedanken; nur das eine Gefühl erfüllte mich, daß alles in mir zusammengebrochen war.

Ich hielt es nicht mehr aus. Ohne nach den anderen noch zu fragen, ging ich mit gesenktem Kopfe hinaus und auf mein Zimmer. Dort blieb ich den Rest des Tages. Das Mädchen brachte mir das Essen dahin und erzählte mir dabei, daß Fräulein Thea noch heute das Haus verlasse.

„Wer hätte das gedacht! So eine!“ sagte das Mädchen mit vor Entrüstung hochrotem Gesicht. „Will einen selber womöglich zum Spitzbuben machen und ist es doch selbst! Da müßte man doch gleich die Polizei holen! Ich verstehe die gnädige Frau nicht! Ja, wenn's unsereiner wäre!“

Ich gebot dem Mädchen Schweigen, da sie doch nichts Sicheres darüber wisse und die Beweise nicht zureichend seien.

Wieder allein, zerquälte ich mich mit allerlei Gedanken. Thea womöglich als Diebin verhaftet? Der Gedanke war entsetzlich! Doch ich sagte mir, daß die Wirtin sicher, aus Rücksicht auf den Ruf ihres Pensionats, die Sache unterdrücken würde. Daß es so war, erfuhr ich ja auch nachher. — Trotz alledem —!

So vergingen wohl einige Stunden. Oder nicht? Das Essen stand noch unberührt auf dem Tische. Ich fand mich nicht zurecht in meinen aufgeregten Gedanken, in dem Sturm meiner Gefühle. Ich, der ich so an die Menschen geglaubt hatte — und gar an sie —! Aber vielleicht war sie doch unschuldig! Sie mußte es sein! Wer weiß, was für Zufälle da hineinspielten! Eine seltsame Verkettung von Zufällen, wie sie doch mitunter vorkam. Es mußte ja so sein! Und als der Gedanke erst einmal in mir aufgetaucht war, erschien er mir mit jedem Augenblick wahrscheinlicher. Alle Tatsachen verschwanden dagegen. Wenn ich sie nur noch einmal sprechen könnte! Ob das nicht möglich war? Aber das mußte gleich geschehen, denn vor Nacht war sie sicher schon aus dem Hause.

Ich stand auf. An der Tür zögerte ich wieder —: wenn es doch wahr wäre? Und würde sie es mir dann gestehen? Aber es konnte ja nicht sein. Doch vielleicht konnte sie mir irgend eine Erklärung geben, zum mindesten eine Entschuldigung, die alles in einem milderen Lichte erscheinen ließ.

Als ich den langen, dunklen Flur betrat, sah ich einen Lichtschein aus einer sich öffnenden Tür fallen. Jemand trat heraus. Etwas in mir sagte mir, daß sie es sei. Schnell ging ich den Flur entlang. Ja, sie war es. Ich erkannte sie in dem aus der Stube einfallenden grellen Abendlichte, obwohl sie einen Regenmantel trug und mir den Rücken zuwandte. Das Schicksal kam meinem Vorhaben entgegen, es sprach selbst für sie. Ach, am liebsten hätte ich mich vor ihr hingekniet, ihre Hände unter Tränen geküßt und alle Schuld auf mich genommen.

Nun stand ich hinter ihr. „Thea! Fräulein Thea!“ sagte ich leise, um keinen anderen aufmerksam zu machen.

Sie wandte nur den Kopf. „Was wollen Sie?“ Wieder lag auf ihrem von der Seite her scharf beleuchteten Gesicht jene undurchdringliche Maske, und wieder klang, neben Kälte und Gleichgültigkeit, ein Ton von Verachtung durch ihre Stimme.

„Fräulein Thea ... ich ... lassen Sie mich erklären ... oder Sie ... möchten Sie nicht einen Augenblick zu mir eintreten?“ Meine Augen waren feucht und meine Stimme zitterte.

„Was sollte das für einen Zweck haben?“

„Nur ... nur ein paar Worte. Es hängt so unendlich viel für mich davon ab“, bat ich.

„Was Sie sagen wollen, können Sie mir ja auch hier sagen. Aber schnell. Ich gehe gleich.“

„Sie gehen? Für immer?“

„Ja. Selbstverständlich. Was fragen Sie noch?“

„Und ich —? — Ach, Fräulein Thea, wenn Sie ... wenn Sie wüßten, was Sie mir gewesen sind —! Mir und meiner Kunst! ... Und nun niemand mehr haben, der ... der einen versteht ... mich in meiner Kunst ...“

„Was soll das? Lassen Sie mich mit Ihren Albernheiten in Ruhe. Ich habe mir nie etwas aus Ihnen und Ihrer Kunst gemacht.“

Wieder war es, als ob plötzlich etwas in mir zusammenbräche. „Sie haben nie ... nichts ...“

„Nicht das geringste. Lassen Sie mich gehen.“

Die Flurtür wurde geöffnet. Eine Flut von Licht drang in den dämmrigen Raum. Eine fremde Männerstimme rief von der Tür her: „Wo bleibst du, Thea?“

„Ich komme schon.“ Sie wandte sich um, mir den Rücken zukehrend. Auf dem Flur stand ein junger, kräftiger Mann, elegant gekleidet, mit einem ironisch-brutalen Zug um den starken Mund.

„Das Auto wartet. Was machst du noch?“

„Ja doch.“ Sie knöpfte den untersten Knopf ihres Mantels zu. Unwillkürlich suchte ich nach ihrer Hand zu fassen. Ich hatte ihr ja noch so viel, so unendlich viel zu sagen.

Der junge Mann trat dazwischen. „Was soll denn das? Was geht die Dame Sie an?“ Dann wandte er Thea den Kopf zu. „Wer ist denn das eigentlich?“

„Ach, du weißt ja ... der ... ich hab' dir ja erzählt ...“

In dem glattrasierten Gesicht zuckte es höhnisch. „Ach so, der? Der Phantast?“

„Ja.“ Sie lachte kurz auf.

„Komischer Herr.“ Er machte mir eine leichte, ironische Verbeugung. „Empfehle mich. Lassen Sie es sich weiter gut gehen.“

Beide verschwanden durch die Tür. Ich blieb betäubt zurück.

* * *

Ich habe sie nie wiedergesehen. Und ich wünsche es auch nicht. Später hörte ich, daß sie sich mit dem jungen Manne verlobt habe. Ich weiß nicht, ob es sich so verhält oder ob es nur eine boshafte Erfindung Fräulein Liselottens war, die es mir, anscheinend mitleidig, erzählte. Es berührte mich nicht. Bald darauf zog ich auch aus jener Pension aus. Die Erinnerungen waren zu drückend.

Es hat lange gedauert, ehe ich darüber hinwegkam. Langsam, langsam mußte sich erst der Glaube an die Menschen und an meine Kunst wieder aufbauen. Aber auch das hat doch sein Gutes gehabt. Ich schloß mich mit einer inbrünstigen Liebe

an die Natur an; sie lügt nicht, sie enttäuscht nicht, sie ist durch und durch voller Wahrheit und Trost. Nie noch hatte ich diesen Segen so gefühlt.

Ja, so ist mir dieses schwere Erlebnis doch zum Segen geworden, dieses Erlebnis, das wie ein Traum mein Leben umfing, wie es aus dem Traume entsprossen war. Und ist überhaupt alles Herrlichste in diesem Dasein nicht immer wie ein Traum? Hat nicht alles Unsterbliche im Menschen und in seinen hehrsten Schöpfungen jenen unvergänglichen Duft des Traumes, jenes Entrücktsein von Zeit und Raum, von dieser schweren, beängstigenden, unbeweglichen Wirklichkeit, die doch so vergänglich ist? Ja, ewig sind nur die Träume, mag man sie mit Namen nennen, wie man will.



Andacht

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

Karfreitag war. Am hohen Kreuze brennt
Das ew'ge Licht mit seinem stillen Schein.
Ein Namenloser nur, den keiner kennt,
Kniet nächtens dort — mit seinem Gott allein.

Wie ringt er heiß und schwer, wie kniet er lang!
Wer bist du, Mann, mit unbehelmtem Haupt?
Bist du es, Siegfried, den der Feind bezwang
Vom Rücken her und ihm das Schwert geraubt?

Und fandest du durch Not und nächtlich Leid
Den steilen Höhenweg — nach Golgatha? . . .
Wohlan, so sammle Kraft! Zum Sieg geweiht,
Bring' Frieden, Held! Der Ostertag ist nah!



Besuch bei Gleim
Von Ludwig Bäte

Wohnt dort dieser fürtrefflichen Stadt gefeierter Orlando?"

Übermütig blitzten Ulrike von Kleists sprühende Augen aus dem schwerfälligen Reisewagen, der sich, holpernd und stolpernd am steinernen Rolandbilde vorbei, weiter den Petershof entlang dem grauen Domhof zuwandte.

Der Gefragte lächelte verständnisvoll und tippte, als er die breite Kalesche hinter seinem Rücken hatte, vielsagend an seine breite Stirn. Man hatte ja einiges in langen Jahren im guten Halberstadt erlebt, hatte Dänen und Schweden gesehen. Sogar Leute aus dem Moskowiterreich. Auch den Minister aus Thüringen, von dem man so viel Aufhebens machte, weil er Komödien schrieb. Dann seinen blassen Freund mit den großen Augen. Aber dieses Frauensmensch mit dem scharfen Gesicht, den geschnittenen Haaren, der Stimme wie ein preußischer Dragoner, nee! Unwillig steuerte er an der Liebfrauenkirche vorbei dem „Grünen Heinrich" zu, um seinen Ärger zu ersäufen und der Wirtin nebenbei von dem Besuch beim alten Gleim zu erzählen. Denn dem konnte er doch nur gelten.

Der Wagen hielt.

Aus dem breiten Portal Nr. 31 trippelte behend ein steinalt Männchen, fröhlich lächelnd, und half unter wiederholten Komplimenten, soweit das die halbblinden Augen noch erlauben wollten, dem gnädigen Fräulein aus den Kisten und Koffern, mit denen der Fond angefüllt war; und reichte dann die schmale, dickgeäderte Greisenhand in den Wagen zu dem ernsten Heinrich v. Kleist, der sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte, während Justus, der Diener, dem Kutscher seine zinnerne Schnupftabaksdose reichte und die Pferde auszuschirren begann. Wenig später saß man am Kaffeetisch.

Die grünen Läden waren hochgezogen und gaben den Blick frei in die schimmernde Maienfülle des Gartens.

Ulrike sprudelte über vor Laune und geistreichen Einfällen. Soeben hatte sie Gleim erzählt, wie sie in Leipzig in Männerkleidung einer Vorlesung Plattners beigewohnt hatte. Nachsichtig lächelte er und schaute seinen Gast an, der mit einemmal wie aus tiefer Lethargie erwachte:

„Wir suchen überall die Lehrer der Menschheit!"

„Und Abenteuer!" ergänzte die Schwester.

„Was man Lehrer nennt", fuhr er fort, ohne ihren Einwurf zu achten. „Wir waren bei Plattner und Hindenburg in Leipzig, in Halle bei Klügel, in Göttingen bei Blumenbach und Wrisberg."

Dann sprang er ab. „Ich fange beinahe an zu denken, daß der Mensch zu etwas anderem da ist, als nur zu denken!" Und aus schwerem Sinnen fiel bitter hinterher: „Mathematik und Physik, die Grundfesten des Wissens!"

Gleim nickte vor sich hin. Draußen jubilierten die Drosseln.



„Ich hatte schon als Knabe, mich dünkt, durch eine Schrift von Wieland, mir den Gedanken angeeignet, daß die Vollkommenheit der Zweck der Schöpfung wäre. Ich glaubte, daß wir einst nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommnung, die wir auf diesem Stern erreichten, auf einem anderen weiter fortschreiten würden, und daß wir den Schutz von Wahrheiten, den wir hier sammelten, auch dort einst brauchen könnten. Das war meine Religion. Bildung schien mir das Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichtum, der des Besitzes würdig ist."

Der Alte sank immer tiefer in Nachsinnen und Erinnerung. So hatte einst auch sein Liebster, Ewald von Kleist, gesprochen, als er in den fernen Potsdamer Tagen dem Freunde von seinen Königsberger Studentenjahren erzählte. Leidenschaftsstiller zwar. Innig umschloß sein Blick den anderen Träger des teuren Namens.

Ulrike sah den Bruder bittend an.

Gereizt fuhr dieser fort: „Ich bemühe mich vergebens, mit der Hand des Verstandes den Faden der Weisheit, den das Rad der Erfahrung hinausziehen soll, um die Spule des Gedächtnisses zu ordnen. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, auch Wahrheit ist, oder ob es nur so scheint. Ist es das letztere, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nichts mehr, und alles Bestreben, ein Eigentum sich zu erwerben, das uns auch ins Grab folgt, ist vergebens."

Draußen wollte eine Drosselkehle in Liebesüberfluß fast vergehen. Er hörte es nicht.

„Kant!" sagte der Greis kummervoll vor sich hin. Kleist hielt erschöpft inne. Die Abendsonne glühte ins Zimmer und zündete flammende Feuer auf seinem von Denken und Leidenschaften zerwühlten Gesicht an, an dem das tiefbraune Haar zu kleben schien.

„Über allem Irren steht Gott!" sprach leise der Alte in die Stille.

„In Dresden war ich in der katholischen Kirche. Mitten vor dem Altar, an seinen untersten Stufen, kniet jedesmal, ganz isoliert von den anderen, ein gemeiner Mensch, das Haupt auf die höheren Stufen gebückt, bebend vor Inbrunst. Ihn quälte kein Zweifel, er glaubte! Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, mich neben ihn niederzuwerfen und zu weinen. Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden!"

Silbern klirrte ein Löffel. Ein Arm legte sich milde um seine fieberhaft zuckenden Schultern:

„Komm, lieber Kleist!"

Und leise führte er ihn hinaus, wie selbst seine Hand noch niemals einen Menschen geleitet, auf den Flur. Eine Tür tat sich auf, ein Sessel schob sich heran, und, immer noch die treuen Arme um ihn geschlungen, redete der Greis unaufhaltsam auf ihn ein, was ihm sein Herz eingab; und die Geister, deren Abbilder seinen „Tempel der Musen und der Freundschaft" zierten, sprachen vernehmlich, schütteten aus heiterem Becher den Frieden in seine Seele und in die aufgeregte Bilderjagd seiner zuckenden Lippen. Und Ewald Kleist winkte aus Geisterland herüber.

Es war dunkel geworden. Ein Diener brachte Licht.

Mit einem Blick, in dem der Menschheit ganzer Jammer lag, und doch voll überströmender Güte, umfingen Kleists traurige Augen den verkrümmten Zweiundachtzigjährigen.

Und doch glomm tief in ihm leise Hoffnung.

Dann schritt er mit ihm noch unten, wo Ulrike ängstlich seiner harrte, den Gästen zu, die der noch immer lebensfreudige Dompropst zu seinen Ehren geladen. In seinem Hirn aber hämmerte es, und immer gewisser wurde der Rhythmus: „Alle Kleists Dichter, alle Kleists Dichter!“

Licht wurde. Am inneren Himmel stieg die Sonne auf.

In später Nacht, als Gleim sich sinnend von dem Bilde des Kunersdorfer Kleist losriß, hatte der Alte einen seltsamen Traum: Seine „Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier“, die mit Johann Wilhelm Meils Vignetten und Krauses Melodien unter seinem großen Ölbild lagen, wurden Soldaten, marschierten auf, rissen die Gewehre zum Präsentieren herab vor dem, der königlich vor ihnen herschritt, die Augen voll Adlerleuchten, indessen eine kriegerische Musik, die sich langsam in überirdische Melodien löste, immer näher an sein Ohr drang.



Kätzchenstrauch

Von Freda Bethcke

Über dem Walde liegt's wie ein Hauch,
Am Waldrand blüht ein Kätzchenstrauch.
's ist eitel goldenes Gleißen
Im hellen Sonnenschein,
's ist jubelnd frohes Verheißen: —
Bald wird Frühling sein!



Der Rammelsberg
Aus dem Kaiserepos von Paul Ernst

Im Oktoberheft haben wir des Dichters Vorwort zu seinem Epos gebracht. Hier möge nun eine Episode daraus (Jägerbursch und Fee) als Stilprobe zum Abdruck kommen: die Entdeckung eines für König Otto wichtigen Silberbergwerks. D. L.

Es ging ein Bursch hinaus zur Winterszeit
Zum Jagen auf den Rammelsberg. Der Wald
War dicht verstrickt mit Unterholz. Beschneit
War Ast und Zweig und Boden. Willibald,
So hieß der Bursch, schlägt sich durch Dorn und Strauch,
Kriecht bald und windet sich, rutscht auf dem Bauch,
Sucht, bis die Sonne abwärts ihren Bogen
Wendet: er ist auf eine Sau gezogen.
Hier hat sie sich gesuhlt, da ist ein Bruch;
Die Sau ist immer doch nur wie ein Gast.
Endlich das Lager! Einen frohen Fluch
Stößt aus der Bursch, das Eisen fester faßt —
Da steckt die Sau den Rüssel vor und sucht,
Er treibt das Eisen ins Gescheid' mit Wucht,
Sie haut mit dem Gewehr, er springt zur Seite,
Sie torkelt auf — da liegt schon seine Beute!
Die Wammen schneidet er bis zum Pürzel auf,
Zieht das Geräusch heraus und macht sie leer,
Schwingt sie sich auf und geht. Doch ihren Lauf
Beendet hat die Sonne. Rings umher
Wird's dunkler schon; es schwitzt ihn; aber bald
Wird's in den nassen Kleidern eisig kalt,
Der Mond verschwindet, eis'ge Spitzen stürmen
Ihm ins Gesicht, Schneewirbel leicht sich türmen.
Er kriecht durch Dorn und feinen Schnee und Eis.
Die Hände bluten ihm. Die Spur verweht.
Jetzt ist sie noch zu sehen, jetzt schon weiß
Er nicht mehr, wo der Weg nach Hause geht.
Vom Rücken, keuchend, wirft er seine Last,
Wie Nebel geht sein Atem, eisig faßt
Entsetzen ihn. Es würgt ihm in der Kehle,
Vor Todesangst fast schwindet ihm die Seele.
Er späht nach oben: unsichtbar das Gezweig
Im Schneewehn wird; nach unten: zwei, drei Schritt
An Stock und Stämmen windgehäuft, und gleich,
Wo frei der Wind kann blasen. Immer mit
Das Weiß geht eben, hüglig, wenn er geht,
Im gleichen Kreis stets steht er, wenn er steht;
Er geht und geht und geht, und sieht nach langem
Gehn seine Spur: er ist im Kreis gegangen!
Ein Schrei aus seiner Kehle trocken dringt.
Was ist? Ein Klingen, Singen; da ein Licht!
Er stolpert, springt, aus vielen Fenstern schwingt
Ins eis'ge Funkeln blitzend Licht. Gesicht
Erstarrt ihm und Gehör. Da tanzt ein Schloß
Von Fensterreihn, umschneit, unsehbar groß!
Durch liebliches Einfluten, Fliehn und Wogen
Von Tönen heiter wird die Luft durchzogen.
Er steht und starrt. Da ruft es hell heraus:
„Er stirbt im Schneegestöber. Holt ihn her!"
Da steht er starr gefroren schon im Haus.
Wirr dreht es sich in ihm und wird ihm schwer,
Bewußt noch halb und halb im Schlummer spürt
Er eine Hand, die weich und warm ihn führt,
Er sieht in einer Stube sich erwachen,
Die schönsten Speisen ihm entgegenlachen.
Sein Rock dampft flauschig und sein Antlitz glüht,
Bis in die kleine Zehe ist ihm warm;
Es steht von Braten, Weißbrot, Fisch, und blüht
Von rotem Wein. Nun regt er Hand und Arm,
Und nimmt und schneidet, trinkt und ißt. Es fließt
Warm durch den ganzen Körper ihm und gießt
Ein wohliges Behagen durch die Glieder;
Beim letzten Bissen sinken ihm die Lider.
Kaum wacht er auf, da steht die schönste Frau,
Und starrt ihn an und lacht wie Silbergeld,
Und lacht, bis aus der Augen Himmelsblau
Es tränend auf die rote Wange fällt;
Auf Rock und Schuh blickt nieder er verdutzt,
Er hat den Boden rings benäßt, beschmutzt,
Im Trocknen krümmt sich häßlich Rock und Hose,

Mit offnem Munde steht der Ahnungslose.
Die Welt ist draußen irgendwo und schneit,
In großen Flocken fällt der Schnee und dicht,
Weiß deckt sich Boden, Zweig, und nah und weit,
Und lautlos ist die Welt und rührt sich nicht.
Im Schloß träumt Willibald, es singt und klingt,
Im Spiel sein Arm den Leib von Hygd umschlingt;
Mag's tau'n nun in der Welt und mag es tropfen,
Es rinnt die Zeit und rauscht mit Pulseklopfen.
Hygd schmiegt an Willibald sich nächtlich warm,
Von Tränen sind die Wangen ihr benetzt;
Sie sagt, und angstvoll hält sie ihn im Arm:
„Glaubst du, du mußt mir danken, tu es jetzt!
Zum Tale jedes Wässerchen nun fließt,
Bach sich in Fluß und Fluß in Strom ergießt;
So sind nun in den Bergen auch die Stollen
Mit vollen Wogenfluten angeschwollen.
Mein Vater hat aus Ungarn mir gesandt
Botschaft: er kommt. In tiefem Bergesgang
Der Wasserstrom zieht sich von Land zu Land
In blau kristallner Adern wirr Gerank,
Drauf seiner Schiffe Zug in Elfenbein,
Gold, Purpur, Silber schwimmt im Fackelschein,
Den widerblitzend von der Wand er strahlen
Läßt in Topas, Demant, Rubin, Opalen.
Auf seinem Throne sitzen wir im Saal.
Nun bitt' ich, Lieber, halte dich zurück,
Daß du nicht lauschest! Namenlose Qual
Müßt ich bezahlen dann für unser Glück."
Er küßt sie auf den Mund und drückt ihr still
Die Hand. Sie seufzt und spricht zu ihm: „Ich will
Vergessen, Liebster, alle meine Sorgen;
Du liebst mich ja, was kümmert mich denn morgen!"

Schwer lag der Schnee auf Zweig und Baum und Ast,
Und Dämpfe, Nebel, Sprühn und Regen sog,
So drückte immer schwerer seine Last,
Der Wipfel angstvoll, atemlos sich bog;
Da kam der Sturm; unheimlich leiser Groll,
Dann Donnern, Brechen, Bersten, Splittern scholl,
Ein Stürzen, Reißen, Prasseln: ausgerissen
Sind hundertjähr'ge Bäume hingeschmissen.
Der Sturmwind heult und pfeift; es jammert, klagt,
Es rasselt schreiend, johlend durch die Luft,
Es knallt mit Hott und Hü die wilde Jagd,
Es lacht und kracht, kaum ausgedacht und ruft;
Mit Bellen, Kläffen, Winseln, Heulen braust;
Es wankt das Haus und schwankt das Dach, zerschmettert
Die Ziegel auf den Boden sind gewettert.
Angstvoll drückt in die Ecke Willibald
Sich, hält das Ohr sich zu. Mit einem Mal
Ist totenstill geworden die Gewalt.
Er richtet sich und lauscht. Dann aus dem Saal
Musik tönt. In der Kammer dunkel harrt
Mit trocknem Munde Willibald und starrt;
Wo Hygd den Türspalt mußt' mit Tuch verstopfen
Ein Löchlein blieb, Herz ihm und Pulse klopfen.
Der Elfenreigen süße Melodie
Zieht nun im Raum mit wunderlichem Sang;
Ein Sehnen zieht ihn fort, er weiß nicht wie,
Bang wird es ihm und krank von Kling und Klang.
Licht durch das Löchlein überirdisch bricht,
Er kriecht zur Tür und das Gesicht hält dicht
Er an das Brett, der Männer und der Frauen
Unirdisch leichtem Schweben zuzuschauen.
Hygd auf dem Thron sitzt, neben ihr ein Mann
Mit weißem Bart und Haar und scharfem Blick.
Kaum sieht ihn Willibald, da kommt ihn an
Ein Zittern, still und schnell kriecht er zurück,
Und wartet wieder. Lange Zeit? Er weiß
Es nicht; er schreckt aus tiefem Schlafe; heiß
Brennt eine Träne ihm; Hygd steht, sich neigend,
Die Sonne scheint, ihm alle Dinge zeigend.
Sie spricht: „Du tatest nicht nach meinem Wort.
Mein Vater sah dich nicht. So ging es noch.
Es ist jetzt Lenz, du weißt, dein Weg ist dort.
Ich darf dich nicht mehr halten — dürft' ich doch!
Ich bleibe hier, und mancher Winter naht
Mit Sturm und Eis und schneebedecktem Pfad,
Einmal geschah es von den vielen Stunden,
Einmal geschah es, daß du Hygd gefunden.

Noch einmal bitt' ich dich. Erfülle mir
Zum wenigsten das, willst du dankbar sein.
Ein Kind trag' unterm Herzen ich von dir.
Wirst du gefragt, so sage: es ist mein.
Du sahst nun meinen Vater; hast gesehn,
Er ist sehr stolz; schlimm müßte mir geschehn,
Verleugnetest du mich; daß ich gegeben
Mich solchem Manne, kostete mein Leben."

Goslar gab es zu jener Zeit noch nicht;
Wo jetzt die Straße mit den Häusern reicht,
Die Flur sich dehnt, da breitete sich dicht
Der hohe Wald; es sprang ein Eichhorn leicht
Von Zweig zu Zweig, ohne daß es berührt
Den Boden. Schlicht aus Stämmen aufgeführt
Ein Häuschen stand. Wenn König Otto jagte
Im Harzwald, dort zu wohnen ihm behagte.
Willibald Jäger König Ottos war.
Der König Otto immer kam allein;
Er kam den Pfad geritten, wenn im Jahr
Gelegenheit zum Anstand mochte sein;
Langsam ritt er dahin im grünen Wald
Und sang ein Liedchen, daß es lustig schallt,
Von ferne klang des Spechtes eifrig Hämmern,
Auf Rasen ging das Pferd im gold'gen Dämmern.
Willibald harrte, Mütze in der Hand;
Der König führte in den Stall das Pferd;
Bereitet hatte Willibald den Stand
Mit duft'gem Heu; der Kessel an den Herd
Wird dann gerückt; das Wasser kocht; es liegt
Auf weichen Fellen Otto; angeschmiegt
Liegt ihm sein Hund; nun auf das Brot gegossen
Das heiße Wasser, die Suppe wird genossen.
Indes erzählt von Fährten Willibald,
Vom Wechsel, was er alles ausgespürt;
Die Armbrust nimmt der König, in den Wald
Der Jäger ihn zum Anstandsorte führt,
Dann läßt er ihn; der König träumt und denkt,
Auf jedes Nachtgeräusch die Sinne lenkt;
Des Mondes Scheibe in Unendlichkeiten
Golden schwimmt; da knackt es leicht im Weiten.
Willibald kommt zurück von Hygd zum Haus,
Das er den Winter ließ. Er öffnet weit
Die Tür und läßt die alte Luft hinaus,
Prüft die Vorräte, die so lange Zeit
Allein gestanden, tut, was ihm zu tun;
Der Lenz, der Sommer geht; er wartet nun,
Daß aus dem Tale er des Königs Singen
Hört über seine Wiese hin erklingen.
Der König kommt und frohen Gruß ihm nickt;
Sie gehn zum Stall, dann treten sie ins Haus.
Da, mitten eine Wiege! Winselnd drückt
Der Hund sich an den König. Überaus
Prächtig die Wiege ist. In Schlummer liegt
Das Kind darin; langsam, von selber wiegt
Die Wiege sich — nein, wunderbare, weiße
Hände liegen auf ihr, bewegen sie leise.
Es sträubt das Haar sich Willibald, als sehn
Aus Unsichtbarem er die Hände muß,
Und unhörbar das Hin- und Widergehn.
Der König schreitet zu, ihm stockt der Fuß;
Der König beugt sich vor. „Welch schönes Kind!
Es ist von dir?" Verwirrt von Schrecken sind,
Von Scham und Furcht dem Jäger die Gedanken.
„Nein, Herr", erwidert er ihm ohne Schwanken.
Ein tiefer Seufzer von der Wiege klingt,
Ein Schluchzen; unsichtbar, ist's Hygd; es spricht
Otto mit Ernst; des Jägers Sinn durchdringt
Ein Schwert: „Ich glaub's, Willibald, dir nicht",
Der König sagt. Willibalds Aug' geht irr.
„Was leugnest du?" Der König fragt ihn. Wirr,
Der Scham sich schämend Willibald, in böser
Lügenverstrickung: „Ich schwör's bei dem Erlöser".
Ein Schrei, ein Todesschrei! Es hebt sich auf
Die Wiege, zu der Türe eilig schwebt
Und eilt zum Walde hin in schnellem Lauf.
Der Jäger steht und senkt den Kopf. Es hebt
Sein Schwert der König, legt es wieder fort,
Und spricht zu ihm: „Verlasse diesen Ort!
Hier will ich froh sein, von der Schlechten Leben
Nichts wissen, nur mit Gutem mich umgeben."
Allein, der König, nimmt sein Pferd zur Hand
Und reitet langsam in den stillen Tann.
Da, eine Müdigkeit ihn übermannt;
So steigt er ab vom Roß und bindet's an,
Und streckt sich hin; es schwingt sich tief am Hang
Gefrans der Fichte; Augentrost entlang
Und Thymian duftet in des Harzes bitter
Gedüfte und der Lüfte heiß Gezitter.
Der König schließt die Augen leise zu;

Sein Blut im Innern summend stille schwingt;
Den Atem hält der Wald an seiner Ruh,
Und Purpurdunkel durch die Lider dringt.
Ist er im Schlummer? Leise aus dem Mund
Sein Atem geht, es rötet sich gesund
Die Wange ihm, es senkt und hebt in langen
Zügen die breite Brust sich unbefangen.
So schlummert lange Zeit Mensch, Sonne, Blatt.
Da gleitet's aus dem Munde Ottos klein,
Und ringelt sich und züngelt, gleitet glatt
Durch Halm und Kraut und unter flachem Stein,
Ein Schlängelchen. Es schläft an stillem Ort
Der König, doch ihm ist, er gleitet fort
Schmal, unterirdisch, bis in lichte Weiten
Sich funkenglitzernde Gewölbe breiten.
Ein König steht mit weißem Bart und Haar
Und scharfem Auge, reicht ihm ernst die Hand,
Und spricht zu ihm. Er weiß nicht, was es war,
Vielleicht von Hygd. Der Unterirdischen Land
Ist dies. Allmählich Otto erst erkennt,
Was alles ist. Der König ihm benennt
Alles mit Namen, doch aus seinen Ohren
Hat er den Klang der Namen bald verloren.
Da zieht es in die Tiefe sich als Kluft,
Webt golden flinkernd eingesprengt und brennt;
Rotgültig nestgehöhlt ist eine Schluft,
Ein schmales Band silbern ins Weite rennt,
Gestrickt, gesponnen ist das Gold, gezackt,
In hohlem Loch, baumförmig, strahlig, gehackt,
Ein gelber Schwaden schweflig dort gewittert,
Unmerklich dünn es hier in Blättchen zittert;
Wie Frauenhaar sich's seidig, weichlich schmiegt,
Wie Horn geschmeidig, silbrig es sich zieht,
Blau, rot und goldig flammend schalig biegt;
Wie Hauch auf Stahl plötzlich kommt und flieht,
Ein Regenbogen, schwindet, sich erneut;
Weißgültig, spitz kristallen überstreut
Mit buntem Kupfersand; es streicht die Strecke,
Verwirft sich, findet sich, senkt sich die Decke.
Von Wassern rauscht es dumpf von fern und quillt,
Tropft höhlend, zackt, klopft klingend auf den Stein,
Zum unsichtbaren See mit Plätschern schwillt
Und hüllt den Sand mit kalt'gem Mantel ein;
Zum Dome wölbt es sich, und hebt und strebt,
Und von der Decke spitzig niederwebt,
Die höchsten Bogen schwingen sich ins Dunkel,
Und aus dem Dunkel sprüht ein naß Gefunkel.

Träg stand das Pferd und still; plötzlich erhebt
Den Kopf es wiehernd, scharrt; Otto im Traum
Das Wiehern hört, es wirrt um ihn und bebt;
Die Schlange gleitet vor und züngelt; kaum
Ist sie verschwunden in des Königs Mund,
Hebt der sich, reibt die Augen und blickt rund.
Da ist der Rain, der Wald, des Lichtes Flirren
Und einer Libelle Zucken, Stehn und Schwirren.
Dem König am Arm die Nase reibt das Pferd.
Er bindet ab den Zügel von dem Ast,
Den Gürtel rückt zurecht er mit dem Schwert
Und hebt den Fuß zum Bügel. Da erfaßt
Sein Auge auf der Erde einen Schein.
Da, wo das Pferd gescharrt auf einem Stein,
Glänzt's silbern. Er nimmt auf, was er sieht liegen:
Schwer wägt die Hand ein Silbererz gediegen!
Ein Jubelruf von König Otto schallt,
Klingt übers Tal, wo Baum sich drängt an Baum,
Vom Felsen gegenüber widerhallt.
Behoben ist die letzte Not! Im Traum
Hätt' er geglaubt nicht, was ihm hier geschah.
Für jeden Plan das Geld ist nunmehr da.
Ein Dankgebet. Des Rosses Hufe schlagen
Talwärts, das Otto und sein Glück muß tragen.
Bergleute kommen nun aus Franken an.
Wo Ottos Pferd stand, flach zutage streift
Der Gang; schräg geht es unter Tag; es kann
Der Bergmann weiter nicht, drum abgeteuft
Ein Schacht wird, fest gezimmert; drüber ein Haus
Gebaut, in dem der Bergmann ein und aus
Geht: wo des Jägers Hütte stand, erheben
Wohnungen sich und wimmelt städtisch Leben...





Die Tage von Gandersheim

Etwas aus der Jugendbewegung

Wie die Berge im Morgenrot, zu denen ich heut aufschaute — und nachher lag ein großer Glanz des jungen Tages auf ihnen —, so steigen mir und all den Tausend, die sie erleben durften, immer wieder die Tage von Gandersheim auf. Mitten in all der Not und Qual unseres zertretenen Volkes wie eine Blüte aus dem Schnee ein neues Werden in Schönheit, Reinheit und Innigkeit, an die manches vergrämte Auge nicht mehr glauben wollte. Nun sah es plötzlich, daß Deutschland lebt, daß es immer noch aus dem Quell des Ewigen schöpft und darum gar nicht umzubringen ist, daß es eine Jugend hat, so lauter und klar und stark, wie nur jemals eine. Die Jugend aber ist das kommende Volk.

Der auf der Grundlage des Wandervogels gewachsene Bund der „Adler und Falken" beging in dem verträumten Roswitha-Städtchen Gandersheim am Nordfuß des Harzes seinen Bundestag. Aus allen deutschen Gauen, von Nord- und Ostsee, aus Österreich, Böhmen und Mähren, vom Rhein und aus der Mark, von überallher waren die Buben und Mädel, meist nach wochenlanger Wanderung, gekommen, miteinander froh zu sein, zu raten und zu taten. Das ist an sich nichts Sonderliches; das ist immer in deutschen Landen so geschehen. Aber wie es geschah, das ist das Sonderliche. Da sprang es auf einmal, was sonst vielleicht nur die Leser der Bundes-Zeitschrift ahnten, vor unser aller Augen auf: es ist eine neue deutsche Kultur im Werden, und diese blüht in der neuen Jugend auf, die sich zum Wandern aufgemacht hat und sich in den Wäldern, auf den Bergen und an den Wassern der Heimat ihr Eigenes wieder holt, das unserm Volk in seiner Verstädterung verloren ging. Wenn Friedrich Lienhard immer wieder forderte, daß wir dem Reichskörper die Reichsseele schaffen sollten: hier diese Jugend ist frisch am Werk.

Man erkennt ein Volk gut daran, wie es Feste zu feiern weiß. In den Stunden der Gehobenheit verbirgt es sein Inneres nicht. Die Alten verstanden keine Feste mehr zu feiern, Feste, bei denen man nicht nur als Schauer oder Hörer daneben sitzt, sondern jeder Einzelne als Mitwirkender dabei ist und alle zu einer Gemeinde zusammenwachsen. Die Jugend kann das wieder. Und wie das alles aus der Tiefe des Deutschtums quoll, die Erkenntnis, welche Kräfte doch in der Seele unseres Volkes schlummern und nur entbunden zu werden brauchen, das war das Beseligende für uns Ältere, die wir nehmend und gebend bei dem Feste waren.

Schon der Auftlang hat viele überwältigt. Da nahmen die Adler die Herzen der Gandersheimer im Sturm. Der Weg zur Kirche, der tausendjährigen Roswitha-Kirche, immer neue Hunderte von Buben in farbenfreudigen Kitteln, in denen die kraftvolle Jünglingsgestalt so prächtig zur Geltung kommt, und ebensolche Scharen von Mädchen in festlichen Kleidern, der Marsch unter Gesang, mit Klampfen, Flöten und Fiedeln, hundert Fahnen und Wimpel in den Farben der Gaue und Städte: dieses Bild hätten Deutschlands Dichter und Maler in sich aufnehmen sollen! Altersgrau die Kirche, von wunderbar gedrungenem, kraftvollem Bau, geweiht durch den Fuß einer Dichterin, die in Deutschlands Frühzeit über ihren Boden schritt —

und darin nun tausend jugendheiße Herzen, welche die ganze Not ihres Volkes tragen und einmal beenden wollen. Ein lichter, freudiger Farbenklang lag über dem alten Gotteshaus, als ich von der Kanzel über die Liebe zu jedem Volksbruder sprechen durfte, die allein uns aus dieser Not führen kann. Und dann klang es von der Not und dem Sieg eines Brudervolkes. Adler und Falken sangen zur Orgel die altniederländischen Volkslieder. Ein Schrei aus tiefster Seele, dieses: „Herr mach' uns frei!“ Über manches bärtige Antlitz rannen Tränen.

Und wieder eine Stunde der Andacht: Draußen am Berghang der Klus die Dichterstunde in der Morgenfrühe des andern Tages. Tausend junge Menschen im Gras gelagert, viele Gandersheimer mitten unter ihnen; und dann sprach das Wort des Dichters zu der schweigenden Schar. Daß diese Jugend wieder zu Deutschlands Dichtern findet und gerade zu jenen, die den Herzschlag unseres Volkes belauschten, im Lärm all der wirren Tage bisher aber fast ungehört blieben, jedenfalls nie zum ganzen Volke haben sprechen dürfen: das zeigt wohl, daß sie wieder den Weg deutscher Seele geht. Eberhard König und Friedrich Lienhard sind ihre Dramatiker, Wilhelm Lennemann und Heinrich Gutberlet ihre Lyriker, ich selbst darf zu ihr sprechen, darf ihr Führer sein, und dann steht über ihr ein Name, der Klang in den besten Herzen unseres Volkes gewann: Walter Flex.

Eine dritte Feierstunde: das nächtliche Feuer mit der Fahnenweihe. Die wandernde Jugend hat sich wieder einen Kult geschaffen, dessen Sinn und Macht unserm Volk so ganz verloren war. Wie Herzen, die ganz in eins schlagen in gemeinsamem Brauch, in tiefster Schau hinabsteigen in den Grund der Schöpfung, wie für eine Stunde der Schöpfer in ihnen Kräfte wirkt, die ihre Seelen ganz verbinden und sie stark machen weit in den Alltag hinein — es liegt ein tiefes Geheimnis darin. Eine Welt, die ganz auf das kalte Begreifen gestellt ist, kann dies Geheimnis nicht mehr verstehen. Diese Jugend, die auf ihren Fahrten an den Quellen rastet, weiß aber um Geheimnisse und trinkt sich stark daran. In den heiligen Stunden, die wir am Feuer erleben, ist wieder ein völkischer Kult entstanden, der ein starkes einigendes Band um unser Volk legen wird. Wenn die Kirche davon wieder mehr wüßte, würde sie sich tiefer in den Gemütern verankern, als sie es so lange vermochte.

Ein Fest der Jugend ist ohne ein rechtes Frohsein nicht denkbar, und dieses Frohsein drängt zum Ausdruck im Tanz. Aber nicht im geschlossenen Raum, draußen auf dem Rasen, von der Sonne umflutet, wo alles herb, klar und lauter ist, wie unser nordisches Land es fordert. Wie war alles bewegt, als die Breisgauer Spielerschar der Adler und Falken ihre deutschen und schwedischen Volkstänze zeigte, zumal den Vingaker und den Daltanz! Alles, was gegeben wird, das kommt auf solcher Tagung aus eigener Kraft. Und was hier Jugend aus den eigenen Reihen zeigte, das gewannen auch die anderen in fleißigem Üben sofort. Dem Tanz schlossen sich die turnerischen Spiele an, kein Lauf und Wurf um des Ruhms in den Zeitungen willen, sondern alles um seiner selbst willen getrieben; wohltuend hob sich alles von dem heutigen Sportbetrieb ab, der seelenlos wurde. Ich glaube, wenn Vater Jahn auf dem Rasen von Gandersheim gestanden hätte, er hätte gesagt: So wollte ich die deutsche Jugend haben, so kann aus ihr ein deutsches Volkstum erstehen. Und dann gab es eine frohe Überraschung, die mir schon wurde, als ich zu Ostern auf den österreichischen Gautag auf Burg Kreuzenstein an der Donau gefahren war: die Wiener Adler und Falken zeigten eine Reihe alter deutscher Tanzlaiche. Professor Dr Hüsing, ein Germanist der Wiener Universität, hat sie in unvergleichlichem Spürsinn und feinstem Empfinden alter völkischer Werte aus dem Schutt der Jahrhunderte wieder hervorgeholt. Ein warmer, stiller Osterheiligabend war es damals auf der wundervollen Burg Kreuzenstein. Von der Welt abgeschieden saß ich mit Professor Georg Hüsing und seiner Gattin, der feinsinnigen Mitarbeiterin auf dem Burghof. Leise trat die Dämmerung herein. Da tanzten unsere Wiener Horste die Tanzlaiche, so „Das Schloß in Österreich“, „Die Hindin im Rosenhag“ (aus der Brünhildenmythe entstanden), „Der Schiffmann“ (Wodan als Totenferge), und in tiefster Dunkelheit beim Feuer hernach die „Walpurgisnacht“. Ich kann nicht sagen, wie froh ich

an jenem Abend wurde. Da war ja unser Eigenstes, urgeboren aus unserer Art und uns so gegenwärtig, frisch lebendig anmutend, daß man glücklich über solchen Reichtum unseres Volkes werden mußte. Wir haben die Tanzlaiche seither noch am Domplatz in Hildesheim und im Kreuzgang des Doms von Brandenburg (Havel) gezeigt, auch noch an andern Orten: überall war jeder Zuschauer tief bewegt. Die Neubelebung der Tanzlaiche ist wohl eine Kulturtat, wie sie einst der Wandervogel vollbrachte, als er Volkslied und Volkstanz wieder lebendig machte.

Eine Andachtsstunde gab uns das Mysterienspiel „Theophilus“, das die Waldenburger Spielerschar der Adler und Falken in der Kirche bot. Ergriffenheit bemächtigte sich aller vor diesem Spiel. Es ward wirklich Mysterienspiel. Da war kein „Publikum“ mehr, das einem Schauspiel als Genießer zusah, hier war wirklich eine Gemeinde, aus deren Herzen dieses Spiel von dem abtrünnigen Priester aufstieg, der in tiefster Seelenpein zu seinem Gott zurückfindet. Es wäre wohl manches Wort über die heutige Bühne zu sagen, dieses Kind der unserer Volksart fremden Renaissance. Und kein Zufall, sondern von quellhafter Ursache bewegt ist es, daß das Mysterienspiel gerade in der Jugendbewegung wieder Boden fand.

Die Jugendbewegung hat manch alte Form zerschlagen, die dem bisherigen Geschlecht teuer war. Eine schöpferische Jugend wird das immer tun; denn solche will immer zu den Quellen zurück, will das Wesen gewinnen und gibt sich nicht mit Formen zufrieden. Es kommt dann nur darauf an, daß sie Neues zu bauen versteht. Eine Zeitlang — nach dem Verfall des Wandervogels, der keinen Führer anerkannte (vielleicht, weil ihm seit dem Rücktritt Karl Fischers keiner größeren Maßes mehr erstand), der sich in lauter Zellen auflöste — schien es, als sollte dieser Neubau der Jugend wieder zusammenbrechen. Heut haben wir die Zuversicht, daß ihm Wölbung, First und Turm nicht fehlen werden. Politische und wirtschaftliche Maßnahmen können manche Hemmung beseitigen, der Aufstieg selber kommt nur von der Seele unseres Volkes aus. Wenn aber die Kräfte, die in ihr verschüttet, doch nicht ausgetilgt sind, wiedererstehen sollen, muß das Volk Vertrauen gewinnen. Die ihm Führer sein oder werden sollen, müssen innerlich sauber sein. Sie müssen die neue Reinheit, die sie fordern, selber leben. Die Läuterung des eigenen Ich, dieses Kämpfer-sein im Heere des Lichts, wie man es in der Jugendbewegung nachdrücklich fordert, sie werden noch einmal zu höchster Auswirkung kommen. Dazu haben Freude und Frohsinn eine Kraft, Klüfte zu schließen. Ganz Gandersheim, Menschen aller Stände und politischen Richtungen, lebte schließlich freudig mit den Adlern und Falken. Es war von spartakistischer Seite her ein Überfall auf die Jugend geplant gewesen, die Fäden gingen nach den Industrieorten der weiten Umgebung, es drohte das gleiche Unheil wie zwei Jahre vorher beim Wartburgtag der deutschen Jugend. Verhandlungen bannten diese Gefahr. Beim Schlußfeuer sang kommunistische Jugend gemeinsam mit den völkischen Adlern und Falken deutsche Volkslieder, ein Symbol der erstrebten Volksgemeinschaft.

Ich weiß, daß die deutsche Jugendbewegung immer vielgestaltig sein wird, das liegt im Wesen unseres Volkes und ist auch gut so: in der Vielgestaltigkeit liegt unsere Kraft, sie darf nur nicht zur Zerrissenheit werden. Ein Vereinen aller Bünde würde ein Sammelsurium ohne innere Lebenskraft werden. Bestand hat nur, was organisch gewachsen ist. Aber der größere Teil unserer Jugend läuft noch ahnungslos neben diesem wundervollen Werden her, scheut sich auch, in sein Gewebe sich einzufügen, weil allerdings Anforderungen an den Einzelnen gestellt werden, welche für viele eine Umwandlung des ganzen Wesens ins Herbe, Echte, Tiefe bedeuten, und das ist einmal schwer und verlangt Einsetzung des ganzen Menschen. Gar zu viele fürchten auch, daß sie einmal Opfer für ihr Volk bringen sollen. Und doch muß ein opferbereites Geschlecht heranwachsen, wenn Deutschland gerettet werden soll. Es mag manchen wundernehmen; doch die Adler und Falken sind als Bund ohne Hilfe von außen her geworden, nur aus einem großen Gedanken heraus, der in der Jugend lebte, entstanden und unter bitteren Nöten und Sorgen gewachsen. Daher auch die innige Gemeinschaft, welche in Gandersheim so beglückte.

Alles neue Werden in unserer Kultur hat immer in der Stille begonnen; so auch, was die Jugend hier schafft. Die Guten und Edlen im Lande sollen aber doch von einem so bedeutsamen Markstein auf dem Wege solchen Werdens wissen.

Ebnet (Amt Freiburg i. Breisgau). Wilhelm Kotzde



Kriegsliteratur

Die parteipolitischen Beweggründen entsprungenen, maßlosen Angriffe des Professors Dr Hans Delbrück gegen Ludendorff haben bereits in einem früheren Aufsatze (vgl. Türmer Heft 12, S. 398) die gebührende Beleuchtung erfahren, und es wurde bei dieser Gelegenheit der zur Abwehr verfaßten, trefflichen Schrift des Obstlt. Foerster Erwähnung getan. Nun ist auch noch der bekannte, temperamentvolle Oberst Bauer auf den Plan getreten, um in einer kleinen Abhandlung „Ludendorff oder Delbrück?" (Osiandersche Buchhandlung, Tübingen 1922, 34 S.) letzteren entsprechend abzufertigen. Eine zwingende Notwendigkeit hiefür lag eigentlich nicht mehr vor, da Delbrück auf die sachlichen Entgegnungen Foersters und des Generals Kuhl bereits als erledigt gelten konnte. Immerhin ist es begreiflich und ehrt es den Oberst Bauer, daß er sich veranlaßt gefühlt hat, seinem ehemaligen hochverehrten Vorgesetzten und Meister, mit dem ihn enge Beziehungen im Felde verbanden, beizuspringen. Wie alle Schriften Bauers ist allerdings auch diese sehr subjektiv gehalten und ist dies der vertretenen guten Sache nicht gerade förderlich. Die unleugbar vorhandenen Mängel der Strategie Ludendorffs im Frühjahr 1918 werden ohne nähere Begründung in Abrede gestellt; eine gewisse Einseitigkeit der Darstellung ist unverkennbar. Auch macht der leidenschaftliche Ton der Schrift vielfach keinen angenehmen Eindruck und erzeugt das Gegenteil der gewollten Wirkung. Gerade bei dem niedrigen Ton, den Delbrück in seiner Schrift angeschlagen hat, erschien mir nüchtere Sachlichkeit und vornehme Ruhe für die Abwehr wirksamer. Die Schrift des Obstlt. Hans Eggert „Ludendorff als Mensch und Politiker" (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1922, 60 S.) trifft bei aller Schärfe der Erwiderung den angemessenen Ton glücklicher. Während Foerster und Bauer sich hauptsächlich mit der militärischen Seite befassen, unternimmt es Eggert, die Haltlosigkeit der unwürdigen Verdächtigungen des Charakters Ludendorffs nachzuweisen und die gegen seine Politik gerichteten Vorwürfe zu entkräften. Es ist ihm dies gut gelungen und in der Gegenoffensive gegen Delbrück wird diesem aus seinem eigenen Schriften nachgewiesen, wie wenig gerade der Politiker Delbrück befugt ist, die Politik Ludendorffs zu bekritteln.

Die überragende Bedeutung Ludendorffs wird übrigens dadurch am besten gekennzeichnet, daß der Streit um seine Person noch immer im Mittelpunkt der Erörterungen, fast weniger der Kriegsliteratur als der politischen Tagespresse steht. Daß infolgedessen bei Beurteilung und Würdigung der Tätigkeit Ludendorffs parteipolitische Gesichtspunkte immer mehr in den Vordergrund geschoben werden, ist in hohem Grade bedauerlich und dient nicht der Erforschung der Wahrheit, auf die es bei kriegsgeschichtlicher Forschung doch einzig und allein ankommt. In dieser Hinsicht wird von gewissen, Ludendorff nahestehenden Kreisen, die ihn in allzu maßloser Weise verhimmeln und zum ersten Feldherrn der Weltgeschichte stempeln möchten, wohl ebenso sehr gesündigt, wie von der Gegenseite, die ihn, wie Delbrück, beschimpft und mit der Alleinschuld am unglücklichen Ausgang des Krieges belasten möchte. Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf einen vortrefflichen Aufsatz über die „Kriegsgeschichtschreibung der Gegenwart" des als Militärschriftsteller rühmlichst bekannten Generals von Moser in Nr. 11 von „Staat und Wehrmacht" (Verlag Stalling, Oldenburg) hinweisen, der fordert, daß die deutsche Kriegs-

geschichtschreibung vor allem kurz, klar und wahr sei. Nun hat allerdings der alte Moltke einmal den Satz aufgestellt, daß es „eine Pflicht der Pietät und der Vaterlandsliebe sei, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armeen an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen". Sein nicht minder großer Nachfolger Graf Schlieffen hat dem aber entschieden widersprochen. Ihm ging die kriegsgeschichtliche Wahrheit über alles; „ihm galt die Nutzanwendung für die Gegenwart, der Sieg in der Zukunft mit Recht mehr als der bloße geschichtliche Ruhm einzelner, auch wenn sie noch so hoch standen", wie General v. Freytag-Loringhoven in der Einleitung zu den Gesammelten Werken Schlieffens treffend bemerkt. Ich stimme dem General v. Moser bei, daß dieser Schlieffensche Standpunkt heute nach einem verlorenen Krieg der einzig richtige und mögliche ist. Dies gilt vor allem für die Untersuchung der Frage, die heute die Gemüter noch am meisten bewegt, ob wirklich der nicht zu leugnende „Dolchstoß" die einzige Ursache unserer schließlichen Niederlage war oder ob dafür auch noch andere Gründe, die auf dem Gebiete der Führung liegen, geltend gemacht werden können. Ich habe mich schon früher darüber ausgesprochen, daß nach meiner Überzeugung die oberste Führung im Frühjahr und Sommer 1918 mehr oder minder versagt hat; und je mehr ich mich in das Studium dieses Kriegsabschnittes vertieft habe, um so mehr ist diese Überzeugung bestärkt worden. Die Strategie, die 1918 getrieben wurde, war ganz und gar nicht im Geiste Schlieffens. Der erste große Gedanke der Märzoffensive 1918 war zweifellos richtig. Er ist aber nicht folgerichtig festgehalten worden. Alles kam auf den ersten großen Wurf an. Hiefür mußte alle Energie aufgewendet und mußten alle verfügbaren Kräfte am entscheidenden Punkt zusammengebracht werden! Die Kräfte waren aber zu Beginn des Angriffs, wenngleich dieser aufs sorgfältigste vorbereitet war, was zweifellos ein unbestreitbares Verdienst Ludendorffs war, nicht richtig verteilt, und dort, wo man siegen wollte, war kein ausgesprochenes Schwergewicht vorhanden. Auch muß bezweifelt werden, ob außer dem ersten Grundgedanken, den man zudem vorschnell aufgab, überhaupt ein fester Plan, wie man die Operation weiter führen wollte, vorhanden war. Man wollte erst taktisch irgendwo durchbrechen und dann sehen, wie man weiter kam. Anstatt vielerlei zu versuchen, hätte man das Eine ordentlich durchbiegen sollen, und dies wäre wohl möglich gewesen, wenn man statt den Schwerpunkt immer mehr nach Süden zu verschieben und den Franzosen nachzulaufen, der 17. Armee die zur Ausführung ihrer Aufgabe erforderlichen Kräfte zur Verfügung gestellt hätte. (Vgl. auch meinen Aufsatz im Türmer 1921 Heft 12 S. 390 ff.) Besonders verhängnisvoll war, daß auf persönliches Eingreifen Ludendorffs am 29. 3. 18 der Angriff der 17. Armee eingestellt worden ist. Man gewinnt hierbei den Eindruck, daß Ludendorff von seinem Chef der Operationsabteilung, Obstlt. Wetzel, nicht günstig beeinflußt worden ist, wie denn Ludendorff bei der Wahl seiner Mitarbeiter überhaupt nicht immer glücklich gewesen ist, was auch der Kronprinz Wilhelm in seinen „Erinnerungen" (Cotta, Stuttgart 1922, 347 S.) sehr treffend besonders hervorhebt. Ludendorff hat sich trotz seiner eminenten Arbeitskraft zweifellos zu viel zugemutet; dadurch wurde seine Führung gerade in jenen über unser Schicksal entscheidenden Tagen 1918 unruhig und nervös. Er war so vielbeschäftigt und sprach so andauernd mit allen möglichen Stellen im Telephon, daß ihm gar keine Zeit mehr zu ruhiger Überlegung, die doch sehr nötig gewesen wäre, verbleiben konnte. Trotzdem wollte er alles selbst machen, griff wiederholt in empfindlicher Weise in die Armeeführung ein, nahm hierdurch den unterstellten Führern vielfach das Selbstvertrauen und lähmte deren Verantwortungsfreudigkeit. Darin bestand gerade die Größe des älteren Moltke, daß er auch seinen Unterführern Vertrauen schenkte. Napoleon I. und Moltke haben auch in den schwierigsten Lagen die Ruhe niemals verloren. Wer wollte Ludendorff nach der übermenschlichen Arbeitslast, die er vier schwere Kriegsjahre hindurch getragen, einen Vorwurf daraus machen, daß auch seine Nerven nicht mehr so waren wie bei Tannenberg! Gleichwohl wäre es unrichtig, Ludendorff die Schuld am Verlust des Krieges beimessen zu wollen. Die Sache liegt vielmehr so, daß trotz keineswegs einwandfreier Führung der Sieg immerhin noch zu erringen gewesen

wäre, wenn nicht auch die Truppe infolge Vergiftung durch die Heimat teilweise versagt und das nicht geleistet hätte, was man billigerweise von ihr erwarten durfte. Ludendorff hat den Siegeswillen und die Kräfte des deutschen Volkes zu hoch eingeschätzt. Mit dem verseuchten Ersatz war auch bei bester Führung nichts mehr zu wollen; und insofern ist auch das Wort vom „Dolchstoß“ keine Legende. Hier haben eine Reihe von Umständen zu unseren Ungunsten zusammengewirkt; und erst die Summe dieser Umstände hat uns den Krieg verlieren lassen.

Merkwürdiger- oder bezeichnenderweise ist die Person Hindenburgs von diesem Streit der Meinungen bisher mehr oder minder unberührt geblieben, obwohl er doch auch die Mitverantwortung trug. Die schlichte Wucht und Größe dieser in sich geschlossenen Persönlichkeit ist aber so imponierend und verehrungswürdig, daß man sich bis jetzt doch gescheut hat, auch ihn in den Kot herabzuziehen. In erfreulicher Weise wird auch der französische Generalstabschef Buat, der ein bedeutsames Buch auch über Ludendorff geschrieben hat, in seinem neuesten Werk „Hindenburg“ (Wieland-Verlag, München 1922, 264 S.) der Person des Feldmarschalls und seiner Bedeutung im großen ganzen gerecht, und es ist nicht ohne Reiz, das Urteil dieses zweifellos hervorragenden französischen Generals über unsre obersten Führer im Kriege zu lesen. General Buat ist ein kluger Kopf, sein Urteil, wenn auch vielfach durch die französische Brille gesehen, doch maßvoll und im großen ganzen zutreffend. Er bemüht sich sichtlich, objektiv zu bleiben, und bringt Hindenburg auf Kosten Ludendorffs sogar ein gewisses Wohlwollen entgegen. Das Buch gehört entschieden zu den bedeutenderen Erscheinungen der Kriegsliteratur und bietet sowohl dem Militär wie auch dem Laien manch wertvolle Anregung. Hindenburg hat zweifellos jene olympische Ruhe, die auch den älteren Moltke ausgezeichnet hat, in hohem Maße besessen, und es ist bedauerlich, daß er in den Schicksalstagen 1918 nicht in diesem Sinne auf den unruhigen und ungeduldigen Ludendorff einzuwirken versucht hat. Gerade weil beide Persönlichkeiten in ihrem Wesen so verschieden waren und sich in so glücklicher Weise ergänzten, wäre eine solche Einwirkung für die Sache nur von Vorteil gewesen. Leider hat sich aber Hindenburg in jenen Tagen nur allzu sehr zurückgehalten und seinen Vertrauten und Gehilfen uneingeschränkt gewähren lassen. Einen Fingerzeig über die Gründe dieser Zurückhaltung findet man in den Erinnerungen des Kronprinzen S. 180, wie denn überhaupt der Kronprinz in seinem sympathischen Buch ein bemerkenswert gutes und zutreffendes Urteil über militärische Dinge und Persönlichkeiten an den Tag legt. Seine Charakteristik Hindenburgs und Ludendorffs scheint mir wohlgelungen, und auch sein Urteil über strategische Dinge ist durchaus gesund und verrät, daß der Kronprinz hievon doch mehr verstand, als man nach seiner Vorbildung hiefür hätte erwarten dürfen. Ganz richtig sind insbesondere die Ansichten des Kronprinzen über Verdun; und für die „Hölle von Verdun“, die uns die Blüte unseres trefflichen Heeres gekostet hat und von der wir uns nie mehr wieder haben ganz erholen können, ist nicht er verantwortlich zu machen, sondern sein Mentor und Generalstabschef, dem er unweigerlich parieren mußte, der wenig sympathische, gewalttätige General v. Knobelsdorf, der den Typ des unangenehmen, unbelehrbaren preußischen Generalstäblers in Reinzucht verkörperte.

Wie nahe wir übrigens trotz allem 1918 dem Siege gewesen sind, darüber gibt ein höchst lesenswertes Buch des Generals v. Kuhl, der ja zu unseren besten Militärschriftstellern zählt, Aufschluß. Es ist betitelt „Der Weltkrieg im Urteil unserer Feinde“ (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1922, 134 S.) und verarbeitet unter kritischer Beleuchtung die Stimmen der ausländischen Fachliteratur über den Weltkrieg. Bei den unerschwinglichen Preisen des ausländischen Büchermarkts ist dieses Unternehmen wärmstens zu begrüßen, und es ist nur zu hoffen, daß es auch für die Folge fortgesetzt wird. Denn es ist eine wahre Fundgrube wertvollster Aufschlüsse, und nicht ohne Erschütterung wird man lesen, wie zum Greifen nahe uns der Sieg mehrfach gewesen ist. Die bei uns noch wenig bekannten und vielfach falsch beurteilten Persönlichkeiten der feindlichen Führer werden gut geschildert, wir erfahren von der überaus kritischen Lage der Franzosen vor Verdun im Februar 1916, wobei nur General Joffre, wie auch sonst

in den schwierigsten Lagen, seine unerschütterliche Ruhe nie verlor, wir hören Näheres über die schwere Krisis in der Lage der Entente 1917 und wie sie gemeistert wurde, und erhalten endlich wertvollste Aufschlüsse zu der viel umstrittenen Frage, ob wir im Herbst 1918 noch hätten weiterkämpfen können, die nunmehr nach Kenntnis der Verfassung und Stimmung der feindlichen Heere unbedenklich bejaht werden kann. Jedenfalls hätten wir, wenn wir nicht durch die Revolution unser Kriegsinstrument vorzeitig zertrümmert hätten, einen ganz anderen Waffenstillstand und Frieden bekommen können. Daran ist nicht zu zweifeln. Daß wir die uns auferlegten, unerhörten Bedingungen glatt angenommen haben, war selbst für unsere Feinde eine Überraschung. Im übrigen ist es recht lehrreich, zu sehen, daß auch bei unsren Feinden alle Mißstände sowohl innerhalb der Führung als auch im Heer und in der Heimat, die heute bei uns bis zum Überdruß breit geschlagen werden, vielfach in noch größerem Umfang vorhanden waren als bei uns. Allerdings hatten unsere Feinde in Clémenceau und Lloyd George Männer an der Spitze, die es verstanden, gewissen Mißständen beizeiten die Giftzähne auszubrechen; und in Rußland wurde vom Großfürsten Nicolai für die Dauer des Krieges sogar die Prügelstrafe eingeführt, während man bei uns in falscher Rücksichtnahme und schlapper Gefühlsduselei sich nicht getraute, die vorhandenen Kriegsgesetze in voller Schärfe zur Anwendung zu bringen, und eine Amnestie der anderen folgte. Hätten wir seinerzeit immer gewußt, wie nahe unsere Gegner mehrmals am Zusammenbruch waren, so hätte sich freilich mancher Erfolg anders auswerten lassen.

Ein Werk, das uns die Größe unserer Leistungen in mustergültiger, ja geradezu vorbildlicher Weise vor Augen führt, ist das von Generalleutnant Schwarte unter Mitwirkung zahlreicher, bewährter Mitarbeiter herausgegebene, auf 10 Bände berechnete große Sammelwerk „Der große Krieg 1914—1918“ (im gemeinsamen Verlag von Ambrosius Barth, Leipzig, und acht anderen Verlegern), von dem bisher vier stattliche Bände im Umfang von je 500—650 Seiten erschienen sind. Die hochgespannten Erwartungen, die man im Hinblick auf die Person des Herausgebers an dieses Werk zu knüpfen berechtigt war, sind, um es vorwegzunehmen, in den bis jetzt vorliegenden Bänden voll befriedigt worden. Der I. Band umfaßt den deutschen Landkrieg vom Kriegsbeginn bis zum Frühjahr 1915, der IV. Band Seekrieg, Kolonialkrieg, Türkischen Krieg, Gaskrieg, Luftkrieg, der V. Band den österreichisch-ungarischen Krieg und der VIII. Band die Organisationen der Kriegführung. Das letztgenannte, äußerst interessante und wichtige Gebiet ist außer in den Erinnerungen des Generals v. Wrisberg in der Kriegsliteratur im Zusammenhang bis jetzt überhaupt noch nicht behandelt gewesen, und füllt dieser Band eine bis jetzt bestehende Lücke daher in dankenswerter Weise aus. Ausbau und Ergänzung des Heeres, Ergänzung an Pferden, Waffen- und Munitionsversorgung, technische Kampfmittel, Militäreisenbahnwesen, Feldkraftfahrwesen, Kolonnen und Trains, Karten- und Nachrichtenwesen werden von erprobten Fachleuten erörtert und es wird gezeigt, was auf diesen Gebieten, die eine wesentliche Seite der Kriegführung betreffen und deren Kenntnis für das Verständnis der Kriegshandlungen unerläßlich ist, Großes und Bewundernswertes während des Krieges geleistet worden ist. Wir haben es hier mit einem Werk ersten Ranges zu tun.

Es gehört ja leider zu den jammervollsten Erscheinungen unserer jammervollen Zeit, daß das deutsche Volk in breiten Schichten allen Sinn für die im Weltkrieg verrichteten Heldentaten seiner Söhne verloren hat. Wem das Werk des Generals Schwarte zu umfangreich oder zu teuer sein sollte, dem sei darum „Der große Krieg 1914—1918“ von Major a. D. und Mitglied des Reichsarchivs Erich Otto Volkmann (Verlag Reimar Hobbing, Berlin 1922, 244 S.) warm empfohlen. Dieses Buch ist unstreitig die beste bis jetzt erschienene kurze Darstellung des Weltkriegs. Es ist erfreulich, wie gut es dem Verfasser gelungen ist, den gewaltigen Stoff erschöpfend zusammenzufassen und unbeschwert von entbehrlichen Einzelheiten klar und übersichtlich zu gestalten. Gute Karten erleichtern den Überblick.

Ganz anderer Art, aber doch ähnlichen Zwecken dienend, ist das Buch von Kurt Jagow „Daten des Weltkriegs“ (Verlag K. F. Koehler, Leipzig 1922, 242 S.), das in seiner Art

gleichfalls unübertroffen ist. Es ist gewissermaßen ein praktisches Nachschlagebuch über die Ereignisse des Weltkriegs und für jeden gewissenhaften Forscher, Politiker oder Schriftsteller, der sich mit den Kriegsereignissen befaßt, unentbehrlich. Über Vorgeschichte, Weltkrieg und Krieg nach dem Kriege findet man in übersichtlicher Darstellung dort alles, was man sich sonst in dickleibigen Werken erst mühsam zusammensuchen muß. Die Ereignisse auf den einzelnen Kriegsschauplätzen, Politik und Wirtschaftskrieg sind nacheinander getrennt behandelt, 5 synchronistische Tabellen erleichtern das Verständnis für das Nebeneinander der Kampfhandlungen und politischen Schachzüge, die wichtigsten Stellen aus diplomatischen Noten und Reden sind im Wortlaut abgedruckt. Besonders wertvoll für das Verständnis erscheint mir aber, daß auch die Vorgeschichte des Kriegs seit 1871 kurz behandelt ist und daß die Zusammenstellung bis auf die neueste Zeit (1921) fortgeführt ist.

Franz Freiherr von Berchem



Die fünfzehn Erdteile

Es ist erstaunlich, wie gering das Interesse der Gebildeten heute und bei uns für Geographie ist. Nicht immer war das so. Im sechzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der großen Entdeckungen, da deutscher Wagemut es unternahm, ein ganzes Land für einen Kaufmann in Besitz zu nehmen, nämlich Venezuela für die Augsburger Familie der Welser, da gehörte geographische Bildung zu den ersten Erfordernissen eines Mannes „von Welt", und in England ist das heute noch so. Sogar der Durchschnittsengländer ist in Indien, in Australien, im Sudan weit mehr „zu Hause" als viele Deutsche im eigenen Vaterland. Und wohlverstanden, das ist nicht etwa deshalb so, weil die englischen Kolonien mit tausend Interessen die Aufmerksamkeit auf sich lenken, sondern England ist das erste Kolonialreich des Erdballs, weil die Engländer von jeher das glühende geographische Interesse besaßen. Das hat freilich vielerlei Ursachen, die aber an der Tatsache nichts ändern.

Und trotzdem geht nun deutscher Geist daran, in der Geographie eine Umwälzung vorzubereiten, die für alle Zeiten Erdkunde zur deutschen Wissenschaft machen wird, indem es sie zugleich vielleicht schon in kurzer Zeit wieder zur Zentralwissenschaft der gesamten Naturkunde gestaltet, was sie von Rechts wegen und ihrer inneren Natur nach auch ist.

Denn was soll Geographie eigentlich sein, wenn nicht der innere geistige Zusammenhang zwischen Geophysik, d. h. der Wissenschaft von der Erde als Stern, und der Geologie, als der Lehre vom Erdwerden, der Biologie, als dem Wissen von der Erdbesiedelung, der Anthropologie, als der Wissenschaft vom Menschen und seinem Wirken auf Erden? Sie selbst ist keine dieser einzelnen vielerlei Wissenschaften, wohl aber entnimmt sie ihr Tatsachenmaterial allen diesen und noch mehreren und schwebt über ihnen mit Fragestellungen auf höherer Integrationsstufe im Dienste des Menschengeistes, der Klarheit braucht über das Verhältnis zwischen seinem Selbst und seiner Umwelt.

Von diesem hohen Gesichtspunkt aus ist Geographie wirklich die Königin aller realen Wissenschaften und wandelt in Regionen, an die keine der übrigen Naturwissenschaften heranreicht. Sie schlägt die Brücke auch zwischen diesen und den Geisteswissenschaften, denn sie gewährt dem Menschen Sicherheiten und Einsichten bezüglich der „Wirklichkeiten", auf denen seine Kultur beruht und von denen seine Geistesflüge ausgehen, auf die sie aber auch wieder zurückkehren müssen.

So habe ich versucht, das, was man einst Geographie nannte, zu einer „Umweltlehre" auszugestalten in meinem vor kurzem erschienenen Werke: „Die Kultur von morgen" (bei Carl Reißner in Dresden), indem ich den ursprünglich aus der Biologie stammenden Begriff

der Biozönose folgerichtig auf den Menschen angewendet habe. Der Ausdruck Biozönose will die Tatsache festlegen, daß kein Lebendes für sich, isoliert, im Weltenraum dahinlebt, sondern jedes gesetzmäßig verbunden mit allen Wirklichkeiten, abhängig ist von dem Klima, dem Boden, auf dem es lebt, von der Herkunft seiner Umwelt und seiner Artung selbst, von den mit ihm lebenden Geschöpfen seiner Art und anderer Art.

Längst hat man tief und wunderbarlich in diese Gesetze hineingesehen und gefunden, daß große natürliche Gemeinschaften bestehen, die in einem gegenseitigen Gleichgewicht ein harmonisches Ganzes bilden, in dem das beste Gedeihen der einzelnen gewährleistet ist durch ihre richtige Einfügung in das Ganze. Der Wald ist z. B. eine solche Biozönose oder die Heide; sie sind eine natürliche geschlossene Gesellschaft von Lebewesen verschiedenster Art, von denen der eine friedlich und feindlich von dem anderen lebt und nicht bestehen könnte, wenn der andere fehlt.

Diesen Biozönosebegriff habe ich nun erweitert zu dem der gesamten Herkunft (Geschichte) und Umwelt (Geographie), indem ich die Beziehungen aufdeckte, die auch zwischen dem Unbelebten, rein Kulturellen und auch Kosmischen und unserem „Ich“ bestehen. Jeder von uns ist eingeordnet in eine Biozönose, die hauptsächlich aus drei Faktoren zustande kommt: über unser Leben entscheidet die Natur, in der wir leben, die Kultur, aus der wir entsprungen sind, und die uns umgibt, und die Herkunft, deren wir uns rühmen, oder die wir zu verdecken trachten, wohl wissend, wie sehr sie unser wirkliches Sein prägt.

Dadurch ist jeder von uns der Teil eines Ganzen, demgegenüber er seine Einstellung finden muß. Denkt man über diesen Ganzheitsbegriff nach, so wird man sehr bald finden, daß wie ein wunderbarer Stufenbau immer wieder neue Ganzheiten die vorhandenen überragen und in sich schließen. Familie, Sippe, Volk, Rasse und so fort bis zur höchsten denkbaren Ganzheit: bis zu dem All, das uns umfängt mit ewiger Gesetzlichkeit und uns sogar eine „Harmonie mit dem Unendlichen“ zu suchen heißt, soll sich unser Menschentum ganz vollenden.

An diesem Punkte erstehen nun meinen Gedanken Bundesgenossen in der Reform der Geographie, welche diese ganz in meinen Biozönosebegriff und die „Welt meiner Ganzheiten“ einordnet.

Unter Führung eines deutschen Geographen, Ewald Banse in Braunschweig, haben sich eine Reihe der namhaftesten geographischen Forscher zusammengeschlossen, von denen hier nur die Professoren O. Nordenskjöld, A. Oppel, Willi Ule, Erich Zugmayer, Wilhelm Schjerning genannt seien, um eine neue Art von geographischer Betrachtung zu schaffen, welche kühn mit allem Herkömmlichen bricht und sicher der Ausgangspunkt einer ganz neuen Epoche der Erdbeschreibung, aber auch des Natur- und Kulturverständnisses sein wird. (E. Banse, Illustrierte Länderkunde. 7.—9. Tausend. Braunschweig, G. Westermann, 1922.) Darum muß auch jeder Gebildete davon Kenntnis nehmen.

Banse erfühlt sehr wohl, wenn auch noch nicht ganz klar, den Biozönosebegriff und versucht, in dem Integrationsbau der Biozönosen, in die wir Menschen eingeordnet sind, als Objekt der Geographie namentlich die eine Integrationsstufe herauszuarbeiten, die die geschichtlich gewordene Erdbeschreibung bisher als Erdteil unterschieden hat.

Es hat durchaus historische und oft recht unzulängliche Ursachen, warum man bisher fünf Erdteile, neuestens, unter Hinzurechnung der Arktis, manchmal sechs Kontinente unterschieden hat. Jedermann, der weltbereist war, hatte es längst empfunden, wie willkürlich und ungenau gezogen die Grenzen dieser Erdteile waren. Man war längst in Asien, wenn man, in Rußland reisend, noch tausend Kilometer vom sibirischen Grenzstein entfernt war; an den beiden Küsten des Roten Meeres hat keiner von uns einen Unterschied zwischen Asien und Afrika empfunden; dagegen war das Afrika des Sudan mit jeder Faser weltenweit unterschieden von dem Afrika der saharischen Einöden.

Hier setzt die Bansesche Reform ein. Endlich ist nun der Begriff eines „natürlichen Erdteiles“ geschaffen; nichts anderes ist er, als der einer bestimmten Biozönose, aus der heraus

sich auch die natürlichen Rassen und Völker sonderten. Es ist nicht Willkür und Zufall, daß die Sudanneger eine andere Rasse sind als die Berber (Libuberber nennt sie Banse) des Mittelmeerrandes; ihre gesamte Umwelt ist ebenso anders, und die Grenze zwischen den Urwäldern des Sudans und den Fels- und Sandeinöden der Sahara ist die Grenze zweier natürlicher Erdteile, nämlich des Orients und des Negerlandes, für das Banse die Bezeichnung Nigritien wählt.

Und so unterscheidet er fünfzehn Erdteile von Naturrechtes wegen; wir würden sagen: die neue Geographie versucht fünfzehn biozönotische Kreise, jede mit ihrer Sondernatur und Sonderkultur, aufzustellen und dadurch endlich Verständnis in das Chaos des geschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Geschehens der Menschheit zu bringen.

Diese fünfzehn Erdteile sind Europa, das aber seine Grenze (welch wohltätige Überzeugung! man atmet förmlich auf!) an Rußland findet, das zu Groß-Sibirien gehört. Dann Orient von den Säulen des Herkules bis an die indische Grenze reichend; Indien vom Indus bis Celebes; ferner Mongolien und Ostasien (ein längst geschaffener natürlicher Begriff). Neuguinea, Australien und die Inseln des Korallenmeeres sind eine Natur und Kultur als Groß-Australien. Dagegen zerfällt Amerika in fünf natürliche Erdteile, von denen „Amerika mit den Vereinigten Staaten und Kanada bis zur großen Gebirgskette im Osten zusammenfällt. Was östlich davon ist, heißt Kordilleria, als Erdteil von eigener Prägung. Eine Welt für sich ist dagegen Mittelamerika mit Kuba und Jamaika. Und in Südamerika trennen die Anden auch zwei Welten: Andina und Ost-Südamerika (das man wegen seines vorherrschenden Waldcharakters wohl Silvania nennen könnte). An den Polen aber starren schneebedeckt Arktis und Antarktis, die vielleicht vor der Kritik in eines verschmelzen werden.

So sieht der entscheidende Schritt der neuen Geographie aus, dessen Tragweite, wie schon geringes Nachdenken jedermann sagen wird, einfach unermeßlich ist. Natürlich sind sowohl über die Biozönose in Natur und Kultur, wie über die Banseschen Vorschläge viele Diskussionen möglich, aber auch nötig; aber gerade das ist ja das Leben des Geistes, und nie noch hat der Menschengeist gearbeitet, ohne daß es für der Menschen Geschlecht dauernde und segensreiche Früchte getragen hat.

Raoul H. Francé



Das Gleichgewicht im Haushalte des Lebens

In meiner Studie über „Das Geheimnis der Lebenszahlen" (Joh. Baum, Pfullingen 1920) deutete ich an, daß bereits den Pythagoräern die Anschauung eines einheitlichen, rhythmisch fließenden Lebens eigen war. Sie lehrten, daß das Absolute sich in zwei polarisierte Prinzipien spaltete und durch deren Wechselwirkung in Erscheinung trat.

Die neuesten biologischen Forschungen bestätigen diese Anschauung im wesentlichen, und ganz besonders war es Wilhelm Fließ, der die Doppelgeschlechtigkeit alles Lebendigen erkannte und schon in seinem grundlegenden Werke über den „Ablauf des Lebens" (F. Deuticke, Leipzig und Wien 1906) nachwies, daß alles Organische aus männlicher und weiblicher oder, wenn man anders sagen will, aus positiver und negativer Substanz aufgebaut ist, und daß in allen Lebenserscheinungen das Neben- und Durcheinander dieser beiden Substanzen deutlich zutage tritt.

Fließ fand auch, daß der Ablauf des Lebens nicht einem blinden Ungefähr gleicht, sondern daß alle Lebenserscheinungen in einem klar erkennbaren Rhythmus aufeinanderfolgen und ganz im Sinne der Pythagoräer nach Maß und Zahl geordnet sind.

Für die Grundschwingung der männlichen Substanz stellte er den Rhythmus von 23 Tagen, und für die weibliche Substanz den von 28 Tagen fest. Ebenso deutlich wie diese Grundschwingungen treten aber im Ablaufe der Lebenserscheinungen auch Perioden von 51 Tagen hervor als Zeugnis für das zeitweise ganz besonders innige Zusammenwirken männlicher und weiblicher Substanz, oder Perioden von 5 Tagen, als der Differenz zwischen beiden, ebenso schließlich Perioden von 17 Tagen, als dem Drittel aus der Summe beider. Daneben spielen die Vielfachen und ganz hervorragend die Potenzen dieser Perioden eine eindringliche Rolle; immer aber ist jeder Lebensabschnitt, auf eine Formel gebracht, die Auswirkung der 23tägigen und der 28tägigen Periode. So wurde unsere älteste Tochter geboren, als ihre Mutter 335×28 Tage alt war; meine Mutter gebar ihr erstes Kind in einem Alter von $5\,(23^2+28^2)+2\times 28^2+23+28+\frac{28}{4}$ Tagen; der Abstand zwischen unserer ältesten Tochter und ihrem Bruder beträgt 23^2+28^2 Tage. Sowohl $28^2+23\times 28$ Tage vor als auch nach dem Tode der Urgroßmutter erfolgte in der Familie Fließ eine Enkelgeburt. Und eine Gegenüberstellung von Lebensaltern berühmter Männer ergibt z. B. für

Goethe: $34\times 28\times 23-51\times 5^2+28^3-23^3-2\times 5^3$ Tage, für

Bismarck: $34\times 28\times 23+51\times 5^2+28^3-28\times 23^2+5^3$ Tage;

ihre Lebensdauer unterscheidet sich genau um 10×28 Tage. Um aber an einem Lebensbaume zu bleiben, erwähne ich, daß Prinz Karl, der Bruder Kaiser Wilhelms I., 29 791 Tage lebte, seine vor ihm geborene Schwester Prinzessin Friederike Auguste aber nur 167 Tage; der Unterschied der beiden Lebensalter beträgt genau $2\times 28\times 23^2$ Tage. In der Familie Wilhelms v. Humboldt betragen die Lebensalter der Mutter und ihrer acht Kinder zusammen $(23+28)^3+(28-23)^3+23^3$ Tage, in der Familie Friedrich Wilhelms III. aber waren Mutter und Kinder zusammen $3\,(23^3+28^3)+2\times 23+28^2+17\times 23^2$ Tage alt.

Diese unverkennbare Gesetzmäßigkeit kehrt so häufig wieder, daß sie als die Regel der Natur anerkannt werden muß, und wo wir Abweichungen begegnen, sind diese doch ebenso regelmäßig wie die harmonischen Rundungen.

Tieferes Eindringen in die Substanz- und Periodenforschung brachte Fließ auch zu der Erkenntnis, daß je eine Einheit der männlichen Substanz den gleichen biologischen Wert hat wie eine Einheit der weiblichen Substanz, und daß beide darum einander wechselweise vertreten. Häufig finden wir darum an Stelle einer erwarteten 23er Einheit eine 28er Einheit, und erst das daraus gewonnene *Äquivalenzgesetz* gewährt uns einen Einblick in die wundervolle Harmonie der Lebensläufe, so verschieden sie auch auf den ersten Blick erscheinen.

Die Beschäftigung mit solcher Forschung ist nun aber nicht nur eine reizvolle Spielerei. Sie gibt den mathematischen Beweis für die philosophisch längst geahnte *Einheit des Lebens*, läßt das menschliche Leben in seinen millionenfach verschiedenen Spielarten als Äußerungen *eines* großen, alle Einzelwesen umfassenden *Organismus* verstehen, dessen Teile alle von einer sie in gleichem *Rhythmus* durchpulsenden *Kraft* belebt und oft gegeneinander ausgespielt werden, und läßt erkennen, daß alles, was naturhaft geschieht, ein Spiel der Kräfte ist, die sich im *Gleichgewicht* befinden oder die bestrebt sind, dieses wiederherzustellen, wenn es durch irgendwelche einschneidenden Katastrophen vorübergehend verl orenging.

Auch der letzte große Krieg war eine solche Katastrophe. Er hat Millionen von Menschenopfern gefordert und wenn auch nicht ausschließlich, so doch in weit überwiegender Mehrzahl *Männer*, hat also aus dem Volks- und Menschheitsorganismus eine beträchtliche Menge männlicher Substanz herausgerissen, so daß das Gleichgewicht des Lebens bedroht ist oder doch gestört erscheint. Diese Anschauung ist alt, und es ist ja schon immer behauptet worden, daß die Natur nach großen Kriegen bald das deutliche Streben nach einem Ausgleich erkennen lasse, indem die *Knabengeburten* gegen die Vorzeit auffallend anstiegen.

Es dürfte wohl hinlänglich bekannt sein, daß nie ein zahlenmäßiges Gleichgewicht zwischen männlichen und weiblichen Individuen besteht, vielmehr ist immer eine Überzahl des weiblichen Geschlechtes aufgefallen. Dieser Beobachtung scheint die Tatsache entgegenzustehen, daß bereits seit dem Altertume ein Überwiegen der Knabengeburten festgestellt wurde, und zwar in dem Verhältnis 105: 100. Da dieses Verhältnis bis in die Neuzeit gleich geblieben ist und sich sogar im Pflanzenreiche wiederfindet, wie (nach Fließ „Vom Leben und vom Tod", Eugen Diederichs, Jena 1916) Heyers Zählung beim Bingelkraut ergibt, so ist in diesem Verhältnis eine natürliche Regel- und Gesetzmäßigkeit zu erkennen; und dies um so mehr, als ja — wie ich in meiner Studie über „Das Problem der Verjüngung im Lichte spiritualistischer Biologie" (Max Altmann, Leipzig 1923) darlegte — aus diesem Verhältnis eine Reihe der wichtigsten Lebenserscheinungen theoretisch abgeleitet werden können, genau so, wie das Leben sie bestätigend bietet. Wenn nun doch der männliche Anteil am Bevölkerungsstande geringer ist als der weibliche, so liegt dies daran, daß die männliche Sterblichkeit größer ist als die weibliche. Dennoch befindet sich im Volks- und Menschheitsorganismus die männliche und die weibliche Substanz im biologischen Gleichgewichte, d. h. die Energiemenge der einen entspricht der Energiemenge der anderen, wenn auch nicht in quantitativer Übereinstimmung, so doch der Intensität nach.

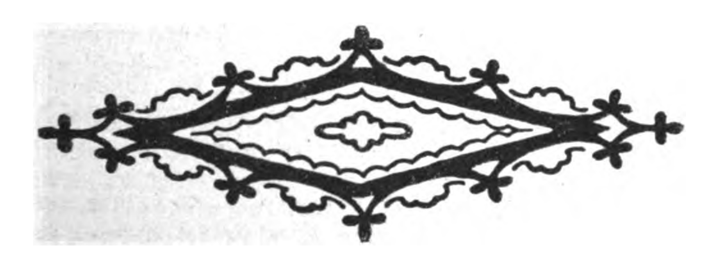
Hat nun der männermordende Krieg das biologische Gleichgewicht gestört, so müßte die alte Volksanschauung vom Geburtenausgleich recht haben. Nun bietet aber die neueste Statistik tatsächlich, nach Hartmanns Mitteilungen in der „Neuen Generation", ein so deutlich sprechendes Material, daß man die Zugehörigkeit zu dem hier berührten Problem anerkennen muß.

Kamen z. B. in Bayern während der Jahre 1910—1917 noch durchschnittlich 106,2 Knaben auf 100 Mädchen, so stieg die Zahl der Knaben im Jahre 1918 auf 108,8 und betrug im Jahre 1919 wieder 108,5. In Preußen ist das Anschwellen allmählicher gewesen; denn da wiesen bereits die Jahre 1910—1915 den Durchschnitt von 106,2 auf, und bereits im Jahre 1916 stieg die Verhältniszahl auf 107,2, um bis 1919 auf 108,6 zu steigen. Noch auffallender ist die Zunahme der Knabengeburten in Sachsen, denn hier erreichte die Verhältniszahl schon im Jahre 1917 die Höhe von 108,2 und ging 1919 sogar bis auf 109,2.

Es ist also gegenüber der Vorkriegszeit eine stetige Zunahme der Knabengeburten unverkennbar. Ob sie noch weiter wächst, wissen wir nicht. Aber auch so, wie die Erscheinung sich jetzt bietet, genügt sie doch, um das Bestreben der Natur zu offenbaren, das Gleichgewicht im menschlichen Leben wiederherzustellen, ganz so, wie die Substanz- und Periodenforschung nach Fließ es theoretisch fordert.

Diese Feststellung erscheint mir eindringlich genug, um erneut die Aufmerksamkeit der Fachkreise zu erwecken.

Artur Grobe-Wutischky





Paul Ernst

In der Oktober-Nummer des „Türmers“ war die Einleitung von Paul Ernsts „Kaiserbuch“ wiedergegeben — erstaunlich in ihrer Art für den Leser, dem der Dichter hierin zum erstenmal begegnete. Es ist ein gewisses Selbstgefühl und eine Bewußtheit des eigenen Werkes darin lebendig, wie es uns seit Lessing kaum mehr entgegentrat. Die Kühnheit des Wurfs liegt klar zutage; und dem wenigen nach, das uns über die Ausführung bekannt ist, wird Ernst uns Deutschen ein Werk schenken, das späteren Zeiten ein Eckstein des Aufbaus und ein Wahrzeichen der besten still wirkenden Kräfte unseres zertrümmerten Volkes erscheinen wird.

Daß Paul Ernst bisher nur einem beschränkten Kreis bekannt war, ist verständlich in einer Zeit, die einen Hauptmann noch ihren Besten nannte und in seiner Gestaltung der Kleinigkeiten sich selbst befriedigt wiederfand. Heute ist uns wenigstens eine Ahnung wahrer Kunst aufgedämmert; wir tasten umher — nach Ausländern: Hamsun, Rolland, Tagore. Den letzteren hat Lilienfein im „Türmer“ ausgezeichnet umrissen; und ich möchte hier anknüpfen. Ernst ist mir der denkbar ausgeprägteste Gegensatz zu Tagore. Hier der weiblich-aufnehmende, dort der männlich-schaffende Dichter; der weiche Orientale, der eingewiegt in die großen Zusammenhänge schlummert, und der herbe Deutsche, unser Bruder, mit herrischem Geiste sich diese Zusammenhänge bildend.

Denn das ist ein Grundzug bei Paul Ernst: „Form“ ist der eine große Gipfel in seinem Lebenswerk. Heraus aus der Dumpfheit unsrer Zeit in den Bannkreis strenger Geistigkeit! Nur hier ruht die Gewähr der Ewigkeit! Was ein Einzelner als solcher erlebte und errang, bleibt wertlos für seinen Bruder und Enkel, vergeht ohne Weiterwirkung für die Gesamtheit: aber Form ist das Bett, das diesen Fluß weiterzuleiten und nutzbar zu machen vermag für Volk und Menschheit. Form ist die Sprache, die das Unsagbare sagbar, die Vorgänge einer hohen Seele für eine große Gemeinschaft verständlich macht. Das Werk jedes wirklichen Dichters ist eine solche „Form“, ebenso ganze Kulturperioden: Perikleisches Athen, katholische Kirche, friederizianisches Preußen, immer die Ausstrahlung bedeutender, formbildender Menschen.

Aber noch ein anderes ist es, dem Ernsts Schaffen vorzüglich gilt: der Vorbedingung dieses Formens, eben jenem Unsagbaren: dem Erlebnis, der Offenbarung Gottes in Menschen höchster Art. Und wie er im Ringen um die Form der rücksichtslose Neuwerter, der „ewige Revolutionär“ ist, der alte Götter wie Pflicht, Fortschritt, wirkliche Welt von ihren Sockeln stürzt, ist er hier der Gläubige im tiefsten Sinne, der Kämpfer für die Wahrheit, Keuschheit und Heiligkeit des seelischen Erlebens. Niemand ist ein tieferer Deuter des Paulusworts von der göttlichen Liebe, die höher ist als alle Wissenschaft.

Gewiß, es ist für uns Kinder einer aufgeregten Gegenwart nicht leicht, in das Innerste seiner stolzen, auf das Wesentliche gerichteten Persönlichkeit einzudringen und jene letzte Festigkeit ganz in uns aufzunehmen, die sein Werk adelt. Wem dies aber gelungen ist, der wird nicht ohne tiefe

Wirkung von ihm scheiden. Ich möchte neben seinen Novellen und Dramen vor allem auf seine schönen „Erdachten Gespräche“ (München, Georg Müller) hinweisen, die neben dem „Zusammenbruch des deutschen Idealismus“ (ebendort) sein Weltbild am reinsten wiedergeben, und die Hoffnung aussprechen, daß sein Kaiserbuch unter den Türmerlesern möglichst viele Subskribenten gefunden haben möge. Auch hier ist ein Schlachtfeld des besten Deutschtums, wo jeder Mitkämpfer erwünscht ist.

Walter Erich Schäfer



Deutsch-amerikanische Liederdichtung

Im vorigen Jahre brachte im „Türmer“ Karl Gundlach-St. Louis eine Skizze über „Deutsches Dichten in Amerika“. Darin hob er hervor, daß es vor allem das Lied sei, das dort drüben jenseits des großen Wassers seine urewigen Rhythmen ertönen lasse. Und das kann auch gar nicht anders sein, wenn man bedenkt, daß im fremden Lande aus Mangel an Bühnen, Zeitschriften, Verlagen sich kein eigentliches Deutsch-Schriftstellertum ausbilden konnte. Was aber dort aus der Innerlichkeit der Menschenbrust sich zur Gestaltung ringt, das muß echt sein; eben, weil es nur Gefühl, nur Deutsch ist.

Nachstehende Lieder, die ich im Laufe der Jahrzehnte sammelte, mögen zeigen, daß sie Anspruch auf künstlerische Bedeutung haben.

Natürlich ist es zunächst das Denken und Sehnen zum Vaterland, das den Träumer zum Dichter macht. Wie zieht es ihn im „Frühling“ nach Deutschland!

Nun stehen die Hecken wieder
Im schlohweißen Kleid,
Des Frühlings Vogellieder
Jauchzen weit und breit.

Die Wolken am Himmel schreiten
Alle heimatzu
In waldumwobne Weiten
Mit leichtbeschwingtem Schuh.

Das Haus dort auf dem Hügel,
Umbuscht vom Lorbeerbaum,
Träumt eben, es habe Flügel,
Zög' mit dem Wolkensaum.

Dornduft und Lerchensingen
Auf! tragt mich heimwärts —
Werft von den Zauberschwingen
Ab mein deutsches Herz,

Wenn ihr den Wald gesehen
Oder den Ackerrain,
Wo die tausend Blumen stehen
Und die blauen Vergißnichtmein ...

(Joh. Rother)

Auch Marta Schmidt kann das Bild ihrer Heimat nicht wieder vergessen. Mit einigen Strichen versteht sie einen „deutschen Hochsommermittag“ zu zeichnen:

Der Roggenfelder reife Pracht
Steht stumm in goldiggelben Halmen;
Die Wolken ziehen regungslos
Vorüber und wiegen im feuchten Schoß
Der Lerchen kühne Jubelpsalmen.

Nicht ferne eine Mühle dreht
Im Gleichschwung ihre müden Flügel —
O Heimatland! wie schön bist du,
Wenn so die Sommermittagsruh
Versonnen hockt am Hügel!

Auch ein Amerika-Müder läßt seine Stimme ertönen. Ihn zieht es mit tausend Banden aus der neuen Welt zur alten Heimat zurück. „Bald kehr' ich heim ...“ — das ist sein jauchzender Sehnsuchtsang:

Bald kehr' ich heim zu all den Gassen,
Um die mein ganzes Sein sich schmiegt,
In meinen frommen Sommergarten,
Der meines Herzens Traumstandarten
Hoch über Buchs und Rosen wiegt.

Bald schreit' ich wieder deine Wege;
Du knirschest wieder, goldner Kies —
Ihr neigt euch gnädig, Weinlaubranken,
Winkt mir mit eurer Hand, der schlanken,
In mein verlornes Paradies.

Bald kehr' ich heim! — Noch ein paar Tage,
Dann — liebe, grüne Gittertür,
Schließ' fest dich hinter meinem Rücken,
Und laß ans alte Herz dich drücken ...
Welt, lebe wohl! — Ich bleibe hier. (Reinhard Gelbers)

Den Volkston, das ewige Lied von der Liebe Lust und Leid, treffen ein paar Verse. Sie sind eigentlich nichts als Musik und fordern geradezu heraus mitzusingen.

Morgenwunder.

Nun geh ich jeden Morgen
Vorbei an deinem Haus;
Dein Fenster ist geschlossen,
Du schaust niemals heraus.

Du liegst wohl noch im Traume,
Denkst einer Mondennacht,
Da süß die Wälder rauschten,
Das Glücke dir gelacht.

Vielleicht an meinem Herzen
Dein Kopf jetzt ruht und sinnt;
Vielleicht jauchzt du vor Sehnen
Und weinst gleich einem Kind ...

So rauh ist heut' der Morgen —
Ein Reif fiel über Nacht,
Der hat die Wege alle
So weiß, so weiß gemacht,

Daß, wenn aus deinem Fenster
Du nach dem Wald wirst sehn,
Die traumesmüden Füße
Noch wie im Zauber gehn. (Joh. Rother)

Sehr musikalisch und feinsinnig ist das „Liebeslied", das Alexander Wilhelm aus dem Französischen des Louis Tiercelin („La Bretagne qui chante") in das geliebte Deutsch übertragen hat:

Ich schritt durch meinen Garten
Und bis ins Feld hinaus:
Ich wollte Blumen pflücken
Zu einem bunten Strauß.
Wohl fand ich eine Rose;
Nein — ich nahm deren zwei —
Sind beide für den Liebsten
Im Strauße mit dabei.

Ich fand der Blumen viele
An jedem Busch und Rain:
Pflückt' Lilien und Flieder
Und auch Vergißnichtmein.
Gab einen Kuß der schönsten;
Nein — ich gab deren zwei —
Es ist ja so viel Liebe
Für ihn, für ihn dabei!

Wie? — Auf den Blüten schimmert
Ein Tröpflein hell und rund?
Ist das ein Tau? — sind's Tränen
Aus meines Herzens Grund? —
Wohl weint' ich eine Träne;
Nein — 's waren ihrer zwei —
Ist in der Liebe eben
Ein Leid, ein Leid dabei ...

Neben einer großen Anzahl leichter, anspruchsloser Liebestàndelei wiegt das balladeske Lied, das Joachim Oskar Seiler vertritt, schwer. Es schreitet düster, gepanzert — aber nie ohne Musik! — einher. Ganz eigenartig ist darin die Tonhaltung, wie das folgende „In der Nacht" beweisen soll. In den ersten drei Zeilen jubeln und perlen die Melodien so anmutig, so leicht. Es wird alles noch gut werden, wenn der bange Traum der Nacht vorüber sein wird, so schwingt der Rhythmus. Aber dann kommt die Disharmonie, der Mollakkord der letzten Zeile. Da klafft eine Wunde, die nicht wieder geschlossen werden kann.

Meine Liebe ist wieder aufgewacht
Tief, tief in meiner Hütte Nacht.
Nun klag' ich dich an, du stolzer Mann:
Was hast du mir so viel Leid getan?

Ich hab' dich geküßt so wild, so wild;
Mein Sehnen hab' ich an dir gestillt,
Mein Bangen, meine heiße, heiße Lust —
Was rissest das Herz du mir aus der Brust?

Da draußen am Fenster rüttelt der Wind,
Der schreckte vom Traume hart dein Kind.
Nun weint es und weint nach Vater und Brot —
Was stießest du uns in Hunger und Not?

Auf meinen Knieen klag' ich dich an!
Meine Liebe ruft dich, geliebter Mann!
Meine Liebe, die tief, tief in der Nacht
Am Bett deines Kindes wieder erwacht!

Die soll dich vertreiben von Herd und Weib —
Die soll dir zerreißen deinen falschen Leib!
Darf nimmer dir lassen Ruh und Grab
Bis auch dein Herz ich unter den Füßen hab'!

Ein Kapitel für sich — und zwar das allerschönste, -tiefste und -keuscheste — bilden die Gotteslieder der Deutschen im fremden Lande. Besonders hat dieses allen Deutschen gemeinsame Suchen nach Gott mit dem Schlusse des großen Kriegs eingesetzt. Das war der Zeitpunkt, da in Amerika die Besinnung begann. Auch bei diesen religiösen Sucherliedern scheint das Gefühl von der verschütteten Liebe zur Heimat beeinflußt worden zu sein. Viele von ihnen könnten in Deutschland geschrieben sein. Vor allem das folgende: „Gott am Abend" von Walter Stanger.

Vorüber lautlos glänzt der Fluß
Und gluckst bisweilen leise,
Als spräch' er still sein Nachtgebet,
Als säng' auf seine Weise

Er noch ein Lied zum Schlafengehn...
Der Duft der Wiesenblüten
Steigt würzig in den Himmel auf,
Den treu die Sterne hüten.

Da hebt der Nebel sich im Grund,
Verschlingt die Hand zum Tanze,
Da schließt der Baum die Augen zu
Und träumt vom Mondenglanze;

Von drüben stimmt die Nachtigall,
Füllt alles rings mit Singen — —
Da rührst du, Gott, mein Herze an
Und läßt es betend klingen...

Marta Schmidt spürt dem Geheimnis Gottes nach und kommt zu folgender „Erkenntnis“:

In dieser milden Herbstnacht, sternenklar,
Durch die die wundersamsten Rhythmen schwingen,
Die bunten Blätter wehe Lieder singen,
Liegt dein Geheimnis, Gott, mir offenbar.

Die blaue Ferne funkelt's aus dem Tal
Und birgt in sich das köstliche Genesen,
Das hold durchdringen möchte alle Wesen,
Die irdisch irren noch in deinem Strahl.

Da sinkst du, Ew'ger, vor uns auf das Knie
Und legst vor unsre schwachen Erdenfüße
Als Teppich deiner Liebe Himmelsgrüße,
Die mich so trunken macht, ich weiß nicht wie!

Ich steh' in dir gesenkt wie diese Nacht,
Die um die Berge schlingt die blauen Schleier,
Und küsse deine Hand in stummer Feier
Und lausche deinem Worte, traumerwacht,

Und löse meine Seele ganz von mir
Und gleite über in dein eignes Wesen
Und fühle mich von allem Schein genesen —
Mir ist gleich Baum und Mensch, gleich Stein und Tier.

Wenn Marta Schmidt den Schleier des Gottgeheimnisses mehr gefühlsmäßig lüftet, so geht Joh. Rother, der Mann, dieser letzten Frage philisophisch zu Leibe. Hören wir, wie er das bange Rätsel löst:

Wohl zwischen Tag und Nacht liegt eine Stunde,
Der süßen Dämmerung entlehnt,
In der das Herz nach Mitternacht und Sonne
Mit dunklem Triebe gleich sich sehnt.

Noch zuckt der rote Tag am Horizonte,
Und schon bangt träumerisch die Nacht
Im Heckengang am wald'gen Wiesengrunde,
Daß sie der Sterne Glanz entfacht.

Dann schickt der Zeiten unsichtbarer Meister
Ein Leuchten zu der Erde Bord,
Das heiß durchglüht dein ganzes Menschenwesen,
Es löst in himmlischem Akkord.

O fromme Stunde zwischen Welt und Leben,
Dem All und Ich — dem Sein und Grund,
In der dem Herzen wird auf Gnadenwegen
Das süße Gottgeheimnis kund!

Wo solche Lieder blühen, da kann's um deutsches Wesen nicht schlecht bestellt sein. Heil Deutschland in Amerika!

Oswald Richter



Ferdinand Staeger

Zu unserer Kunstbeilage

Liebevolle Freude an der bis ins kleinste belebten Natur: das ist ein Grundzug des Zeichners Ferdinand Staeger, der am 3. März 1880 im mährischen Städtchen Trebitsch geboren ist. Er ist ein österreichischer Landsmann und künstlerischer Verwandter des sinnigen Adalbert Stifter. Die Staegers stammen aus Iglau; Kunst ist in der Familie erblich. Der Knabe sollte sich erst der Weberei widmen, ist aber diesem Beruf nicht treu geblieben, obschon man sagen möchte, daß in seinen strichfeinen Radierungen ein filigranartiges Gewebe zarter und durchgeistigter Art an diese Anfänge erinnert.

Bei Staeger hat man sehr rasch den Eindruck: hier ist ein Könner, der das Technische seiner Kunst glänzend beherrscht. Dabei meinte man einst auf der Prager Kunstgewerbeschule, die er 1896 bezog, der Junge sei zwar eine malerische Natur, könne aber nicht zeichnen! Er ließ sich nicht beirren, sondern versenkte sich in die unerschöpflichen Zauber der Erscheinungswelt, wozu ja Prag mit seinen weltverlorenen Winkeln viel Anregung gab. Zwölf Jahre hat er in der altberühmten Stadt verbracht (mit Ausnahme eines etwa einjährigen Aufenthalts in Wien). Es ist möglich, daß die verträumten, fast schwermütigen Stimmungen daselbst einen Zug seines Wesens verstärkten. Aber Staeger legt sich, bei allem lyrisch-träumerischen Grundton, nicht auf eine bestimmte Note fest. Frühe schon für Zeitschriften und im Buchschmuck tätig, entfaltete er nach und nach einen großen Reichtum von Einfällen, mit denen er den Text schöpferisch umrankt. Die romantische Ader in ihm fühlt sich zu Uhland, Eichendorff, Mörike hingezogen. Bei diesem Buchschmuck hat er sich eine besondere, sehr subtile Strichmanier ausgebildet — neben der breiteren, volltönenden anderen Art, von der unser Bild „Andacht" ein Beispiel gibt —: eine Durcharbeitung, Durchäderung oder Durchästelung der Landschaft, die bis ins einzelne durchgefühlt und manchmal fast überfüllt scheint (man entsinne sich unsrer Bilder „Einsames Dörfchen" und „Begegnung"). Er ist darin mit einem andren echt deutschen Zeichner verwandt, mit Ludwig Richter, der neben einem Schwind und Führich wohl zu Staegers edelsten Ahnen gehört, ohne daß dabei unsres Künstlers Selbständigkeit beeinträchtigt wird.

In böhmischen und bayrischen Waldungen hat der Künstler, dem auch der Humor nicht fehlt, manche besinnliche Stimmung in sich eingesogen und mit sicherer Hand in Federzeichnungen wiedergegeben. Über die Art seiner Kunstausübung — daß er sich gern des Japanpapiers bedient, das zu Reproduktionszwecken sehr geeignet ist und das mit dem feinen, scharfen Stahl der englischen Lithographenfeder ungemein geschickt von ihm bearbeitet wird — soll hier weiter nichts gesagt werden. Auch beschränken wir uns in diesem kurzen Hinweis auf Staegers graphische Arbeiten.

Später haben die Münchener illustrierten Zeitschriften, obenan die „Jugend", mit dem Künstler engere Beziehungen angeknüpft, so daß er 1908 ganz in die Isarstadt übersiedelte. Den Feldzug hat er als österreichischer Landsturmoffizier mitgemacht und lebt jetzt in Obermenzing bei München.

Schattenbilder, Exlibris, Ernstes und Heiteres, Idyll und Ballade, Märchen und Menschenleben — Staegers Schwarzweißkunst scheint in ihrer Gedankenfülle und in ihren Ausdrucksmitteln unerschöpflich zu sein. Er schafft als durchaus deutscher Künstler aus Gemüt und Phantasie heraus, seine Stoffe mit untendenziöser Lebensweisheit durchsonnend und vergoldend und alle seine Gebilde mit Anmut überhauchend. Wir wünschen dem Künstler, der in vollem Schaffen steht, noch eine reiche Entwicklung. L.



Neue Musikliteratur

Der hundertste Todestag E. T. A. Hoffmanns hat manch gute Spezialliteratur über den vielseitigen Romantiker zutage gefördert, der kritisch, novellistisch und kompositorisch auch auf musikalischem Gebiet zu Bedeutung gelangt ist. Findet man darüber das Beste (von Erwin Kroll) in Fachzeitschriften, so ist doch auch die volkstümliche Literatur durch wertvolle Hoffmann-Beiträge bereichert worden. An erster Stelle nenne ich die von Dr A. Spemann sachverständig besorgte Sammlung von Hoffmanns „Musikalischen Dichtungen und Aufsätzen“ (das bisher umfangreichste Bändchen von Engelhorns Musikalischen Volksbüchern), die an Vollständigkeit etwa die Mitte hält zwischen den beiden Istelschen Ausgaben (in „Bücher der Weisheit und Schönheit“ und bei Bossert in Regensburg), gerade so inhaltreich, um alles den Laien Fesselnde zum Thema beizubringen, und doch geschickt das nur noch Historische kürzend; etwas mehr von Hoffmanns Beethovenschriften hätte man vielleicht noch gewünscht, ebenso den nachgelassenen Ausklang der Kreisleriana, doch wäre dann die Ausgabe, die auch noch die Novellen enthält, gewiß nicht so handlich und preiswert geworden. Weiter hat Hans v. Wolzogen, der hochverdiente Herausgeber der Baireuther Blätter, seine längst vergriffenen „Harmonien und Parallelen“ zwischen Hoffmann und Wagner unter dem Titel „E. T. A. Hoffmann, der deutsche Geisterseher“ im Rahmen der einst von R. Strauß bei Bard & Marquardt, jetzt von A. Seidl bei Linnemann herausgegebenen Sammlung „Die Musik“ neu bearbeitet — eine auch außerhalb des eigentlichen Wagnerkreises sehr willkommene Gabe, werden doch bequem und mit vollendeter Sachkenntnis nicht nur die fast spielerisch anmutenden Jahreszahlenbeziehungen zwischen dem Bahnbereiter und dem höchsten Gipfel, ja Überwinder der romantischen Oper und ihren Weggefährten ausgebreitet, sondern man erhält auch eine fast erschöpfende Darstellung all dessen, was Wagner dem prächtigen Anreger ästhetisch zu verdanken gehabt hat. Die famosen Bildbeigaben, unter denen eine Zeichnung Hoffmanns zu seinen Phantasiestücken in Callots Manier den Beschauer durch ihre stille Dämonie gar nicht losläßt, und eine sehr sorgsame, bis zu den neuesten Erscheinungen fortschreitende Bibliographie verdienen besondere Hervorhebung.

Auch der ungemein vielseitige „Almanach der deutschen Musikbücherei“ auf 1922 (Bossert, Regensburg) widmet dem Gedächtnis Hoffmanns mit drei Beiträgen den gebührenden Anteil, daneben werden schier alle Gebiete der Musik und Musikpflege mit trefflichen Aufsätzen, Gedichten, Bildern, Faksimilien bedacht, so daß der Musikfreund an der reizenden Gabe seine helle Freude haben wird; der Graphiker Hans Wildermann hat besonders schönen Schmuck beigefügt.

Von Karl Storck liegt in dritter Auflage seine Auswahl Beethovenscher Briefe vor (Verlag der Wuppertaler Druckerei, Elberfeld), die den glücklichen Gedanken verkörpert, die Briefe nach den Empfängern gruppenweise anzuordnen, so daß sich eine Reihe von fast novellistisch spannenden Freundschafts- und — Feindschaftsgeschichten ergibt. Unnötig zu sagen, daß in solchem Zusammenhange alles frisch und neu erscheint und kein unnützer Ballast mitgeführt wird. In der lebensvollen Einleitung wünschte man das Urteil über Thayer, den großen Beethovenbiographen, etwas weniger geringschätzig gehalten; die übrigen Ausführungen geben manch feine Beobachtung zum Briefschreiber und Menschen Beethoven, so daß das Büchlein lebhaft empfohlen werden kann.

Höchst zu loben sind die dünnen, schmucken Heftchen „Meister der Oper“, die der Verlag Filser in Augsburg der minderbemittelten Menschheit im Auftrag des Bühnenvolksbundes zu geringstem Preise zur Verfügung stellt. Unter den bisher 16 Heften, die auch in schmuckem Gesamtkarton geliefert werden, und als Hauptmitarbeiter Karl Blessinger, Hermann Roth, H. W. von Waltershausen zählen, finden sich wahre Meisterleistungen an Konzentration und

scharfer Erfassung des Wesentlichen. Themen wie C. M. v. Weber, Glucks Meisteroper, Beethovens Fidelio, R. Wagner, H. Pfitzner, Mozart als Bühnenkomponist, Lortzing und die komische Oper wird man nicht leicht besser und straffer dargelegt finden als hier. Höchst erfreulich!

Ebenfalls von München aus, wo ihr Verfasser als Direktor der Akademie der Tonkunst segensreich wirkt, kommt eine sehr willkommene Gabe, die sich gleichfalls völlig in den Dienst musikalischer Kulturausbreitung stellt: Siegmund v. Hauseggers „Betrachtungen zur Kunst" (in Seidls Sammlung „Die Musik"). Der glänzende Dirigent und ausgezeichnete Tonsetzer führt eine beneidenswerte Feder und zeigt sich als ein klarer Denker in musicis, den man hierin vielleicht noch einmal neben seinen Vater stellen wird. Eine reine, von glühendem Idealismus beseelte Persönlichkeit stellt sich unserem dankbaren Blick. Ob er Autobiographisches erzählt oder für Baireuth ficht, den musikalischen Nationalsprachen bei den anderen so gut wie bei uns das Wort redet oder über die Reform der Konzertprogramme debattiert — noch in der kleinsten, ephemeren Rundfragenbeantwortung spürt man eine wundervoll gereifte Kultur und edle Lebensanschauung.

Dr. Hans Joachim Moser



Zu unserer Musikbeilage

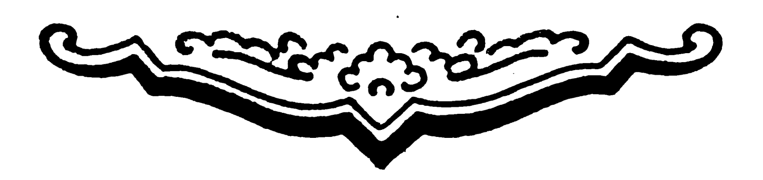
Der 3. und 4. September 1857 waren für Weimar hohe Festtage. Am 3., dem hundertjährigen Geburtstag des Fürsten, wurde der Grundstein zum Karl-August-Denkmal auf dem Fürstenplatz gelegt, am 4. das Wielandstandbild und das Goethe- und Schillerdenkmal enthüllt. Auf die Bitte des Großherzogs Karl Alexander schrieb Franz Liszt zu einem für diesen Zweck geschaffenen Gedicht von Peter Cornelius („Weimars Volkslied") diese Musik.

Friedrich Lienhard erweiterte nun das Lied zu einem „Thüringer Festgesang". Er möchte Deutschland scharen um die schaffenden Grundkräfte unsrer Seele, die im Herzen des Reiches — in den Namen Wartburg und Weimar — verkörpert sind.

Da die Lisztsche Komposition vergriffen ist, wird manchem dieser Neudruck mit neuem Text willkommen sein. Der Türmer-Verlag gibt ihn auch als Sonderdruck heraus.

Eine besondere Vertonung des Lienhardschen Liedes schuf Curt Thiem (op. 14, Nr. 1), Verlag F. W. Gadow & Sohn, Hildburghausen i. Thür.), auf die wir hiermit hinweisen.

W. Leonhardt



Türmers Tagebuch

Nietzsche-Worte
Ruhrbesetzung · Deutschlands Einsamkeit
Das Doppelgesicht der Sozialdemokratie

An der Spitze dieses Heftes sprechen über den Wert des Leidens zwei Männer, die darum wissen: Meister Eckehart, der tiefste Mystiker des Mittelalters, und Gobineau, ein aristokratischer Denker der Neuzeit. Ihnen läßt sich ein Dritter hinzufügen, der bezüglich der Höher-Züchtungskraft des Leidens Erfahrung hat: Friedrich Nietzsche. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat, in einem besondren Büchlein, „Nietzsche-Worte über Staaten und Völker“ soeben zusammengestellt (Leipzig, Kröner). Darin spricht dieser Heroiker über den Typus seiner guten Jünger:

„Solchen Menschen, welche mich etwas angehen, wünsche ich Leiden, Verlassenheit, Krankheit, Mißhandlung, Entwürdigung — ich wünsche, daß ihnen die tiefe Selbstverachtung, die Marter des Mißtrauens gegen sich, das Elend des Überwundenen nicht unbekannt bleibt; ich habe kein Mitleid mit ihnen, weil ich ihnen das einzige wünsche, was heute beweisen kann, ob einer Wert hat oder nicht: — daß er standhält.“

Und er fügt an andrer Stelle hinzu:

„Die Zucht des Leidens, des großen Leidens — wißt ihr nicht, daß nur diese Zucht alle Erhöhungen des Menschen bisher geschaffen hat?“

Wir vergessen freilich nicht, daß Nietzsche vom geniehaltigen Menschen spricht, aus dem das Leid Funken zu hämmern vermag. Denn aus schlechtem Stoff wird der Meißel des Schicksals nichts herausgestalten. Somit ist der Hämmerer Leid zugleich ein Prüfender, ein Sucher und Versucher: wie weit in uns Flammen stecken, Gegenkräfte, die das Leid fruchtbar und den Menschen schöpferisch machen.

In einem dritten Worte spricht Nietzsche das deutlich aus:

„Eine volle und mächtige Seele wird nicht nur mit schmerzhaften, selbst furchtbaren Verlusten, Entbehrungen, Beraubungen, Verachtungen fertig: sie kommt aus solchen Höllen mit größerer Fülle und Mächtigkeit heraus: und, um das Wesentlichste zu sagen, mit einem neuen Wachstum in der Seligkeit der Liebe.“

Man wende nun diese drei Aussprüche auf unser deutsches Volk an! Und man wird wissen, was wir vom Ruhrzug der Franzosen und seinen Wirkungen erwarten.

* * *

Wir, die wir für ein Reich Gottes der Weisheit, Schönheit, Liebe zu wirken Sendung in uns fühlen, stehen auch solchen äußeren Geschehnissen etwas anders gegenüber als die Mehrheit, die sich mit den ersten Gefühlen etwa der Entrüstung oder des Jubels begnügt. Wir teilen zwar diese elementare Stellungnahme bis zu hohem Grade. Aber dahinter wartet bereits der höhere Gesichtspunkt. Wie weit wird unser Volk, wie weit die Menschheit durch all dies gesteigert, gefördert, zur Lebenserhöhung gezwungen?

Die schwerbewaffneten Franzosen marschieren an die deutsche Ruhr. Der Vertrag von Versailles, ohne rauschenden Einzug durch das Brandenburger Tor, ohne ein zerstückeltes Reich, hat Paris nicht befriedigt. Das Reich hat Stand gehalten. Nun holt man etwas nach, was sich seit Versailles in der französischen Seele angestaut hat. Sie fürchten und hassen uns; sie nehmen als selbstverständlich an, daß wir „böswillig" nicht zahlen. Sie werfen sich als Hüter heiliger Vertragsrechte auf und brandmarken uns „Boches" zum zweiten Male — wie gegenüber Belgien 1914 — als Vertragsbrecher, denen man mit „Strafexpeditionen" Achtung vor unterschriebenen Verträgen beibringen müsse.

Das ist der französische Standpunkt. Er wird vertreten und verbreitet von einer hemmungslos hetzenden Presse. Der Gedanke der Völkerversöhnung hat dort nicht den leisesten Fortschritt gemacht.

Wir Deutschen leiden; wir sind wehrlos und entwürdigt. Aber wir danken Poincaré. Er schmiedet uns nur um so mehr zusammen. Wir werden eine noch fester zusammenhaltende Notgemeinschaft. Die Franzosen haben nicht erwartet, daß unser Reich so stark seine Einheit betonen werde, daß wir so gar nicht bereit seien, in Kleinstaaten und feindliche Schichten auseinanderzufallen!

Wohlan, das ist eine trostvolle Erfahrung. Die Kleinstaaterei kehrt nicht wieder. Es will sich trotz alledem ein Großdeutschland formen, jenseits des verstandesmäßigen Bewußtseins, elementar, aus Not und Werdedrang heraus. Und die Nationen unsres Kontinents werden sich einst zu Vereinigten Staaten von Europa zusammenfinden, des sind wir gewiß, wenn der Nationalismus endlich ruhigere Formen angenommen hat. Einstweilen ist das keltisch-gallische Frankreich noch der anspornende Mephisto des deutschen Faust: jener Mephisto, der doch zuletzt das Gute schafft, auch wenn er, wie jetzt, das Böse will. Diese unbefriedigten, unruhigen Franzosen treiben die Entwicklung weiter, treiben sie hoffentlich zu Ende. Die Lawine ist im Rollen. Niemand weiß, wo sie enden wird. Eben erfolgt der Einbruch in Baden. Was noch? Aber so viel sehen wir immerhin: wir sind nicht mehr die Deutschen von 1918.

Das Abschneiden aller Kohlenzufuhr läuft in der Wirkung auf eine neue Hungerblockade hinaus. Dies ist das allererbärmlichste Kriegsmittel, erbärmlicher als Giftgase oder Städtezerstörung: weil es Kinder, Frauen und Greise am schwersten trifft. Die Engländer haben sich schon im Burenkrieg mit dieser Schande beladen; im Weltkrieg haben die Verbündeten ihre Kampfweise in noch viel größerem Umfange dadurch verunehrt. Welch ein Geschrei erhebt man dort über unsre angeblich barbarischen Zerstörungen! Man lese das Heft der Münchener „Süddeutschen Monatshefte", das unter dem Titel „Wer hat zerstört?" mit 361 photographischen Aufnahmen

diese Lügen und Übertreibungen an den Pranger stellt! Aber die stillere Form von planmäßiger Ermordung unserer unterernährten Kinder? Wer spricht dort davon? So trinken die Franzosen jetzt im Ruhrgebiet unsren Kindern die Milch weg und belegen Schulen und zahlreiche andre Wohnräume rücksichtslos, die bereits schwer leidende Bevölkerung noch mehr zusammendrängend und zur Fron zwingend. Unsre Versklavung ist augenscheinlich.

Und nicht minder augenscheinlich ist unsre ungeheure Einsamkeit. Vergiß das nie, deutsche Jugend! England und Amerika sehen schweigend zu, wie ein bis an die Zähne bewaffnetes Volk mit Wehrlosen umgeht. Kein Zug von ritterlichem Aufflammen in diesen Zuschauern! Alles Edle in der Menschheit scheint einem verächtlichen Utilitarismus, einer Vorteilspolitik, einem Schachergeist erlegen zu sein. Das bereits abebbende Gift des Völkerhasses wird von Poincarés Leuten aufs neue emporgepeitscht.

Man hoffe vor allem nichts von Amerika! Man schreibt mir soeben aus Kreisen, die dort Bescheid wissen, „trostlose Nachrichten". „Die Deutsch-Amerikaner leiden neue brennende Qualen. Die American-Legion feiert den französischen Raubzug ‚als Sieg des Rechts' und behandelt dementsprechend alles Deutsch-Verdächtige drüben. Bestenfalls Gleichgültigkeit! Bei den ‚höchsten' Stellen Hohnlachen über ‚gewisse radikale Blätter', die Deutschland zu rechtfertigen suchen, die aber überhaupt nichts bedeuten!"...

Wir lehnen jede Verantwortung für die Folgen ab. Unsre „Erfüllungspolitiker" wollten bis zum Äußersten erfüllen. Am guten Willen der Sozialdemokraten und Demokraten, die diesen Standpunkt vertreten — heute noch, wie der „Vorwärts" betont — zweifelt in Deutschland niemand. Aber viele von uns bezweifelten von vornherein aufs stärkste, ob wir all das Versprochene erfüllen können. Nun haben wir die Bescherung!

* * *

Wie stellt sich zu alldem die stets erfüllungswillige Sozialdemokratie?

Sie steht unverkennbar in einem inneren Zwiespalt, der in den Artikeln z. B. des „Vorwärts" bezeichnend zum Ausdruck kommt. Einerseits hält sie am „Klassenkampf" noch alter Parteilehre fest; andrerseits aber muß sie, unter dem Zwang der Verhältnisse, den Kampf an der Ruhr als einen wesentlich nationalen Kampf anerkennen. Denn Frankreich vergewaltigt dort in gleichem Maße Arbeitnehmer wie Arbeitgeber, weil beides Deutsche sind, und eben als Deutsche. Nun besinnt sich die deutsche Sozialdemokratie, unter der Wucht der Tatsachen, langsam auf ihre deutsch umgrenzte — nicht internationale — Pflicht.

Unter den sozialdemokratischen Blättern, die hierin vorangehen, ist der tüchtig geleitete „Firn" an erster Stelle zu nennen. Er redet (4. Jahrg., Heft 7) seinen Genossen folgendermaßen ins Gewissen:

„Dies alles anerkannt, haben sich aber auch die Arbeiterparteien der Größe der politischen Aufgaben nach der Revolution nicht gewachsen gezeigt. Es muß ihnen als ein schlimmer Fehler angekreidet werden, daß sie die Wahrnehmung nationaler Interessen, besonders die Agitation gegen die Belastung Deutschlands mit der Schuld am Kriegsausbruch, im wesentlichen deutsch-

nationalen Politikern überlassen haben. Die ‚Denkschrift' des Parteivorstandes an die ‚Internationale', das jeder außenpolitischen Einsicht spottende Verhalten der deutschen Delegation auf dem Genfer internationalen Kongreß im Jahre 1920, auf dem die berüchtigte Selbstbeschuldigungs-Entschließung mit deutschen Stimmen angenommen wurde, sind nur ein paar der unbegreiflichsten Verstöße gegen eine zweckbewußte deutsche Politik, wie sie auch vom sozialdemokratischen Standpunkt als notwendig hätte erkannt werden müssen. Von verheerenderer Wirkung war womöglich noch das unverantwortliche Treiben der Politikaster vom Schlage der Kautsky, Bernstein, Adolf Braun, Crispien, — von den Wahnsinnsakten der Kommunisten ganz abgesehen. Daß die sozialdemokratische Partei die oben Genannten nicht von sich abschüttelt, ja, daß sie Einzelnen sogar Plätze im Parteivorstande zugewiesen, hat die Partei mit dem Odium der nationalen Unzuverlässigkeit belastet. Wie schwer dies aber heute wiegt, dafür ist die rückläufige Bewegung unserer Wahlstimmen seit der ersten Wahl nach der Revolution der bündigste Beweis.

Es stellt sich also heraus, daß die Stellung der Sozialdemokratie zu den Fragen der nationalen Existenz auch vom reinen Parteistandpunkt verfehlt gewesen ist.

So ist die Bilanz der deutschen Politik an der Schwelle des neuen Jahres eine keineswegs erfreuliche. Ob die Not der Zeit das deutsch-germanische Volk über alle Selbstsüchte und Eigenbrötelei hinweg noch einmal zu der Abwehr-Einheit kommen lassen wird, in der dieses Volk auch heute noch unüberwindlich ist, — das ist die andere Frage, von der womöglich noch mehr abhängt, als von den oben aufgeworfenen Fragen. Es ist ein furchtbares Verhängnis, daß dieses hochbegabte, auch heute noch auf höchster sittlicher Stufe stehende Volk in ganz klaren und selbstverständlichen Dingen sich nicht einig werden kann und der Welt immer wieder den alten Satz beweist, daß der Germane immer nur durch sich selbst besiegt und unterdrückt wird. Wenn von einer deutschen Schuld gesprochen werden kann, dann liegt sie hier, liegt sie darin, daß sich dieses wertvollste Volk der Welt in nationalem Selbstgefühl und in der Kampfbereitschaft um sein Bestehen selbst von primitivsten Völkern übertreffen läßt.

Mit dieser Schuld belastet, geht Deutschland in das unerforschte Land des neuen Jahres. Mögen sich alle Gutgesinnten einig finden in dem Willen, endlich die friedliche Front der nationalen Abwehr gegen Unterdrückung und Vergewaltigung zu schließen!"

So schrieb der Herausgeber des „Firn" um die Jahreswende. Und wenige Wochen danach war ja dann an der Ruhr der Anlaß gegeben, die „friedliche Front der nationalen Abwehr gegen Unterdrückung und Vergewaltigung zu schließen".

Unter dem Gesichtspunkt des Kampfes gegen Unrecht und Unterdrückung unterstützt denn auch der „Vorwärts" kräftig die Abwehr gegen den Raubzug der Franzosen. Es ist hocherfreulich, gegenüber der drohenden Isolierung des Ruhrgebietes seine Sorge um die Reichseinheit festzustellen (Leitartikel vom 26. Januar):

„Was das bedeutet, darüber möge man sich im Inland und Ausland nicht täuschen. Es geht um die Zertrümmerung der deutschen Republik, um die Aufteilung Deutschlands in zwei oder drei nur noch ganz lose zusammen-

hängende Teile. Die deutsche Einheit hat ihre wirtschaftliche Wurzel im Deutschen Zollverein; was Frankreich plant, das wirft Deutschland zurück hinter einen Zustand, der nicht erst mit der Gründung des Kaiserreichs, sondern schon viel früher erreicht worden war. Ein Staat, der in verschiedene Zollgebiete zerfällt, hört auf, ein einheitlicher Staat, d. h. eigentlich überhaupt noch ein Staat zu sein.

Rheinlande und Ruhrrevier sollen militärisch, politisch und wirtschaftlich unter die Macht Frankreichs gestellt werden. Zurückbleiben soll von Deutschland ein ohnmächtiger Rest, der wehrlos weiteren Invasionen ausgesetzt ist. Ob dieser Reststaat seinen Bestand und seine innere Einheit behaupten könnte, muß angesichts der bekannten bayerischen Tendenzen bezweifelt werden. Die Gefahr des Reichszerfalls ist also in drohende Nähe gerückt.

Angesichts des heldenmütigen Widerstandes, den das arbeitende Volk an der Ruhr seinen Bedrängern leistet, besteht kein Grund, die Zukunft verloren zu geben. Aber auf die Größe der unmittelbar drohenden Gefahr muß mit aller Schärfe hingewiesen werden. Man muß wissen, woran man ist. Die sozialdemokratische Arbeiterschaft hat sich stets als Vorkämpfer der Reichseinheit betätigt, weil sie weiß, daß der Zerfall Deutschlands in mehrere Teilstaaten ein Stadium reaktionärer Entwicklung von ganz unabsehbarer Tragweite darstellt. Dieser Zerfall bedeutet nicht nur eine weitere Verelendung der deutschen arbeitenden Massen in einem kaum vorstellbaren Ausmaß, er bedeutet auch die Versperrung jedes Auswegs, er bedeutet, daß Deutschland die Möglichkeit verliert, als Kraftzentrum einer demokratisch sozial vorbildlichen Entwicklung in die Welt hinaus zu wirken.

Gelingt es dem französischen Imperialismus, sein ungeheures Verbrechen zu vollenden, dann schreitet die im Osten begonnene Balkanisierung nach dem Herzen unseres Erdteils fort, die Zerrissenheit wird grenzenlos, die Schärfe der nationalen Gegensätze steigert sich zum Wahnsinn und bedroht jede sozial aufbauende Bewegung mit Unfruchtbarkeit und zeitweiligem Untergang."

So legt das führende Blatt der „internationalen Sozialdemokratie" seine nationale Sorge dar. Wir lesen das mit Vergnügen und etlichem Erstaunen; besonders daß sich „die sozialdemokratische Arbeiterschaft stets als Vorkämpfer der Reichseinheit betätigt hat". Nun, durchaus national ist also diese Sorge: Sorge um den Reichsbestand — nicht nur um Wohl und Wehe des internationalen Proletariats, etwa französischer oder belgischer Arbeiter. Wir wiederholen: auch die Sozialdemokratie — aus deren Partei unser Reichspräsident und zahlreiche hohe Posten genommen sind — betont den notwendigen Kampf um die Reichseinheit. Daneben aber läuft die andere Linie, die besonders Breitscheid festhält: es ist zugleich ein Kampf gegen die „Ausdehnungsbestrebungen des französischen Kapitalismus" — und gegen den Kapitalismus überhaupt. In einer Auseinandersetzung mit dem Franzosen Millet („L'Europe nouvelle") sagt dieser Vertreter des deutschen Sozialismus:

„Der deutsche Sozialdemokrat kämpft gegen den deutschen Kapitalismus; aber er verwirft mit nicht geringerer Energie die Ausdehnungsbestrebungen des französischen Kapitalismus. Und der deutsche Bergarbeiter, der sich weigern würde, unter

der Kontrolle deutschen Militärs zu arbeiten, empört sich noch weit mehr gegen jeden Eingriff französischer Bajonette in das eigene Wirtschaftsleben."

Derselbe Breitscheid lehnte an andrer Stelle jede „Einheitsfront" mit national gesinnten Deutschen auch im Ruhrkampf ab: weil die Abwehr der Arbeiter „von andren Voraussetzungen" ausgehe!

Man beachte diesen wichtigen Punkt! Ein Haus brennt, ein Haus, in dem Bürger und Arbeiter, reich und arm, politische Meinungen jeder Richtung miteinander wohnen; alles bildet eine Kette, reicht die Eimer, hilft löschen — nur einige „Unabhängige" lehnen einheitliche Abwehr ab, weil sie „von andren Voraussetzungen aus" der gemeinsamen Not gegenüberstehen! Ist es nicht typisch?! Arbeitgeber und Arbeitnehmer — beide, ja jene noch mehr — werden an der Ruhr drangsaliert: aber nur ja die Unterschiede festhalten! „Die Arbeiterschaft wird keinen Augenblick vergessen, was zwischen ihr und dem deutschen Kapitalismus steht" („Vorwärts", 25. Jan.): das wird immer wieder eingestreut! „Die Arbeiterbewegung ist nicht stark genug, um den französischen Imperialismus und den deutschen Kapitalismus mit einemmal schlagen zu können; sie muß im Kampf gegen den einen Gegner, den stärksten und im Augenblick weitaus brutalsten, die Feuerprobe bestehen, wenn sie sich später mit Aussicht auf Erfolg gegen den andern wenden will" (!).

So zu lesen im Leitaufsatz desselben „Vorwärts" (25. Jan.), der zu gleicher Zeit so leidenschaftlich für die „Reichseinheit" (also mit Einschluß der Kapitalisten) besorgt ist! Also, deutsche Arbeiter, jubelt ja nicht euren Führern, den Thyssen und all den andren Charakterköpfen zu! Wenn ihr mit den französischen Kapitalisten fertig seid, geht's diesen deutschen an den Kragen, die jetzt eure Kampfgenossen sind! Schöne Ethik, nicht wahr?!

In der Jugendbeilage desselben Blattes („Jugend-Vorwärts", 2. Febr.) wird dieser Zwiespalt gradezu sinnfällig nebeneinandergestellt. Da steht obenan ein Aufsatz „Von unsrer Not" (Walter Spengler) mit folgenden vaterländischen Tönen:

„... Dann steht vor unserem geistigen Auge mit Flammenschrift ein einziges Wort: Versailles. In diesem Wort klingt die Trauer um Elsaß-Lothringen, um Eupen-Malmedy, um die geraubten Teile Ost- und Westpreußens, um das abgetretene Schleswig, klingen die Leiden des Rheinlandes und des Saargebietes, des Memellandes, Oberschlesiens, Posens und Danzigs. Man hat uns die gesamte Handelsflotte genommen, die Zinkbergwerke Oberschlesiens, die Saargruben auf 99 Jahre, die Viehherden wurden gelichtet, ganze Wälder wurden niedergeschlagen. Wehrlos, machtlos stehen wir dem allem gegenüber. Wir müssen erdulden, wie man im Rheinlande Landesverräter, von deutschen Gerichten verurteilt, seitens der französischen Behörden wieder freiläßt, wir müssen erdulden, wie man deutsche Einwohner aus den besetzten und geraubten Gebieten wie Verräter davonjagt. Das alles aber heißt: Frieden..."

Und gleich unter diesen wuchtig festgestellten Tatsachen schreibt ein Otto Lamm unter dem Titel „Volksgemeinschaft?" (mit Fragezeichen!) folgendes Gegenstück:

„Eine nationalistische Welle geht durch unser Volk. Sie wird veranlaßt durch die Gewalttaten des französisch-belgischen Militarismus. Diese Taten rufen die

chauvinistischen und kapitalistischen Instinkte gewisser deutscher Volkskreise wach, die durch ihre unüberlegten Taten das denkbar größte Unheil anrichten, wenn ihnen nicht rechtzeitig entgegengetreten wird. Die nationalistische Leidenschaft wird, wenn ihr nicht bald das Handwerk gelegt wird, den Untergang des deutschen Volkes, zum mindesten der deutschen Republik zur Folge haben. Angesichts der Tatsache, daß militaristische und kapitalistische Gewalten die Existenz des deutschen Volkes bedrohen, blasen gewisse Elemente zur Einigkeit, zur Volksgemeinschaft [!]. Besonders die Jugend soll mit diesen Worten eingefangen werden. Unter der Parole ‚Gegen Versailles' soll eine Volksgemeinschaft gegründet werden. Es ist bezeichnend für das deutsche Volk, daß dauernd über den Friedensvertrag und seine Folgen geredet wird, daß man aber kein Wort darüber verliert, was vor diesem Friedensvertrag gewesen ist bzw. welche Ursachen der Friedensvertrag hat. Man tut gerade so, als wenn die Geschichte erst seit dem Abschluß des Versailler Vertrags datiert. Es ist deshalb angebracht, einmal darauf hinzuweisen, daß der Friedensvertrag nur eine Folge jenes Krieges war, an dem auch die damaligen deutschen Gewalthaber durchaus nicht unschuldig sind, und an dessen Ausbruch der deutsche Militarismus und deutsche Kapitalismus ihr gerüttelt Maß Schuld haben. Es dürfte ferner auch angebracht sein, sich gerade im gegenwärtigen Moment einmal die Taten des deutschen Militarismus, die er im Kriege vollbracht hat, vor Augen zu halten. Als im Jahre 1918 die deutschen Heere Frankreich verlassen mußten, war der größte Teil des ehemaligen besetzten Gebietes zu einer Wüste geworden. Vor allen Dingen das Industriegebiet war vollkommen zerstört. Die Bergwerke wurden ohne militärische Notwendigkeit unter Wasser gesetzt und sind deshalb für unabsehbare Zeit unbrauchbar. Maschinen wurden zerstückelt, Hunderttausende von Wohnhäusern in Schutt und Asche gelegt, die letzten Reste der Vegetation vollständig zerstört. Unter den Folgen des deutschen Militarismus muß jetzt das deutsche Volk leiden..."

So schreibt derselbe „Vorwärts" nicht nur einmal und nicht nur an dieser Stelle! So besorgt er die Geschäfte Poincarés. Könnten diese Sätze nicht an der Spitze einer französischen Tageszeitung stehen?! Die „Kreuzzeitung" benutzt denn auch einen solchen Anlaß, unter der Überschrift „Quertreiber" ihrem Zorn Luft zu machen. „Die Sozialdemokratie steht unter der kommunistischen Hetzpeitsche", beginnt sie und fährt dann fort (15. Jan.):

„Dessen ist der Sonntagsartikel des ‚Vorwärts' ein nur zu beredtes Zeugnis. Da wird in dieser Stunde, die doch nach nationaler Geschlossenheit geradezu schreit, boshaft und verleumderisch gegen die Parteien der Rechten vorgegangen. Das sozialdemokratische Blatt macht ihnen den Vorwurf, daß sie bis in die jüngste Zeit den Glaubenssatz vertreten hätten, daß allein die Macht Recht schaffe. Das erklären wir, solange uns das Blatt nicht sagt, welche Partei und wo sie das getan hätte, für eine nichtswürdige Lüge. Nicht, daß allein die Macht Recht schaffe, sondern daß allein die Macht das Recht sichere, ist der Glaubenssatz, der von den Rechtsparteien vertreten wird, und der allerdings, wie uns scheint, durch die Erfahrung des Tages wieder einmal aufs nachhaltigste als zutreffend erwiesen wird. Insbesondere wir Deutschnationalen haben durchaus das reine Gewissen,

das der ‚Vorwärts' uns abstreiten möchte, womit wir freilich nicht behaupten wollen, daß unsere Auffassung vom internationalen Recht und der internationalen Moral sich mit der sozialdemokratischen deckt. Diese pflegt nämlich derart zu sein, daß dabei das eigene Land der Regel nach ins Unrecht gesetzt wird, wie der ‚Vorwärts' denn auch jetzt wieder Herrn Poincaré entlastet, indem er davon spricht, daß seinerzeit die Gewaltpolitik im Deutschen Reich zum guten Ton gehört habe — das hat sie allerdings, nämlich die Gewaltpolitik, die das Recht und die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes schützte. Der ‚Vorwärts' scheut sich auch nicht, Herrn Poincaré weiterhin dadurch zu entlasten, daß er von der ‚deutschnationalen Kriegspartei' spricht. Welch ein Tor wäre der französische Ministerpräsident, wenn er sich ein solches ‚Eingeständnis' als Glanzstück seiner nächsten Kammerrede entgehen ließe! Demgegenüber wiegen Anwürfe wie die der Steuerdrückebergerei und ähnliche verhältnismäßig leicht, so gehässig sie an sich sind und so peinlich sie eine sich ihrer Verantwortung bewußte Partei wenigstens im jetzigen Augenblicke vermeiden würde..."

Wir müssen in dieser Hinsicht, als parteilos Deutsche, der „Kreuzzeitung" rückhaltlos beistimmen.

* * *

Die dauernde Doppelkampfstellung des „Vorwärts" gegen Konservatismus und gegen Kommunismus gehört zum eisernen Bestand der dortigen täglichen Schriftleitungspflichten. Aber es handelt sich jetzt um mehr. Es handelt sich — wie auch der Sozialdemokrat Bernhard Rausch in der „Neuen Zeit" vortrefflich ausführt („Innere Wandlungen der Sozialdemokratie", 25. Jan.), um „einen deutlich spürbaren Umwandlungsprozeß".

Auch diese wichtigen Äußerungen laufen genau auf dasselbe hinaus wie die Mahnungen seines Parteigenossen im „Firn". Rausch meint mit Recht, zunächst partei-egoistisch, daß die „Anziehungskraft" der Partei wachsen muß, „wenn sie die ihr im Interesse der werktätigen Massen des Volkes gestellten Aufgaben in praktischer politisch-parlamentarischer Arbeit erfüllt und den die Volksmassen erfüllenden nationalen Selbsterhaltungstrieb kräftig zur Geltung bringt". Freilich seien jetzt manche Funktionäre noch in den „berufsmäßig gepflegten Traditionen einer überlebten Taktik" eingewurzelt, aber er weist auf Stimmen hin, die eine „Zuwendung zu den politischen Realitäten" bedeuten, und fährt dann fort:

„Zu den Gebieten, auf denen die Veränderung der Staatsgrundlagen eine innere Wandlung der politischen Mentalität der Sozialdemokratie notwendig bedingen, gehört in hervorragendem Maße die Betätigung des Nationalen. Die Stärke des Nationalgefühls in den einzelnen Klassen ist im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sehr verschieden gewesen, bedingt durch den Grad der Interessiertheit der Klassen am Staat. Wie oben gezeigt, war es unter dem Druck, der im kaiserlichen Obrigkeitsstaat auf der Sozialdemokratie lastete, und der völligen Unmöglichkeit für sie, Anteil am Staat zu nehmen, erklärlich, daß sich in ihr die — freilich unmarxistische — Doktrin festsetzen konnte, das Nationalgefühl sei in einem kapitalistischen Staat nur eine Angelegenheit der herrschenden

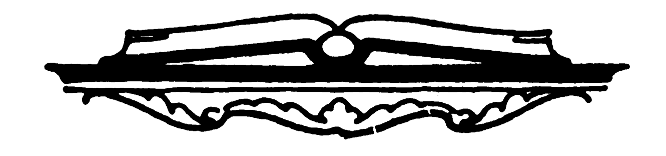
Klasse; der Arbeiter habe kein Vaterland. Der Weltkrieg hat bereits die Unrichtigkeit dieses Schlagworts bewiesen.

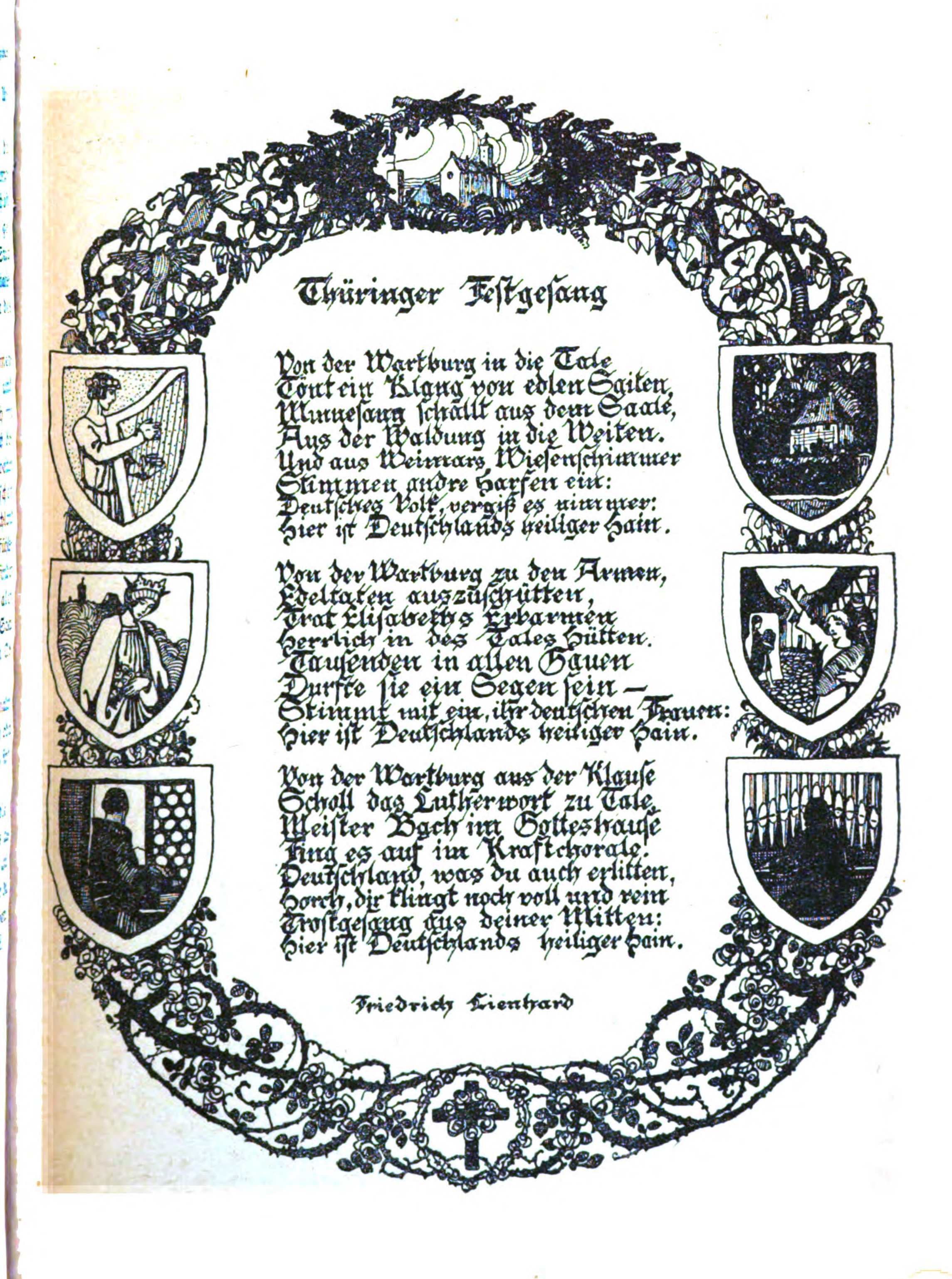
Wenn aber schon der kaiserliche Obrigkeitsstaat das Nationalgefühl in der Arbeiterschaft zwar zurückdrängen, doch nicht ertöten konnte, so ist in der demokratischen Republik ein voll bewußtes Nationalgefühl der Arbeiterschaft eine ebenso elementar gestaltende Kraft des politischen Lebens geworden wie das proletarische Klassenbewußtsein. In einem Staat vollends, der in seiner Gesamtheit zum Fröner eines fremdländischen Kapitalismus geworden ist, muß die Arbeiterschaft naturgemäß zum Hauptträger des Nationalgefühls werden.

Ein Intellektualismus, der versuchte, sich auch nur teilweise von diesem elementaren Gefühl für das Gesamtschicksal der deutschen Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft zu emanzipieren, wäre eine Sophisterei, die sich mit den Grundtatsachen des gesellschaftlichen Lebens in krassestem Widerspruch befände. Der besonders starke Beifall, den jüngst in Köln bei der Tagung der zweiten Internationale die kräftige Rede von Otto Wels gegen die französischen Rheinlandpläne und die Worte des Engländers Tom Shaw, ‚Deutschland darf nicht zugrunde gehen', bei den Arbeitern fanden, zeigen, welche Gefühlswerte heute den Massen am unmittelbarsten ans Herz greifen. Wir befinden uns allem Anschein nach zwar erst am Anfang eines langen nationalen Leidensweges, aber die Stimmung, die heute schon im Rheinland und Saargebiet herrscht, wird wohl bald die Stimmung der gesamten deutschen Arbeiterschaft sein."

Wir wollen über einzelne Wendungen in diesem Bekenntnis zum Nationalen nicht rechten; es wäre da mehr als ein Punkt, wo wir mit einem Fragezeichen oder mit einer ergänzenden Bemerkung anrücken könnten. Aber, alles in allem: es sind dies verheißungsvolle Einsichten.

Die entwicklungsfähigen Sozialdemokraten müssen die Brücke zu einem edlen Nationalgefühl hinüberbauen; denn dies ist ja in Wahrheit nichts andres als Brüderlichkeit mit unsren deutschen Leidensgenossen. Und national und sozial decken sich in bestem Sinne, sobald hier wie dort das Edelmenschliche die Führung übernimmt und unser deutsches Vaterland als die uns zunächst gegebene Arbeitsgemeinschaft oder große Familie empfindet. L.





Thüringer Festgesang

Von der Wartburg in die Tale
Tönt ein Klang von edlen Saiten,
Minnesang schallt aus dem Saale,
Aus der Waldung in die Weiten.
Und aus Weimars Wiesenschimmer
Stimmen andre Harfen ein:
Deutsches Volk, vergiß es nimmer:
Hier ist Deutschlands heilger Hain.

Von der Wartburg zu den Armen,
Edeltaten auszuschütten,
Trat Elisabeths Erbarmen
Herrlich in des Tales Hütten.
Tausenden in allen Gauen
Durfte sie ein Segen sein —
Stimmt mit ein, ihr deutschen Frauen:
Hier ist Deutschlands heiliger Hain.

Von der Wartburg aus der Klause
Scholl das Lutherwort zu Tale,
Meister Bach im Gotteshause
Hing es auf im Kraftchorale.
Deutschland, was du auch erlitten,
Horch, dir klingt noch voll und rein
Trostgesang aus deiner Mitten:
Hier ist Deutschlands heiliger Hain.

Friedrich Lienhard

Auf der Warte

Freunde der Wartburg

erlassen folgenden Aufruf:

Wartburg! Im Herzen Deutschlands, im Thüringer Gau, hebt sie sich mit stattlichem Turm und breitem Pallas über Waldhügel in den Himmel empor — unvergeßlich jedem, der sich einmal dieses Bild an einem blauen Sommertage oder in Herbst- und Frühlingsfärbung eingeprägt hat. Wartburg — jedem deutschen Herzen ebenso teuer wie die anderen geheiligten Kulturstätten im Thüringer Lande: wie vor allem Weimar mit seinen Erinnerungen an die Meister Goethe und Schiller und ihren hochgestimmten Leserkreis. Heimweh nach dem deutschen Herzen, nach diesen heiligen Hainen in Deutschlands Mitte überkommt noch den fernsten Auslandsdeutschen, wenn er an sein jetzt so leidvolles Deutschland denkt, wenn er sich ins Gedächtnis zurückruft, wieviel Edles von der Wartburg und von Weimar ausgestrahlt ist in die deutsche Kultur, in die gesamte Kulturwelt.

Es handelt sich hier um Heiligtümer einer verarmten Nation. Diese Stätten sind uns geblieben: es sind Stätten der Sammlung, der Selbstbesinnung auf kostbarstes Kulturgut. Auf dieser Wartburg haben die Sänger des Mittelalters, obenan Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, ihre Lieder von Lieb' und Leid, von Mannestum und Fraulichkeit gesungen; auf dieser Wartburg hat die heilige Elisabeth ihre Wohltaten ausgeströmt in deutsche Not und Krankheit; auf dieser Wartburg hat Martin Luther das Neue Testament in sein starkes und zartes Deutsch geprägt; am Fuße dieser Wartburg ist Meister Johann Sebastian Bach geboren; und als nach den Befreiungskriegen die Sehnsucht nach deutscher Einheit und Reinheit durch die zerrissene Nation ging, da waren es auf dieser Wartburg im Oktober 1817 junge Burschen, die dieser Sehnsucht flammenden Ausdruck gaben.

In dankbarer Rückschau an so große Erinnerungen hat der hochherzige Fürst Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach in den vierziger Jahren die zerfallene Burg aufgebaut, so daß sie nun wie ein Altar im Herzen der von Leid und Not fast erdrückten deutschen Nation emporragt.

Und diese Wartburg ist in Gefahr! Ja, die Wartburg weiß kaum noch die allernotwendigsten Mittel aufzubringen, um sich vor dem Verfall zu bewahren. Die bauliche Erhaltung, die Wiederherstellung der köstlichen Schwindschen Gemälde, die Besoldung des nötigsten Personals erfordern so große Mittel, daß wir ohne die Hilfe von ganz Deutschland, ja aller Freunde deutscher Kultur, soweit der Name dieser köstlichen Burg jemals gedrungen ist, nicht mehr auskommen. Wie vieles haben wir verloren, wir verarmten Deutschen! Laßt uns nicht auch noch unsere Heiligtümer verlieren! In diese Heiligtümer ist ein Teil unserer Seele gebannt: helft uns, all ihr Freunde deutscher Kultur im In- und Auslande, daß uns die Seele nicht auch noch verloren gehe! Wenn ihr einst in besseren Zeiten wieder durch unsere Gaue wandert und diese umgrünte Burg besucht, sollt ihr sagen können: auch ich habe mitgewirkt, daß den Deutschen und der ganzen Welt, soweit sie noch Seele hat, dieses Heiligtum erhalten blieb. In diesem Sinne rufen wir unsere Bitte hinaus:

helft uns!

Wie aber kann geholfen werden? Die ersten Schritte sind bereits getan: am 17. Dezember 1922 haben sich in Eisenach eine Anzahl Männer zusammengefunden, die einen Verein

„Freunde der Wartburg e. V." gründeten. In ihm sollen sich alle Verehrer dieses Kleinods im In- und Auslande zusammenschließen in dem Bewußtsein der stolzen Aufgabe, Erhalter dieser Burg zu sein.

Das unterfertigte Präsidium, der Ehren- und Arbeitsausschuß fordern hierdurch zum Beitritt in diesen Verein auf. Sie geben sich der angenehmen Hoffnung hin, daß es nur dieses Aufrufes bedarf, um das Hilfswerk zu vollbringen.

Die Mitgliedschaft erfordert einen jährlichen Beitrag für Einzelpersonen von ℳ 1000.—, für korporative Mitglieder von ℳ 10000.—. Wer sich um die Wartburg besondere Verdienste erwirbt, ebenso wer einen einmaligen Beitrag von ℳ 100000.— leistet, wird in das Eiserne Buch der Burg eingetragen und außerdem kann er vom Präsidium dem Ausschuß der „Wartburgstiftung" zum Ehrenbürger der Wartburg vorgeschlagen werden. Wer einen einmaligen Beitrag von mindestens ℳ 50000.— leistet, ist Ehrenförderer der „Freunde der Wartburg". Ehrenbürger und Ehrenförderer sind lebenslängliche Mitglieder des Vereins.

So ist in einfachen, zeitgemäßen Formen die Möglichkeit gegeben, daß jeder Deutsche je nach seinen Mitteln, jeder Wartburgfreund ohne Unterschied des Glaubens oder Parteibekenntnisses, seinen Baustein spenden kann zur Erhaltung dieser wertvollsten deutschen Burg.

Das Präsidium: Dr. Ing. e. h. B. Demmer, Kommerzienrat, Präsident; Dr. jur. Fr. Janson, Oberbürgermeister von Eisenach, stellv. Präsident; O. Beseler, Bankdirektor, Schatzmeister; Frhr. v. Rhaynach, Fabrikbesitzer, stellv. Schatzmeister; v. Cranach, Oberburghauptmann; Dr. jur. Hunnius, Staatsminister, Exzellenz, Beisitzer; Dr. jur. Paulßen, Staatsminister, Exzellenz, Beisitzer.

*

Die Freude am Buch

Es ist alles so ernst! So ernst! Uns liegt nichts ob, als diesem Ernste Weichheit und Milde zu geben: aber bekämpfen wir ihn nicht! Er ist unsere Erhebung und wird unser Heil werden!" — so schreibt Richard Wagner seinem Freunde Wesendonk. In solchem sorgenvollen und schwerlastenden Ernst, wie er auch uns bedrückt, sind uns nur wenige echte Freuden geblieben. Zu ihnen gehört auch die Freude am Buch.

Wilhelm Raabe sang zum Schillerjahr 1859: „Schwer ist die Zeit, doch hat sie gute Zeichen; es will die Nacht dem lichten Morgen weichen!" Und diese ersten scheuen Vorboten eines jetzt noch schwach dämmernden Frührotleuchtens erblicken wir in der Welt des deutschen Buches. Wie unbeirrt wird da gearbeitet! Es ist ein Zeichen deutscher Geisteskraft, daß in einer Zeit, die gerade die geistigen Arbeiter am schlimmsten gefährdet, Dichter und Denker es sind, die nun von innen heraus die Genesung ihres Volkes vorbereiten helfen, getreu dem Ausspruch eines der größten Söhne der Bücherstadt Leipzig: „Das ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut!" Autoren und Verleger suchen alle Hemmnisse der Zeit zu überwinden, um der Seele ihres Volkes Edelkräfte zu schenken, und schaffen damit zugleich Brot und Arbeit für die vielen im Buchdruckgewerbe, in der Graphik und im Buchhandel beschäftigten Angestellten.

Jetzt aber liegt auf dem Gesicht des Bücherfreundes — soweit er nicht zu den üppigen Gewinnlern dieser tollen Zeit gehört — ein Schatten der Entsagung und Wehmut. Die Bücherpreise haben eine Höhe erklommen, die für die Kreise des gebildeten Mittelstandes — und der stellt ja zumeist die größte Zahl der Bücherkäufer — nur unter nicht immer leichten Opfern erschwingbar sind. Und doch, deutsche Frauen und Männer, „jetzt ist es Zeit, des Reiches Ehr' zu wahren" — um dieses Wort aus dem „Lohengrin" einmal neu zu deuten! Es stehen Deutschlands heiligste Güter auf dem Spiel! Noch ringt sich das geistige Leben und Schaffen durch das uns umwogende Chaos der Wirtschafts- und Weltanschauungskämpfe — aber auch seine Entscheidungsstunde ist jetzt gekommen, wo der materielle Boden für diese Arbeit ins Wanken gerät. Not ist da im deutschen Geistesleben! Sie zeigt sich oft nur schüchtern vor der Öffent-

lichkeit, und hier und da wird ein erschütterndes Beispiel bekannt. Wer die Akten der Schillerstiftung in Weimar durchblättern würde, schaute ein ergreifendes Elend.

Möge sich das deutsche bücherkaufende Publikum nicht abschrecken lassen von den „hohen" Preisen! Sind sie denn im Vergleich zu anderen Dingen des täglichen Bedarfs wirklich so hoch? Mache sich jeder klar, daß heutzutage ein Bücherkäufer mit dazu hilft, das deutsche Geistesleben über die ernsten Fährnisse dieser furchtbaren Sturmzeit hinüberzuretten!

Im guten Buch lebt der beste Teil unseres seelischen Volkstums fort. Ein gutes Buch ist kein Luxusgegenstand, sondern Lebensbalsam. Strahlt es doch Beseelung, Beruhigung, Kraft und Liebe aus, führt es uns doch aus müdem, sorgenvollem Werktag in die Weihe des inneren Sonntags: „Buch und Leben bilden ein förderndes Wechselverhältnis, wie Sammlung und Ausflug, wie Entsagung und Ergreifung, wie Besinnung und Tat. Wir dürfen schlechthin sagen: wie Ein- und Ausatmen", sagt Lienhard, der einmal in der Reichsbuchwoche das Wort prägte: „Ein gutes Buch, ein Teil der Kraft, die an des Reiches Seele schafft!"

Freude und Kraft zu finden im Buch — was könnte den Deutschen Höheres geschenkt werden in dieser zerrütteten Zeit? Heldenhaftigkeit der Seele — was brauchen wir mehr inmitten des öden Massentums!

Wenigstens ein Buch bei festlichen Gelegenheiten den einzelnen Familienmitgliedern zu schenken, sollte jedes deutsche Haus sich Ehrenpflicht sein lassen.

Das soldatische Deutschland liegt zertrümmert, aber seine Ritter vom Geiste leben und streiten weiter. Verlaßt sie nicht!

Dr. Paul Bülow

*

Die Göchhausen

Unter dem Titel „Die Göchhausen. Briefe einer Hofdame aus dem klassischen Weimar" (Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von Werner Deetjen; Verlag Mittler & Sohn, Berlin) — liegt uns eine literarische Neuerscheinung aus klassischer Zeit vor. Eine reizende, von dem feinsinnigen Leiter der Weimarer Bibliothek veröffentlichte Briefsammlung! Die von der bisherigen Weimar-Literatur lediglich in den Umrißlinien festgehaltene Gestalt der kleinen, verwachsenen Hofdame der Herzogin Anna Amalie tritt in diesen Wesensäußerungen lebensvoll und nicht minder anziehend als diese neben die schönen Geister Weimars. Ihrer fleißigen Feder dankt die Nachwelt die Erhaltung des „Urfaust". Diese Feder, bald von ihrem Herzen, bald von ihrem Geiste geleitet, wird hier zur Vermittlerin mannigfaltiger, mit feiner Seele und scharfem Blicke aufgenommener Schilderungen ihrer Umwelt. „Thusnelda" — so lautete ja ihr Spitzname im höfischen Kreise — besaß in hohem Maße die Gabe des schriftlichen Ausdruckes. So vervollständigen ihre Briefe nicht nur die bisher bekannten Äußerungen des weimarischen Frauenkreises. Gleich diesen sind sie vielmehr als ein Bekenntnis des „Reinmenschlichen" zu werten, das diesem Kreise in den mannigfaltigsten Abstufungen als Wahrzeichen eignet. Von ihrem eigenen Ich erzählt die kleine Hofdame nur wenig, allein aus ihren Briefen ersteht ihre, sich in so schöner Unbefangenheit gebende, geistig so lebendige, seelisch so mitteilsame Persönlichkeit. In zarter, durch keinerlei Empfindsamkeit beeinträchtigter Seelenfreundschaft mit den Weimarischen Geistesgrößen verknüpft, weiß sie ihre Beziehungen zu jedem einzelnen von ihnen, entsprechend seiner menschlichen Eigenart, verständnisvoll abzustimmen. Fehlt ihrem Verhältnis zu Goethe, trotz aller bewundernden Verehrung und manchen anmutigen Neckereien mitunter die direkt persönliche Note, so ist doch ihren ausführlichen Berichten über ihn an die auswärtigen Vertrauten des Freundeskreises manche Einzelheit zur Abrundung seines Bildes, besonders für die Zeit vor der italienischen Reise, zu entnehmen. Rückhaltloser noch enthüllt sich ihr Selbst im schriftlichen Verkehr mit Wieland und Knebel; ihr verständnisvolles Teilnehmen an dem geistigen Schaffen des letzteren läßt nicht nur die warme Freundschaft ihres Herzens, auch die Weite ihrer geistigen Bildung und ihr gesundes literarisches Urteil erkennen. Durch den anmutigen Plau-

derton ihrer Briefe huscht freilich hin und wieder ein Wort, das es wohl erklärlich erscheinen läßt, daß ihre witzige Zunge gefürchtet wurde. Doch nicht nur für das geistige Leben ihrer Umgebung findet die Federgewandte einen bezeichnenden Ausdruck, sie versteht auch die bescheidenen Reize von Tiefurt und ebenso die wechselnde Großartigkeit italienischer Natur zu schildern. Ihre schriftstellerische Begabung, die sie, ohne je ein Aufheben von ihr zu machen, als Mitarbeiterin am Tiefurter Journal zu bewähren suchte, gewährt noch heute künstlerischen Genuß. Doch der Wert dieses Buches beruht zu nicht geringem Teil auch in der überaus geschickten Anordnung und feinfühligen Auswahl, mit welcher der Herausgeber das Material zusammengestellt und in den beigegebenen Noten ergänzt und erläutert hat. E. v. B.

*

Die Not der Kriegswitwen

Leider löst die wirtschaftliche Sorge in nicht geringem Maße auch religiöse und geistige Not aus. Von den Kreisen, bei denen das vorwiegend der Fall ist, war in einem der letzten Türmerhefte die Rede. Zu ihnen gehören in besonderem Maße auch die nicht zivilpensionsberechtigten Kriegswitwen der für des Staates Ehre und des Volkes Wohl gefallenen Reserveoffiziere, die Witwen der Offiziere des Beurlaubtenstandes: also Glieder des Volkes, die früher einer hohen Bildungsschicht angehörten und deren materielle Lage wohl ausnahmslos gesichert war. Ganz gewiß würden gerade im Hinblick auf die allgemeine Notlage diese Zeilen nicht geschrieben, wenn ihre Lage in ernster Zeit nicht geradezu unerträglich wäre. Als Beweis diene nur folgendes:

Die oben genannten Kriegswitwen, die nach dem R.-V.-G. (Reichsversorgungsgesetz) die erhöhte Ausgleichszulage beziehen, deren Gatten also der heutigen 10. und 11. Beamtenbesoldungsgruppe angehören würden, stehen mit ihrer heutigen Rente noch weit hinter dem Durchschnittswitwengehalt der 1. Beamtenbesoldungsgruppe, ja oft noch unter der Armenunterstützung; und doch wurden sie früher als Offiziershinterbliebene bedeutend besser versorgt als damals die Beamtenwitwe der heutigen 10. Besoldungsgruppe. Das jährliche Durchschnittswitwengehalt der letzteren betrug früher ℳ 900.— bis ℳ 1800.—; heute (Mitte November) rund ℳ 295 000.— einschließlich Teuerungszuschlag. Die Offiziershinterbliebenen bezogen früher eine Jahrespension von rund ℳ 2000.—, heute, falls kinderlos und noch nicht 50 Jahre, rund ℳ 4000.—, also kaum das 1½fache der alten Sätze! Falls sie über 50 Jahre alt sind, beträgt ihre jährliche Rente nach dem R.-V.-G. heute in Ortsklasse E ℳ 6483.—, im Bedürftigkeitsfalle kommen Teuerungszuschüsse durch die Fürsorge hinzu, die jetzt im Höchstfall ℳ 4800.— betragen. Sobald das Einkommen 75 % dieses monatlichen Teuerungszuschusses übersteigt, werden sie auf die Hälfte herabgesetzt; wenn das Einkommen 125 % übersteigt, werden sie ganz abgezogen. Ebenso ungenügend und darum verderblich ist die Versorgung der vaterlosen Kinder. Diese erhielten früher rund ℳ 330.—, heute ℳ 2008.—, im Höchstfalle, plus Zuschuß durch die Fürsorge, ℳ 24 000.— jährlich, nicht einmal ein Drittel von den heutigen Bezügen des Beamtenkindes, das früher nichts bekam.

Noch erschütternder als diese Zahlen aber sind die aus diesen Verhältnissen sich ergebenden Folgen, die durch einige Beispiele deutlich werden:

Frau D., 40jährige Kriegswitwe eines Juristen und Hauptmanns d. R., erhielt mit 2 Kindern als nicht zivilpensionsberechtigte Hauptmannswitwe früher rund ℳ 2700.— Goldmark jährlich, im vorigen Jahr (1921) 7200 Papiermark Jahresrente einschließlich Waisengeld! Frau D. ist im Frühjahr 1922 infolge Unterernährung, Überarbeitung und Kummer gestorben. Es war fast unmöglich, für ihre beiden Jungens eine passende Unterkunft zu finden, da die Waisenrente für jedes Kind damals nur 150 ℳ monatlich betrug und niemand dafür ein Kind ernähren, geschweige denn unterhalten mochte und konnte. Frau F., 44jährige Kriegswitwe eines Rechtsanwalts und Hauptmanns d. R., erhielt früher 1800 Goldmark Jahrespension, heute 4008

Papiermark Jahresrente. Die Dame, die eine erblindete Mutter zu versorgen hat und gesundheitlich schwer geschädigt ist, steht körperlich und seelisch vollständig vor dem Zusammenbruch! Frau M., 38jährige Kriegswitwe eines Rechtsanwalts und Offiziers d. R., erhielt mit 1 Kind früher 2100 Goldmark Jahrespension, heute 10 800 ℳ Jahresrente einschließlich Waisengeld. Da bedürftig und erwerbsunfähig, kommen die Zuschüsse der Fürsorge hinzu, im Höchstfall monatlich für die Witwe 3000 ℳ, für das Kind 1200 ℳ. Frau M. sitzt seit Jahr und Tag im Irrenhaus infolge der jahrelangen Unterernährung und schwerster seelischer Aufregungen, so daß das Kind weder Vater noch Mutter hat!

Diese und ähnliche Fälle, oft noch erschütternder, ließen sich noch bedeutend vermehren. So kam es vor, daß Frauen, durch Not getrieben, abends nach der Heimkehr aus schwerer Arbeit noch in Kaffeehäusern sangen, um ihre Einkünfte wenigstens etwas zu vermehren, oder für reiche Kriegsgewinnler Spitzen klöppelten, wofür sie sich mit einem Spottpreis zufrieden geben mußten. Alle Eingaben und flehentliche Not- und Hilferufe haben noch sehr wenig gefruchtet. Immer wieder hat man die Bittsteller an die Fürsorge gewiesen. Ganz ungeachtet dessen, daß auch Hilfeleistungen dieser Art völlig unzureichend sind, ist es für die Witwen, die ihren Gatten dem Vaterland zum Opfer gebracht haben, tief beschämend, auf die Fürsorge angewiesen zu sein.

Die hier genannten Zahlen haben sich seit November 1922 zwar geändert, doch ist der Unterschied zwischen der Beamtenwitwen- und der Reserveoffizierswitwen-Versorgung noch krasser geworden.

Hoffentlich kommt recht bald die Zeit, wo die so bitter Notleidenden etwas mehr von dem vielbesprochenen und vielversprochenen „Dank des Vaterlandes“ verspüren werden.

*

Erotik oder Unflätigkeit?

Rabelais ist veraltet. Wenn auch das Interesse, das an seinen Werken genommen wird, über den Rahmen des bloß Literaturgeschichtlichen hinausgeht, wenn sein Hauptwerk „Gargantua und Pantagruel“ auch für das Studium der Geschichte seiner Zeit von gewissem Wert ist: die große Wirkung ist vorbei.

Nun ist allerdings in neuester Zeit der Versuch einer Wiederbelebung unternommen worden. In der Verdeutschung Engelbert Hegaurs und des bekannten Simplizissimus-Mitarbeiters Dr Owlglaß erschien (1922) „Gargantua und Pantagruel“ in zwei Bänden (Albert Langen, München). Sachlich ist zu dieser Ausgabe zu sagen, daß sie durchaus friedensmäßigen Charakter trägt: auf ausgezeichnetem Papier ein schöner, klarer Druck in deutschen Lettern; Ganzleinen-Einband; sogar Lesezeichen; Fadenheftung; mäßiger Preis.

Ich kann mir nicht denken, daß das Buch im Originaltext die Wirkung ausübt, wie sie von dieser neuesten Verdeutschung ausgeht. Es war mir unmöglich, die Bände fertig zu lesen. Denn die Fülle unflätiger Redensarten und Bezeichnungen beinahe Seite für Seite ist geradezu erschreckend. Grimmelshausens „Simplizissimus“ und „Landstreicherin Courage“, — Christian Reuter in seinen Werken — Boccaccio — um nur wenige der bekanntesten zu nennen — bieten in sinnlich-erotischer Hinsicht allerhand, übersteigen zum Teil im einzelnen (und als Einzelnes aufgefaßt!) die weitestgestreckten Grenzen; aber mit dieser Verdeutschungsleistung sind ihre Werke nicht zu vergleichen. Das ist ein offensichtliches Wühlen in den gemeinsten Reden und Worten; man meint das breite, typische Zotengelächter zu hören beim Auffinden eines „passenden“, den Sinn „echt“ wiedergebenden Ausdrucks. Das ist keine Verdeutschung! Solche Worte kennt die deutsche Sprache als Sprache nicht; das ist eine wohldurchdachte, sorgfältige Sammlung von Ausdrücken, wie sie der Gassen- und Zotendialekt geschaffen hat, wie sie — nicht im Volke, sondern im Pöbel im Gange sind.

Es geht nicht an, von solchen Erzeugnissen als denen einer „gesunden Natürlichkeit“ zu sprechen. Das ist ganz unmöglich. Das würde eine Beleidigung der Natur bedeuten, in deren Liebesleben unentwegt die selbstverständlichsten Akte vor sich gehen; aber einzig dem Menschen blieb es vorbehalten, das Große dieser

Handlungen durch sinnlich-gemeinste sprachliche Bezeichnungen zerstörend seiner Vernunft vorzuführen.

Derbheit und Lachen und Natürlichkeit in Tiefe und Reinheit gibt beispielsweise Romain Rollands „Meister Breugnon" (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.), ein Buch, dem rotbäckigen, prallen Apfel gleichend, vollsaftig und süß duftend, schimmernd und mit jenem so zarten Hauche, der alle Früchte des Herbstes umkleidet wie ein Schleier unantastbarer Keuschheit. Dieses Buch ist von köstlichster Lebensfrische, wundervoller Natürlichkeit, ein Werk, das herzjung macht, derb und innig, kraftvoll und zart. Ein Buch, das mit dem Leser von Anfang an in das reinste, innerlichste Verhältnis tritt. Nicht Balzac könnte es geschrieben haben, aber Shakespeare. Lachen und Weinen in einem Atem, jauchzende Fröhlichkeit, tiefmenschliche Trauer, wundervolle, keusche Zartheit; Stellen donnernden Gelächters, ganz echten Humors und solche stürzender Tränen, und immer erfüllt von jener aller Berührung fernen, geheimnisvollen keuschen Süße, die auf alles, auch das Derbste, lächelnd ihre goldenen Strahlen sendet.

Man sagt von Rabelais, daß die Lektüre seines Pantagruel schütterndes Lachen auslöse? Das Original: vielleicht und hoffentlich! Diese deutsche Sammlung von Zoten aber gewiß nicht; sondern vielmehr Beschämung, Ekel, Angst vor der geistigen und seelischen Beschaffenheit der zukünftigen Generationen.

Die Erotik unserer Zeit erscheint mir in ihrem Durchschnitt durchaus nicht als Problem, sondern einfach als Entartung. Daß sich Literatur und Schauspielkunst bereit finden zum niederen Dienste am Grob-Sexuellen, ist traurig genug, — ist ein Beweis, daß diesen führenden Lebensgebieten zu großem Teil die sittlich hochstehenden Führer fehlen. Ich frage: ist es denn Aufgabe des Dramas, das ausgesprochen Niedrige, Tierische im Menschen zu behandeln? Verdient ein unedler Stoff die edle Fassung, wie sie durch jede dramatische Form gegeben ist?

Nein!

Ich sprach vorhin von der Angst um die Kommenden. Die Angst ist berechtigt, weil alle großen Fragen unserer Zeit wie auch der Vergangenheit buchstäblich in den Schmutz getreten werden, bar jeder Ehrfurcht und Sitte. Ob noch unverseuchte, kraftfrohe, freiheitsstolze Herzen da sind? Von der Beantwortung dieser Frage hängt Deutschlands Zukunft ab. Carl Diesel

*

Das „offizielle" Kaiserbild

Es wäre vielleicht besser, darüber zu schweigen. Anderseits aber ist es Pflicht, dort zu widersprechen, wo man Gefahren sieht und Schäden für Vaterland und heimische Würde.

Die Berliner Illustrierte Zeitung veröffentlicht einen Artikel „Der Kampf um eine Kaiserphotographie" und bringt das Bild selber, welches den ehemaligen deutschen Kaiser mit seiner neuen Gemahlin darstellt, gleich nach der Hochzeit aufgenommen. Ich weiß nicht, ob es nötig war, das Andenken seiner ersten Gattin, die sich allzeit als sorgende und Bestes sinnende Mutter ihrer Kinder und ihres Vaterlandes erwiesen, sogleich zu verwischen, indem kurze Zeit nach ihrem Ableben dieses Lichtbild geräuschvoll veröffentlicht werden mußte. Aber davon abgesehen: was darüber selbst berichtet wird, ist böseste, fast möchte man sagen: gewissenlose Spekulation. Diese „einmalige authentische Aufnahme" wurde, da der Kaiser „beim Verkauf seiner Erinnerungen gute geschäftliche Erfahrungen gemacht hatte", nach einem Wettbewerb an die amerikanische (!) Firma Keystone View Co. vergeben! Am 22. Dezember „wurde der Kaufvertrag nach dreitägigen (!) Verhandlungen abgeschlossen". Man fragt sich verwundert, ob es nötig war, diese höchst persönlichen Angelegenheiten ans Licht zu stellen, zumal sie wirklich unser deutsches Empfinden in keiner Weise zu heben imstande sind. Der ehemalige deutsche Kaiser als regelrechter Geschäftsmann mit amerikanischen Sensationsmachern! Und nun höre man weiter: „Die Aufnahme wurde am Hochzeitstag, am 5. November, um 3 Uhr nachmittags, gemacht, nachdem alle Gäste Haus Doorn verlassen hatten. Der Kaiser selbst bestimmte die Pose (!). Er hatte sich für

die Aufnahme selbst sorgfältig gekleidet, in Feldmarschall-Uniform mit vielen Orden [wäre unter obwaltenden Umständen Zivil nicht entsprechender gewesen?] und Fingerringen (!), während die Prinzessin auf dem Bilde mit dem Brautschmuck zu sehen ist, den ihr der Kaiser aus Juwelen der verstorbenen Kaiserin in Berlin anfertigen ließ (!)." Man betrachte die kunstvoll gelegte Schleppe, die sichtbar zur Schau getragenen Fingerringe, den Fächer, die Orden — ein bitteres Gefühl steigt in uns empor, zumal heute, wo so düstere Wolken über unserem Vaterlande drohen.

Man hat schon in Friedenszeiten gelächelt über des Kaisers Bedürfnis, sich oft photographieren zu lassen; daß er aber auch jetzt noch, nach all den herben Erfahrungen, nach all den schweren Enttäuschungen, fähig ist, sich mit derartigem Gepränge in Szene setzen zu lassen, muß jeden wahrhaft deutsch gesinnten Mann aufs tiefste schmerzen.

E. L. Schellenberg

*

Schillerpreis?

Einige Tagesblätter beklagen sich, daß seit mehreren Jahren der „Schillerpreis" noch nicht zur Verteilung gelangt sei. Wir möchten dem Herrn Kultusminister — der jetzt an Kaisers Stelle darüber zu bestimmen hat — den Rat geben, diese Einrichtung überhaupt fallen zu lassen. Als Vorsitzender der „Deutschen Schillerstiftung" — die mit dem „Schillerpreis" gar nichts zu tun hat — weiß ich zur Genüge, daß die Verwechslungen jenes Preises mit unsren Ehrengaben unausrottbar sind. Dadurch wird aber wieder die Reinheit und Vornehmheit unsrer durchaus in der Stille sich vollziehenden wirtschaftlichen Unterstützungen beeinträchtigt; mancher Verleger hat schon unsre Spenden als Reklame für seine Schriftsteller ausgenützt. Doch davon abgesehen: der Kaiserliche Schillerpreis hat einst soviel Verdruß geschaffen, daß sich ihm gegenüber bekanntlich ein „Volksschillerpreis" auftat, was die Sache nicht verbessert, vielmehr die Verwirrung vermehrt hat. Ein freies Staatswesen sollte mit diesen Kindereien aufhören. Wenn wir ein einheitliches Geistesleben hätten, das etwa in einer deutschen Akademie gipfelte — ja, dann wäre hier ein organischer Bau geschaffen, in dessen Gefüge auch eine jährliche Auszeichnung Platz finden könnte. Aber so weit sind wir noch lange nicht. Wir haben vorerst ganz andre Aufgaben zu lösen.

Wie ich übrigens über „Dichterpreise" denke, habe ich schon im Jahre 1912 im „Türmer" ausführlich dargelegt. (Man findet den Aufsatz in Paul Bülows Sammlung meiner „Türmer-Beiträge", S. 57.) Jene Betrachtung schloß mit dem Satze, der heute noch meine Überzeugung wiedergibt: „In die Liebe und in das Verständnis eines Volkes wächst der Dichter hinein; das kann nicht gemacht werden, auch nicht mit den bestgemeinten Geldsummen."

L.

*

Kulturfriede?

Unter dieser Überschrift veröffentlicht Dr Wilhelm Überhorst in der „Greifswalder Zeitung" ein Zeitbild von der Not und Fron der geistigen Arbeiter. Wer würde diese Zeilen nicht ohne Ergriffenheit lesen! Wir wünschten vor allem, daß die linksgerichtete Presse ihren Lesern einmal solch erschütternde Lebensbilder aus der Gegenwart zu Gemüt führte! Dann werden sich unsere Arbeiterkreise nicht vor der Wahrheit verschließen können, wo heutzutage das „Proletariat" zu suchen ist! —

Neulich hörte ich zwei Leute sich über den Frieden unterhalten.

Der eine sagte: „Was für schreckliche Friedensbedingungen doch in alten Zeiten ein Volk dem andern auferlegte! Ich entsinne mich noch genau, welcher Abscheu mich erfüllte, als der Lehrer in der Schule uns davon erzählte. Denken Sie nur: Wenn die Römer einen hochgebildeten Volksstamm überwältigt hatten, so führten sie alles, Mann und Weib, jung und alt, in die Verbannung, zum Sklavendienst. Schriftsteller, Gelehrte, Künstler zwang man, vor dem Pflug einherzugehen. Wie muß diesen armen Menschen zumute gewesen sein!"

Der andere erwiderte lächelnd: „Es war barbarisch gehandelt. Aber meinen Sie, man ist heute besser? Glauben Sie, die Sieger von heute sind weniger barbarisch? Das wäre ein Irrtum. Ich will Sie eines Besseren belehren.

Zu meinen Freunden gehört ein Gelehrter. Er ist verheiratet und hat Kinder. Vor dem Kriege hatte er aus Lehramt und Schriftstellerei ein gutes Einkommen; er vermochte sich und seine Familie damit anständig durchs Leben zu bringen. Er hatte eine schöne Bibliothek, die er von Zeit zu Zeit durch den Ankauf eines neuen Buches ergänzte. Der Tag gehörte seiner — übrigens wissenschaftlich hochbedeutsamen — Arbeit, der Abend einer kultivierten Erholung, sei es im Familien- und Freundeskreis, sei es im Theater, im Konzert oder in einem erlesenen Vortrag. Seine Frau stand dem Hauswesen vor, sie versah die Kinder; ein Dienstmädchen war ihre Hilfe dabei.

Es war ein behaglicher Zustand. — Und jetzt? Nur mit tiefer Trauer vermag ich daran zu denken. Von der hübschen Fünf-Zimmer-Wohnung sind drei Räume vermietet, an Ausländer natürlich. Die Familie ist in den übrigen Räumen zusammengepfercht. Das Dienstmädchen ist als zu teuer seit langem abgeschafft. Das Einkommen des Gelehrten vermag kaum noch den notwendigsten Bedürfnissen abzuhelfen. Die Frau muß alle, selbst die niedrigsten Arbeiten allein verrichten. Sie ist krank, schon längst, da ihr zarter, geistig gerichteter Organismus die schwere Arbeit nicht verträgt. Und doch muß sie jeden Tag am frühen Morgen aus dem Bett, erst spät in der Nacht darf sie, zu Tode erschöpft, ihr Lager aufsuchen. Die Herren Mieter sind anspruchsvoll; sie verdienen mit allen möglichen Geschäften viel Geld und wünschen, daß man ihnen alle Bequemlichkeiten bietet.

Der Herr Professor aber, was meinen Sie, wie es ihm ergeht? Wenn die wissenschaftliche Arbeit beendet ist, so muß er mit den entzündeten Augen den ganzen Abend Adressen schreiben, um ein paar Groschen hinzuzuverdienen. Wenn seine Frau versagt, muß er im Hause helfen. Bevor er morgens geht, putzt er in aller Heimlichkeit den Mietern die Schuhe, reinigt ihre eleganten Anzüge. Sein Bett, das übrigens aus einer höchst unbequemen Feldbettstelle besteht, macht er schon lange selbst und wischt auch oft den Staub in seinem Zimmer. Glauben Sie, daß er, der Sklave seiner Sieger, noch viele frohe Stunden hat? Und meinen Sie, daß ein solches Leben seiner wissenschaftlichen Arbeit förderlich ist, zu der er sich übrigens die nötigen Bücher nicht mehr zu beschaffen vermag?

Ach nein! Die Zeiten sind nicht besser geworden. Nur wendet man nicht mehr rohe Gewalt an. [Was nach den Nachrichten von der Ruhr auch zu ergänzen wäre! D. T.] Man betreibt die wirtschaftliche Schwächung des Gegners und benützt sie zu derselben grausamen Knechtung alles Menschlich-Edlen."

„Sie haben recht!" erwiderte der Enthusiast. „Ich bin bekehrt. Ihre Geschichte ist gut erfunden."

„Erfunden?" sagte der andere. „Tag für Tag wird sie vielmehr übertroffen."

Dr P. B.

*

Lenard gegen Einstein

Wie die Blätter mitteilen, soll Einstein den diesjährigen Nobelpreis für Physik erhalten. Hierzu hat der berühmte Physiker und frühere Empfänger des Nobelpreises Geh. Rat Lenard in Heidelberg Stellung genommen und in einem an das Nobel-Komitee in Stockholm gerichteten Schreiben sich dagegen ausgesprochen. Einstein bekommt zwar den Preis nicht für seine Relativitätstheorie, sondern für Arbeiten auf dem Gebiete der Photochemie. Lenard hält aber auch diese Arbeiten Einsteins für zu belanglos, um ihn der Auszeichnung mit dem Nobelpreis würdig erscheinen zu lassen, und wirft den Preisrichtern vor, daß sie einer Täuschung zum Opfer gefallen sind. Wir geben, nach dem „Hann. Courier", den Wortlaut des Schreibens wieder, das Lenard an die schwedische Akademie gerichtet hat.

Heidelberg, 14. Januar 1923.

Hochgeehrte Herren!

Als Mitglied Ihrer Akademie und früherer Empfänger des Nobelpreises glaube ich die

folgenden Gedanken zu der an Herrn Einstein erfolgten Preiserteilung Ihnen mitteilen zu sollen. Schweigen gerade der maßgebenden Stelle gegenüber würde mir als ein Fehler erscheinen, den Sachkundige mir um so schwerer anrechnen könnten, als man weiß, daß der Gegenstand der Preiserteilung auch mich lebhaft beschäftigt hat, so daß seine Entwickelung mir klar vor Augen steht.

Die Preiserteilung an Herrn Einstein ist zwar, wie ich erfahre, nicht für seine „Relativitätstheorie“ oder „Gravitationstheorie“ erfolgt, sondern für Veröffentlichung anderer Gedanken, die nicht so sehr auf Widerspruch gestoßen sind, vielmehr in gewissem Sinne sich bewährt haben. Ich kann aber die Mitteilung von Gedanken ohne Erfahrungsprüfung, von Gedanken also, die ebensogut falsch als richtig sein können, von bloßen Hypothesen, überhaupt nicht als Naturforscherleistung ansehen, noch viel weniger gar als Entdeckung oder auch nur irgendeinen greifbaren Fortschritt, wofür doch der Preis bestimmt sein sollte. Man wird auf solche Mitteilungen wie die des „Heuristischen Gesichtspunktes“ von Herrn Einstein wohl aus Höflichkeit und der historischen Vollständigkeit halber gern Bezug nehmen, wenn man sie gelesen hat und irgendwie bestätigt findet, aber es wäre armselig, in physikalisch unverarbeiteten Gedanken, die jeder für Naturforschung Begabte in Fülle hat, ein physikalisches Verdienst sehen zu wollen. Was die Gedanken wertvoll machen kann, ist erst ihre gewissenhafte Prüfung und Verarbeitung an Hand der Erfahrung.

Herr Einstein hat auch noch einige andere Veröffentlichungen aufzuweisen, die teils ebenfalls Hypothesen bringen, teils als mathematische Leistungen angesprochen werden können, teils auch den Versuch zeigen, nicht ganz nur als Theoretiker zu erscheinen; ich kann nicht glauben, daß diese Veröffentlichungen zur Preiserteilung wesentlich mit beigetragen haben.

Was im besonderen die Arbeit „Über einen die Erzeugung und Verwandlung des Lichts betreffenden heuristischen Gesichtspunkt“ (Ann. d. Phys. 17, S. 147, 1905) anlangt, so wissen Sachverständige und historisch Bewanderte, was übrigens aus der Arbeit selbst auch deutlich hervorgeht, daß darin nichts Neues ist, was dort auch sichergestellt worden wäre und nichts sichergestellt, was neu wäre, ja, daß überhaupt physikalisch nichts Neues darin enthalten ist als die Annahme, daß Herrn Plancks „Energieelemente“ nicht so sehr Energieelemente als vielmehr Lichtquanten seien, deren Wesen aber unerörtert bleibt und die wieder, wie bei Herrn Planck, nur formal als Rechnungsgrößen auftreten. Die Hypothese stützt sich außer auf Herrn Plancks schon im Jahre 1901 gewonnene Erkenntnis der Energieelemente, die aber auch schon damals bei Lichtstrahlung sich gezeigt hatten, auf die von mir 1899—1902 gelieferte Erkenntnis vom Wesen der lichtelektrischen Wirkung und auf eine dabei entdeckte bemerkenswerte Eigentümlichkeit dieser Wirkung (Unabhängigkeit der Anfangsgeschwindigkeit von der Lichtintensität, dagegen Abhängigkeit von der spektralen Zusammensetzung des Lichts), sowie auf die schon älter bekannte Stokessche Regel und auf die von mir 1904 aus eingehenden Untersuchungen über die Phosphoreszenz gewonnene Erkenntnis, daß Phosphoreszenzerregung ebenfalls lichtelektrische Wirkung sei. Mehr als eine Zusammenfassung dieser Erkenntnis, mit geringen hypothetischen Hinzufügungen enthält Herrn Einsteins Arbeit nicht. Das Insaugefassen von Lichtquanten lag nach allen diesen Erkenntnissen überhaupt gar nicht fern; wer die Hypothese ausspinnen wollte, brauchte nur keine Scheu vor Unklarheiten zu besitzen, die, dem gewissenhaften Forscher unerträglich, diesen vor allem zur Prüfung seiner Gedanken an der Natur selbst drängt, wodurch erst die erforderliche Erklärung erfolgen kann. Die in Herrn Einsteins Ausführungen herrschende Unklarheit besteht in nichts geringerem als in dem gänzlich fehlenden Zusammenhang der hypothetischen Lichtquanten mit dem gesamten Inhalt der gesicherten Kenntnis vom Licht, eine Unklarheit, deren Wucht auch daraus hervorgeht, daß Herr Einstein selbst noch 1909 zu einem Ausweg sich gedrängt sah und keinen anderen wußte als die damals von ihm verkündete Abschaffung des Äthers. Erst die Fortsetzung der Untersuchungen der licht-

elektrischen Wirkung und der Phosphoreszenz nach den von mir entwickelten Methoden ergab, daß Plancks Energieelemente bei diesen Umwandlungen der Lichtenergie in der Tat eine Rolle spielen, wie es nicht anders zu erwarten war, wenn diese Elemente etwas der Wirklichkeit Entsprechendes bedeuten. Der vorherigen Äußerung einer besonderen Hypothese hätte es aber dazu gar nicht bedurft; daß die Rolle der Energieelemente nach Maßgabe von deren Gesetz sich einrichten müßte, war aus Herrn Plancks Arbeiten schon vorher klar. Aber nicht nur die Auffassung der Geltung von Plancks Energieelementen bei jenen Umwandlungserscheinungen des Lichts, sondern auch die physikalische Bedeutung dieser Elemente, der Lichtquanten und damit die Überbrückung der mit Unklarheit erfüllten Kluft, welche zwischen ihnen und der ganzen Optik offen gelassen war, und damit auch die Erkenntnis von der Überflüssigkeit jener mutwilligen Abschaffung der in reichen Erfahrungen bewährten Äthervorstellung blieb anderen überlassen. Wo ist da die Naturforscherleistung in Herrn Einsteins Veröffentlichung? Ist die Äußerung von Gedanken, die nicht einmal mathematische Arbeit erfordern, um sie zu fassen, die Widersprüche von solcher Schroffheit schaffen, daß man zu deren Beseitigung bereits gesicherte Errungenschaften glaubt abbrechen zu dürfen, überhaupt eine wissenschaftliche Tat? Oder wird sie es durch überflüssige Zumischung mathematischer Form sein?

Wem die Nichtigkeit von Herrn Einsteins „Relativitätstheorie“ oder „Gravitationstheorie“ klar oder auch nur wahrscheinlich geworden ist — und das sind heute schon viele Verständige —, der wird bei dem großen Eifer, mit welchem diese Theorien aller Welt aufgedrängt worden sind und mit welchem deren Urheber von vielen Seiten zu heben versucht worden ist, nichts anderes in der Preiserteilung an Herrn Einstein sehen als eine Ausflucht, die ergriffen worden ist, um allzu große Bloßstellung derjenigen zu vermeiden, die um der genannten „Theorien“ willen einen Preis für Herrn Einstein gewünscht hätten.

Aus allen diesen Gesichtspunkten bedaure ich es auf das lebhafteste, daß die Schwedische Akademie und ihr Nobelkomitee nicht genügend klaren germanischen Geist hat aufbringen können, um solcher Täuschung zu entgehen. Mein Bedauern ist um so stärker, als bei der berechtigten Aufmerksamkeit, welche Nobelpreise erregen, die Täuschung auch auf die Allgemeinheit übergeht. Ich muß, um meinen Teil hiergegen zu tun, wünschen, daß meine Bedenken möglichst allgemein bekannt würden. Möchte die nach aller Wissenschaftsgeschichte irrige Meinung nicht weiter genährt werden, daß Streben nach Menschenanerkennung und Mangel an Ehrfurcht vor noch unerforschten Wirklichkeiten Zeichen von Naturforscherehrgeiz seien.

Der Akademie und des Komitees ergebenster

gez. P. Lenard.

*

Anthroposophie

Vor uns liegen wieder vier Schriften auf einmal, die sich gegen Steiners Anthroposophie wenden. Da ist der Ordensmann Alois Mager (O. S. B.), der in einem Heft „Theosophie und Christentum“ (Berlin 1922, Ferd. Dümmlers Verlag) von der Theosophie in Vergangenheit und Gegenwart ausgeht (merkwürdigerweise dabei Plotin und Buddha als die „beiden äußersten Spitzen“ bezeichnend, „bis zu denen sich der theosophische Drang der auf sich selbst gestellten heidnischen Menschheit zu erheben vermochte“) und dann nach möglichst objektiver Darlegung der anthroposophischen Grundlehren zu der von vornherein selbstverständlichen Ablehnung kommt. Wenn der Verfasser schreibt, seit Plotin habe „die Theosophie für uns die unangenehme Bedeutung des Unchristlichen oder Christentumfeindlichen“, so ist das unhaltbar: es gibt bekanntlich auch innerhalb des Christentums eine theosophische Strömung (Swedenborg, Oetinger usw.). Sachlich setzt auch Carl Ludwig mit seinem Schriftchen „Die Anthroposophie, ihr Wesen und ihre Ziele“ ein (Stuttgart 1922, Franckhsche Verlagshandlung), kommt aber doch zu dem
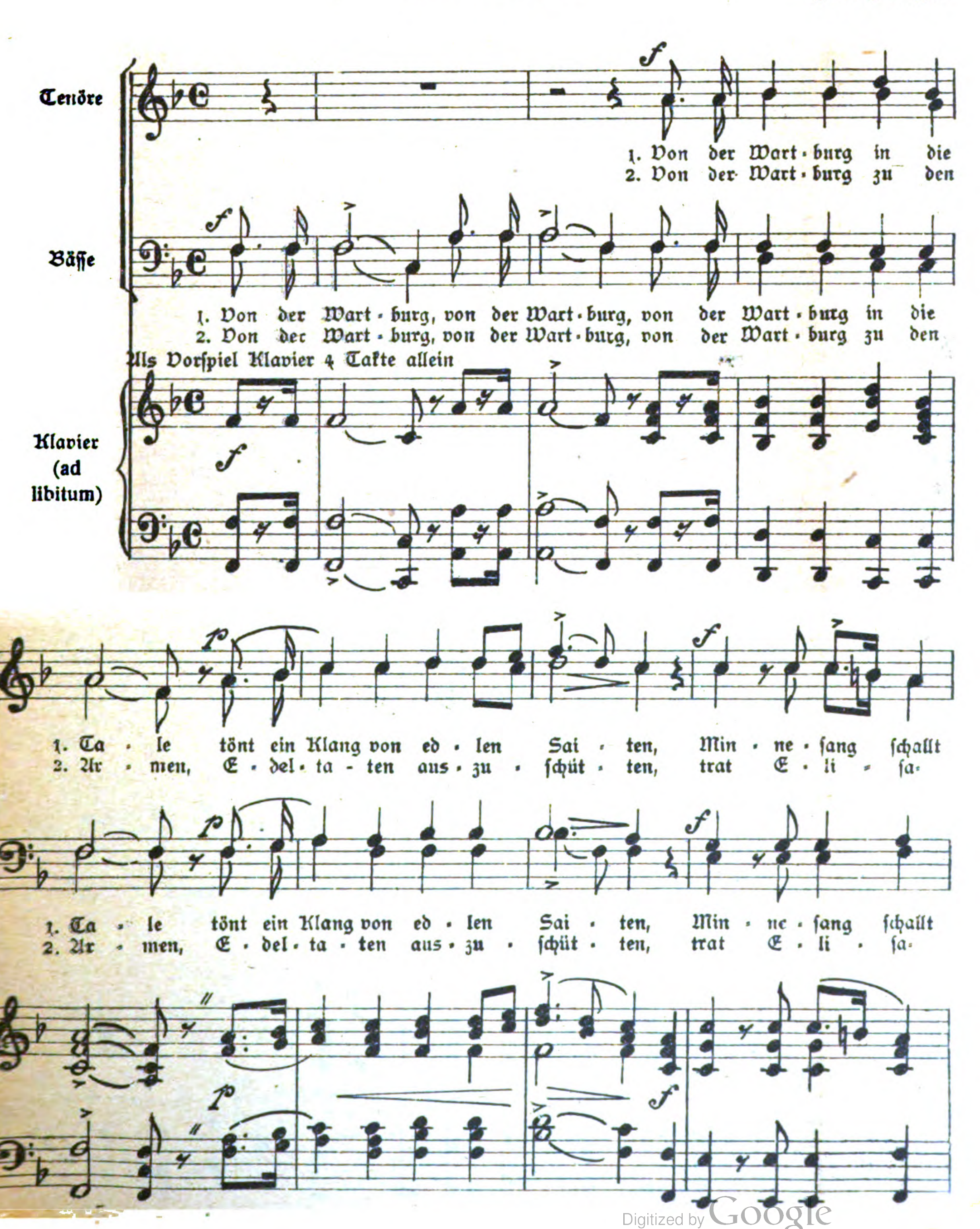
Ergebnis: „Schwerwiegender als die Vorteile sind ihre Nachteile. Sie hat in das Volk eine Lehre hineingetragen, die für dieses keinen Kraftzuwachs, sondern einen Kraftverlust bedeutet.“ Gegen diese Gefahr kämpft auch der Philosophie-Professor Dr. Hans Leisegang in seiner Schrift „Die Grundlagen der Anthroposophie“ (Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt). Dieser Vorstoß des Philosophen geht von der Fichtegesellschaft aus; wie sich ja auch die deutsch-philosophische Gesellschaft gegen Steiner öffentlich geäußert hat. Leisegang behandelt, nach einer kritischen Beleuchtung des Führers, die erkenntnistheoretischen, psychologischen und ethischen Grundlagen der Anthroposophie. Ergebnis: „In Steiners Ethik weht ein ganz undeutscher Geist ebenso wie in seiner Sprache.“ Endlich nimmt unter dem Titel „Anthroposophie und Jugendbewegung“ (mit dem Untertitel „Eine Absage an Dr. Rudolf Steiner“) der Jugendführer Emil Engelhardt scharfe, fast leidenschaftliche Stellung etwa im Sinne eines Johannes Müller (Rudolstadt, Thür., Greifenverlag). Engelhardt hat auf Schloß Elgersburg in Thüringen ein geistiges Zentrum gebildet. Er will die Jugend von der „Verweichlichung“ durch die Anthroposophie fernhalten; er macht — wie Seiling — auf Widersprüche in Steiners Äußerungen aufmerksam; er warnt vor den „Verdrehungen und Verkennungen des Christusereignisses“, die Steiner „sich leistet“, und behauptet: „Es steht fest, daß Steiner die Schau höherer Welten nicht selber geübt hat, über die er seiner Gemeinde viele ‚Tatsachen‘ übermittelt.“ Er selbst bekennt: „Ich habe mich, durch Rittelmeyer angeregt, seit fünf Jahren mit Steiner beschäftigt, in der Erwartung, von ihm weitergeführt zu werden. Denn wenn Ritt., den ich als Theologen für manche Förderung dankbar verehrte, sich damit befaßte, mußte irgend etwas daran sein. Es ist schade, daß Ritt. sich durch seine ‚Versteinerung‘ heute um sein wissenschaftliches Ansehen gebracht hat. Ich bin von Jahr zu Jahr Steiner gegenüber kritischer geworden.“
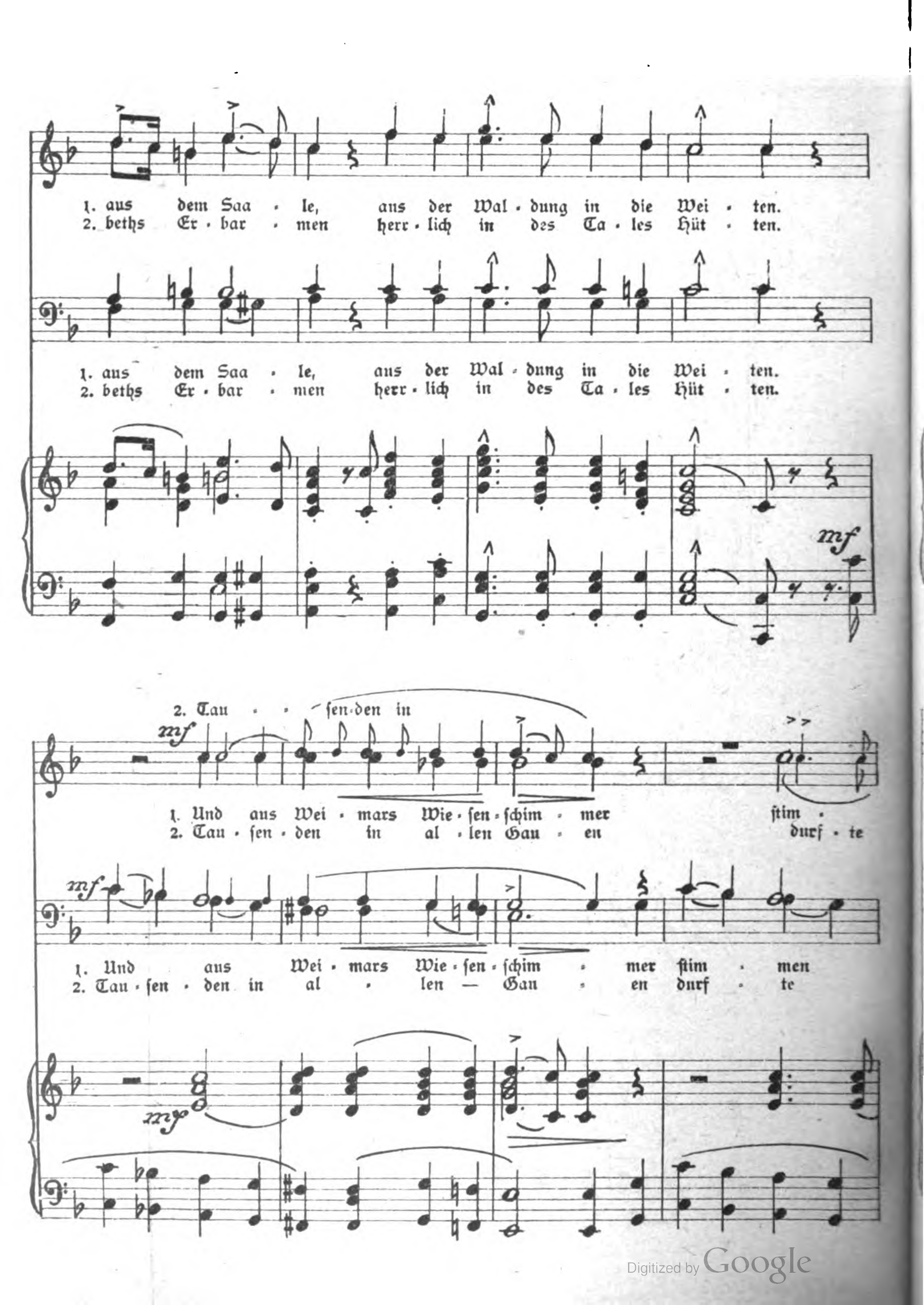
Licht- und Farbenforschung
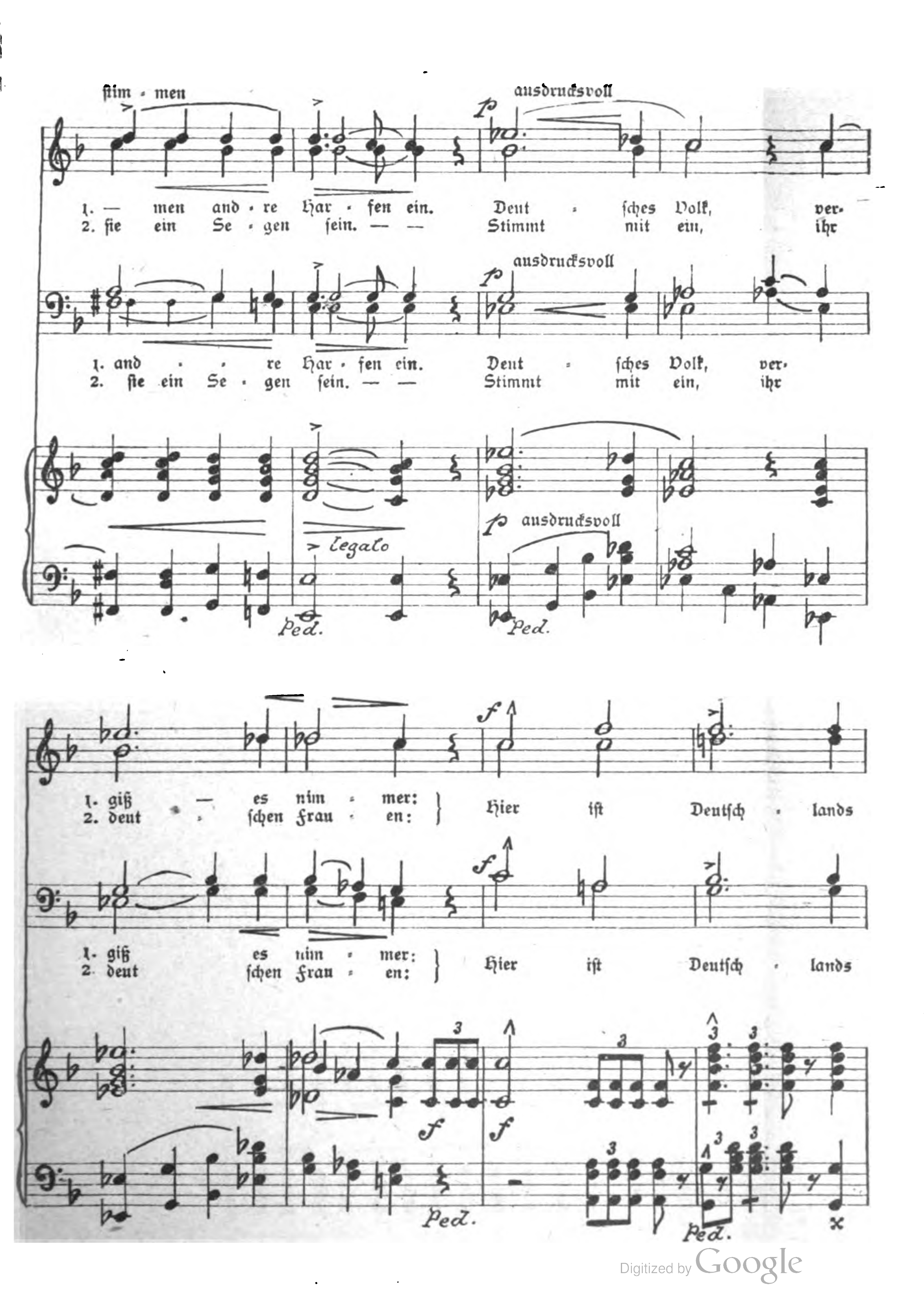
ist durch Goethes lebhafte Teilnahme für uns Deutsche gleichsam ein geweihtes Gebiet. Es dürfte daher auch dem gebildeten Laien interessant sein, Neues darüber zu hören.

Die „Daily Mail“ berichtete kürzlich mehrfach von geheimnisvollen englischen Entdeckungen, die geeignet seien, die deutsche Farbkunde und Lichtwissenschaft gänzlich aus dem Felde zu schlagen. Die englische Reklame bringt noch keine Tatsachen, zeigt aber den Wunsch, Deutschlands Ruf auf diesem Gebiet der Forschung zu überflügeln. Inzwischen erscheint in der Helwigschen Verlagsbuchhandlung in Hannover ein deutsches Buch, das unter dem Titel: „Das spiralige Wesen der Wellen in Anwendung auf Licht und Farben“ neue Ergebnisse über das Wesen des Lichtes und der Farben bringt. Der Verfasser des Werkes, Oberstleutnant a. D. Koelsch, stellt auf Grund eingehender Beobachtungen und Berechnungen eine neue Theorie auf, die der Fortpflanzung des Lichtes und Bewegung der Weltkörper in Spiralen. Er bezeichnet sie als Spiraltheorie. Mit ihr werden sich Mathematiker, Lichtforscher und Astronomen auseinanderzusetzen haben. Weiter ist bemerkenswert, was Koelsch über die Farben sagt. Die Münchener Farbentagung des vergangenen Jahres schnitt eine Reihe wichtiger Fragen an, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Ostwalds Farbenlehre fand lebhaften Widerspruch. Seinem Farbenkreis stellt nun Koelsch einen anderen gegenüber, der auf mathematischer Berechnung beruht und auch in Beziehung zur Musik gebracht wird. Ferner werden beachtenswerte Einwände gegen Einsteins Relativitätstheorie erhoben. Die Tragweite des Buches von Koelsch läßt sich noch nicht abschätzen; zweifellos aber ist es ein wertvoller Beitrag zur deutschen Licht- und Farbenforschung. Es dürfte nicht nur alle Fachleute und Mathematiker, sondern auch Maler und Musiker fesseln. A. D.

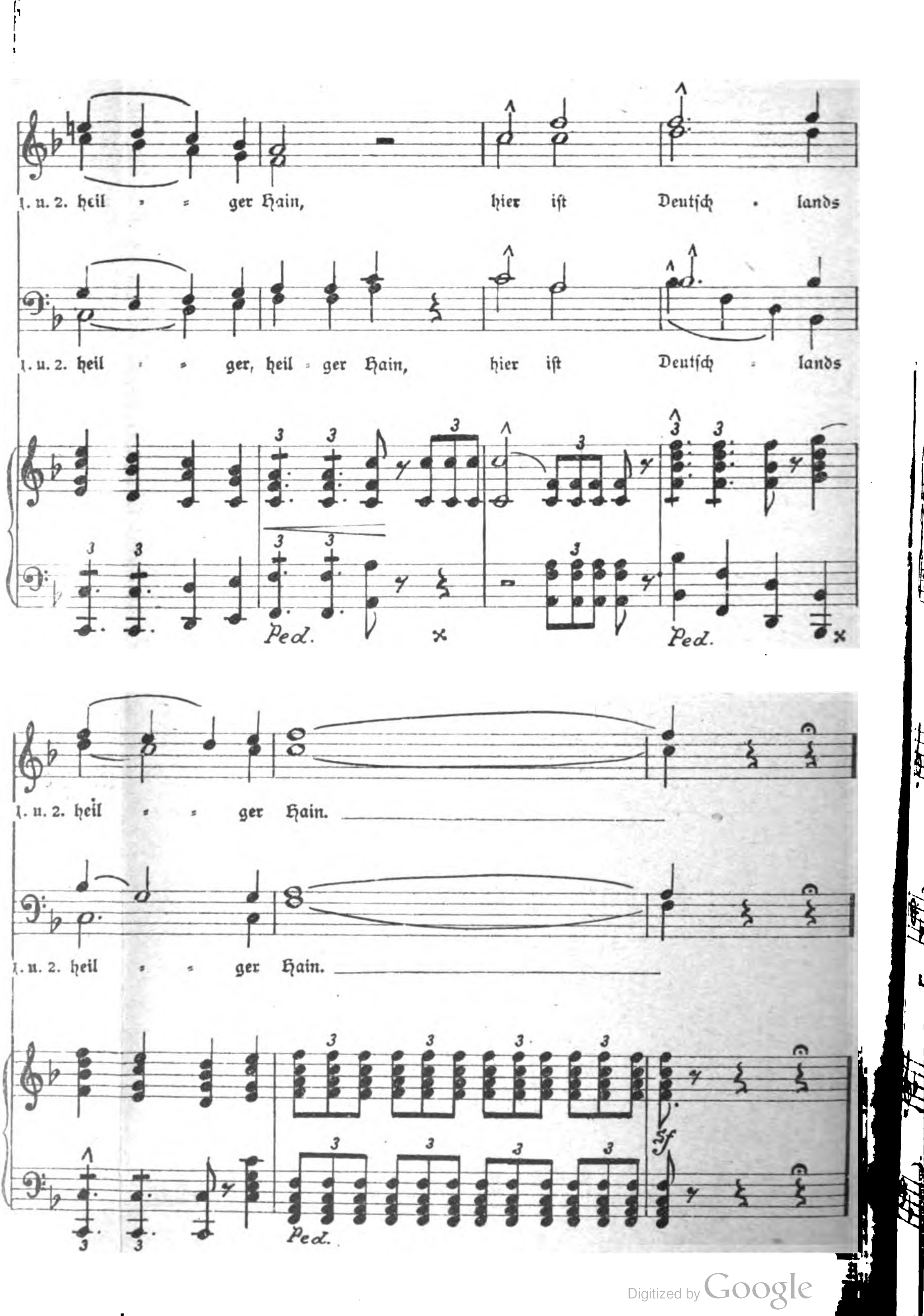
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

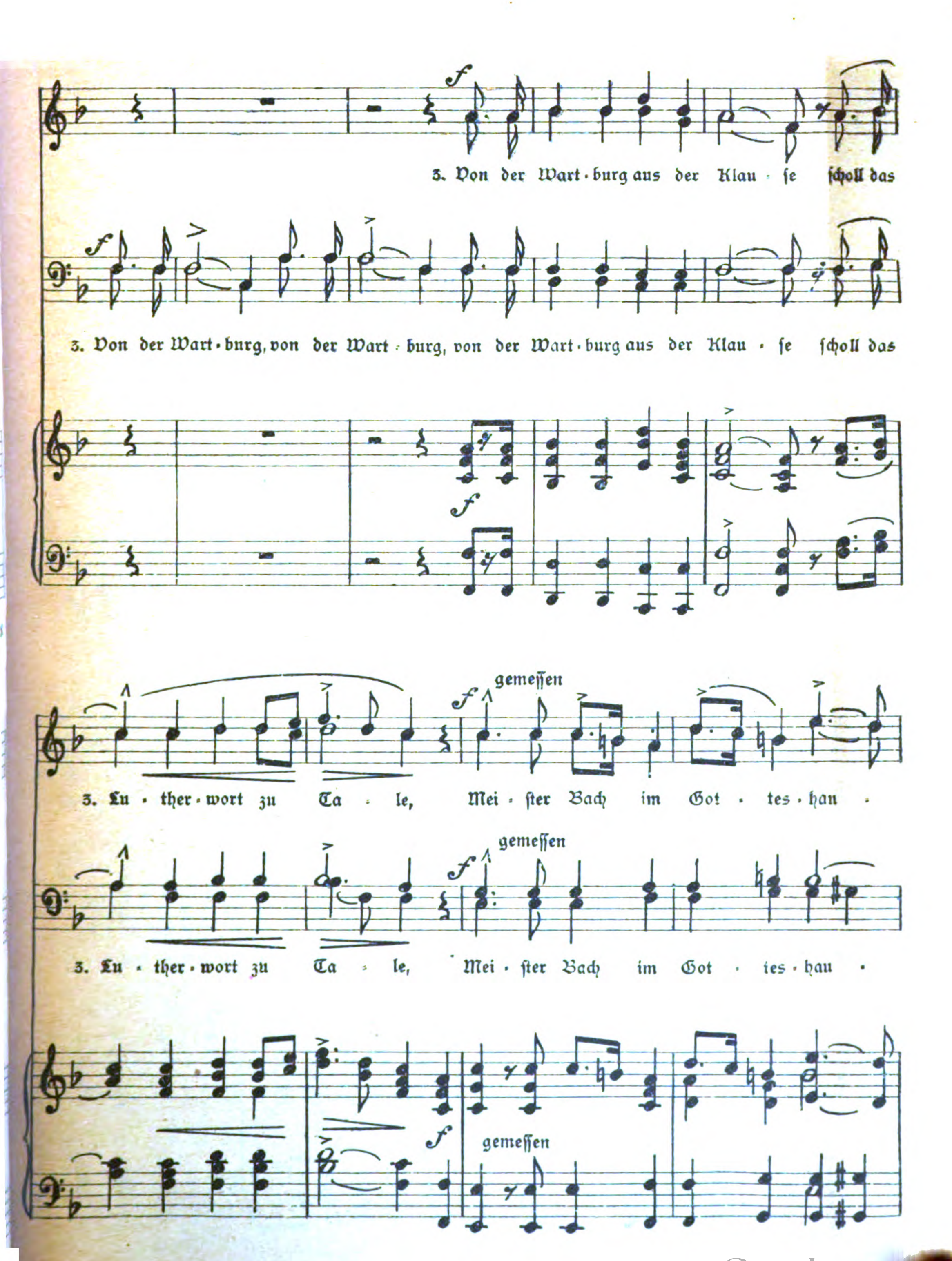

Thüringer Festgesang
(Friedrich Lienhard.)
Franz Liszt.
Tenöre
1. Von der Wart - burg in die
2. Von der Wart - burg zu den
Bässe
1. Von der Wart - burg, von der Wart - burg, von der Wart - burg in die
2. Von der Wart - burg, von der Wart - burg, von der Wart - burg zu den
Als Vorspiel Klavier 4 Takte allein
Klavier (ad libitum)
1. Ta - le tönt ein Klang von ed - len Sai - ten, Min - ne - sang schallt
2. Ar - men, E - del - ta - ten aus - zu - schüt - ten, trat E - li - sa-
1. Ta - le tönt ein Klang von ed - len Sai - ten, Min - ne - sang schallt
2. Ar - men, E - del - ta - ten aus - zu - schüt - ten, trat E - li - sa-

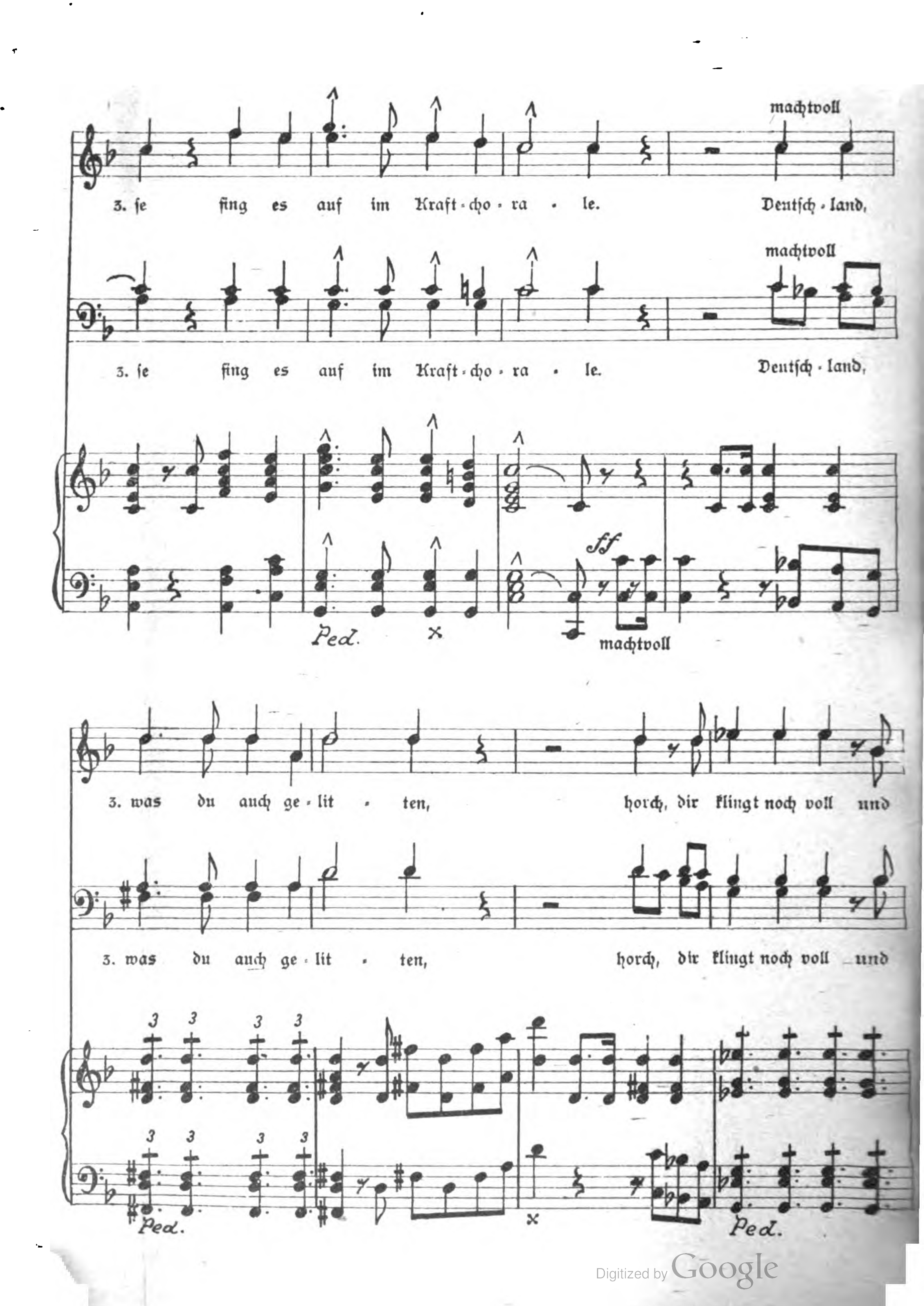

1. aus dem Saa - le, aus der Wal - dung in die Wei - ten.
2. beths Er - bar - men herr - lich in des Ta - les Hüt - ten.
1. aus dem Saa - le, aus der Wal - dung in die Wei - ten.
2. beths Er - bar - men herr - lich in des Ta - les Hüt - ten.
2. Tau - - sen-den in
1. Und aus Wei - mars Wie - sen-schim - mer stim -
2. Tau - sen - den in al - len Gau - en durf - te
1. Und aus Wei - mars Wie - sen - schim - mer stim - men
2. Tau - sen - den in al - len — Gau - en durf - te

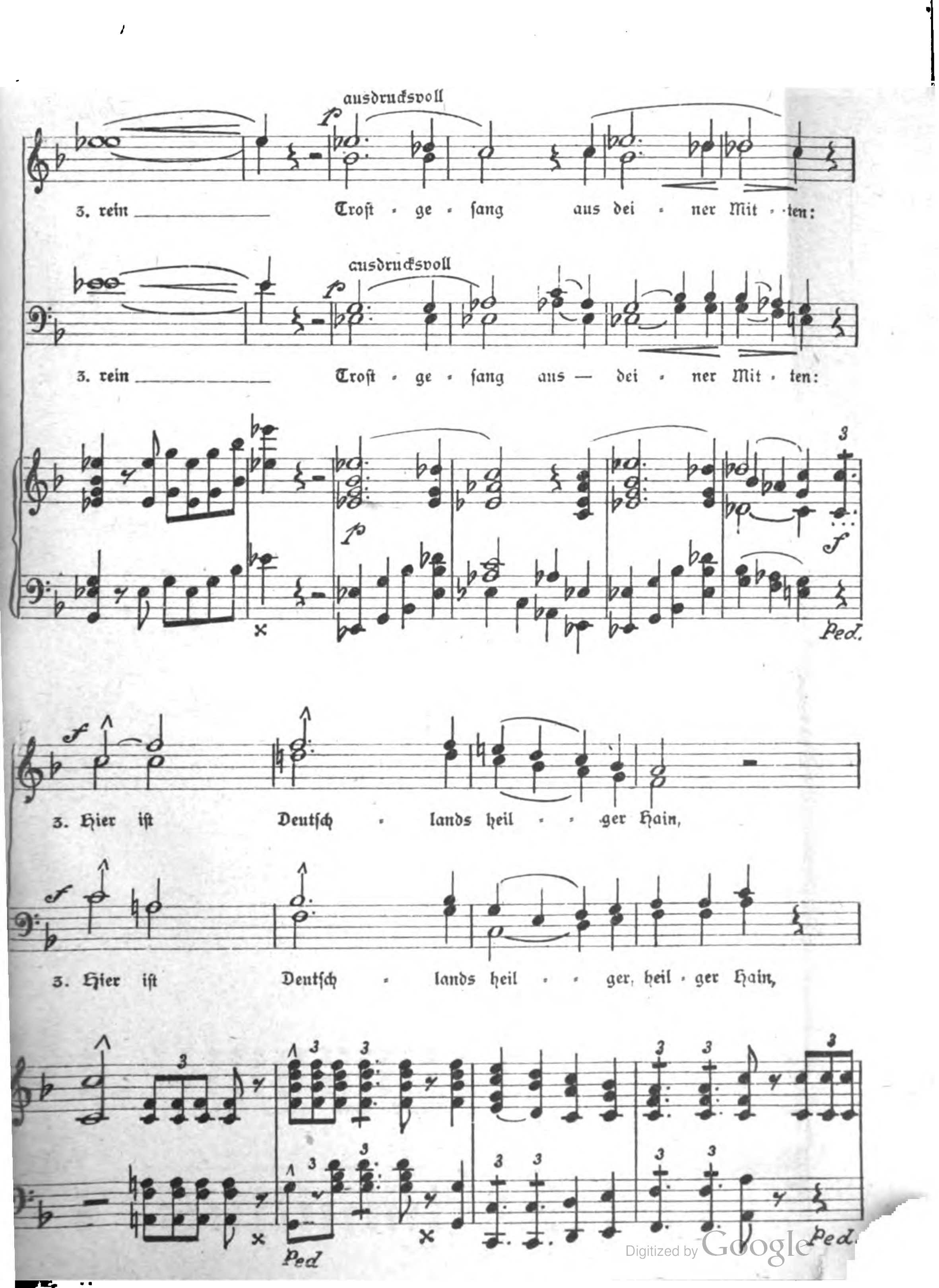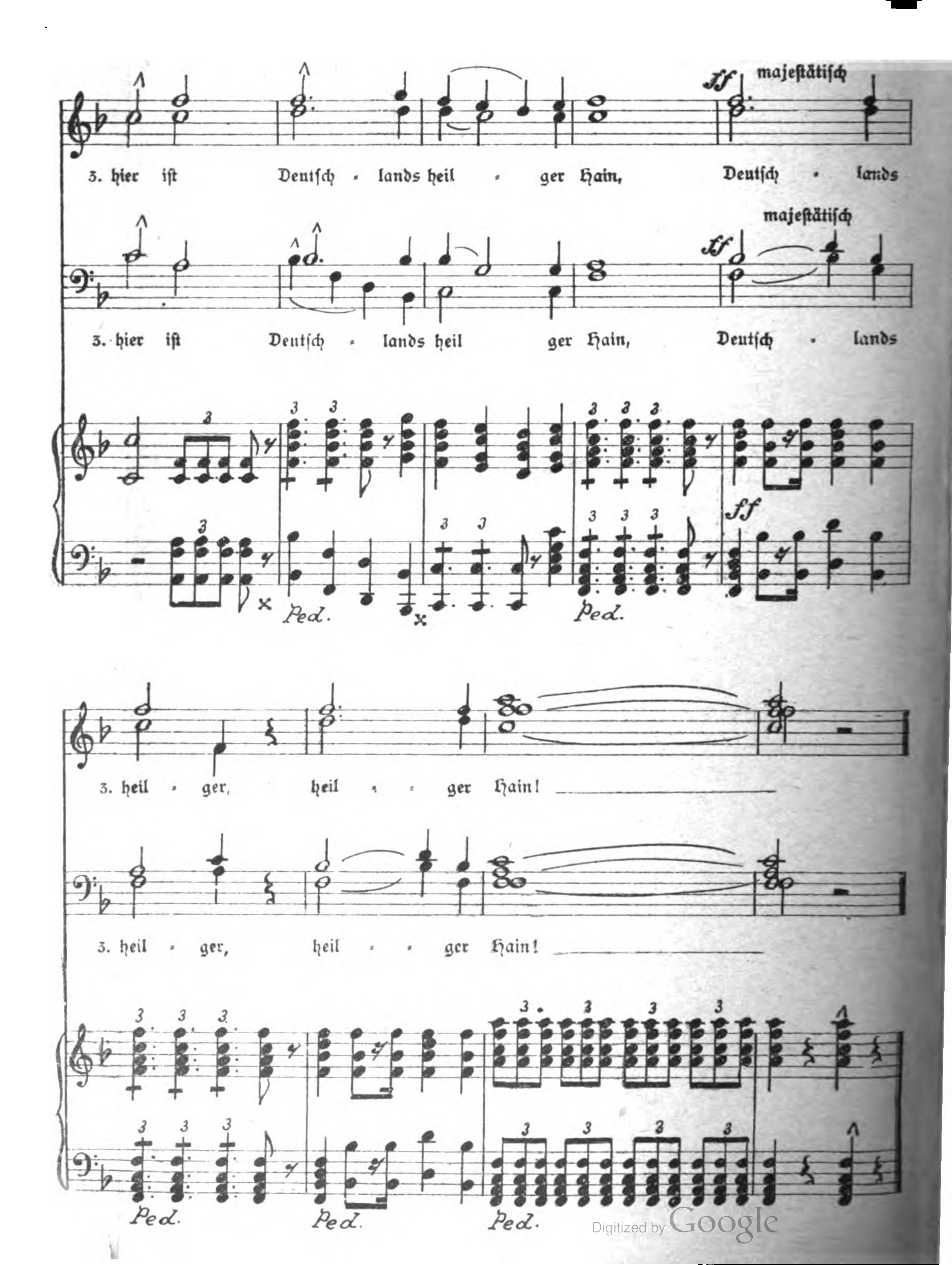


stim - men
ausdrucksvoll
1. — men and - re Har - fen ein. Deut - sches Volk, ver-
2. sie ein Se - gen sein. — — Stimmt mit ein, ihr
ausdrucksvoll
1. and - - re Har - fen ein. Deut - sches Volk, ver-
2. sie ein Se - gen sein. — — Stimmt mit ein, ihr
ausdrucksvoll
legato
Ped.
Ped.
1. giß — es nim - mer:
2. deut - schen Frau - en:
Hier ist Deutsch - lands
1. giß es nim - mer:
2. deut schen Frau - en:
Hier ist Deutsch - lands
Ped.
Ped.


1. u. 2. heil = = ger Hain, hier ist Deutsch . lands
1. u. 2. heil = = ger, heil = ger Hain, hier ist Deutsch = lands
Ped.
Ped.
1. u. 2. heil = = ger Hain.
1. u. 2. heil = = ger Hain.
sf
Ped.


f
3. Von der Wart-burg aus der Klau - se scholl das
f
3. Von der Wart-burg, von der Wart - burg, von der Wart-burg aus der Klau - se scholl das
f
gemessen
3. Lu - ther-wort zu Ta - le, Mei - ster Bach im Got - tes-hau -
gemessen
3. Lu - ther-wort zu Ta - le, Mei - ster Bach im Got - tes-hau -
f
gemessen


machtvoll
3. ſie fing es auf im Kraft-cho-ra - le. Deutſch-land,
machtvoll
3. ſie fing es auf im Kraft-cho-ra - le. Deutſch-land,
ff
Ped.
machtvoll
3. was du auch ge-lit - ten, horch, dir klingt noch voll und
3. was du auch ge-lit - ten, horch, dir klingt noch voll und
Ped.
Ped.


ausdrucksvoll
3. rein ___ Trost - ge - sang aus dei - ner Mit - ten:
ausdrucksvoll
3. rein ___ Trost - ge - sang aus — dei - ner Mit - ten:
Ped.
3. Hier ist Deutsch - lands heil - - ger Hain,
3. Hier ist Deutsch - lands heil - - ger, heil - ger Hain,
Ped
Ped.
Digitized by Google


ff majestätisch
3. hier ist Deutsch - lands heil - ger Hain, Deutsch - lands
majestätisch
ff
3. hier ist Deutsch - lands heil ger Hain, Deutsch - lands
ff
Ped.
Ped.
3. heil - ger, heil - - ger Hain!
3. heil - ger, heil - - ger Hain!
Ped.
Ped.
Ped.

25. Jahrg. April 1923 Heft 7



Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

Admiral Scheer: Deutschlands Weltstellung . . 432
Gertrud Burdett: Die Insel der Kalypso . . . 439
Friedrich Lienhard: Wildenbruch und Weimar. Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund . 445
Friedrich Andersen-Flensburg: Gustav Müllers „Kristgermanentum“ 454
Im Stromgebiet des Sepik 458
Prof. Fritz Ehringhaus-Cassel: Deutschlands auswärtige Politik von 1871—1890 auf Grund der „Bismarck-Akten“ 461
Dr. Gottfried Fittbogen: Kirche und Volkstum bei den Siebenbürger Sachsen 465
Toni Harten-Hoencke: Die Auswanderungsfrage 469
Prof. Leop. Quitt und Landgerichtsrat Fr. Saar: Die Geldfrage 471
A. Harrar: Arno Holz 474
Studienrat Hugo Preller-Gotha: „Die antike Kultur“, ein Buch der Gegenwart 476
Dr. Rudolf Metz: Strömungen in der neuesten Philosophie 478
Lienhard: Türmers Tagebuch 483
Auf der Warte 490
Kunstbeilage



Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Preis dieses Heftes 2000 Mark für das Deutsche Reich, Österreich und das schwachval. Ausland; für das hochval. Ausland 1 Schweizer Franken.



Sonnenaufgang Ellen Tornquist

25. Jahrg. April 1923 Heft 7



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

… Die Stunde ruft, die herbe,
Euch alle, Weib und Mann,
Daß Zwietracht nicht verderbe,
Was Eintracht uns gewann.

Jetzt ist nicht Zeit zum Wühlen,
Nicht Zeit für die Partei,
Jetzt ist es Zeit zu fühlen,
Daß eins das Größte sei:

Das Land, aus dessen Schoße
Uns Leib und Geist erstand,
Das heilige, das große,
Das deutsche Vaterland!

Ernst von Wildenbruch

Deutschlands Weltstellung

Von Admiral Scheer

Motto: Ohne Kompaß kein Kurs.

Wenn wir in diesem tragischen Augenblick des deutschen Geschickes, da die französische Eroberungsbestie ihre gierigen Krallen ins deutsche Leben schlägt, den großen Gedanken der deutschen Weltstellung vor uns aufbauen, so geschieht es nicht in oberflächlicher Verkennung der furchtbaren Gefahr der Stunde, auch nicht aus dem vielgerügten Mangel an Wirklichkeitssinn heraus, der unserem Volk anhaftet und es immer wieder dazu verführt, Unmögliches zu begehren und das Nächstliegende und Erreichbare zu übersehen. Uns bewegt vielmehr die Überzeugung, daß das Ziel bestimmend ist für den Weg, daß es nötig ist, in den Blickpunkt der Nation eine große Aufgabe zu rücken, die den zerstörenden Parteigeist beschwört, die auseinanderstrebenden Kräfte sammelt und eint und das dumpfe Grollen über die Nöte der Zeit in einen einzigen, festen, nationalen Willen umschafft. Der Mangel eines großen Zieles muß endlich zu jener lähmenden Entsagungsseligkeit führen, die in den Worten des Pessimisten sich ausdrückt:

> Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
> Sei nicht erfreut darüber: es ist nichts!
> Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
> Sei nicht im Leid darüber: es ist nichts!

Solcher Fatalismus, dessen dunkle Tiefe wohl geeignet wäre, die deutsche Seele anzuziehen — zumal jetzt in diesem furchtbaren Sturze —, müßte uns auf immer den Weg zur Höhe verbauen. Wie ein in der Ferne schimmerndes Licht die schon versagenden Kräfte des in der Schneewüste irrenden Wanderers verdoppelt, so muß unsere im ungeheuren Niederbruche zerschmetterte Kraft sich neu beleben an der Leuchtkraft des deutschen Gedankens, muß gestärkt werden durch den unbeirrbaren Glauben an die Sendung des deutschen Geistes in dieser Welt.

Uns fließt solcher Glaube nicht aus der überheblichen Schätzung dessen, was wir schon geleistet haben, sondern vielmehr aus der Erkenntnis, daß die Fülle des deutschen Wertes noch nicht Gestalt gewonnen hat in dieser Welt, daß der Staat der weisen Macht und der gerechten Ordnung, den unsere deutschen Geister mit sehnsuchtsvollem Seherblick erschauten, noch nicht in die Wirklichkeit getreten ist: jener Staat der ruhigen Kraft, der, gleich weit entfernt von fanatischer Machtgier wie von weltbürgerlicher Völkerverbrüderung, das Heil nicht sucht in brutaler Knechtung nach innen und außen, noch in einer internationalen Staatengemeinschaft, sondern im nationalen Gemeinschaftsstaat, der alle Schichten des Volkes zu werktätiger Anteilnahme am Bau des Ganzen versöhnt und den edlen Schwung der nationalen Begeisterung auf das hohe Ziel hinleitet, den Kulturwert, die sittliche Größe und den Charakter der Nation in die Welt hinauszutragen, sie formen zu lassen vom Geiste, der immer und allezeit nach Gestaltung drängt.

Die „Ziellosigkeit des nationalen Willens“, die ein angeborener Mangel des deutschen Geistes zu sein scheint, hat uns um unsere hoffnungsvollen Ansätze zur Weltstellung gebracht. Das Werkzeug, das uns Bismarck zu ihrer Erlangung schuf, haben wir von einer verbrecherischen und verführten Minderheit zerstören lassen, anstatt es zu verbessern. Es war in Hände gelegt worden, die es nicht zu meistern verstanden, nachdem die Hände des Meisters davon hatten ablassen müssen, vor der Zeit hinweggeschoben von anderen, die es besser als der es schuf handhaben zu können wähnten. Wir begriffen nicht, daß nur „Herr der Zukunft, wer sich wandeln kann“, daß es gilt, weiterzubauen nach hohen, großgesehenen Zielen, damit man nicht plötzlich leere, ausgelebte Formen unter sich zusammenbrechen fühle und vor der noch viel schwierigeren Aufgabe stehe, neu schaffen und sich mitten unter Trümmern zurechttasten zu müssen.

Wir nahmen Bismarcks Meisterstück vielfach als ein Gegebenes hin, erfreuten uns seiner Segnungen mit dem stumpfen Behagen des satten Philisters, oder benützten es als Spekulationsbasis für unstreitig kühnen und erfolgreichen, in seiner Einseitigkeit aber seelenlosen und entseelenden materiellen Erwerb. Niemand hatte Zeit, sich um die Seele des Volkes zu kümmern, dessen tiefere Schicht infolge der anschwellenden Industrialisierung jäh und üppig gedieh und deren Arbeitermassen in eine Gesellschaft hineinwuchsen, die sie instinktiv als notwendiges Übel, als sozialen Feind empfand. Wegen der staatsfeindlichen Form, in der sie vorgebracht wurden, verschloß man sich den berechtigten sozialen Forderungen des neuen Standes, glaubte, sie mit einem Schein von Recht überhören zu können, anstatt den Versuch zu machen, seine Glieder über die eigenen, nächsten, greifbarsten Belange hinaus zu vollwertigen Staatsbürgern zu erziehen, sie am Gedeih und Verderb des Staates zu interessieren. Vergegenwärtigt man sich dazu noch, wie auch für die politisch führenden Schichten der Vorrang der nationalstaatlichen vor der landsmannschaftlichen Idee noch lange nicht als unantastbare Notwendigkeit anerkannt war und es auch heute noch nicht ist, so kann man sich nicht wundern, daß uns die große, die schöpferische Einheit nach außen und innen auch in den Tagen des Glanzes gefehlt hat. Die Schuld daran trug der Grundirrtum, es sei mit der Reichsgründung ein Ende erreicht worden, während in Wirklichkeit damit erst der Anfang zu nationaler Betätigung gemacht war. Die Tatsache der Reichsgründung gewann ihre Bedeutung dadurch, daß sie es endlich ermöglichte, uns den Eintritt in die Reihe der aktiven Weltvölker zu erobern mit den Kräften, die sie frei machte und durch die einigende Macht des Gedankens der in sich geschlossenen Nation.

Damit begann ein neues Stadium der politischen Entwicklung, nachdem in dem früheren Zustand der Zersplitterung in zahllose selbständige Teile und Teilchen die deutsche Volkskraft nicht zu ihrer vollen Entfaltung hatte gelangen können. Ein überraschend großartiger Aufschwung auf allen Gebieten wirtschaftlicher Betätigung und rasch zunehmende Volkszahl waren die unmittelbaren Folgen der neu erworbenen Machtstellung. Das Gesamtbild der politischen Welt mußte sich ändern durch das Auftreten eines neuen Machtfaktors. Aufgabe des neu erstandenen Reiches war, zu beweisen, daß es nach innen auf festen Füßen stand und nach außen seine Sicherung und Erhaltung möglich war, sollten wir von dem einmal genommenen

Anlauf zur Weltgeltung nicht wieder von den feindlichen Mächten in das Nichts der Bedeutungslosigkeit zurückgeworfen werden.

Obgleich unsere politische Erstarkung keine Bedrohung der Nachbarvölker zur Folge hatte, erweckte unser unheimliches Wachstum erst ungläubiges Erstaunen, dann Neid, Besorgnis und Schrecken, bis aus diesen Empfindungen der finstere Plan erwuchs: „Germaniam esse delendam“.

Das ideale Ziel der staatenbildenden Kraft eines Volkes, dem der schaffende Staatsmann von 1870/71 die materielle Form gegeben hatte, war aufs äußerste gefährdet. Aus den um Preußen kristallisierten Reichssplittern gebildet, erwies sie sich doch als so hart und widerstandsfähig, daß der Anprall der geballten Energie einer feindlichen Welt sie wohl aufs schwerste zu erschüttern, aber nicht zu zerbrechen vermochte.

War es Anmaßung, daß Deutschland nach Weltgeltung strebte? Nein! Denn von einer solchen kann nur die Rede sein, wenn Ansprüche ohne innere Berechtigung erhoben werden. Die materiellen und sittlichen Werte, die Deutschland in den Konkurrenzkampf der Völker zu werfen hatte, rechtfertigen aber vollauf den Anspruch auf Auswirkung der deutschen nationalen Idee in der Welt.

Daß Deutschland so spät dazu kam, die Welt zum Schauplatz seiner kulturpolitischen Wirksamkeit zu machen, während England längst die gigantische Pyramide seiner Weltmacht aufgerichtet hatte, lag wesentlich an der gewaltigen Absplitterung großer Teile des Volkstums, die in Belgien, den Niederlanden, der Schweiz, Österreich und den baltischen Provinzen in fremde politische Gebilde hineinwuchsen, lag nicht zuletzt an der unheilvollen religiösen Spaltung und lag vor allem an der späten politischen Einigung. Denn die Wiedergeburt des Volkstums aus dem Geist der geeinten Nation ist das A und O einer Politik, die das Weltmeer in ihren Gesichtskreis einbeziehen will; die Unterordnung alles Trennenden unter das Einigende, die dem Deutschen so schwer fällt, ist die Grundlage aller politischen Betätigung von universellem Format. Wie sehr der weltpolitische Sinn uns fehlte, wie weit wir auch nach der Reichsgründung von einer großen einheitlichen nationalen Idee entfernt waren, beweist das anfängliche Widerstreben weiter Volkskreise gegen koloniale Erwerbungen und gegen die Beschaffung einer angemessenen Rüstung zum Schutze unserer überseeischen Interessen.

Dabei drängte unsere kolossale Volksvermehrung über die enge territoriale Grundlage hinaus gewaltsam nach der großräumigen Ferne jenseits des Ozeans als nach dem einzigen Ventil für ihren friedlichen Abfluß, denn eine Eroberungspolitik über die Landesgrenzen lag nicht im Sinne der Reichsgründung. Darum hat Deutschland für sich den „friedlichen Wettbewerb“ erfunden, die Idee der friedlichen Durchdringung der Welt, nicht, wie uns untergeschoben wurde, im Sinne äußerer Beherrschung, sondern durch den inneren Wert und die Gediegenheit seiner Arbeit.

Wenn die reißende Volksvermehrung als materielle Grundlage für den Anspruch Deutschlands auf Weltgeltung bezeichnet werden muß, so ist es gerade der Arbeitswille und die Arbeitsfähigkeit des deutschen Volkes, die als sittliches Moment von höchster Bedeutung ins Gewicht fallen, jener Wille zur Arbeit um ihrer selbst willen, deren Leistungsfähigkeit durch gewissenhafte, streng disziplinierte Schulung

zu einer von keinem anderen Volke erreichten Höhe des Durchschnitts gesteigert worden ist. Dieser Erfolg wäre nicht erreicht worden ohne das in unserem Volkscharakter gelegene hohe persönliche Pflichtgefühl des einzelnen, wie es sich verkörpert in dem Typus des deutschen Arbeiters, nach dem Amerika jetzt trotz der drüben herrschenden Arbeitslosigkeit, eben um dieser seiner besonderen Eigenschaft willen, verlangt, in dem Typus des deutschen Beamten und Soldaten, Gelehrten und Technikers, der in der ganzen Welt ob seiner sprichwörtlichen deutschen Gründlichkeit geschätzt und gesucht war.

Welche Leistungen aus dem Zusammenwirken dieser beiden sittlichen Grundpfeiler des Deutschtums: Arbeitswille und Pflichtgefühl des einzelnen hervorgingen, bewies unsere Rüstung und die Bewährung derselben im Kriege. Wie wir dazu fähig waren, auch auf uns bisher fremden Gebieten in kürzester Zeit Außerordentliches zu leisten, zeigt vor allem unsere Marine und unsere Betätigung in den Kolonien. Das deutsche Volk hat nach Tirpitz die See nicht verstanden. Damit meint der Großadmiral nicht, der Deutsche eigne sich nicht für die Seefahrt, sondern es habe ihm an dem politischen Instinkt gefehlt, um die Bedeutung der See für seine Weltstellung zu erfassen und sich auf diesem Wege seine Zukunft zu sichern. Dennoch scheint mir dieser Vorwurf an eine falsche Stelle gerichtet zu sein. Die glatte Annahme der deutschen Flottengesetze von 1898—1912 ist die Folge der Aufklärungsarbeit des Reichsmarineamts gewesen; die Erkenntnis drang durch, daß es um so nötiger wurde, je größere Werte sich außerhalb des Landes bewegten, auch für ihren Schutz zu sorgen und ein kriegverhinderndes Mittel zu finden, damit auf der eingeschlagenen Bahn intensiver Ausnutzung unserer Arbeitsleistung keine Hemmung einträte.

England hat den Risikogedanken, der in der Schaffung der deutschen Flotte lag, durchaus erfaßt. Sein Gegenzug bestand darin, ihn durch die Einkreisungspolitik politisch unwirksam zu machen. Hiergegen erwies sich unsere Diplomatie hilflos; denn sie hat es nicht vermocht, unsere Hauptstellung auf dem Lande so zu festigen, daß das Risiko eines Konfliktes mit England, wenn es sein Übelwollen nicht fallen ließ, getragen werden konnte. Ein Volk, das so bereitwillig wie das deutsche den Flottengedanken zur Ausführung brachte, als ihm ein einleuchtender Plan über Zweck und Ziel vorgelegt war, kann von der Führung erwarten, daß sie alle Verhältnisse in Betracht zieht, auch die Möglichkeit ungünstigster feindlicher Koalitionen, und ihre Gegenwehr trifft durch Bündnisse oder — wenn solche nicht zu erlangen — aus eigener Kraft, die bis zum Ausbruch des Weltkrieges noch nicht im entferntesten voll ausgenutzt war. Bei der Widerstandskraft, die wir im Weltkrieg entwickelten, unterliegt es keinem Zweifel, daß ein besserer Ausgang des gewaltigen Ringens erreichbar war, wenn nicht jene beiden schweren Unterlassungssünden begangen wären: den inneren Zwiespalt im Volk zu verhüten und die militärische Ausbildung der wehrpflichtigen Bevölkerung in dem gesetzlich festgelegten Umfang vollständig durchzuführen. So aber waren weder die moralischen noch die physischen Kräfte der Nation auf der Höhe, um dem Ansturm der Feinde des Deutschtums zu trotzen.

Eine Abkehr von dem Gedanken der Berechtigung zur Weltstellung entzöge dem deutschen Volk die Grundlage für seine nationale Zukunft. Die Reichsgründung

hätte ihren tieferen Sinn verloren und würde ohne die Macht einer einheitlichen Idee der Gefahr des Zerfalls ausgesetzt sein. Als Zukunftshoffnung müssen wir festhalten, daß uns ein Anteil am freien Seeverkehr gebührt, ohne den ein Wirtschaftsvolk wie das deutsche verkümmern muß. Und wir dürfen das um so mehr tun, weil es keinen besseren Seemann gibt als den deutschen. Selbst die seeungewohnten Mannschaften der Flotte aus der Landbevölkerung fanden sich mit größter Anpassungsfähigkeit auf dem ihnen fremden Element schnell zurecht und fühlten sich zu Hause. Dabei war die Flotte nicht nur das nach außen hin sichtbare Symbol der deutschen Reichsmacht, sondern der beste Schmelztiegel für die deutsche Einigkeit, in der die Angehörigen aller Stämme ihre Besonderheiten ablegten und zu einem Einheitstyp, dem des deutschen Seemanns, zusammenflossen und zusammengeschweißt wurden, der sich im Frieden die Achtung und Hochschätzung aller Völker, mit denen er in Berührung kam, errungen und sich im Kriege in so hervorragenden Einzelleistungen bewährt hat, wie sie keiner unserer Gegner ihm gleichwertig gegenüberstellen konnte. Daran ändert der Umstand nichts, daß wir die Enttäuschung der Meuterei auf der Flotte erlebten, als sie zu einem letzten Schlag ausholen sollte, um unsere Lage für die eingeleiteten Waffenstillstandsverhandlungen zu verbessern, nachdem der Feind unsere Westfront unablässig weiter bedrängte. Sie war die Folge einer außerordentlichen, aber letzten Endes doch erfolglosen Kriegsbeanspruchung und der inneren Zermürbung, die aus dem Gefühl der Unzulänglichkeit der obersten Leitung auf militärischem und politischem Gebiet herausgewachsen war.

Trotz dieses furchtbaren Rückschlages dürfen aber wir Deutsche den Willen zur Weltgeltung dennoch nicht aufgeben. Der Zusammenbruch zeigte uns mit erschütternder Deutlichkeit den negativen Pol im deutschen Volkscharakter, wie er sich auswirkt in der mangelhaften und widerwilligen Unterordnung aller Einzel- und Gruppeninteressen unter den nationalen Gedanken; aber die glänzenden Aktiva des deutschen Geistes konnte der Umsturz nicht in die allgemeine Auflösung mit hineinziehen. Sie hatten es uns ermöglicht, in Jahrzehnten zu erreichen, wozu andere, früher zur Weltarbeit gelangte Völker Jahrhunderte gebraucht hatten; sie sind noch heute unerschütterlich unser und unser höchstes und bestes Gut, das nicht verloren gehen kann, wenn wir den Glauben neu erwecken, daß die deutsche Würde, die deutsche Sittlichkeit und gerechte Vernunft berufen sind, „den großen Prozeß der Zeit" zu gewinnen. Und wir werden ihn um so sicherer gewinnen, je mehr wir die große Idee des Menschheitsgewissens, das der deutsche Philosoph im kategorischen Imperativ aussprach, ausdehnen auf den Gedanken des Dienstes am Staate, je mehr wir begreifen, daß die höchsten ethischen, wissenschaftlichen, technischen, künstlerischen Leistungen eines Volkes dem Verfalle geweiht sind — wie uns das Beispiel Altgriechenlands zeigt —, was besser einmal von diesem Gesichtspunkt aus der deutschen Schuljugend vorgehalten würde, wenn die Nation, die sie hervorbringt, nicht gleichzeitig ein großes, festgefügtes, staatliches Gebilde von möglichst großem Einflußbereich auszubilden vermag, das zum Träger der geistigen Leistungen eines Volkes werden kann. Unser wachsender Anteil an der Weltwirtschaft war keine Zunahme an Macht, im Gegenteil, er wurde zur Reibungs- und

Angriffsfläche. Der Mangel an Fähigkeit, die Wirtschaft der Macht anzupassen und umgekehrt, die einseitige Jagd nach materiellem persönlichem Gewinn, die wertvolle Kräfte vom Erfassen und Festhalten politischer Aufgaben ablenkte, bewiesen, daß wir noch immer von dem Gedankengang des Philisters im Faust „wenn hinten weit in der Türkei usw." nicht frei geworden waren. Deutschland als saturierte Kontinentalmacht war eine Verkennung unserer wirklichen Stellung in der Welt und unserer Abhängigkeit vom Ausland. Die Hungerblockade hat uns wohl die Augen darüber geöffnet, daß das Volk außenpolitisch interessiert werden muß und die ganze innere Politik nichts anderes verfolgen darf, als das eine Ziel: dem Volk die Stellung innerhalb der übrigen Nationen begreiflich zu machen. Was jedem Engländer selbstverständlich ist: daß alles, was in der Welt vorgeht, sich irgendwie auf England bezieht und vom englischen Interessenstandpunkt aus gesehen, beurteilt und beeinflußt werden muß, das müßte auch von uns Deutschen als Leitmotiv jeder politischen Erwägung angesehen werden und uns frei machen von dem Standpunkt des Kirchturmpolitikers, der nicht über die nächste Nachbarschaft hinwegsieht, seine Streit- und Händelsucht an den Volksgenossen austobt und darüber die weit ärgeren Feinde des Deutschtums jenseits der Reichsgrenzen aus den Augen verliert. In dem übermächtigen Drang zur Besonderheit haben wir unsere besten Volkskräfte in inneren Krisen und nutzlosem Hader zerrieben. Im deutschen Standes- und Kastengeist, im extremen Föderalismus, im politischen Parteibetrieb, in der sozialen Zerklüftung des Volkes wirkt er sich in verheerendem Maße aus.

Zu Anfang des Krieges schien zwar die nationale Lebensgemeinschaft sich zu formen, aber daß es um die Erhaltung der Weltstellung in diesem Kriege ging, fand weder in der politischen Leitung noch in der Kriegführung selbst die gebührende Würdigung. So wurden die Kräfte verzettelt, das Vertrauen ging verloren, das erst so hoch in vaterländischer Begeisterung aufgeflammt war. Ein moralischer Zusammenbruch, dem der politische folgen mußte, war das traurige Ende einer Kraftbetätigung, wie sie die Welt nie gesehen hat und aus der wir den Mut schöpfen konnten, uns gegen sie zu behaupten. Lernen wir daraus, daß es ohne den Zusammenschluß des Volkes zur Willensgemeinschaft nicht vorwärts geht, mit ihm aber sicher. Dann wird die Welt, die ohnehin bis zu einem hohen Grade auf Deutschlands Existenz angewiesen ist, unsern Wiederaufstieg nicht auf die Dauer unterdrücken können. Und sie wird es um so weniger können, je fester wir selbst von der Notwendigkeit dieses Aufstieges und von seiner Möglichkeit überzeugt sind. Die Aufstellung dieses unseres hohen Zukunftszieles schafft uns ein großes einigendes Moment und eine nationale Kraftquelle ohnegleichen, fähig, unser vaterländisches Empfinden zu freudiger Aktivität zu steigern: die Schaffung des germanischen Staates, wie er dem Genius der Nation entspricht, eines gewaltigen Blockes von nahezu 100 Millionen deutscher Menschen im Herzen von Europa, dessen Heimaterde reicht, soweit die deutsche Zunge klingt. Feierlicher denn je klingt uns heute „die heilige Losung Deutschland", verheißungsvoller denn je das Wort der Königin Luise: „Meine Hoffnung ruht auf der nationalen Zusammenfassung alles dessen, was den deutschen Namen trägt." Wie der Märchenvogel aus der

Asche muß sich aus dem Sturz der Dinge der großdeutsche Gedanke erheben, beflügelt nach außen von dem Willen, dem deutschen Werte auf der Weltbühne Geltung zu verschaffen und tief durchseelt nach innen von wahrer Humanität, die darnach strebt, mit Gerechtigkeit und Kraft die Brücke des Verständnisses und der Versöhnung zwischen allen Volksschichten zu schlagen und ihre verschiedenartigen Strebungen zu einem großen nationalen Zukunftswillen zusammenzuschließen. Jeder einzelne Volksgenosse muß daran mit seinem Herzen beteiligt sein; er muß begreifen, daß die Errungenschaften des nationalen Machtstaates auf jeden einzelnen fördernd zurückwirken; jeder muß bereit sein, über das eigene Interesse hinaus dem Wohle des ganzen deutschen Volkes zu dienen und über Alltag und Lebensnotdurft, über bittere Not, die uns bedrängt, an eine deutsche Zukunft glauben, eingedenk der Mahnung eines großen deutschen Denkers:

„Die Nation lebt nicht von ihrer Gegenwart, sondern von ihrer Zukunft."



Gebet

Von Gerhard Stock

Es liegt ein heller Edelstein
Tief unter Schutt und Scherben;
O Gott im Himmel, halt ihn rein
Und laß ihn nicht verderben!

Wir haben alles, wenn wir ihn
Nur nicht verloren haben;
O segne unser heißes Mühn
Und gib uns Kraft zum Graben!

Auf daß sein wunderstarker Glanz
All unser Elend wende,
Herr, lege diesen Schatz doch ganz
In gute deutsche Hände!

Laß sie ihn bilden recht und rein
Zu alter Kraft und Tugend!
Er bleibt ja unser Trost allein:
Die edeldeutsche Jugend.



Die Insel der Kalypso

Von Gertrud Burdett

Schnell und nur mit sanftem Wiegen gleitet der große Dampfer durch das tropische Meer. Das liegt da in seinem satten Blau, schimmernd und glatt wie Seide; doch mochte tief unten, in geheimnisvollem Dunkel, eine bewegte Strömung ziehen, denn die glasige Fläche hebt und senkt sich in breiter Dünung.

Über dem azurnen Ozean wölbt sich ein flammender Himmel. Die Sonne sinkt; und es ist, als ob das Schiff geradeswegs hineinfährt in die westliche Glut.

Seltsam still ist es an Bord. Sonst wirbelt zu dieser Stunde ein buntes Leben unterm Sonnensegel. Heute ist alles sonderbar ruhig. In vergangener Nacht ist ein Fahrgast, eine junge Frau, gestorben; am Vormittag wurde die Leiche hinabgesenkt; nun liegt es noch wie ein Schleier über allen; das Nachmittagskonzert ist unterblieben; es wird auch keine Tafelmusik sein; die Menschen stehen umher und reden gedämpft.

Hoch oben ballen sich phantastische Wolken; noch hängen sie fremd und unbeseelt in der lichtgetränkten Luft; da trifft sie ein leuchtender Abendstrahl; und nun erwacht in ihnen ein verborgenes Leben: sie formen sich, dehnen sich, werden Drachen und ziehende Sagengestalten; sie türmen sich zu Traumschlössern oder schweben als Riesenblumen und wilde Vögel auf goldrotem Grunde dahin.

Und das Meer widerstrahlt schillernd die Farben des Himmels; zuweilen tauchen Delphine empor; blicken aus blanken, neugierigen Augen umher und schnellen behende zurück. Zuweilen erhebt sich, vom Dampfer aufgeschreckt, eine Schar fliegender Fische; gleich weißen Schmetterlingen flattern sie eine kurze Strecke im Abendschein; dann versinken sie wieder in jenen blauen Wasserweiten, von denen die gefangenen Meertiere, die in engen Aquarien leben, dann und wann einen kurzen dumpfen Traum träumen.

Etwas Unaufgeklärtes umgibt den Tod der jungen Frau. Von ihrem Gatten aufmerksam, aber kühl umsorgt, von einer alten Dienerin warm betreut, hatte sie all die Tage der langen Seereise schwermütig, und, obgleich inmitten der andern, doch abseits gelebt. Es wurde von einem Herzleiden gesprochen. Jetzt war dies Leben, zu jener Stunde, die am tiefsten zwischen Abend und Morgen liegt, überraschend und jäh erloschen. Doch hatte man immerhin mit einem plötzlichen Tode rechnen können. Und nun raunte auf einmal, unbegreiflich woher, allerlei Vermuten und Wissenwollen: von einem ehelichen Zerwürfnis, von einer unseligen Leidenschaft der Verstorbenen für einen andern, welche, durch Entfernung zu ertöten, Zweck dieser erzwungenen Reise sei, von Melancholie, Todeswunsch und einem gefährlichen Schlafmittel.

Am Vormittag geschah dann das Ergreifende: das eintönige Stampfen der Maschine hörte plötzlich auf; der Dampfer stoppte, eine bange Ruhe trat ein; und in der durch keine Fortbewegung mehr gemilderten sengenden Schwüle fand angesichts der Unendlichkeit von Himmel und Ozean eine kurze Feier statt. Dann

glitt der beschwerte Körper abwärts. Sekundenlang klaffte ein Trichter, aufspritzendes Wasser überschauerte ihn; es gurgelte und wogte, — und schon begann das Element sich wieder zu ebnen; und während die Mitreisenden noch schweigend und gebannt verharrten, klang gleichmütig und unbekümmert bereits ein Glockensignal in die schwere Stille hinein; ein anderes antwortete; schon peitschte die erste Schraubendrehung das Wasser, und langsam, durch alle Planken erzitternd, gewann das große Schiff Fahrt.

Versonnen und ein wenig traumhaft ist der Tag vergangen; dieser Tag, da in dem kleinen, bunt zusammengewürfelten Kreis nun ein Mensch fehlt. Immer noch wird über das Geschehene gesprochen. Es ist so eigen, daß jene sanfte Gestalt, oft gedankenvoll und stumm an die Reeling gelehnt, nun auf einmal fort ist.

Die Sonne ist jetzt gesunken; die Wolken zerrinnen; ein kurzer Farbenrausch spielt noch in den Lüften, dann breitet, übergangslos, still und schattenhaft, die Tropennacht ihren Mantel aus.

Die Schiffslichter flammen auf, golden, rot und grün; aus den Kajütenfenstern fällt tanzender Schein übers Wasser; so gleitet, selber von Helle durchströmt, der große Dampfer lautlos durch das Dunkel.

Die Abendmahlzeit ist beendet; aus dem heißen Speisesaal drängen die Menschen nach oben.

Der Missionar und der Doktor wandern die lange Deckpromenade auf und ab; sie sind alte Bekannte, wenngleich in getrennten Lebenskreisen stehend, und es hat sich gefügt, daß sie sich als Fahrtgenossen auf demselben Dampfer trafen.

„Genug nun gewandert," meint der Doktor endlich, und stäubt die feine Asche seiner schwarzen Brasil über Bord; „lassen Sie uns ein ruhiges Plätzchen finden."

Vorn, wo es dunkel ist, und der Menschenstrom nicht vorüberstreicht, rücken sie zwei Stühle zurecht; der Missionar stopft die kurze Pfeife neu; schweigend und rauchend blicken sie in die Nacht hinaus. Auch über ihnen schwingt die Stimmung dieses Tages.

„Vielleicht war sie eine Seele in Not," sagt der Missionar, „und ich bin hier umhergegangen und habe es nicht erkannt."

„Weiß denn je ein Mensch vom andern?"

„Ich hätte es fühlen und zu ihr sprechen müssen; es wäre Vorrecht und Erfüllung meines Berufs gewesen."

„Menschen sind Abgründe; wir sehen nie ineinander hinein; es sei denn, daß einer freiwillig dem andern die Schranken fortzieht; und selbst dann: Wenige nur können sich völlig vom Selbstbetrug lösen."

„Ich hätte zu ihr reden sollen," beharrt der Missionar; „mag sein, daß ich das Erlösungswort gefunden hätte, — Sie wissen ja: das einzige Wort, in der richtigen Stunde —"

„Auch da, wo es sich um eine Leidenschaft handelt? Lieber Freund, das glauben Sie ja selbst nicht."

Quer über Deck kommt die Stewardeß und geht zögernd vorüber.

„Nun," spricht der Missionar sie freundlich an, „auch Sie gedenken wohl der Verstorbenen?"

„Ja, Herr Pastor," entgegnete sie, „und es ist so seltsam, daß es fast an derselben Stelle geschehen ist, wo ich damals meinen Mann verlor."

„Also auch auf See — —?"

„Wir reisten als Zwischendecker," erzählte sie, froh sich mitzuteilen; „in der Nacht starb er am Hitzschlag, und bei Sonnenaufgang mußte er hinunter. Als ich dann in der Heimat war, packte mich die Unruhe, und ich hab' erst Frieden bekommen, nachdem ich mich als Stewardeß hier anwerben ließ, und nun wieder und immer wieder hinüber fahre — über jene Stelle — —"

„Wissen Sie denn nicht," fragt der Doktor, „daß die Leiche gar nicht zum Grunde sinkt, sondern schon in wenigen Minuten anderswo ist —?"

„Doch, Herr Doktor, das weiß ich; das hat mir ein gelehrter Herr damals gesagt; wenn ich auch nicht ganz verstehe, warum das so ist, daß der Tote, wenn er auch noch so stark beschwert ist, nie völlig hinabkommt, sondern fortgetrieben wird, niemand weiß wohin — — — ach, wie viele da wohl so ziehen — Und dennoch, mir ist, als ob ich ihm näher bin hier! — Wenn nur die Haifische nicht wären," fügt sie erschauernd hinzu; „damals war einer dem Schiff tagelang vorher gefolgt — und gestern haben die Matrosen auch zwei längs der Wanten gesehen —" sie starrt noch eine Weile hinab in die rätselvolle, sammetdunkle Tiefe und geht mit leisem Aufseufzen weiter.

„Viele Frauen sind so," sagt der Doktor; „sie klammern sich an das Greifbare; sie treiben Leichenkult; das Grab bedeutet ihnen alles, selbst wenn es im Ozean liegt —"

„Ich meine, das ist die weiblich-mütterliche Seele, die etwas zu umsorgen, zu pflegen haben will."

„Glücklich, wer sein Leid vergeistigen kann; er schafft sich eine Kraftquelle und einen unzerstörbaren Besitz."

Unfaßbar weit und unbewegt ruht die Nacht über dem Meer; in der tiefen Stille klingt wie dumpfe Melodie das regelmäßige Stampfen der Maschine; kein Abendwind streicht um die Masten; der feierliche Reigen südlicher Sternbilder schreitet hoch einher.

„Als ich im Mittag des Lebens stand," spricht der Doktor gedankenverloren in die Märchenschönheit hinaus, „kam jene Frau zu mir, durch welche ich erst den Sinn allen Daseins begriff; welche alle Riegel in mir löste zu Erkenntnis und Glück. Sie hat nie mein Eigen werden dürfen. — Damals ging's mir fast ums Leben, trotz Arbeit und Beruf. Denn sehen Sie, wie selten wird es einem Menschen gegönnt, in der ganzen großen Welt gerade den Einen zu finden, der zu ihm gehört; und mir war das geschehen! und stand nun doch einsam da! Bis ich endlich, endlich den Weg fand, — den Weg, aus meinem Schmerz eine selige Zuflucht zu schaffen."

„Dazu gehört Reife," meint der geistliche Herr; „es ist kein alltäglicher Weg."

„Die Alten hatten eine schöne Sage", fährt der Doktor nach einer Weile verträumt fort, „von einer Insel des Glücks, die schimmernd irgendwo in einem fern-violetten Meer liegt, — die Insel der Kalypso. Aller Sehnsucht umkreist sie, aber keines Menschen Fuß hat je die geheimnisvolle Stätte betreten. Ich denke, jeder darf so eine Trauminsel in seiner Seele tragen. Es braucht nicht immer eine unerfüllte

Liebe zu sein; es gibt ja so viele Blüten, denen nie Frucht beschert ward. Vielleicht ist es höchste Lebenskunst, zu begreifen, daß Traum schöner ist, als alle Wirklichkeit gewesen wäre, daß Sehnsucht reicher und leuchtender ist als Erfüllung. Denn die Insel der Kalypso ist nicht dazu da, daß wir auf ihr Hütten bauen, daß wir auf ihr unserer Hantierung nachgehen und den Rauch vom Herdfeuer aufsteigen sehen — sondern sie ist dazu da, daß wir in einer Dämmerfeierstunde, wenn die Welle der Arbeit und Lebenshast auf kurze Zeit verebbt, sie aus unseren tiefsten Gründen heraufbeschwören, daß wir sie von ferne liegen sehen, lockend und betörend schön, daß ein Duft von ihr zu uns herüberweht, daß wir sie grüßen mit stiller, weitgespannter Seele —"

Die Freunde schweigen. Lautlos schwingt die Unendlichkeit über ihnen.

„Das sind letzten Endes wohl Kompromisse," spricht der Missionar endlich zögernd; „doch ist solcher Verzicht vielleicht ebenso stark wie das stürmische Wollen."

Der Kapitän, von der Kommandobrücke kommend, tritt im Vorübergehen grüßend zu den beiden.

„Ich hatte auf eine kleine Brise gehofft nach Sonnenuntergang," sagte er, „aber vergebens." Er steckt sich eine Zigarre an und bläst Ringe in die Luft.

Vom Zwischendeck her klingen die schwermütigen Töne einer Balalaika. Über Backbord hinaus steht unbewegt ein Segler. Stumm und schwerfällig ragt er in der Dunkelheit wie ein seltsames Fabelwesen, das, auf dem Wasser ruhend, eingeschlafen ist, und nun sanft und feierlich vom Meer getragen und gehütet wird, bis es ausgeträumt hat, bis es im Morgenwind seine Schwingen breitet und forteilt zu fremden Ufern.

„Den Zauber solcher Nacht trinkt man niemals aus", spricht der Doktor mit tiefem Aufatmen.

„Ja, — dies ist die freundliche Seite des Seelebens," sagt der Kapitän; „es gibt aber auch allerlei Merkwürdiges; vor Jahren fuhr ich auf einer Linie, deren Dampfer dort" — er weist gen Osten — „durch den Archipel kreuzen; da war ein Inselchen außen vorgelegen, das war uns in dem schwierigen Fahrwasser immer ein guter Wegweiser; ich sichtete das Ding noch in einer weißen Mondnacht; und wie ich das nächstemal die Reise mache, ist es weg, — einfach weg; übergeschluckt von der Tiefe. Wenn so eine Katastrophe an Land passiert, gibt's geborstenes Erdreich und 'ne traurige Verwüstung, — aber das Meer läuft darüber fort wie — wie — na, wie das Leben über Menschenschicksale —. Vielleicht erlebten wir heute morgen so ein Stücklein davon", fügt er noch im Weitergehen hinzu.

Der Missionar sinnt. Er denkt an die Insel der Kalypso. Ist nicht auch in seinem Leben so ein Unerfülltes? Ein Wunsch und Begehr, halb verklungen im vollreichen Ablauf seiner Tage, und, wenn er in sich hineinhorcht, doch immer da wie ein feiner dunkler Klang? Ja — da taucht er wieder herauf aus seiner Seele: So viele hat er in seiner liebreichen Art zu Gott geführt; hat wenigstens geglaubt, daß es ihm gelungen sei; aber sie alle waren harmlose, sanfte Kinder einer südlichen Sonne, die leicht einer gütigen Hand folgten, deren Vorstellungswelt sich willig mit frommen Bildern füllen ließ. Aber einmal, einmal nur einen reifen, vollwertigen Menschen diesem höchsten Ziel gewinnen, einen, der gedacht und gegrübelt hat, der gewollt und gekämpft hat, und dem das Letzte dennoch versagt blieb; einem solchen

Starken, Abseitigen die selige Gabe letzter Erkenntnis reichen zu dürfen, — das, — ja, das ist seine Insel der Kalypso! Soll er sie stets nur aus der Ferne grüßen dürfen?

Wie eine heiße Welle durchbraust es ihn plötzlich. Vielleicht ist dies die Stunde, da sein geheimster Wunsch sich erfüllen will. Er sieht den Doktor an, dessen festes, kluges Antlitz regungslos aus dem Dunkel herüberleuchtet.

In dieser Nacht zwischen Himmel und Meer, in dieser seltsamen, erdfernen Nacht, noch durchzittert vielleicht von der Nähe der leidvollen jungen Seele der Gestorbenen, hat der sonst so Schweigsame sich ihm erschlossen; ihn, den er bisher nur als Mann der rastlosen Arbeit eingeschätzt hat, kennt er nun als einen, dem Resignation zu edelster Kunst wurde, der Schmerz in Schönheit aufzulösen gewußt, der einen unantastbaren, leuchtenden Garten in sich trägt; doch das sind Erdendinge. Diesen Stolzen und Reifen aber zu Dem führen zu dürfen, der unser Aller Vater ist, der Größeres gibt wie eine Trauminsel, — ah! wenn ihm das geschenkt würde! In die milden Augen des Missionars tritt ein hieratischer Blick — — —

„Sie haben die Frau, auf die Sie verzichten mußten, zu einer Traumgestalt verklärt," sagt er, scheu tastend, zu seinem Gefährten; „aber was Sie sich also schufen, ist vielleicht doch nichts anderes wie ein fernes, schönes Bild, und der Tag muß kommen, da es verblaßt; und dann stehen Sie erst recht einsam und wissen zu spät, daß ein Phantom Sie genarrt hat. Denn nichts bleibt, wie es war; alles seelische Erleben ist der Tragik der Wandlung unterworfen" —

„Wohl uns, daß stetes Wandeln sein Gesetz ist," unterbricht der Doktor in tiefer Bewegung; „so mag es uns endlich gegeben werden, vom Begrenzten hinüberzuschreiten ins Unbegrenzte."

Und als ob eine feinste verborgene Saite in ihm, von der süßen Gewalt dieser Stunde berührt, nun ausklingen will bis zum letzten, reinsten Akkord, fährt er erdentrückt fort: „Wenn ich damals an das dachte, was hinter dem Tode liegt, so erfüllte mich nur die eine große Empfindung, daß dort, wo Körperschranken fallen, sie, die ich liebe, zu mir gehören muß. Sind aber des Menschen Gedanken erst einmal in Wahrheit Fragende und Wanderer und Suchende in jenen fernen Gestaden geworden, dann ist es wohl so, daß die geistigen Welten sie halten mit magischer Gewalt und sich ihnen still und wundersam, Schritt um Schritt, immer tiefer und heiliger erschließen. Habe ich einst gefühlt, daß aller Seligkeit Inbegriff sei, mit einer geliebten Seele also leid- und erdenthoben vereint zu sein, so glaube ich jetzt, daß der Wunsch nach individuellem Glück etwas ist, das überwunden werden muß, daß höhere Aufgaben unser dort harren und es uns gegönnt sein wird, mitzuarbeiten am unermeßlichen Entwickelungsplan. Doch auch ein Hierüber-empor-Wachsen muß es noch geben; und dann dämmert es mir herauf wie eine nur ahnend erfühlte, glanzverhangene Zukunftsschau: mögen auch ungezählte Inkarnationen, mögen auch Weltenjahre darob vergehen, — einmal muß die Seele so frei und geläutert sein, daß sie, ein strahlender Tropfen, zum großen Meer der Liebe zurückfließt, — einmal muß sie so reif sein, daß sie, unter brausenden Lichtgesängen, einströmt in jenes Unausdenkbare, das wir Gott nennen, das unsere tiefste, unenträtselte Sehnsucht und letzte selige Heimat ist."

Der Missionar will sprechen, aber er findet keine Worte. Ein feierliches Schauern läuft über seinen schlichten Himmelsglauben hin.

Seine Insel der Kalypso liegt wieder ungreifbar weit. —

Im Osten erglimmt gelber Schein. Ein honigfarbener Mond hebt sich traumschön aus der Tiefe, steigt und schwebt glänzend und riesengroß in der veilchendunklen Nacht.

Auch der Doktor schweigt; und wie er aufwärts schaut zu den hohen Sternen, die sich klar und ruhevoll im Meer spiegeln, ist es ihm auf einmal, als vernähme seine lauschende Seele den geheimnisvollen, klingenden Rhythmus des Weltalls, jenen Rhythmus, nach dem die Erde kreist und die Planeten tönend dahinfahren. Und dann erschauert auch er bis in den Grund seiner Wesenheit, da er ahnungsvoll erfaßt, daß in dies gewaltige, ewige Schwingen der Pulsschlag seines eigenen Lebens selig und unlösbar hineinverwoben ist.



Aus dem „Phantasus“

Von Arno Holz

Hinter blühenden Apfelbaumzweigen
steigt der Mond auf.

Zarte Ranken,
blasse Schatten,
zackt sein Schimmer in den Kies.

Lautlos fliegt ein Falter.

Ich wandle wie trunken durch sanftes Licht,
die Fernen flimmern.

Selig silbern blitzt Busch und Gras.

Das Tal verblinkt,
aus weichstem Dunkel,
traumsüß flötend, schluchzend, jubelnd,
mein Herz schwillt über,
die Nachtigall!

(Aus der Bongschen Auswahl)



Wildenbruch und Weimar

Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund

Mitgeteilt von Friedrich Lienhard

Einleitung

Eine wundervolle Freundschaft verband den Dichter Ernst von Wildenbruch mit dem weimarischen Oberhofprediger, dem Kirchenrat D. Wilfrid Spinner († 1918), der in Herders Haus und Kirche wirkte. Spinner war ein Schweizer und hatte eine Züricher Landsmännin zur Gattin; da auch die Haushälterin aus der Schweiz war, so pflegte die ganze Familie unter sich nur Züricher Mundart zu sprechen, eine alemannische Sprachinsel mitten im Herzen Thüringens. Der Weitgereiste war in Japan tätig gewesen und besaß eine reiche Bildung; menschlich war er ein prächtiger Charakter, der mit seiner reifen, milden Sachlichkeit den ebenso ausgezeichneten, aber leichter erregbaren Menschen Wildenbruch vortrefflich ergänzte. In oft ausführlichen Briefen ging Spinner mit verstehender Liebe auf des dichtenden Freundes Schaffen ein, nahm aber auch an allem Menschlichen und Praktischen tätigen Anteil.

Der Briefwechsel zwischen diesen beiden hochgemuten Freunden ist mir von der Witwe des Geistlichen anvertraut worden. Er beginnt im Sommer 1901 und endet am Jahresende 1908, vierzehn Tage vor des Dichters Tod († 15. Januar 1909). Nicht nur literarisch, sondern auch rein menschlich ist er von fesselndem Reiz.

Was für ein warmherzig deutscher Mensch war dieser Ernst von Wildenbruch, der nicht nur als Dichter und Künstler, sondern — was bedauerlicher — auch als Persönlichkeit viel zuviel in Vergessenheit geraten ist! Manch tapfres, klares, aufrichtiges und aufrichtendes Wort von ihm könnten wir heute gebrauchen, mögen auch seine Kunstformen überholt sein. Nicht ohne Ergriffenheit lesen wir in den Briefen, welche Hoffnungen der vaterländische Dichter an sein Drama „König Laurin“ geknüpft hat, gleichsam ahnend, daß alles Heldische in Deutschland der Tücke erliegen werde. Welche Sorge um das Deutsche Reich! Auch wenn sein Temperament mal über die Schnur haut, nehmen wir es ihm nicht übel. Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem! Wir haben heute wenige seinesgleichen, allzu wenige.

Ergreifend ist uns besonders Wildenbruchs „Kampf um Weimar“: um Weimars Liebe. Dieses Ringen ist symbolisch bedeutsam für etwas Tragisches in Wildenbruch, der sich einreihen wollte in die große Überlieferung, der zwischen Berlin und Weimar hin und her pendelte, dort an geistigem Boden verlor und hier keinen wesentlich neuen Boden gewann, bis ihm dann doch, wenigstens für zwei kurze Sommermonde, in „Villa Ithaka“ ein Heim beschieden war. Er hat um Weimar — das er, gegenüber meiner eigenen Auffassung, zu äußerlich faßt — gerungen wie um seines Volkes Liebe, welch letzteres Ringen besonders schön einmal in den „Liedern des

Euripides" zum Ausdruck kommt. Welch ein Armeausstrecken und wieder Zurückzucken! Im Jahre 1903 hatte er jene offenherzige Schrift an den Großherzog Wilhelm Ernst gerichtet, die des jungen Fürsten Stellung zur Goethe-Gesellschaft und Goethe-Überlieferung unverblümt zur Sprache brachte und Verdruß erregte, was wir auch in diesen Briefen nachwirken sehen. In alledem war Kirchenrat Spinner der „ruhige Freund", der feste Halt. Dankbar ruft ihm der Dichter einmal zu (21. März 1903): „Auf der ganzen Welt ist niemand, der meine Werke so liest wie Sie, der so das Ganze mit einem Zuge einschlürft und so jedes einzelne und jedes Wort auf seinen Inhalt auskostet und genießt. Ein Zeichen des Schicksals für den schaffenden Dichter, ob es seinem Schaffen wohlwill, ist es, wenn es ihm einen Freund schickt, der sein Schaffen ganz in sich aufzunehmen, ihm bis in die feinsten Fasern nachzuspüren und nachzufühlen vermag. Einen solchen hat mir das Schicksal in Ihnen gegeben."

Das ist nicht übertrieben. Dabei wußte Spinner bei aller Freundeswärme immer einen feinen Abstand zu halten; er redet den Freund brieflich fast immer mit den Worten an: „Hochverehrtester Herr und Freund!" Von Wildenbruch, dem er mitunter selber das Herz ausschüttet, erhofft er für Weimar neues Leben. „Es ist, soweit eine höhere, geistige Kultur in Frage kommt, tatsächlich jahraus jahrein saison morte hier. Drum mein ceterum censeo: man gebe uns ein paar bedeutende junge Leute, wenn die älteren sich nicht doch noch zu einem Versuche mit Weimar entschließen können, und lege es diesen paar jungen Leuten als eine Pflicht aufs Herz, um Deutschlands und der Weltmission des deutschen Geistes willen hier einige Jahre auszuhalten, damit wir hier nicht mehr bloß unter Gräbern wandeln. Sie sollten hier oder, wenn es nun einmal nicht anders geht, von Berlin aus der Spiritus rector dieser Leute sein. Das Jahr 1905 [Schillerjahr] ist noch meine Hoffnung; das Jahr großer Gedanken, ernster deutscher Volksbesinnung, einer kräftigeren Regung des deutschen Idealismus sollte in erster Linie Weimar zugute kommen. In Ihnen aber hat Weimar seinen treuesten Freund und Berater gehabt; Sie wissen es besser als andere, wie das warme deutsche Blut nur dann einen normalen Kreislauf vollzieht, wenn Weimar sein Herz und dies Herz gesund bleibt." (29. Dezember 1904.)

Hier ist die Sorge und Hoffnung ausgesprochen, die diese beiden vorzüglichen Männer im Tiefsten vereinigt hat. Man kann es danach ermessen, wie es Wildenbruch geschmerzt hat, daß sein lange schon vorbereitetes und fertigliegendes Festspiel „Das hohe Lied von Weimar" nicht zur Abschiedsfeier im alten und nicht zur Einweihung im neuen Theater angenommen wurde; wie es ihn schmerzte, weder zum Großherzog noch zur Goethe-Gesellschaft unter Erich Schmidts Leitung ein Verhältnis zu finden. L.

* * *

Berlin, 5. Dez. 1901.

Verehrter, Lieber!

Ihr Brief hat mich so tief beglückt, daß ich ihn buchstäblich im Augenblick des Empfangs beantworten und mit folgender Bitte einleiten muß:

Es ist mir entsetzlich, wenn Sie mich „Herr Geheimrath" nennen, und mein Gefühl zu Ihnen macht es mir ebenso zur Qual, Sie mit „Herr Kirchenrath" anzu-

reden. Darum mein Vorschlag: Sie nennen mich fortan einfach „Wildenbruch" (nicht Herr) und erlauben mir, daß ich zu Ihnen einfach „Spinner" sage. Sind Sie einverstanden, so sagen Sie mir brieflich oder telegraphisch nichts weiter als „ja Wildenbruch", und dann werden Sie wissen, daß Sie mir ein Weihnachtsgeschenk gemacht haben.

[Bei dem Briefe liegt ein Telegramm aus Weimar vom 6. Dez. 1904: „Ja, Wildenbruch! Spinner."]

Wenn es für den Dichter eines ins Tiefe dringenden psychologischen Werkes eine Bestätigung dafür gibt, daß er richtig gestaltet und gezeichnet hat, so ist es die Tatsache, daß ein seelenkundiger Leser auf den ersten Blick den springenden Punkt, den Punkt erkennt, wo der tragische Knoten sich schürzt. Diese Bestätigung und die damit verbundene große Freude haben Sie mir gewährt, indem Sie als diesen Punkt den Moment erkannten, wo der Bußprediger Wanderloh sich in den Vater, das verzehrende Feuer sich in sanfte Wärme verwandelt. [Es handelt sich um die Erzählung „Unter der Geißel".]

Hätten Sie mir nichts weiter gesagt als dies, so würde ich daraus erkannt haben, daß Sie das Buch, das ich wirklich nicht ohne Bangen in Ihre Hand gab, ganz und tief erfaßt haben. Ihre weiteren Worte aber geben mir Kunde, wie tief, wie voll, wie wundervoll Sie das ernste, düstere Werk in Ihre Seele haben eingehen lassen. Diese Seele, das höre ich gleichfalls aus Ihren Worten, ist die eines wahrhaft erfahrenen Mannes — brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich im Geiste immer nur für solche schreibe? Ich brauche es nicht, ich lese aus Ihrem Briefe, daß Sie es wußten und wissen. Ihre Prophezeiung, daß meine Erzählung nur bei den „Erfahrenen" Zugang finden wird, geht jetzt schon in Erfüllung. Gerade gestern abend habe ich es zu meinem Ärger mit hiesigen Bekannten erlebt. Und aus diesem Ärger hat mich nun heute Ihr Brief mit starker, herrlicher Hand herausgerissen und erlöst.

Nehmen Sie diese eiligen Worte als Dank dafür. Bestellen Sie bitte der Frau Erbgroßherzogin meinen Dank, und seien Sie von meiner Frau, der ich Ihren Brief vorlas, gegrüßt. Ich bin und bleibe in wahrer Freundschaft

Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

Berlin, 31. Dez. 1904.

Werther, lieber Freund!

Ihr hocherfreuliches Schreiben ist dem Briefe zuvorgekommen, in dem ich Ihnen sagen wollte, daß unsere Gedanken sich am Schlusse des Jahres treulich, ernstlich und freundschaftlich auf Sie und die Ihrigen gerichtet haben. Dies abgelaufene Jahr hat uns viel Gutes geschenkt — zu dem besten, was es uns gegeben, rechne ich, daß wir Sie, werther Freund, gefunden und gewonnen haben. Jedes Ihrer Worte, so auch jetzt wieder das, was Sie über meinen Aufsatz zu der neuen Schillerpreis-Verordnung gesagt haben, bekundet mir, daß Sie ein Mann von der Art sind, die wir in Deutschland so nöthig, so furchtbar nöthig brauchen, ein Mann, der in seinem eigenen, freien Bewußtsein fest gegründet steht. Sie sind eben ein Sohn des Landes, auf dessen einfache, große Entwicklung ich immer mit eifer-

züchtiger Bewunderung blicke, wenn ich an unsere komplizierte, zerrissene Entwicklung denke. Was der Schweizer von Natur besitzt, Mannesbewußtsein, muß sich der Deutsche mühsam, beinah' künstlich erringen. Rücksichten nach oben, nach unten, nach rechts und links engen uns ein und erzeugen allmählich das böse, im Innern versteckte, schleichende Seelengift: feige Gehässigkeit. Wie Ihnen, geht es darum auch mir, ich blicke dunkel in kommendes Dunkel. Was germanische Kraft zu wirken vermag, das haben uns die germanischen Schweizer gezeigt — was könnten wir leisten und wirken, wenn wir in deutschem Lande wirklich ein deutsches Volk besäßen! Aber statt eines Volkes sehe ich nur Parteien, statt ernster, schweigender Kraft nur Großsprecherei.

So düstere Worte kommen mir am Schlusse des Jahres aus dem Herzen — wie gut, daß Sie uns durch die Nachricht vom Erwerb einer Weimarer Sommerwohnung für uns Licht in das Dunkel bringen. Wir danken Ihnen wirklich von Herzen für all die Mühen, die Sie für uns aufgewandt haben. Nicht nur eine Sommerwohnung, sondern gerade diese! Denn auf das Haus Wilhelmsallee 1 hatte ich im vergangenen Sommer stets mit stummer Sehnsucht hingeblickt. Sobald als möglich kommen wir hinüber, uns das Haus anzusehen. Bis dahin möge es Ihnen gut, recht gut gehen. In diesem Wunsche für Sie beide vereinigen wir uns beide; ich aber bleibe in wahrer Freundschaft

Ihr
Ernst v. Wildenbruch.

* * *

Karlsbad, Villa Schäffler, 4. Juli 1902.

Werther, lieber Freund!

Daß ich ein „Gewohnheitsmensch" bin, würde ich, wenn an nichts anderem, schon daran erkennen, daß jede neue Umgebung mich zunächst verstummen macht. Doppelt geschieht dies, wenn der neue Ort ein Badeort, wenn die umgebende Menschheit so den Typus der „Masse" darstellt wie hier, wenn man so mit all diesen umgebenden Elementen ringen muß, bis man zu sich selbst zurückkommt, bis man zu seinen Freunden, d. h. zu sich selbst, sprechen kann ...

Anfangs September muß ich in Berlin sein, um den Schauspielern des Königl. Schauspielhauses „König Laurin" vorzulesen. Danach würde die Zeit zu kurz werden, um zwischendurch noch in die Schweiz zu reisen. Nicht verhehlen kann ich hierbei, daß mich die jüngsten, gegen den mir persönlich befreundeten Professor Vetter gerichteten Vorgänge in Bern mit ihrer demonstrativen Feindseligkeit gegen Deutschland und Deutschtum, mit dem brutal-dummen Chauvinismus der Studentenschaft, der wahrhaft erbärmlichen Haltung der Universitätsprofessoren, mich so peinlich berührt haben, daß ich daraufhin im Augenblick gar nicht nach der Schweiz verlange. Das ist das Elende in den Bedingungen unseres menschlichen Lebens, daß wir für alles, was uns dieses „Masse" genannte Ding anthut, immer nur den einen Trost haben: der Einzelne ist besser, klüger, größer als die „Allzusammen", und daß dieser klügere, bessere, größere Einzelne doch immer schwächer ist und nicht zu Wort kommt gegenüber dem tausendköpfigen, tausendmäuligen Scheusal!

Aber weil ich nun einmal keinen andren Trost als in dem „Einzelnen" finde, so will ich mich daran halten, und dieser Einzelne sind mir Sie, von dem ich weiß, daß er anders denkt als die Schreihälse in Bern, daß er, so wie Vetter es gemeint hat und alle Vernünftigen es meinen, keine nationale Verunglimpfung darin findet, wenn er als geistig zusammengehörig bezeichnet wird mit dem Volk, das einen Luther, Sebastian Bach, Goethe, Schiller, Friedrich den Großen und Bismarck hervorgebracht hat. Das weiß ich von Ihnen, und zum Zeichen dessen, wie bestimmt ich es weiß, schicke ich Ihnen hierneben ein Werk des deutschen Geistes, dessen ersten Teil Sie bereits kennengelernt, über den Sie mir schöne und bedeutende Worte geschrieben haben. Sie wissen, wie sehr ich der Stunde entgegengewartet hatte, wo ich Ihnen in Weimar den ganzen „König Laurin" vorlesen würde. Sie fühlen mir, wenn Sie es ganz wissen, nach, wie schwer ich darunter leide, daß es damit nichts wird. Wie ein trauriger Abschlag erscheint es mir, daß ich Ihnen statt dessen das Stück gedruckt schicken muß; und doch, ich kann Ihnen keinen größeren Beweis meiner Freundschaft geben, als daß ich es Ihnen schicke. Es ist vorgestern erst in meine Hände gelangt — Sie sind der Einzige, dem ich ein Exemplar zusende. Und weil mir daran liegt, daß das Stück vor der Aufführung nicht in zu weitem Umfange bekannt wird, bitte ich Sie, der Einzige zu bleiben, d. h. es nur Ihrer Gattin, sonst aber niemandem zu zeigen. Lassen Sie mich über alles weitere schweigen. Sie werden das Stück lesen, möge es für sich selbst sprechen; der Kummer darüber, daß Sie es stumm für sich lesen und nicht von meinem Munde kennenlernen sollen, stößt mir an das Herz. Also nichts weiter! Nichts weiter! Nehmen Sie es wie die Hand des Freundes, die sich über weiten trennenden Raum und trennende Zeit hinüberstreckt, um die äußerliche Trennung zu keiner innerlichen Entfernung werden zu lassen ...

Meine Frau sendet Ihnen und der werthen Gattin herzlichen Gruß. Ich bin und bleibe Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

Karlsbad, 10. Juli 1902.

Werther Freund,

in Erwiderung auf Ihren lieben Brief nur ein paar Worte über tragische Schuld und Sühne, da ich aus Ihren Worten zu entnehmen glaube, daß Sie in Hinsicht darauf mit einem gewissen Gefühl von Unbefriedigtheit oder wenigstens Zweifel von König Laurin geschieden sind.

Die tragische Gestalt des Stückes, d. h. diejenige Gestalt, welche im Verlaufe des Stückes eine tragisch zu büßende Schuld begeht, ist in erster Linie und eigentlich ausschließlich Amalasunta, die sich an der Weiblichkeit, an ihrer Nation, mit einem Worte, an der Natur vergeht, die über ihren selbstherrlich vorgesetzten Plänen und Zielen die Stimme der natürlichen, reinen Liebe gewaltsam überhört, die sich, um ein großes, edles Ziel zu erreichen, mit einer kleinen, niedrigen Persönlichkeit verbindet. Amalrich ist nicht eigentlich tragisch, er wird nur in den tragischen Untergang mitgerissen, so wie Cordelia im König Lear nicht tragisch ist, sondern nur untergeht, weil sie in der Tragik gefangen ist. Justinian aber und Theodora sind

gar nicht tragisch, haben nichts zu büßen, denn sie folgen lediglich ihrer Natur, und diese ist eine gemeine, daher stehen sie unter der Tragik. Justinian und Theodora sind keine Hauptpersonen, sondern nur Nebenpersonen, nur Werkzeug, deren das Schicksal sich bedient, um die verdiente Buße über Amalasunta zu bringen.

Darum wäre es ein Fehler, wenn das Stück auch noch die Bestrafung dieser beiden brächte; denn das tragische Gesetz vollzieht sich nur an den Hauptpersonen. Tragische Sühne darf nicht mit der Strafzumessung verwechselt werden, die der Richter für eine Gesetzesübertretung zuerkennt; tragische Sühne ist nichts weiter als die Frucht, die mit der Notwendigkeit eines organischen Prozesses aus dem Wesens- und Thaten-Gehalt einer Person herauswächst. Aus Justinian und Theodora wächst eine solche Frucht nicht heraus, denn wenn sie gemein handeln, so handeln sie eben in Übereinstimmung mit ihrer Natur, es findet also kein innerer Widerspruch in ihnen statt. Alles dies aber findet im höchsten Maße bei Amalasunta statt, darum ist es im höchsten Sinne gerecht, wenn sie selbst büßt und doppelt büßt, indem sie den Geliebten unschuldiger Weise mit ins Verderben reißt. Eine Art von innerem Widerspruche regt sich freilich auch in Justinian, der „die Seele“ in sich gefühlt hat und dennoch „dem Sinn“ unterliegt. Daher sein Schlußwort, durch das er dem Zuhörer andeutet, daß er sich dessen bewußt ist, daß er bereut und vielleicht dauernd bereuen wird. Dies mag man dann als seine tragische Buße ansehen — eine andere, äußere, würde den großen, ethisch-historischen Gedanken des Stückes zu einer Moralvorlesung machen ... Dies alles mußte ich niederschreiben **ad salvandam animam meam.**

In treuer Freundschaft Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

[Spinner fuhr zur zweiten Aufführung des „Königs Laurin“ nach Berlin und verbrachte bei seinen Freunden anregende Stunden.]

Berlin, 24. November 1902.

Werther Freund.

am Abend, als Sie bei uns waren, erzählte ich Ihnen von der Ovation, die eine Schar junger Leute mir nach der ersten Aufführung des Königs Laurin beim Ausgang aus dem Theater brachten. Aus den anliegenden zwei Briefen, die von zwei mir persönlich ganz unbekannten jungen Leuten, Studenten der Philologie, inzwischen an mich gelangt sind, werden Sie ersehen, daß die Kundgebung wirklich nicht, wie ich anfangs beinah' anzunehmen geneigt war, eine zufällige, sondern eine bewußte, aus der Einwirkung des Stückes hervorgegangene Handlung gewesen ist, und daß die Teilnehmer daran Studenten waren. Nicht aus Eitelkeit, sondern weil ich weiß, daß alles, was den „König“ betrifft, Ihnen nahegeht, und weil Sie mit mir ein Symptom darin erkennen werden, daß sich die studierende deutsche Jugend, so wie es hier geschieht, auf meine Seite stellt, schicke ich Ihnen die Briefe. Zeigen Sie dieselben allen Freunden, deren Sie habhaft werden, und lassen Sie mir sie dann wieder zugehen. Wenn ich zu denken wagen dürfte, daß in Deutschland

wieder eine deutsche Jugend aufblüht! Wenn ich zu denken wagen dürfte, daß mein Stück, mein König Laurin, dazu beitrüge!!

Tausend Grüße Ihrer lieben Frau von meiner Frau. In Freundschaft

Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

[Wildenbruchs „König Laurin" schildert im Gegensatz zu germanischer Kernhaftigkeit in einem späteren Akt den byzantinischen Hof, insbesondere den sinnlich-weichlichen Justinian in seinem Verhältnis zur ebenso entarteten Theodora. An einer dieser Szenen nahm Kaiserin Augusta Viktoria Anstoß. Und zugleich entstand hier eine erste Dissonanz mit Weimar, wie aus dem Folgenden hervorgeht, wobei der leicht hitzige Dichter dem überaus wohlmeinenden, gern für ihn eintretenden damaligen Intendanten Unrecht tat, was Spinner aber wieder ins Gleiche bringt.]

Berlin, 16. Februar 1903.

Werther, lieber Freund!

Wenn ich mich grade heute meiner Ihnen gegenüber aufgelaufenen Schuld entledige und Ihnen für mannigfache Zeichen treuer Freundschaft brieflich danke, so komme ich mir eigentlich egoistisch vor, denn ich tue es, weil ich grade heut eine Freude gehabt habe. Sie aber, der Sie „vieler Menschen Städte" und die Art des Menschen kennengelernt haben, werden es andrerseits als ein gutes Zeichen für meine Empfindungen Ihnen gegenüber aufnehmen, daß ich mich gedrängt fühle, zu Ihnen zuerst zu sprechen, wenn mir Freudiges widerfährt. Und diese freudige Veranlassung nun? Sie werden vielleicht lächeln, aber mit einer Art des Lächelns, die ich bei Ihnen gern sehe. Zur morgigen Aufführung des Königs Laurin hatte ich mir Billetts bestellt, und dabei erfahre ich, daß das Schauspielhaus heute schon, am Tage vorher, so gut wie ausverkauft ist. Das ist wirklich ein Symptom, und wirklich ein gutes für die nicht nur anhaltende, sondern steigende Wirkung des Stückes. Morgen ist dessen 19. Aufführung, und das Haus füllt sich in diesen letzten Aufführungen mehr, als es zum Beginn der Fall war. Ihnen erzähle ich dies, weil ich weiß, mit was für einer tiefen Kielfurche der König Laurin durch Ihre Seele gezogen ist, weil ich weiß, daß es Ihnen ziemlich ebenso geht wie mir, daß der erste Aufführungstag heut' noch, nach einem Vierteljahr, vor Ihrer Erinnerung steht, als wäre er gestern gewesen. Und daraus, daß ich nicht anders kann, als immer und immer wieder von der nämlichen Sache zu schwatzen, werden Sie entnehmen, was für eine Sache dieser Laurin doch für mich bedeutet! Danach aber werden Sie zugleich ermessen, was für Tage ich durchgemacht habe, als ich glauben mußte, mein Stück würde an der Engfrömmigkeit der Kaiserin scheitern. Hätte ich in den Tagen nicht mein Asyl, mein neues Stück „Ermanarich der König" gehabt, an dem ich arbeitete und — wer sagt, wie lange noch — arbeite, so wären sie noch schlimmer gewesen, als sie es waren. Aber bös waren sie auch so, und auch aus Weimar habe ich dabei Kummer erlitten. Herr von Vignau, dem ich mein bedrängtes Herz, wie einem Freunde, ausschüttete, hielt grade diese Gelegenheit für die geeignete, mir zu sagen, daß auch er für Weimar eine Umänderung des Theodora-Aktes für nötig erachten würde. Abgesehen davon, daß ich damit das Stück für Weimar verloren

gebe, hat mich diese Äußerung grade in dem Augenblick so tief verletzt, daß ich mein ganzes Verhältnis zu Vignaus dadurch getrübt fühle. Und Ihr menschenverstehendes Herz wird Ihnen sagen, daß es nicht verletzte Eigenliebe, sondern die Kränkung eines tieferen Gefühls ist, die hierbei aus mir spricht. Überall, bei Freund und Feind, hat das Verhalten der Kaiserin nur Kopfschütteln und offene Entrüstung verursacht — der einzige, der sich mit seinen Anschauungen auf ihre Seite gestellt hat, ist Herr von Vignau, für den ich meinerseits überall mit Wort und Tat eingetreten bin, wo es not tat, und wo ich konnte.

[In seiner ausführlichen Antwort berichtet der immer ausgleichende Spinner, daß es sich da um ein Mißverständnis handle: Herr v. V. habe nur eine Kürzung, keine Änderung gewünscht und sei im übrigen über das Werk hocherfreut.]

Es tut mir leid, Sie mit solchen Dingen behelligen zu müssen, aber ich muß es. Denn Sie, an den ich immer zuerst denke, wenn ich an Weimar denke, der Sie für mich Vermittler zwischen mir und dort sind, müssen immer wissen, wie ich gegen die da drüben empfinde, müssen immer der Barometer sein, der den Weimaranern sagt, wie das Wetter bei mir aussieht ...

Meine Frau schickt Ihnen beiden innigen Gruß und freut sich mit mir, daß unsere Sendung zu Ihrem Bazar gute Aufnahme gefunden hat. Daß Ihre liebe Frau an dem Büchelchen von Marie von Olfers solche Freude empfindet, bestätigt mir, daß ich in den Versen, die ich zum Palmsonntag vorigen Jahres an sie richtete, das Richtige getroffen habe.

Und mit diesem wohltuenden Gefühl, daß ich „wieder einmal recht gehabt habe", will ich nun für heute von Ihnen scheiden. Grüßen Sie auch Adelheid Schorn, wenn Sie ihrer habhaft werden, und bleiben Sie, der Sie gegen alle Welt sind, und gegen Ihren Ernst v. Wildenbruch.

* * *

Berlin, 19. Februar 1903.

Werther, lieber Freund,

immer sind mir Ihre Briefe lieb gewesen, oft hat mich ein Brief von Ihnen hocherfreut — nie hat mich einer Ihrer Briefe so tief berührt, wie Ihr letzter von gestern. Wie ich Ihnen dafür danke, entnehmen Sie daraus, daß ich Ihnen umgehend mit wenigen Worten erwidere.

Was für mich eine Trübung meines Verhältnisses zu Herrn v. Vignau bedeuten würde, habe ich an der Freude empfunden und bemessen, mit der mich der Gedanke erfüllt, daß alles wieder ins alte rechte Geleise kommen könne. Sie haben sich mir immer als Freund bewiesen — nie haben Sie mir einen größeren Freundschaftsdienst geleistet, als jetzt, indem Sie mit ihm sprachen. Und wer, freilich, kann über den Laurin besser sprechen als Sie! Immer von neuem packt und ergreift es mich, was Sie mir über dies Werk sagen, immer von neuem empfinde ich die tiefe, große Wonne, die es bereitet, wenn man seine Schöpfung so aus der Tiefe einer anderen Seele wieder auferstehen sieht.

Ich fange an zu hoffen, daß mählich allmählich die Bedeutung des Stückes zum allgemeinen Verständnis durchdringen, daß das Stück mit seinen schweren Schuhen über das seichte Gefasel des Tages-Rezensententums hinweggehen und dieses zertreten wird. Neulich ist es in Hamburg mit großem Erfolge gespielt worden.

Aus Ihren Äußerungen zum König Ermanarich höre ich mit aufrichtigem Respekt heraus, wie offenbar unterrichtet Sie über die düstere, alte Zeit sind, in welche dieser Stoff seine Wurzeln senkt. Natürlich kann ich heut' und noch für lange nichts näheres darüber sagen, denn Sie wissen, daß es für mich immer zu den größten Unbegreiflichkeiten gehört hat, daß Schiller sich über seine Dramen unterhalten konnte, während sie noch im Werden waren. Nur soviel heute, daß Sie recht haben, wenn Sie sagen, daß Sage und Mythus dem Dichter freie Hand geben. Die sagenhafte Gestalt hat mit der großen historischen das Gute gemein, daß man menschliche Dinge mit elementarer Gewalt durch sie aussprechen kann, aber vor der historischen das Gute voraus, daß man alles, sogar einen Menschen aus ihr machen kann. Hoffen wir, daß das fertige Stück Ihnen dermaleinst erklären wird, was hier, vielleicht etwas dunkel, angedeutet ist.

Und damit für heute Gott befohlen. Meine Frau schickt der Frau Spinnerin herzlichen Gruß. Ich bin und bleibe

Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

(Fortsetzung folgt)



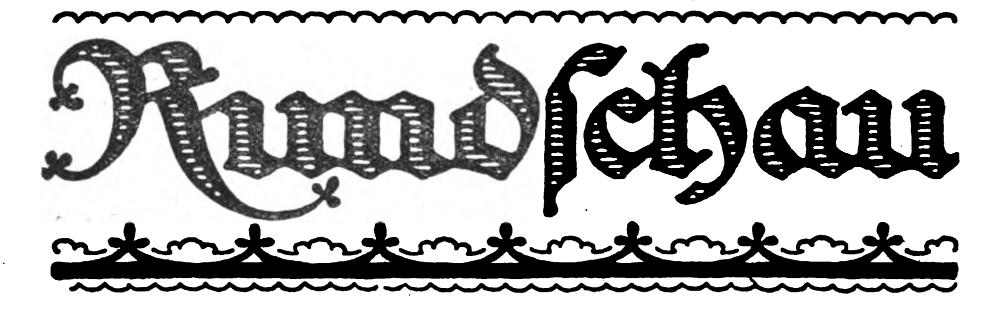
Ehelied

Von Angelika Schünemann

Wenn ich soll mit dir gehn,
Mußt du voll Frieden sein.
Bist du die rege See,
Bin ich der leise Schnee:
Sink' ich in dich hinein,
Muß ich vergehn.

Nimmer verging' ich gern.
Dein möcht' ich innig sein.
Sei du der Orgelklang,
Ich bin sein Lobgesang:
Tönen wir insgemein
Dank unserm Herrn!





Gustav Müllers „Kristgermanentum"

Am 10. April 1922 war es, wo ich in der „stillen Woche" zu früher Vormittagsstunde Gustav Müller persönlich kennen lernen durfte. Ich hatte vorher angefragt und die freundliche Zusage erhalten, daß er für mich zu sprechen sei. Nun saßen wir in einem behaglichen Wohnraum einander gegenüber, während in dem darunter gelegenen Bäckerladen der rege Geschäftsbetrieb weiterging. Er erzählte mir, daß er die Bäckerei an seinen Sohn abgegeben habe, jedoch seit einiger Zeit in derselben wieder mit tätig sei. Ich schaute ihm in die Augen. Ernste kluge Augen waren es, offenbar wohl geeignet, die Wirklichkeit des Lebens zu beobachten und in ihren tiefsten Gründen zu erfassen. Dazu die Denkerstirn, die von unermüdlicher Geistesarbeit zeugte. Dieser innerlich gerichtete, schlichte Mann hat in seinem Leben nicht nur praktische Tüchtigkeit in seinem Berufe, sondern auch eine erstaunliche Fruchtbarkeit als Schriftsteller und Lebensdeuter bewiesen. Als sein Hauptwerk sieht er selber sein „Kristgermanentum als Religion und Kulturmacht" an. (Verlag Wilhelm Bäßler, Augsburg, Joh.-Haag-Straße 20.) Mit dessen „Schlußstein", der Sonderschrift „Die Vernünftigkeit des Unsterblichkeitsglaubens" umfaßt es etwa 400 Seiten. Treue Freunde von außen her haben ihm die Drucklegung desselben ermöglicht.

Gustav Müller entstammt dem Städtchen Lübben im Spreewald, wo einst auch Paul Gerhardt wirkte und sang. Wie er selber mir sagte, waren alle seine letzten Vorfahren gleichfalls Bäcker gewesen. In der Jugend keineswegs ein hervorragender Schüler, stieß er doch gar bald auf die Rätsel des Lebens und grübelte sich dann immer weiter hindurch, bis er zu höherer Erkenntnis kam. Das alles unter den Anforderungen eines Geschäftes, das ihm zuerst bitterschwere Sorgen und Mühen brachte, bis er es dann durch Fleiß und Geschick auf eine glänzende Höhe mit Gewinnbeteiligung für seine Angestellten brachte. Wie er gesunde soziale Einrichtungen in vorbildlicher Weise zustande brachte, so arbeitete er auch unermüdlich an der Vervollkommnung des eigenen Charakters. Sorgfältiges Durchstudieren einschlägiger Schriften und Erklärungsversuche des irdischen Daseins, dazu auch Reisen, die ihn sogar in andere Weltteile führten, erweiterten ständig seinen Horizont. Aber in der Hauptsache tritt uns in ihm ein Selbstdenker von ausgeprägter Eigenart entgegen, dessen Gedanken auf eine im stillen immer mehr wachsende „Gustav-Müller-Gemeinde" von der tiefsten Einwirkung gewesen sind.

Am liebsten nun würde man den Versuch machen, das „Kristgermanentum" in volkstümlicher Form weiteren Kreisen verständlich zu machen. Aber dieser Versuch scheitert an dem tiefgründigen und schwerwuchtenden Gedankengehalt des Buches. Man muß einmal die oft herbe und krause, oft auch schwerverständliche Ausdrucksweise des Buches mit in Kauf nehmen, das wie ein gotischer Dom mit scheinbar sinnverwirrenden Einzelheiten vor uns steht, während doch eine einheitliche Struktur das Ganze durchzieht. Nur dem „Ernst, den keine Mühe bleichet", erschließt sich der Wahrheitsgehalt dieses geistigen Bauwerks. Wer nicht selber unter den Geheimnissen des Erdenlebens gelitten hat, der wird bald vor den Schwierigkeiten der ihm zugemuteten Denkarbeit zurückweichen. Auch Gustav Müller ist nach dreißigjähriger Erfahrung langsam von der

Hoffnung zurückgekommen, es würde seine Errungenschaft begierig von den Zeitgenossen aufgenommen werden und als neue Botschaft wie ein Lauffeuer alle Länder durcheilen. Denn nach den winzigen Erfolgen, die er im Verhältnis zu all seinen Mühen und Opfern gehabt hat, weiß er nachgerade, daß der Wahrheitssucher in der Menschheit nur wenige sind. Aber an diese heranzukommen, ist auch des Schweißes der Edelsten wohl wert. Im folgenden soll daher versucht werden, vor allem Sehnsucht und Lust zum eigenen Studium des Müllerschen Hauptwerkes in weiteren Kreisen zu wecken, indem hingewiesen wird auf die in Frage kommenden Punkte, die gleichsam zu Eingangstüren in das Labyrinth der vielverschlungenen Gedankengänge des merkwürdigen Forschers dienen können.

Gustav Müller bekennt selbst, daß er zu seinen Untersuchungen veranlaßt worden ist durch die Rätsel des Leidens, das früher oder später ja jedem Menschen entgegentritt, sofern er es unausweichlich im eigenen Leben erfährt. Was soll all das Leid in diesem irdischen Leben? — Warum müssen wir Menschen durch soviel Trübsal hindurch? — Der Materialist hat dafür gar keine Erklärung. Er sieht das Leiden als sinnlos an und geht ihm am liebsten scheu aus dem Wege. Der gewöhnliche Christ dagegen sieht im Leiden eine „Zuchtrute Gottes“ und vertröstet sich mit einem besseren Zustande im Jenseits. Aber solch eine ewige und ununterbrochene Seligkeit gibt es nach Müller nicht. Vielmehr ist alles im Weltall Bewegung, Wechsel, Spannung, Kreislauf, aber alles geschieht nach inneren Zusammenhängen und Gesetzen, deren Weisheit und Zweckmäßigkeit in dem Grade verständlich wird, als man den Blick zu den kosmischen Hochzielen der Weltordnung erweitert. Das Leid ist wie das Böse ebenso notwendig wie nützlich. Schmerz und Lust erfordern sich gegenseitig. Das Leid steigert die Geistesbildung zu neuen Fortschritten und Energien und erscheint so als Wohltat des Lebens, ja, als die Wurzel aller Freuden. Auch Erlöste müssen noch leiden, solange sie nicht zu voller Durchbildung gereift sind. Und wenn sie auch noch so hoch steigen in ihrer Entwicklung, sie müssen doch immer wieder in Dunkelwelten hinab. Nur wer das begriffen hat, der hat den Schlüssel zu den tiefsten Geheimnissen des Lebens gefunden.

Schon hieraus erhellt, daß Müller sich mit einem einmaligen Leben des Menschen auf dieser Erde nicht zufrieden gibt. Er erweist sich vielmehr als ausgesprochener Anhänger der Wiederverkörperungslehre. Um dies zu verstehen, muß man vor allem das Weltbild im Auge behalten, das er an der Hand der neueren Naturerkenntnisse in weitausholender Phantasie sich ausmalt. Man weiß ja zur Genüge, wie sehr auch das Christentum bei seiner Entstehung von dem Rahmen der damals gültigen Naturanschauung beeinflußt worden ist. Ist also unsre heutige Naturbetrachtung viel tiefer geworden, so wird infolgedessen auch der Rahmen, in den die philosophische Welterklärung sich einspannt, unendlich viel weiter. So unterscheidet also auch Müller eine Zentralsonne als beherrschenden Mittelpunkt des Weltalls von all den Sonnensystemen, in deren Mittelpunkt (wie in dem unseren) gleichfalls eine Sonne steht. Diese Sonnenwelten sieht er an als Wohnort der dem Erdenleben entschwundenen Geister, denen er einen (für unsere Sinne nicht wahrnehmbaren) feinstofflichen Körper zuspricht. In dieser Auffassung wird er auch bestärkt durch die Wahrnehmungen des Spiritismus, in dem er trotz aller Spreu doch ein Körnchen Wahrheitsgold findet. Nur daß diese Wahrnehmungen ihm nur die Brücke bilden zu Höherem, nämlich zu einer „Kosmosophie“, die mehr ist als Theosophie, ja als „Heliosophie“ angeblich die höchste Höhe aller Betrachtung erreicht. Er versteht darunter die „Fähigkeit, mit den unsere Entwicklung leitenden Geistesmächten in kontrollierbaren Gedankenaustausch treten zu können“. Diese Geistesmächte schaffen auch aus der Tiefenwelt der einzelnen bewohnten Sonnensysteme immer wieder aufs neue einen Nachwuchs von Lichtgeistern, der in bestimmten Zeitperioden die Entwicklung zu Kampf und Aufstieg vollbringt. — — Auch die Gottheit ist ein Werdegebilde wie wir. Obgleich im Innern Einheit und Harmonie, bewegt sie sich dennoch in Spannungspolen und zieht in Runden ihre Bahn. Man versteht, daß Müller auch durch diese Darstellungsversuche dem Begriff der Starrheit und abstrakten Gedankenblässe entgegenarbeiten

will, aber die Frage kommt uns doch immer wieder, ob nicht der alte christliche Standpunkt, den Müller nicht gelten lassen will, daß nämlich Gott als Urgrund alles Seins für uns unerforschlich ist, uns doch weiterführt als solche Veranschaulichungsversuche.

Wird man also nach der Seite des erkenntnistheoretischen Verfahrens allerlei Fragezeichen und Abstriche machen müssen, so behält doch der Inhalt des Müllerschen Hauptwerks seinen bleibenden Wert nach der Seite sittlicher Betrachtung und Anregung. Müller ist vor allem Gewissensmensch. Ihm ist das Gewissen der sechste Sinn, der allein imstande ist, die großen Zusammenhänge in dem Rätsel des Weltalls zu erschließen. Als den Anfang der Gewissensbildung bezeichnet Müller das natürliche Rechtsempfinden des Menschen. Aber dann gilt es mit aller Leidenschaft, deren ein innerlich fortschreitender Mensch fähig ist, für eine göttliche Weltordnung auch Partei zu ergreifen. Solche Leute nennt Müller Lichtfreunde. Sie wachsen allmählich in der Erkenntnis einer weisen und gerechten Weltenleitung, bis ihnen schließlich auch der Zusammenhang dieser Geheimnisse und damit aller kosmischen Hochziele aufgeht. Dagegen sind ihm die Anhänger einer materialistisch-atheistischen Weltanschauung die Lichtfeinde. Müller ist also ausgesprochener Idealist. Er wird daher auch nicht müde, die Macht des Bösen, namentlich in Form der Verderbnis, Lüge und Täuschung auf unserer Erde zu schildern. Wie er ein Reich der Lichtgeister kennt, so kennt er auch ein Reich der bösen Gewalten. Beide sind in fortwährendem Kampf. Wer unter den Menschen aber nicht die nötige Energie des Hasses gegen das Böse aufbringt, wird schließlich doch die Beute des letzteren. —

Wie Müller in dem Ausdruck und der Verdeutlichung seiner hochfliegenden Gedanken als kühner Wortkünstler uns erscheint, so ist er auch ohne Frage Dichter. Nur daß ihm das Böse auch dabei eine wirkliche und grauenvolle Realität bleibt, gegen das er als lauter Rufer im Streit am liebsten die ganze Zeitgenossenschaft mobil machen möchte. Unter diesen Umständen sind wir gespannt auf Müllers Erlösungslehre. Hier warnt er besonders davor, die Erlösung sich erschleichen zu wollen. Solch einen bequemen Weg, über sich selbst hinauskommen zu wollen, etwa durch angebliche Treue zumVäterglauben oder durch willkürliche Gnade und Sündenvergebung, die zu keiner Besserung führt, gibt es nicht. Vielmehr ist der Weg die eifrige Teilnahme an geistigem sittlichem Hochstreben, die zu den höchsten Anstrengungen in der Selbstvervollkommnung und namentlich im Selbstopfer zwingt. Diese Selbstvervollkommnung führt dann von selbst auch zum Streben nach Weltvervollkommnung, sofern solche im Gewissen befreite Menschen sich auch mit Gesinnungsgenossen zusammenschließen. Daher gibt auch Müller die nötigen Fingerzeige, um Licht und Harmonie in das Gesamtgetriebe des Lebens hineinzutragen, die sittliche Begriffswelt zu reinigen, die Persönlichkeitskultur in höhere Bahnen zu führen und das gesamte Volksleben mit Gesundheit zu erfüllen. In den 40 Kapiteln des „Kristgermanentums" liegt der Schwerpunkt der Müllerschen Philosophie. Sie enthalten eine außerordentlich anregende und brauchbare Ethik für jeden Deutschen, während die Dogmatik Müllers nur mit Vorsicht zu genießen ist. Als Mann der praktischen Tat bewährt sich Müller aber auch, indem er zu einem Germanischen Gewissensbund aufruft, zu dem alle Guten und Wohlgesinnten sich zusammenfinden sollen, um die erschreckenden Schäden unserer Zeit zu heilen und unser bedrohtes Volkstum zu retten. Nur daß er auch als Patriot nie die großen Menschheitsziele aus dem Auge verliert und immer hinausblickt über diese kleine, gewöhnlich von uns allein bedachte Erdenwelt in die kosmischen Unendlichkeiten eines unausgesetzten Kampfes zwischen Gut und Böse, der einmal zur göttlichen Ordnung gehört. Daher bekennt sich Müller nicht nur zur altindischen Lehre der Wiederverkörperung, die ihm der Weg ist, die Unvollkommenen durch immer wieder erneutes Eintauchen in das Erdenleben zur Reinigung und Besinnung zu bringen, sondern der Gipfel seiner Gedankenflüge ist die Rundenlehre, wonach wie in Spiralen der Kreislauf der Erlösungsbewegung die Geister und Menschenseelen in Form einer Bestenauslese von Stufe zu Stufe führt, um schließlich in der Zentralsonne zu enden, worauf das Spiel wieder von neuem beginnt. (Da können wir uns denn doch eines Fragezeichens nicht enthalten. D. T.)

Damit kommen wir zu der für uns wichtigsten Frage, derjenigen nämlich, wie Müller in seinem „Kristgermanentum" zu der Person Jesu sich stellt. Schon der Name des Buches sagt uns, daß er das Christentum festhalten, freilich aber auch so verstehen und anwenden will, wie es germanischem Empfinden und Denken entspricht. In diesem Sinne nimmt er zunächst Stellung gegen die jüdische Religionslehre, mit der die Christuslehre „verkuppelt" ist. Wer in dem Alten Testament nicht den Gegenpol der Christuslehre erkennt, der ermangelt völlig der sittlichen Reife und Urteilsfähigkeit. Im Plan der göttlichen Weisheit erklärt sich diese Verkuppelung so, daß das Alte Testament wie eine Art von Scheidemittel wirken sollte. Daß dieser Charakter der jüdischen Religionslehre so lange hat verkannt werden können, liegt begründet in der ganzen Täuschungsart unsres Erdenlebens, für welche das Alte Testament als Gipfel der Täuschungskunst gerade das richtige Meisterwerk war. Diese Larve der Täuschung hat aber schon Christus dem Judentum abgezogen, er, der nur der religiösen Erziehung nach Jude, dagegen dem Blute und dem Geiste nach „arischer Lichtfürst" war. Daher ist die Schar seiner Anhänger auch in solche zu scheiden, die wahre Jünger, und solche, die „Christjuden" sind. Zu letzteren rechnet Müller alle diejenigen, welche über dem Gegensatz zwischen Altem und Neuem Testament, bzw. Judentum und Christentum, noch nicht klar sind, aber auch solche, welche noch auf den Buchstaben des Neuen Testamentes schwören. Vielmehr ist die Christuslehre in völliger geistiger Freiheit und vor allem durch Hingabe des Gewissens zu erfassen. Gewissensbildung ist der allein gangbare Weg zum Vater. Darin aber ist uns Christus das unerreichbare Vorbild, bildlich ausgedrückt „der mit der Sonnengottheit verbundene Heliosoph in höchster Vollendung". Freilich sieht es gelegentlich darnach aus, als beanspruche Müller für das Kristgermanentum ein Hinauswachsen über den Standpunkt des Heilandes. Aber das ist nach seiner eigenen (mündlichen) Aussage doch nur ein Mißverstand einzelner Äußerungen. Wer sie gründlicher erwägt, erkennt die ungemeine Ehrfurcht und Hochachtung, von welcher Müller dem Heiland gegenüber als Welterlöser erfüllt ist. Ihm ist Christus nicht nur der Gotteskünder, der Bösenentlarver und Himmelserschließer, sondern mit seiner vor keinen Opfern und Hindernissen zurückschreckenden Wahrheits- und Menschenliebe der Bahnbrecher und Lichtbringer für alle Zeiten. Wer mit Erfolg für die Welt weiterwirken will, kann nur in seinem Auftrage und Dienst weiterarbeiten. Er hat den Grund gelegt, aber dem Geiste nach ist er auch Erlösungsvollender. Denn alle, auch die, welche die Lehre Jesu zu ergänzen scheinen (Müller rechnet auch zu diesen sich selbst), schaffen doch immer nur aus seinem Geiste. So scheint es sich also bei den scheinbaren Unvollkommenheiten, bzw. Unvollständigkeiten der Lehre Jesu nur darum zu handeln, daß Jesus sich einerseits dem noch kindlichen Auffassungsvermögen seiner Zeitgenossen anpassen mußte, andrerseits auch selber tiefe Weisheiten zurückhielt, die erst eine spätere Zeit erfassen konnte, wie z. B. die Lehre von der Wiederverkörperung oder der Bedeutung der Sonnenwelten. Jedenfalls ist nach Müller zu scheiden zwischen dem, was Jesus wollte und war, und dem, was die kirchliche Lehre aus ihm gemacht hat. „Der Kern der Christuslehre ist gesund. Nur ihr kirchliches Beiwerk krankt und bedarf der Beseitigung." Und zu diesem kirchlichen Beiwerk rechnet Müller mit Recht auch z. B. die Lehre von der Wiederkunft Christi, die ja, wie wir gerade heute wieder sehen können, in unzähligen Köpfen, namentlich von englischen Sektierern und amerikanischen Schwarmgeistern auch in unser urteilsloses und kirchlich verbildetes Volk gebracht, Verwirrung und Verderben anrichtet. Hier wäre wirklich etwas von der Müllerschen Geistesfreiheit und Gewissensbildung angebracht, die, wenn sie in einzelnen Gedankengängen auch seltsame und überraschende Wege geht, doch uns hundertmal lieber ist als das landläufige Buchstaben- und Kirchenchristentum, in dessen Kreisen der geistige Tod sitzt.

Auch gegen einen anderen Vorwurf ist Müller in Schutz zu nehmen, nämlich den, als ob er mit seiner beständigen Hervorhebung der Notwendigkeit einer ausgleichenden Gerechtigkeit der dem natürlichen Menschen eingefleischten und daher auch in der jüdischen Religionslehre besonders gepflegten Lohnsucht Vorschub leiste. Dieser Vorwurf ist erhoben worden von seiten



derer, welche mit besonderem Eifer den Kantischen Grundsatz hervorheben, daß man das Gute nur tun soll um des Guten willen. Prüfen wir hier die Aussagen Müllers vorurteilsfrei, so finden wir, daß er einmal (S. 13) ausdrücklich erklärt, daß eine gereifte Anschauung den Menschen eine ewige Seligkeit nicht als Preis für ein kurzes Erdenleben der Glaubens- und Pflichttreue versprechen dürfe. Und an anderer Stelle (S. 24) ist „uneigennützige Liebe zum Guten“ als Ideal eines guten Menschen besonders hervorgehoben. Im Geiste seines ganzen Systems liegt jedenfalls nicht die Lohnsucht begründet, vielmehr ergibt sich aus ihm, daß der Wahrheitsforscher und Gottsucher seinem innerlichen Drange folgen soll, um auf dem Wege harter Selbstverleugnung zu einem ganz ferngesteckten Ziel sich mühsam durchzukämpfen.

Gustav Müller, von seinen Freunden manchmal überschätzt, bezeichnet sein Geisteswerk als eine „Fruchtbibel“, der gegenüber die alte Bibel — sagen wir genauer: das Neue Testament, da ja nach Müller selbst das Alte Testament überhaupt nicht in Frage kommt — nur eine Blütenbibel sei. Nach dem, was er selbst über Christus als den Anfänger und Vollender der Erlösung gesagt hat, ist dieser Ausdruck natürlich zu hoch gegriffen. Aber als neuer und durchaus eigenartiger Versuch, die christliche Erlösungslehre selbständig zu erfassen, von dem störenden kirchlichen Beiwerk zu befreien und sie zugleich zu einer dem hochfliegenden arischen Geiste neue Anregung gebenden Anspornung aller sittlichen Kräfte des strebenden Menschen fortzubilden, darf das Geisteswerk Gustav Müllers wohl gelten; und in diesem Sinne verdient es den Namen „Kristgermanentum“, wenngleich ich nicht leugnen mag, daß mir die Bezeichnung „Germanenchristentum“ besser zu passen schiene.

Friedrich Andersen-Flensburg



Im Stromgebiet des Sepik

Wo fließt dieser Sepik? Es gibt sehr wenig europäische Augen, die ihn und seine urwaldhafte Umwelt jemals geschaut haben; denn dieses Wasser durchströmt das ferne Neuguinea, wo wir auch einmal eine Kolonie besaßen. Der Geographie-Professor an der Universität Berlin, Dr Walter Behrmann, hat über seine dortige Forschungsreise ein bilderreiches Buch veröffentlicht (Berlin, Scherl), auf das in den Bücheranzeigen des „Türmers“ schon hingewiesen wurde. Es verlohnt sich, einen Abschnitt daraus kennenzulernen, der uns die Mühsale solcher Urwald-Forscherfahrten veranschaulicht.

„... Am Abend des dritten Tages waren wir schon sechs- bis siebenhundert Meter hoch. Wo wir hier in dem Urwald marschierten, überall ertönten die laut schallenden Rufe des Paradiesvogels. Der Vogel ist in diesen Höhen überall ein so gewöhnliches Tier, daß seine Schreie bei jedem Schritt zu hören sind, ja, daß der Ruf direkt die feierliche Ruhe des Urwaldes stört. Gesehen habe ich allerdings kaum einen. Nur wenige gelbe Punkte huschten oben in dreißig bis vierzig Meter Höhe durch die Zweige der Urwaldriesen, wenn ein Männchen mit wallendem Federschmuck das unscheinbare Weibchen verfolgte.

Vor uns stieg das Gebirge zu immer größeren Höhen an. Wir schickten zur verabredeten Zeit eine Rakete los, denn wir hofften, auf einem der Vorberge der Hunsteinspitze zu sein.

Desto größer war die Enttäuschung, als wir am kommenden Morgen zwar die Spitze eines Berges erreichten, er war etwa tausend Meter hoch, wir aber erst weit jenseits durch einen Durchblick die bekannte schöne Form der Hunsteinspitze hervorlugen sahen. Ein tiefes Tal trennte uns noch von unserem Ziel. Es half nichts, trotz der vielen vergossenen Schweißperlen mußten wir wieder bergab, durch wildes Astgewirr und über Felsen hinunter zu dem rauschenden Bach, der nur wenige hundert Meter hoch über Felsen dahinströmte. Die Gebirge Neuguineas sind überall, wo ich sie traf, tief zerschnitten. Neben Hochgebirgsgraten folgen tief eingekerbte Täler mit rauschenden Bächen.[1]

Unten am Bach schlug ich ein Lager auf; ich mußte mich erst einmal etwas erholen. Durch das Schwitzen und durch die Anstrengungen der letzten Tage war meine Haut an vielen Stellen entzündet. „Der rote Hund", jene für jeden Buschwanderer bekannte Hautkrankheit, stellte sich in übelster Weise bei mir ein, so daß ich mich des Nachts vor lauter Jucken in meinem engen Moskitonetz hin und her wälzte und keinen Schlaf finden konnte. Ich schickte sämtliche Träger bis auf zehn zurück, um den Proviant nachzuholen, und beschäftigte mich selbst an dem klaren, kühlen Gebirgsbach mit Schreiben, Tiersammeln, Baden, Photographieren und Zeichnen der schönen Umgebung. Tafel bat ich, den Weg voraus auf die Hunsteinspitze auszukundschaften. Ich saß daher allein mit meinem Hausjungen mitten in der Urwaldeinsamkeit.

Besonders einen Platz unter prächtigen Baumfarren hatte ich mir als Lieblingssitz ausgesucht, weil von ihm aus der Blick so schön über das rauschende, klare Wasser dahinschweifte, das über die Felsen munter zu Tale sprang. Libellen und große Schmetterlinge in leuchtenden Farben tanzten und gaukelten hier. Das Tierleben erfreute das Auge, Stabheuschrecken saßen auf den Zweigen und waren kaum zu entdecken, wandelnde Blätter lebten ihrer Mimikry, bunte Wanzen reizten zum Fang, man durfte die stinkenden Tiere nur nicht berühren. Grüngoldig glitzerten große Käfer, die mit Gebrumm durch den Wald flogen. Walzenförmige Tausendfüßer krabbelten am Boden, wo sich dickbepanzerte, mit scharfen Hörnern versehene Heuschrecken langsam bewegten.

Am nächsten Tage hielt es mich nicht, ich folgte Tafel auf seinem Wege.

Wäre ich doch unten an dem schönen Bachlager geblieben! Denn bald kam ich in immer höhere Regionen hinein, und mit dem Emporsteigen änderte der Wald sein Aussehen völlig. Erst einmal nahm das Unterholz sehr erheblich zu. Die Rotanglianen mit ihren Widerhaken häuften sich. Dann aber stellte sich der Mooswald ein. In diesen Regionen treten zu den abendlichen Regen, die auch jetzt in der sogenannten Trockenzeit in verschwenderischer Fülle sich auf uns herniedergossen, die langandauernden feuchten Nebel. Grau in grau liegt die Landschaft; wenige Meter nur sieht man, tastet sich seinen Weg vorwärts durch das Gewirr der Äste, nur dem Prinzip folgend: wenn ich nach oben steige und immer weiter nach oben, ist mein Weg richtig. Dabei hatten sich sämtliche Stämme, Äste, Zweige, ja Blätter des Urwaldes überzogen mit einem dichten Polster von Moos. Bis zu Stärken von dreißig Zentimeter Dicke umkleidet dieses dicke Polster alles, aber auch alles, was hier oben wächst, den Boden sowohl als auch die Blätter der Bäume hoch in der Luft. Wo man hinfaßt, ist es quatschnaß, wo man geht, dringt die Feuchtigkeit von unten ein. Einem unaufhörlichen Regen vergleichbar tropft die Feuchtigkeit aus dem Moospolster nieder. Ein dicker Ast sperrt den Weg, man schlägt mit dem Haumesser kräftig zu, aber leicht durchdringt das Messer denselben, denn nur ein zentimeterdicker Zweig war von Moos so dick gepolstert, daß er einen kräftigen Ast vortäuschte.

Das Holz, das den Unbilden der Witterung hier oben Widerstand leisten muß, ist hart und widerstandsfähig. Das Astwerk auf dem Boden ist zu hohen Schichten zusammengesunken. Das Moospolster überzieht es. Bei jedem Schritt bricht man durch und sinkt mit dem einen Bein in eine nasse Vertiefung hinein, da auch unten genügend feuchtes Moos vorhanden ist. So steigt man über das Gewirr hinweg und ist bald über und über mit Dreck und Moos beschmiert. Dazu kommt noch die unangenehme Beigabe der Blutegel, die im Niederungswald schon zahlreich auftraten, hier oben aber noch unangenehmer wirken.

Bei dem ewigen Berühren des Körpers mit den verschiedensten Zweigen merkt man natürlich nicht, wenn einem ein Blutegel anhaftet. Solange der Europäer schwitzt — und wer sollte bei solchen Anstrengungen, bei der Feuchtigkeit und der Temperatur über zwanzig Grad nicht schwitzen! —, ist es ja auch nicht schlimm, denn dann beißt der Blutegel nicht an. Er liebt das Salz nicht, das man beim Schwitzen ausscheidet. Wenn man sich aber ausruht, so fühlt man plötzlich, wie an dem Leibe oder in den Augenwinkeln etwas beißt, und wenn man zufaßt, hat man diese ekelhaften, schlammigen und weichen Blutegel in der Hand! Unsere schwarzen

nackten Träger leiden unter den Blutegeln natürlich viel mehr als wir, da wir Kleider anhaben. Bei jeder Ruhepause zogen sie sich mehrere der Tiere vom Körper ab, die sich gerade festsaugen wollten, und zerhackten sie unter Verwünschungen. Nur zu oft sah man, wie der Körper der Tiere größer und größer wurde beim Saugen des Blutes, bis sie die Größe eines kleinen Fingers annahmen. Das Übelste aber an den Tieren ist, daß, wenn man sie abreißt, das Blut nicht gerinnt; noch lange blutet infolgedessen die Wunde nach. Die Blutegel spritzen in die Wunde beim Festsaugen eine Substanz, Hirodin, ein, die das Gerinnen des Blutes verhindert; sie sitzt im Gehirn des Blutegels und wird sogar für die medizinische Wissenschaft aus den Tieren gewonnen.

In dieser Moosregion, hoch oben auf einem Grate, lagerte ich zwei Tage, um meine Träger zu erwarten. Die einzige Freude innerhalb des Nebels und der Feuchtigkeit bildeten die kleinen, entzückenden, den Kolibris ähnlichen Vögel, die Nektariden, die von Blüte zu Blüte huschen. Bei dieser Feuchtigkeit und der Treibhausluft gedeihen nämlich neben dem Moos die Orchideen und Epiphyten in verschwenderischer Fülle. Kleine Edelpapageien klapperten mit ihren Schnäbeln und sahen aus, als wenn gerade ein Maler seine ganze Palette auf ihnen abgestrichen hätte. Die Krontauben und Paradiesvögel kommen in dieser Höhe über tausend Meter nicht mehr vor; dafür setzte ein grauschwarzer Vogel mit roten Flügeln ein, der laut krächzend von Baum zu Baum flog. Die Nashornvögel ziehen schwirrend durch die Luft, als wenn ein Eisenbahnzug sich näherte. Zwischen den harten Kielen ihrer Federn streicht die Luft mit zischendem Geräusch, dabei klappern und krächzen sie im Fliegen mit ihren tief herunterhangenden Schnäbeln. So vorsintflutlich die Krokodile bei den Wassertieren anmuten, ebenso vorweltlich die Nashornvögel unter den Luftbewohnern.

Meine Träger kamen glücklich, wenn auch anderthalb Tage zu spät, bei mir an. Wie ich aber die Kiste mit meinem Proviant von ihnen forderte, da hatten sie dieselbe „vergessen". Sie war nämlich etwas schwerer gewesen als die anderen Kisten. So saß ich hier oben und hatte nur zwei Erbswürste, außerdem eine Konservenbüchse, von der ich nicht wußte, was darinnen war, die sich aber nachher als ein „Rebhuhn mit Pilzen" entpuppte, auf Hochdeutsch: Knochen mit Soße und undefinierbarem Etwas. Jagd gab es hier oben nicht; aber solange man Erbswurst hat, kann man getrost in die Zukunft sehen.

Ich zog weiter durch Palmengestrüpp und quatschenden, triefenden, feuchten Urwald, wo die Bartflechten ebenso von den Bäumen hängen, wie bei uns in höheren Regionen. Bei dem Klettern hatte man weder Zeit noch Lust, auf die Schönheit der höheren Baumregionen zu achten. Man tapfte und stampfte eben tief unten durch das Astgewirr und Wurzelwerk, ich voran, mein Hund, der sonst immer freudig ein bis zwei Meter vor mir war, jetzt quatschnaß, winselnd hinter mir. Tafel begegnete mir, er hatte die Spitze des Hunsteingebirges wirklich erreicht. Ich folgte seinem Wege, war bald meinen Trägern weit voran und stand endlich, nach einer Kletterpartie über moosbehängte Felsen, oben auf der Spitze des Berges.

Jäh stürzte das Gebirge nach Süden ab. Ich stand da, und meine Brust weitete sich, denn mein Blick konnte schweifen tief hinein in den innersten Winkel des geheimnisvollen Neuguinea. Zwischen einzelnen Wolken schien die Sonne strahlend auf das Land. Und was sah ich?

Keine Hochfläche, keine Steppe, keine Eingeborenendörfer oder das, was die Phantasie erträumt hatte, sondern Wald, Wald und noch einmal Wald, so weit das Auge blicken konnte. Tief unter mir, etwa fünfzehnhundert Meter, war der Abfall des Hunsteingebirges. Wir standen also auf einer isolierten Gebirgskette, und hinter ihr folgte eine freie, wohl an die zwanzig Kilometer messende Ebene. Das Braungrau der Bäume deutete an, daß unendliche Sagosümpfe hier unten lagen. Dahinter aber erhob sich, erst einzelne Vorberge bildend, dann in schönen und herrlich geformten Bergkuppen, das Zentralgebirge, das noch keines Menschen Auge vorher gesehen hatte. Von dem einen Ende des Horizontes bis zum anderen erstreckte sich dieses Gebirge, an Längenausdehnung mit den Alpen wetteifernd, an Höhe ihnen nur wenig nachstehend.

Während dort aber mit Schnee und Eis gekrönte Häupter den Wanderer grüßen, blickte hier bis in die höchste Höhe das Auge nur auf Wald und noch einmal auf Wald. Dunkelgrün im Vordergrund, wurde er in der Tiefe braungrau. Er erhob sich dann wieder an den Bergen, allmählich durch die Ferne immer blauere Farbentöne annehmend.

Dieser herrlich schöne Anblick belohnte die Mühe der vergangenen Tage. Das sind die Höhepunkte des Forscherlebens, wenn er sein Ziel erreicht hat, und das Auge Landschaften erschaut, die geheimnisvoll und rätselhaft bis jetzt als ein verwunschenes Paradies dalagen, sich aber nun den werbenden Blicken öffnen müssen ..."



Deutschlands auswärtige Politik von 1871—1890 auf Grund der „Bismarck-Akten"

Die deutsche Regierung hat 1922 die ersten sechs Bände ihrer Veröffentlichungen über die Vorgeschichte des Weltkrieges herausgegeben; weitere sechs Bände werden Anfang 1923 folgen. (Die große Politik der Europäischen Kabinette 1871—1914. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben von Joh. Lepsius, A. Mendelssohn-Bartholdy, Fr. Thimme.) Dadurch sind die geheimen und geheimsten Dokumente unserer auswärtigen Politik von 1871—1890 aller Welt vorgelegt, so daß diese Zeit jetzt zu den hellsten Teilen der Weltgeschichte gehört. Es ist damit so viel Neues an das Tageslicht gefördert worden, daß die Geschichte dieser Zeit neu geschrieben werden muß. Es sollen daher im folgenden in Kürze die Ergebnisse der Veröffentlichungen, soweit sie von den bisherigen abweichen, dargestellt werden. Eine Einführung in die umfangreichen Akten geben das Juni- und Novemberheft der „Süddeutschen Monatshefte". Hier bespricht Lepsius die Politik nach Ländern (Frankreich, Rußland, England), ich möchte jedoch die Geschichte fortlaufend erzählen, wie sie jetzt nach den Akten dargestellt werden muß.

Neben dem rein wissenschaftlichen Bedürfnis hat noch ein praktisches unsere Regierung zur Herausgabe der Akten veranlaßt. Da unsere Feinde behauptet haben und immer noch behaupten, Deutschland habe bewußt und planvoll schon seit Jahrzehnten den Weltkrieg vorbereitet und die Vorherrschaft über Europa erstrebt, sollen die Akten diesen Vorwurf als eine historische Lüge vor aller Welt beweisen; denn aus ihnen geht mit aller Deutlichkeit, wie es bisher niemand gewußt und geahnt hat, gerade das Gegenteil von dem hervor, was unsere Feinde behaupten. Auch von diesem Standpunkt aus ist es dringend zu wünschen, daß die Akten-Ergebnisse in weiteste Kreise des Volkes dringen, damit das Märchen von der Schuldlüge widerlegt wird.

I. Das Dreikaiserverhältnis und Dreikaiserabkommen

Vor der Akten-Veröffentlichung nahm man allgemein an, daß Bismarck 1872 gegen Frankreich ein Bündnis der drei Kaiser von Deutschland, Österreich und Rußland veranlaßt habe. Jetzt wissen wir, daß er weder 1872 noch auch sonst — abgesehen von 1879 — die Bündnisse angeregt hat, sondern daß er „die Bälle, die ihm zugeworfen wurden, geschickt aufgefangen und in der Richtung, die ihm diente, weitergegeben hat. Allerdings übte seine Friedenspolitik auf die anderen Staaten eine wachsende Anziehungskraft aus".

Solange Frankreich sich von den Schlägen des Feldzugs 1870/71 noch nicht erholt hatte, lag auch für Deutschland noch kein Bedürfnis vor, sich gegen es zu sichern. Die Anregung zu jenem Zusammenschluß der Kaiser ging von Rußland aus. Durch sein Vordringen in Asien war er in Gegensatz zu England geraten — darum hielt er einen Anschluß an die beiden Kaiser-

mächte für wertvoll. Als er hörte, daß der österreichische Kaiser im Herbst 1872 nach Berlin kommen wollte, ließ er anfragen, ob er nicht auch dorthin kommen dürfte. Bismarck bejahte dies gerne — zumal ja Kaiser Wilhelm und Alexander II. gute Freunde waren —, und so kamen die drei Kaiser Herbst 1872 in Berlin zusammen und besprachen sich über ein gemeinsames Vorgehen, aber sie schlossen keinen Vertrag. Darum redet man auch nur von einem Dreikaiserverhältnis. Aber schon im Frühjahr 1873 regte Rußland den Abschluß eines Militärabkommens zwischen Deutschland und Rußland an, das auch in Petersburg von Moltke und dem russischen Feldmarschall Berg unterzeichnet wurde. Als der Zar den Kaiser von Österreich (Mai 1873) besuchte, schloß er mit ihm ein Abkommen gegen den Angriff einer europäischen Macht — gemeint war wohl England —; als Kaiser Wilhelm I. (Juni 73) nach Wien kam, unterzeichnete er es auch. So entstand das Dreikaiserabkommen, das Bismarck — ebensowenig wie das Militärabkommen — nicht unterzeichnet hat. Solange sein Vertrauen zu Alexander II. nicht erschüttert war, hielt er dieses Abkommen für eine genügende Bürgschaft des Friedens; denn Frankreich war dadurch vereinzelt. Und Bismarcks ganze Politik ging darauf hinaus, zu verhindern, daß das rachsüchtige Frankreich durch Bündnisse die zum Friedensbruch aufreizende Stärke erlangen könnte.

II. Der Berliner Kongreß

Die Vorgeschichte des Berliner Kongresses war bisher zum Teil völlig unbekannt. Aus den Akten geht hervor, daß Rußland schon 1876, also schon vor dem türkischen Krieg, Deutschland um die Einberufung eines Kongresses nach Berlin ersuchte zur Regelung der Orientfrage. Bismarck aber lehnte ab, weil er das Amt des V rmittlers für das undankbarste hielt und mit Recht befürchtete — so kam es ja 1878 —, daß dadurch das Dreikaiserverhältnis gesprengt und Deutschland nur Undank ernten würde. Infolgedessen fand die Konferenz damals auch nicht statt. Als aber Rußland nach der Niederwerfung der Türke im Waffenstillstand von Kasanlik und Vorfrieden von San Stefano entgegen den Abmachungen mit Österreich in Reichstadt und Pest Bosnien selbständig machen und ein großbulgarisches Reich schaffen wollte, erhoben Österreich und England Einspruch. England wünschte damals den Krieg mit Rußland.

Als Österreich (am 28. Januar 78) eine Konferenz in Wien vorschlug, war Bismarck aus denselben Gründen wie 1876 dagegen. England verlangte als Konferenzort Baden, Rußland aber Berlin. Erst auf dringenden Wunsch des Zaren erklärte sich Bismarck mit Widerstreben dazu bereit, den Kongreß nach Berlin einzuberufen und zu leiten. Die bisher vielfach vorgetragene Ansicht, Bismarck habe aus Ehrgeiz den Kongreß nach Berlin einberufen, ist also völlig falsch. Auch darüber lassen die Akten keinen Zweifel aufkommen, daß er auf der Konferenz tatsächlich als „ehrlicher Makler" gehandelt, ja mehrfach für Rußland eingetreten ist. Mehrere russische Staatsmänner haben sich warm für Bismarcks Unterstützung bedankt und zugestanden, daß nur durch ihn der Kongreß zu Ende geführt und der europäische Friede gewahrt worden sei. Um so schmerzlicher mußten ihn der schnöde Undank der russischen Regierung und die Verleumdungen der russischen Presse gegen Deutschland berühren. Als aber Rußland dann Deutschland die Schuld für das magere Ergebnis der Konferenz zuschob, verlor Bismarck das Vertrauen zu ihm und näherte sich Österreich, damit es sich nicht mit Frankreich verband.

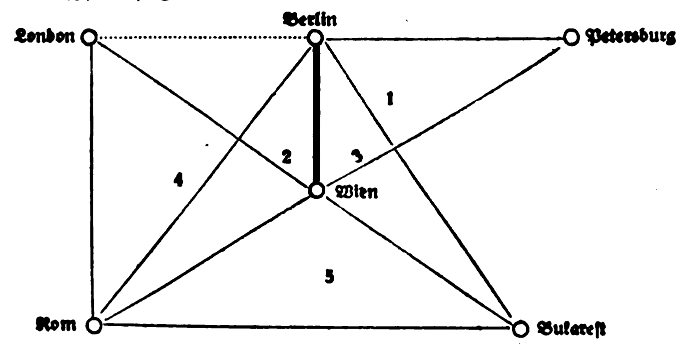
III. Der Zweibund 1879

Über die Gründung des Zweibundes wußten wir ja im allgemeinen Bescheid; aber die Akten geben uns hierüber im III. Band ein sehr eingehendes Bild und über manches Aufschluß, was wir bisher nicht so klar gewußt haben. Sehr eingehend wird z. B. der Kampf zwischen Kaiser Wilhelm, der die Abkehr von Rußland für eine „Perfidie" hielt, und Bismarck geschildert, und es ist erschütternd zu lesen, wie hier Überzeugung gegen Überzeugung stand und der alte Kaiser schließlich nachgab. Neu war mir, daß Bismarck Andrassy ein in den Parlamenten verankertes

Bündnis vorgeschlagen hat, das dieser aber ablehnte. Da außerdem Österreich Deutschland keine Hilfe im Fall eines Krieges mit Frankreich zusicherte, mußte Bismarck zu neuen Aushilfen greifen. So begann der Aufbau des Bündnissystems, das seinesgleichen in der Weltgeschichte sucht.

IV. Das Bündnissystem von 1880—84

Lepsius sagt: „Als Firstbalken richtete Bismarck das deutsch-österreichische Bündnis auf. Dann stützte er den First durch ein fünffaches Gespänne von Dreibünden, die das Haus nach allen Richtungen wetterfest machen sollten: 1. Das Dreikaiserbündnis von 1881 (84/88), 2. den Dreibund von 1882 (87), 3. das deutsch-österreichisch-rumänische Bündnis von 1883, 4. die Entente à trois oder das Mittelmeerabkommen von 1887 zwischen England, Italien und Österreich, 5. das italienisch-österreichisch-rumänische Bündnis von 1888. Schematisch dargestellt ergibt das Bündnissystem folgendes Bild:



1. Das Dreikaiserbündnis von 1881 und 1884

Obwohl Rußland durch sein Verhalten 1878 das Dreikaiserabkommen gesprengt hatte, fühlte es sich durch den Gegensatz zu England, der in diesen Jahren infolge des Vordringens der Russen nach Afghanista.ı sehr groß war, veranlaßt, wieder Anschluß an Deutschland zu suchen. Da Bismarck „nichts gegen und ohne Österreich" tun wollte, aber eine Annäherung im Interesse des Friedens für sehr wichtig hielt, kam im März 1881 das Dreikaiserbündnis zustande. Rußland wünschte schon 1884 seine Verlängerung nur mit Deutschland, aber unter Bismarcks Druck mußte es das Bündnis auch mit Österreich mit in Kauf nehmen.

2. Der Dreibund (1882)

Als die Franzosen den Italienern Tunis vor der Nase weggeschnappt hatten, suchten sie Anschluß an Deutschland. Aus den Akten sehen wir, wie wenig Zutrauen Bismark zu Italien hatte, daß er es für unzuverlässig hielt und deshalb von ihm nicht viel erwartete, höchstens wohlwollende Neutralität für Deutschland im Fall eines französischen Angriffs. Trotzdem kam er Italien sehr entgegen, weil er dadurch Österreich im Fall eines russischen Angriffs im Rücken für gedeckt hielt und überzeugt war, daß Frankreich vor einem Friedensbruch durch den Vertrag gehindert würde.

3. Das deutsch-österreichisch-rumänische Bündnis (1883)

Ähnliche Bedenken wie gegenüber Italien hatte Bismarck auch gegen Rumänien; aber um Österreich auch im Osten gegen einen Angriff zu schützen, vermittelte er ein Bündnis zwischen Österreich und Rumänien und trat ihm auf Wunsch Rumäniens auch bei.

Diese so ungewöhnlich günstige Stellung Deutschlands benutzte nun Bismarck sehr geschickt, um für es Schutzgebiete zu erwerben.

V. Die deutsche Kolonialpolitik 1884/85

Der IV. Band der Akten gibt näheren Aufschluß über die Politik Englands.

Bismarck hielt Deutschland für „saturiert" (gesättigt) und wollte nichts von Kolonien wissen, da er befürchtete, sie brächten uns nur in Gegensatz zu England und gefährdeten den Frieden. Außerdem waren ja damals die Schätze Innerafrikas noch ziemlich unbekannt. 1882 gründete der Bremer Kaufmann Lüderitz in Angra-Pequena eine Handelsunternehmung und bat das Deutsche Reich um Schutz. Am 12. November 1883 ließ Bismarck in London anfragen, ob England Ansprüche auf Angra-Pequena erhebe und worauf sich diese stützten. Es antwortete ausweichend. Als er nun am 31. Dezember die Anfrage erneuerte, blieb er 6 Monate ohne Antwort. Inzwischen versuchte aber England, die Kapregierung zur Besetzung des ganzen Küstenstriches zu veranlassen. Da stellte Bismarck am 24. April 1884 die Niederlassungen von Lüderitz unter deutschen Schutz und teilte dies England mit. Am 1. Juni 1884 verwahrte er sich in einem Brief an den deutschen Botschafter gegen die Überhebung und Anmaßung Englands, die alles herrenlose Gebiet für sich beanspruche und drohte, England in seiner Politik in Ägypten nicht zu unterstützen. Daraufhin gab es nach. Nun besetzte Deutschland Togo, Kamerun und 1885 Ostafrika und die australischen Inseln. So verstand es der große Staatsmann, uns ohne Flotte durch kluge Ausnutzung der Weltlage Kolonien zu verschaffen.

VI. Die bulgarische Krisis und ihre Folgen (1886—1890)

Seit 1886 trat in der weltpolitischen Lage ein Umschwung ein, der Deutschland, wie wir aus den Akten ersehen können, in die schwierigste Lage brachte. Nur ganz wenige Bismarckspezialisten haben vor dem Erscheinen der Akten eine Vorstellung davon gehabt, von welchen Gefahren Deutschland damals umgeben war und wie geschickt Bismarck uns durch diese Klippen hindurchgesteuert hat. Der Umschwung erfolgte gleichzeitig von Rußland und Frankreich aus.

Rußland hatte während seiner Ausdehnung nach Asien den Balkan nicht aus den Augen gelassen. Bulgarien war 1878 von Rußland von der türkischen Herrschaft befreit worden, aber es sollte doch ein russischer Vasallenstaat sein. Befreite Völker sind aber immer undankbar, und gerade Bulgarien wehrte sich entschieden gegen die russische Bevormundung, wobei es von England und Österreich unterstützt wurde. Rußland war schon immer Österreich, dem Balkangegner, nicht freundlich gesinnt; nun aber wurden die Beziehungen zwischen den beiden Kaisermächten immer gespannter. Welcher Haß bei den Vertretern Rußlands gegen den Nachbarstaat herrschte, zeigen die Akten an vielen Stellen. Es wäre sicher zum Krieg zwischen den Mächten gekommen, wenn Bismarck nicht mit allen Kräften den Frieden vermittelt hätte.

Gleichzeitig gewann nach 1885 in Frankreich die Rachestimmung, die wegen der kolonialen Eroberungen geschlummert hatte, wieder Oberhand. Der Kriegsminister Boulanger suchte mit allen Mitteln den Rachekrieg vorzubereiten und daher Anschluß an Rußland. Leider ließ die russische Regierung die Vertreter der französischen „Patriotenliga" in Rußland offen reden und gegen Deutschland hetzen. Im Winter 1886/87 waren die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich sehr gespannt; nur die Nachgiebigkeit Bismarcks hat damals den Frieden erhalten. Die Gefahr dieser Entwickelung lag in der Möglichkeit eines russisch-französischen Bündnisses. Um dies zu verhüten, kam er Rußland in jeder Weise entgegen. Er erkannte ihre Ansprüche auf den verwaltenden Einfluß in Bulgarien an und suchte auch auf Österreich in diesem Sinne einzuwirken. Dadurch kühlte sich die Freundschaft mit ihm etwas ab. Diese Tatsache bildete den Hintergrund zum Abschluß des Rückversicherungsvertrages. Da der Zar die Verlängerung des Dreikaiserbundes von 1884 mit Österreich keinesfalls erneuern, Bismarck aber Rußland von Frankreich trennen wollte, so trug er keine Bedenken, den Vertrag mit Rußland allein abzuschließen. Eine Untreue gegen das verbündete Österreich lag, das zeigen die Akten klar und deutlich, keineswegs vor. Leider wünschte und verlangte Zar Alexander III. die Geheimhaltung

des Vertrages; infolgedessen konnten sich die Völker nicht in ruhigen Zeiten auf ihre Pflichten vorbereiten. Daher ist es begreiflich, daß infolge der maßlosen Hetze der Panslawisten sich die deutsch-russischen Beziehungen immer mehr verschlechterten.

Gegenüber der Abkühlung zwischen Rußland und Deutschland wurde für Bismarck das Verhältnis zu England wichtiger als bisher. Unter seiner Vermittlung wurde daher im März 1888 zwischen England, Italien und Österreich eine Vereinbarung getroffen (die Entente à trois), an der sich Bismarck jedoch aus Rücksicht auf Rußland nicht beteiligte. In einem Brief an Salisbury — der kein Bündnisangebot enthielt — setzte er ihm die Gründe auseinander. Im Januar 1889 machte er England ein Bündnisangebot, das die englischen Minister ablehnten — bis jetzt war dieser Brief Bismarcks auffälligerweise völlig unbekannt geblieben!

Durch die Bündnisse hat Bismarck Europa den Frieden erhalten. Gerade die Akten zeigen, was gar nicht genug betont werden kann, daß er nur ein Ziel hatte: die Erhaltung des Friedens, und daß seine Politik „ein Krieg gegen den Krieg" war. In der dritten Auflage meiner „Weltgeschichte der neuesten Zeit (1870—1920)", Verlag Gesenius-Halle, habe ich die deutsche Politik ausführlicher dargestellt. Prof. Fritz Ehringhaus-Cassel



Kirche und Volkstum bei den Siebenbürger Sachsen

Daß deutsches Wesen und evangelisches Christentum gern einen Bund miteinander eingehen, daß dies Bündnis bei den Siebenbürger Sachsen besonders innig ist — wer wüßte es nicht? Während wir uns die Köpfe zerbrechen, wie die evangelischen Kirchen der einzelnen deutschen Länder zu „Volkskirchen" entwickelt werden können, besteht hier im fernen Südosten Europas längst eine deutsche evangelische Kirche, die eine wirkliche Volkskirche ist. In welchem Sinne aber sie „Volkskirche" ist, wie im Lauf einer siebenhundertjährigen Geschichte sich in ihr die Vermählung von Volkstum und Religion vollzogen hat, das übersehen wir völlig doch erst, seit der jetzige sächsische Bischof Friedrich Teutsch am Abend eines an Arbeit in Kirche und Wissenschaft reichen Lebens seinem Volke eine große Darstellung seiner Kirchengeschichte geschenkt hat (Geschichte der evangelischen Kirche in Siebenbürgen. 2 Bände, Hermannstadt, 1921 und 1922, Verlag W. Krafft).

1.

Als die Väter der Siebenbürger Sachsen um die Mitte des 12. Jahrhunderts aus Deutschland auswanderten, standen sie in keinem andern Verhältnis zur Kirche als alle Katholiken des Mittelalters. Indem sie aber auswanderten, trat eine neue Entwicklung ein, die auch kirchlich bedeutsame Folgen hatte. Prinzipiell blieb alles beim Alten, praktisch ergab sich aber aus den besonderen Verhältnissen der Auswanderer eine besondere Form des Daseins. Da sie in geschlossener Gruppe auswanderten, brachten sie nicht nur in weltlichen, sondern auch in kirchlichen Dingen ihr eigenes Kolonistenrecht mit. Sie fügten sich zwar auch in dem neuen Lande ohne weiteres in die Organisation der weltumspannenden katholischen Kirche, aber sie taten es doch nur auf Grund ihres Kolonistenrechtes; kraft desselben bildeten sie eigene Landdekanate, deren Leitung in der Hand je eines Dekans lag, der zugleich Vorsitzender des „Kapitels", d. h. der Gesamtheit der Geistlichen seines Dekanats war. Ein Teil dieser Kirchenbezirke, die Kapitel von Hermannstadt und Kronstadt, ist von vornherein „exemt", d. h. frei von der Gewalt des siebenbürgischen Bischofs und nur dem Erzbischof (von Gran) unterstellt. Die Gemeinden dieser Kapitel haben die freie Pfarrerwahl, vermöge deren sie auch in Ungarn immer nur deutsche

Pfarrer wählen, und sie führen den — sehr reichlichen — Zehnten nicht an einen Bischof, sondern an den eigenen Pfarrer ab, dem sie dadurch ein wohlhabendes Leben ermöglichen. Die übrigen Kapitel, die dem Bischof von Siebenbürgen unterstehen, gewinnen im Lauf der Jahre fast dieselben Rechte wie die exemten Kapitel, nur daß sie die Aufsicht ihres Bischofs nicht abschütteln können.

Jedes Kapitel, von einem Dechanten geleitet, steht selbständig neben dem andern. Aber in der schweren Not der Zeit, als Bedrängnisse durch die Türken sich häufen und Abgaben über Abgaben den Kapiteln aufgebürdet werden, erweist es sich als zweckmäßig, daß die Kapitel miteinander Fühlung nehmen; sie halten gemeinsame Beratungen ab, und an der Spitze dieser „geistlichen Universität", dem kirchlichen Gegenstück zu der bekannteren „Nationsuniversität", steht der Generaldechant. Ist es auch nur eine Art Abgabenverband, so ist damit doch tatsächlich eine Einheit erreicht. Mitten in der internationalen katholischen Kirche bilden die verschiedenen deutschen Kapitel Siebenbürgens einen eigenen Zweckverband. Der Grund für die Sonderstellung dieses Kirchenbezirkes ist zwar nur ihr Kolonistenrecht, nicht ihre deutsche Nationalität. Aber tatsächlich behauptet sich die deutsche Nationalität im Schutz dieses Kolonistenrechtes. Und so beginnt trotz der prinzipiellen Internationalität schon während der katholischen Zeit die Verbindung von Kirche und Volkstum bei den Sachsen.

2.

Diese Entwicklung erfuhr eine gewaltige Förderung durch die Reformation. Als die Sachsen sich in ihrer Gesamtheit als geschlossene Nation (nach dem Satz cujus regio, ejus religio) dem lutherischen Bekenntnis zuwandten, wurden sie von selbst der bischöflichen und erzbischöflichen Aufsicht ledig und mußten ihre „Kapitel" neu zu einer selbständigen Kirche organisieren. Die Einheit wurde repräsentiert durch den Superintendenten, der gern auch Bischof genannt wird, und die „Synode", das ist die bisherige „geistliche Universität" („Synode" bedeutet also hier etwas ganz anderes als im üblichen Sprachgebrauch, es sitzen nur Pfarrer darin). In Fragen, die ins weltliche Gebiet übergreifen, hat auch die Nationsuniversität mitzureden. So wurde aus den deutschen Bezirken der katholischen Kirche in Siebenbürgen eine deutsch-evangelische Kirche. Die Union zwischen Volkstum und Kirche war vollzogen.

Der Reinhaltung des deutschen Volkstums in dieser Kirche kam ein weiterer Umstand zugute: es fügte sich so, daß die verschiedenen Nationen Siebenbürgens auch kirchlich verschiedene Wege gingen. Nicht nur von den Angehörigen der katholischen Kirche in Siebenbürgen trennte die Sachsen Nationalität und Glaube als eine doppelte Schutzmauer, sondern ebenso auch von den Nichtkatholiken. Die Madjaren, die aus der katholischen Kirche ausschieden, schlossen sich dem kalvinischen (reformierten) Bekenntnis an, eine kleinere Gruppe auch dem Unitarismus; so blieben die Sachsen allein in der evangelischen Kirche — ein glücklicher Umstand, der sie vor der Gefahr bewahrte, von den Madjaren aufgesogen zu werden. Die Walachen (Rumänen), die übrigens damals nur als Geduldete, nicht Gleichberechtigte im Lande lebten, gehörten von jeher der griechisch-orientalischen Kirche an. Kirche und Volkstum decken sich also in Siebenbürgen nicht nur bei den Sachsen, auch bei den Rumänen fallen sie damals zusammen, und bei den Madjaren sind sie wenigstens soweit verbunden, daß drei Konfessionen (Katholizismus, Kalvinismus, Unitarismus) nur madjarische Bekenner haben. Damit ist die sächsische Kirche Volkskirche geworden, aber doch etwas ganz anderes als was wir meinen, wenn wir für unsere Verhältnisse an eine Volkskirche denken. Das physische Zusammenfallen von Volk und Kirche, die Identität der Angehörigen von Volk und Kirche wird besser durch den Ausdruck Nationalkirche bezeichnet.

So ist die Situation in der Zeit des Großfürstentums Siebenbürgen unter der Oberhoheit der mohammedanischen Türken.

Im Staatsleben vertritt die Nationsuniversität das sächsische Volk, das als eine der drei berechtigten Nationen des Landes neben dem madjarischen Adel und den Szeklern an der Regierung des Großfürstentums teilnimmt. Ihre inneren Angelegenheiten aber regelt die Kirche

in voller Autonomie. Zu ihren inneren Angelegenheiten gehört auch die Schule. Schon in der katholischen Zeit hat, wie sie es überall in Europa tat, die Kirche auch bei den Sachsen Schulen ins Leben gerufen; beim Übergang zum Luthertum blieb die Schule nach wie vor Angelegenheit der Kirche. Die sächsische Kirche wurde damit die Pflegerin der deutschen Bildung.

Während nun aber in Deutschland, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, die Schule sich mehr und mehr emanzipiert, die evangelische Kirche sich mehr und mehr auf innere und innerliche Aufgaben zurückzieht, tritt in Siebenbürgen die entgegengesetzte Entwicklung ein: die sächsische Kirche dehnt ihr Arbeitsfeld mehr und mehr aus.

Es hängt das wieder mit der Entwicklung der politischen und nationalen Verhältnisse zusammen.

Die Lage der evangelischen Kirche in Siebenbürgen war ja von vornherein ganz anders als die der verschiedenen evangelischen Kirchen in Deutschland. Ihr fehlte ja von vornherein jede Verbindung mit dem ungarischen oder siebenbürgischen Staat, jede Verbindung mit dem Landesherren. Zwar waren die evangelischen Kirchen hier wie dort deutsch, aber das Organisationsprinzip war ein ganz anderes. In Deutschland werden überall die Angehörigen eines Territorialstaates zu einer evangelischen Kirche zusammengefaßt, die Staatszugehörigkeit ist das Entscheidende. Die Kirchenglieder sind zwar tatsächlich alle auch Deutsche, aber daß sie es sind, ist Nebensache, vom Standpunkt des Organisationsprinzips aus bloßer Zufall. In Siebenbürgen dagegen ist es anders. Zwar gehören auch hier der evangelischen Kirche nur siebenbürgische Untertanen, also Glieder desselben Staates, an, aber für die Kirchenbildung selbst kommt als konstitutiver Faktor nicht die Staats-, sondern die Volkszugehörigkeit in Betracht.

Völlig isoliert steht die sächsische Kirche im Großfürstentum Siebenbürgen gleichwohl nicht da. Wie die evangelischen Kirchen in Deutschland ihren Territorialstaat, so hat sie ihr Volk hinter sich, das innerhalb des Staates als eigene Nation, als dritter Landstand anerkannt ist und an der Regierung teilnimmt. Kirche und „politische Nation" sind also jede für sich organisiert, und die politische Nation, gipfelnd in der Nationsuniversität, vertritt die weltlichen Interessen der Sachsen.

3.

Diese Ordnung bleibt auch so, als Siebenbürgen (um 1700) unter habsburgische Herrschaft tritt. Zwar, das Streben, das ganze Habsburgerreich einheitlich zu gestalten (unter Maria Theresia mehr vom kirchlich-katholischen, unter Josef II. vom absolutistischen Standpunkt beherrscht) führt zu mancherlei Konflikten und Verlusten im einzelnen, aber die Duplizität der „Gewalten", das Nebeneinander von Kirche und Landstand wird nicht angetastet. Das wird erst anders, als nach der Einführung des Dualismus in Österreich-Ungarn (1867) das Großfürstentum Siebenbürgen als eigene Größe zu existieren aufhört und mit dem Königreich Ungarn verschmolzen wird. Nun brechen die Madjaren als das herrschende Staatsvolk radikal mit altererbten Rechten und Gewohnheiten: sie zerschlagen den Sachsenboden und teilen ihn an die Komitate auf, sie heben die sächsische Nationsuniversität, die Organisation der Sachsen als Landstand, auf; die Sachsen haben als politische Nation aufgehört zu existieren. Von den beiden Säulen, auf denen ihr Dasein beruht, ist die eine zertrümmert.

Was nun?

Es liegt auf der Hand, daß die übrigbleibende Säule im selben Augenblick an Bedeutung wuchs. Die Kirche trat in die Lücke, welche die Aufhebung der Nationsuniversität riß, ein und dehnte gerade in den letzten beiden Menschenaltern, d. h. von der Einverleibung Siebenbürgens an bis zum Zusammenbruch Ungarns (1867—1918), ihr Arbeitsfeld bedeutend aus.

Sie war dazu in den Stand gesetzt durch zwei Ereignisse, die kurz zuvor eingetreten waren. Unmittelbar vor der Katastrophe und schon im Vorgefühl der drohenden Gefahr hatte die Kirche sich (1860/61) eine neue Verfassung gegeben; die alte „Synode", in der wie in den andern lutherischen Kirchen die Theologen das Heft ausschließlich in Händen hatten, wurde beiseite ge-

schoben und die Verfassung in Anlehnung an die rheinisch-westfälische Kirchenordnung auf Grund des Gemeindeprinzips aufgebaut; der Einfluß der Laien in der Kirche wuchs. Das andere glückliche Ereignis bestand darin, daß die Nationsuniversität der Kirche eine sehr bedeutende Dotation für Schulzwecke machte. Ohne diese lebendige Mitarbeit der Laien und die Vermehrung ihrer finanziellen Mittel wäre die Kirche den vermehrten Aufgaben, die jetzt an sie herantraten, kaum gewachsen gewesen.

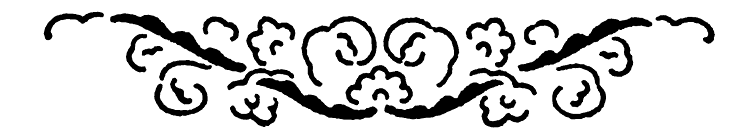
Die Kirche war auch nicht die alleinige Erbin der Nationsuniversität. Aber die politisch-parlamentarischen Organisationen, die sich bildeten, waren doch nur freie Neubildungen, die Kirche war die einzige im Gesetz anerkannte Vertretung der Sachsen. Ihr fiel darum auch im Kampf gegen die ungarische Regierung, welche die Deutschen zu madjarisieren suchte und darum vor allem ihre Schulen angriff, die führende Rolle zu. Sie wurde damit die berufene Verteidigerin der deutschen Schule, Sprache und Kultur, kurz: des sächsischen Volkstums. Die Verschmelzung von Kirche und Volkstum ist damit vollendet.

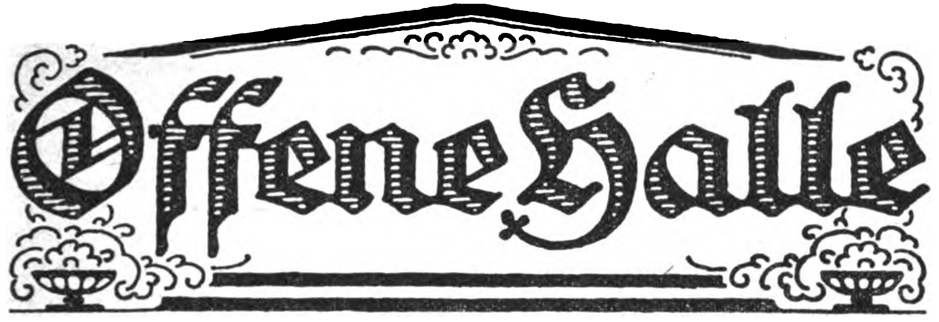
Auch in friedlichen Zeiten bleibt die Aufgabe der Kirche dieselbe und sie hat sich auf dieselbe Arbeit einzustellen. Denn jeder Verlust des Volkes ist auch ein Verlust für die Kirche. Die Kirche der Sachsen wird deutsch sein oder sie wird nicht sein. Darum ist es ihre legitime Aufgabe, mit allen Mitteln die deutsche Kultur zu fördern. Aber auch der Pflicht, an der wirtschaftlichen Wohlfahrt ihrer Kirchenglieder mitzuarbeiten kann sie sich nicht entziehen; denn wird der sächsische Bauer durch einen Rumänen verdrängt, so hat auch die Kirche den Schaden davon. Darum arbeiten viele sächsische Pfarrer in Raiffeisenvereinen, Molkereigenossenschaften und andern wirtschaftlichen Veranstaltungen, deren Zweck die Stärkung des sächsischen Elements gegenüber dem rumänischen und madjarischen ist, und zwar von Rechts wegen. Es bedeutet das ein Hinausgreifen weit über die Sphäre dessen, was wir unter kirchlicher Arbeit verstehen. Aber indem die Kirche sich tief in „weltliche" Arbeit einläßt, trägt sie damit den religiösen Gedanken in die weltliche Arbeit hinein: alle Arbeit zu treiben als Gottesdienst. Damit schützt sie sich selbst vor Verweltlichung und adelt zugleich die „weltliche" Arbeit. Die Durchdringung von Welt und Kirche vollendet sich.

Das Grundlegende also im Verhältnis von Kirche und Volkstum ist nicht bloß die physische Identität der Kirchen- und Volksangehörigen, es ist vielmehr der Wille der Kirche, alles, was das sächsische Volk fördern kann, als ihre Aufgabe zu betrachten. Das Volk als solches, die Nation ist der Gegenstand ihrer Arbeit. Denn ohne den Bestand des Volkes kann sie ihre Mission nicht erfüllen. Diese Mission ist aber: deutsch-evangelisches Volkstum unter fremden Völkern und fremden Religionen zu pflegen.

In diesem Sinne also ist die sächsische Kirche eine Nationalkirche. Sie ist als solche nicht ein verwittertes Erbstück aus uralten Zeiten, sie ist es vielmehr gerade auch in jüngster Zeit immer vollkommener geworden.

Daß eine solche Nationalkirche, die für ihre Nation arbeitet, nun auch selbst wieder die freudige Teilnahme und Mitarbeit ihrer Nation hat, daß diese Kirche eine Herzensangelegenheit der Nation, daß sie volkstümlich ist, versteht sich von selbst. Und so ist denn die sächsische Kirche tatsächlich beides: sie ist Nationalkirche, und sie ist Volkskirche (in dem bei uns üblichen Sinn). Aber die Nationalkirche ist das Fundament der Volkskirche. Dr. Gottfried Fittbogen





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Auswanderungsfrage

(Zum Aufsatz „Auswandern" im Türmer, Januarheft 1923)

Sollte es nicht möglich sein, daß Deutsche auswandern, um in der Fremde dem Vaterland zu dienen?

Ich habe einen Freund, der an einer deutschen Realschule in Holland Oberlehrer ist und von dem ich weiß, daß er dem deutschen Staat alle Ehre macht und daß er durch seine Tüchtigkeit den Holländern den Deutschen von einer ganz anderen Seite zeigt, als er von den Ententezeitungen geschildert wurde und geschildert wird. Ich erinnere an die deutschen Buchausstellungen in Italien und anderen Ländern, die gute Erfolge gezeitigt haben; und ich weise auch noch auf die Türmer-Notiz „Elsaß-Hilfe" hin.

Sollte es nicht möglich sein, daß Deutsche auswandern, aus Kraftgefühl und Willen, denen da draußen einmal vorzuarbeiten? Müssen denn alle Auswanderer aus Unfähigkeit und Verzagtheit der Gesinnung heraus auswandern?

Ist es denn tatsächlich wahr, daß diejenigen Deutschen, die es in der Fremde zu etwas bringen, ihr Deutschtum preisgeben müssen?

Ich kenne es anders. Amerika ist nicht die Welt.

Kurzum: diejenigen, die schon in Deutschland nichts Ordentliches leisten können, werden es schon aus diesem Grunde zu nichts bringen und tun daher gut, im Lande zu bleiben. Aber diejenigen, die etwas Tüchtiges leisten, sollen ganz ruhig auswandern, sei es nach Osten oder Westen oder sonst wohin. Sie werden den deutschen Namen hochhalten und trotz aller Tünche, die sie vielleicht äußerlich überzieht, im Herzen deutsch bleiben. Schwierigkeiten gibt es in und außer Deutschland. Sie sind zu überwinden und sie werden überwunden. L. K.

Antwort:

Es ist ein grundlegender Unterschied, ob man auswandert oder ob man in die Welt zieht, um mit deutscher Tüchtigkeit und deutschem Gemüt dem Vaterland zu dienen. Diejenigen, die in solchem Geiste ausziehen, werden von meinen Ausführungen überhaupt nicht berührt. Wie könnte es einem in den Sinn kommen, sämtliche Deutschen in die Grenzen des deutschen Landes einsperren zu wollen? Ganz im Gegenteil! Die Deutschen haben sich immer noch lange nicht genug den Weltwind um die Nase wehen lassen, weshalb sie dem Auslandsdeutschen als Nation schier hoffnungslos weltunkundig erscheinen.

Aber das hat nichts mit „Auswandern" zu tun. Das Indieweltgehen ist gerade das, was z. B. die Angelsachsen stets getan haben mit dem großartigen Erfolg, den wir ja alle kennen.

Wahrlich, wer während des Weltkriegs die inneren Tragödien im Ausland mit erlebt hat, da wo das deutsche Herz noch gar zu lebendig schlug und doch nicht schlagen durfte — der weiß, was Auswandern bedeutet!

Wann, wo und wie weit es jetzt und in Zukunft für den Deutschen möglich ist, in die Welt zu gehen, um dem Vaterland zu dienen, indem er deutsch bleibt und Tüchtiges leistet, das ist eine besondere und schwierige Frage. Wir wollen hoffen, daß die Lage dafür bald besser — daß sie noch einmal gut wird für Deutsche. Selbstverständlich muß dafür gewirkt und gestrebt werden; und jeder tapfere Schritt, jeder Erfolg bewußter deutscher Tatkraft wird vorwärts helfen. Fürs erste wird es sich um wenige günstigere Gebiete und Wirkungskreise handeln. Damit die Wagenden das Heimkommen nicht vergessen und beim Heimkommen nicht auch noch bitter enttäuscht werden, sollte heute endlich eine breite, kraftvolle Aufklärung im ganzen Volk einsetzen, die den Wert der Auslandstätigkeit und -erfahrungen für das deutsche Gesamtwohl ins rechte Licht setzt.

Übrigens ist es nicht der richtige Standpunkt, mit dem Begriff in die Fremde zu gehen, daß man „denen da draußen einmal etwas vorarbeiten" will. Diese geistige Haltung wirkt auf „die da draußen" anmaßend und abstoßend. „Wozu will denn der Deutsche uns immer beweisen, was er alles kann, wieviel besser er alles versteht, wie dumm oder ‚zurück' wir sind?" Ja, wahrhaftig, wozu hatten und haben wir es nötig, den andern etwas vorzumachen? Was haben wir uns um ihre Angelegenheiten zu kümmern? Das ist es eben! Es wäre besser, wir würden wie der Angelsachse unser Ding ruhig und selbstverständlich um seiner selbst willen tun und uns nicht weiter um den andern kümmern. Der Deutsche hat einen fatalen Hang, den andern über etwas zu belehren, ihm etwas zu beweisen, auf den andern einzudringen, statt ihn in Ruhe seiner Art zu überlassen, die ebensogut ihre großen Stärken hat.

Und noch ein Wort. „Amerika ist nicht die Welt"? Es wurde auch nicht einzig von Nordamerika gesprochen; allerdings hauptsächlich. Und ein hauptsächliches Ding ist heute dieses Nordamerika nun einmal geworden. Es fehlt gar nicht so sehr viel daran, daß Amerika in der Tat die Welt bedeutet. Doch das begreift wohl auch nur, wer dieses Land wirklich kennt, und würde in der Erörterung zu weit führen. Toni Harten-Hoencke

Nachwort des Türmers. Noch von andrer Seite wird uns dazu geschrieben. Es heißt da: „... Doch es gibt noch eine andre Art von Auswandrern. Es sind dies zielbewußte Leute, unbeugsame Charaktere, welche zäh an ihrem Deutschtum festhalten und dasselbe bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen gewillt sind; es sind Leute, die nicht zersplittert und vereinzelt in die Ferne ziehen, nicht in haltloser Verzweiflung der Heimat den Rücken zuwenden, nein, sie nehmen ihr Deutschtum mit in die Ferne und werden es dort in gemeinsamer harter Arbeit wieder aufrichten. Das ist der Menschenschlag, der furchtlos und treu mitgeholfen hat, den deutschen Gedanken in der Welt zu stärken, der in Zukunft am Wiederaufbau deutschen Ansehens in der Welt vielleicht ebenso erfolgreich wird arbeiten können, wie seine Brüder daheim. Gehören die, welche man heutzutage unter dem Sammelnamen „Auslandsdeutsche" zusammenfaßt, zu Deutschlands schlechtesten Söhnen? Wahrlich nicht!"... Ich glaube, wir verstehen uns. Und wir wollen nur noch auf eine Gefahr aufmerksam machen: auf die übermäßige Auswanderung weiblicher Jugend besonders nach Holland. In der Pressekorrespondenz des Deutschen Ausland-Instituts (Stuttgart) schreibt Pfarrer Grisebach: „Während in der ersten Zeit nach dem Kriege die weibliche Bevölkerung Deutschlands tatsächlich vorhandene Lücken in dem benachbarten Auslande auszufüllen geeignet war, hat sich seitdem die Lage auf dem weiblichen Arbeitsmarkt, besonders in Holland und in der Schweiz, bedenklich verändert. Diese Tatsache verdient allgemeine Beachtung, besonders seitens der deutschen Frauenwelt, droht sie doch bereits zu einer gewaltigen Gefahr für die deutsche weibliche Jugend zu werden. Der Verein der Freundinnen junger Mädchen und die Evangelisch-Deutsche Bahnhofsmission machen daher mit Recht darauf aufmerksam, daß die Zahl der nach Holland flutenden Mädchen mit jedem Tage größer werde, ohne Rücksicht auf den täglich schlechter werdenden Arbeitsmarkt. Während im Januar 1921 die Zahl der deutschen Mädchen in Holland bereits auf 60000 geschätzt wurde, von denen allein 600 in Utrecht sich befinden, soll die Zahl im September 1922 schon auf 90000 gestiegen sein..."

So fallen viele dieser Mädchen, erwerbslos geworden, der Not und der Schande anheim. Und in Deutschland ist Dienstmädchen-Not, weil alles in die Fabriken läuft! D. T.

Die Geldfrage

(Ein Beitrag zur Würdigung der Freiland-Freigeldlehre.)

Die beiden folgenden Zuschriften warten schon seit Herbst auf Veröffentlichung. Wir gehen nur ausnahmsweise auf diese schwierige Frage ein. Wer sich genauer damit beschäftigen will, wende sich an die Zeitschrift „Die Freiwirtschaft durch Freiland und Freigeld" (Erfurt, Rudolfstr. 55) oder andrerseits an Herrn Landgerichtsrat Fr. Saar (Ansbach, Maximilianstr. 21). D. T.

I. Das Geld und seine Deckung

Mir liegt die Julinummer (Nr. 10) des Türmers vor, in welcher Herr Landgerichtsrat Fr. Saar behauptet, daß nur Metallgeld nach Gewicht wirkliches, wahres Geld sein kann, das Gesellsche Frei- oder Schwundgeld sei wieder nur ein staatliches Geld, das seine Geltung im Verkehr nicht aus sich selbst, sondern aus einem Befehl, aus dem Zwange der Staatsgewalt herleitet. Er verweist auf den üblen Ruf, den sich der Staat in der Geschichte des Geldes zugezogen hat, der oft aus einem Hüter des Geldes dessen Verderber geworden ist.

Warum mußte aber die staatliche Verwaltung des Geldes versagen? Nicht die bureaukratischen zentralisierenden Zwangsmaßregeln des Staates in der Geldverwaltung sind schuld, daß das Geld die Preise durcheinandergeworfen und die Wirtschaft zerrüttet hat, sondern die falsche Deckung des Geldes ist immer noch die Ursache gewesen, daß das Geld als Tauschmittel versagt hat. Bis jetzt wurde noch immer das Geld als Wertmesser, Wertspeicher angesehen, man verlangte aus diesem Grunde, daß die ausgegebenen Banknoten durch Geld gedeckt sein müssen, was deshalb ein Grundirrtum ist, weil nicht die „Werte", sondern die Warenpreise im volkswirtschaftlichen Getriebe eine Bedeutung haben. Um die Veränderung der Warenpreise tobt heute der harte Kampf ums Dasein, also nicht Wert-, sondern Preismesser müßte das Geld sein. Nun reichten bei aufblühender Wirtschaft noch nie die in beschränkter Anzahl vorhandenen, durch Gold gedeckten Banknoten aus, auch der Wechsel- und der bargeldlose Zahlungsverkehr konnten nur bis zu einem bestimmten Grade die Geldknappheit lindern, und so drosselte eine Erhöhung des Wechseldiskonts noch immer das Wirtschaftsleben und führte Krisen herbei. Die Warenerzeugung in einem Goldwährungslande mußte durch Steigerung des Zinsfußes immer eingeschränkt werden, wenn gegenüber der Geldmenge zu viel produziert wurde, anstatt, daß umgekehrt die Geldmenge sich dem Warenangebot angepaßt hätte.

Was fordert nun Silvio Gesell vom Geld? Die Menge und die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes sollen durch ein Währungsamt so geregelt werden, daß die Preisstandzahl (Inderziffer) in jedem Monat unverändert bleibt, die umlaufenden Banknoten sollen durch die auszutauschenden Waren gedeckt sein. Wichtig also ist neben der Geldmenge auch die Regelung der Umlaufsgeschwindigkeit, denn auch diese übt einen Einfluß auf den Preis aus, die Preisvergleichung erfordert daher ein dynamisches Maß; ein statistisches Maß wie Metallgeld nach Gewicht kann der Eigenschaft des Geldes als Preismesser nicht Genüge leisten. Um dem Geld eine gleichmäßige Umlaufsgeschwindigkeit zu erteilen, muß dem Verkehrsmittel Geld ein Motor eingebaut werden, so daß es auch ohne Zins umläuft, die geringfügige Geldsteuer von einer Promille in einer Woche dürfte hinreichen, daß das gesamte Geld eines Landes flüssig bleibt. Regelt nun der gesetzmäßige Schwund des Geldes, mit dem nun jeder Schaffende, jeder Kaufmann rechnen kann, die Umlaufsgeschwindigkeit, indem die Kraft des Eigennutzes die gesamte Geldmenge eines Landes in Bewegung setzt, ist es künftig unmöglich, daß das Geld zu spekulativen Zwecken gehamstert oder willkürlich auf den Markt geworfen werden kann, um entweder die Preise zu drücken oder hinaufzutreiben — dann ist die Aufgabe des Währungsamtes, den Einzug oder die Ausgabe von Banknoten so zu regeln, daß die Inderziffer auf gleicher Höhe bleibt, eine rein bureaukratische Maßnahme, zu der kein Unternehmergeist oder ein Erfindergenie gehört.

Weil also die Warendeckung des Geldes nicht zur Grundlage der staatlichen Geldverwaltung genommen wurde, mußte bis jetzt noch jede, also auch die Goldwährung, versagen. So mußte der Papiergeldschwindel eines John Law mit der Deckung durch Aktien zusammenbrechen, so mußten die Assignaten in der ersten französischen Revolution wertlos werden, weil Grund und Boden der eingezogenen Kirchengüter keine richtige Deckung des Geldes vorstellen, so ist auch die jetzige Papiergeldwirtschaft Deutschlands und Österreichs falsch begründet, da Wechsel und Staatsschuldscheine erst recht keine Deckung des Geldes sein können. Aber auch das, was der so unermüdliche Kämpfer gegen den Welttyrannen Zins, Ing. Gottfried Feder von München, vorschlägt, daß der Staat auf Grund von gebauten Eisenbahnen und anderen Anlagen Banknoten ausgeben kann, ist irrig, denn Investitionen, Anlagen üben keinen Einfluß auf die Preisgestaltung der Marktwaren aus.

Wenn man aber trotzdem die einzig richtig begründete Gesellsche Festwährung ablehnt, etwa aus dem Grunde, weil man an die Schwierigkeiten der praktischen Durchführung denkt und deshalb noch immer eine andere Lösung der Valutafrage sich vorstellt, so entsteht die Frage, wie das geknechtete und von der ganzen Welt ausgebeutete Deutschland es anstellen wird, um wieder zur „guten“ Vorkriegswährung, zur Goldwährung zurückzukehren. Da in Deutschland keine Goldadern entdeckt werden können, wie wird sich Deutschland ohne drückende Zinslasten das so notwendige Gold verschaffen? Und wenn wirklich der amerikanische Onkel sich herbeilassen sollte, was aber sehr unwahrscheinlich ist, seine Goldschätze herüberzuschicken, wird dieses Gold nicht wieder bei der geringsten politischen Gewitterschwüle sich verkriechen oder Reißaus ins neutrale Ausland nehmen, wie wir es schon in den Augusttagen von 1914 erlebt haben? Und bedeutet die Rückkehr zur Goldwährung nicht Deflation, Stillegung der Banknotenpresse, erhöhter Druck der Zins- und Steuerpresse, um den Einzug der Banknoten zu ermöglichen? Sollten in Deutschland wirklich nicht die verheerenden Folgen des Preisabbaus, wie wir sie jetzt in der Tschechoslowakei erleben, bekannt sein? Weiß Deutschland nichts von den Millionenheeren von Arbeitslosen in Amerika und England, wo man ebenso das Experiment des Preisabbaus durchmacht? Nach den Schrecken des Weltkrieges, nach dem Zusammenbruche des Bismarckreiches, nach den blutigen Bürgerkriegen, die nur das Gold und die Banknotenpresse verschuldet haben, zur Knechtung Deutschlands durch sadistische Feinde noch der Wunsch nach einem Preisabbau — seine Durchführung wäre der Tod und der Untergang Deutschlands! Weiß Deutschland wirklich nicht, daß Freigeld, die geniale Erfindung eines großen Deutschen, die unblutige, aber wirksame Waffe ist, die Ketten von Versailles zu sprengen, daß Freiland auch für uns Auslanddeutsche die Befreiung aus einem Kerker bedeutet? Man prüfe gewissenhaft die Freiwirtschaftslehre Silvio Gesells und denke nach, wie alle Schwierigkeiten der praktischen Durchführung behoben werden könnten.

Sternberg, Mähren (Tschechoslowakei). **Prof. Leop. Quitt**

II. Antwort

Zur Beurteilung der Ausführungen des Herrn Prof. Quitt halte ich es für zweckmäßig, dem Leser einen Weg anzudeuten, der es ihm ermöglichen soll, die Sache in dem Widerstreit der Meinungen *selbständig nachzuprüfen*. Wer in das Problem des Geldes eindringen und sich von Grund aus Klarheit verschaffen will, der fange einmal an, darüber ganz von vornean nachzudenken, d. h. er wende vor allem seinen Blick ab von all dem geschichtlichen Unrat, der auf dem Geldwesen unserer Zeit lagert und die reine Natur des Geldes nicht erkennen läßt, er mache sich los von allem Überlieferten, das das freie unmittelbare Denken belastet und hemmt, er gehe vielmehr in Gedanken von den einfachsten Formen des Wirtschaftslebens aus und stelle sich vor, wie bei völlig frei, ohne Einwirkung eines Zwanges miteinander wirtschaftlich verkehrenden Personen und Gruppen das Geldwesen sich gestalten würde. Erst dann erwäge er die Möglichkeiten und Wirkungen des Eingreifens einer Zwangsgewalt in die Gestaltung des Geldes.

Es ist mir hier unmöglich, mit dem Leser diesen Denkprozeß bis in die Einzelheiten durchzumachen. Wer aber die Mühe einer Überlegung nicht scheut, wird zu der Erkenntnis kommen, daß zu einem klar gefaßten Begriff des Geldes nicht schon gehört, daß das Geldzeichen unter gewissen außer ihm liegenden Bedingungen und Voraussetzungen die Funktion des Geldes erfüllt, d. h. als endgültiges Ausgleichungsmittel von Leistungen und Gegenleistungen im Verkehr dient, sondern daß wirkliches Geld in seiner eigenen Natur Eigenschaften haben muß, durch die es diese Funktion immer und unter allen Umständen erfüllt. Er wird sich überzeugen, daß wirkliches Geld absolut sein muß, d. h. unabhängig losgelöst in seiner Geltung von dem Belieben einer außerhalb ihm stehenden Macht. Er wird dann weiter erkennen, daß für den entwickelten Verkehr unserer Zeit von Natur aus nur den edlen Metallen, in beschränkterem Maße auch dem Nickel und Kupfer, eine solche Eigenschaft zukommt. Eben wegen dieser natürlichen Begabung ist bei ihnen die Frage der Deckung, die bei den Papiergeldzeichen eine Hauptrolle spielt, völlig gegenstandslos und ohne jede Bedeutung. Wirkliches Geld (für den Verkehr nach Gewichtsmengen gestempelt) hat seine Deckung in sich selbst. Es ist auch nicht mehr angängig, von „Währung" in dem Sinne zu sprechen, daß nur als Geld gelten dürfte, was vom Staat dazu bestimmt wird. Wirkliches Geld dauert und bürgt aus sich selbst; es bedarf keiner staatlichen Stütze. Die verschiedenen Metalle mögen parallel nebeneinander umlaufen; ob das eine oder andere bevorzugt wird und den Vorrang erhält, regelt sich aus der Entwickelung und den Bedürfnissen der Wirtschaft. Folgerichtig dürfen daneben nur vollgedeckte Depotscheine in Umlauf kommen; unvollkommen gedecktes Zettelgeld mit Privilegierung einer Zentralbank wird verworfen.

Besonders heftig wendet sich die Freigeldlehre gegen die Eigenschaft des Metallgeldes als „Wertspeichers" und leitet daraus dessen Untauglichkeit her, als Tauschmittel zu dienen. Gegenüber dieser Verfemung erhebt sich bei den trüben Erfahrungen, die wir in den letzten Jahren erlebt haben, die ernste Frage, ob es nicht doch besser gewesen wäre, der Sparstrumpf (mehr bildlich als buchstäblich zu verstehen) wäre als „Wertspeicher" nicht so sehr vernachlässigt worden und in Vergessenheit geraten. Wer weiß, ob nicht dem Sparstrumpf wieder eine große Zukunftsbedeutung zukommt? Er könnte ein wirtschaftliches Losungswort des laufenden Jahrhunderts werden nicht nur für den sorgsamen Einzelnen, sondern auch für einen auf solide Finanzen bedachten Staat. Auf die mannigfachen sich hier anmeldenden Teilprobleme kann jedoch nicht näher eingegangen werden, besonders ob verallgemeinerter, weitverzweigter Besitz an Edelmetall oder dessen Bankzentralisation für das Wohl des Volksganzen vorzuziehen ist.

Hauptsächlich wird aber für den Leser, mehr als alle Theorie, die praktische Frage von Belang sein, ob und wie es denn überhaupt möglich ist, Edelmetall wieder in den Verkehr einzuführen. Hierzu sei nur soviel angedeutet, daß das aus der Privatinitiative geschaffene Metallgeld nach Gewicht die Volkswirtschaft aus dem Zettelelend herausführen kann und wird. Anschauliche Ausführungen hierüber gibt eine Skizze von Leo Littmann: „Des deutschen Volkes Geld", die ich jedem Leser, der sich weiter mit dem Problem befassen will, zu übersenden erbötig bin.

Ansbach (Bayern), Maximilianstr. 21. Landgerichtsrat Fr. Saar





Arno Holz

Er haust immer noch in seiner Berliner Dachkammer, fünf Treppen hoch, weit oben im bayerischen Viertel. Ein Zimmer, das gleichsam die Maßverteilung seines eigenen Körpers nachahmt: mit dem riesigen Schreibtisch, gegen den alle andere Gerätschaft klein und nebensächlich wirkt. Denn auch auf seinem zarten, schlanken und sehr beweglichen Körper sitzt ein Kopf, der auf den ersten Blick keinen Zweifel darüber läßt, daß er die Hauptsache dieses Menschen und dieses Lebens ist. Das lange, bartlose, gutgeformte, nun auch von zahllosen Bitterkeiten schon leise angewelkte Gesicht des Sechzigjährigen (geb. 26. April 1863), der über unsterblich jungen und lebhaften dunkeln Augen unter einer prachtvollen Stirn die üppige, silbergraue Mähne trägt.

Weit unten liegt Berlin, liegt im düstergrauen Dunst der Menschen und der Dinge, die wahllos in ihm aufgehäuft sind: jenes Berlin, das er einmal von Dichters Gnaden zu beherrschen gehofft hatte und das ihn nicht liebt und viel zu wenig von ihm weiß. Und in das er doch unauslöschlich eingedrungen ist auf jenem Umweg, der sich „neue Literatur" nennt und „Naturalismus" und „neutönende Lyrik". Aber die, die mit all diesen heute oft verzerrten und entarteten Dingen zu tun haben, sind weit entfernt davon, den gemeinsamen Vater ihrer Ideen und Ideechen, ihrer Künste und Künsteleien in dem einsamen Mann da oben zu verehren. Was sie angeht, ist ihre Bewegung längst kopf- und führerlos, auseinanderstrebend und zersplitternd nach allen Seiten geworden. Der eine überragende königliche Kopf fehlt. Aber es gibt ja so manche Leute, die allen Ernstes meinen, die Zeit der königlichen Köpfe sei endgültig vorbei...

Wer ist eigentlich Arno Holz?

Ich habe da seine „Blechschmiede" vor mir, einen erweiterten Neudruck, denn die deutschen Verleger haben sich, ein bißchen knapp vor Torschluß, zum Besseren besonnen. Sie wollen nicht, daß man einmal — wenn die Lebensfunktion dieses streitbaren und halsstarrigen Eigenbrödlers von Dichter erloschen ist — ihnen den Vorwurf macht, sie hätten sich nicht für seine Unsterblichkeit bemüht. So haben sie allerhand schöne, teils kostbare, teils gut und übersichtlich gewählte Drucke von seinen Schriften herausgebracht.

Eine geschickte Auswahl seiner Werke und die „Sonnenfinsternis" hat Richard Bong, Berlin, übernommen; das „Buch der Zeit", die „Blechschmiede" und den „Dafnis" der Sybillenverlag in Dresden; der „Phantasus" soll noch kommen, hoffentlich auch der „Ignorabimus", das ungeheuerlichste, alle Begriffe vom wesenlosen Jenseits vorbeiwälzende, wie ein jüngster Tag in die Gräber der Toten und der Lebenden greifende Drama. Wenn also diejenigen, die da in Deutschland Bücher lesen, immer noch nichts von Arno Holz wissen wollen, so liegt die Schuld künftig allein an ihnen. Arno Holz ist's gewöhnt. Sein Volk ist nie sein Freund gewesen...

Arno Holz ist — wenn man so sagen darf — von der formalen Seite her betrachtet, die ungemischte Inkarnation des Dichters. Bei anderen ist allerhand andere Begabung beigesellt: Staatswissenschaft, Philosophie, Geschichte, Geographisches und Philologisches. In alle Kunst und alles Wissen schillert Dichterbegabung hinüber. Um es ungewohnt naturwissenschaftlich zu

sagen: sie ist wie Sauerstoff, der sich mit jedem Element unter immer neuen, aufs feinste abgestuften Formen bindet. Arno Holz ist nicht so. Seine Begabung ist auf nichts anderes konzentiert, als auf künstlerische Gestaltung. So wie er nie etwas anderes werden wollte, als Dichter — so ist er auch wirklich nichts als Dichter geworden. Alle seine Befähigungen haben sich in diesem Sinne orientiert, seine unglaubliche Intuition, seine sprachschöpferische Vielfältigkeit, sein Fleiß, seine Einsicht, seine Weltanschauung und zuletzt sogar seine starke und alles überdauernde Vitalität. Sogar, wenn er nicht alle diese Werke geschaffen hätte, wäre er für den Menschenforscher ein bemerkenswertes Beispiel eines in einseitiger Zielstrebigkeit sich auswirkenden geistigen Individuums.

Eigentlich möchte ich lieber von „Ignorabimus" schreiben oder der „Sonnenfinsternis" oder vom „Phantasus". Aber mit diesen Werken allen ist es so, daß man sie zwar nicht verstehen, aber auch nicht wohl mißverstehen kann. Mit der „Blechschmiede" ist es anders. Es gehört zu ihrem Verständnis nicht so sehr eine persönliche Kenntnis des Dichters — die ja naturgemäß nicht jeder Leser besitzen kann —, als vielmehr eine richtige Einschätzung der hinter uns liegenden letzten dreißig bis vierzig Jahre, die sich zu geben schon aus individuellen Gründen und Hemmungen allein nicht jeder geneigt sein dürfte. Denn wer liebt es, bei lebendem Leibe sich selbst zu sezieren, um bei dieser Gelegenheit die Keime oder Herde von schmerzhaft zerstörenden Krankheiten zu besichtigen, an denen er leidet oder in nächster Zeit leiden wird?

Eine solche Sektion aber ist das Satyrikon „Die Blechschmiede"; und wer nicht aus der Erkenntnis einer völligen Verzweiflung nicht nur des Individuums, sondern auch der hinter ihm stehenden Weltanschauung dieses Buch liest, der wird es gründlich mißverstehen. Wer aber, um bei dem eben gebrauchten Bild zu bleiben, die Krankheit jener Zeit kennt, wird auch vor ihren abschreckendsten und widerwärtigsten Symptomen nicht zurückscheuen.

Auch die boshaften Schamlosigkeiten von Aristophanes haben niemanden gehindert, diesen Namen mit dem Lorbeerkranz der Unsterblichkeit zu umhängen. Und er war doch erst der Spötter des griechischen Bürgertums und niemals der unbarmherzige Richter über das Interregnum, das wir Materialismus nennen und das leider in seinen schlimmsten Auswirkungen noch immer Köpfe verwirrt und Völker unglücklich macht. Man vergesse eines nicht: daß Arno Holz der Dichter vom „Buch der Zeit" ist. Er wurde hineingeboren in jene Welt der wild aufschießenden Fabrikschlote, des sich in Rauch und Qualm verdüsternden Himmels, der Arbeitermassen, die dumpf und verdrossen in das letzten Endes so sinnlose Morgengrau ihrer Tagesmühe ziehen und Abends ebenso stumpf und verdrossen zu der gleichen Sinnlosigkeit ihres Lebens heimkehren.

Er hat diese Zeit und ihre Ausgestaltung nicht geschaffen, er hat keinen Finger gerührt, um an ihr mitzufronen — aber er sah sie. Er sah sie und er verstand ihre Stimme. Und er gab diese Stimme wieder im „Buch der Zeit", das, abgesehen von allen künstlerischen Werten, ein Dokument der Weltanschauung des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist, wie ich kaum ein zweites kenne.

Ich sagte vorhin nicht ohne Absicht, daß Holz die ungemischte Inkarnation eines Dichters sei. Das bedeutet, daß er wie kein anderer, festgehalten durch seine Intuition, behext von seiner Umwelt, fortgerissen durch sein Temperament, den Leidensweg des Materialismus gleichsam vorahnend zu Ende gehen mußte zu einer Zeit, als die übrigen Weggenossen immer noch gedankenlos und ohne sich eine Rechenschaft über das wirkliche Ende dieses Pfades zu geben, auf die reichbesetzte Tafel starrten, die ihrer Sinne Enghelt ihnen als Ziel vorspiegelte.

Ganz sicher hätte dieser Kampf einer Weltanschauung, die in Wahrheit keine Weltanschauung, sondern nur eine übersteigerte Vergöttlichung der berechtigten Lebensnotwendigkeit ist, ihn nicht so schmerzhaft in ihre trüben Wirbel hineingerissen, wäre er reich gewesen, hätte er die Harmonie des Lebens für sich rechtzeitig herauslösen können, wäre ihm vor allem jener Erfolg beschieden gewesen, den er verdient hat, und der ihm weniger als jedem anderen geworden ist. Dies aber — daß er auch im Bereich seines eigenen Individuums nur das Widerspiel jener unheilbaren Disharmonie fand, das ihm verwehrte, über die bitterste Lebensnotwendigkeit hinaus

zu seinem wahren Ich zu kommen — denn nichts wächst gigantischer an und verzerrt den Gesichtskreis mehr als lange ungestillte Wünsche — mußte einen Kopf seiner Bedeutung zur unbedingten Demonstration der Sinnlosigkeit des Daseins zwingen.

Und diese Demonstration ist die „Blechschmiede“. Typisch ist in ihr jede zoëtische Genußmöglichkeit übersteigert, typisch ist die Verbitterung und Gleichgültigkeit des nur materiell Denkenden, typisch ist endlich die völlige Verzweiflung und die nackte Hoffnungslosigkeit dessen, der sein Leben, das reich und frei und wie ein Berg im Morgenrot über der Dämmerung der Masse hätte sein sollen, dahingehen sieht ohne anderen Entgelt, als die unbestimmte Hoffnung auf die Anerkennung des einst armselig zugrunde Gegangenen.

Das muß man aus der „Blechschmiede“ herauszulesen verstehen, die Schrecken des Nichts, die Qual einer Umwelt, die den Dichter um des Lebens willen zwang, auf seinen eigentlichen Daseinszweck und seine beste Auswirkung zu verzichten, die Beschämung durch das eigene Volk, das nichts von diesem genialen Kopf wissen wollte und nicht annähernd so Begabte mit Lorbeeren, Gold und Anerkennung überhäufte ... und dies alles, das erfolglose Ringen der eigenen Persönlichkeit, übertäubt, ins Grenzenlose gesteigert, ins Zeitlose festgehalten von einer Welt, die immer sichtbarer dem gröbsten und plumpsten Parvenütum verfiel: — bleibt da anderes, als zum Schlusse die rasende Lästerung, die fiebernde Vernichtung dessen, was einmal gut, ersehnt, erhofft, geliebt war?! Ach man könnte das alles viel einfacher, viel brutal einfacher sagen: ein anderer wäre hingegangen und hätte sich mit einem Strick am nächsten Fensterkreuz aufgehängt — Arno Holz biß die Zähne zusammen und schrieb — die „Blechschmiede“.

Dennoch oder vielleicht darum ist dieses Buch nicht für jedermann bestimmt. Nicht für einfach Fromme, nicht für solche, die das Glück eines harmonischen Lebens hinter sich haben. Das hieße für sie, sich in einen Kampf begeben, zu dem sie keine Waffen besitzen. Aber auch nicht nur jene sollen es lesen, die von der bestrickenden Form, vom unerhörten Sprachtalent des Dichters angezogen sind — denn formell ist es ein atemraubendes Ballspiel mit tausend funkensprühenden Kugeln — sondern Menschen, die imstande sind, die Beengung ihres Ichs von sich abzutun und aus der Seele des Dichters heraus das ewige Gesetz von Ursache und Wirkung zu verstehen.

Und dann sollen sie hingehen und mit diesem selben Wunsch des Verstehens sich in die erstaunliche Selbstüberwindung und die von aller persönlichen Anklage gereinigte Welt des „Ignorabimus“ versenken.

Annie Harrar



„Die antike Kultur“, ein Buch der Gegenwart

Wir sind umwirbelt von einem Chaos. Mehr denn je fehlt uns ein Blick auf Ziele. Alle Orientierung scheint uns entschwunden.

Aber in allen Schichten unseres armen Volkes lebt auch der Wille, zu helfen, zu bessern, wieder aufzubauen. Und da faßt jeder an der Stelle an, die seiner geistigen Einstellung oder technischen Ausbildung am meisten entspricht.

Aus dem doppelten Wunsche, zäh sich zu stemmen gegen den Untergang unserer Kultur und eine Orientierungsmöglichkeit, wenn sie nicht vor uns liegt, dann hinter uns in der Vergangenheit zu suchen, hat der Teubnersche Verlag in Leipzig ein Buch erscheinen lassen, das an Stelle zweier in besseren Zeiten veröffentlichter, jetzt vergriffener Werke über die hellenische und die hellenistisch-römische Kultur auch jetzt noch den Weg weisen soll zu den Schätzen der Antike, auf deren Schultern unsere Kultur steht. (Die antike Kultur in ihren Hauptzügen dargestellt von Frz. Poland, E. Reisinger und Ri. Wagner; mit 118 Abbildungen im Text, 6 ein- und mehrfarbigen Tafeln und 2 Plänen; Leipzig 1922, 242 S.)

Ich will nicht rühmen, nicht kritteln; ich möchte das schöne Buch als Ausdruck für die gegenwärtige Lage der Altertumswissenschaft erfassen. Zwei Strömungen scheinen sie zu beherrschen: jene ältere, von Winkelmann, Lessing und Schiller her bekannte idealistische, neuhumanistische, für die die Antike eine Quelle ästhetischen Genusses und charakterbildender Kraft war, die in den Hellenen Träger einer einzigen, in sich einheitlichen, hochwertigen Weltanschauung sah und dieser Weltanschauung neues Leben zu geben trachtete. Daneben erhob sich vor etwa hundert Jahren eine andere Richtung, deren rücksichtsloser Wille zur nackten Wahrheit, deren Trachten nach objektiver Erfassung der Realität auf jede Gefahr hin den Blick auch auf das Alltägliche, Irdische, Gemeine und Häßliche richtete. Wer das Ringen beider Strömungen ins Auge gefaßt und so das Buch über „Die antike Kultur“ zur Hand genommen hat, wird hier beide Betrachtungsweisen sich treffen sehen.

Als „Gesamtbild der Antike, wie es so noch nicht vorhanden war“, will das Buch gewertet sein. In der Tat führt die Darstellung, jeweils die Römer nach den Griechen behandelnd, durch die Literatur, die Philosophie und Wissenschaft, die Religion, die Kunst, das Privatleben, das Heerwesen und das Staatsrecht der „Antike“. Der reiche Bildschmuck auf tadellosem Papier in ausgezeichneter Ausführung verdient höchste Anerkennung. Die Darstellungen lesen sich in ihrer ruhigen und klaren Einfachheit angenehm und sind fraglos sehr geeignet, lebendige Vorstellungen vom Leben und Treiben, Denken und Fühlen zweier Völker zu vermitteln, von denen wir Heutigen, selbst wenn wir es mit aller Macht erzwingen möchten, nicht loskommen; gerade auch diese durch tausendfache Fäden unlösbar gewordenen Zusammenhänge kommen immer und immer wieder zur Geltung.

Allein — machen denn Griechen und Römer „die Antike“ aus? Hat nicht während des letzten Jahrhunderts Spaten und Hacke neben sie eine ganze Reihe anderer Völker gestellt, von deren Kultur unsre heutige ebenso untrennbar ist wie von der hellenischen und römischen? Unser Buch sieht von ihnen ab; Babylonier und Ägypter, Israeliten und Phöniker, Perser und Lyder bleiben außerhalb der Betrachtung. Insofern also wahrt unser Buch noch die Vorstellung von der Isoliertheit und Einzigartigkeit der „klassischen“ Kultur, wie sie der Neuhumanismus pflegte. Und doch durchbricht es den „klassischen“ Rahmen fast auf jeder Seite. Anregungen und Bereicherungen der hellenischen und römischen Kultur durch jene weit älteren kommen zur Sprache; die Einbeziehung der althellenischen sowie der hellenistischen und spätrömischen Epoche, für die die klassizistische Altertumskunde teils keinen Platz, teils nur den Begriff des Verfalls im übelsten Sinne des Wortes übrig hatte, zeigt, daß die in dem Worte „klassisch“ liegende enge Begrenzung auf eine bestimmte Periode der griechischen und der römischen Geschichte fallen gelassen ist. So äußert sich die realistische, jüngere Richtung unserer Wissenschaft.

Das gilt auch hinsichtlich der idealistischen Beschränkung innerhalb des Stoffes, durch die allein der Neuhumanismus möglich war. Wenn z. B. ein ganzer Abschnitt dem Privatleben gewidmet ist (S. 175—203) oder das Finanzwesen der Staaten besprochen wird, so hat man darin ein Eingehen auf die moderne Realistik zu erblicken, wenn auch nur ein vorsichtiges. Scheint mir doch die Technik des Altertums sowie die Wirtschaftsgeschichte noch zu wenig berücksichtigt zu sein.

Man sollte indessen von einem Buche billigerweise nicht mehr verlangen, als daß es die Aufgabe, die ihm gestellt ist, erfüllt. Und da ist nun entscheidend, daß unser Buch eine „Schilderung der antiken Kultur“ geben soll, „die zunächst von den Anforderungen des Gymnasiums ausgeht“. Dadurch sind den Konzessionen an die heutige Realistik Grenzen gesetzt. So wird man sich mit der Fortlassung alles Rohen und Gemeinen, das namentlich der griechischen Religion anhaftete, einverstanden erklären und andrerseits die Aufnahme eines Abschnittes über „Die christliche Literatur“ als weitgehendes und sehr wertvolles Zugeständnis hoch anerkennen. Ob es nötig war, den starken Pessimismus, der grade der griechischen Religion in vielen ihrer Er-

scheinungen eignete, außer acht zu lassen, ist mir ebenso zweifelhaft wie ich es schade finde, daß bei Behandlung der römischen Religion die hier besonders starken „Wechselbeziehungen zwischen Altertum und Gegenwart“ nicht herausgearbeitet sind.

Von der eben erwähnten Zielsetzung aus muß auch die Anwendung der griechischen und römischen Wörter für die Gegenstände, von denen die Rede ist, verstanden werden. Als Konzession an Leser, die der humanistischen Bildung ferner stehen, ist die beigefügte deutsche Übersetzung urtextlicher Bezeichnungen und Zitate zu werten. Und eben weil dieses Zugeständnis gemacht ist, erhob sich in mir die Frage, ob das Buch im heutigen Ringen zweier ganz verschiedener Bildungsideale wohl imstande wäre, als werbende Kraft den Freunden der humanistischen Bildung Anhänger aus dem anderen Lager zuzuführen. Allein — dieses Ziel ist als Aufgabe des Buches von den Herrn Verfassern nicht genannt; und so geziemt es sich hier auch nicht, von diesem Standpunkte aus einen Maßstab anzulegen. Aber die Anregung zu dieser Zielsetzung mag hier doch immerhin gegeben werden.

Studienrat Hugo Preller-Gotha



Strömungen in der neuesten Philosophie

Von allen Seiten und auf allen Gebieten regt sich heute der Trieb nach Synthese. Überall sucht man nach den großen Zusammenhängen, nach letzten Sinnesdeutungen und Wertbestimmungen. Im Bereich der Philosophie bedeutet dies, daß der Geist einer Zeit in das Stadium der Spekulation oder des metaphysischen Denkens eingetreten ist.

Ich habe daher vor einiger Zeit in dieser Zeitschrift auf die metaphysische Erneuerung in der Philosophie der Gegenwart hingewiesen (im Januarheft 1922) und möchte heute auf ein großangelegtes und weitausschauendes Gedankengebäude aufmerksam machen, das schon im Titel die oben bezeichnete Richtung des Denkens verrät: „Die Welt als Schuld und Gleichnis“ von Wilhelm Müller-Walbaum (Verlag W. Braumüller, Wien und Leipzig 1920). Ähnlich wie Schopenhauer, der vor nunmehr 100 Jahren mit glücklicher Prägung sein Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ nannte und damit die zwei Faktoren bezeichnete, die seiner Weltdeutung zugrunde liegen, erschließt sich dem Verfasser der Sinn alles Seins und Geschehens unter den beiden Begriffen der Schuld und des Gleichnisses. Die Welt ist Schuld: das ist der Gedanke, der Müller-Walbaums Weltbild schopenhauerisch, d. h. pessimistisch färbt. Alle Schuld auf Erden führt zurück auf jene überzeitliche Urschuld und Erbsünde, durch welche sich das Individuum aus dem Schoße des Seins entfernt und in die Bedingtheit der raumzeitlichen Erscheinungswelt begeben hat. Damit hat es die Freiheit der metaphysischen Welt verloren und ist der Knechtschaft der Materie anheimgefallen. Als einzig sittliches Wesen im Weltall aber strebt der Mensch aus dieser Vereinzelung und Besonderung, die ihm im Reich der Notwendigkeit anhaftet, zu seinem Urgrund, dem göttlichen Prinzip zurück; die Erlösung führt den umgekehrten Weg wie die Schuld, aus der kausal bedingten Erscheinungswelt zurück zu Gott. Die Welt ist Gleichnis: die Wirklichkeit läßt sich in eine Stufenfolge von Seinssphären zerlegen, die, obwohl qualitativ voneinander verschieden, doch allenthalben in vielen Einzelheiten ihrer Struktur einander entsprechen. Daraus ergibt sich das Weltgesetz der Analogie oder Parallelität, die Idee einer allgemeinen Symbolik des Weltgeschehens. Die Sphären sind, wie die Kulturen Spenglers, einander eindeutig zugeordnet und damit aufeinander abbildbar. Sie bilden eine Stufenfolge, deren höchste die des freien Selbstbewußtseins des Ich ist. Alle anderen sind nur Projektionen des menschlichen Wesens. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Von hier aus schwingt sich der metaphysische Gedanke auf seinen Gipfelpunkt empor. „Alles Vergängliche

ist nur ein Gleichnis"; die natürliche Welt ist nur ein Symbol der Gottheit, ein trübes Spiegelbild der reinen Vollkommenheit; sie hat nur symbolische Bedeutung, sofern sich in ihr ein Höheres, ein Geistiges ausdrückt. Der Mensch aber, als das Zerrbild des Gottes, strebt aus seinem schuldhaften Dasein zur Freiheit des ewigen Seins zurück. Wir sehen, wie an diesem Punkte die beiden Grundprinzipien der Schuld und des Gleichnisses sich verschlingen und zum Weltknoten zusammenwachsen. Zur Ausführung dieser Leitgedanken entwickelt der Verfasser in dem weitaus größeren zweiten Teil seines Werkes auf breiter Grundlage einen auf viele Einzelgebiete vordringenden Versuch eines Systems universeller Entsprechungen. Wenn wir auch hier dem Verfasser an manchen Stellen nicht zustimmen können, müssen wir doch anerkennen, daß diese Untersuchungen viel tief Geschautes und Bedeutsames enthalten. Überhaupt stehen wir diesem Buch mit zwiespältigen Gefühlen gegenüber. Die verschiedenartigsten Gedankengänge gehen hier durcheinander; fast alle großen Gedanken der Philosophiegeschichte spielen irgendwie herein. Ohne den Vorwurf des Eklektizismus erheben zu wollen, wird man doch den Eindruck nicht los, daß die synthetische Kraft des Verfassers nicht ausgereicht habe, um all diese Bestandteile in ein einheitliches und geschlossenes Weltbild zusammenzuschauen. Andrerseits wieder erhebt sich dieses dualistische System ethisch-religiösen Gepräges hoch über allen seichten Monismus und alle weltfremde oder wertgleichgültige Lebensphilosophie und erregt unsere Bewunderung mit seinem Willen zur Synthese und seiner von echt religiöser Grundstimmung getragenen Geisteshaltung.

Spezielleren Problemen auf der Grenzscheide von Metaphysik und Psychologie wendet sich die Untersuchung von Wilhelm Haas über „Die psychische Dingwelt" zu (Verlag Fr. Cohen, Bonn 1921). Es liegt hier ein durchaus beachtenswerter Versuch vor, mit ganz neuer Methode und zum Teil auf bisher unbeschrittenen Pfaden ins Reich des Psychischen vorzudringen und seine Beziehungen zu dem des Physischen aufzuhellen. „Wir sind im Psychischen, und nicht ist das Psychische in uns"; dies ist der Satz, der das neue Problem stellt. Daraus ergeben sich mehrere Folgerungen. Zunächst ist das Psychische keineswegs an ein Ich, an ein individuelles Bewußtsein gebunden, in dem die seelischen Erlebnisse ablaufen; es bildet vielmehr ein Reich für sich, das auch außerhalb meines Bewußtseins, in den Seelen der Mitmenschen und weiterhin in den allgemeinen Zeitströmungen und Kulturideen, Existenz hat. Daraus folgt weiter, daß das Psychische keinen ununterbrochenen Gedankenstrom bildet, in dem die einzelnen Erscheinungen ineinanderfließen, ohne daß hier je scharfe Grenzen gezogen werden könnten, sondern vielmehr ist die psychische Welt in der Kategorie des Dinges zu denken in ganz ähnlicher Weise wie die Körperwelt. Auch das Psychische besteht aus einzelnen genau gegeneinander abgegrenzten Dingen mit Eigenschaften und Erscheinungsweisen, die sich ebenfalls in der Raumzeitlichkeit befinden. Das Psychische ist also eine reale Welt von Dingen. Die Welten des Psychischen und Physischen entsprechen einander irgendwie und gehören trotz der unüberbrückbaren Unterschiede, die in der Verschiedenheit des Materials liegen, eng zusammen; das Gemeinsame liegt nicht im Inhaltlichen, sondern in der übereinstimmenden formellen Struktur der beiden Welten. Demgemäß wird auch für das Psychische der Unterschied zwischen Erscheinung und Ding an sich eingeführt, werden seelische Sinnesorgane angenommen und weitgehende Analogien konstruiert. In einem fruchtbaren und anregenden Kapitel werden die Gesetze der Psychisierung, d. h. der verschiedenartigen Aufnahme des Physischen und des Fremdpsychischen in das Ich, aufgestellt und es wird gezeigt, in welcher Weise diese bei ihrer Aufnahme in das Seelen-Ich umgestaltet, modifiziert, zersetzt und desorganisiert werden. Hier findet ein fortwährender seelischer Stoffwechsel statt. Was schließlich die Ineinanderbindung des physischen und psychischen Leibes betrifft, so wird nicht alles, was psychisiert wird, zu meinem ureigensten seelischen Besitz gemacht und damit meinem Ich einverleibt. Um dieses herum bildet sich gewissermaßen eine psychische Atmosphäre mit größerer oder geringerer Nähe zu dem Zentralpunkt meines Bewußtseins. Das Ich kann seinen seelischen Leib sowohl erweitern als auch sich von ihm bis zu einem gewissen



Grade befreien, was Verfasser durch interessante Beispiele beleuchtet. Die Untersuchungen sind durchweg anregend und fesselnd. Als Vorstoß auf psychologisches Neuland verdienen sie aufmerksame Beachtung. In der Art, wie hier die Dinge unbekümmert um psychologische Theorien in schlichter Anschauung und Beschreibung erfaßt werden, scheint der Verfasser methodisch in den Bahnen der Phänomenologie zu wandeln, ohne daß sich unmittelbare Beziehungen nachweisen ließen. Trotzdem bietet das Buch der Kritik zahlreiche Angriffsflächen. Die Gedanken scheinen mir nicht genügend erkenntnistheoretisch unterbaut zu sein. Vor allem das Problem des Ich ragt wie eine Sphinx in die Untersuchung hinein. Wenn es weder ein Physisches noch ein Psychisches ist, was ist es dann? Hat es lediglich formalen Charakter als Gesamtheit der Erkenntnisformen oder ist es materialer Natur oder gehört es einem dritten Reich an, das der Verfasser der Möglichkeit nach zuläßt, von dem er aber keine deutlichen Aussagen macht? Was gibt es überhaupt außer Physischem und Psychischem? Sind die Kulturideen z. B. ohne weiteres zum Seelischen zu rechnen oder kündigt sich uns nicht hier ein Reich von ganz eigener Struktur an, das nur durch Psychisierung ins Bewußtsein eines Ich einzutreten vermag, selbst aber in objektiver Wirklichkeit nichts Psychisches ist? Und wie gestaltet sich das Verhältnis von Erscheinung und Ding an sich im Seelischen? Ist das psychische Ding an sich erkennbar oder ist es in ewige Nacht gehüllt — und was ist Erscheinung und das, was da erscheint? Und wie steht es weiterhin mit der Parallelität, die in weitem Maße zwischen den beiden Reichen statuiert wird und die doch wieder streng geschieden sein sollen? Ist dem Verfasser der Nachweis wirklich gelungen, daß es außerindividuelles Psychisches gibt, das nicht an einen physischen Leib gebunden ist? Die schwankende Haltung und die Zugeständnisse an die bestehende Auffassung am Schlusse des Werkes lassen dies zweifelhaft erscheinen. So ließe sich noch manches einwenden; da jedoch die Gedanken des vorliegenden Buches einen vorläufigen, durch weitere Veröffentlichungen zu stützenden und ergänzenden Charakter tragen, so sollen hiermit keine Vorwürfe erhoben, sondern es soll nur auf die Punkte hingewiesen werden, die noch der Erledigung harren. Inzwischen ist eine weitere Abhandlung des Verfassers unter dem Titel „Kraft und Erscheinung, Grundriß einer Dynamik des Psychischen" (F. Cohen in Bonn 1922) erschienen, welche die obigen Gedankengänge weiterführt und eine Anwendung der in der „psychischen Dingwelt" entwickelten Prinzipien enthält.

Mit den „Gesammelten Schriften" von Adolf Reinach (herausgegeben von seinen Schülern, Halle, Max Niemeyer, 1921) betreten wir nun vollends den Boden der Phänomenologie, einer ganz neuen philosophischen Disziplin und Forschungsmethode, deren Begründer Edmund Husserl ist. Es läßt sich nicht mit wenigen Worten sagen, was Phänomenologie in diesem ganz neuen, spezifischen Sinn bedeutet; aber sicher ist, daß diese Richtung des Denkens heute innerhalb der wissenschaftlichen Philosophie den größten Raum einnimmt und die fruchtbarsten Keime für deren Weiterentwicklung enthält, so daß man schon heute davon sprechen kann, daß die Phänomenologie den Neukantianismus abgelöst habe. Der vorliegende Band enthält die leider zu früh und jäh durch den Heldentod unterbrochene Lebensarbeit dieses äußerst gediegenen, gründlichen und vornehmen, aus der Schule Husserls hervorgegangenen Forschers. Mit großer Selbständigkeit und Meisterschaft handhabt Reinach die neue Methode der phänomenologischen Wesensanalyse. Jedes Problem, das er anfaßt, wird unter seiner Hand sofort in neue und eigenartige Beleuchtung gerückt, sei es, daß es historische Zusammenhänge oder rein logische Probleme, wie die Theorie des negativen Urteils oder das Verhältnis der Allgemeinbegriffe zu den Einzelgegenständen behandelt, sei es, daß er in das Wesen der Bewegung oder in ethische und rechtsphilosophische Verhältnisse einzudringen sucht. An dem Urwald der Theorien und Hypothesen, an den mit den verschiedensten Bedeutungen belasteten philosophischen Fachausdrücken, an den Deduktionen und Wortspielereien vorbei arbeitet er sich zu den reinen Tatbeständen und Sachen vor und sucht ihr Wesen, ihre Wesenszusammenhänge und Wesensgesetze in schlichter phänomenologischer Analyse intuitiv zu erschauen. Man hat hier wirklich

einmal den Eindruck, daß nicht fortwährend, um einen Ausdruck Lotzes zu gebrauchen, nur die Messer geschliffen werden, ohne daß es in den meisten Fällen je zum Schneiden kommt. Reinach rückt den Dingen und Problemen wirklich auf den Leib und beweist somit von neuem, daß es sich hier um eine Art des Philosophierens handelt, deren Erfolg noch unübersehbar ist und an deren Anfang wir erst stehen.

Daß hier noch manches der Klärung bedarf, daß man sich über die methodologischen Grundfragen ebensowohl wie über die Forschungsweise im einzelnen noch hin und her streitet, daß man im Eifer der Entdeckungsfreude den Wert der Ergebnisse teilweise zu hoch eingeschätzt hat, all dies beweist das umfangreiche Werk von Otto Janssen, „Vorstudien zur Metaphysik“, dessen 1. Band, Untersuchungen zur Bewußtseinslehre, erschienen ist (M. Niemeyer, Halle 1921). Es handelt sich hier um außerordentlich feine und scharfe, mit außergewöhnlicher Denkkraft und bohrendem Tiefsinn vorgetragene deskriptive Analysen phänomenologischer Art im Sinne Husserls, dessen Methode des schlichten Schauens und Beschreibens der wesensmäßigen Zusammenhänge und Gegebenheiten in der Sphäre des reinen Bewußtseins der Verfasser ebenso wie Reinach souverän beherrscht. In dieser ungewöhnlich dünnen Luft des Gedankens mit feinen und feinsten Unterscheidungen und Schattierungen droht einem oft der Atem auszugehen, und wir stehen bewundernd vor solcher geistigen Energie und Schaukraft. Vielleicht kündigt sich hier ein großer Philosoph an, der schon lange Ersehnte und Erwartete, falls es Janssen gelingen sollte, auf dieser Grundlage ein metaphysisches System zu errichten, aus dem Vorhof in den Tempel der Metaphysik einzutreten. Es ist schwer, von der Fülle des Dargebotenen auch nur einen annähernden Begriff zu geben. Die Untersuchungen drehen sich um wenige Hauptprobleme, wobei der Gedanke oft lange und ermüdend um einen und denselben Punkt kreist und mit grübelndem Tiefsinn sich in denselben festbohrt und die Aufmerksamkeit des Lesers bis zur Erschöpfung anspannt. Wenn ich den durch diese weitgedehnten Erörterungen hindurchgehenden Grundgedanken richtig erfaßt habe, so handelt es sich darum, noch viel mehr, als es in der bisherigen Phänomenologie bereits geschehen ist, zu den Dingen selbst vorzudringen und diese aus der mannigfachen Verquickung und Verklammerung mit dem Ich abzulösen und in ihrer nackten Gegebenheit und Tatsächlichkeit zu beschreiben, also möglichst radikal vom Subjekt loszukommen und sich ganz dem Objekt hinzugeben, wie es sich schlicht dem schauenden Blick des Forschers darbietet. Das scheint mir der Punkt zu sein, an dem der Verfasser sich von dem Begründer der Phänomenologie entfernt, und so sehr er sich sowohl dessen Methode als auch dessen spezifische Haltung und Einstellung gegenüber dem philosophischen Problem zu eigen gemacht hat, doch in scharfen Gegensatz zu den bisherigen Resultaten der Phänomenologie tritt. So kommt es, daß die Darlegungen öfters eine polemische Haltung gegen den Meister einnehmen, nicht in ihrer prinzipiellen Einstellung, sondern in den besonderen Ergebnissen, zu denen Janssen auf Grund seiner sicherlich tiefer in das Gebiet des reinen Bewußtseins vordringenden Untersuchungen gelangt. So verwirft er z. B. völlig den in der Phänomenologie eine große Rolle spielenden Begriff des Bewußtseins von Etwas, er wendet sich gegen Husserls Lehre von der Abschattung, gegen die Unzweifelhaftigkeit der inneren Wahrnehmung u. a. m. Er zeigt, daß sich das Wesen des Bewußtseins von Etwas nicht immer in unmittelbar einsichtigen Deskriptionen erfassen läßt; was bei Husserl ein Subjektives, Seelisches ist, z. B. die Empfindung, verlegt Janssen ins Objekt, in das Gegebene. Er weist an einer Reihe von Tatsachen nach, daß die Phänomenologen unter Berufung auf die unmittelbare Evidenz Unsinniges und Widerspruchsvolles als zweifellos zu Recht bestehend aufgestellt haben. Er zeigt, daß der Boden reiner und zweifelsfreier Erfassung, den jene zu betreten meinen, mit Fallstricken des Irrtums und der Selbsttäuschung überzogen ist, und daß daher an der Wahrheit vieler deskriptiv-phänomenologischer Einsichten zu zweifeln ist. Dies kommt daher, daß uns häufig Widersinniges oder Fiktives in ebenso einsichtiger Wesensschau als wahr erscheint wie Wahres und logisch Widerspruchsloses. Er weist damit auf einige Grundfehler der Phänomenologie hin und zeigt, daß

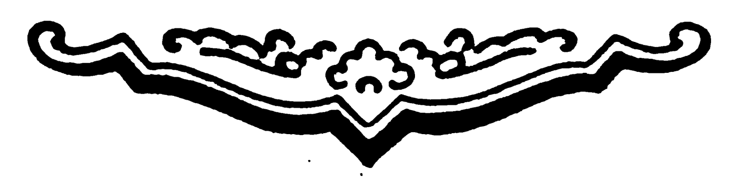
die gewonnenen Resultate der ernsten Nachprüfung bedürfen. Janssens Lehre steckt sich die pure Entfaltung des Daseienden zum Ziel, die reine Beschreibung des schlicht sich Gebenden, unbekümmert um alle Theorien und Voreingenommenheiten. Wie weit der Verfasser selbst zu solch sicheren Ergebnissen gelangt ist, möge dahingestellt sein. Immer bleibt die Möglichkeit offen, daß auch seine Beschreibungen noch nichts Endgültiges leisten; aber daß er das Gebiet der Bewußtseinslehre tiefer und gründlicher durchackert hat als seine Vorgänger, scheint mir sicher. Möge die Phänomenologie, die gerade in diesem Werk wieder die ganze Fruchtbarkeit und die reichen Aussichten ihrer Methoden zeigt, viel von dem Verfasser lernen und seinem weiteren Weg aufmerksam folgen!

Über diese und viele andere Strömungen in der neuesten Philosophie orientiert in ausgezeichneter Weise ein Buch von Willy Moog: „Die deutsche Philosophie des 20. Jahrhunderts“ (Stuttgart, Ferd. Enke, 1922), das eine gute Übersicht über die bunte und vielverzweigte Gedankenwelt der deutschen Denker der Gegenwart gibt, wie ein solches in dieser Ausführlichkeit und Systematik bisher noch nicht vorhanden war, und das daher ein recht brauchbares und nützliches Hilfsmittel ist.

Der „Grundriß der reinen Psychologie“ von Willibald Kirsten (Verlag O. u. R. Becker, Dresden-A.) befaßt sich in gedrängten Abschnitten mit Problemen und Dingen, die man gewöhnlich in der Erkenntnislehre behandelt; z. B. mit Subjekt und Objekt, Anschauung und Empfindung, Begriff und Apprehension usw. Es ist nicht ersichtlich, weshalb diese Gegenstände, die den erkenntnistheoretischen Untersuchungen aller großen Denker der Neuzeit zugrunde liegen, nicht nur denen Berkeleys, Kants und Schopenhauers, in deren Bahnen sich der Verfasser bewegt, einer „dem Namen sowohl, wie einer Anzahl ihrer Hauptgrundsätze nach noch völlig unbekannten Wissenschaft“ zugewiesen werden sollen, die der Verfasser „reine Psychologie“ nennt und die das Erkennen und das Vorstellen selbst zum Gegenstand hat. Im übrigen kann von einer scharfen Abgrenzung dieser etwas anspruchsvoll auftretenden neuen Wissenschaft mit ihrer willkürlichen Namengebung nicht die Rede sein. Wenn nicht einmal das Problem klar gestellt ist, verlieren die Ausführungen ihren Wert, so Bemerkenswertes sie auch im einzelnen außerhalb des gestellten Zusammenhanges enthalten. Merkwürdig ist es, daß dieses vor kurzem erschienene Buch sich einer veralteten Orthographie bedient, in der Schreibungen wie „Eintheilung, aecht, seyn, giebt, sämmtlich, Verhältniß“ usw. vorkommen.

Schließlich seien noch drei Werke erwähnt, die geeignet sind, in die Probleme der Philosophie einzuführen, weil sie keine philosophische Vorbildung erfordern und in klarer, gemeinverständlicher, mit Fachausdrücken nicht allzu sehr beschwerter Sprache geschrieben sind: „Die ethischen Grundfragen“ von Theodor Lipps, ein ganz hervorragendes, nicht genug zu empfehlendes Buch des 1914 verstorbenen Münchener Philosophen, das hiermit in 4. Auflage erscheint (Verlag Leopold Voß, Leipzig, 1922) und aus Volkshochschulvorträgen hervorgegangen ist, ferner „Natur und Geist“, philosophische Aufsätze über die verschiedensten Themen von August Messer (A. W. Zickfeldt, Osterwieck-Harz, 1920) und endlich „Die Überwindung des Materialismus“, 6 Dialoge zur Einführung in die Philosophie, von Paul Apel (Haller & Schmidt, Berlin, 1921), das in platonischer Dialogform eigens für Lehrlinge der Philosophie abgefaßt ist.

Dr. Rudolf Metz



Türmers Tagebuch

Schattentanz an der Ruhr · Wilson und Versailles

Wie Balladenton klingt es manchmal herüber aus dem wüsten Schattentanz an der Ruhr. Ein französischer Offizier tritt zu einem Schmied in die Werkstatt, gerät mit ihm in Wortwechsel, haut ihn mit der Reitpeitsche; der Schmied packt wütend den Hammer, schlägt den Franzosen tot, schwingt sich auf ein Pferd, das eben zum Beschlagen steht, und entkommt.

Dieser Schmied von Buer gab aufschäumend der Volkswut Ausdruck. Im übrigen aber benimmt sich jenes westfälische Volk den unerhörten französischen Drangsalierungen gegenüber mit bewundernswerter Zurückhaltung, mit heroischer Geduld. Denn dieser sogenannte „passive Widerstand“ verlangt von einem Volk, daß es sich täglich mit Revolver und Reitpeitsche, mit Gewehrkolben und Bajonett, mit Verhaftung und Beraubung, mit brutalen Eingriffen jeder Art drangsalieren lasse wie von Sklavenhaltern aus längst vergangener Zeit. Ich will nicht auf die zahllosen Einzelheiten, die man täglich liest, eingehen; nur eine Stelle aus einem Privatbriefe beleuchte den ganzen furchtbaren Zustand: „Der Schuldiener hat gesagt, er könnte es nicht mehr aushalten, das Schreien und Wimmern der gepeinigten Menschen zu hören, die jeden Tag d u r c h g e p e i t s c h t werden“...! Das sind Schreie eines entwürdigten Volkes, dessen sich niemand annimmt auf der ganzen Welt, das sich auch selber nicht wehren kann, weil eben diese jetzt stumpfe Welt uns entwaffnet hat.

Man vergegenwärtige sich jenes Gelände! Ein Gelände strengster Arbeit, sorgsamsten Ineinandergreifens wohldurchdachter Verkehrs-Apparate! Schlot an Schlot, Rauchgewölk bei Tag, Feuerschein bei Nacht, weithin; wie Schattenrisse dazwischen die halbe Million Arbeiter, ein Kommen und Gehen, ein Unter-die-Erde-Schlüpfen: Maulwurfsarbeit! Oben ein verwickeltes Netz von Schienensträngen, eine verwirrende Vielheit von Anlagen, Signalen, gleichsam Nervenfasern des ungeheuer überfüllten rußigen Gebietes, wo man Tag und Nacht Kohlen aus der durchäderten, durchwühlten Erde holt. Da hausen und wirken unsre Bergarbeiter, dieses Ameisenvolk, das für uns alle so wichtig Werk tut. Und in dieses Gewimmel und Geäder bringt aufstörend der Feind ein! Unter seiner unmittelbaren Reitpeitschen-Aufsicht sollen Arbeiter und Unternehmer fortan schaffen! Ein Galeeren-System! Verwandlung freier Arbeiter in Zuchthäusler!

Dagegen sträubt sich mit tiefstem Recht die deutsche und die menschliche Würde, das Rechtsempfinden des einfachsten Mannes. Sagt man uns, wir hätten nicht genug

bezahlt? So ist zu erwidern: es ist eine lächerlich geringe Minderleistung, an der wir es — nicht böswillig — fehlen ließen, neben dem Ungeheuren, das wir bisher geleistet haben. Diese Leistungen unterschlägt man dem französischen Volk; oder man erwähnt sie nebenher, an untergeordneter Stelle, um dort drüben nur ja immer das gehässige Gefühl wachzuhalten: „Der Boche bezahlt nicht, also —"!

In diesem Sinne werden, wie man aus Schweden hört, neutrale Staaten von einer Unmasse französischer Propagandablätter überschwemmt. Ist unsre deutsche Abwehr diesen Kriegsformen gewachsen? Die Propaganda, in gutem oder bösem Sinne, ist eines der wichtigsten Kriegsmittel. Lüge und Verleumdung arbeiten mit diesen luziferischen Machtmitteln. Möge das Auswärtige Amt nicht wiederum, wie im Weltkrieg, diese Form des Kampfes unterschätzen, sondern ebenso eindringlich wie knapp jeden Schlag parieren!

Wir lesen z. B. soeben ein Schriftchen des „Meisters Guntram von Augsburg" (Deckname eines Geistlichen), der sich zwar etwas pastoral-pathetisch, doch stellenweise wirksam „An England" wendet (Leipzig, Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung). Soll das Heftchen wirken, so muß es ins Englische und in andre Sprachen übersetzt werden und kann in diesem Falle wenigstens dortige kirchliche Kreise erreichen. Und so sollten Berufene sich mit ebensoviel Aufmerksamkeit wie Takt dieser wichtigen Aufklärungsarbeit zuwenden. Wie wir hören, will sich auch Ferdinand Avenarius, der bisherige Herausgeber des „Kunstwarts", von der Leitung zurückziehen und sich fortan ganz der Bekämpfung des Weltwahns von deutscher Alleinschuld widmen, wozu wir ihn — wie wir auch persönlich gegen ihn empfinden mögen — im Interesse der Sache beglückwünschen. Ein großzügiger Lord Northcliffe in *gutem* Sinne — denn jener Engländer trieb Satanswerk der Verleumdung — wäre Deutschland zu wünschen. Nachdem die Gottheit so viel Dämone der Gehässigkeit zugelassen hat, wird sie hoffentlich auch Meistern der Güte und der Gerechtigkeit endlich Einfluß gestatten.

Im übrigen liegt die Wucht des Abwehrkampfes jetzt auf der Bevölkerung im Ruhrgebiet. Es sind Westfalen; sie haben den Vorkampf; sie scheinen eisern gewillt zu sein, unter allen Umständen durchzuhalten. So schreibt ein Ausgewiesener in der „Kreuzzeitung": „Wenn aber jämmerliche Gesellen gar erklären, ‚um die Leidenszeit der Landsleute im Westen abzukürzen', möchte doch die Regierung an Frankreich herantreten und Verhandlungen anbieten, so erkläre ich hiemit im Sinne der gesamten Rhein- und Ruhrbevölkerung: wir *verbitten uns auf das nachdrücklichste*, daß jene Flaumacher ihre eigene *Charakter- und Würdelosigkeit auch bei uns voraussetzen* oder gar unsere (ihnen sonst sehr gleichgültige) Not für parteipolitische Schiebergeschäfte ausnutzen. Unsre Leiden und Nöte sind wahrhaft zehnmal schlimmer als die der sozialistischen Leithammel in Berlin; viele von uns sind, wie der Schreiber dieser Zeilen, ausgewiesen, auf unabsehbare Zeit von Weib und Kind getrennt, aus dem Beruf herausgerissen, viele andre schmachten gar in französischen Gefängnissen, werden mit Reitpeitschen geschlagen, angeschossen, als Canaille behandelt; — aber man zeige mir *auch nur einen einzigen unter diesen schwergeprüften* Menschen, der, um seine Leiden zu beenden, der Regierung einen *Verrat am Wohl des Vaterlandes* zumutet und um ‚Ver-

handlung' flennt! Sie alle bleiben hart und standfest, und je mehr das Leid sich häuft, um so mehr steift sich ihr Nacken."

Emerson zitiert einmal in seinen Essay über „Heroismus" ein prachtvoll Wort aus einem altenglischen Drama („Seereise" von Beaumont und Fletcher); dort sagt Juletta zu dem wackeren Schiffshauptmann und seiner Familie:

Juletta: Merkt, Sklaven,
Es steht in unsrer Macht, euch aufzuhängen!
Hauptmann: Mag sein! In unsrer steht es dann,
Gehängt zu werden und euch zu verachten!

Und Emerson fügt hinzu: „Das sind gesunde und ganze Antworten".

Im übrigen verbitten wir uns das in Frankreich umlaufende Wort: „Le Boche ne paie pas"! Der „Boche", wie sich die ritterliche Nation geschmackvoll immer noch gegen uns ausdrückt, hat neben allem Geraubten Folgendes bezahlt:

56,5 Milliarden Goldmark = 282½ Billionen Papiermark (bei einem Dollarstand von 20000 ℳ) betragen die Leistungen und Verluste des deutschen Staates auf Grund des Versailler Friedensvertrages bis 30. September 1922. 2,8 Milliarden Goldmark betragen davon die Kosten für Kohlen- und Wiederaufbauleistungen. 3,4 Milliarden Goldmark oder (bei einem Dollarstand von 20000 ℳ) 17000 Milliarden Papiermark betragen aber die Besatzungskosten bereits bis zum 30. April 1922, das sind 600 Millionen Mark mehr als die laufenden Sachleistungen. Von den von Deutschland getätigten Sachleistungen haben demnach das zerstörte Gebiet Frankreichs und der französische Rentner bis heute noch keinen Pfennig erhalten, ebensowenig der englische und amerikanische Gläubiger. Alles ist drauf gegangen für — die Stärkung des französischen Militarismus und Imperialismus. Für die Summe von 3,4 Milliarden Goldmark = 17000 Millionen Papiermark, die hauptsächlich der französische Soldat auf deutschem Boden verzehrt hat, wäre Nord-Frankreich moderner und besser als vor dem Kriege längst wiederhergestellt worden.

Man sieht aus alledem, worauf es Frankreich ankommt, indem es einmarschiert. Nicht auf Ordnung seiner Finanzen, sondern auf politisch-militärische Vormacht. Die 14 Punkte jenes Wilson, der angeblich gegen Imperialismus und Militarismus auszog, sind längst eine weltgeschichtliche Narrenposse geworden...

* * *

Wilson! Da legt uns Ray Stannard Baker, der unter dem Präsidenten etwas wie Pressechef und Vertrauensmann war, den ersten umfangreichen Band eines Werkes vor, das die geheimen Vorgänge auf der unglückseligen Versailler „Friedenskonferenz" ans Licht zieht. Das Buch heißt „Woodrow Wilson, Memoiren und Dokumente über den Vertrag von Versailles", herausgegeben von R. St. Baker; in autoris. Übersetzung von Curt Thesing (Paul List, Verlag, Leipzig). Der Übersetzer bemerkt im Vorwort, er selbst sei immer „dafür eingetreten, daß der Präsident stets vom besten, ehrlichsten Wollen durchdrungen war" (worauf es aber, bemerken wir, nicht ankommt; der Präsident war von vornherein uns Deutschen gegenüber schief eingestellt und hat schon durch seinen Eintritt in den Krieg das Chaos von Versailles verursacht); und fügt hinzu, er hoffe aufrichtig, „daß dieses

Werk dazu beitragen wird, allmählich eine der Gerechtigkeit entsprechende Revision der Versailler Vertragsbedingungen durch Aufrüttelung des Weltgewissens zu erzwingen".

Man wird dieses Werk auch in Deutschland, wie schon Nittis Bücher und ähnliche Bemühungen, mit höchstem Interesse lesen. Könnten der hochgesteigerten französisch-nationalen Leidenschaft gegenüber Bücher helfen: auch dieses Werk müßte klärend wirken, soweit in der Kulturwelt noch Unbefangenheit vorhanden ist. Der Verfasser schöpft aus den unmittelbarsten Quellen. Gleich das erste Kapitel des geschickt angelegten Buches beginnt mit folgender Darlegung:

„Bei seinem Aufenthalt in Paris während der Friedenskonferenz pflegte auf dem Schreibtisch des Präsidenten Wilson eine mit einem Schnappschloß versehene, stählerne Dokumententruhe zu stehen. Oft sah ich ihn abends, am Schluß der Viererratsitzungen, die im Laufe des Tages in seine Hände gelangten Papiere und Memoranden säuberlich geordnet in diese Truhe verschließen. Von Zeit zu Zeit, wenn der Kasten gefüllt war, und die Dokumente nicht mehr benötigt wurden, verstaute sie der Präsident in größere Koffer und Kisten, von denen eine, vom Schiffszimmermann der ‚George Washington' gefertigt, als ein Meisterwerk gelten konnte. Dies gesamte Material überführte Präsident Wilson bei seiner Abreise nach dem Weißen Haus.

Im Winter 1920 zu 21 wurde auf den Präsidenten ein starker Druck ausgeübt, doch seinerseits einen Bericht der Pariser Ereignisse zu veröffentlichen, war er doch ständig den bittersten Angriffen ausgesetzt. Im Vertrauen darauf, daß ein wahrheitsgetreuer, vollständiger Bericht der Pariser Vorgänge die beste Antwort auf die Kritik seiner Feinde wäre, drangen seine Freunde schriftlich wie mündlich in ihn, mit einer auf dem amtlichen Quellenmaterial fußenden Geschichte der Ereignisse vor die Öffentlichkeit zu treten. Allein der Präsident war durch seine Krankheit an den Rand des Grabes gebracht und außerdem durch die Abwicklung seiner Administrationstätigkeit überlastet. Es hat wohl auch niemals vorher jemand im Weißen Hause regiert, der Erklärungen so abhold war wie Präsident Wilson. Nur selten pflegte er sich gegen Angriffe zu verteidigen, ja er gab nicht einmal seinen Freunden hierzu das nötige Rüstzeug. Das Ende einer persönlichen Kontroverse war stets Schweigen, — ein für seine Gegner aufreizendes Schweigen. Er schien außerstande, seine Handlungen zu rechtfertigen, geschweige denn sie zu dramatisieren. Wer seine zahlreichen Reden und Schriften studiert, wird nur wenige Stellen finden, die sich mit seinen Taten und ihrem Wie und Warum befassen. Wohl war er ein großer Darsteller auf dem Welttheater, vielleicht der wichtigste Akteur bei den für die Weltgeschichte entscheidendsten Begebenheiten, allein er vermochte weder Ereignisse noch Persönlichkeiten scharf zu erfassen. Sein charakteristisches, instinktives Interesse liegt in der Welt der Ideen. Er vermag zu erzählen, was er denkt, hofft und glaubt — niemand kann das vollkommener —, aber ihm fehlt das Talent, seine Handlungen klarzulegen.

Im Dezember 1920 schrieb er mir folgendes:

‚Es ist mir klar, daß es für mich unmöglich ist, etwas Ihrem Vorschlag Entsprechendes zu schreiben, aber ich bin überzeugt, Sie könnten es ausgezeichnet. Ich besitze Koffer voller Papiere, und wenn Sie das nächstemal bei mir sind,

würde ich mich freuen, sie mit Ihnen durchzugehen und zu überlegen, wie man sie am besten verwerten kann. Ich warf sie in Paris alle ungeordnet in den Koffer und hatte weder die Zeit noch die physische Kraft, sie auszuwählen und zu ordnen. Ich blicke daher mit größter Genugtuung auf das von Ihnen geplante Werk.‘

Im Jahre 1921 begann ich im Weißen Hause mit der Durcharbeit dieser Dokumente. Sie füllten zwei Koffer und drei stählerne Truhen, und die meisten waren unberührt geblieben, seit der Präsident sie in Paris fortgeschlossen hatte“... Diese Dokumente also verarbeitete nun Herr Baker und gibt in drei Bänden ein Werk heraus, von dem der erste hier in deutscher Übersetzung vorliegt (344 Seiten).

Welchen Eindruck gewinnt der deutsche Leser aus diesem Buche?

Es geht einem seltsam. Man sucht Seite um Seite festzustellen, wie sich denn der Verfasser zu Deutschland stellt: zum Dogma, daß wir den Krieg frevelntlich begonnen, zum Dogma, daß wir als die allein Schuldigen in einer bisher weltgeschichtlich unerhörten Weise „bestraft“ werden müßten. Und siehe da: man liest über diese wichtige Grundlage des Diktatfriedens kein Wort! (Es kommt vielleicht in den folgenden Bänden.) Deutschland wird mit all seinen Gefühlen, Versehen, Rechten, Leiden, Bedürfnissen immer nur nebenher erwähnt; alles aber sammelt sich auf das Gezänk der wahrhaft erschreckend machtgierigen und machtneidenden Alliierten! Das ist ein Grundzug des Buches. Der Verfasser hat ihn kaum beabsichtigt, für uns Deutsche jedoch ist er niederschmetternd — für den schwachen Friedensstifter Wilson freilich ebenso vernichtend wie für seine herzlosen Verbündeten. Wir sehen das hysterische Frankreich, mit zäher Verbissenheit der alten Diplomatie, um seine „nationale Sicherheit“ besorgt und unter diesem Vorwande alles Mögliche erpressen; wir sehen die Abrüstungspläne nur angewandt auf die Besiegten, während die kleinen Staaten unter Führung Frankreichs viel zu große Heere aufstellen; wir sehen Frankreich die Verwendung farbiger Truppen auch für Zukunftskriege durchsetzen; wir sehen ein Netz von Geheimverträgen (besonders über die Türkei) noch vor Wilsons Ankunft jede Unbefangenheit und Aufrichtigkeit der Verhandlungen ersticken. Wer aber sorgte sich dort um die Sicherheit des entwaffneten Deutschlands? Wer um die spärlichen Rechte, die uns doch bleiben mußten? Ich habe wohl ein dutzendmal bei diesem Geschwätz an den Rand geschrieben: „und Deutschland?“ Uns hat man nicht einmal der Mitverhandlung für würdig erachtet! Wir sind gar nicht da; wir sind nur Objekt, nur Beute. Ein in der Weltgeschichte einzigartiges Verfahren. Herr Baker geht darüber hinweg.

Nicht doch! An einem für den Amerikaner besonders empfindlichen Punkt werden wir Deutschen einmal genauer erwähnt — aber nicht eben in schöner Weise. Es handelte sich um Dokumente über die militärische Ausbildung und Verwendung der Schwarzen (S. 339 f.): „Lloyd George bemerkte, die vorliegende Klausel enthalte nichts, was eine Aushebung freiwilliger Streitkräfte verböte ... Was die Dokumente verböten, wäre eine Handlungsweise, wie sie die Deutschen wahrscheinlich (!) einschlagen würden, nämlich große schwarze Heere in Afrika zu organisieren, um sie zur Säuberung des betreffenden Landes von allen anderen zu verwenden (?). Das wäre die beliebte Politik Deutschlands“ — und so weiter! Man liest diese Anzapfung mit einigem Staunen; ebenso Clemenceaus Antwort. Was meinen

denn die Sprechenden? Daß in den Tropen selber farbige Truppen verwendet werden: ist denn das nur „Deutschlands beliebte Politik“, wie dieser Engländer hier behauptet? Es handelte sich aber eigentlich in diesem unklaren Gespräch um die Verwendung von Negerheeren in Europa gegen weiße Heere: und das umging man, so daß die Berichterstatter gänzlich im unklaren blieben, wie Baker hervorhebt (S. 341), was sie denn nun eigentlich schreiben sollten. Der Präsident hatte die künftige Verwendung der Farbigen gegen die Weißen verhindern wollen — Frankreich jedoch setzte auch hier das Gegenteil durch. Und am Horizont tauchte auch hier als Schreckgespenst Deutschland auf, worüber Herr Baker — diesmal Herr Baker selber — eine ebenso schnöde wie verlogene Bemerkung macht:

„Es war eine Lieblingsidee der deutschen Kolonialenthusiasten, in Deutsch-Afrika große Eingeborenenarmeen aufzustellen, die nicht allein in Afrika, sondern überall in der Welt (!) zur Erkämpfung deutscher Ziele eingesetzt werden konnten (!). Herr Zimmermann sah voraus, daß das deutsche Kolonialreich in 50 Jahren eine Bevölkerung von 50 Millionen Schwarzen und 500 000 Weißen besitzen würde. Bei entsprechender Vorbereitung ließe sich dann leicht jederzeit eine Armee von 1 Million Eingeborenen mobilisieren.“ ..

Also, da haben wir nun einen überraschenden neuen Grund, weshalb man dem großen Volk der Deutschen die Kolonien geraubt hat, während sich die andren die Welt aufteilen! Auch hier nicht nur die sehr fadenscheinige entrüstete Moral, daß wir (nach Lloyd George, S. 338) „in vielen Fällen die Eingeborenen äußerst schlecht behandelten“ (wobei er, in schroffem Gegensatz zu Bakers „Millionenheeren“, fortfährt: in Südwestafrika hätten wir „bewußt eine Ausrottungspolitik verfolgt“!); sondern auch hier der von den Franzosen genährte, ins Phantastische gesteigerte Wahn von der drohenden deutschen Weltherrschaft! Deutschland an der Spitze von schwarzen Millionenheeren „überall in der Welt“ (trotz Seeherrschaft der Engländer!) seine „deutschen Ziele erkämpfend“!

Nein, meine Herren, die erbärmliche Schmach, farbige Truppen gegen die weiße Rasse auf europäischem Boden, in Höhe von etwa einer Million (so schätzt sie Baker ein), verwendet zu haben, bleibt welthistorisch für immer auf Frankreich und England lasten!

Der Amerikaner schließt grade mit diesem trüben Ausblick dieses erste Buch (S. 343f.):

„Gleichzeitig geht die Militarisierung Afrikas weiter — wenn in den ehemaligen deutschen Kolonien auch nicht öffentlich, so doch bestimmt in den übrigen Kolonien. Unwillkürlich wird man an das Römische Kaiserreich zur Zeit seines Niederganges erinnert, wie es, in dem Bewußtsein, die höchste Stufe der Zivilisation zu repräsentieren, die wüsten Hilfsquellen des Dschungels herbeirief, um sich gegen seine stärkeren, roheren, aber lebenskräftigeren Nachbarn zu verteidigen. Die Römer selbst, erschöpft und entkräftet, warfen ihre barbarischen Legionen an die europäischen Grenzen — Äthiopier, Araber, Perser und viele andre Völkerschaften — so daß die Kulte der Isis von Afrika und die des Mithra von Asien jenseits des Rheins und des Kanals ihre Altäre errichteten. Doch die von außen herbeigerufenen, nicht im Innern erwachsenen Kräfte vermochten Rom nicht zu retten, nur um so schneller kam der Untergang.“

So schließt sein Buch. Herr Baker weiß ja genau, daß dies nur für die heutige romanische und angelsächsische Welt gilt, nicht für uns Deutsche, nicht für die Russen. Und dies — die „schwarze Schmach am Rhein“ und jetzt an der Ruhr — ist grade einer jener Punkte, der seine amerikanischen Landsleute im Namen der Weißen Rasse zum Eingreifen zwingen müßte. Doch auch Amerika hat ja Seite an Seite mit Farbigen gegen Deutschland mitgekämpft — und hat sich also am Untergang des weißen Europas mitschuldig gemacht. Wie es schon vor Kriegseintritt die Hungerblockade und also das Hinsiechen vieler deutscher Kinder nicht verhindert, wohl aber die romanisch-angelsächsischen Verbündeten mit Munitionsmassen versehen und glänzende Geschäfte gemacht hat!

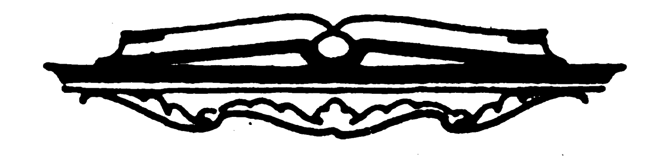
Was ist solchen großpolitischen Kulturverbrechen gegenüber unser harmloser Einfall in Belgien!

Nein, Herr Baker, versuchen Sie Wilson und Ihre amerikanische Politik nicht zu retten! Er ist und bleibt in der Weltgeschichte gebrandmarkt. Reinmenschlich fühlen wir es durchaus nach, wenn der Verfasser vom Präsidenten schreibt, er hätte an jener Pariser „Brutstätte des Zwistes“ auch nicht „einen Funken von gutem Willen gefunden“ und „am Abend nach Beendigung der Konferenzen manchmal wie der leibhaftige Tod ausgesehen“. Die Sache war schon vor seinem Eintreffen in Paris halb verloren; und nachher erst recht war der Doktrinär dem Wust von Problemen, Tücken, Geheimverträgen und Leidenschaften nicht gewachsen.

Und trotz all der Enthüllungen auch dieses Buches, das ein Gewirre von Machtgier und Neid dokumentarisch bloßlegt, gelten nach wie vor wir Deutschen in der Welt als die Aussätzigen, als die Allein-Verbrecher!

Herr Baker weist klar darauf hin, daß Frankreichs „Programm der Panik“, sein „hoffnungsloses Dilemma“ zwischen großen Rüstungen gegen Deutschland und dem gleichzeitigen Wunsch nach Erpressungen aus unsrem geschwächten Lande am jetzigen Elend schuld sei, eben durch die „unersättlichen Sicherheitsforderungen“ Frankreichs. Aber er und seine Landsleute rühren keinen Finger, diesem europäischen Alpdruck ein Ende zu machen. Und so häuft sich zur alten amerikanischen Sünde des Eingreifens und des dennoch Nicht-Vermitteln-Könnens neue Schuld.

Demnach richtet sich dieses interessante Buch ohne Willen und Wissen seines im deutschen Volksempfinden völlig ununterrichteten Verfassers gerade gegen seine eigene Nation. F. L.





Eine neue elsässische Zeitschrift

wird in Berlin von einigen Alt-Elsässern unter dem Titel „Elsaß-Lothringen, Heimatstimmen“ verheißungsvoll herausgegeben. In der Einleitung schreibt der Herausgeber Dr. Robert Ernst (Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5): „Nichts ist natürlicher, als daß die über das ganze Reich zerstreute Gemeinde altelsässischen und altlothringischen Blutes sich eine Tribüne geben will, auf der sie ihre Stimme hören lassen kann, schon deswegen, weil man drüben vielfach so tut, als ob es so etwas wie Emigranten von 1918, die denen von 1870 gleichwertig wären, nicht gäbe. Es ist aber mehr, das uns drängt, uns zum Worte zu melden. Was uns verfolgt in alle Fernen, ist dieses Thema ‚Elsaß-Lothringen‘ mit seiner nur ihm so eigenen und seltsamen dämonischen Problematik. Wenn wir hundertmal es abschütteln, immer wieder ist es da und zwingt uns, ihm ins Gesicht zu sehen, aus dessen uns allen doch so lieb und vertraut gewordenen Zügen immer wieder neue Fragen und Rätsel, die uns anziehen, zu uns sprechen. Das heutige Deutsche Reich bietet gewiß viel bohrende Problematik, aber wir Elsässer und Lothringer bleiben auch in seiner Mitte, so sehr wir geistig alles miterleben, was das Vaterland berührt, doch immer ganz besonders der elsässischen und lothringischen Rätselwelt verhaftet ...“

Emigrant sein ist eine gefährliche Sache; man wird leicht ein unfruchtbarer Querulant, wenn man in wehleidiger Rückschau verharrt. Meine ausgewiesenen und ausgewanderten Landsleute werden als echte Alemannen vor dieser Gefahr bewahrt bleiben. Diese erste Nummer setzt gut ein. Man will spannkräftig Anteil nehmen an den dortigen und von dort aus wirkenden Problemen. Und man kann es ja von hier aus viel freier als der Elsaß-Lothringer selber, wo die Presse unter dem Druck des französischen Imperialismus steht. Daß auch unsere ausgezeichnet humoristisch und landesecht plaudernde Marie Hart vertreten ist, freut uns ganz besonders neben den gehaltvollen Kulturbetrachtungen, die wir finden. Der Herausgeber des „Türmers“ hat ein Stimmungsbildchen beigesteuert, das auch hier Platz finden möge:

„Manchmal kommt es uns wie ein Traum vor. Jene Feldwege, die über die elsässischen Hügel laufen, jene Hecken am Waldrand, jener Schäfer mit der Herde, der auf seine Schippe gelehnt steht, der alte Nußbaum hinter dem Hause — — sagt mir doch, Freunde, was ist denn an alledem französisch? Unser Dorf hat den Namen Schillersdorf, vorher wohnten wir in Obersulzbach, die Dörfer dort herum heißen Menchhofen, Zutzendorf, Bischholz, Rothbach, Engweiler, Oberbronn — — und so weiter und so schon seit Jahrhunderten, so lang es eine Geschichte gibt! Was ist denn an diesen Namen und an der Sprache, die man dort überall spricht, französisch? Es muß doch schon ein recht weites Gewissen haben, wer dies Land und Volk eine ‚geraubte französische Provinz‘ nennt!

Wenn man an den arbeitenden Bauern vorüberging, rief man einen Gruß hinüber, der sich gewöhnlich auf die Art der Arbeit oder auf das Wetter bezog. Und ein entsprechender Gegengruß kam zurück. Man war eine einzige große Familie. Die gleiche Sprache verband und verbindet uns. Ich rede auch heute noch mit meiner Frau nicht anders als elsässische Mundart. Und ging man am Sonntag nachmittag über die Felder, etwa zu Freund Hans-

jery nach Bischholz, so trank man dort ein Krügel Wein miteinander und aß zu festem Bauernbrot Butter und Schinken. Warum brach man in unsern Frieden ein? In jenem kurzen Kriege 1870—71 wurde zurückgeholt, was deutsch war; hätte es nicht dabei bleiben können? Weiß die Welt nicht, daß dort überall deutsches Land ist mit deutscher Sprache und Volksart?

Ein Narr fragt mehr, als zehn Weise beantworten können. Ich spreche auch gar nicht bitter, nur wehmütig. Bild auf Bild zieht an meinem inneren Auge vorüber, wenn ich an das Jugendland der Mirabellen und Weinberge und eßbaren Kastanien denke, mit den köstlichen Fernblicken auf den blauen Vogesenzug. Am Selberg drüben, wo der Rothbächer Weinberg zu Ende ist, floß ein starker Feldbrunnen. Ein Kastanienbaum steht daneben. Und unser Weinberg, der obere und der untere, hatte je ein Pfirsichbäumchen. Wie schön rosenrot blühte das in den Frühling! Und wie oft lief man im Hochsommer hinüber, um nach den reifenden Früchten zu spähen! Und der Blick von der Höhe des Weinbergs nach dem Herrenstein und der Hüneburg und gar nach dem ferneren stillblauen Schneeberg!

Das ist alles deutsch in allen Namen bis in die fernste Ecke hinein, wo noch ein Zinselbächlein fließt! Fälscht uns doch unser Land nicht!

Bild an Bild zieht vorüber; und über die Sonntagsfelder klingen Glocken und deutsche Choräle. Elsaß, liebe Heimat, wer will dich aus unseren Herzen bannen?!

Und dennoch: wenn man mir goldene Schlösser verspräche und alle Herrlichkeiten der Welt, ich würde jenen Boden nicht mehr betreten. Ich bin und bleibe bei meinen leidenden Deutschen. Dort drüben ist gelegentlich mein Traum, meine Wehmut — hier aber meine Fürsorge, meine Liebe, meine Arbeit.

Halt aus, mein Herz, im Glauben an dein Volk, halt aus bis in den Tod!" F. L.

*

Aus meiner Volkshochschularbeit

Um es gleich zu sagen: der große, von einer gewissen Seite her angeschlagene Tamtam um diese gewiß wichtige Sache der Volksbildung hat bei den Massen — ich betone: bei den Massen — Fiasko erlitten. Wer den Zeitgeist kennt, dem war dies keine Überraschung. Massentum und Materialismus sind die Götzen der Zeit; wo sollte da in den einer oberflächlichen und leichtsinnigen Vergnügungssucht frönenden Massen der Wunsch nach Durchgeistigung und Höherstufung des Lebens emporkeimen! Vor allem hat gerade unsere Arbeiterschaft kläglich versagt — wenn sie nicht — wie man vielfach beobachten kann — von Partei wegen in eine rein sozialistisch geleitete und betriebene Volkshochschularbeit hineingeschickt wird. In meinem weltabgeschiedenen Städtchen ist dieser tiefbedauerliche Zwiespalt in der Volkshochschulpraxis nicht überwunden: hie bürgerlich — hie sozialistisch! Sowohl was Redner als auch was den größten Teil der Zuhörerschaft betrifft.

Es ist bezeichnend, wie dieser Zwiespalt auch nach der materiellen Seite hin zur Auswirkung kommt. Die übliche, zumeist „bürgerlich" eingestellte Volkshochschule muß sich, abgesehen von ganz geringfügigen Zuschüssen aus städtischen Mitteln, auf Grund neuester ministerieller Verfügung allein aus den Honoraren der Hörer zu erhalten suchen; während die — wenn man so sagen darf — „Landes"-Volkshochschule bei ihren Unternehmungen eine finanziell ihr stets wohlgesinnte höchste Regierungsstelle hinter sich weiß. So hat z. B. die Volkshochschule Thüringen eine glänzende Finanzbasis aus den Einnahmen der ihr zugesprochenen Forsten. Aber in der örtlichen Praxis selbst wäre ohne den Idealismus der Hörer und vor allem der Lehrenden eine gedeihliche Durchführung dieser Arbeit gar nicht möglich. Augenblicklich (Dezember 1922) ist das Honorar für die einstündige Vorlesung — die zeitraubende und oft mit erheblichen Unkosten belastete Vorbereitung inbegriffen — auf dreihundert Mark festgesetzt. Dasselbe erhält hierzuorten ein Strumpfwirker als Stun-

denlohn. Die Unterbewertung der geistigen Arbeit tritt in der Volkshochschulbewegung äußerst kraß zutage.

Fort endlich mit der unfruchtbaren Parteipolitik aus diesem Bezirk ernsten geistigen Ringens! Bildung ist keine Parteisache, sondern von innen her errungenes Menschheitsgut. Volkshochschularbeit will versöhnen, will Überbrückung der Klassengegensätze. Aber was bekommt man zu hören, wenn man diese Meinung der Gegenseite gegenüber vertritt! Dabei soll auch hier gern zugestanden werden: was ich in unserm Städtchen von der sozialistisch eingestellten Volkshochschularbeit zu hören bekam, war ermutigend und im besten Sinne wirklich edler Volksbildung gewidmet. Ich denke da an lehrreiche Lichtbildervorträge erdkundlicher Art und an einen Kammermusikabend des Schachtebeck-Quartetts vom Leipziger Gewandhaus zu Eintrittspreisen, die jedem den Besuch ermöglichten. Das soll gewiß freudig anerkannt werden. Aber weshalb bleibt die Arbeiterschaft den Vorträgen von „bürgerlichen“ Rednern so geflissentlich fern? Ist das eigner Wille oder Parteizwang? Wir kommen ja gar nicht zusammen!

Freilich: auch die mittleren und höheren Stände haben Willen und Ziel der Volkshochschule vielfach noch nicht begriffen, wenn man nach der Zahl der Besucher urteilen darf. Was kann man da noch immer für törichte Reden hören! Nein, ihr Deutschen, es handelt sich hier wirklich um eine sehr ernsthafte Angelegenheit, für die leider anscheinend die Zeit noch nicht reif ist. Die Masse werdet ihr nie mit edelgeistigen Dingen in die Hörsäle locken. Der Gral leuchtet nur der ringenden Einzelpersönlichkeit, die sich aus dem Dunkel der Niederungen ins Licht eines freischöpferischen Daseins emporsehnt.

So habe ich meine Volkshochschultätigkeit von Anfang an auf den auch im Türmer vertretenen Auslese-Gedanken eingestellt und möchte schwerlich die Abende aus meinem persönlichen Erlebniskreise missen, wo ich im vergangenen Winter über Leben und Werke des jungen Wagner (mit musikalischen Erläuterungen am Flügel) zu sprechen hatte, und gegenwärtig im Winter der furchtbaren deutschen Not deutscher Dichter und Dichtung der Gegenwart behandle. Es sind zwanzig bis dreißig Personen, die sich einfinden und auch treu aushalten in dem auf zwanzig einstündige Vorträge berechneten Zyklus. Ehrlich für die Sache begeisterte und empfängliche Gemüter, suchende Seelen im Wirrwesen der Zeit, sehnsuchtstief nach den Meistern verlangend. Der Anblick dieser Menschen in jenen stillen Abendstunden schenkt einem immer aufs neue Liebe zum deutschen Volke, dessen Seele in einer Auslese edler Menschen gesund geblieben ist trotz aller Schlacken der Zeit. Da kommen sie aus ihrer Hausarbeit, aus Kontor und Laden, die Frauen und Männer! Es ist nur eine Stunde an einem der Werktagsabende: aber sie eint uns zu einer schönen Lebensgemeinschaft. Dr B.

*

Gundolfs „Kleist“

Keine Anzeige, höchstens eine Warnung. Es geht jetzt durch das deutsche Geistesleben eine bedenkliche Richtung, die mit ihrem Stoff geradezu spielt, ja den literarischen Stoff wesentlich benützt, um ihren eigenen konstruktiven Intellektualismus darüber auszuschütten, in möglichst unbedingter Diktion, anschwellend zu rhapsodischer Prosa, mit einem Unterton von geistigem Hochmut. Wir haben es schaudernd an Gundolfs „George“ erlebt; wir versuchten, mit stärksten Bedenken, seinen ungoethischen „Goethe“ zu lesen; wir legen unmutig soeben seinen „Kleist“ aus der Hand. Prof. Gundelfingers Geist und Kunst in hohen Ehren: aber sie ist für die deutsche Jugend, die wirklich schlicht und rein an das Wesen heran will, geradezu eine Gefahr. Auch dieses Buch (Berlin, Georg Bondi, 1922) ist eine freie Phantasie über das Thema Kleist, widergespiegelt in dem äußerst subjektiven und gewalttätigen, ja übertreibenden Erlebnis-Spiegel Gundolfs, der sich und seine Hörer berauscht. Beispiel: „Die tiefe Ungebärdigkeit, die Lust und Qual des Andersseins und Vonvorneanfangens, die Unsicherheit und der Trotz des Selbstlerners und Selbstgrüblers, die dunkel-

glühende Heimlichkeit und die verbissene Sucht nach dem unbedingten Du für das höchbedingte Ich — Züge fast jedes genialen Deutschen seit Luther, wenn nicht durch Luther — sind bei Kleist mehr als bei irgendeinem anderen zum Schicksals- und Schaffensgrund geworden" (S. 7) . . . Durch Luther! Der genial angelegte, doch embryonale Kleist neben dem weltumwälzenden Vollmann Luther: das verblüfft, das klingt in der Prägung neu, seherisch, umfassend — aber ich versichere euch, Freunde, es ist schillernder Schaum! Es sind keine Gedanken: es sind Einfälle; es ist, unbewußt, eine Verblüffungstechnik, die man allerdings nicht widerlegen kann. „Da niemand schlechthin aus der Natur und Geschichte herausfallen kann, und auch diese Einsamkeit nur mit Bezug auf die menschlich faßbaren Gemeinschaften gilt, so mag Kleist dastehen als der geschichtlich äußerste Ausdruck einer Idee, die im All (!) einmal erscheinen mußte: der einsamen Tragik einer volk- und götterlosen Seele" (S. 9) . . . Bitte, nochmals zu lesen: der Preuße Kleist ist der geschichtlich äußerste Ausdruck einer Idee, die „im All" — und so weiter! „Im All" — einfacher tut er's nicht. „Was er zu sagen hatte, konnte er auf keine gemäßere Weise sagen als auf dramatische: seine Gedichte sind ausdruckslos und seine Erzählungen sind versetzte Dramen, wie Lessings Dramen versetzte Abhandlungen, Schillers Dramen versetzte Reden, Goethes Dramen versetzte Epen, Gedichte oder Gemälde sind, ihrem Grundgehalt und ihrem Ursprung nach" (S. 14) — ja, und Gundolfs Literaturbücher versetzte Psalmen und Rhapsodien.

Versteht man nach diesen kurzen Proben, was wir meinen? Wir wollen nicht in Spott geraten gegenüber einem so ernsthaften und treuen George-Schüler, dessen Zwang zur Unbedingtheit, Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit seine Stärke — oder Scheinstärke — und zugleich seine Schwäche ist. Erscheinungen wie Spengler und Keyserling vermehren diesen ärgerlichen Hang, mit konstruktiven Behauptungen zu verblüffen. Gewiß ist Überschwang zu schätzen, wenn er aus liebendem Gemüt kommt; hier aber stammt er aus der Begrifflichkeit und gebärdet sich als absolute Erkenntnis: ist aber in Wahrheit nur ein gewaltsames Spiel mit suggestiven Worten, immer etwas Forciertes — man muß schon zu Fremdworten greifen, um das Un-Einfache und Un-Einfältige dieser Prägungsweise zu kennzeichnen.

Sicherlich findet sich innerhalb dieser Manier und Phraseologie manch geistvolles, die Sache treffendes Wort; daran zweifeln wir nicht. Wenn Kleist als „unser einziger ursprünglicher Tragiker" oder „als sühnender Träger eines deutschen Fluchs, der volklosen Einsamkeit des schöpferischen Genius" hingestellt wird, wohlan, so mag man das eben annehmen oder nicht. Es wäre übrigens — wenn man sachlich sprechen könnte —, da hier das Wort „deutscher Fluch" fällt, einer psychologischen Untersuchung wert, festzustellen, wieviel Gundelfinger aus der Leidensgeschichte und Wesensart seiner eigenen jüdischen Volkszugehörigkeit unbewußt hineinprojiziert hat in die hier behandelte tragische deutsche Gestalt. Erst von da aus könnte man vielleicht diesem in seiner Art bedeutenden Sprecher gerecht werden. L.

*

Adolf Bartels „Deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart"

ist in drei Bänden neu erschienen (Leipzig, H. Haessel 1922). Das Werk hieß früher „Die Alten und die Jungen" und zeichnet sich durch Fleiß und Mut aus. Durch Fleiß: denn es gehört viel Augen- und Gehirnkraft dazu, sich durch so viele Bücher, besonders der verworrenen Gegenwart, hindurchzulesen und die Masse sichtend zu ordnen; durch Mut: denn ein Kapitel wie „Der Sensationalismus und die Herrschaft des Judentums" kann eben nur Adolf Bartels schreiben. Hier ist des zähen und hartnäckigen Dithmarschers Besonderheit, worin er einzigartig dasteht. In dieser Hinsicht ist sein Buch schlechterdings unentbehrlich. Sein fataler Hang, Zensuren auszuteilen, statt in feiner und nüancenreicher Charakterisierung liebevoll nachzuzeichnen, ist unaus-

rottbar in seiner dogmatischen Natur verwurzelt.

Doch wir haben schon im Novemberheft dieser Zeitschrift, bei aller Achtung vor Bartels' Verdiensten, einen bewußten Abstand betont und wollen uns hier mit einem Hinweis begnügen.

Politisch gehört Bartels der deutschvölkischen Gruppe an und gibt als Halbmonatsbeilage des rechtsradikalen „Reichswart" (Graf Reventlow) ein kleines literarisches Blatt „Deutsches Schrifttum" heraus.

Nachträglich kam uns auch eine „Festgabe zum 60. Geburtstag von Ad. Bartels" zu Gesicht, herausgegeben vom Bartelsbund durch Walter Loose (Leipzig, H. Haessel Verlag). Sie enthält Beiträge von Gutberlet, Kraeger, Schrickel, Theodor Fritsch, Stauf von der March, Lobsien, Schwarz, F. Andersen, H. Claß, Hans von Wolzogen, Hans Severus Ziegler und andren Vertretern des völkischen Gedankens.

L.

*

Ein neuer Kampf um die Cheopspyramide

Das deutsche Volk ist in der größten sozialen Umschichtung begriffen, die je noch ein Volk erlebt hat; es ringt um seine Existenz als Weltmacht; jeder Tag zeigt ihm aufs neue, daß in diesen Jahren der Entscheid fällt über seine Zukunft und über die deutsche Kultur, vielleicht für immer, jedenfalls aber auf Jahrhunderte hinaus. Und wie nimmt die geistige Oberschicht dieses Volkes die Gegenwart auf? Im Jahre 1921 erschienen in deutscher Sprache fünf Werke über das Rätsel der Cheopspyramide!

Die Wirklichkeit erfindet eben immer die besten Anekdoten, um die Kulturgeschichte ironisch zu kommentieren.

Man bedenke: Fünf Bücher, darunter ganz umfangreiche, in vielen tausend Exemplaren eines auch in mehreren Auflagen, werden verschlungen, in vielen Aufsätzen besprochen, sogar empfohlen, sonst würde ja die Welle nicht weitergegriffen haben. Und was enthalten sie?

Die Türmerleser wissen schon wenigstens in den Grundzügen Bescheid. In Vorahnung der kommenden Welle habe ich hier das Nötlingsche Werk, von dem sie ausging, kritisch besprochen, habe auch Proteste geerntet und die ganze Feindschaft, mit der man in unserem Volk jeden zu verfolgen pflegt, der anderer Ansicht ist als der Verfolger.

Da aber eine ganze „Nötling-Bewegung" losgebrochen ist, muß ich wohl noch einmal in Kürze wiederholen, was das Werk über die Cheopspyramide enthält. Es stützt sich auf einen Roman (Eyth) und „beweist" auf Grund von dessen Behauptungen, daß die alten Ägypter durch die Abmessungen des Sarkophages in der Königskammer jener Pyramide folgendes niedergelegt haben: die Kenntnis der Umlaufszeit der Erde, die Sonnenentfernung, das spezifische Gewicht der Erde, die Umlaufszeit der Planeten u. dgl. m. Auf Grund dieser ägyptischen Geheimnisse wird es Nötling klar, daß die Inschrift J. N. R. I. über dem gekreuzigten Heiland — eine geometrische Formel, nämlich $\pi\,^{2}{}_{3}{}^{-3}$ bedeutet.

Das ist der traurige Ernst des Nötlingschen Buches. Lustig ist nun, daß eine ganze Anzahl ernster Männer, Doktoren und Grafen diese „Geheimniserklärungen" noch zu überbieten trachten; das Lustigste aber ist, daß nun ein Gelehrter nach dem anderen aufsteht und daß jetzt in den Jahren 1922 und 1923 wieder Bücher und Schriften erscheinen (E. Landt, Ein neuer Kampf um die Cheopspyramide. Mit 3 Tafeln. Berlin 1923), die mit großem wissenschaftlichem Material die Pyramidenphantasten bekämpfen und widerlegen, teilweise sogar mit solchem empörtem und verbissenem Haß, daß die rabies pyramidologorum bald ein noch berühmteres Gegenstück zu ihrer älteren theologischen Schwester sein könnte.

Lustig ist — ach nein, tieftraurig ist es, daß ich mit meinem absprechenden Urteil über die Pyramidenphantasien erst von hochberühmten Ägyptologen Recht und Sukkurs bekommen muß. Wo sind wir hingeraten? Ist diese Zeit wirklich reif für das große Gericht?

Jetzt, in diesen furchtbaren Jahren, da unser Volk ein Neues, endlich das „Gute und Rich-

tige" erkennen muß, wenn es noch leben soll, ein Streit um solche Fragen!

In meinem Büchlein „Vom ewigen Wald" habe ich mit Herzblut einige Sätze niedergeschrieben, und sie fallen mir ein, als ich die Feder, die solches festnageln mußte, niederlegen will, die Worte von „dieser untergang-geweihten Menschheit, deren Beste wissend den Abgrund sehen, in dem sie versinkt . . . Und da ist es mir, als durchbohrten sieben Schwerter mein Herz und alles Leid der Welt sei mir aufgeladen . . . Denn auch ich bin ein Mensch und versinke mit euch, wenn ihr sinkt . . . Wißt ihr noch nicht, was ihr tun müßt?! . . ."

R. Francé

*

Aus dem Briefe eines Verbindungsstudenten

Es war mir erschütternd, als mir — nach Versailles — ein Besucher aus einer Universitätsstadt erzählte: es habe starkes Ärgernis erregt, als dort frühmorgens Arbeiter, die zur Werkstätte eilten, betrunkene Studenten in der Gosse gefunden. Das mag ein vereinzeltes Ereignis sein, gewiß; aber der Fall gehört in das überaus ernste Kapitel: Trinksitten und Studentenkomment. Es ist zum Verwundern, daß hier noch keine durchgreifende, aus dem Studententum selbst kraftvoll emporquellende Erneuerung nach diesem aufwühlenden Weltkrieg eingesetzt hat. Wir wollen unsrerseits nicht in moralinsaurem Ton hineinpfuschen; man kann dies nicht von außen machen. Doch sei die folgende Zuschrift, die von persönlichen Unterredungen begleitet war, ein Beispiel dafür, wie es in manchen studentischen Herzen und Köpfen jetzt nach vertiefter Lebensauffassung ringt.

Jena, den 16. Febr. 1923.

„. . . Wir erkennen mehr und mehr, daß in der deutschen Studentenschaft das Bedürfnis nach einer reformatorischen Bewegung, die den Klassen- und Kastengeist in ihr ausgleicht um höherer Ziele willen, notwendig geworden ist. Wir stehen nicht mehr allein, wir wissen stille Kämpfer an allen Universitäten. Um näher miteinander Fühlung zu nehmen, fand vorige Woche in Halle eine Besprechung dortiger und hiesiger Studenten statt. Wir konnten feststellen, daß in uns allen dasselbe Bedürfnis ist. Wir wissen, daß die Jugend, die aus der Not dieser Zeit geboren ist, nach Glauben, Tiefe und Begeisterung dürstend verlangt. Wir frieren in dieser Zeit, die kalter Mammongeist durchweht. Wir glauben an eine kraftvolle Auferstehung eines Deutschtums aus dem tief innern deutschen Wesen heraus.

„Den heutigen Studenten stellt die Zeit vor schwere Aufgaben; wir sind bereit, mit Glauben und Kraft an ihrer Lösung zu arbeiten. Aufbauend auf ein innerlich tief und heiß empfundenes Deutschtum, wollen wir heilend den Riß zwischen Arbeitern und Wissenschaft zu mildern suchen, indem wir uns an alle arbeitenden Deutschen wenden; wir wollen die akademische Jugend, die auf die Universitäten gekommen ist, um ihren Lebensblick zu weiten, zu einem Ganzen fest zusammenschweißen. Wir wissen, daß grad auch aus der akademischen Jugend die Führer aller am Wiederaufbau unseres Vaterlandes Arbeitenden hervorgehen müssen und werden. Eine sittliche Erneuerung, eine Festigung und Zusammenfassung der akademischen Jugend zu einem Ganzen, zu einem festen deutschen Willen: das ist erforderlich.

„Es ist schade, daß gerade die Verbindungen in ihrem starren Festhalten an ihren der heutigen Jugend gar nicht mehr entsprechenden Formen und Traditionen diese innere Glut den jungen Studenten dämpfen, ja löschen: und zwar dadurch, daß in den Verbindungen die äußeren Formen über den Ideen-Gehalt und nicht umgekehrt triumphieren. So wird Begeisterung und echter jugendlicher Frohsinn zu einem künstlich hervorgerufenen, oft erzwungenen Fröhlichsein und widernatürlicher Ausgelassenheit gemacht. Erziehen die Verbindungen ihre Mitglieder auch zu angemessenem Verhalten in Gesellschaft anderer, so stehen sie in ihrer bestehenden Form nur zu leicht der Entfaltung und Entwicklung des inneren Menschen im Wege. Das habe ich als Verbindungsstudent tief empfunden; und das wissen und empfanden alle jungen Studenten, die als

junge Füchse in den Verbindungen ihr Inneres in der Krisis des sogenannten ‚Fuchsenkaters' den bestehenden Formen ihrer Verbindung zuliebe schweren Herzens hingeben. Um hier nun Wege zu finden, wenden wir uns an unsere berufenen Führer, in der Erkenntnis, daß die Jugend in solchem schweren Beginnen des Rates der Ältern bedarf. Erachten Sie es in diesem Sinne nicht für aufdringlich, wenn wir zu Ihnen, die Sie uns gewiß unterstützen werden, kommen, um zu Ihnen zu sprechen von unseren Gedanken und Sorgen.

„Im Namen mancher stiller tapferer Kämpfer M."

*

Hans Sterneder

ein junger österreichischer Erzähler, in Gloggnitz am Semmering als Lehrer wirkend, hat einen schönen, ernsten und warmen Entwicklungsroman („Der Bauernstudent") geschrieben, dem soeben ein zweites Buch ("Der Sonnenbruder") sich anschließt. (Beide bei L. Staackmann, Leipzig.) An jenem Buche und an vielen Einzelheiten des zweiten Werkes hätte der alte Peter Rosegger herzliche Freude gehabt.

In diesem „Bauernstudenten" ist viel Erlebtes, das sich mit dichterisch Erschautem in einer sonnigen, menschenschöpferisch veranlagten Seele glücklich vereinigt. Ruhige Einfachheit der Erzählung läßt die Bilderfolge im Gleitfluß am Leser vorbeiziehen. Die hartarbeitende Großmutter bringt das Waisenkind der Tochter empor, so gut sie kann; der freundliche Lehrer, der sich so trefflich auf Kinder und Bienen versteht, hat seine stille, fördersame Freude an dem klugen Jungen; aber der unmittelbare Einfluß von Natur und Scholle bringt wie durch geheimnisvoll verästeltes Röhrenwerk in dies junge Gemüt, scheinbar ohne vermittelnde Zwischenstufen. Man lese, wie der kleine Wolf die Käfer und Schmetterlinge beobachtet, wie er als Hüterjunge mit seinen Tieren befreundet ist! Das sind kleine Meisterschafts-Idyllen. Aber eben dies elementare Verhältnis zur ländlichen Heimat läßt den begabten, lerneifrigen Jungen, der den Besuch des Gymnasiums erstrebt und mit Ehren abschließt — vor dem Gedanken zurückschrecken, daß ihn die höhere Bildung in der Folge einmal zum Stubendasein eines Beamten verurteilen könne. Ich werde wieder Knecht! erklärt der Maturus, denn „auf den Lehrer hat er ja nicht studiert", so daß ihm der Gedanke an diesen Lebensplan trotz Lehrgeschick und Kinderliebe und der Möglichkeit, auf dem Lande zu wirken, nicht gleich einleuchtet. Als dann aber die reiche und gütige Mutter eines Privatschülers ihm die Hindernisse geebnet hat, tut sich die Tür zu einem wundervollen Berufsleben am Herzen der Natur für ihn auf; eine liebe Frau teilt sein frohes Dasein, und zum Überfluß findet er den ersehnten verständnisvollen Verleger für ein heimlich gehegtes Buch.

Das ist ein gutes, weil weiterknospendes Geschichten-Ende. Und wenn man dahin gelangt ist beim Lesen, tut man gut, zurückzublättern und bei diesem und jenem Abschnitt noch einmal zu verweilen, der lebenstrotzende Beobachtung und durchseelende Vertiefung um den Helden gewoben hat. Es ließe sich da vieles hervorheben, aber der Leser mag es selber ausspähen, und dabei wird er sich mit stiller Freude sagen: Hans Sterneder ist eine Hoffnung unter den deutschen Erzählern.

Das zweite Buch („Der Sonnenbruder") wirkt zwar zunächst wie ein mächtiges Aufatmen in einer erweiterten Welt, läßt aber in seinem Gesamtbau zu wünschen übrig. Es ist etwas Absonderliches, das in seinem Überwiegen der Zustandsschilderung wenig gemein hat mit dem Erstlingswerk. Es sucht Grenzen zu sprengen, es deutet Geheimnisse an, es spricht von einem „Wunderapostel", der aber nicht auftritt. Dieser Sonnenbruder ist ein Gemisch von Eichendorffscher Romantik mit realistischem Landstraßen-Erleben in Wind und Wetter und übelriechenden Herbergen, Erfahrungen mit der Polizei, Krankheit, Schmutz und Roheit. Daß der eine der Helden, der kindlich schelmische Vögeli Heini, diesen Zustand der Dinge über zwölf Jahre ausgehalten haben soll, können wir dem Verfasser nicht ohne Schwierigkeit glauben, trotzdem Freiheits-

drang und Naturzauber ja starke Förderer eines solchen regellosen Lebens sind. Umblüht, ja umwuchert sind die drei „Tippelbrüder" von allerlei märchenhaftem Geschehen und mystischem Getriebe, womit gleich auf der ersten Seite das Buch etwas langatmig (und oft mit zu langen Sätzen!) einsetzt.

Es scheinen da Erlebnisse des Verfassers mitzuwirken; und der „Wunderapostel" ist schwerlich eine nur erdachte Person. Aber von einem reinigenden Einfluß auf die Liebesabenteuer merkt man nichts. Das Buch hat keine rechte innere Entwicklung. Dieses „Getippel" auf der Landstraße könnte immer so weitergehen. Es verdichtet sich nicht zu einem Problem. Die Mädchen und Frauen, besonders die vornehme Schloßherrin, sind nicht recht greifbar; und die Episoden durchgleiten sein Leben nur, statt es zu durchpulsen. Überhaupt ist das ganze Buch mehr eine Zustandsschilderung, ein Lebensausschnitt, fast möchte man sagen: eine weit ausgeführte, farbenbunte Skizze oder, bildlich ausgedrückt, ein Strauß Schnittblumen, an denen man Pflanzenwachstum nicht beobachten kann, während der tiefer forschende Leser doch unwillkürlich den Drang nach oben, das Sichranken ins Licht hinein an den Menschen und Dingen einer guten Geschichte feststellen möchte.

Immerhin: das kindliche Gottvertrauen, angelehnt an Paul Gerhards prächtiges Lied, und die allmähliche Ergebung des Beatus in sein leider nur zwischen den Zeilen sichtbares Lebensleid (warum?) sind Blüten eigner Art in dem reichen Strauße, die einen Samenansatz auch nach dieser Seite zeigen.

Sterneders Schaffen ist noch keine Erfüllung, aber, wir wiederholen es, eine reiche Hoffnung für unser deutsches Erzählertum.

A. M.

*

Eine christliche Sittenlehre

Eine Ethik entwerfen ist doch das Größte. Unser Handeln soll an die letzten sittlichen Prinzipien oder Namen, an den Ursinn der Wirklichkeit geknüpft werden; das sittliche Leben soll in seinen innersten Kräften sich enthüllen, aus seinen Wesensgründen vor unsren Augen entspringen. Das Deuten wird zum Begründen, zum Nachschaffen; und Nachschaffen enthält immer etwas vom Schaffen selbst. Es ist eine Aufgabe, die alle Denkenden angeht. Das Sittliche ist unsere wahre Lebenssphäre.

„Unter schweren Kämpfen, oft mit brutaler Härte einzelne Triebe vergewaltigend, ringt es sich in der Menschheit durch, um dann auf einer höheren Stufe, über den Kampf von Pflicht und Neigung erhaben, schließlich doch wieder zur Natur, zum jetzt bewußten Triebe zu werden. . ." „So nimmt es eine ganz eigenartige Stellung im Haushalt des geistigen Lebens der Menschheit ein. Mit bitterstem Ernst auftretend, steht es den geheimnisvollen Lebenswurzeln näher als andre, der Krone des Baumes zugehörigen Mächte, wie etwa Kunst und Wissenschaft, und trägt daher, dem Religiösen ähnlich, einen elementaren Charakter oder, im kühnen Bilde gesprochen, einen Erdgeruch an sich, der Kunst und Wissenschaft so nicht zu eigen ist."

E. W. Mayer, früher lange Jahre segensreich in Straßburg, jetzt in Gießen wirkend, ist der Verfasser der „Ethik", auf die hier hingewiesen sei (Gießen, Töpelmann 1922). Das Werk, den Untertitel „christliche Sittenlehre" führend, tritt (in der „Sammlung Töpelmann") neben eine „Glaubenslehre" von Horst Stephan, die ebenfalls um gewisser selbständiger und bedeutsamer Momente willen Beachtung verdient, beide zunächst als Studentenbücher gedacht, beide zugleich an alle suchenden Gebildeten sich wendend, zumal die Mayersche Ethik durch klassische Klarheit und einen lebendigen, nie papierenen Stil ausgezeichnet.

Es ist ein Werk der Reife. Unser Bewußtsein ist heute so zerrissen; einseitige Stimmen reißen die Aufmerksamkeit an sich, das Denken wird oft anklagend, ungerecht. Was uns wohl tut an dieser Ethik, das ist die abgeklärte, ruhig abwägende, Abstand haltende und darum objektiv würdigende Art, mit der hier auch die Formen der sittlichen Wirklichkeit (Familie, Recht, politisches Leben) beleuchtet werden. Das flößt Vertrauen ein. Es ist noch der Mühe

wert, an seinem Platz seine Pflicht zu tun. Hier erfüllt sich der Sinn unseres Lebens und der Gesamtheit. Im Hintergrund, alles tragend, webt ein tiefsinniger Glaube: der Glaube an eine Gottheit, worin Schöpfer und Erlöser zur Einheit vereint geschaut sind, aus deren Hand wir alles, Natur und Kultur und Kirche als Felder sittlichen Wirkens empfangen.

An dem grundlegenden Teil dieses Werkes fällt die Aufgeschlossenheit und der umspannende philosophische Geist auf, mit der die Frage nach dem Wesen des Sittlichen gestellt und einer Lösung entgegengeführt wird. Daß die Entstehung, die Begründung, die Aufstellung der sittlichen Normen auf ein Transempirisches zurückführe, wird in Auseinandersetzung mit den wichtigeren ethischen Deutungsversuchen mit dialektischer Kunst dargetan. Der Zusammenhang des Sittlichen mit dem religiösen Leben kann nicht abgeleugnet werden; er ist in der Sache selbst gegründet. Daher die Unbedingtheit des Sittlichen, daher auch seine tieferen Verschiedenheiten wie seine nicht minder unverkennbaren übereinstimmenden Züge in der Geschichte. So daß die letzte Entscheidung zugleich eine Glaubensentscheidung, eine religiöse Stellungnahme ist.

Eine solche Auskunft gibt Anlaß, das sittliche Bewußtsein der Menschheit vor dem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen; dies gewissermaßen die Gegenprobe. Es handelt sich nicht sowohl um eine Geschichte der Ethik als um eine Geschichte des Ethos der Menschheit in dem Reichtum seiner Entwicklunsformen. Der Weg führt uns durch alle Kulturen und Religionen; die Geschichte der Religionen ist auch eine Geschichte der Moralen! In diesem Rahmen, auf diesem Hintergrund werden die Differenzen der wissenschaftlichen Ethik kleiner; wir behalten gegenwärtig, daß das Leben, die religiöse Wirklichkeit zumal, den schaffenden Gründen näher steht als die ethische Wissenschaft, so sehr diese durch ihre Arbeit die sittlichen Gedanken zu klären und ihre Wucht zu sichern vermag.

Prof. Dr G. Wehrung

*

Zur Frage: „Schnapskonsum und Volksernährung“

Wie die Zahlen des Herrn Ackermann im Februarheft des „Türmer“ zu werten sind, dafür nur zwei Beispiele:

1. Ackermann: 0,45 l Schnapskonsum auf den Kopf der Bevölkerung 1920/21.
   „Neuland“ (Blätter für alkoholfreie Kultur, Hamburg 30): 1,3 l also annähernd das dreifache.
2. Ackermann: In Wahrheit wurden für Zwecke der Branntweinbrennerei verbraucht 1920/21 270 000 t (= 5,4 Millionen Zentner).
   „Neuland“: 1920/21 durften 50 % des Brennrechts ausgenutzt werden, davon 20 % mit Kartoffeln. Dafür waren nach einer Angabe der Zeitschrift für Spiritusindustrie 5,3 Millionen Zentner Kartoffeln erforderlich; nach einer Mitteilung des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft vom 9. 1. 22: 8—9 Millionen Zentner.

Das sind die Zahlen, die statistisch erfaßt werden können. Aber wieviel Kartoffeln und sonstige Lebensmittel werden durch „Schwarzbrennen“ dem Volk entzogen! Im letzten Sommer sagten mir gelegentlich eines Besuchs in einem kleinen Albdörfchen Pfarrer und Lehrer, daß in der vergangenen Woche sechs neue Brennapparate mit der Bahn angekommen seien!

Welch ungeheuren Verluste der deutschen Volksernährung und Volkswirtschaft durch die Alkoholherstellung entstehen, darüber kann man sich ein Bild machen durch die zuverlässige statistische Zusammenstellung von Goesch in der Februarnummer der Hamburger „Neuland“-Zeitschrift, die jedem Volksfreund zu eingehender Beachtung empfohlen werden kann und die sich die Bekämpfung des Alkoholismus aus reiner Nächstenliebe heraus angelegen sein läßt.

Nun noch etwas von der vielgelobten Schlempe, „jenem eiweißreichen, überaus nahrhaften Rückstand, der ein stark begehrtes und äußerst wertvolles Futter für Rinder und Schweine darstell“. Mehr Nährstoffe können

auch nicht drin sein als in der ursprünglichen Kartoffel. Die rationellste Ernährungswirtschaft ist doch wohl die, daß die Nahrungsmittel, die sich zum menschlichen Gebrauch eignen, unmittelbar hiefür verwendet werden und nicht erst den langen Umweg über Gärbottich und Tiermagen machen müssen, denn da geht zu viel verloren. Der Umweg lohnt sich wohl für die Beteiligten, für die „Interessenten", nicht aber für ein hungerndes Volk. Übrigens ist bekannt, daß die Milch der mit Schlempe gefütterten Kühe minderwertig ist. Aber wir müssen Branntwein brennen (und dazu außer den Kartoffeln eigens noch 6,5 Millionen Zentner Mais einführen), um die Schlempe zu erhalten, „die wir notwendig brauchen, weil wir keine Kraftfuttermittel bei den Valutapreisen einkaufen können". Das ist eine solch kuriose Logik, daß einem der gesunde Menschenverstand darüber stillsteht.

Es ist die Logik der Interessenten, die Logik der Kreise, die es vorziehen, dem deutschen Volk Schnaps statt Nahrungsmitteln zu liefern, weil es mehr einbringt.

Wer heute die Bekämpfung des Alkoholismus durch Schönfärberei zu bremsen sucht, versündigt sich am deutschen Volk.

Dr. med. Reinhold Höfer (Heidenheim)

Nachwort des Türmers. Es sind zu diesem Gegenstand noch weitere Zuschriften eingelaufen. Man sieht aus dem Mitgeteilten, wie wie schwer es hält, sich nur schon über das Statistische zu einigen! Wir brechen für diesmal die Erörterung ab. D. T.

*

Theater-Luxus

In einer Stuttgarter Zeitung war folgender Bericht über die Erstaufführung der russischen Oper „Boris Godunow" an der Dresdner Staatsoper zu lesen:

„Mit unglaublich verschwenderischen Mitteln hatte man das Werk herausgebracht, mit einer künstlerischen Beschwingtheit und Stilechtheit und einer äußeren Pracht, die sogar zu Schuchs Zeiten in Friedenstagen hier kaum erreicht wurde. Die Aufführung mag einen ansehnlichen Bruchteil einer Milliarde verschlungen haben. Das Geheimnis, wieviel, wird nicht gelüftet werden."

Was verschlägt es auch, ob fünf Milliarden oder eine halbe? Die Empörung, daß (und ausgerechnet in einem sozialistisch regierten Staat — welche Ironie!) solche Unsummen in Zeiten höchster Volksnot dem Luxus geopfert werden, bleibt dieselbe. Und sie wächst, wenn man sich vorhält, daß man es hier keineswegs mit einem Ausnahmefall zu tun hat, daß vielmehr die deutschen Theater überhaupt, und die Staatstheater an der Spitze, sich durchaus nicht dazu bequemen wollen, der Verarmung und Verelendung Deutschlands in ihrem Finanzgebaren Rechnung zu tragen. Wenn wenigstens der wahren Kunst damit gedient würde! Aber es ist doch unter allen Verständigen unbestritten, daß äußerer Prunk nur die Sinne vom Wesentlichen der dramatischen und musikdramatischen Vorgänge abzieht. Rückkehr zu einer möglichst vereinfachten Stilbühne ist das Gebot des Tages, nicht aber Überbietung der Scheinwerte des jetzt verflossenen Zeitalters. Das Schlimmste an der Sache ist jedoch, daß durch die sinnlose Prachtentfaltung die Eintrittspreise allmählich zu einer unerhörten Höhe hinaufgetrieben werden und schließlich außer Fremden der valutastarken Länder nur noch das moderne Protzentum sich den Theaterbesuch leisten kann. Eine Fülle edlen Genusses wird dadurch den besten und tüchtigsten Volkskreisen entzogen; und die Theater verlieren mehr und mehr gerade den Teil des Publikums, der ihnen die stärksten und echtesten Antriebe geben kann und um dessentwillen sich ihre Kunstübung am meisten verlohnt.

Dr R. Krauß

*

Stadt und Land

Einen Dichterwettstreit über die Vorzüge von Stadt und Land zwischen Theodor Fontane und der Fürstin Eleonore Reuß, Tochter des Erbgrafen zu Stolberg-Wernigerode, veröffentlicht Wilhelm Hertz aus dem

Nachlaß der Fürstin. Aus dem anmutigen Wechselgesang, der in einem Gespräch auf einer Berliner Abendgesellschaft im Jahre 1862 seinen Ursprung hatte, geben wir nachstehend den zweiten Teil:

Theodor Fontane:

Wir werden schier zu ernst in unsern Strophen,
Statt plaudernd über Stadt und Land zu gehn,
Durchschreiten wir den „Steig des Philosophen“,
Wo wir vor Bäumen Stadt und Land nicht sehn.
Das Rätsel alles Lebens, alles Ringens,
Nicht löst es die Terzine, mit Vergunst,
Doch, sicher freud'gen Ineinanderklingens,
Nenn' ich die Stadt jetzt — Stätte aller Kunst.

Eleonore Reuß:

Studieren Künstler an den Pflastersteinen?
Ich sage: nein! im Feld und grünen Wald;
Und dann: die Kunst, die unsre Herzen meinen,
Hat in der Stille ihren Aufenthalt,
Die Kunst, der wir zu eigen sind ergeben,
Die heil'ge, hochgeliebte Poesie —
Will unter Gottes freiem Himmel leben,
Im Stadtgewühl allein gedeiht sie nie.

Theodor Fontane:

Dem Schwan von Avon — ländlich grüne Wiesen,
Sie weckten nicht das Lied, das in ihm schlief,
Erst London war's, der Lärm des Themse-Riesen,
Der Macbeth, Hamlet auf die Bühne rief.
Wohl frommt's dem Dichter, Wald und Feld zu lieben,
Es frommt ihm wie Erholung, Ruhe, Schlaf,
Doch nur in Städten ward von je geschrieben
Das Wort, das zündend alle Herzen traf.

Eleonore Reuß:

Ob Menschenworte da geschrieben werden —
Doch Gottes Wort gar stille Wege geht.
Jehova rief einst Mosen von den Herden,
Elisa ward am Pfluge ein Prophet,
Johannes predigte am Jordanstrande,
Und als das ew'ge Wort in heil'ger Nacht
Fleisch wurde, ist das Heil für alle Lande
Den Hirten auf dem Felde kund gemacht.

Theodor Fontane:

Sie brechen auf, wir folgen ihren Schritten;
Klein-Bethlehem war jener Hirten Ziel;
Wie lächelnd liegt's in unsres Streites Mitten —
Als Stadt zu wenig und als Dorf zu viel.
Versöhnung sei von dorten her genommen,
Wo deutungsreich des Friedens Wiege stand,
Aus Bethlehem ist alles Heil gekommen,
Und Bethlehem ist beides, Stadt und Land.



Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „[illegible]“ Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernom[illegible] Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart [illegible] Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto bei[illegible]
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

25. Jahrg. Mai 1923 Heft 8

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

Rud. Paulsen: Von den Arten des Sozialismus 502
Marga von Rentzell: Das heilige Lachen . . . 506
Friedrich Lienhard: Wildenbruch und Weimar. Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund (Forts.) 511
Friedrich Lienhard: Bär und Elfe. Ein Bühnenscherz für Kinder 521
Paul Bülow: Treue 526
Wartburgbriefe einer weimarischen Fürstentochter 527
Bismarck und sein Wald 530
Dr. Paul Bülow: Von neuer Jugend 533
Dr. Richard Bahr: Politik und Wissenschaft . . 536
Prof. Dr. Conrad Bornhak: Westeuropäischer und deutscher Parlamentarismus 539
Dr. Karl Schneider: Shakespeares Geheimnis 544
Sophie Charlotte von Sell: Zu W. H. Riehls 100. Geburtstag 548
Prof. Dr. Werner Deetjen: Zur neueren deutschen Literaturgeschichte 550
Ernst Ludwig Schellenberg: Neue Bücher über Anton Bruckner 553
Lienhard: Türmers Tagebuch 556
Auf der Warte 565
Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Preis dieses Heftes 2000 Mark für das Deutsche Reich, Österreich und das schwachval. Ausland; für das hochval. Ausland 1 Schweizer Franken.



Aus Schwäb. Hall: Alte Bäume am Kanal A. Schirmer

Beilage zum Türmer

25. Jahrg. Mai 1923 Heft 8



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Der deutsche Wald

Weil Deutschland so viel Binnenland hat, darum braucht es so viel mehr Wald als England. Die echten Walddörfler, die Förster, Holzhauer und Waldarbeiter, sind der kräftige, derbe Seemannsschlag unter uns Landratten. Rottet den Wald aus, ebnet die Berge und sperret die See ab, wenn ihr die Gesellschaft in gleichgeschliffener, gleichgefärbter Stubenkultur ausebnen wollt! Wir sehen, wie ganze gesegnete Länder, denen man den schützenden Wald geraubt, den verheerenden Fluten der Gebirgswasser, dem ausdörrenden Odem der Stürme verfallen sind; und ein großer Teil Italiens, des Paradieses von Europa, ist ein ausgelebtes Land, weil sein Boden keine Wälder mehr trägt, unter deren Schutz es sich wieder verjüngen könnte. Aber nicht bloß das Land ist ausgelebt, sondern auch das Volk. ... Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.

Wilhelm Heinrich Riehl

Von den Arten des Sozialismus

Von Rudolf Paulsen

Die schärfste Absage an den mechanischen Massen-Sozialismus, wie er als marxistisches Truggebilde dem „Proletariat" vorgegaukelt wurde und noch wird, finden wir seltsamerweise bei Gustav Landauer. Er versteht unter Sozialismus etwas rein Ethisches, das sich hoch über Verelendungstheorie, Lohnstreitigkeiten und Klassenkampf erhebt. Seine Predigt, an die Menschheit gerichtet, trägt aber die Überschrift: „Aufruf zum Sozialismus!"

Das führt zu der Erkenntnis, in welcher Verlegenheit sich der Sozialismus befindet und immer befand. Er wird einmal als wirtschaftliches Heilmittel angepriesen, ein andermal als sittliche Forderung aufgestellt. Es gibt keine einheitliche Begriffsbestimmung des Wortes Sozialismus. Daher wird auch immer wieder die Frage gestellt: Sozialisierung oder Sozialismus?, wobei jene mehr die materielle Umsetzung des Marxismus in die Wirklichkeit, dieser mehr die ethische Erneuerung der Gesellschaft bedeutet. Unter Sozialismus versteht, kurz gesagt, jeder etwas anderes.

Um das Maß der Schwierigkeiten voll zu machen, haben wir außer dem Marxismus und ethischen Sozialismus noch den nationalen Sozialismus eines Fichte, Berthold Otto und anderer.

Landauer, der alles Elend vom Geiste der Gerechtigkeit aus heilen und rein Menschliches im Sinne der Humanität will, verabscheut naturgemäß den Staat und überhaupt jede Autorität. Die kleinen Gemeinschaften (föderalistisch) sollen es leisten, statt der Zentralgewalt. Damit sitzt er schon mitten in der Utopie (denn wie sollen Konsum- und Produktionsgenossenschaften das Ganze nach außen vertreten, ohne doch wieder eine Zentralstelle zu schaffen?); und er hat ja auch in der Revolution die Erfahrung gemacht, daß auf Erden sich die Sachen hart stoßen. Ihn selbst hat es das Leben gekostet, daß sein Idealismus keine Füße hatte. Er sagt: „An die Stelle des Geistes ist ein überaus absonderlicher und komischer Wissenschaftsaberglaube getreten. Kein Wunder, daß diese kuriose Lehre eine Travestie des Geistes ist, da sie ja auch ihrer Entstehung nach eine Travestie wirklichen Geistes, der Philosophie Hegels nämlich, vorstellt. Der diese Droge in seinem Laboratorium ertüftelt hat, heißt Karl Marx. Karl Marx, der Professor. Wissenschaftsaberglaube an Stelle geisthaften Wissens; Politik und Partei an Stelle des Kulturwillens hat er uns gebracht."

Daß Landauer den Staat ablehnt, ist nicht nur auf Konto seines Judentums zu setzen. Wenn Wilhelm von Humboldt als jüngerer Mann die Staatsgewalt wenigstens stark verengerte, so sagte z. B. auch der durchaus nationale verstorbene Nationalökonom Ruhland stets nur: „Der Staat, das Aas!" Und Nietzsches Ausfälle gegen das kälteste aller Ungeheuer sind ja bekannt genug.

Nun meine ich aber, gegenüber der idealistischen Perspektive, die das Endziel staatlosen Paradieses wohl zeigen darf, werden wir heute praktisch tagtäglich belehrt, wie notwendig der Staat ist. Wenn W. Stapel von „volksbürgerlicher" Erziehung spricht, so hat er sicher recht; sie tut uns not, weil sie uns hilft, unser Volks-

tum in seiner Tiefe zu erfassen; aber sie kann doch nur die Vorstufe der staatsbürgerlichen Erziehung sein. Nach innen sind wir Volk, nach außen aber können wir nur Volk sein, wenn wir zugleich Staat sind. Deshalb müssen wir als Volk den Staat in unseren Willen aufnehmen, damit er immer mehr nur das natürliche Außen eines wohlverstandenen Innen werde. Man lese doch einmal nach, was der so stark religiös und human gestimmte Novalis über die mystische Möglichkeit des Staates zu sagen weiß! Gegen Thomas Mann, der kürzlich Novalis als Republikaner in Anspruch nahm, sei hierbei die Anmerkung gemacht, daß eben dieser Novalis das Hohelied der Monarchie in glühender Sprache gesungen hat!

Schließlich wußten wir ja auch 1914, was der Staat war, und hatten vielleicht im Volke mehr Verständnis für die res publica als der heutige „individualistische" Republikanismus hat.

Der „Wissenschaftsaberglaube" des Marxismus führte zum Umsturz des Staates. Es hat sich dann die Streitfrage erhoben, ob Revolutionen naturgesetzmäßige Folgen eines naturgesetzmäßigen Klassenkampfes seien oder ob sie „gemacht" würden. Das „laisser faire" neigt dazu, die Dinge einfach gehen zu lassen und dann zu sagen: da sie so geworden sind, sind sie vernünftig. Aber menschlicher Idealismus oder auch Fanatismus, seine Entartung, stemmt sich dem ehrgeizig entgegen; und so betonte besonders E. Barth, „Volksbeauftragter" (von eigenen Gnaden), in seinem Buche: „Aus der Werkstatt der Revolution" mit dem Ausdruck grimmiger Verachtung der Masse seine Ansprüche auf den Ruhm des Machers bei dem Novemberumsturz.

Freilich: die Versprechungen des Marxismus sind bis heute nicht eingelöst worden. In einem Wiener Blatt schrieb der Genosse Viktor Adler einen rührenden Aufsatz über „die Tragik des Sozialismus", die darin läge, daß man ihn nun, wo er vor der Verwirklichung stünde, nicht verwirklichen könne; denn nun — so hieß es dem Sinne nach — sei der Kapitalismus zwar an sich schlachtreif, aber durch den Krieg so entfettet, daß er leider des Schlachtens nicht lohne. Man müsse ihn also erst wieder mästen.

Hier fiel ein interessantes Streiflicht auf eine gewisse Sorte von Sozialisten, und wir vermuten, daß solche den Sozialismus jederzeit ungenießbar finden werden, weil ihnen der Kapitalismus in seiner Entartung durchaus wohlschmeckt. Recht hübsch ist in diesem Zusammenhang auch eine Bemerkung der Lily Braun in ihren „Memoiren einer Sozialistin": sie sorgt für höfliche Behandlung einer ihr unsympathischen Erbtante, damit ihr Sohn sich dereinst, unbeengt von wirtschaftlichen Sorgen, ganz der großen und heiligen Sache des Sozialismus hingeben könne!

War nun, wenn schon der praktische Sozialismus nicht durchführbar schien, wenigstens für den ethischen etwas gewonnen? Kerschensteiner erklärte: Demokratische Staatsverfassungen setzen eine aristokratische Seelenverfassung voraus. Nun, niemand wird behaupten wollen, daß diese Voraussetzung erfüllt war; und es fällt schwer zu glauben, daß sie sich nachholen läßt. So wird uns also die Demokratie, wie sie ist, kaum zum Segen gereichen. Im übrigen zeigt auch dieser Ausspruch Kerschensteiners wieder, in welche „Aporie" uns die Probleme gekettet haben. Irgendwo ist immer die Decke zu kurz, mit anderen Worten: der Kampf um die

Autorität ist ebenso unvermeidlich wie diese selbst. Es fragt sich nur, **wer** im Staate das Übergewicht haben soll. Ist aber diese oder jene Autorität oben und gesichert, so kann kein Zweifel sein, daß sie die Gedanken dem unerschütterlichen und ewigen Urbesitz an sittlichem Gut zu entnehmen und danach ihre Maßnahmen zu treffen hat.

Im Mittelpunkt steht die Gerechtigkeit, einerlei, ob Monarchie oder Demokratie. Es gibt eine echte Monarchie und eine echte Demokratie, aber keine ist für sich in Deutschland möglich, jene nicht, weil unser Land zu groß ist, diese nicht, weil sie für die Herrschaft des rücksichtslosen Geldsacks zu viele Türen offen läßt, falls sie nicht von einer überlegenen Stelle aus kontrolliert wird. Monarchie und Demokratie begegnen und vereinigen sich im **sozialen Kaisertum**, auf dessen Erstehen wir die Hoffnung nicht fallen lassen, einerlei, ob das heute für reaktionär oder romantisch gilt. Es braucht nicht an militärische Machtentfaltung und an den Glanz des Hofes gedacht zu werden, wenn das Wort „Kaiser" ausgesprochen wird. Das neue Kaisertum mag äußerlich bescheiden genug aussehen, wenn es nur die innere Kraft hat, sich wider die Zersetzung zu stellen. Woher es nun wiederkehrt, fragen wir nicht. Aber wir müssen es vorbereiten. Ob Erb-Dynastie, Wahlkönigtum oder Diktatur, das alles sind Fragen zweiten Grades. Die Hauptsache ist, daß Deutschland einen Pfeiler, daß der morsche Leib ein Rückgrat zurückgewinnt.

Wie stellt sich aber die neue Monarchie, die aus dem Volke geboren wird — dann nämlich, wann es innerlich stark und frei genug geworden ist, einen Repräsentanten der Volksautorität zu verlangen —, zum Sozialismus? Sie wird ihn als Marxismus ablehnen, als christliche Charitas aufnehmen und als Staatssozialismus zu Ende führen. Das ist noch eine schwere Aufgabe, weil zuvor die Macht des Geldes gebrochen werden muß. Freilich nicht im marxistischen Sinne, sondern in der Richtung auf Wiederherstellung einer Art Lehnsverhältnis. Es wird niemandem etwas genommen, aber er behält es von nun an als Verwalter eines Volksgut-Anteils, ohne damit wuchern oder es um Geldes willen an das Ausland verraten zu können. Das Geld verschwindet und wird durch die Rechenwirtschaft, die „Buchführung der Volkswirtschaft" ersetzt. Dem steht, wie der bargeldlose Zahlungsverkehr beweist, in den Dingen selbst nichts entgegen. Wenn jeder Deutsche ein Postscheckkonto zu führen gehalten wäre, dann schon kämen wir der Erkenntnis näher, daß das Geld überflüssig ist. Notwendige Voraussetzung ist natürlich die Erklärung alles Einzelbesitzes zum Volksbesitz. Bei dieser Umwandlung kann die echte Heiligkeit des Privatbesitzes vielleicht besser gewahrt werden als heute, wo wir den Urväter-Hausrat verschachern müssen.

So gewänne der Sozialismus, sich durchwindend und durchkämpfend zwischen Marxismus und Liberalismus, eine ganz andere und urdeutsche Gestalt; und man sieht ein, daß gegenüber dem sinnlosen Wettrennen in die Armut bei stetem Anwachsen der Zahlen und des Scheinreichtums diese Lösung aussichtsreich wäre. Wie die Ausgleichung im Warenverkehr, wie die Befriedigung der Ansprüche sich vollzieht, wie die umfassende Buchführung geleistet werden kann, das alles hat Berthold Otto in zahlreichen, tiefdurchdachten Schriften gezeigt. Er hat sich nicht in die Arena des Parteigezänks begeben, sondern in der Stille über die Rettung

des deutschen Volkes gesonnen, und es gibt keine einzige Partei, in der er nicht aufrichtige Freunde hätte. Ihn, den nunmehr 63jährigen, endlich zu hören, wäre hohe Zeit. Bei ihm ist keine Spur von Wissenschaftsaberglauben, sondern sein Werk wächst ganz organisch aus geschichtlicher Kenntnis, seherischem Vermögen und tiefer Liebe zum ganzen deutschen Volke hervor. Zudem spricht er eine einfache, klare und doch eindringliche Sprache, wie sie nur dem Meister eignet.



Das Heidelied

(Zu Annette von Drostes 75. Todestag, am 21. Mai)

Von Alfred Zimmer

Fern klingt ein stilles Lied in unsre wehen Tage,
Gar mannlich und so herrlich-herb aus Frauenmund.
(Das Leben jener Frau war fast wie zarte Sage) —
Hör' ich das Lied, verlärmt die Welt. Im Mergelgrund

Schwebt Moorrauch. Aber weithin über Myriaden
Hellroter Blüten sonnt sich süß das Immenvolk.
Und dort, wo Frosch und Wasserspinne lustig baden,
Stelzsteigen Storch und Kranich gierig in dem Kolk.

Es rieselt sacht im Rohr. Und wirren Windes Munkeln
Rumort wie Spuk in Sand und Halm und Kraut,
Daß tausend Nachtgespenster gehn im Dunkeln,
Wenn leichter Nebel lose überm Bruche braut.

Dann geistert jeder Strauch. Und von der Ginsterdüne
Schweift Moosfrau stumm und Drude und der schwarze Mahr, —
Vom Binsenteich der Wassermann, der alte Hüne,
Und opfern auf dem Runenstein, wie einst es war.

Irrlichter glühn und ferne Hirtenfeuer weit — —
O köstlich Lied der lebensvollen Heideheimlichkeit!



Das heilige Lachen

Eine Legende von Marga von Rentzell

Der Tod atmete auf. Sein Werk war geschafft. Er hatte das Lachen auf der Erde erschlagen. Wenn es noch vereinzelt emporflackerte, dann klang es schrill und grell — so in Hohn — in Haß — in Gier getaucht, daß alle Teufel der Hölle sich daran labten.

Aber die Engel weinten — — —

Und ein Englein, eins von den ganz kleinen, hauchzarten, mit einer Haut wie Silberschaum, sterngelben glatten Haaren und saphirklaren Strahlenaugen kniete vor Gott und bat:

„Ewiger Vater, laß mich auf die Erde eilen und den Menschen das Lachen wiederschenken!"

Da neigte sich Gott und streichelte voll unendlicher Vaterzätlichkeit die flaumfeinen Härchen des Engels:

„Lebt denn auf Erden das Lachen nicht mehr?"

„Nein, Vater. Denn der Tod — und der Krieg — und der Hunger — die haben das Lachen erwürgt", antwortete der Engel.

Doch Gottvater schüttelte schwer das Haupt.

„Dann war es das rechte Lachen nicht. Denn nicht Schwert — nicht Pest — nicht Hunger — nicht brennend Sehnsuchtsweh, noch abgrundtiefe Höllennot, ja nicht einmal der Sünde Gallenschärfe — so sie die Reue in sich birgt —, können das echte Lachen töten. Das rechte Lachen entfließt den Quellen der Ewigkeit. Darum vermag nur die Seele aus ihm Erquickung zu trinken, die in Überwindungsgluten geläutert ist. Geh, mein Kind, du sollst den Menschen das heilige Lachen schenken!"

Und Gott reichte dem Engel eine Schale, die war wie ein einziger regenbogensprühender Kristall, und von so wundersamem Feuer durchglüht, daß der Engel geblendet die Augen schließen mußte. Als er sie wieder aufschlug, sah er, daß jener überirdische Glanz aus seltsam köstlichen Kleinodien aufflammte, die sich in der Tiefe der durchsichtigen Schale — gleich Muscheln auf meeresklarem Grunde — bargen. Da waren Diamanten, Rubinen, Perlen, Smaragde, Saphire und unzählige andere Wundersteine aus den Bergwerken der Ewigkeit, deren unvergleichliche Hoheit jedes Erdengeschmeide verdunkelt. Es durchleuchteten die Schale auch nur vollwertige Juwelen, ihr sonniges Licht verschleierte kein Halbedelstein.

Und Gottvater sprach:

„Siehe — das sind die Kronkleinodien aus meinem Liebesschatz. Ich opfere sie der Menschheit. Die strahlenschönsten nennen sich: Anbetung des Höchsten — Vaterlandsbegeisterung — Hilfsbereitschaft — Gattenliebe — Dankbarkeit — Geduld — Pflichterfüllung — Opfermut — Selbstentäußerung. Aber auch die anderen, die ich dir nicht alle zu weisen brauche, haben ihren hohen Wert. Überschütte damit die Menschen, und aus ihren Herzen wird das heilige Lachen aufblühen. Mein Segen gehe mit dir."

Gottvater berührte mit lindem Segen das lichte Haupt des Engels.

Und der Engel schied.

* * *

Lange, lange irrte der arme Engel nun schon auf der Erde einher.

Er wußte es selbst nicht, waren Tage, Monate oder waren Jahrzehnte verrauscht, seit er das selige Himmelstal verlassen hatte. Sein Silberkleid war im Erdenstaub ergraut, die lichtgelben Haare von Reiflocken getupft, und die saphirdunklen Augensterne hatten zahllose, heimlich vergossene Tränen getrübt. Das Tröpflein Himmelstau zu seiner Labung versiegte langsam, und die Lippen begannen ihm zu verdorren.

Er empfand aber voll unsagbarer Wehmut nur das eine, daß sein Opferweg vergeblich war und ihn nie das Wanderziel seines Sehnens grüßen würde.

Wohl hatten sich die Menschen voll wahlloser Wut mit lüsternen Augen auf die Juwelen gestürzt — hatten in ihnen gewühlt — während wilde, begehrende Worte wie Giftschlangen ihren Lippen entsprangen.

Denn die Herzen der Menschen waren erfroren und ihre Seelen verhungert.

Da — von unheiligen Händen entweiht und besudelt — verloren die Kronkleinodien Gottes ihren Glanz und ihre geheimnisvolle Kraft. Es blieb ihnen nur der äußere Wert. Den suchten die Menschen nun zu erfeilschen — zu erlisten — zu erjagen. Um den befehdete sich Bruder mit Bruder, entbrannte Haß zwischen Eltern und Kind, wurde das Heiligtum der Freundschaft von fressender Habsucht entehrt.

So wandelte sich der schwergesunkenen Menschheit Gottes Gnadengabe nicht in Segen, sondern in Fluch.

Sie gingen hin und kauften heimlich von dem unerhörten Wert der Steine all das, was bisher ihrer ungezügelten Gier, der Lüsternheit ihrer Sinne unerreichbar geblieben war. Sie kauften — rafften und — praßten ...

Im Genuß erstickten sie den Rest ihrer Scham — — —

Da erschauerte die Seele des Engels in Grauen vor den Menschen.

Er floh weit — tief hinein in weites Waldland. Dorthin, wo am violettgetönten Horizont Himmel und Erde zu einer einzigen keuschen Umschlingung ineinanderfließen. Dorthin, wo schwarzschweigende Kiefernwälder gleich heiligen Totenhainen emporragen und lichte Seen das Lächeln des Himmels spiegeln.

Ein einsam winzig Häuschen grüßte ihn dort aus einem Siedelungsgelände verheißungsvoll. Blitzhelle Fensteraugen winkten mit schmeichelnder Lockung ihm entgegen. Unwiderstehlich gebannt eilte das Engelkleinchen herbei. Aber o weh — der Lenzwind war ein unartiger Bub, der gar zu wild tanzte und tollte und zu übermütig das Lied vom Weißglöckchen und Blauveiglein sang. Das arme Engelkind fror zum Erbarmen. Schon lösten sich große Frosttränen aus seinen Äuglein, und sein Näschen, dessen schneeige Zartheit rosig erblühte, wetteiferte mit ihnen. Zitternd huschelte das Englein sich eng zusammen, drückte mit der einen Hand seine leere erblindete Schale fest an das Herz, mit dem anderen Handrücken aber ... wischte es — und wischte ...

Ein jähes Erwachen hieß es auffahren — — —

Was stieg dort empor zum Äther, frisch und perlend, wie Lerchensang am Sommersonnenmorgen, was schwang sich über die Lande, schwer und melodisch, wie Glockenton zum geheiligten Ostertag, und jauchzte wie Kinderseligkeit in der Christnacht? Was durchflutete so märchenzart, so geheimnisstark den lockenden Klang, wie ein herztiefes Rätsel?

Da jubelte auch das Englein frohbefreit auf:

„Das heilige Lachen!"

Und seine Augen hoben sich.

Vor ihnen weitete sich ein welliges Erdmeer, von tiefbraunen kantigen Schollen durchschwommen. Dieser dunklen Flut entquoll ein Duft — so herbsüß, lindkräftig, so einzig berauschend, daß der Engel schwer und schwerer atmete. Scheue Andacht durchbrannte seine traumheißen, vorwärts drängenden Blicke.

Gegen den grellblauen Frühlingshimmel zeichnete sich eine muskelkräftige Frauengestalt, scharfumgrenzt, wie ein strengliniger Schattenriß ab. Unermüdlich lockerte ihr Spaten das Erdreich in machtvollen Würfen auf und schleuderte dabei die schwerdunklen Flocken weit hinaus über das lenzträumende Land. Ihrer kraftvollen Kehle war bei der drollig hilflosen Haltung des winzigen Schelms in seiner ungewohnten Bedrängnis der quellfrische Lachakkord entschlüpft.

Es entströmte aber etwas so wundersam Gütevolles, so Mutterwarmes der nüchternen Frauenerscheinung, daß der Engel wie ein frierendes verirrtes Kind auf sie zulief und vertrauend ihre Hand faßte.

Sie zog ihn einfach mit sich ins Haus hinein. Sie erlabte ihn dort an derbem heilkräftigem Landbrot und an schäumender Ziegenmilch, die ihn so lieblich erfrischte wie der silberklare Saft aus den Himmelsfrüchten. Sie salbte seine armen wunden Füßchen, hüllte ihn in schneefrisches Linnen und segnete seine Stirn mit dem Mutterkuß zur Gutenacht.

Aber sie schwieg.

Und der Engel zersann und vergrübelte sein Köpfchen.

Welch ein Geheimnis umwob mit so seltsamem Zauber diese Frau? Hatte sie ihm nicht soeben durch die Tat herrlich offenbart, daß sie nicht nur mit dem heiligen Lachen, sondern auch mit den Kronjuwelen Gottes begnadet war?

Endlich preßte er sein Herz fest in beide Fäustchen — begann zu beichten — zu klagen — und zu forschen. Die Frau aber blieb stumm. Stumm griff sie das geschändete Heiligtum und eilte damit ins Freie. Als sie zurückkehrte, trug sie es vor sich mit hocherhobenen Händen — wie ein geweihtes Symbol — gefüllt mit dem schwarzbraunen Erdsegen.

Da — seliges Wunder — verströmte die Schale die gleichen Lichtfluten wie droben im Himmelssaal, und das ärmliche kleine Gemach wurde davon in Klarheit gebadet!

Nun endlich lösten sich auch Worte von den Lippen der Frau. Scheu — abgebrochen — spärlich rannen sie, wie erste Gewittertropfen in Hochsommerglut: „Hier ist meine Heimat . . . hier bin ich geboren . . . Ich aber wanderte in die Welt . . . Der Mann, den ich liebte, liegt in Rußland begraben . . . Weiß nicht wo . . . Meine älteren Kinder starben an grimmiger Seuche . . . Mein Jüngstes

verhungerte mir an der Mutterbrust. Da begann Gift mir die Seele zu zerfressen. Um den Rest meiner Seele zu retten, entlief ich der Stadt. Und ich aß Heimatkraft . . . Und ich trank Heimatduft."

Mit unsagbar mütterlich zärtlicher Gebärde ließ sie die rauhen Flocken durch die Finger rieseln.

„Sieh — daran bin ich genesen. Denn es ist alles eins und ist kein Geheimnis dabei. Das heilige Lachen wird uns von den Kronkleinodien Gottes geschenkt. Denn so nennst du ja die Ewigkeitswerte, nach denen die Menschenseele Heimweh trägt. Diese aber spendet in unerschöpfbarer Segensfülle die blühende, geheiligte Gotteserde denen — die gläubigreinen Herzens sind. Nun geh und gib dies den Menschen!" . . .

Scheu streichelte ihre arbeitsreiche Hand das Wunderkleinod mit der unscheinbaren Krume . . .

Wieder durcheilte das Englein mit seinem funkelnden Schatz die Erde und verstreute allüberall seinen schweren körnigen Segen.

Siehe — ein Wunder geschah! Wo der dunkelflockige Sand sich mit dem Mutterschoß vermählte, blühten Blumen von purpurdunklem berückenden Reiz, erwuchsen wundersüße Früchte, schon durch Farbe und Duft ein Labsal, sprossen schwer goldene Ähren empor.

Es neigten die Mägdlein sich zu den Blumen, ließen sie an ihren Herzen sich entfalten und atmeten wonnevoll das Duftgeheimnis der Blüte. Da löste es sich aus ihren Kehlen, lieblich und jubelnd, wie Lerchenlocken am Sommersonnenmorgen: Das heilige Lachen!

Die Frauen brachen die köstlichen Früchte. Sie erquickten, sättigten und nährten sich mit ihren Kindlein an der Wundergabe. Da sprang es aus ihrem verschütteten Herzquell heiß und segnend, wie Osterglockensang über die Lande: Das heilige Lachen!

Und die Männer, die voll grämlicher Schlaffheit begonnen hatten, den erntereifen Segen zu schneiden, wuchsen und erstarkten an ihrer heiligen Arbeit, bis es sich auch ihrer Brust gewaltig entrang: Das heilige Lachen!

Nun nahm der Engel Abschied von der Erde, denn seine Mission war erfüllt.

* * *

Wieder kniete der Engel vor Gott, in seinen Händen die Schale mit den winzigen Körnlein hebend.

Wohl war er verstaubt — zerzaust — zerschunden — von der endlos schweren Weltenreise. Noch tauten die Reifperlen auf seinen sterngelben Haaren, aber seine Saphiraugen strahlten in einem sieghaften Leuchten wie nimmer zuvor.

Da beugte Gottvater sich leise zum Segen auf des Engels Haupt.

Im gleichen Augenblick barst mit tiefmelodischem Klang der sprühende Kristall und vor dem überwältigten Blick des Engels breiteten sich, anstatt des schwarzen Sandsegens, die Kronkleinodien Gottes aus. Sie wuchsen — wuchsen und tauchten den seligen Raum in ein Strahlenmeer, vor dem alle Himmelssonnen verblichen.

„Mein Kind," sprach Gottvater, „ich habe deine mühselige Erdenpilgerfahrt verfolgt und geleitet. Ich führte dich zu der Frau. Durch die erdgeborene Mütterlichkeit löste ich deinem gebundenen Auge das Geheimnis des heiligen Lachens. So durftest du es den Menschen schenken, als lieblichste Frucht keimkräftiger Heimatseele. Denn wisse: keine Entbehrung — keine Krankheit — keine Blutbäche — kein Tod — kein höllenheißes Abgrundweh — keine bekannte Schuld kann ganz das rechte Lachen morden. Das heilige Lachen träumt schon im kaum erwachenden Auge des lallenden Kindes, und es verklärt das erlöschende Antlitz des Greises. Aber nur der versteht es recht, der aus den Urtiefen des Schmerzes emporgewandert ist zu den strahlenden Gipfeln der Erkenntnis."



In Nachbars Garten

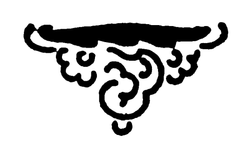
Von Paul Wolf

Das lärmte weidlich sonst im Nachbargarten,
Gar oft schloß ich das Fenster mit Gebrumm —
Nun wehen wieder blaue Lenzstandarten,
Und drüben ... ist es stumm.

Der braune Schlingel, der mir zum Verdrusse
So oft die Klingel zog und spornstreichs schwand,
Lüpft das umflorte Mützchen ernst zum Gruße,
Am Arm das schwarze Band.

Die Schwester spielt im Sand, wo mit Behagen
Das Fell sich Hektor wärmt, das treue Tier —
Der Dogge Augen scheinen stumm zu fragen:
Was tollt ihr nicht mit mir?

Am Fenster droben starrt mit blasser Miene
Die junge Mutter in des Maien Glanz —
Ist es das Spiel der wehenden Gardine,
Ist weiß — der Locken Kranz? ...



Wildenbruch und Weimar

Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund

Mitgeteilt von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Berlin W., 7. Juni 1903.

Teurer Freund,

ich weiß nicht, ob Adelheid Schorn Ihnen gesagt hat, daß wir Dienstag Nachmittag 3½ ankommen. Jedenfalls drängt es mich, Sie persönlich davon zu benachrichtigen und Ihnen zu sagen, wie sehr wir uns freuen würden, wenn wir nach unserer Ankunft mit Ihnen im Russischen Hof Thee trinken könnten. Es drängt mich — denn ich habe Ihnen für Ihre Trau-Rede zu danken, die ich mit tiefer Ergriffenheit gelesen habe, und es verlangt mich, gleich nach unserer Ankunft an dem lieben Ort mit den uns liebsten Menschen des Orts zusammenzusein. Denn ich weiß nicht, ob das nur die Nervosität vor der Abreise ist, — es liegt wie eine dumpfe Ungewißheit auf mir, wie man eigentlich in Weimar uns gegenüber empfindet. So viele von denen, die uns nahe stehen, haben sich in ein Schweigen gehüllt, das mich zu trüben Vermutungen veranlaßt. Darum, wenn Sie können, lassen Sie uns Ihr Gesicht gleich nach der Ankunft sehen. Meine Frau schickt Ihrer lieben Gattin innigen Gruß.

Ich bin und bleibe Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Weimar, 20. Juni 1903.

Werter Freund,

ich schicke Ihnen durch Ihren Kleinen die Depesche, durch die ich zur heutigen Besprechung auf das Schloß geladen bin.

Sie werden, wenn Sie den Wortlaut lesen, mit mir empfinden, daß ich danach nicht anders annehmen konnte, als daß ich im freundlichen Sinne zu freundlicher Begrüßung erwartet würde und daß ich nachher das Gefühl bekommen habe, als wäre ich in eine Falle gelockt worden.

Bewahren Sie das Dokument, bis Sie Gelegenheit finden, es mir persönlich zurückzugeben.

Es grüßt Sie Ihr

Ernst v. Wildenbruch

[Es gab bei dieser persönlichen Aussprache mit dem Großherzog, in Nachwirkung von Wildenbruchs Schrift über den Goethetag, einen heftigen Zusammenstoß. L.]

Berlin, 15. Dezember 1903.

Werter, lieber Freund!

Ihr Brief ist so von edlem Feuer erfüllt, daß er mich wahrhaft erwärmt und mir recht fühlbar gemacht hat, wieviel wir doch entbehren, indem wir nicht in

dauernder Verbindung mit Ihnen und überhaupt nicht in Weimar sind. Die großen allgemeinen Angelegenheiten des Geistes stehen bei Ihnen doch wirklich im Vordergrund der Dinge, während sie hier immer wieder durch Alltagsfragen in den Hintergrund geschoben werden. Das fühle ich, indem ich Ihren Brief lese, da ich zu meiner Beschämung gestehen muß, daß ich, von persönlichen Sorgen in Anspruch genommen, lange nicht so viel an den Herder-Tag gedacht habe, als ich es hätte tun sollen. [Herders 100jähr. Todestag, 18. Dezember.] Mit um so größerer, an Bewunderung grenzender Freude erfahre ich nun von Ihnen, mit welchem famosen Enthusiasmus man in Stadt und Land Weimar die Begehung des Tages vorbereitet. Beinah den größten Eindruck macht es mir, daß alle Prediger im Lande am 20sten Herders in ihrer Predigt gedenken müssen. Abgesehen davon, daß es an sich gut und schön ist, empfinde ich es, angesichts der Äußerungen des Großherzogs über Herder, als einen Sieg des liberalen Kirchenregiments über den Orthodoxismus und rückschrittliche Gesinnung. Meinen Glückwunsch dazu, lieber Freund! denn ich glaube in Ihnen den Veranlasser der Maßregel zu sehen. Recht aber haben Sie, wenn Sie die Entscheidung über die Goethe-Gartenmauer-Frage, die grade jetzt erfolgt ist, als ein glückliches Zusammentreffen mit dem Herder-Tag empfinden. Die Angelegenheit, für ganz Deutschland von Wichtigkeit, ist meines Erachtens für Weimar von entscheidender Bedeutung. [Die Mauer um Goethes Stadtgarten sollte, auf einen Vorschlag van de Veldes, niedergerissen werden.]

Der junge Großherzog, von dem doch nun einmal die geistige oder nicht geistige Zukunft Weimars abhängt, ist genötigt worden, in einer prinzipiellen Streitfrage Stellung zu nehmen. Gut, daß er es getan hat, wie er es getan hat. Er ist, meiner Ansicht nach, nun für alle Zukunft an diesen Standpunkt gebunden, und mit Ihnen gebe ich mich der Hoffnung hin, daß die „Opportunitäts-Barbaren" in seiner Umgebung, wenn nicht gleich, so doch allmählich zum Schweigen werden gebracht werden. Ich schicke Ihnen gleichzeitig mit diesen Zeilen einen hübschen Aufsatz, der vorgestern in der Vossischen Zeitung über den Gegenstand erschienen ist.

Um endlich vom Großen aufs Kleine, von Herder und Goethe auf mich zu kommen, so muß ich Ihnen ankündigen, daß Sie Ihre Erwartungen auf den „unsterblichen Felix" ein wenig aufschieben müssen. Der Schauspieler, der am hiesigen Lessing-Theater die Gestalt auf die Bühne stellen soll, Georg Engels, ist an einer Ohrenentzündung erkrankt. Dadurch ist die für den ersten Weihnachtsfeiertag geplante Aufführung in Fortfall gekommen, und wieder aus dem Grunde hat Herr von Vignau, auf meinen Wunsch, die in Weimar auf den 2. Weihnachtsfeiertag angesetzte Aufführung des Stückes verschoben.

Lassen Sie sich das nicht grämen — ich gräme mich auch nicht. Wenn das Stück Eindruck auf die Menschen macht, ist es gleichgültig, ob es vier Wochen früher oder später geschieht. Aber freilich — wenn! Immer deutlicher kommt es mir zum Bewußtsein, daß die Gestalt des Felix Mannhardt eine so individuell-neuartige, ungewöhnliche ist, daß die triviale Majorität mit dumpfem, halb oder gar nicht verstehendem Verwundern davor steht. Eine um so größere Freude hat es mir gemacht, als vor acht Tagen der alte Heltzig aus Weimar, der dort die Rolle spielen soll, bei mir war und wir gemeinsam die Aufgabe studiert haben. Ich hatte

in dem Manne, den ich für einen tüchtigen Komiker, aber nicht mehr hielt, diese feinfühlige Empfindung gar nicht geahnt! Wahrhaft entzückt hat es mich zu hören und zu sehen, wie er auf die Sache einging, wie er sich mit der Gestalt identifiziert. Und indem ich die Rolle von Anfang bis zu Ende mit ihm — nicht nur durchsprach, sondern durchspielte, habe ich mit inniger Befriedigung gefühlt, welch eine Fülle dramatischer Lebenskraft in der Gestalt enthalten ist. Aber die kurzen Andeutungen werden Ihnen verraten, welch eine Fülle nervenzerreibender Sorgen diese letzten Wochen wieder auf mich geladen haben. Wir müssen einmal doch ganz nach Weimar übersiedeln, das fühle ich, man ist da wenigstens persönlich etwas mehr außerhalb der Schußlinie. Und nun adieu, bis zum Festgeläute am 18. Meine Frau sendet der Frau Spinnerin und ihren Kindern tausend Grüße. Ich bin und bleibe

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 23. Dezember 1903.

Werter Freund,

eben, da wir den Weihnachtsbaum anputzen, kommt uns Ihr Brief, auf den ich umgehend mit einigen Zeilen antworten muß, weil ich ein Wort darin finde, das, wenn es, ohne Widerhall zu finden, in Ihnen fortwühlte, gefährlich werden könnte: Sie haben sich mit Abgangsgedanken getragen! Nach den Vorgängen, die Sie mir schildern, begreife ich, daß derartige Empfindungen sich in Ihnen regen konnten — grade im Hinblick aber auf diese Vorgänge halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zuzurufen: „Halten Sie stand!"

Instinktiv also hatte ich das Richtige getroffen, als ich in meinem vorigen Briefe die von Ihnen bewirkte Anordnung der Herder-Feier als einen Sieg über die innerste Gesinnung des Großherzogs bezeichnete. Mag der Sieg ein nur äußerlicher sein, — auf die Tatsache, daß er die Herder-Feier hat vor sich gehen lassen müssen, darauf kommt es an. Denn durch diese Tatsache ist er festgenagelt. Sie wissen, daß nachdem er im Frühling seine Depesche aus Wien an mich gerichtet hatte, er sich privatim das Vergnügen gemacht hat, alles zurückzunehmen, und wie sich seitdem mein persönliches Verhältnis zu ihm gestaltet hat. Aber die Welt weiß nur von seiner Depesche, und durch diese ist ihm die Marschroute vorgeschrieben. So glaubt auch jetzt die Welt, daß die kirchliche Herder-Feier nicht nur mit seiner Zustimmung, sondern in seiner Gegenwart stattgefunden hat, — dadurch ist ihm wiederum der Weg geschrieben, den er gehen muß. Daß ein persönliches Verhältnis zu dem Großherzog für Sie, der Sie genötigt sind, persönlich mit ihm zu verkehren, peinlicher ist, als für mich, der ich das nicht brauche, begreife ich natürlich. Das aber müssen Sie um der Sache willen ertragen. Denn Sie müssen fühlen, und fühlen, daß Ihre Persönlichkeit die Sache der freigesinnten Evangelischen Kirche verkörpert, und daß diese verloren ist, wenn Sie die Flinte ins Korn werfen. Die freigesinnte Kirche Thüringens — der gegenüber der evangelischen Kirche Preußens eine von Stunde zu Stunde wachsende Bedeutung innewohnt. Sie sagen, das nächste Jahr müsse eine Entscheidung bringen — aber Sie wissen so gut wie ich,

und noch besser, daß diese Entscheidung im schlimmsten Sinne besiegelt ist, wenn Sie den Großherzog den Einflüssen überlassen, die von der andern finsteren, äußerlich und innerlich stupiden Seite auf ihn eindringen. Soviel für heute mit herzlichem Gruß an die Ihrigen

von Ihrem

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

Berlin W., 5. Februar 1904.

Werter, lieber Freund,

heut, nach Stunden voll tiefer Erregungen, nur ein kurzes Wort, ein Wort des Dankes für Ihren schönen ausführlichen Brief, dem man in jeder Silbe anhört, daß er ein wahrheitsgetreues Bild des Hergangs gibt. Ich bin froh, daß dies mein deutsches Stück in der deutschen Stadt Weimar ans Licht gehoben worden ist. Wieviel Freundschaft und Liebe ist von dort zu mir herübergeströmt und hat mein Herz warm und weit gemacht!

Ich fange an, es als ein Bedürfnis zu empfinden, mich von der häßlichen Berliner Theater-Wirtschaft ab- und dem Weimarer Theater immer mehr zuzuwenden. Seit den neulichen Proben weiß ich, was man mit dem Weimarer Theaterpersonal leisten kann, seit ich von neuem gefühlt habe, welch ein Schatz von Liebeskraft für meine Werke in diesem Personal ruht, fasse ich den Gedanken ins Auge, den König Ermanarich gleichfalls in Weimar geboren werden zu lassen. Für heute aber hiermit genug. Wir sehen uns bald wieder, und dann sprechen wir, statt zu schreiben.

Gruß Ihrer Frau Laura von

Ihrem

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 3. März 1904.

Werter, lieber Freund,

soeben erhalte ich Ihren erfreulichen Brief. In Berlin ist seit einiger Zeit das Gerücht verbreitet, der Großherzog hätte das Theaterprojekt abgelehnt. Ich hatte dem widersprochen — nachdem ich jetzt Ihre Mitteilungen gelesen habe, begreife ich, wie es entstehen konnte. Zu verfrühtem Siegesjubel scheint mir noch kein Anlaß geboten zu sein — in hohem Maße aber erfreut es mich zu hören, daß in Weimar, gegenüber der philisterhaften und wirklich untergeordneten Art, mit der die Angelegenheit dort aufgenommen worden ist, eine vornehmere Denkweise Boden gewinnt. Sie halten mich hoffentlich nicht für eingebildet, wenn ich annehme, daß ein bißchen vielleicht mein Aufsatz dazu mit beigetragen hat. Hier in Berlin hat er Eindruck gemacht, und zwar, was mich wirklich wundert, ohne Ansehn der Partei, in allen Kreisen. Daß er im Kreise der Familie Richard Wagner Anklang finden würde, hatte ich im stillen wohl erwartet — jedenfalls aber hat es mich gefreut, durch einen Brief des Professors H. Thode in Heidelberg, der mir seine und seiner Frau begeisterte Zustimmung aussprach, die Bestätigung dafür erhalten zu haben.

Des Kaisers Depesche, von der meine Frau Ihnen geschrieben hat, füge ich zu Ihrer Kenntnis im Original bei; schicken Sie sie mir bitte, wenn Sie sie gelesen und vielleicht Vignaus und Rothe mitgeteilt haben, zurück. Diese Depesche, die mich in Weimar gesucht hatte, weil hier alle Welt denkt, wir wären dorthin übergesiedelt, ist charakteristisch: die Kundgebung eines gesunden, kraftvoll-initiativen Temperaments, zugleich aber darin hervortretend das Bestreben, all' und jedes seinen persönlichen Wünschen und Zwecken dienstbar zu machen. Denn was hat mein Aufsatz mit der „bildenden Kunst" zu schaffen? Der Reichskanzler hatte Todesangst, ich würde die Depesche veröffentlichen und sie würde Anlaß zu einer erneuten „Kunstdebatte" geben. Ich konnte ihm die beruhigende Versicherung geben, daß wenn der Kaiser von mir die Veröffentlichung verlangt hätte, ich es abgelehnt haben würde. Der ganze heilsame Eindruck des Aufsatzes wäre vernichtet gewesen; Feinde und Verleumder würden sofort von „bestellter Arbeit" gesprochen haben. Darum habe ich dafür gesorgt, daß auch nicht einmal die Tatsache, daß er mir telegraphiert hat, in die Öffentlichkeit gelangt ist. Daß Sie mit Ihrem Empfinden hierbei auf meiner Seite stehen würden, hatte ich wohl gehofft, — daß Ihr Brief es mir bestätigt, freut mich. Und so verharren wir, Ihren weiteren Mitteilungen gewärtig, mit Grüßen an die werte Gattin beide in Freundschaft, von beiden am meisten aber Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin W., 23. März 1904.

Werter Freund,

soeben kommt Ihr Brief, der mir die Kaiserdepesche wiederbringt. Haben Sie Dank dafür. Hat denn Minister Rothe, oder hat Vignau mit dem Großherzog darüber gesprochen? Ihre Nachrichten über Weimar klingen mir wieder bedenklich; der Zustand der Ungewißheit scheint ja chronisch werden zu wollen. Neulich las ich, daß Geißler seiner Redakteurstellung an der Weimarischen Zeitung enthoben sei. Vignau, den ich danach befragte, hat nicht geantwortet, wie sich denn Weimar seit einiger Zeit überhaupt in Schweigen hüllt. Adelheid Schorn schreibt seit Wochen keinen Laut. Bestätigt sich die Nachricht, dann wäre es ein böses Symptom. An dem Aufschwung des evangelischen Lebens in Thüringen freut sich mit Ihnen

Ihr Freund

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 26. März 1904.

Werter Freund,

wie ich vor einigen Wochen unmittelbar nach Empfang eines Briefes von Ihnen mich hinsetzen mußte, ihn zu beantworten, weil der Brief mit seinen Nachrichten mich so erfreut hatte, so geschieht es heute aus umgekehrtem Grunde: Ihr Brief von gestern, dem ich anhöre, aus wie gedrücktem Herzen er kommt, nötigt mich, Ihnen umgehend zu sagen, daß sein Inhalt mich gradezu niederdrückt.

Ich könnte mir ja Kummer und Sorgen mit einem Fingerschnippen vom Herzen wälzen, indem ich einfach sagte: „was geht mich Weimar an?" Mein Leben ist

ausgefüllt genug, und meine Tätigkeit wahrlich an Weimar nicht gebunden. Aber ich kann es nicht. Ich habe meine Seele an diesen Ort gehängt, und sein Schicksal geht mir nah, wie das einer Vaterstadt, und aus Ihren Mitteilungen dämmert mir die Wahrscheinlichkeit auf, daß wieder einmal ein gutes, hoffnungsvolles Stück Deutschtums verloren und zugrunde gehen und unter den erbärmlichen Erbfehlern der deutschen Art, unter der Philister-Gesinnung, die nach kleinem, schmutzigem Gewinn giert, die zu charakterlos ist, eine eigene Meinung durchzuhalten, sobald sie merkt, daß „höheren Ortes" eine entgegengesetzte Windrichtung herrscht, und zu national-miserabel, um eigne deutsche Art vor fremden Spekulanten, und wären es auch die schlechtesten und schmutzigsten, zu retten. Meine schlimmsten Befürchtungen also bestätigen sich: der treffliche Geißler wird von der Weimarischen Zeitung fortgejagt, damit der belgische [hier muß ein Wort ausfallen. L.] v. d. V. das Gebiet behaupte! Und dazu reicht der Minister R., ein Mann, den ich bis heute hochgeschätzt habe, die Hand! Nicht verhehlen kann ich Ihnen, daß ich dadurch mein ganzes inneres Verhältnis zu ihm geändert und verwandelt fühle. Wenn Geißler in seiner Polemik gegen den v. d. V. hier und da über die Stränge geschlagen hat, so hat er sich andere Zeitungen als die Weimarische dazu ausersehn; in der Weimarischen Zeitung hat er es nicht getan. Wenn man ihn dafür also bestraft, indem man ihm die Weimarische Zeitung entzieht, so ist das nichts weiter, als eine gemeine Brutalität, eine Mundtotmachung schlimmster Art! Die drei Departements, die das einstimmig beschlossen haben, sind in meinen Augen nichts anderes als Speichellecker, die sich nicht entblöden, einen braven deutschen Mann zu vergewaltigen, damit ein Haufe von Nichtdeutschen und Semiten freie Hand bekommt. Das ist, wennschon es sich in einem Winkel Deutschlands abspielt, ein Verrat am ganzen Deutschland, das ist die Denk- und Handlungsweise von Bedienten-Seelen. Denn diese Herren, der Minister R. an der Spitze, mußten wissen, daß dieser Mann ehrlich und mit Begabung für eine gute deutsche Sache kämpfte, mußten wissen, daß sie der guten gesunden Bewegung, die er vertrat, der Heimatkunst, einen tödlichen Streich versetzten, indem sie ihn entfernten. Als wir im vergangenen Herbst Weimar verließen, den Kopf mit Ankaufsplänen gefüllt, habe ich nicht gedacht, daß ich sechs Monate später das Schicksal segnen würde, daß aus dem Ankauf nichts geworden ist. So aber ist meine Empfindung jetzt. Wenn ich jetzt an Weimar denke, denke ich an Sie und an Vignaus — wen hätte ich sonst noch? Denn daß in der gebildeten Gesellschaft Weimars eine der unsrigen verwandte Gesinnung Platz griffe, daran zu glauben, fällt mir, ehrlich gestanden, schwer. Bezeichnend für mich ist in dieser Beziehung das Verhalten Adelheid von Schorns, die es in der ganzen Zeit, seit wir zuletzt in Weimar waren, nicht für nötig gehalten hat, ein Wort an uns zu schreiben, obwohl sie wußte, mit welchem Anteil wir den dortigen Vorgängen folgen. Es liegt nicht in meiner Art, jemandem nachzurechnen, was er von mir empfangen hat, unempfindlich gegen Undank aber bin ich darum doch nicht. Und dieses undankbare Verhalten kann ich mir nicht anders erklären, als dadurch, daß sie den Mantel nach dem Wind hängt, der von P. und v. d. V. herweht. Und Adelheid von Schorns Gesinnung ist typisch für die Gesinnung eines großen, wenn nicht des größten Teils von Weimar. Sie äußern die Hoffnung, daß wir uns, bevor

wir in den Süden reisen, noch wiedersehen — Sie wissen, wie von ganzem Herzen wir solchem Wunsche entgegenkommen. Dann aber muß ich hinzufügen: kommen Sie zu uns nach Berlin; in Weimar wird man uns in absehbarer Zeit nicht sehn. Die Menschen machen einen Ort, und die Weimarer Menschen sind mir abhandengekommen, wie der unsterbliche Felix sagen würde „futsch“!

Zürnen Sie diesem Briefe nicht, der Ihre Seelenlast, statt zu heben, vermehren wird. Aber das muß ein Freund vom andern ertragen, Sie also auch von Ihrem Freunde Ernst v. Wildenbruch

[Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieser temperamentvolle Brief über die Schnur haut, besonders in bezug auf den wirklich wohlgesinnten Minister Rothe und Abelheld von Schorn. Gegenüber dem damals hier einflußreichen Kunstgewerbler und Architekten Henry van de Velde war Wildenbruch ein unversöhnlicher Gegner, da er von seinem Standort aus den Belgier als undeutsch empfand. L.]

Berlin, 17. Mai 1904.

Teurer, Lieber,

ich schreibe Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß wir übermorgen, Donnerstag, Vormittag 11.26 auf der Reise nach Heidelberg durch Weimar durchkommen und uns unsäglich freuen würden, wenn wir Sie auf dem Bahnhof begrüßen könnten. — Wir fahren an Weimar vorbei. — Das sagt soviel, daß ich kein Wort hinzuzufügen brauche. Wie eine Last liegt es auf meiner Seele, und indem ich im Geiste Ihr kummervolles Gesicht über diese Zeilen gebeugt sehe, verdoppelt sich die Last. Seit dem letzten wütigen Briefe, den ich an Sie geschrieben, haben Sie nichts mehr von mir gehört. Und Ihr Schweigen ist wie eine stumme Frage in mir gewesen: „Bist Du uns ganz abhanden gekommen?“ Nein, mein Freund, und nochmals nein! Stärker denn je fühle ich, daß ich Weimar nicht verlieren darf. Aber die Dinge, die sich im letzten Winter in Weimar begeben haben, sind von so böser Wirkung auf mich gewesen, daß ich Zeit brauche, um zu Weimar mich zurückzufinden.

Wenn ich am Goethe-Tage im Saale der Erholung wäre, müßte ich mich hinter den vor mir stehenden Personen verstecken, damit der Mann mich nicht sieht, dessen Gast ich nicht sein kann, nachdem er den billigen Weg von der Hand gewiesen hat, den ich ihm anbieten ließ, seine Unschicklichkeit wieder gutzumachen. Ich brauche meine Nerven zu sehr, als daß ich sie solchen überflüssigen Aufregungen aussetzen könnte. Auf der anderen Seite aber drückt mich der Gedanke, daß ich grade am Jahrestage nach meinem „Wort über Weimar“ nicht beim Goethe-Tage sein soll, zu Boden. Wenn wir von Reisen zurückkehren — Ende Juni denke ich — kommen wir vielleicht durch Weimar wieder durch und steigen für ein paar Tage aus. Das wäre dann herrlich! Dann hätten wir Sie und die Freunde, die wir noch in Weimar besitzen. Sind es noch viele? Dann lese ich Ihnen vor, was ich in diesen Monaten geschrieben habe, mein „Drama mit Musik“, die „Lieder des Euripides“, die eben fertig geworden sind. Ich hoffe, ich hoffe, sie werden Ihnen gefallen. So viel für heute mit tausend Grüßen von mir und meiner Frau an Ihre liebe Frau Spinnerin. Werden wir Sie Donnerstag auf dem Bahnhof sehen? Es wäre mehr als Freude für

Ihren

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Heidelberg, 25. Mai 1904.

Lieber, Werter!

Daß Sie in Ihrer Überlastung Zeit gefunden haben zu dem schönen ausführlichen Brief, ist wieder einmal ein Stück Freundschaft, für das ich Ihnen danke. Sie haben recht getan, mir zu schreiben, denn ich muß wissen, wie die Dinge in Weimar stehen und wie die Menschen zu den Dingen empfinden. Wenn ich aus Ihren Zeilen die Witterung aufnehmen soll, kommt es mir vor, als herrschte dort ein verworrener Zustand der Seelen. Weimar ist nun einmal von jeher daran gewöhnt gewesen, von seinem Fürsten Richtung und Ziel zu bekommen — sobald von dorther keine Weisung mehr erfolgt, wie es jetzt der Fall ist, kann es nicht auf den Füßen stehen und verliert den Kopf. Schön ist das gewißlich nicht, aber es ist so. Daher nun die große Frage, wie wird dieser jähe Tod der Mutter auf den wirken, auf den es ankommt, den Sohn. Sie haben mir Ihre Ansicht angedeutet, und sie klingt nicht hoffnungsvoll; meinerseits habe ich ein Anzeichen erhalten und das hat mich erfreut. Sobald ich heute vor acht Tagen in der Zeitung den Tod der Erbprinzessin las, setzte ich mich, dem Drange meines Herzens folgend, nieder — und richtete ein Beileidschreiben an den Großherzog. Mitleid mit ihm hieß mich alles beiseite tun, was ich gegen ihn auf dem Herzen hatte. Er scheint es verstanden zu haben: einen Tag nach unserer Ankunft hier erhielt ich anliegende Depesche, die mir seinen Dank übermittelte. Ich schicke sie Ihnen, weil ich der Meinung bin, daß Sie, der Sie der Berater seines Innern sein sollen, jede Kundgebung seines Innern kennen müssen. Und als eine erfreuliche Kundgebung erscheint mir dies; ich werfe nun alles feindselige Empfinden über Bord und fühle unser ehemaliges, einst so freundliches Verhältnis wieder hergestellt.

Die Depesche geben Sie mir wieder, wenn wir durch Weimar zurückkehren. Wir hatten von hier aus einen Kranz an das Hofmarschallamt abgeschickt, in der Art, daß er zur Beisetzung noch eintreffen konnte; vielleicht finden Sie irgend einmal Gelegenheit, sich zu erkundigen, ob er angekommen ist. Auf das Band hatte ich die Worte gesetzt: „Wer die Herzen der Menschen mit Freude füllte, dessen Name wird bleiben in den Herzen der Menschen.“ Das durfte ich der lieben Frau mit gutem Gewissen nachrufen, denn sie war mir und meiner Frau, so oft wir in Weimar waren, ein guter Geist. Der Abend, als ich ihr im vorigen Sommer den unsterblichen Felix vorlas, lebt in meiner Erinnerung als einer der liebenswürdigsten meines Lebens. Ihr Heimgang hat uns beiden tiefen Schmerz bereitet, und wenn wir Weimar und das verödete Belvedere wiedersehen, wird sich das verdoppeln. Ja — verödet! daß einem das Wort doch nicht immer im Ohr erklänge, so oft man jetzt an Weimar denkt!

Wir leben hier in einer von goldenem Sonnenlicht überfluteten Gegend, die, je tiefer man in sie dringt, um so reichere Schönheiten darbietet. Gerade vor uns, zu unseren Füßen, die Schloßruine, das Memento mori Deutschlands. Wer sie ansieht, fühlt, als läse er es in steinernem Buche geschrieben und bewahrt, was dieses Deutschland an Schönheit, Macht und Herrlichkeit besessen, was es durch das furchtbare 17. Jahrhundert verloren hat! Und jetzt wieder, unter der alten Ruine und rings herum dies neu, in Fülle und Kraft aufblühende neue Deutschland! Es steckt

wirklich in diesem alten „heiligen" Reich eine geheimnisvolle Urkraft, freilich auch immer noch und jetzt erst recht der selbstmörderische Drang, zum „heiligen Römischen Reich" zu werden. Frankreich setzt dem Papst den Stuhl vor die Türe, und er bittet um Absolution — Deutschland bettelt beim Papst um Absolution und bekommt Fußtritte. Wir Deutschen sind eben Weimaraner im Großen, wir lernen Bibliotheken auswendig, nur die Hauptsache nicht, Persönlichkeit zu sein.

Aber mein Brief ist von Weimar über Heidelberg in die Weltgeschichte gewandert — wohin soll er noch gehn, wenn ich ihm nicht Halt gebiete? Ich tue es, weil mir Raum bleiben muß, Sie zu bitten daß Sie uns über Art und Ausgang des Goethe-Tages Bericht geben. Wir sind noch bis zum 5. Juni und vielleicht noch länger hier, Ihre Nachricht erreicht uns also unter der bisherigen Adresse. Für heute noch tausend Grüße von uns beiden an die Frau Spinnerin und die Kinder, denen es hoffentlich besser geht? In Treuen

Ihr Freund

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 28. Dezember 1904.

Werter, lieber Freund,

allzu lange schon hat das Schweigen gedauert, das zwischen uns herrscht — als ein böses Omen würde ich es empfinden, wenn das Jahr darunter zu Ende ginge. Sei es denn durch einen kräftigen Zuruf durchbrochen!

Ganz Weimar freilich ist mir gegenüber zu solch stummem Orte geworden, daß ich eigentlich nur noch von meinen geographischen Erinnerungen her weiß, daß es einen Ort dieses Namens in Deutschland gibt. Eine Karte Adelheid Schorns vom 23. November, worin sie mir mitteilte, daß Frau Obrist-Jenicke in der Erholung mein Gedicht „Auswanderers Kind" gesprochen hatte, war das einzige schriftliche Lebenszeichen, das Weimar mir im Laufe dieses Winters gesendet hat. Dieser Schweigsamkeit hat denn freilich auch die meine, durch eine neue große Arbeit bedingte, gegenübergestanden. Jetzt aber, da diese Arbeit beendet ist, raff' ich mich auf und stürze mit der Frage „wie geht es Ihnen? Wie geht es den Ihrigen? Wie geht es der Stadt mit dem kleinen Umfang und der großen Torheit, dem geliebten Weimar?" auf Sie zu.

Und weil ich nicht nur mit Fragen zu Ihnen kommen möchte, erlaube ich mir, gewissermaßen als nachträgliches Weihnachtsgeschenk das Büchlein mitzuschicken, dessen Inhalt Ihnen vielleicht noch nicht bekannt ist.

Die Erzählung, die es enthält, war seinerzeit noch in der Tiefurter Allee zu Weimar angefangen und ist dann gerade vor einem Jahre hier fertig geworden. Im Herbst ist das Buch erschienen. Von hier, wo ich mit meiner Frau wochenlang wie ein Einsiedler gelebt habe, wüßte ich Ihnen nichts zu berichten, was die Zeitungen Ihnen nicht schon erzählt hätten.

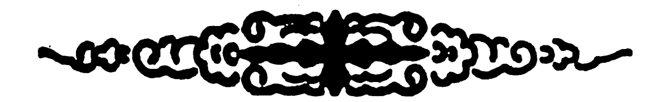
Für den Januar hat Herr von Vignau in Aussicht gestellt, daß im Theater das Hexenlied mit der Schillingschen Begleitmusik vorgeführt werden soll. Vielleicht kommen wir dazu hinüber. Und, indem ich dieses schreibe und fühle, wie mir warm

um das Herz wird, indem ich mir vorstelle, daß ich Sie und so manchen anderen lieben Menschen und den Ort wiedersehen soll, merke ich wieder einmal, wie unwiederbringlich ich an diesen Ort, dieses Weimar, mit seinem einstigen und seinem jetzigen Inhalt verloren bin. Und mit diesem Ausblick will ich das alte Jahr abschließen und Ihnen und den Ihrigen ein gutes neues wünschen. Mit tausend Grüßen schließt meine Frau sich an

Ihrem

Ernst v. Wildenbruch

(Fortsetzung folgt)



Der Wald

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Wie holde, seltsame Legenden
Ein milder Greis voll Andacht singt,
So will der Wald mir Segen spenden,
Der mich mit Dunkel sanft umschlingt.

Blank durch die Schwermut starrer Fichten
Tropft Sonnengold in flüchtigem Spiel.
Hier träumt ein würdiges Verzichten,
Hier weiß das Wünschen Trost und Ziel.

Was ich gekämpft in stürmischem Wollen
Ward feierstill und wogt nur sacht,
Gleichmäßig freudig wie die vollen
Urtöne dieser Waldesnacht ...



Bär und Elfe

Ein Bühnenscherz für Kinder

Von Friedrich Lienhard

Es ist uns oft schon der Wunsch nach kurzen, leichten Bühnenspielen für Volk und Jugend geäußert worden. Wir werden hier und da einiges im „Türmer" bringen. Hier als Auftakt ein einfacher Kinderscherz, der in den Mai passen mag. L.

Waldgegend. Die Elfe kommt in leichtem Gewand lachend gelaufen, Kränzchen im Haar, hinter ihr der Schwarm der andren Elfchen.

Erstes Elfchen: Halt, Schwesterlein, halt! So sei doch verständig!
Zweites: Da huscht und da jauchzt sie und ist ganz unbändig!
Drittes: Dort graust ja der Wald! Dort haust ja Er!
Die Elfe: Ei, wer denn? Wer?
Alle andern: Der Bär! Der Bär! Der Bär!
Erstes Elfchen: Der ist noch in dicksten Winter vermummt,
Hat schwarzen Pelz um — und tappt und brummt
Und wird dich holen!
Die Elfe (übermütig): Den werd' ich mit Haselgerten versohlen!
Den werd' ich umtanzen, den werd' ich necken,
Den werd' ich umhüpfen wie fliegendes Licht!
Glaubt ihr, mich werde Herr Petz erschrecken?
Seid unbesorgt, der fängt mich nicht!
Die andren Elfchen: Ja aber — so hör' doch — horch! Brummt er nicht schon?
Macht euch davon, davon, davon! (Der Schwarm läuft fort.)
Die Elfe (allein, lacht laut; zu den Zuschauern):
Da seht ihr, wie meine Schwestern sind!
So scheu wie ein Wisperblättchen im Wind!
Da zittern sie hin, ein Schein, ein Schaum,
Man sieht sie kaum im schimmernden Raum,
Ein Überall und Nirgendwo — —
Ich aber, seht, ich bin nicht so.
(Setzt sich sinnend hin, stützt das Köpfchen)
Mir hat meine Mutter ein Liedel gesagt —
Meine Mutter, die weiß viel Mären —
Es gibt weitwo ein Menschenland,
Dicht hinter dem Lande des Bären.
Dem sind die Wege dahin bekannt,
Und er kann mich geleiten —
Doch läßt sich sein Reich nicht durchschreiten,
Man muß es durchreiten —
Und zwar auf dem Rücken des Bären.
Nun hab' ich ein einziges großes Begehren:
Wie zähm' ich den Bären?

Der Bär kommt auf allen Vieren, erhebt sich oft auf die Hinterfüße, brummt mächtig; die Elfe erschrickt sehr und springt auf)

Der Bär: Ich bin der Bär! Du Leichtfuß, steh' sogleich!
Den Paß! Woher?! Hier ist mein Reich!

Die Elfe (ängstlich): Ich bin eine Elfe -- entschuld'ge, Herr Bär —
Ich komme vom Lichtland her,
Wo man nicht Paß noch Büttel kennt —
Ich weiß nicht recht, wie man es nennt —
Ich verflog mich — ich hab' meine Heimat vergessen —

Der Bär: Vergessen?!

Die Elfe: O weh, nun wird er mich fressen!

Der Bär: Dich kenn' ich! Du kannst nur hüpfen und lachen!
Du treibst nur Spiel und alberne Sachen
Und singst und summst wie die Bienen —
Doch willst du nicht schaffen noch dienen!

Die Elfe (mutiger): Verzeih, Herr Bär, was schaffst denn du?

Der Bär: Laß mich in Ruh'!
Dies Land ist mein! Ich kann hier machen,
Was mir beliebt!

Elfe: Ei nun, wenn's aber Geschöpfe gibt,
Die gerne tanzen und lachen?

Bär: Die werd' ich in diese Tatzen pressen,
Daß ihnen Tanzen und Lachen vergeht!

Elfe: Ei wohl! Doch hast du nur eins vergessen:
Erst mußt du sie fangen! Fange mich, Bär!

(Sie hat ihren Mut wiedergefunden und tanzt in lachender Anmut um ihn herum)

Bär: Dich fangen, Grashüpfer? Das ist nicht schwer!

Elfe: Du nennst mich Grashüpfer? So heiß' ich ja nicht!

Bär: Wie heißt du denn?

Elfe: Frau Phantasie!
Meine Mutter heißt Anmut, mein Vater heißt Licht.

Bär: Was? Phantasie? Das hört' ich nie,
Und stampfe doch weit genug durchs Land.
Ich heiße Verstand.
In Höhlen ist meine Sippe daheim,
Ich schnuppre in hohlen Bäumen nach Honigseim
Und halte den Schädel bedächtig nach unten geduckt;
Ich fresse viel — und auch du wirst verschluckt!

Elfe: Mein Herr Verstand, du scheinst zwar gelehrt
Und bist mit begrifflichen Tatzen beschwert;
Doch statt mich zu fressen, solltest du führen,
Solltest du mich zur Braut erküren!
Ja, ja, es wär' entzückend
Und dich beglückend,
Herr Klügling, wenn sich mein Lichtgewand
Mit dir vermählte, Herr Taps, Herr Verstand!

Bär: Du — meine Braut?! So 'n federleichtes Ding?!
Du kannst ja nur tändeln, du kannst ja nicht trotten,
Du hast ja 'n Spinnwebhemdchen, doch keine Zotten,
Du bist mir zu luftig, zu dünn, zu gering —
Und wagst es trotzdem, mich zu verspotten?!
Elfe: Mein Herr Verstand, versprich mir was!
Bär: Ich dir versprechen? Ich bringe dich um!
Elfe: Sei nicht so dumm!
Versteh' doch endlich ein wenig Spaß!
Hör' also, Bär: wenn du mich kriegst,
Wenn du im Wettlauf über mich siegst,
So darfst du mich fressen mit Haar und Haut —
Oder ich bin deine artige Braut.
Doch fängst du mich nicht — was gibst du mir dann?
Bär: Ich dich nicht fangen? Lauf' nur! Fang' an!
Elfe: Nein, erst versprich! Sieh meine Schuhe,
Wie leicht die sind!
Bär: Hallo, mein Kind!
Auch ich hab' Schuhe und kann drin schreiten!
Elfe: Ei, wo denn?
Bär (geht ins Gebüsch und holt ein paar grobe Holzschuhe):
Hier! Meine Sonntagsschuhe!
Elfe (lacht): O Bär! Pantoffelbär!
Erdenschwer!
Wie reizend! Hast du noch mehr in der Truhe?
Vier Füße hast du, so viel ich sehe!
Bär: Oho, nur zweie, sobald ich stehe!
Und stehen kann ich und stampfen und schreiten!
(Er zieht die Holzschuhe an, wirft sie aber nachher bald wieder ab)
Elfe: Doch kannst du auch schweben und fliegen und reiten?
Siehst du, das kann nur ich allein!
Drum, wenn ich im Wettlauf siege —
Bär: Was dann?
Elfe: So fang' ich auf dir zu reiten an!
Jawohl, so sollst du mich tragen!
So werd' ich dir auf den Buckel springen,
Den Wald durchreiten und Lieder singen
Und dich mit der Gerte zum Trotten bringen — —
Dann reit' ich hinab ins Menschenland
Und bin deine Herrin, mein Herr Verstand!
Versprichst mir das?
Bär: Gut, will's versprechen!
Elfe: Und halten und ja nicht brechen?
Bär: Was ich versprochen, pfleg' ich zu halten!

Elfe (klatscht in die Hände und ruft in die Bäume hinauf):

Ihr Finken und Amseln, ihr habt es vernommen!
Zaunkönig, Grasmücke, sollt alle kommen!
Wetzt eure Schnäbelchen, stimmt das Konzert!
Dem Trampelmann sei nun ein Tänzchen beschert!

(Es beginnt eine lustige Musik)

Elfe: Rundaradei! Meine Füßchen sind nimmer zu halten!
Auf, Bär, nun magst du schalten und walten
Und magst mich fangen! Fange mich, Bär!

(Nun tanzt sie gewandt um den schwerfällig in Holzschuhen verfolgenden, manchmal auch suchend im Walde verschwindenden Bären herum und spricht in anmutiger Tanzbewegung das Lied „Elfentanz“ [aus meiner Sammlung „Lebensfrucht“], bis der Bär schließlich erschöpft zusammenbricht)

Raschelgewänder und seidene Schuh',
Krone, Korallen und Bänder dazu —
Rundaradei!
Rauschen und schleifen wir, singen dabei,
Rauschen und singen wir,
Rund um den Eschenbaum, rund in den Mai,
Rundaradei, eia, rundaradei!

Willst du uns greifen?
Mußt du mit schleifen!
Hast du auch Füßchen so seiden wie wir?
Bist du so biegsam,
Bist du so schmiegsam,
Bist so geschwind und so schwingend wie wir?

Die Blättlein am Strauche,
Sie drehen im Hauche
Die grasgrünen Röcklein und flimmern dabei!
Und kam aus dem Blauen
Der Nächte ein Tauen,
So tanzt und so funkelt am Morgen der Mai!

Trinke das Licht und so tanze dich munter!
Trinke das Licht und dann hügelhinan!
Spritzt dir ein Perlchen vom Frühgras herunter,
Denk dir, ein Elfelein springe dich an!
Finken, o sieh doch, wie fliegende Lichter,
Wölkchen, o sieh doch, wie fliegender Schwan —
Überall, überall Sonnengesichter,
Du nur darin als verdunkelter Mann!

Willst du uns greifen?
Mußt du mit schleifen!

Hast du auch Füßchen so seiden wie wir?
Bist du so biegsam,
Bist du so schmiegsam,
Bist so geschwind und so schwingend wie wir?

Poltert der und holpert der,
Mit dem Holzschuh stolpert der,
Zottelbär! — Zottelbär! — Zottelbär! . . .

(Sie hat inzwischen eine Haselgerte im Walde gebrochen, tanzt flink um ihn her und kitzelt oder haut den erschöpft hinsinkenden Bären

Der Bär: Genug! Halt' ein! Au, laß mich frei!
Elfe (sich zu ihm neigend): Gestehst du nun, daß ich flinker sei?
Bär: Mit meiner Herrschaft ist's vorbei!
Elfe: Jawohl, da liegst du, plump und schwer!
Was hast du versprochen? Auf, Herr Bär! —
(Sie ruft)
Ihr Elfenschwestern, kommt alle her!
Bär (will auf und davon): Ich troll' mich davon.
Elfe: Erst meinen Lohn!
Den Buckel her!
Frau Phantasie darf reiten! Auf, auf, auf!
Lauf, lauf, lauf!
Hü, Bär, es wird schon gehn!

(Sie reitet, nach Damenart sitzend, auf dem Rücken des Bären davon, den Kindern zuwinkend)

Lebt wohl, ihr Kinder! Auf Wiedersehn!

(Zugleich laufen lachend die andern Elfen von allen Enden wieder auf die Bühne und singen jauchzend hinter ihr her:)

Elfenchor: O seht, o seht! Da reitet sie!
Der Herr Verstand! Frau Pyantasie!
Hahahaha! Welch köstlich Paar!
O Schwestern, wie sie mutig war!
Sie hat ihn umtanzt, sie hat ihn umsungen,
Sie hat ihn tanzend zu Tode bezwungen — —
Des Bären Herrschaft ist zu Ende!
Zeitenwende! Zeitenwende!
Nun wird die Welt voll Melodie — —
Heil, Königin, Frau Phantasie!

Ende



Treue

Von Paul Bülow

Vor meinem inneren Auge sehe ich den alten Organisten von St. Jakobi in meiner Vaterstadt. Er schreitet in Mantel und Hut die breite Flurtreppe seines alten Hauses hinab. Die Noten für den Sonntagsgottesdienst trägt er unterm linken Arm, den mächtigen Schlüssel der Kirchentür in der rechten Hand. Sonnenleuchten flutet durchs Fenster im Flur und setzt den schweren eichenen Schrank auf der Diele in volles Goldlicht. Der betagte Meister weiß den Enkeln manch schaurig Histörchen aus dem Leben dieses Hausrats während der Franzosenzeit zu erzählen. Wer genau hinschaut, sieht an den Schrankseiten tiefe Narben. Die rühren her von böswilligen Säbelhieben mutwilder Reiter aus der Armee des Korsen....

So geht der Greis nun die fünfzig Jahre hindurch, Sonntag für Sonntag, nach St. Jakobi hinüber. Selten hat er während dieser vielen Jahre seinen Dienst versäumen müssen; kaum ein einziges Mal hat die Orgelbank zu Gottesdienst, Kindtauf oder Abendmahl einen andern gesehen als ihn, den treuen Mann, der seine ganze Seele in die Töne legt, wenn er sie dem Wunderbau seiner Orgel entströmen läßt...

Geruhsam und pflichttreu geht der Greis noch heute den Weg zu seiner geliebten Orgel....

In den Unfrieden der Zeit trägt er stillen Frieden himmlischer Kunst.... Die Kirche ist oft traurig leer; aber dann schallen seine Orgeltöne um so mächtiger ins Gemüt der wenigen Andächtigen, als riefen sie ihnen zu: „Bleibt erst recht in eurer Stille stark! Bleibt erst recht euren Idealen treu!"

Ich wünschte, ein Maler hielte diesen Anblick fest: ehrwürdiges Greisentum in nimmermüder Treue zu frommer Kunst....

Treue ist in allem, was sein Leben erfüllt! Treue im Kleinen, im ehrwürdigen Hausrat bis zum Spinnrad in der Fensternische, Treue aber vor allem auch in allem Großen: in der Pflicht, im Gottvertrauen, im Festhalten wertvoller Erinnerungen an alles Schöne der Kunst und des Menschenlebens.

Möge aus den Tönen deiner Orgel noch manch reine Kunde in neudeutsche Herzen hinüberfluten, du einsamer, du vorbildlich treuer Meister!



Pfingsten

Von Ludwig Bäte

Ernste Eichen kronenbreit,
Alte Niedersachsenkaten.
Mittendrin das Gotteshaus,
Und ringsum die jungen Saaten.

Orgelrauschen schwillt herbei,
Helle Kinderstimmen beten.
Flehend quillt der Pfingstgesang
Aus der ernsten Stunde Nöten:

„Heil'ger Geist, kehr' bei uns ein!"
Wunderreiche Glaubensweise!
Über Turm und Felder ziehn
Lerchen ihre Liederkreise.



Wartburgbriefe einer weimarischen Fürstentochter

Vorbemerkung. Was wußten und wissen eigentlich die durchschnittlichen Deutschen vom inneren Leben ihrer Fürsten und fürstlichen Kreise? Gab es dort überhaupt etwas wie „inneres Leben" — oder ging alles im Repräsentativen und Höfischen unter? Ohne Zweifel hatte auch da, wie überall in der Neuzeit, eine bedenkliche Veräußerlichung überhandgenommen; die Erziehung war von vornherein zu einseitig auf das Soldatische, auf Jagd, Sport, Salon und Formen der Außenwelt eingestellt, zu wenig auf Durchgeistigung und Beseelung. Und doch müssen wir nach und nach dahin kommen, daß wir unseren Fürsten, wenn ihnen auch das Politische genommen, wieder Kulturaufgaben zuweisen müssen, damit sie sich aufs neue als tätige Mitglieder in das zu belebende Kulturganze einfügen, wie das ja bereits da und dort geschieht.

Daß es einige gab, die in diesem Geiste — abseits vom seelenlosen Zuge der Zeit — ihre Aufgabe erfaßten, beweisen die folgenden Briefstellen. Und zwar handelt es sich hier nicht nur um die räumliche Wartburg und ihren Landschaftszauber. Das Besondere dieser Briefe ist der Umstand, daß hier zum ersten Male — ich weiß wenigstens kein anderes Beispiel dieser Art — von einem bestimmten Geist und Wesen der „Burg" wie von einer selbstverständlichen und festen Weltanschauung und Lebensführung gesprochen wird. Noch mehr: daß dieses „Weben und Wirken des Geistes, der von der Burg ausgeht" und „der mit Weimar, als Begriff, verwoben ist", als ein wünschenswertes Gut für ganz Deutschland empfunden wird.

Es ist eine Tochter des Großherzogs Karl Alexander, des Wiederherstellers der Wartburg, die sich in diesen Briefen an den Oberburghauptmann v. Cranach ausspricht. Prinzeß Marie war mit dem Prinzen Heinrich VII. Reuß j. L. vermählt: mit einem deutschen Staatsmann, der seit den sechziger Jahren als Botschafter in verschiedenen europäischen Großstädten tätig war und 1906 auf seiner Besitzung Trebschen bei Züllichau (Neumark) gestorben ist. Sie selbst schied vor Jahresfrist aus dem Leben (6. Mai).

Der Sohn der Verstorbenen (Heinrich XXXIII. Reuß j. L.) schreibt u. a. im Begleitbrief in genau demselben Geiste wie seine edle Mutter: „Wartburg und Weimar sind zwei untrennbare Begriffe — ja: ein Begriff. Und diese Briefe sind echte deutsche Wartburgbriefe, so ganz das Wesen, den Segen der Burg empfindend und wiedergebend — und weit, weit vorausfehend. Es sind deutsche Briefe. Mögen sie Segen wirken, grade jetzt in Deutschlands höchster Not, und Kraft geben, auch vielen, vielen die Burg noch mehr erschließen! Denn der Deutsche braucht ein sichtbares Ideal, heute mehr denn je. Und das sollte unser deutscher Gral, die Wartburg, sein."

In diesem Sinne lese man die folgenden Briefstellen! F. L.

* * *

Trebschen, den 24. März 1913 (Ostermontag).

... Selbstredend ziehen meine Gedanken zur lieben Burg. Mut, lieber Cranach, und jenes stolze, kernige Wort: „Je maintiendrai!“ Das Beste bleibt, das ist unüberwindbar, das ist das Fazit der sieghaften Osterzuversicht — auch für dieses Leben — ja just für dieses Leben mit allem, was es birgt! Man darf nicht nachgeben, was das Leben uns oft vorstellt und aufdrängt, mit Beweisen sogar aufdrängt, und uns aufbinden will und womit es uns betrügen und vergiften will. „Seinen Standpunkt immer höher stellen!“ rief meine Mutter in das Getümmel hinein. Wir Burgleute wissen's auch besser als die „Welt“, was da bleibt, was da weiterwirkt und schafft, zwingt und erringt. Es muß es, weil es „Leben“ ist: das ist Ewigkeitsstoff. Diese Gewißheit gibt wunderbaren Segen, Kraft und Ruhe. Was freut's mich, daß das Hoflager zur Burg kommt! Hoffentlich der Kaiser. Sein künstlerisch intuitives Leben empfindet das innerste Burgleben, dies wunderbar-geheime, feine Weben des ewig-schaffenden, nie rastenden, nie irrenden, stets wirkenden Idealen. Das alles ist so intim verbunden mit der Urnatur des Deutschen! Und deshalb ist's jedem Deutschen auch so, als habe er ganz selbstredend Anteil an diesem Wesen der Burg, als gehöre sie ihm, zu ihm! Ach ja! wenn man doch überhaupt viel mehr in und für das Leben die gewaltigen ethischen Kräfte in Berücksichtigung zöge! Denn sie sind die Bestimmenden. Ein wunderbares, ernstes, unsichtbares Ringen, Trachten und — will's Gott, Siegen. Zu wenigen kann man davon reden. Nur wenige schauen. Wenige empfinden diese Geheimnisse, die uns doch überall umgeben und die oft so zwingend oder heischend wirken!

Trebschen, 29. Juni 1913.

... Ja — eine nicht hinwegzudisputierende Tatsache — Seelenband. Und man beachtet es gar nicht genug im Leben, wie man ja überhaupt lange nicht genug nach innen horcht ... „Bessere Zeiten!“ Ach, kämen die! Man darf ja nichts erwarten. Das „Bessere“, das „Gute“ fällt unverhofft in den Schoß. Wir alle sind verwöhnt, sehr verwöhnt durch die Vergangenheit. Es heißt aber: Der Gegenwart leben! Im Goetheschen Sinne „schön“ leben; praktisch, erschöpfend. Tun wir das, dann erweisen wir erst, ob jene „Verwöhnung“ wirklich eine war, oder eine „Ge-wöhnung?“ ... Also Leben heißt die Losung — „und wenn die Welt voll Teufel wär'“! Gegen Wind und Flut. Kampf ist Lust. Und unser getreuer Herrgott verläßt uns nicht. Bilder unserer geliebten Burg stehen immer vor mir — und das Sehnen meiner Seele webt dorthin in die geliebte Heimat ...

Norderney, 10. Juni 1914.

... Mit Liebe und durch Liebe Böses vergelten und überwinden: das ist die hehrste Pflicht, die uns unser Meister anvertraut. Er hat uns damit auch die größte Macht und Kraft anvertraut. Er selbst mit seinen Heerscharen steht dann hinter uns und steht für uns ein. Für Feinde beten! Für die beten, die uns beleidigen, verleumden, besudeln, die uns verfolgen. Es kostet ein großes inneres Zerbrechen und es ist einem sonst nicht möglich. Aber, überwindet man das innere Aufbegehren dagegen und tut es, so werden einem wunderbare Kräfte in Seele und Charakter gelöst und lebendig, und man tritt in ein innigeres Verhältnis zu dem Meister. Wie sehr bedauernswert sind doch die Menschen, die keine Feinde haben! ... Zutrauen zu Ihm sollten wir uns klarleuchtend erhalten und fleißig wegputzen davon, was sich an Staub, Dunst und Wust gar so gerne ansetzt, wenn nicht beständig gesäubert wird. Auch dafür gilt der alte Klingenspruch: „Rast' ich, so rost' ich!“ Mir sind die Stunden in der Heimat, in dieser besonders geweihten Heimat, ein köstlicher Quickborn gewesen. Intensiv habe ich das Wesen der Burg empfunden, auf mich wirken lassen und es voll genossen. Segensströme sind es.

Trebschen, 27. Sept. 1915.

... Ich habe so feste Zuversicht in Gottes Barmherzigkeit. Und das trotz ernstester Eindrücke — Stets den Kopf oben — und mutvoll trauen! Ach, wie muß es jetzt herrlich auf der Burg im geliebten Thüringer Lande sein!

Trebschen, 7. Okt. 1915.

... Sehr viele meiner Gedanken sind in Thüringen ... Glauben kann man ja nur, wenn man nicht sieht. Wolle Gott es schenken können, daß wir die Erfüllung unseres Glaubens sehen! Und der Krieg entwickelt sich weiter und windet sich allumfassend weiter, große Umwälzungen anbahnend — ein Wundersames ist es. Gott helfe uns und erhalte uns nüchtern, rein, demütig! ... Das ganz stille Sitzen auf dem Lande kommt einem schwer an, besonders wenn man in der Großstadt war, die vielen Nachrichten erhielt und dort allerhand Menschen sprach. Es gehört eine tüchtige Summe Selbstzucht dazu, eben hier draußen still auszuhalten. Und wie undankbar ist der Mensch! ...

Trebschen, den 9. Mai 1916.

... „Wohl dem, der Ohren hat zu hören, was die Burg spricht und ihm zu sagen hat! Das ist Glück an sich. Damit soll man begnügsam werden. Es gilt Zuversicht haben, trotzdem, daß man nicht sieht, trotzdem, daß unser Verstand und dessen Logik uns vordenkt und vordemonstriert und uns blendet. Zuversicht auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit haben, das dürfen wir und das sollen wir. Seine Wege sind nicht unsere Wege! „Glauben" ist eben Zutrauen, das weiß, obwohl es nichts „weiß" und meist das Gegenteil sieht. Jawohl, ein schwerer Gang, ein mühebeladenes Gehen für unsere Seele, denn diese läßt doch meist sich vom Verstand regieren. Doch erhält sie Zu-Trauen, wie verändert wird dann alles, das Wirken der Beeindruckungen, die sie erhält, Erfahrungen, Arbeit, Menschenbewertung, Schicksal. Lassen Sie es sich nur so recht von der lieben Burg sagen, was es ist, Leben, Ringen in Zutrauen und in Zuversicht! Ein' feste Burg ist unser Gott! Und das stolze und so bedeutsame Oranierwort reihe ich an: „Je maintiendrai!" Die Entwicklungskrisis der Menschheit, die wir miterleben, läßt sich gar nicht in Worte bannen. Täglich und stündlich sieht und fühlt und überall fühlt man es ja, daß es ein Kampf der Geister, der seelischen Gewalten ist. Und stets kommt es schließlich darauf zurück, auf das Schlichteste, scheinbar Einfachste: — treue Pflichterfüllung. Das schichtet sich endlich zusammen zu ungeheurer Kraft und Macht. Mir scheint, es gilt noch schwere Läuterungsprozesse, es gilt noch ungeheuere Aufgaben zu lösen! Den einen unserer erbittertsten Feinde — England — haben wir ja erst kaum berührt ... Möchte Gottes Sturmposaune doch unsere verlullte, verblendete Regierung emporschrecken zu Bewußtsein und Erkenntnis! Ein viel tieferes, dringenderes Gebetsleben und Gebetsringen sollten wir führen als macht- und kraftvolle Hilfsphalanx für die Streiter draußen; herinnen die heiße Arbeit, das Geistesringen. Das brauchen die draußen. Diese Hilfstruppe just! Man empfindet's deutlich. Und wir — ein jeder — sollte solch siegesgewisser Ringer in seinem Kämmerlein, und darf er dafür die Zeit nicht haben, in seinem Herzen sein, überall, stündlich, öfter kämpfen in aller schneidigen Freudigkeit! ...

Trebschen, 20. August 1916.

... Das Weben und Wirken des Geistes, der von der Burg ausgeht, der mit „Weimar", als Begriff, verwoben ist, der ist ein Lebendiges, daher nicht Rastendes, nicht Rostendes. Er dokumentiert sich als solcher. Er ist einer jener geheimnisvoll wunderbaren Quickborne, eine der Quellkräfte, welche die deutsche Seele in dieser Zeit sich bewähren macht; sie stählt, ihr Schwungkraft gibt ... Die Arbeit der Pflichttreue seit Generationen, der Pflege des Idealen als des wirklich Realen. Das ist alles so wunderherrlich. Jauchzen und Lobpreisen tut die Seele darob ...



Bismarck und sein Wald

Daß Fürst Bismarck als echter Deutscher ein Freund des Waldes war, daß sein Name mit dem Sachsenwald untrennbar verbunden ist, wissen wir alle. Doch in besondrer schlichtmenschlicher Weise bestätigt uns dies ein sachkundiger Erzähler: sein pommerscher Oberförster und Gutsverwalter Ernst Westphal. In einem hübschen Buche „Bismarck als Gutsherr" (Leipzig, R. F. Koehler) gibt er uns seine Erinnerungen, denen wir das Folgende entnehmen:

Die erste und letzte Liebe des Grafen in Varzin galt seinem Walde. Die weiten Forsten und der große prächtige Park haben ihn wohl vor allem dazu veranlaßt, gerade Varzin zu kaufen. Hier konnte er als Gutsherr in weltferner Einsamkeit sich von der Unruhe der Politik und der großen Welt erholen.

Als wir einmal im tiefen Wald gingen, sagte er, wie befreit aufatmend, zu mir: „Hier erreicht mich kein Depeschenbote!" In einem seiner Briefe aus Varzin hat er selbst einmal sein dortiges Leben beschrieben: „Wenn ich gefrühstückt und gezeitungt habe, wandere ich mit Jagdstiefeln in die Wälder, bergsteigend und sumpfwatend, lerne Geographie und entwerfe Schonungen; sobald ich heimkehre, wird gesattelt und dasselbe Geschäft bis zum Überdruß Josephs [Reitknecht], Röschens und Walters [Reitpferde] fortgesetzt. Letzterer schreckt bergauf vor nichts zurück, bergab läßt er mitunter seine vier Hufe Wurzel schlagen und erklärt mit resigniertem Schweigen, es ginge nicht. Es gibt doch sehr dicke Buchen hier, auch Balken und Blöcke, Wüsteneien, Schonungen, Bäche, Moore, Heiden, Ginster, Rehe, Auerhähne, undurchdringliche Buchen- und Eichenschläge und andere Dinge, an denen ich meine Freude habe, wenn ich dem Terzett von Taube, Reiher und Weihe lausche oder die Klagen der Pächter über die Untaten der Sauen höre."

Mein hoher Herr liebte seinen Wald, aber er war auch scharf dahinter her, daß vorteilhaft gewirtschaftet wurde. In der Forst- und Landwirtschaft, meinte er öfter, müsse man nach den Grundsätzen verfahren: „Probieren geht über Studieren" und „das Beste ist des Guten Feind"...

Der Varziner Park ist 75 ha groß und liegt auf einem kupierten Boden mit oft steilen Abhängen. Der Verschiedenartigkeit des Bodens entspricht die Mannigfaltigkeit der Bestände. Der Park umgrenzt das Schloß in Süden, Westen und Norden: im Osten liegt der Gemüsegarten. Die Wirtschaftsgebäude stoßen nicht an das Schloß, sondern liegen für sich am Ende des Dorfes. Unmittelbar am Schloß steigt der Boden bedeutend an; zum Teil hat man hier durch künstliche Einschnitte kleine Hochflächen und Terrassen geschaffen. Auf der untersten Terasse befindet sich ein kleiner Teich, der von einer oberhalb entspringenden Quelle gespeist wird; er ist reich an Goldfischen und Karpfen; eine Brücke führt über ihn zur oberen Terrasse. Zwischen Schloß und Teich ist ein Rosengarten angelegt, an dem besonders die Frau Gräfin-Fürstin ihre Freude hatte.

Weiter südlich gelangt man auf ein kleines Plateau mit einem Pavillon aus Holz mit Rohrdach, von wo aus der Vorbesitzer zwei Schneisen hatte aushauen lassen, durch die man das Schloß von Beßwitz und die Kirche von Wussow sehen konnte. Diese Anlage gefiel dem Herrn Grafen nicht; er gab Befehl, die Schneisen zu bepflanzen und äußerte: „Ich will bei meinen Gängen im Park den Eindruck haben, daß ich mich in dichtem, großem Walde befinde, wo mich niemand finden kann."

Ein zweiter Teich, tief und mit steilen Ufern, liegt ungefähr in der Mitte zwischen Schloß und Pavillon. In diesem Wasser hätte 1874 ein hoher Beamter beinah sein Leben gelassen. Im November schickte Staatssekretär von Stephan zwei höhere Postbeamte mit einem Telephon nach Varzin, um dem Fürsten die neue Erfindung vorzuführen. Da die Herren erst 6 Uhr nachmittags ankamen und am nächsten Morgen zurückkehren sollten, mußte das telephonische Gespräch noch am Abend erfolgen, während es stark regnete. Es gelang, eine Leitung zwischen

Schloß und Pavillon herzurichten und ein Gespräch zwischen dem Fürsten und den Herren zu führen. Währenddessen ging der Geheime Legationsrat von Holstein in der Dunkelheit auf und ab, fiel in diesen zweiten Teich und wäre ertrunken, wenn nicht die Herren sein Geschrei gehört und ihn herausgezogen hätten.

Die Quelle, die beide Teiche speist, hat man abgefangen und durch ein Rohr weitergeleitet. Neben dem Rohr wurde eine Konsole angebracht und auf diese ein Glas gestellt, woraus der Fürst eine Zeitlang täglich vor dem ersten Frühstück ein Glas Wasser trank, um festzustellen, ob dies Quellwasser die gleiche Wirkung habe, wie der Kissinger Brunnen. Wenn er auf die Heilkraft des Kissinger Wassers zu sprechen kam, erzählte er wohl, daß sein starker und nervöser Vater durch diese Kur immer schlank und gemütlich geworden sei.

Mein Wunsch, daß das auch beim Fürsten eintreten möchte, erfüllte sich, aber nicht durch das Quellwasser, sondern durch Dr. Schweninger, der mit Energie die Befolgung seiner Anordnungen durchsetzte, namentlich bezüglich der Überladung des Magens. Doch hat er oft genug seine Not mit dem Fürsten gehabt. Denn Bismarck nahm in 24 Stunden eigentlich nur eine Mahlzeit, das Mittagessen, aß da aber so reichlich, daß ich 48 Stunden daran genug gehabt hätte. Wie er selbst sagte, schmeckte ihm das Essen vortrefflich, und am besten das, was er nicht essen durfte.

Hinter dem Eiskeller liegt eine 4 Morgen große Fläche, die mit wenigen alten, kurzstämmigen, knorrigen Kiefern bestanden war und zur Anlage von Kartoffelmieten benutzt wurde. Das gefiel meinem hohen Herrn gar nicht. Ich erhielt daher den Befehl, die Fläche mit Unterholz zu kultivieren. Ich nahm dazu Buchenpflanzen aus dem sogenannten Gehege. Diese Anpflanzung fand so sehr den Beifall des Fürsten, daß ich später alle mit Kiefern bestandenen und licht gewordenen Stellen des Parkes ebenso unterbauen mußte, um die Fernsicht zu beschränken und dem Wilde Schutz zu bieten.

Besonders liebte der Fürst den südöstlichen Teil des Parks, der mit alten starken Eichen, Buchen und Kiefern dicht bestanden war. Trotzdem drohte er den Bäumen eines Tages mit der Faust und sagte: „Ihr seid schuld daran, daß ich Varzin gekauft habe."

Unter hohen Bäumen, in schattigen Gängen zu wandeln, war des Fürsten Freude und Erquickung. Oft ist er nachts mit seinen Hunden in den Park gegangen, wenn Sorge und Unruhe ihn quälten, und hat in der Kühle und Stille der Natur Beruhigung gefunden für Herz und Geist.

Seine Bäume waren sein Luxus. Der nach Süden vorspringende Parkstreifen hat vorzüglichen Boden, der sich gut zum Acker geeignet hätte. Er war mit hohen, hübschgewachsenen, noch nicht sehr alten Laubholzstämmen bestanden, die ihre Äste weit über den angrenzenden Acker breiteten und ihre Wurzeln noch weiter in ihn hineintrieben zum Schaden der Fruchtbarkeit. Der Bruder des Grafen, der überhaupt der Meinung war, daß die Erhaltung und Pflege des 300 Morgen großen Parkes auf meist gutem Ackerboden doch ein recht teures Vergnügen sei, wenn sich der Graf doch nur durchschnittlich 6—8 Wochen im Jahre in Varzin aufhalte, und der Pächter Zutz machten eines Tages den Vorschlag, dieses Stück Park zu roden und zu Acker machen zu lassen. Zutz wollte sogar 4 Taler mehr Pacht für einen so gewonnenen Hektar geben. Der Graf aber sagte: „Wollt ihr mich aus Varzin vertreiben? Wenn es mir Vergnügen machte, mir die Weizenähren in meine Schlafstubenfenster spielen zu lassen, könnte ich ja in Schönhausen wohnen."

Seine Liebhaberei ging soweit, daß ich alle verkrüppelten Bäume stehen lassen mußte, z. B. die alten Kiefern auf dem Gurkenberge gegenüber Chorow und die sogenannte Katzenfichte am Wege von Wussow nach Wendisch-Puddiger. Er begründete solche Befehle mit den Worten: „Das wünsche ich aus landschaftlichen Gründen." Er äußerte einmal zu mir: „Mancher meiner Kollegen pachtet sich bei Berlin eine sehr teure Jagd, ein anderer versucht sein Glück an der Spielbank. Hiervon treibe ich nichts, dafür bin ich ein Baumnarr."

Der Park hatte mit der Forst keine Verbindung. Äcker, Wiesen und Moorflächen umgrenzten ihn. Dem Grafen war es aber ein Bedürfnis, möglichst weite Spaziergänge und -fahrten, auch bei schlechtem Wetter zu machen. Daher wünschte er, daß die beiden Parkteile nicht nur untereinander, sondern auch mit den nächstliegenden Waldflächen in Verbindung gebracht würden. Ich legte zu diesem Zwecke Anpflanzungen an, über die sich der Fürst nach ihrer Vollendung im Jahre 1881 sehr freute.

Zu seinem und seiner Frau Gemahlin Empfang auf dem Bahnhof Hammermühle hatte ich außer dem Gepäckwagen zwei Kutschwagen gestellt; auf dem zweiten spielte der erst 16 Jahre alte Hofgänger Julius Heyer den Rosselenker. Dem Zuge entstieg auch der kommissarische Landrat des Kreises Rummelsburg, Graf Königsdorff, im Leibrock mit weißer Binde, um den Fürsten an der Kreisgrenze zu begrüßen. Der Fürst war sehr verdrießlich; kein Wunder: er kam ja aus Berlin! Seine Mißstimmung zeigte sich bei der Verabschiedung des Landrats und bei meiner Begrüßung. Bei den Wagen angelangt, sagte die Fürstin: „Ottochen, ich werde auf dem zweiten Wagen fahren", worauf der Fürst erklärte: „Dann werde ich Westphal mitnehmen." Sobald sich die Wagen in Bewegung gesetzt hatten, schimpfte der Fürst über die Berliner Verhältnisse, besonders über die Zeitvergeudung mit der Etikette, und sagte unter anderem: „Wenn ich die verfluchte weiße Binde um den Hals sehe, dann werde ich schon aufgeregt!" Ich fragte: „Befehlen Durchlaucht, daß der Weg durch den Richtberg gefahren wird?" — „Was ist denn da zu sehen?" fragte der Fürst. — „Die gut angewachsene Schonung in dem Verbindungsteil." — „Gut," sagte er, „fahren wir!" In der Schonung angekommen, stieg der Fürst aus und besichtigte die Anpflanzungen. Zurückgekehrt lobte er die Arbeit und erzählte vergnügt allerlei aus der Zeit, wo er Kniephof bewirtschaftet hatte. Seine gute Laune steigerte sich beim Mittagessen, Forellen und Wein mundeten ihm vortrefflich. Bei Tisch äußerte die Fürstin: „Westphal, was haben Sie mir heute für einen Kutscher gegeben?" Auf meine Gegenfrage: „Haben Durchlaucht zu klagen?" erwiderte sie: „Nein, das nicht, aber ich fürchtete immer, daß die Pferde mit ihm durchgehen würden, er ist doch noch ein zu kleiner Junge." Ich antwortete: „Das ist mein bester Kutscher von den jungen Leuten." Nach Tisch fragte mich die Fürstin, was nur mit ihrem Gemahl geschehen wäre, daß sich seine Stimmung so schnell gewandelt habe. Ich konnte antworten: „Das hat der gute Stand der Schonung am Richtberg bewirkt ..."

Nach der Rückkehr aus dem Feldzuge 1870/71 kam der Fürst nach Varzin und sagte bei einer Gelegenheit zu mir: „Wie die Franzosen herausgekriegt haben, wo Varzin liegt, ist mir wunderbar. Denn sie haben in die Ostsee eine Flotte geschickt mit dem besonderen Auftrage, Varzin zu zerstören. Aber was hätte ich mir daraus gemacht, wenn sie den alten Kasten (das Schloß) abgebrannt hätten?! Dann hätte mir der Kaiser sicherlich ein schönes, neues Haus aufbauen lassen." Worauf ich bemerkte: „Durchlaucht, aber der Park!" Da fuhr der Fürst ganz erregt auf: „Was? Meinen Park hätten die verfluchten Kerls abgesengt? Das wäre allerdings ein harter Schlag für mich gewesen ..."

Nachwort des Türmers. Als Ergänzung zu obigem verdient eine höchst bemerkenswerte Stelle aus den „Gedanken und Erinnerungen" (III) hier Erwähnung: „Ich kann nicht leugnen, daß mein Vertrauen in den Charakter meines Nachfolgers [Caprivi] einen Stoß erlitten hat, seit ich erfahren habe, daß er die uralten Bäume vor der Gartenseite seiner, früher meiner Wohnung hat abhauen lassen, welche eine erst in Jahrhunderten zu regenerierende, also unersetzbare Zierde der amtlichen Reichsgrundstücke in der Residenz bildeten. Kaiser Wilhelm I., der in dem Reichskanzlergarten glückliche Jugendtage verlebt hatte, wird im Grabe keine Ruhe haben, wenn er weiß, daß sein früherer Gardeoffizier alte Lieblingsbäume, die ihresgleichen in Berlin und der Umgegend nicht hatten, hat niederhauen lassen, um un poco più di luce zu gewinnen. Aus dieser Baumvertilgung spricht nicht ein deutscher, sondern ein slawischer Charakterzug. Die Slawen und die Kelten, beide ohne Zweifel stammverwandter als jeder von

ihnen mit den Germanen, sind keine Baumfreunde, wie jeder weiß, der in Polen und Frankreich gewesen ist; ihre Dörfer und Städte stehn baumlos auf der Ackerfläche, wie ein Nürnberger Spielzeug auf dem Tische. Ich würde Herrn von Caprivi manche politische Meinungsverschiedenheit eher nachsehn, als die ruchlose Zerstörung uralter Bäume, denen gegenüber er das Recht des Nießbrauchs eines Staatsgrundstücks durch Deterioration desselben mißbraucht hat."



Von neuer Jugend

Wenn etwas uns trostvoll und zuversichtlich in dem Zusammenbruch aller realen und ideellen Werte bei uns stimmen kann, so ist es das Sehnen und Suchen in den Reihen unserer Jugend. Freilich nicht in ihrer Gesamtheit — das ist im Hinblick auf die heutige parteipolitische Zerrissenheit leider unmöglich. Aber in einem besten Teil Jungdeutschlands lebt der heilige Wille, dem tiefgesunkenen Vaterlande zu helfen, eine neue Segenszeit in deutschen Gauen aufstrahlen zu lassen.

Es gilt nun für uns Erwachsene, mit teilnehmenden Herzen der Jugendbewegung in den vielgestaltigen Formen größte Aufmerksamkeit zu schenken. Denn die Jugend ihrerseits sucht Führer auch in den Reihen der älteren. Und wir freuen uns, wenn eine Jugend einen so anregenden Führer ihr eigen nennen kann, wie wir ihn kennen lernen in der Persönlichkeit Leo Fußhöllers als Verfasser des Buches „Die Dreiheit eines neuen Schul-Lebens: Wandervogel, Werkstat, Dramatik" (Greifenverlag, Hartenstein i. Sa.). Es lohnt sich, den Inhalt mit einigen Strichen wiederzugeben.

In der weitgespannten Einleitung versucht der Verfasser eine Erklärung unserer sogenannten Gegenwartskultur zu geben. Viel Treffliches wird da gesagt; nicht alles freilich hält einer vorurteilsfreien Kritik stand. Zunächst die Frage: Wann beginnt die neue Zeit? Darauf wird die Antwort erteilt: „Heinrichs IV. Drang vor dem Wehgang nach Canossa, des heiligen Franz entfesselte Seelengewalt, der die Vögel lauschten, die heilige Not der Albigenser und Waldenser durchbrachen das scholastische, das kritisch-romanische Joch, sangen das Sturmlied der Neuen Zeit, die auch das Lied der Alten Welt, des nachtdunklen Dionysosmenschen aller Zeiten war: die Freiheit des Individuums, die Entfesselung der Seele. Das war die wahre Renaissance des Abendlandes." Die Hohenstaufen träumten ihr Imperium als Durchdringung mit dem siegreichen germanischen Geiste. In der deutschen Mystik eines Ekkehardt, Seuse, Tauler loderte germanische Seelenkraft und Gottschauung, und so steht jener junge Feuerkopf, der die flammenden Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, nicht am Anfang der neuen Zeit, sondern bereits mitten drin. Aber neben Luther besteht die Renaissance, die ihren romanischen Ursprung nie verleugnen konnte, selbst da nicht, wo der Germane seine Eigenart in sie hineinzulegen suchte. Es wird dann ausführlich dargetan, daß die Bedeutung der Renaissance in der Förderung der Wissenschaften, nicht in der Entwicklung der Kunst liegt. In der Kunst macht sie nicht mehr das Kunstwerk selbst dem Volke zugänglich; sondern die Person des Künstlers, die früher hinter dem Werke stand, ist jetzt die Hauptsache: „Dahin führte der Renaissance-Individualismus: die Kehrseite, die hohle Geste, die Karikatur des germanischen Herrenmenschen, die Herrenmenschentum mit Egoismus verwechselte." Wir sehen den Typus des dünkelhaften Gelehrten sich entwickeln, „des Alleswissenden", des immer „sachlichen" Verstandesmenschen, „der glaubte, jedes Gefühl verstehen und alles begreifen zu können, der im Grunde aber sich erhaben dünkte über jenen Menschen mit der „Tiefe des Gemüts" und in seinem ausgeprägten Selbstbewußtsein darüber lächelte. Ein gutes Gedächtnis und vieles Lesen ertöteten in ihm, wenn er künstlerische Veranlagung zeigte, den Schöpfergeist." In zwei Linien ist vom

alternden Luther an die Entwicklung der deutschen Geisteskultur geteilt: „Während von dem Mönch von Wittenberg eine aufsteigende Linie zu Rousseau und zu dem Schöpferkreis von Weimar und Jena führt, weist eine andere Spur, die von dem alternden zwiespältigen Renaissance-Luther ausgeht und den Gleisen eines fesselengen, nüchternen ‚Protestantismus' folgt, der eigentlich gar keinen ‚Protest' der Seele mehr bedeutet, nach Potsdam und Königsberg."

Alles sehr anregend, aber auch mit Vorsicht zu lesen!

Eine knapp gehaltene Charakteristik gibt Fußhöller von der Arbeit und den Persönlichkeiten der Hohenzollern. Er spricht hier Erkenntnisse aus, die im gegenwärtigen Zusammenbruch Allgemeinbesitz zu werden scheinen. Er sieht den Hauptfehler ihrer geschichtlichen Sendung in dem Entindividualisierenden ihres Systems: „Die Hohenzollern waren in erster Linie Willensmenschen, sittliche Persönlichkeiten. Sie erzogen einen pflichttreuen, arbeitstüchtigen, unkünstlerischen Durchschnitt . . ." „Das preußische System, an sich hervorragend, nur zu einseitig entwickelt, war eben ein Erzeugnis der Willens- und Verstandeskraft und drückte sich als solches im ganzen Staatskörper vom preußischen Geheimrat bis zur preußisch militärischen Forstpflanzung aus . . ." „Solche Nur-Organisation, solches Nur-Pflichtbewußtsein schuf eine starre Mechanik, löste aber keine warme Volkskraft." Mit einem Worte: das Deutschland der Hohenzollern hat „Weimar" vergessen. Das lesen wir erschüttert schon im Kaisergespräch auf der Wartburg in Lienhards „Spielmann" mit dem ironisch-wehmütigen Ausklang. Aber dieser Dichter weist uns auch für die Zukunft den rechten Weg: „Nicht Weimar oder Sanssouci, sondern Weimar und Sanssouci! Deutschland braucht beide: den König und den Dichter, Friedrich und Goethe." („Der Meister der Menschheit", 2. Bd.) Im harmonischen Zusammenklang dieser einst noch zu verwirklichenden symbolischen Lebensbegriffe liegt der deutsche Aufstieg beschlossen, und in diesem Sinne will auch die von deutschem Geiste beseelte Jugendbewegung verstanden sein, der Fußhöller mit seinem Buche zielsichere Bahnen weisen möchte.

Es lag mir daran, diese Hauptpunkte des einleitenden Abschnitts herauszuarbeiten. Auf die trefflichen Ausführungen über die deutsche Kultur in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart und ihre Ergebnisse kann hier nur verwiesen werden. Den Türmer-Lesern werden diese Gedanken aus Euckens oder Lienhards Werken bekannt sein, wenn hier aufs neue begründet wird, wie das Zeitalter einer seelenwürgenden Technik den inneren Adel des Menschen vernichtet: „Dieser neudeutsche Mensch wurde nach und nach zum Arbeitstechniker; die Technik aber ist die Dienerin der Zivilisation, schafft also nicht Seelenkräfte, sondern Behaglichkeit", allerdings eine Behaglichkeit unter dem Banne des Trieblebens: „Dieses System erstickt alles Seelische im Menschen, den es nach der stumpfsinnigen Arbeit statt zu Natur und Kunst, statt in Wald und Gotteshaus in Kientopp, Kabarett und Tingeltangel, die jede Kunst zermürbenden technischen Tempel der zwischenvölkischen Mode treibt. Diese Errungenschaften des Komfortismus reizen das niedere Triebleben des menschlichen Arbeitstieres zu Auswüchsen und untergraben so die Volksgesundheit. Nur aber in einem gesunden Volksleibe kann der gesunde Geist wachsen und gedeihen."

Auf der Grundlage des geschichtlich Gewordenen baut sich nun folgendes Ziel auf: „Der deutschen Volksseele muß, ihrer ganzen Entwicklung nach, der Menschheitsgedanke noch ein fernes Ziel sein. Erst gilt es, eine Volkskultur zu schaffen. Für den Deutschen gibt es Höheres als eine Menschheitszivilisation. Und eine Menschheitskultur, d. h. eine Gemeinschaft der Völkerseelen ist ein Undankbares. Wir sind kein auserwähltes Volk, aber wir wollen unsere Wesenheit entwickeln, und darum wollen wir alles tun, um unsere Urbegabung, die Quellen unserer Kraft, das Mythisch-Künstlerische wieder sprudeln zu lassen." Entfaltung eines schöpferischen Nationalbewußtseins und einer von idealen Werten durchglühten, deutschgestimmten Volkskultur — diesem Aufbau und Ziel strebt die Edeljugend entgegen.

Das sind in der Tat Ideale, die alt und jung zu gleichem Wollen zusammenführen.

Die Seiten über den Wandervogel gehören zum Schönsten des ganzen Buches und sollten zur Aufklärung und Vertiefung dieser Erscheinung von vielen gelesen werden. Das ist doch eben unbestreitbare Wahrheit, um nur das Grundsätzliche in dieser umfehdeten Frage hervorzuheben: während die vier Unheilsmächte — der Renaissance-Mensch eines zersetzenden kritischen Spezialistentums und ehrfurchtslosen Artistentums, der neudeutsche Arbeitsdenker des Jahrhunderts der Technik und des Großkapitals, das undeutsche Händlertum der Internationale, die materialistische Weltanschauung der westeuropäischen Sozialdemokratie — unser Volk bedrohten und ihm die Seele aus dem Leibe tranken, „gebar sich in der höchsten Not mitten aus der Großstadtjugend heraus eine lebenheischende Bewegung, der ein heiliges Feuer durch die Glieder lief: der deutsche Wandervogel." Und sein Sang fand Widerhall in ungezählten Herzen: „Wir wecken die heilige Kraft der Seele, wir wecken den Glauben an den Menschen, an die Persönlichkeit, wir wecken die Ehrfurcht vor uns selber, die Ehrfurcht vor dem Volke, die Ehrfurcht vor Schöpfungswille und -tat: vor Gott." Was der heranwachsenden Jugend ewig bleibt, das ist der starke Wandertrieb und damit die Sehnsucht nach neuer Lebenstat, die Befreiung von der Starrheit und Lüge der Gesellschaft, die „Entfesselung der Seele". Mit Recht wird auf ein nicht zu unterschätzendes Verdienst hingewiesen: der echte Wandervogel will nicht Parteihader und Tagesgezänk, sondern Lebensbekenntnis und Weltgestaltung. Er hat an der Seele gerade der unteren Schichten des Volkes gebaut: „Wer rief dem ganzen Volke die Sehnsucht wach für die Natur, wer trieb die Hunderttausende an den Feiertagen mit Rucksack und Zupfgeige aufs Land? Wer jagte die Kinder der Proletarier aus Kabarett und Kientopp und machte die Sinne und das Herz offen für Freilichtbühne und dramatischen Schwung? Und wer trägt die Schuld daran, daß heute die neue Schule die Frage des deutschen Volkes geworden ist?"

Überzeugend versucht Fußhöller eine Abwehr gegen die Wandervogel-Feindschaft, die wegen Entartungen dieser Bewegung in manchen Kreisen besteht.

Unserm herrschenden Schulsystem steht Fußhöller ablehnend gegenüber. Es wird seiner Meinung nach nicht imstande sein, die vorhin angedeuteten Ziele unserer neuen Volkskultur zu erreichen oder auch nur die Wege dahin zu zeigen. Es hat zu wenig Beseelungskraft. Auf diesen Seiten ist viel Allzuschroffes und nicht immer Zutreffendes gesagt, wenn auch zugestanden werden muß, daß in unsern Schulen manches zu ändern sein wird, um den Lebensidealen der neudeutschen Jugend die ihr gebührende Beachtung und Beherzigung schenken zu können.

Ich muß es mir versagen, des Verfassers Zukunftshoffnungen näher zu behandeln. Nur in diesen entscheidenden Sätzen seien die Ziele dieser neuen Schulgattung wiedergegeben: „Vom Kindergarten an bis zur Hochschule hinauf wird die neue Schule eine freie Gemeinschaft, eine Familie sein, in der der germanische Geist der Genossenschaft als Grundlage und der der persönlichen Selbständigkeit als Aufbau durch die Tat-Gemeinschaft zum Ausdruck gelangen sollen, in der der junge Mensch auf Fahrten und Wanderungen, also durch die Natur, Heimat und Volk erleben und lieben lernt und dadurch seine natürliche Einordnung in den Staat als lebendige Volksgemeinschaft und nicht als begriffliches Abstraktum erfährt." Dies ist eben die unbedingt sich ergebende Folgerung aus der Jugendbewegung: „Das ist der eine wertvollste Gedanke, der aus dem Beispiel der Jugendbewegung erwachsen ist: ein Gemeinschaftsleben der Freude und der Tat. Und jener andere Gedanke: das Bekenntnis zum inneren Führertum, das eine nur äußere Autorität streng ablehnt und doch eine stramme Zucht hält, weil sie aus Liebe und freiem Willen stammt, hängt mit dem ersten unmittelbar zusammen. Damit hat der Wandervogel den Weg der neuen Erziehung in weitere Kreise getragen. Das Maß und die Art der Bildungsideale aber legt er voll Vertrauen in die Hände gereifter Männer, die Lebensjahre voll Erfahrung durchwandert und einen hellen Blick für die Not der Jugend bewahrt haben." Es werden dann in aller Ausführlichkeit die praktischen Möglichkeiten und Richtlinien für diese neue Schule erörtert. Eine reiche Fülle des Wertvollen und Beachtlichen

strömt uns hier entgegen; und manches davon wird die gegenwärtige Schule sich gern zu eigen machen, vor allem die Anregung zu einer wirkungsvollen und innerlich bereichernden Ausgestaltung des dramatischen Unterrichts durch Einführung der Dramatik als eines neuen Wahlfaches.

Das Buch als Ganzes ist ein dankenswerter Wegweiser in die Jugendbewegung unserer Tage; seine aufklärenden und aufrüttelnden Worte werden Widerhall finden.

Dr. Paul Bülow



Politik und Wissenschaft

Der Streit über das Wesen der Politik ist alt. Vielleicht so alt wie die Politik, d. h. das bewußt auf die Zwecke des Staats und der Gesellschaft gerichtete Handeln der Menschen selber. Ist sie Kunst? ist sie am Ende doch Wissenschaft? Fast jedes Zeitalter hat der Frage eine andere Antwort ersonnen. Je nachdem die Tatmenschen überwogen, die hinreißenden Gestalter geschichtlichen Lebens, und einer Epoche das Gepräge gaben oder die hinterher kommenden Denker und Theoretiker. Bisweilen hat diese Antwort sich mit der auf die andere freilich nicht ganz so alte Streitfrage berührt, ob Männer die Geschichte machen. Bisweilen, nicht immer. Auch als der historische Materialismus noch nicht erfunden war und an der Welten bewegenden Kraft des menschlichen Willens den Mitlebenden kein Zweifel aufkeimte, lehrten Descartes und Malebranche und ihnen nach der französische Klassizismus, sich auf den gesunden Menschenverstand des „honête homme“ (des Mannes von Bildung und Kinderstube, würden wir Heutigen sagen) zu verlassen und die Geschichte hochgemut zu verachten. Und später prägte aus solcher Treibhausluft heraus der Abbé Sieyès die barocke Narrheit: „Die Politik ist eine Wissenschaft, die ich vollendet zu haben glaube“. Hyppolyte Taine, der den Ausspruch überliefert, fügt bissig hinzu: „Und zwar auf einen Schlag, nur mit einer Anstrengung des Kopfes, etwa auf die Art, wie Cartesius die analytische Geometrie ersann.“

Ein wenig sind auch wir Nachbismärckischen, die wir im Schatten des Großen und im beglückten, mitunter nur zu gedankenlosen Anschauen seines Werks erwuchsen, die gleichen Wege gegangen. Vielfach, auch hier, aus „mißverstandenem Bismarck“. Wir hielten uns an den stolzen Satz aus der Rede vom 29. Januar 1886 (er kehrt in mannigfacher Einkleidung auch sonst bei dem ersten Kanzler wieder): „Ich kann versichern, die Politik ist keine Wissenschaft, die man lernen kann, sie ist eine Kunst, und wer sie nicht kann, der bleibe davon.“ Aber wir vergaßen zumeist, daß von dem nämlichen Otto von Bismarck auch dieser Ausspruch herrührte: „Es ist ein gefährlicher Irrtum, aber heute weit verbreitet; daß in der Politik dasjenige, was kein Verstand der Verständigen sieht, dem politischen Dilettanten durch naive Intuition offenbar wird.“ Das ist kein Widerspruch, ist nur dieselbe Wahrheit, von zwei Seiten gesehen. Gewiß gibt es in der Politik wie bei allem menschlichen Schaffen Dinge, die sich überhaupt nicht erlernen lassen. Die man hat oder nicht hat. Die „geniale Nüchternheit“, die Mommsen als Höchstes an Julius Cäsar rühmte, den Sinn für das Mögliche, das Witterungsvermögen auch für das Keimende, Verständnis für die Unwägbarkeiten der Volksseele und die Fähigkeit, sich ihnen anzuschmiegen und sie mit zarter Hand zu leiten, kurz alles das, was man heute mit einem Modewort das „Fingerspitzengefühl“ zu nennen pflegt. Aber nicht alle, die so oder so mit Politik sich zu befassen haben, sind Schaffende, können Schöpferische sein. Zum Mitraten indes und damit, in gewissem Ausmaß, doch auch zum Mittaten sind in diesen demokratischen Zeitläuften viele berufen, im Grundsatz sogar alle stimmfähigen Staatsbürger. Selbst dem engen Kreis der Schöpferischen

aber, wenn man will: der in politicis Erwählten wird es wohl anstehen, sich zu jeder Frist des Erbes der Vergangenheit bewußt zu bleiben.

Das ist es, was in der Politik erlernbar ist und was erlernt werden muß. Was auch dem geborenen Führer nicht von ungefähr anfliegt. Es ist niemand (oder doch nur da und dort ein Gottbegnadeter), der ohne wissenschaftliche Schulung die Macht des Vorurteils zu überwinden vermöchte. Wie er diese Schulung sich aneignet, ist gleichgültig. Aber er soll wissen, daß Politik keineswegs in der Abwandlung bestimmter Grundsätze besteht; daß es eine objektive, noch dazu parteimäßig abgestellte Wahrheit nicht gibt, noch geben kann. Soll zudem vor dem Aberglauben gefeit sein, daß gerade ihm es gelang, den Stein der Weisen zu finden oder festzuhalten; daß nicht auch schon andere, längst Vergangene, daheim und in der Fremde, Ähnliches gedacht, geplant, versucht und gebaut haben. Der Bereich des für den Politiker Wissenswerten ist so weit, wie, mit seinen unendlichen Wechselwirkungen, das Leben selber. Wäre Polyhistorie dem heutigen Geschlecht noch erreichbar, man müßte, wie im Altertum, sagen: die *ἐγκύκλιος παιδεία*, die Erziehung zum ganzen Bildungskreis, gehöre dazu. Wir Spätgeborenen, Traditionsbelasteten werden uns zu beschränken haben; der eine mehr, der andere, nach seinen Gaben, weniger. Aber ohne Geschichte, Staatswissenschaften, einem Schuß Juristerei, ohne lebendige Anschauung von den Ländern und Völkern, mit denen wir an erster Stelle in freundlichem oder feindlichem Wettbewerb stehen, ist Politik, die mehr sein soll als Bierbankgeschwätz und naiver Dilettantismus, zu treiben nicht möglich. Auch (nie ward mit einem Begriff gröberer Mißbrauch geübt) die sogenannte Realpolitik nicht. Und also leiten alle Überlegungen und Untersuchungen im Grunde immer wieder auf Leopold von Ranke zurück, der schon als junger Privatdozent, 1836 in seiner Antrittsvorlesung, gefunden hatte, daß die Politik ebenso wie die Historie „zugleich eine Wissenschaft und eine Kunst" sei.

* * *

Tatsächlich hat man denn auch nicht aufgehört, Politik als wissenschaftliche Disziplin zu behandeln. Auf deutschen Universitäten sind Historiker, Nationalökonomen, Soziologen, zuweilen auch Juristen ihr genaht und haben sie zum Gegenstand mehr oder weniger tief dringender Vorlesungen gemacht. Der eine und andere, so Roscher und Holtzendorff, haben diese Vorlesungen, erweitert und umgearbeitet, auch als Buch erscheinen lassen. Treitschkes berühmtes Kolleg, das auf die zwischen 1870 und 1900 aufgewachsene Generation, auch wo sie nicht selber zu seinen Füßen saß, wohl am stärksten eingewirkt hat, ist, aus Niederschriften einigermaßen rekonstruiert, erst nach seinem Tode herausgegeben worden. Den Gegenstand in seinem ganzen Umfang zu erfassen und auszuschöpfen, haben derlei Veröffentlichungen selbstverständlich nicht vermocht. Was Hermann Oncken einmal von Treitschkes Politik anmerkt, gilt in gewissem Sinn von allen diesen Versuchen: es handelt sich nur um eine systematische Ordnung der eigenen politischen Überzeugungen. Mehr als sonstwo wies die Natur des Gegenstands gerade hier auf die enzyklopädische Form, nationalökonomisch gesprochen: auf Arbeitsteilung und Arbeitszusammenlegung hin. Vielleicht wird man sagen dürfen: als Diderot und d'Alembert Anno 1751 ihre „Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers" begannen, schufen sie damit zugleich auch das erste Handbuch der Politik. Die „Encyclopédie", die den Geist des klassischen Frankreich (und auch einen Teil seiner besten Geister) mobil machte zum Kampf gegen die Tradition, gegen das Bestehende in Staat und Gesellschaft, hat ihresgleichen nicht mehr gehabt. Auch in der Wirkung nicht. Kein Staatslexikon, kein Konversations- und kein Reallexikon hat je wieder sich berühmen dürfen, Throne umgestürzt und Revolutionen hervorgerufen zu haben. Aber alle sind sie mehr oder weniger — und manche nicht nur in Anordnung nnd Gewand — die nämliche Bahn gezogen. Am meisten wohl das „Staatslexikon", zu dem in den Jugendjahren des deutschen Liberalismus, im Frührot der ersten staatsbürgerlichen Bewegungen auf deutschem Boden, der Badener Karl von Rotteck und der Rheinhesse Karl Theodor Welcker sich verbunden hatten. Das war keine *ἐγκύκλιος παιδεία* mehr wie die 28 Pariser

Folianten, aber es war, auf das politische Gebiet beschränkt, doch desselbigen Geistes Wehen: eine Kodifikation des Naturrechts mit dem Anspruch, aller Weisheit letzten Schluß zu bringen. Die Kodifikation kam zu spät, um noch viel Unheil anzurichten. Als Rotteck und Welcker den contrat social auf deutsch verwässerten, hatte, von der Jurisprudenz ausgehend, die historische Schule bereits ihren Siegeslauf durch alle Wissensbereiche begonnen. Immerhin hatten sie, billig gerechnet, zwei Geschlechterfolgen in ihre Phrasennebel zu hüllen vermocht. Wie stark dieser uns Heutigen kaum noch verständliche Einfluß war und wie peinlich er empfunden wurde, beweist die Lebhaftigkeit der Gegenwehr. Dem Rotteck-Welckerschen Staatslexikon setzte, vom Standpunkt der preußischen Altkonservativen, Hermann Wagener sein „Neues Konversationslexikon, Staats- und Gesellschaftslexikon“ entgegen. Und den katholischen Volksteil lud man — damals zum ersten Mal — ein, sich um Herders Konversationslexikon zu sammeln.

Grundsätzlich einen anderen Weg hat (nach einem früheren, inzwischen veralteten Versuch von Bluntschli und Brater) vor rund einem Jahrzehnt das „Handbuch der Politik“ (Verlag von Dr. Walter Rothschild, Berlin und Leipzig) eingeschlagen. Das wollte von Anbeginn nicht beeinflussen, nicht Anhänger sammeln und bei einer Richtung festhalten, es wollte informieren. Soweit und so unbefangen und voraussetzungslos, wie das bei der Unvollkommenheit menschlicher Natur möglich ist. Diesem Vorsatz sind die Herausgeber auch bei der neuen Ausgabe, die trotz der Ungunst der Zeiten nunmehr in fünf stattlichen Bänden abgeschlossen vorliegt, treu geblieben. Fünf von den Männern, unersetzliche darunter, die über der ersten Auflage gewacht hatten, sind seither abberufen worden: Laband, Liszt, Jellinek, Adolf Wagner und Lamprecht. Andere sind gekommen mit anderem, hier und da wie bei dem Hamburger Mendelssohn-Bartholdy, sichtlich lokal gefärbtem Geschmack. Aber an dem obersten Prinzip der Wissenschaftlichkeit und reinlichen Objektivität ward nicht gerührt. So wenig gerührt, daß über die mittlerweile versunkene Bildung der unabhängigen Sozialdemokratie sich gar der in jedem Betracht unzulängliche Herr Dittmann vernehmen lassen darf. Am wertvollsten bleibt, auch in der neuen Ausgabe, die theoretische Grundlegung. Sie wird dem Wandel der Jahre am ehesten standhalten. Von anderem, was in dieser vornehmlich durch Krieg und Kriegsausgang veranlaßten Ausgabe einen breiten Raum einnimmt, ist zu befürchten, daß es durch neue Erkenntnisse und Einsichten bald überflügelt sein wird. Diesem Geschick entgeht freilich keine gelehrte Arbeit; nur daß die schwerfällige Form der Enzyklopädie den Irrtum länger bewahrt. Der letzte Band hält trotz seinem anspruchsvollen Titel „Weg in die Zukunft“ mehr, als er verspricht: neben vereinzelten Journalaufsätzen und erweiterten Leitartikeln allerhand fundamentale Betrachtungen über Grundfragen deutscher Zukunft, die dem Geschlecht von heute, leider, kaum noch über die Bewußtseinsschwelle traten. Die Arbeit des jetzt in Hamburg lehrenden Österreichers von Laun über das Recht der nationalen Minderheiten und die deutschen Gebiete unter der Fremdherrschaft zählt hier mit an erster Stelle.

Alles in allem: ein Kompendium zum Nachschlagen, zur Belehrung über den Einzelfall und das Problem, das der Tag einem just zuträgt, aber auch, mit seinem umfangreichen und sorgfältigen gelehrten Apparat, ein Werk zu tiefer schürfendem Studium. Keine Arbeit, der man kritiklos sich nahen darf und in dem jeder Beitrag unbesehen hinzunehmen wäre: dergleichen Bücher wurden, im wissenschaftlichen Bereich, wohl überhaupt nicht geschrieben. Aber für jeden, der zu lesen und zu prüfen weiß, ein nicht hoch genug einzuschätzendes Hilfsmittel eigenen Forschens und Erkennens. Der Würzburger Jurist Robert von Piloty hat in dem Aufsatz, der den ersten Band eröffnet, ein paar hübsche und feine Sätze gefunden. „Politik,“ sagt er, „als Wissenschaft ist ohne ein umfassendes Wissen in allen politischen Hilfszweigen gar nicht denkbar, aber noch wichtiger ist ein hoher Grad psychologischer Reife. Politik als Wissenschaft ist der höchste Grad von Menschenkenntnis. Was allen Menschen gemeinsam und den einzelnen Völkern eigentümlich ist, was allen Ländern und Meeren wesentlich und den einzelnen Völkern nach Lage und Beschaffenheit besonders zugehört, was seine Geschichte aus einem Volke gemacht hat und machen

kann, wie umgekehrt seine Geschichte zum Teil auch das Ergebnis der Eigenart eines Volks sein kann und wie endlich aus Art des Volks, Umständen und Zeitverhältnissen die großen und führenden Persönlichkeiten erwachsen, was ihre gemeinsamen Züge und ihre oft so schwer erforschlichen besonderen Anlagen und Fähigkeiten ausmacht: dies alles und noch so manches andere bildet den Gegenstand der Politik als Wissenschaft."

Vielleicht nicht „dies alles", aber doch einiges davon und nicht Unwesentliches hilft das „Handbuch der Politik" aufzeigen. Dr. Richard Bahr



Westeuropäischer und deutscher Parlamentarismus

Seit 1748 Montesquieu in dem berühmten Kapitel seines Esprit des Lois, de la constitution d'Angleterre, das Idealbild eines konstitutionellen Staates gezeichnet hatte, wie er in England selbst tatsächlich nie bestanden hat, galt den gebildeten Klassen des Festlandes die englische Verfassung als erstrebenswertes Ideal. Wo die altständischen Einrichtungen sich gegenüber dem Absolutismus behauptet hatten, suchte man sie mit den neuen Gedanken des Konstitutionalismus zu verknüpfen. Die Württemberger rühmten sich in naiver Weise ihrer alten verzopften Verfassung der Pfaffen und Schreiber, sie gleiche am meisten der „engelländischen".

Bei dieser allgemeinen Schwärmerei für England ist wohl die überraschendste Erscheinung, daß eine wesentliche Stütze des englischen Konstitutionalismus, das parlamentarische Regierungssystem, außerhalb Englands vollständig unbekannt blieb. Während die Stuartschen Könige die beiden großen Adelsparteien der Whigs und Tories, die sich unter Karl I. gebildet hatten, noch gleichmäßig unter ihrer Herrschaft hielten und in ihrem Privy Council gegeneinander ausspielten, hatte sich Wilhelm III. nach der zweiten Revolution genötigt gesehen, 1694 ein einheitliches Ministerium aus der im Parlamente vorherrschenden Whigpartei zu bilden. Damit war auf die Dauer das parlamentarische System begründet. Schon seit Karl II. trat der alte unförmige Privy Council nur noch zu gewissen feierlichen Akten zusammen, die laufenden Geschäfte erledigte der König mit einigen vertrauten Mitgliedern des Rates in seinem Kabinette. Damit war das Kabinett begründet, das der englischen Verfassung bis auf den heutigen Tag unbekannt ist und nur tatsächlich besteht. Nach dem parlamentarischen Systeme beschränkt sich die Regierung des Königs darauf, den Führer der Mehrheitspartei mit der Kabinettsbildung zu beauftragen, dann die vorgeschlagenen Ernennungen vorzunehmen und die vom Kabinette in Übereinstimmung mit dem Parlamente unterbreiteten Vorlagen zu vollziehen und endlich bei einem Wechsel der parlamentarischen Mehrheit die Entlassung des Kabinetts anzunehmen und den Führer der neuen Mehrheit wieder mit der Kabinettsbildung zu beauftragen.

Dieses parlamentarische System verbürgt, solange der parlamentarische Führer eine geschlossene Mehrheit seiner Partei hinter sich hat, in höchstem Maße die einheitliche Zusammenfassung der Staatsgewalt an oberster Stelle. Die königliche Gewalt ist im wesentlichen erloschen und auf formale und repräsentative Obliegenheiten beschränkt. Der allmächtige Mann in England ist der Premierminister, der im Parlamente seine Partei hinter sich hat und aus ihren fähigsten Mitgliedern sich seine Mitarbeiter nach eigenem Ermessen aussucht. Der Premierminister von England vereinigt daher in sich eine viel größere Macht als früher der deutsche Reichskanzler mit den ihm unterstellten Staatssekretären. Denn die monarchische Gewalt über ihm ist ausgeschaltet, und die parlamentarische Mehrheit steht unbedingt zu seiner Verfügung.

Das parlamentarische Regierungssystem durch ein der Parlamentsmehrheit entnommenes Kabinett ist nun freilich dem englischen Verfassungsrechte ebenso unbekannt wie das Kabinett selbst und besteht nur tatsächlich seit über zweihundert Jahren kraft der damals begründeten Omnipotenz des Parlamentes. Die Mitglieder des Ministeriums erscheinen daher nicht als solche im Parlamente, sondern nur als Parlamentsmitglieder. Es gibt keine Ministerbank, die Regierungspartei sitzt auf der rechten, die Opposition auf der linken Seite, auf den ersten Bänken die führenden Persönlichkeiten, bei der Regierungspartei die Minister, die daher selbstverständlich auch der Disziplin des Hauses unterworfen sind. Deshalb muß jedes Ministerium trotz der Einheit der Leitung doppelt besetzt sein, um in jedem Hause vertreten zu sein: Ist das Haupt des Ministeriums ein Commoner, so muß sein parlamentarischer Unterstaatssekretär ein Lord mit Sitz im Oberhause sein und umgekehrt.

Wie die englische Verfassung weder das Kabinett überhaupt noch das parlamentarische Regierungssystem kennt, so blieb die parlamentarische Regierung auch über ein Jahrhundert dem Auslande ein Buch mit sieben Siegeln. Montesquieu führt die politische Freiheit Englands gleich seinem Vorbilde Locke auf die Teilung der Gewalten zurück, daß jede Gewalt einen besonderen, von den anderen verschiedenen Träger habe, die gesetzgebende dem Parlamente, die vollziehende dem Könige, die richterliche unabhängigen Gerichten zustehe, die sich wechselseitig im Gleichgewicht halten sollen. Und klingt es nicht wie Selbstverhöhnung, wenn er sagt: Sollte jemals in England der Zustand eintreten, daß die vollziehende Gewalt auf einen Ausschuß der gesetzgebenden überginge, dann wäre es zu Ende mit der politischen Freiheit? Dieser Zustand, eben das parlamentarische System, bestand in England bereits seit über einem halben Jahrhundert, ohne daß Montesquieu es ahnte, als er sein Idealbild der englischen Verfassung zeichnete. Aber es kommt noch seltsamer. Im Jahre 1776 erklärten die dreizehn amerikanischen Kolonien ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande und begründeten ein Jahrzehnt später statt des lockeren Staatenbundes ihren Bundesstaat. Trotzdem ihre Verfassungen denen des Mutterlandes nachgebildet waren, finden wir weder in Einzelstaat noch Union eine Spur des parlamentarischen Systems, sondern man macht überall Ernst mit dem Lockeschen Gedanken der Teilung der Gewalten auf dem staatsrechtlichen Hintergrunde der Volkssouveränetät. Nicht als ob man das parlamentarische System bewußt als unzweckmäßig verworfen hätte. Denn bei dem amerikanischen Zweiparteiensystem hätte es ebenso gut wirken können wie im Mutterlande. Nein, die amerikanischen Kolonisten kannten es einfach nicht und suchten daher die politische Freiheit auf älteren Wegen der Gewaltenteilung zu verwirklichen.

Erst nach den Napoleonischen Kriegen tritt der englische Parlamentarismus dem Festlande als Ausdruck englischen Verfassungslebens näher. Im Jahre 1814 gab Benjamin Constant, der Freund von Madame de Staël, in seinem Cours de droit constitutionnel den zurückgekehrten Bourbonen ein Lehrbuch des konstitutionellen Staatsrechts, in dem zuerst das parlamentarische Regierungssystem, verbunden mit der Gewaltenteilung, erscheint. Die vollziehende Gewalt ist danach, wie es in England tatsächlich der Fall war, auf die aus dem Parlamente hervorgegangenen Minister übergegangen, und für den König bleibt, wie für den Roi fainéant, der nichts mehr zu tun hat, nur ein Pouvoir modérateur, die anderen Gewalten im Gleichgewicht zu halten, in dem sie bei der Übermacht der Volksvertretung auch ohnehin sein oder nicht sein würden. Die verflossenen monarchischen Verfassungen von Portugal und Brasilien sind hierin Benjamin Constant gefolgt.

Die Bourbonen haben sich freilich an dieses Lehrbuch wenig gekehrt, sie haben parlamentarisch regiert, solange die Parlamentsmehrheit einer Chambre introuvable königlicher gesinnt war als das Königtum selbst, sie haben es dann, als die Mehrheitsverhältnisse sich änderten, auch anders versucht und sind daran gescheitert. Das Julikönigtum Louis Philippes, eine Monarchie von Parlaments Gnaden wie das englische Königtum Wilhelms III., hat nicht mehr versucht, eine eigene königliche Gewalt hervorzukehren, sondern als Beauftragter der zur Herr-

schaft gelangten Bourgeoisie streng parlamentarisch regiert. Seine Lage war dabei sogar noch günstiger als die des englischen Königtums, da es keine geschlossenen großen Parteien sich gegenübersah, sondern die einzelnen Parteigruppen und ihre Führer nach dem Grundsatze „ôte-toi que je m'y mette“ sich wechselseitig abnutzen ließ. Freilich, man merkte die Absicht, und diejenigen Gruppen, die bei diesem Schaukelspiele nicht auf ihre Rechnung kamen, erhoben das Banner der Verfassungsreform und dann der Revolution. Im zweiten Kaiserreiche war es mit der parlamentarischen Regierung dann vorläufig zu Ende.

Das parlamentarische Musterland wurde aber neben England sehr bald das gleichfalls aus der französischen Julirevolution hervorgegangene Königreich Belgien. Das aus der Revolution erwachsene Schattenkönigtum konnte die ihm verfassungsmäßig zugesprochene vollziehende Gewalt nicht behaupten und mußte sich ohne weiteres dem parlamentarischen Regierungssystem unterwerfen. Die herrschende Bourgeoisie war lediglich nach ihrer Stellung zur Kirche in die beiden politischen Parteien der Katholiken und Liberalen geteilt, wobei die Liberalen selbstverständlich auch Katholiken, wenn auch Voltaireaner waren. Und in anmutvollem Wechsel katholischer und liberaler Ministerien spielte sich bis zur Verfassungsrevision von 1892 das ab, was man euphemistisch belgische Geschichte nennen kann. Dem belgischen Verfassungsrechte war freilich der Bestand eines Ministeriums bekannt, das für den unverantwortlichen König die Verantwortlichkeit gegenüber den Kammern trug und deshalb auch zu den parlamentarischen Verhandlungen einer jeden der beiden Kammern Zutritt haben mußte. Aber das parlamentarische Regierungssystem war ebenso wenig verfassungsmäßig verankert, wie der schöne deutsche Ausdruck seit dem November 1918 lautet, wie in England. Es bestand nur tatsächlich kraft konstitutioneller Übung nach den gegenseitigen Machtverhältnissen der politischen Faktoren untereinander.

Für die deutschen Einzelstaaten bedeutete der Übergang zum Konstitutionalismus die Rezeption englischen Staatsrechtes auf dem Umwege über Frankreich und Belgien, wobei für die deutschen Mittelstaaten neben altständischen Einflüssen die französische Charte constitutionnelle Ludwigs XVIII. von 1814, für Preußen die belgische Verfassung von 1831 von vorbildlicher Bedeutung war. Von parlamentarischem Regierungssysteme war in keiner dieser Verfassungen die Rede. Die Voraussetzungen für den Parlamentarismus lagen in Deutschland auch wesentlich anders als in Westeuropa. Die deutschen Einzelstaaten waren lediglich Schöpfungen ihrer Dynastien, aus deren freier Entschließung ihre konstitutionellen Verfassungen hervorgegangen waren. Die deutsche Monarchie wußte daher auch nach dem Übergange zum Konstitutionalismus ihre ausschlaggebende Stellung im Staatsleben zu behaupten und namentlich das Recht freier Ernennung der Minister aus den Spitzen des Beamtentums zu wahren. Das Verhältnis der Gewalten stand in dem neuen konstitutionellen Staate so, daß nach wie vor die Bureaukratie unter oberster Leitung des Monarchen oder auch bloß unter Benützung seiner Autorität regierte, und die Volksvertretung auf die Teilnahme an der Gesetzgebung und die Kritik der Regierungsmaßnahmen beschränkt war.

Demgegenüber erhob sich allerdings um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Lehre des allgemeinen konstitutionellen Staatsrechtes, der die Rezeption des westeuropäischen Staatsrechtes nicht weit genug ging, namentlich soweit sie an der starken deutschen Monarchie gescheitert war. Die Widersprüche und Streitfragen, die mit jeder Rezeption fremden Rechtes verknüpft sind, suchte man zu lösen durch weitere Aufnahme englisch-belgischer Einrichtungen als vermeintlich allgemeinem konstitutionellen Brauche entsprechend, insbesondere vermöge tatsächlicher Ausschaltung der monarchischen Gewalt durch das parlamentarische Regierungssystem. Die liberale Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses hat während der Konfliktszeit der sechziger Jahre mit Riesenanstrengungen um das parlamentarische System gegen das Ministerium Bismarck gerungen und ist schließlich unterlegen. Denn wie Bismarck damals ausführte, werden alle Fragen des öffentlichen Rechtes zu Machtfragen, und wer die Macht hat, trägt auch das Recht

in sich. Der Erfolg des Krieges von 1866 hatte der Regierung recht gegeben, und seitdem schien der Kampf um das parlamentarische System in Deutschland zu dessen Ungunsten entschieden. Es hatte sich der besondere Typus des deutschen Konstitutionalismus entwickelt, der konstitutionelle Staat des monarchischen Prinzips.

Für das Reich verbot sich das parlamentarische System, wenn es nicht auch hier der inneren Berechtigung entbehrt hätte, schon aus rein äußerlichen Gründen, wegen des notwendigen Zusammenhanges der obersten Reichsverwaltung mit der preußischen und des Zusammenfließens der Einzelstaatsgewalt mit der Reichsgewalt im Bundesrate. Daß Reichstag und preußisches Abgeordnetenhaus verschiedene parlamentarische Mehrheiten haben konnten, ließ von Anfang an eine einheitliche parlamentarische Regierung beider Staatswesen als ausgeschlossen erscheinen. Und Bismarck hat immer wieder das parlamentarische System als unvereinbar mit der verfassungsmäßigen Stellung des Bundesrates bezeichnet.

Die deutsche Monarchie mußte sich erst während eines Menschenalters selbst zugrunde richten, ehe das parlamentarische System in Deutschland möglich war. Die Verfassungsreform vom Oktober 1918 hatte mit Einführung der parlamentarischen Regierung auf Befehl Wilsons den radikalen Parteien unter Wahrung der Rechtskontinuität eigentlich schon alles gewährt, was sie verlangen konnten. Die trotzdem einige Wochen später erfolgende Revolution war gegenüber dem bereits Erreichten nichts als eine überflüssige Torheit, bestätigte aber die alte Erfahrung, daß Revolutionen immer nur eine Folge der Schwäche der Regierenden sind. Daß auch die neue Ordnung der Dinge das parlamentarische Regierungssystem brachte, ist selbstverständlich.

Abweichend von den Verfassungszuständen Westeuropas hat man in Deutschland sich nicht mit der tatsächlichen Einführung der parlamentarischen Regierungsform begnügt, sondern sie mit deutscher Gründlichkeit „verfassungsmäßig verankert". In Reich wie Ländern muß das Ministerium das Vertrauen der Volksvertretung genießen.

Die erste Folge des parlamentarischen Systems war für Deutschland die Zerschneidung der organischen Verbindung zwischen Reich und Einzelstaat, namentlich zwischen dem Reiche und Preußen, wie sie die Bismarcksche Verfassung in so genialer Weise begründet hatte, damit den Partikularismus in den Dienst des Reiches stellend. Die neue Reichsstaatsgewalt schwebt machtlos vollständig in der Luft wie einst das Verfassungsgebilde der Paulskirche. Der letzte Zwischenfall zwischen dem Reiche und Bayern zeigt aufs deutlichste, in welchem Maße das Reich auf den guten Willen der Einzelstaaten angewiesen ist. Man kann eben nicht durch Reichstagsmehrheiten Gesetze machen, unbekümmert darum, ob man auch die Möglichkeit hat, sie durchzuführen. Diese Zerschneidung der organischen Bänder zwischen Reich und Einzelstaat bildet die Voraussetzung für die Durchführung des parlamentarischen Systems in beiden, ist aber gleichzeitig ein Nagel zum Sarge der neuen Reichsverfassung. An dieser verfehlten organischen Grundlage muß sie über kurz oder lang zugrunde gehen. Man denke nur einmal daran, wie etwa ein ernster Konflikt zwischen dem Reiche und Preußen gelöst werden sollte. Dann wird aber auch das parlamentarische Regierungssystem für uns nur eine geschichtliche Episode gewesen sein.

Dazu kommt ein weiteres. Zu voller Blüte hat sich das parlamentarische Regierungssystem nur entfalten können, wo die Verfassung die Beherrschung des ganzen Staates durch eine bestimmte Gesellschaftsklasse verbürgte, wie die englische Gentry oder die belgische Bourgeoisie, deren leitende Staatsmänner über die Grundfragen des Staatslebens einig waren, und deren Parteianschauungen nur in verhältnismäßig untergeordneten Punkten auseinandergingen. Damit ergab sich von selbst das System der zwei Parteien, deren Häupter je nach den Mehrheitsverhältnissen in der Regierung abwechseln. Sobald mit Erweiterung des Wahlrechts die sozialen Klassengegensätze in die Parteien der Volksvertretung hineingetragen werden, hört das Zweiparteiensystem von selbst auf, und es beginnt das System der Parteikompromisse und des politischen Kuhhandels. Das parlamentarische Regierungssystem hat daher in Westeuropa bereits

gründlich abgewirtschaftet, es besteht nur vorläufig fort, weil man noch nicht weiß, was man an die Stelle setzen soll.

In demselben Augenblick wird Deutschland mit dem abgetragenen Kleidungsstücke des westeuropäischen Konstitutionalismus beglückt. Denn die Voraussetzungen, die in Westeuropa das parlamentarische Regierungssystem als für die Zukunft unmöglich und schon dem Verfall nahe erscheinen lassen, bestehen in Deutschland schon längst. Deutschland war politisch nie ein Klassenstaat, der Herrschaft einer einzigen Bevölkerungsklasse preisgegeben. Die breiten Grundlagen unseres Wahlrechtes ließen selbst unter dem preußischen Dreiklassensysteme alle Klassen der Bevölkerung zur Geltung gelangen. Damit ergibt sich aber eine Zersplitterung der Parteien und eine Schärfe der Parteigegensätze, wie sie bei einer Parteibildung auf einheitlicher sozialer Grundlage ausgeschlossen erscheint. Da keine Partei die parlamentarische Mehrheit hat, bleiben für die Regierungsbildung nur Parteiverbindungen unter Parteien von zum Teil grundsätzlich verschiedener Richtung.

Damit ist im Gegensatz zum westeuropäischen Parlamentarismus in seinen guten Zeiten die Bildung einer einheitlichen starken Regierung nach dem deutschen parlamentarischen Systeme geradezu ausgeschlossen. Der Reichskanzler oder Ministerpräsident soll zwar die allgemeinen Richtlinien der Politik bestimmen. Solche kann es aber unter den künstlich zusammengeschweißten gegensätzlichen Parteien gar nicht geben. Die Parteien, welche eine Regierungsmehrheit bilden wollen, verständigen sich untereinander zunächst über den wechselseitigen Anteil an der Futterkrippe. Dann bestimmt jede Partei in sich die von ihr zu stellenden Minister. Es ist wie bei einer studentischen Bestimmungsmensur, bei der die einzelnen Verbindungen ihre Paukanten herausstellen. Der Leiter des Ministeriums hat also bei dessen Bildung gar nichts zu sagen, sondern diejenigen als seine Mitarbeiter entgegenzunehmen, die ihm von den einzelnen Parteien gestellt werden. Der ganze Parlamentarismus läuft damit hinaus auf ein Fortwursteln bis zur nächsten Ministerkrisis. Bei der Bildung des Ministeriums Cuno hat man es einmal etwas anders versucht, da der parlamentarische Apparat bereits versagte — ob mit dauerndem Erfolge muß die Erfahrung zeigen.

Wie das Beispiel der Vereinigten Staaten und der Schweiz zeigt, ist die politische Freiheit eines demokratischen Staatswesens sehr wohl möglich ohne parlamentarische Regierung. Der deutschen Demokratie blieb es vorbehalten, in dem abgewirtschafteten westeuropäischen Parlamentarismus der politischen Weisheit letzten Schluß zu sehen. Trotzdem dürfen wir diese Entwicklung nicht bedauern. Auch in der Politik geht Probieren über Studieren. Und in der Überzeugung, daß die Sache schon schief gehen wird, werden wir den deutschen Parlamentarismus bald als einen überwundenen Standpunkt betrachten können.

Prof. Dr. Conrad Bornhak





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Shakespeares Geheimnis

(Man vergleiche dazu die vorausgegangenen Aufsätze, im September- und Novemberheft des Türmers, von Schneider, Brandl und Bleibtreu!)

Die Überzeugung, daß die sogenannten Shakespeareschen Werke weder vom Verfasser der Überlieferung noch auch von dem vielfach an seiner Stelle vorgeschlagenen Bacon, sondern vom Grafen Rutland verfaßt seien, hat eine merkwürdige Geschichte. Auf den Grafen Rutland als Schöpfer Shakespearescher Werke wurde zuerst von einem in Würzburg lebenden, aus der Pfalz stammenden bayerischen Militärarzt hingewiesen, der sich hinter dem Decknamen „Peter Alvor" verbarg. Der Mann, der meiner Überzeugung nach damit den einzig möglichen und darum den richtigen „Shakespeare" entdeckt hat, beging indessen den unbegreiflichen Fehler, „seinem" Verfasser nur einen Teil der Werke — irre ich nicht, die Lustspiele — zuzuschreiben, während doch wahrlich nichts klarer ist, als daß die Shakespeareschen Lust- und Trauerspiele einen und denselben Verfasser haben, daß beispielsweise der gleiche Dichter, dem wir den „Kaufmann von Venedig" verdanken, auch den „Mohren von Venedig" geschrieben haben muß. Alvors Nennung war eben im Grunde ein Zufallsfund, nicht eine nach allen Seiten geprüfte und durchgedachte Theorie; besteht doch das Wesen echter wissenschaftlicher Theorienbildung nicht im Aufstellen einer Behauptung, daß etwas so und so sei, sondern im Erbringen des Nachweises, daß etwas so und nicht anders sein könne. Man kann also fast sagen, daß Alvor seiner eigenen Theorie, wenn man seine Nennung Rutlands so bezeichnen will, nicht gewachsen gewesen sei; und zum Zeugnis dessen ist die noch seltsamere Tatsache festzustellen, daß Alvor später selbst seine Aufstellung wieder preisgab und auf Grund einer ganz unzulänglichen, jeder Überzeugungskraft baren Beweisführung Lord Bacons jüngeren Bruder Anthony Bacon als Verfasser darzutun suchte. Alvors Hinweis wurde indessen von Karl Bleibtreu aufgegriffen und mit einer durchgreifenden, jedem Anspruch wissenschaftlicher Logik genügenden Beweisführung zu einer richtigen „Shakespeare-Theorie" in dem Sinne ausgestaltet, daß Graf Rutland der wahre und zugleich der einzige Verfasser der „Shakespeareschen" Werke sei. Man darf, ja man muß also heute die Rutland-Theorie, unbeschadet der anstoßgebenden Rolle Alvors, die Bleibtreusche Shakespeare-Theorie nennen; in seinem 1907 erschienenen Buche „Die Lösung der Shakespeare-Frage" ist diese meiner Überzeugung nach endgültige Beantwortung der Shakespeare-Frage erfolgt und bereits ausreichend begründet. Natürlich können zu den dort vorgebrachten Gründen noch reichlich Tatsachen und Überlegungen im gleichen Sinne nachgetragen werden, und es ist namentlich angesichts der Aufnahme, die Bleibtreus Aufstellungen bei der zünftigen Literaturwissenschaft gefunden haben — eine Probe davon konnte ich im vorigen September am Beispiel von Brandls neuem „Shakespeare" an dieser Stelle geben —, für die

Anhänger der Rutland-Annahme in Aufbau und Widerstreit wahrlich noch genug Gelegenheit zu lohnender Arbeit.

In seinem soeben bei Ernst Bircher in Bern erschienenen Buche „Shakespeares Geheimnis“ hat nun Bleibtreu selbst eine Art Fortsetzung und Ergänzung seines oben genannten Buches veröffentlicht, und er hat darin die inneren und äußeren Zeugnisse, die mit einer in ihrer Gesamtheit geradezu erdrückenden Wucht für die Verfasserschaft des Grafen Rutland sprechen, durch eine große Zahl neuer Tatsachen gestützt; haben doch gerade die letzten fünfzehn Jahre darin mehr ans Licht gebracht, als es vorher in einem Jahrhundert der Fall war. Auf die Fülle dieser Zeugnisse, die sich vor allem auf die bei dem Stratforder nach Lebensverhältnissen und Bildungsgang undenkbare geistige Höhe und den Wissensumfang dieses durchaus gelehrten und — von allem Anfang an — literarischen Dichters, insbesondere seine gründliche Belesenheit in der alten Literatur, seine genauen juristischen Kenntnisse, seine Vertrautheit mit Oberitalien, den oberitalienischen Städten von Mailand bis Venedig und ihrem gesellschaftlichen Leben, auf seine gesellschaftliche und politische Einstellung, die zweifellos die eines streng nationalgesinnten englischen Adligen ist, sowie ferner auf zahlreiche, oft wahrhaft verblüffende Übereinstimmungen von Rutlands Lebensschicksalen mit Stimmungen und Begebenheiten seiner Werke beziehen: kann hier im einzelnen nicht eingegangen werden; es genügt wohl die tatsächliche Feststellung, daß die urkundlich erwiesenen Erlebnisse Rutlands in ihrer Gesamtheit allen Voraussetzungen, die aus den Werken für die Persönlichkeit ihres Schöpfers erschlossen werden müssen, nicht minder vollständig und lückenlos entsprechen, als dies etwa im Verhältnis von Werken und Leben bei Goethe — und wohl bei allen Dichtern der Fall ist, deren Lebensgang wir im einzelnen verfolgen können. Ist doch alles Dichten, wie Goethe und Ibsen übereinstimmend in bekannten Äußerungen der Welt offenbart haben, nichts anderes als ein Verarbeiten eigener Erlebnisse und insofern eine Lebensbeichte, ein „Gerichtstag über sich selbst“ oder „eine große Konfession“.

Darf ich als überzeugter Anhänger der Rutland-Annahme daher dem Verfasser dankbar sein, daß er uns in seinem neuesten Werke wiederum viel wertvolle Tatsachen und Gesichtspunkte an die Hand gegeben hat, die diese Annahme stützen, und andere, die ja neuerdings in erstaunlicher Menge auftreten, entkräften, so kann ich doch unmöglich an manchen Mängeln vorbeigehen, die dem Buche unbestreitbar anhaften und bei manchen Lesern, die mit Bleibtreus Art und dem bereits zum Erweis seiner Annahme beigebrachten Stoff nicht genügend vertraut sind, der von ihm vertretenen Sache vielleicht mehr schaden als nützen. Das Buch bietet, kurz gesagt, nach der einen Seite nicht genug, nach der andern zu viel. Nicht genug nach der Seite der Sammlung und Verarbeitung der Zeugnisse für Rutland, die die neuere Shakespeare-Forschung — häufig ohne und mitunter selbst gegen die Absicht derer, die diese Zeugnisse ans Licht brachten — zutage gefördert hat; zuviel teils an literar-ästhetischen und -psychologischen Auseinandersetzungen, die nicht immer unmittelbar zum Gegenstand gehören, teils und vor allem aber an streitbarer Auseinandersetzung mit zahlreichen Gegnern, von denen manche doch wahrlich solcher Ehre nicht würdig sind. So hätte er sich die eingehenden Widerlegungen der von Professor Paul Lefranc vom Collège de France vertretenen Ansicht, der einen Lord William Stanley Derby zum Verfasser machen will, oder gar die Auseinandersetzungen mit Oskar Wilde, der die Freundschaftsergüsse der Sonette zu unlauteren Beziehungen herabwürdigen wollte, mit dem Bacon-gläubigen Sterndeuter Kniepf oder mit einem amerikanischen Richter Cenn, der Shakespeares Werke Marlowe zuschreiben möchte, gewiß ohne Schaden schenken können; denn das Unhaltbare ist von selbst widerlegt, sobald eine haltbare Aufstellung überzeugend dargetan wird. Eben darum ist bedauerlich, daß Bleibtreu auf die Sammlung und übersichtliche Zusammenstellung des neuen, seit seiner letzten größeren Veröffentlichung zutage geförderten Materials viel zu wenig Wert gelegt hat. Natürlich enthält auch „Shakespeares Geheimnis“ sehr wertvolle neue Tatsachen, die zugunsten seiner Aufstellung sprechen, aber sie sind einerseits etwas unübersichtlich auf die verschiedenen Abschnitte des Buches verteilt, andrerseits nicht immer hinlänglich ausführlich be-

handelt, um überzeugend wirken zu können; auch ist eine ganze Reihe anderer Shakespeare-Funde, die in den letzten Jahren durch die Presse gegangen sind, leider nicht von ihm verwertet worden.

Ein Beispiel. Vor etwa zwölf Jahren fand ich in der Neuyorker „Nation" eine Mitteilung, wonach „Shakespeare" in seinem „Julius Cäsar" einige Wendungen aus dem Stück „Il Cesare" von Orlando Pescetti verwertet habe, das 1594 in Verona erschienen war. Nachprüfungen, die ich alsbald auf der Kgl. Bibliothek in Berlin anstellte, setzten die Richtigkeit der Angaben außer Zweifel, und ich ließ eine entsprechende kleine Mitteilung an die Presse gehen, die sie zum Teil auch abdruckte. Auch hier ist es nun völlig unverständlich, wie ein in London lebender Shakespeare dazu gekommen sein soll, ei i italienisches Stück lesen und verwerten zu können, das in Italien selbst zweifellos nur ein ganz kleiner Kreis in die Hand bekommen hatte. 1595 aber war Rutland in Verona, das ja „Shakespeare" auch nach anderen Zeugnissen gesehen und gekannt haben muß; und daß ihm dort das Stück beim Buchhändler in die Hand fiel und er sich daraus die eine oder andere Anregung entnahm, ist ohne weiteres verständlich. So löst auch hier der Schlüsselname „Rutland" jede Schwierigkeit, während der bisherige Glaube an den Mann aus Stratford nur immer aufs neue handgreifliche Unmöglichkeiten zumutet. Auf einen fast drollig zu nennenden Selbstverrat des wahren Shakespeare möchte ich an dieser Stelle noch aufmerksam machen. In den „Beiden Edelleuten aus Verona" reist bekanntlich der eine der Helden — Valentin — von Verona nach Mailand, um dort die Universität zu beziehen. Trifft die hier vertretene Annahme zu, haben wir also unter Valentin auf alle Fälle den nach Padua reisenden Rutland, unter dem in Verona = London zurückbleibenden Proteus — vermutlich — den Grafen Southampton, seinen vertrauten Freund, zu verstehen, so muß doch Padua, nicht Mailand als die Stadt, nach der die Reise geht, vor dem inneren Auge des Dichters gestanden sein. Und wie lauten die Worte, mit denen Diener Speed seinen Gesellen Launce begrüßt, als er ihm (2. Akt, 5. Auftritt) in den Straßen von Mailand begegnet? „Launce! Meiner Treu, willkommen in Padua"! Zufall — oder nicht vielleicht ein kleines Vergessen des Dichters, daß die Handlung doch von Padua nach Mailand verlegt ist?!

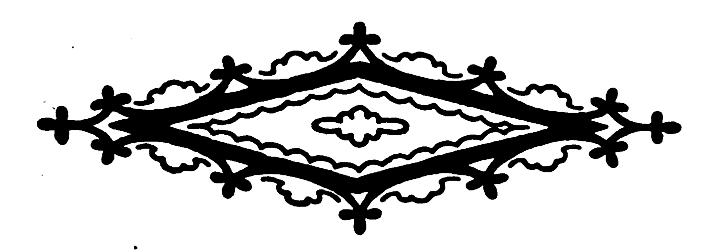
Ein Mangel des Buches ist ferner, daß Bleibtreu den Lesern die Nachprüfung seines Materials nicht immer in dem Maße ermöglicht hat, wie es bei der Wichtigkeit der Sache zu wünschen gewesen wäre. So erwähnt er zum Beweis dafür, daß „Shakespeare" in der Hamletfabel die geheime Familiengeschichte des Hauses Essex verarbeitet habe, eine seltsame verschollene Schrift „The common wealth of Lord Leicester", die damals ohne Namen in Paris erschienen, ihm aber bekannt geworden sei, und in der — unter anderem — auch der von Leicester am Vater des Grafen Essex begangene Giftmord angeführt sei. Natürlich bezweifelt niemand, daß Bleibtreu diese wichtige Schrift tatsächlich kennen gelernt hat; aber warum gibt er nicht an, in welcher Gestalt und auf welchem Wege das der Fall war? Hat er sie selbst in der Hand gehabt? Vielleicht hält Bleibtreu diese Art philologischer Genauigkeit, die gewiß an sich etwas Untergeordnetes ist, angesichts der inneren Wucht seiner genial erschauten Beweisführungen für entbehrlich — das wäre sicherlich ein Irrtum; gerade im heutigen Stadium der Rutland-Angelegenheit, die aus der mehr gefühlsmäßigen und psychologischen Erfassung des Sachverhalts inzwischen zu einer Sache strengster, sozusagen gerichtlicher Beweisführung geworden ist, können solche Angaben gar nicht unangreifbar genug gemacht werden — nicht zuletzt mit Rücksicht auf die erbitterten Verteidiger der überlieferten Shakespeare-Lehre in der Anglistenzunft, die schon darum strengste Peinlichkeit in allen tatsächlichen Dingen fordern, weil sie jeden Verstoß dagegen zum Beweis für die „Unwissenschaftlichkeit" und „Unzuverlässigkeit" ihrer Gegner stempeln können.

Läßt somit, wie schon gesagt, Bleibtreus neues Buch in der Sammlung und Behandlung des Beweismaterials methodisch manches zu wünschen übrig, so hat der Verfasser nach anderer Richtung, nämlich in der streitbaren Auseinandersetzung mit seinen Gegnern, entschieden des Guten zu viel getan. Bleibtreu ist niemals ein sogenannter sanfter Heinrich gewesen, und sowohl

vielfache, wohl nicht immer unabsichtliche Unterschätzung seines dichterischen Schaffens wie das offensichtlich unbillige Verhalten, das die akademischen Shakespeare-Philologen in der Frage der Verfasserschaft der Shakespeareschen Werke ihm gegenüber an den Tag zu legen pflegen, erklären vollends eine tiefe Verbitterung; ich möchte hier außer an das schon erwähnte jüngste Buch Alois Brandls nur an die geradezu empörende, jeder wissenschaftlichen Sachlichkeit ins Gesicht schlagende Art erinnern, mit der Professor Max Förster in Bd. 46, Jahrgang 1910, S. 319 des Shakespeare-Jahrbuchs Bleibtreus „Lösung der Shakespeare-Frage" zu behandeln beliebt hat. Wird man daher diesem rückhaltlos offenen, leidenschaftlich für das von ihm für wahr Erkannte eintretenden Temperament gern manchen Ausbruch grimmigen Zornes und ätzenden Hohnes nachsehen, namentlich wo er bei Berühmten und Hochbewürdeten Unfähigkeit oder gar bösen Willen glaubt feststellen zu müssen, so ist doch sicher, daß eine Beschränkung des Polemischen, eine ruhigere Art des Vortrags der von Bleibtreu vertretenen Sache dienlicher gewesen wäre; er hätte darum noch immer nicht aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen brauchen. Möchte man aber, wie gesagt, an dem Buche manches anders wünschen, so bleibt es in seinem sachlichen Inhalt dennoch ein wertvoller Beitrag zur wichtigsten Streitfrage, die die Literaturpsychologie je beschäftigt hat, und deren Beantwortung ein für allemal mit dem Namen Bleibtreu verbunden sein wird. Und selbst das grimmige Angehen Bleibtreus gegen seine Gegner und — Totschweiger wird, wie wir hoffen, in Zukunft wenigstens ein Gutes haben: darin nämlich, daß in dem Verhalten der akademischen Zunftkreise wie der breiteren Öffentlichkeit in der „Shakespeare-Frage" von nun ab ein gründlicher Wandel eintreten wird. Die „Shakespeare-Frage" muß nach diesem Buche auch in Deutschland, genau wie es in England längst der Fall ist, als eine ernstester Auseinandersetzung werte Streitfrage betrachtet und behandelt werden, für deren Entscheidung nur das Gewicht der von beiden Seiten beigebrachten Gründe, niemals aber das Ansehen einer äußeren Stellung geltend gemacht werden kann.

Dr. Karl Schneider

Nachwort. Karl Bleibtreu verwahrt sich in einer Zuschrift gegen die Ausfälle „eines mir unbekannten Prof. Dr. Schröder in der Köln. Ztg. vom 14. Februar" [es ist wohl der Kölner Anglist. D. T.]. Ohne auch nur „eine Silbe von Anordnung und Beweisführung" des Bleibtreuschen Buches zu verraten, erginge sich „dieser sogenannte Wissenschaftler" in wüstem Schelten, daß „derartiger müßiger Schund einen Verleger findet". Nach den Proben, die Bleibtreu mitteilt, ist es in der Tat eine üble Kritik. Nun sind wir selber gegenüber der Bacon- sowie der Rutland-Theorie zwar sehr zurückhaltend, können aber der Shakespeare-Fachwissenschaft den Vorwurf nicht ersparen, daß sie über diese Dinge mit bequemem Achselzucken hinweggeht. Das darf nicht so bleiben! D. T.





Zu W. H. Riehls 100. Geburtstag

Meister Wilhelm Heinrich Riehl, der am 6. Mai 1823 zu Biebrich am Rhein das Licht der Welt erblickte, war ein echt deutscher Mann: deutsch in der Vielseitigkeit und dabei Gründlichkeit seiner Interessen und seines Wissens; deutsch vor allem in seinem ganzen Empfinden und Denken, in der warmen Liebe zu Wald und Welt, zu „Land und Leuten", wie er eines seiner Bücher benannte.

Vierzehnjährig bezog er das Gymnasium in Weilburg. In dem lieblichen Lahntal erhielt der junge, durch die Umgebung seiner Heimat freilich verwöhnte Naturfreund neue schöne Eindrücke. Dies „Idyll eines Gymnasiums" schilderte er später in seinen „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen". Nach dem Abiturientenexamen folgte ein fröhliches Studentenleben in Marburg, Gießen und Tübingen. Die größte Freude des hochbegabten stud. theol. waren Wanderungen durch die schöne Gotteswelt. Aber es war nicht nur die Natur, die ihn anzog. Mehr noch „die Poesie des Gewachsenen und Gewordenen", wie er es in einem seiner Bücher einmal nennt. Und er fügt hinzu: „Das Volksleben ist gesättigt von dieser Poesie." Westerwald, Taunus, Neckartal und Schwäbische Alb, das Rheinland wurden durchstreift; überall schaute Riehl mit offenem Blick um sich und erkannte die kulturgeschichtlichen Erinnerungen und Zusammenhänge mit rascher, sicherer Auffassung. Mancher kleine Aufsatz entstand als Frucht dieser Wanderungen und wurde in den verschiedensten Blättern gedruckt. Daneben wurde eifrig gezeichnet und Musik getrieben, auch das Studium der Musikgeschichte nicht vernachlässigt. Auch hier spürte Riehl der kulturgeschichtlichen Entwicklung nach.

In Bonn machte er sein erstes theologisches Examen und hielt in der kleinen Universitätskapelle seine Probepredigt. Dann aber sattelte er um. In Gießen wurde Sozialwissenschaft studiert. Darauf nahm er eine Stellung als Schriftleiter der Frankfurter Oberpostamts-Zeitung an. Dort lernte Riehl die Opernsängerin Berta von Knoll kennen und lieben. Sie ward seine Gattin, die Mutter von sechs Kindern und sein treuster Lebenskamerad. Nicht nur die Liebe zur holden Kunst der Musik war ihnen gemeinsam. An allem seinem Schaffen nahm sie innigsten Anteil. Wie manche Anregung und Förderung in künstlerischer Beziehung empfing er von ihr. Keine schriftstellerische Arbeit ging in die Öffentlichkeit, die sie nicht geprüft und gutgeheißen hatte.

Das glückliche Paar lebte in Wiesbaden. In den Revolutionstagen des Jahres 1848 übernahm Riehl hier eine politisch vermittelnde Rolle; in dem allgemeinen Wirrwarr der demokratischen Umwandlungen sogar eine Zeitlang die musikalische Leitung des Hoftheaters. Eigene Erlebnisse dieser Zeit hat er später in den Novellen „Der Märzminister" und „Das Theaterkind" verwertet. Von seinen Aufsätzen gelangten auch einige in die Augsburger Allgemeine Zeitung. Daraufhin bot ihm der Verleger Cotta die Leitung des schöngeistigen Teils des Blattes an. Riehl griff freudig zu. Wie anregend wirkte auf ihn das Leben in Augsburg mit den vielen Denkmälern der Vergangenheit. Wie spürte er allen noch vorhandenen Zeichen altdeutschen Lebens in der „durch ihr zähes Korporationswesen ausgezeichneten Stadt" nach; wie interessierte ihn u. a. der frühere eigene Stadtdialekt, der „sogar scharf geschiedene Stufen für die

einzelnen Stadtquartiere" gehabt hatte. Eine herzliche, lebenslange Freundschaft entspann sich zwischen Riehl und dem Hauptschriftleiter der „Augsburger Allgemeinen" Moebold. So mag es Riehl wohl nicht leicht geworden sein, dem Rufe des Königs Max von Bayern zu folgen, der ihm den eben erst gegründeten Lehrstuhl für Staatswissenschaft in München antrug. Der Lehrstuhl war eigens für Riehl geschaffen und ist nach seinem Tode nicht wieder besetzt worden. München bot Riehls Arbeitsfreudigkeit neue Wirkungsfelder und die Anregung des Umgangs mit Liebig und Geibel, zu deren Zusammenkünften sich oftmals der König Max gesellte.

Auf des Königs Wunsch und Kosten bereiste Riehl die bayerische Pfalz; das Ergebnis war das Buch „Die Pfälzer". Aus den Wanderungen wurden im Laufe der Jahre Vortragsreisen, auf denen Riehl über die verschiedensten kulturgeschichtlichen und musikalischen Gegenstände sprach. Mehrere Jahre hindurch erteilte der Professor auch den musikgeschichtlichen Unterricht an der Musikhochschule in München. Nach seinen „Musikalischen Charakterköpfen" zu urteilen, müssen diese Stunden sehr fein, belehrend und zugleich unterhaltend gewesen sein. Neben einer genauen Kenntnis der Musikliteratur bringt Riehl in diesen drei Bänden reizende persönliche, zum Teil sehr humoristische Schilderungen. So die des „Bänkelsängers" Wenzel Müller, des Komponisten der Wiener Zauberposse und so mancher Volkslieder. „Bei vielen seiner Lieder", schreibt Riehl, „kommt man in Zweifel, ob er sie dem Volk oder das Volk sie ihm gestohlen hat." Als Müller in eine glänzende Stellung als Operndirektor nach Prag berufen wurde, hielt er's dort nicht aus. Er wurde krank vor Heimweh nach seinen Volkspossen; er „konnte sich nur bei seiner Bänkelsängerei heimisch und glücklich fühlen". Wie eine kleine Novelle liest sich die Schilderung des ersten Zusammentreffens des jungen sächsischen Musikers Hasse mit der schönen Sängerin Faustina Bordini, die seine Frau wurde und für die er „in steter Berechnung auf die möglichste Entfaltung dieser einzigen Sängerin" mehr als hundert Opern komponierte. Und so fort! — Riehl gewann für die „moderne" Musik Richard Wagners kein Verständnis, aber seine Charakteristiken älterer Tondichter sind vermöge seines feinen kulturhistorischen Sinnes noch heut sehr lesenswert. Überhaupt findet man in seinen kulturgeschichtlichen Büchern viel Fesselndes, viel Aneignungs- und Beherzigenswertes. Wie lebensvoll treten die mittelaltrigen deutschen Stände in seiner Schilderung vor uns! Wir lernen mit seinen Augen sehen und begreifen, daß „in der Ständevertretung jener Zeit die Keime der modernen Volksvertretung schlummern". Wie charakterisiert er oft mit wenig Worten deutsche Eigenart: „Luther selber in seiner zwiespältigen Natur ist ein wahres Urbild eines deutschen Bürgers. Der Drang, eine verrottete Welt aus ihren Angeln zu heben, und zugleich das Bewußtsein, daß nur in dem Anklammern an das Beharrende und Bestehende die wilden Schwarmgeister gebannt werden könnten, kämpfte unablässig in seiner Brust. Daher so manche Widersprüche in seinem Leben . . . es sind die Widersprüche des deutschen Bürgertums." Auch dürfte es wenige gegeben haben, die 1850 schon so klar über die Entwicklung des „vierten Standes" geurteilt und solche Schlaglichter auf den heutigen Kommunismus zu geben imstande gewesen wären, wie Riehl in seiner „Bürgerlichen Gesellschaft". (Eine Auswahl aus Riehls Werken erschien übrigens neulich bei Eugen Diederichs, Jena; und Cotta bringt soeben auch die Novellen.)

Die ersten kulturgeschichtlichen Novellen entstanden 1857, wo Riehl nach schwerer Typhuserkrankung in Starenberg zur Erholung weilte. U. a. schrieb er damals seinen „Stadtpfeifer". Anfang der 1880er Jahre übernahm der vielseitig tätige Mann noch die Leitung des bayerischen Nationalmuseums. Ob er sich da ebenso hat überrumpeln lassen, wie er es von dem Helden seines Romans „Ein ganzer Mann" humorvoll erzählt —? Riehl legte diesen Posten erst etwa 1895 nieder, bald nach dem Tode seiner treuen Lebensgefährtin. Noch in seinen letzten Lebensjahren war er unermüdet tätig und versuchte bis kurz vor seinem Tode — obwohl sehr leidend —, seine Vorlesungen zu halten. In den letzten zwanzig Monaten seines Lebens ward ihm eine zweite Gattin, Antonie Ekhart, eine Nichte seines Freundes Moebold, eine treue Pflegerin. Er starb am 16. November 1897.



Zum Schluß ein Wort dieses Kenners unseres Volks, das in den heutigen schweren Zeiten trostreich anmutet: „Das am persönlichsten geartete Volk, und dies ist das deutsche, kann sich eine Weile zersplittern und ohnmächtig werden in solcher Zerfahrenheit, aber es birgt auch eine kaum zu erschöpfende Kraft steter Wiederverjüngung."

Sophie Charlotte von Sell



Zur neueren deutschen Literaturgeschichte

Wer sich über die literaturgeschichtliche Forschung in den Jahren 1914—1920 unterrichten will, greife getrost zu Paul Merkers Abriß „Neuere Deutsche Literaturgeschichte" (Wissenschaftliche Forschungsberichte, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Hönn, VIII; Friedrich Andreas Perthes A.-G., Stuttgart und Gotha 1922). Die reiche Sachkenntnis und das sichere Urteilsvermögen des Verfassers stempeln sein Buch, in dem eine Fülle von Arbeit steckt, zu einem zuverlässigen Führer, für den wir ihm nicht genug Dank sagen können. Bedauerlich bleibt nur die Nichtberücksichtigung Richard Wagners, dessen literaturgeschichtliche Bedeutung heute unmöglich noch bestritten werden kann. Auch Wildenbruch hätte nicht übergangen werden dürfen. Die grundlegenden Erscheinungen sind durch den Druck vor den weniger wichtigen hervorgehoben, und die Einteilung des umfangreichen Stoffgebiets der deutschen Literatur von der Reformation und dem Humanismus bis zu Konrad Ferdinand Meyer ist klar und übersichtlich. Während die in die Jahre 1920—22 fallenden Arbeiten nur bibliographisch verzeichnet sind, werden die früheren mit wenigen Strichen charakterisiert.

Um so unbefriedigender ist der Versuch Friedrich Schöns, eine „Geschichte der deutschen Mundartdichtung" zu schreiben (Friedrich Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. Br. 1920/21). Der erste Teil der Arbeit umfaßt die Zeit vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zu den niederdeutschen Klassikern, der zweite die nieder-, mittel- und oberdeutsche Mundartdichtung von den niederdeutschen Klassikern bis zur Gegenwart. Der in der Zusammenstellung des Materials bewiesene Fleiß soll nicht verkannt werden; aber das geistige Band zu schaffen vermag der Verfasser nicht, die Charakteristik ist vielfach schief, dürftig und trivial, die Darstellung ungepflegt.

Mit der mundartlichen Dichtung Schlesiens beschäftigt sich unter anderem auch die gediegene Monographie von Dr. L. Hillebrand: „Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung" (Breslau 1922, Ferdinand Hirt). Die aus der Breslauer Germanistenschule hervorgegangene Verfasserin gibt mit größtem Fleiß eine jahrhundertelange Entwicklung und belegt ihre Darstellung mit reichen Literaturangaben. Die Warmbrunner Quellen, die schon frühzeitig Fremde in das Riesengebirge lockten, zu einer Zeit, als Bergwanderungen noch nicht im Schwange waren, gaben die erste Anregung zu Dichtungen; dann erwies sich die Besteigung der Schneekoppe als literarisch fruchtbringend; und schließlich gesellten sich zu den Natureindrücken als erregende Momente die Sagen des Landes, besonders die Rübezahl- und die Kynastsage. Unter den zahlreichen Dichtungen, die im Laufe der Zeit als Folgen der allmählichen Erschließung des Gebirges entstanden, ist künstlerisch wenig Wertvolles, aber vom kulturgeschichtlichen Standpunkt ist die literarische Wanderung lohnend. Alles in allem muß die Arbeit als ein dankenswerter Beitrag zur schlesischen Literaturgeschichte bezeichnet werden.

Der erste, der das Riesengebirge besang, war der Humanist Conrad Celtes in seinem Fragment „De situ et moribus Germaniae" (1495). Er eröffnet auch zugleich den Reigen der vielen Dichter, die Heidelberg, die „Stadt an Ehren reich", im Laufe der Jahrhunderte feierten. Nachdem Fritz Sauer und Philipp Witkop mit Monographien über „Das Heidelberger Schloß im Spiegel der Literatur" und „Heidelberg und die deutsche Dichtung" vorangegangen sind, empfangen wir

jetzt die langersehnte Darstellung der „Heidelberger Romantik“ (München 1922, Parcus & Co.) aus der Feder von Dr. Herbert Levin. Was Haym für die ältere Romantik, die von Berlin bzw. Jena ausging, getan hat, gibt Levin für die jüngere Romantik, deren Brennpunkt die reizvolle Neckarstadt war. Mit gründlichster Sachkenntnis werden die gesamten dichterischen und wissenschaftlichen Bestrebungen des Heidelberger Kreises, in dessen Mittelpunkt Clemens Brentano und Achim von Arnim standen, behandelt. Die Darstellung umfaßt die Jahre 1803 bis 1820 und wird von einem Stadtplan und mehreren schönen Abbildungen nach zeitgenössischen Originalen begleitet. Neben der literaturgeschichtlichen hat das Buch Levins auch seine ortsgeschichtliche Bedeutung; denn der Verfasser hat keine Mühe gescheut, uns das Stadtbild des damaligen Heidelberg zu vergegenwärtigen. Wir wissen jetzt genau, wo des „Knaben Wunderhorn“ entstand, wo seine beiden Herausgeber 1808 bei Beendigung des Werkes wohnten und wo ihr Gegner Johann Heinrich Voß hauste. Levins Stil ist knapp und sachlich, aber zum Schluß findet der Verfasser warme Töne für die Romantik der Dichterstadt: „Immer wieder ergreift sie jeden Tieferfühlenden, der zuerst Stadt und Schloß vor sich liegen sieht, mit ursprünglicher Kraft, und es ist ihm, als schildere Brentano in seinem Lied von eines Studenten Ankunft das eigene Erleben:

Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
Lockt' mich noch auf die Brück' hinaus.
Da war so klar und tief die Welt,
So himmelhoch das Sterngezelt,
So ernstlich denkend schaut' das Schloß
Und dunkel, still das Tal sich schloß,
Und ums Gestein erbraust der Fluß,
Ein Spiegel all dem Überfluß,
Er nimmt gen Abend seinen Lauf,
Da tut das Land sich herrlich auf...

Und des Dichters Schmerz ist der Schmerz unserer Tage, wenn es weiter heißt:

Da wandelt fest und unverwandt
Der heil'ge Rhein ums Vaterland,
Und wie ans Vaterland ich dacht',
Das Herz mir weint', das Herz mir lacht'.“

In enger Beziehung zu Levins Buch steht die Arbeit „Die Entstehung der Rheinromantik“ von Dr. Heinz Stephan (Rheinische Sammlung, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Enders und Dr. Paul Bourfeind, Nr. 3; Rheinland-Verlag, Köln 1922). Aufbauend auf Forschungen Oskar Walzels zeigt der Verfasser, wie die Entstehung der Rheinpoesie tief im Wesen der Romantik wurzelt. Er geht der Erscheinung, „die mehrere Dichtergeschlechter stark beeinflußt hat“, auf den Grund und stellt dar, wie die Rheinromantik aus der landschaftlichen Schönheit und der großen geschichtlichen Vergangenheit „Leben und Nahrung“ sog, wie sie allmählich ein nationales Gepräge erhielt und das vaterländische Empfinden stärkte. Ein ungeheures Material ist in der nur wenig mehr als hundert Seiten umfassenden Schrift verarbeitet worden. Ihr Hauptergebnis ist: Die Rheinromantik stellt sich uns dar als „Sieg des Gefühls über den Verstand, als Sieg des Germanentums über das Romanentum“. Zur Entwicklung des Naturgefühls im Zeitalter der Romantik gibt Stephan besonders aufschlußreiche Beiträge, er spricht über das landschaftliche Gesamtbild im Spiegel der Literatur, über die Burgen- und Ruinenromantik, über den Einfluß von Märchen und Sagen und widmet der romantischen Rheinweinpoesie einen besonderen Abschnitt, in dem ich nur einen Hinweis auf Wilhelm Hauffs „Phantasien im Bremer Ratskeller“ vermisse, die köstlichste Gabe, die uns der frühverstorbene und heute vielfach unterschätzte Schwabe hinterließ. (Eine neue Ausgabe mit zierlichen Bildern und Buchschmuck von H. Stubenrauch erschien im Phöbus-Verlag, München.)

Aus der Romantik führt eine gattungsgeschichtliche Arbeit in den Realismus: „Von der Droste bis Liliencron“, so lautet der Titel der Beiträge zur deutschen Novelle, die der Italiener Lorenzo Bianchi 1922 im Verlage von H. Haessel in Leipzig herausgab. Der Verfasser sucht an einer Reihe von Dichterpersönlichkeiten und ihren Werken ein wichtiges Formproblem zu erhellen, indem er untersucht, von welchen Voraussetzungen jeder einzelne zur Kunstform der Novelle gelangt. Mit völliger Beherrschung der deutschen Sprache und des Gegenstandes tritt der Ausländer an seine Aufgabe heran, die er meisterlich löst. Er wirkt auch da anregend, wo er nicht ganz zu überzeugen vermag. Am wertvollsten sind B.s Ausführungen über Konrad Ferdinand Meyer, in dem er den Meister der psychologischen Novelle sieht. Er weist nach, wie die innere Wiedergabe empfangener Eindrücke sich bei dem Schweizer durchaus auf dem optischen Vermögen aufbaut. Nur seine seltene Gabe, in das Wesen psychologischer Verwicklungen und Probleme einzudringen, hinderte ihn, Maler oder Bildhauer zu werden und trieb ihn zur Novelle, und zwar zur historischen Novelle, „die ihm psychologisches Material in höchster Vollendung an inneren Kämpfen großer Männer“ darbot. Höchst lehrreich sind die Bemerkungen über Meyers Schaffensart und Technik, besonders über die Verwendung der Rahmenerzählung, unrichtig nur die Behauptung, daß ihm der Humor „fast gänzlich“ fehlte; „Der Schuß von der Kanzel“ und „Plautus im Nonnenkloster“ sprechen dagegen. Auch die Analyse von Kellers und Storms Novellistik und die Ableitung ihrer Form aus der Wesensart der beiden Dichter ist sehr fein und wird weitere Arbeiten fördern. Ebenso wird Wilhelm Raabe richtig charakterisiert; Bianchi übersieht dessen künstlerische Mängel nicht, wird aber dem „ehrlichen, bedeutenden, unvergeßlichen“ Menschen vollauf gerecht.

Einen anderen bedeutsamen Beitrag zur Erkenntnis der geistigen Gestalt Wilhelm Raabes gaben Emil Doernenburg und Wilhelm Fehse in ihrer Arbeit „Raabe und Dickens“ (Magdeburg 1921, Creutzsche Verlagsbuchhandlung), auf die schon im Anhang des Aprilheftes hingewiesen wurde. Die gemeinsame Studie ging hervor aus einer Magisterdissertation Doernenburgs, die dieser an einer amerikanischen Universität eingereicht hatte, ohne sie drucken zu lassen. Fehse, als Raabeforscher bereits rühmlich bekannt, hörte davon und drängte den Verfasser zur Veröffentlichung, da ihn das Thema interessierte. Doernenburg, außerstande, das Manuskript druckfertig zu machen, sandte es an Fehse, der es, ergänzt durch seine eigenen Untersuchungen, der Öffentlichkeit übergab. Die Studie geht durch ihre weitschauenden allgemeinen Betrachtungen über die durchschnittlichen Leistungen dieser Art hinaus. Sie begnügt sich nicht mit der äußerlichen Feststellung von Entlehnungen und Beeinflussungen, sondern dringt tief in das Wesen der beiden Dichter ein, die mehr Trennendes als Gemeinsames haben, und zerstört manches Vorurteil.

Während Raabe an die Politik Preußens zwar scharfe Kritik anlegte, aber sich doch nicht der Überzeugung verschloß, daß das Heil Deutschlands allein auf Preußen beruhe, stand der Österreicher Moritz Hartmann auf der Seite der Großdeutschen, verkannte völlig die Größe Bismarcks und verschonte mit seinen Schmähungen selbst die ehrwürdige Persönlichkeit König Wilhelms nicht. Davon zeugen Hartmanns Briefe, die Prof. Dr. Rudolf Wolkan mit einer ausführlichen Einleitung im Wiener Rikola-Verlag herausgab. Sie sind lebendig geschrieben und geben ein gutes Bild von dem Leben und Schaffen eines namhaften Schriftstellers, der als Politiker irrte, aber als Mensch sympathische Züge trägt. Der Herausgeber hat uns mit seinem Buch, das von der Frankfurter Nationalversammlung bis zum Deutsch-Französischen Kriege führt, eine ergiebige zeitgeschichtliche Quelle erschlossen. Die Briefe fesseln schon allein durch den ständigen Wechsel des Schauplatzes.

In der Kaiserstadt Wien, aus der Hartmann aus politischen Gründen verbannt war, spielt ein anderes Briefbändchen: „Der Dichterinnen stiller Garten. Marie von Ebner-Eschenbach und Enrica van Handel-Mazzetti, Bilder aus ihrem Lieben und ihrer Freundschaft“, dargestellt von Johannes Mumbauer. (Mit 2 Bildern. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.) Österreichs größte Dichterinnen werden uns hier auf das reizvollste ver-

lebendigt. Der Verfasser führt uns zunächst in das vormärzliche Wien in dem alten österreichischen Polizeistaat, dessen Opfer ein Moritz Hartmann wurde, und wir erleben unter seiner liebenswürdigen Führung die dichterischen Anfänge der siebzehnjährigen Komtesse Dubsky, ihre Entdeckung durch Grillparzer. Zwei Menschenalter später fördert die greise Ebner die jugendliche Baronin Handel, die dankerfüllt hier ihre dreizehn Jahre währenden Beziehungen zu ihrer großen Kollegin schildert. Den Hauptinhalt des zierlichen Bändchens bilden die Briefe, die Enrica von der Ebner empfing, menschliche Dokumente von hohem Wert, die niemand ungelesen lassen sollte.

Prof. Dr. Werner Deetjen



Neue Bücher über Anton Bruckner

Vordem verkannt, verachtet, verspottet, ist heute Anton Bruckner einer Beachtung gewürdigt, die überraschen könnte, wenn man nicht wüßte, daß sich das Edle, Wahre und Große immer Bahn brechen wird. Kein noch so derbes Hindernis kann dauernden Verzug bringen — der Höhenflug des Ewigen wird es immer übersteigen. Anschließend an meinen Aufsatz über Bruckner, den ich vor einiger Zeit im „Türmer" veröffentlicht habe, will ich heute die wesentlichsten Bücher nennen, welche uns in das Schaffen dieses abseitigen, dieses — wie man heute schon bekennen darf — größten Symphonikers einführen wollen. Es ist erstaunlich, wie gerade in den letzten zwei bis drei Jahren immer wieder auf diese Kunst des Übermorgens verwiesen wurde, auf diese glückhaft reine, wahrhaft mythische Musik.

Grundlegend bleibt vorläufig noch immer die Biographie von Rudolf Louis, dem verstorbenen Münchener Musikhistoriker. (Verlag Georg Müller, München.) Nach dem Tode des Verfassers ist sie in neuer, verbesserter Auflage erschienen und dem Stande der heutigen Forschung angepaßt worden. Das Buch ist gründlich, sachkundig und mit fleißiger Liebe geschrieben, wenn auch ein wenig trocken, manchmal vielleicht sogar philisterhaft. Aber es hat das niemals zu vergessende Verdienst, zuerst des Meisters Schaffen umfänglich gewürdigt zu haben. Unwichtig ist die Broschüre von Albert Knapp (A. Bagel, Düsseldorf); dagegen hat Max Morold (Millenkovich) eine knappe Biographie gegeben (Breitkopf & Härtel, Leipzig), die als erste Einführung wohl zu empfehlen ist, da sie Wärme atmet und erfreuende Klarheit, wenn sie hie und da auch überholt wurde. Kürzlich nun veröffentlichte der ausgezeichnete Ästhetiker Karl Grunsky eine Lebensbeschreibung (J. Engelhorn, Stuttgart), die in jeder Hinsicht zufriedenstellt. Hier wird auf knappem Raume eine Fülle Vortreffliches und Nachdenksames gesagt; hier redet wirklich ein Berufener. Wie denn auch Grunsky uns die bis heute besten Führer durch Bruckners Symphonien schenkte (1., 6. und 9. Symphonie, Verlag Schlesinger); während diejenige von Walter Niemann und Kretzmar ziemlich belanglos sind und nicht das Wesentliche erfaßt haben. Jetzt hat sich auch der Verlag Gustav Bosse, Regensburg, in den Dienst Anton Bruckners gestellt und gleich zwei volkstümliche Schriften über ihn herausgebracht, verfaßt von Hans Tetzmer und Franz Gräflinger. Auch hier wirbt Liebe und Treue; aber eigentlich bieten die beiden Bändchen nichts Neues oder gar Entscheidendes. Gräflinger hat ehedem in seinem leider vergriffenen Werke „Bausteine zu Bruckners Lebensgeschichte" (Piper, München) wirklich Beachtliches gesammelt und dargelegt. Nun aber fiel er sowohl wie Tetzmer manchmal in jene unfruchtbare hermeneutische Methode, welche im Grunde höchst selbstverständliche Dinge gewichtig nachredet. Wenn es einmal heißt (ich greife willkürlich ein Beispiel heraus, nur um zu zeigen, was ich meine): „Der erste Satz beginnt mit einer Misterioso-Einleitung: Streichtremolo auf d, acht Hörner tastend von d nach f, nach a . . .", so ist mit solchen Worten eben gesagt, was ein jeder Musiker im Notenbilde vor Augen hat und nicht be-

sonders betont zu wissen braucht. Wenn man etwa ein Bild von Grünewald nur dahin deuten würde: „Hier steht der Prophet Johannes im roten Gewande, ihm gegenüber der Jünger Johannes ebenfalls rot gekleidet...“, so wäre mit einer solchen Erklärung sicherlich wenig geleistet.

Und nun wartet noch das schöne Buch von Ernst Decsey (Schuster & Löffler, Berlin), das ich in meinem früheren Aufsatz bereits erwähnt habe. Hier ist besonders das religiöse Moment hervorgehoben, wie denn diese gute und tüchtige Arbeit auch sprachlich einer dichterischen Gehobenheit sich befleißigt; nicht, ohne auch manchmal auszugleiten. Das Modewort „Gebärde“ ist sicherlich bei dem schlichten, abgewandten Bruckner falsch am Orte. Aber Decsey führt mit warmen Augen in das Märchenland, in das Heiligtum, das so verloren abseits von unserem entgotteten Zeitalter ruht und leuchtet. — Der Verlag G. Bosse kündigt übrigens auch die lang erwartete Biographie von August Göllerich an, deren erster Band in Vorbereitung ist; Bruckner hat diesen Schüler selbst zu seinem Biographen bestimmt. Hoffen wir, daß die sehr geraume Zeit, welche Göllerich sich gegönnt hat, dem Unternehmen zu Segen und Gewinn ausgeschlagen ist! Nach Erscheinen des vollständigen Werkes soll hier darüber geredet werden.

Auch das Brucknerbüchlein des Komponisten Richard Wetz ist von starker Liebe getragen (Reclam, Leipzig). Wie nicht anders zu erwarten, weiß der Verfasser viel Wahres und Klares zu sagen, wenn auch manchmal mit der Rechten gegeben und mit der Linken zurückgenommen wird. Über die einzelnen Werke selbst freilich erfährt der Laie nicht eben viel; das spezifisch Musikalische wird allzu häufig von mehr lauten als starken Worten niedergehalten. Es ist wenig über das Adagio der 8. Symphonie mit den Sätzen ausgedrückt: „Das Adagio, das tiefste, das Bruckner gedichtet, spricht vom Höchsten, was der Mensch im Leben gewinnen kann: von der Offenbarung der Gottnatur in ihm selber, seinem Durchdrungenwerden von der Weltseele. Es ist ein Lied voll heiligender Gewalt, groß und rein, empordringend zu Sternenhöhen, aufblühend in seraphischer Schöne und königlicher Erhabenheit.“ Recht gut —, aber wie gestaltet sich der innere Aufbau des Werkes, seine thematische Führung, die Instrumentation usw.? Davon will der Laie auch etwas erfahren, der Musik wirklich verstehen möchte. Im Scherzo ein Trutzlied mit Keulen- und Schwertschlägen zu erblicken, erscheint mir recht gewagt; die huschenden, klingenden Streicherfiguren der Begleitung deuten doch auf eine Art Elfentanz, das Thema selbst auf Falstaff oder einen Rüpel aus dem „Sommernachtstraum“. Jedenfalls ein im ganzen gediegenes und fleißiges Büchlein.

Soeben erschien eine vorzügliche und umfängliche Würdigung Anton Bruckners von Max Auer (Amalthea-Verlag in Wien); hier ist eine Fülle neuen Materials zusammengetragen, so daß sich das Bild des liebenswerten und treuen Künstlers prächtig entfaltet und den Leser immer von neuem zu Bewunderung und gerührter Dankbarkeit zwingt. Auer schreibt mit herzlicher Hingabe, ohne jedoch sich in nebelhaften Überschwang zu verlieren; und wenn man auch hie und da seine Ansicht nicht völlig teilen mag, so wird man doch immer gefesselt und belehrt. Dankenswert sind die zahlreichen Notenbeispiele, welche das Studium wesentlich erleichtern; auch einige neue Bilder wurden beigefügt, sowie Autographen. Ohne Zweifel eine der wichtigsten Veröffentlichungen, die wir in den letzten Jahren erhalten haben.

Außer denjenigen Büchern, die ausschließlich Meister Bruckner gewidmet sind, gibt es noch manche andere, die ihn lobend und dankbar gewürdigt haben. So Karl Storck in seiner Musikgeschichte, Louis in seiner „Deutschen Musik der Neuzeit“ oder Niemann in seiner „Musik der Gegenwart“, die ja hinlänglich bekannt sind. Aber ich will noch einer anderen Schrift Erwähnung tun, die mit jugendlichem Eifer den Weg des Heiles weist und mit so manchen Modegötzen unerbittlich Abrechnung hält: „Die neue Musik“ von Walther Krug (Eugen Rentsch, Erlenbach bei Zürich). Am Schluß dieses lesenswerten Büchleins weiß der Verfasser recht kluge und eindringliche Worte zu sagen und im Lobpreis Anton Bruckners Halt und Aufrichtung zu finden. Ernst Lissauer gab „Gloria Anton Bruckners“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart); die Verse

zum Teil voll kühler, flacher Leuchtkraft; man empfindet die Absicht, mag sie auch eine löbliche sein. Der angefügte Aufsatz „Zur seelischen Erkenntnis Bruckners“ bietet dagegen die bessere Hälfte und zeigt, wie vielfältig die Wirkung dieses wunderbaren Meisters auszustrahlen vermag.

Und zum Schluß noch drei spezifisch musikalische Arbeiten. Ohne Zweifel hat August Halm bisher das Umfassendste und einzig Wegweisende kundgetan: „Die Symphonie Anton Bruckners“ (Georg Müller, München). Endlich einmal ist mit dem schon gerügten dichterisch-malerischen Standpunkte einer ungültigen Hermeneutik gebrochen. Hier wird die Tonkunst als solche gewertet; nicht nur als Sinnenrausch oder „Erhebung“. Halm untersucht die Art der Thematik, die Harmonie, den Rhythmus auf ihre Eigentümlichkeiten; er will den Aufbau der Symphonien aus sich selbst erklären, aus dem inneren Muß und Willen. Man darf getrost bekennen: dieses bedeutende Buch stellt einen Markstein dar; es redet nicht über Musik, sondern kommt gewissermaßen aus ihr heraus. Dergleichen Untersuchungen dienen zur Einsicht; sie allein geleiten zum Entscheidenden: zum Wesen. Gerade heute, wo das Dilettantengeschwätz sich breit macht und mit behäbigem Genügen sich Autorität anzumaßen im Begriffe steht, sollte man — namentlich auch auf den Konservatorien — dem Beispiel Halms Gefolgschaft leisten; aus der neuen Jugendbewegung, die sich um die „Laute“ schart, die kleine und doch so inhaltvolle Zeitschrift (Zwißler, Wolfenbüttel), welche von Fritz Jöde geleitet wird, ist eine tüchtige Knappenschaft erwachsen. — Nicht so bedingungslos vermag ich der sehr emsigen Studie von P. Griesbacher über Bruckners Tedeum beizustimmen (Friedrich Pustet, Regensburg); ich frage mich, was wohl der Komponist selber zu dieser rastlosen Zerfaserung gesagt haben würde, die sich in allerlei thematischen Klügeleien verliert, welche zwar unterhaltsam, aber nicht allzu aufschlußreich sind. Hier scheint mir ein Übermaß geleistet worden zu sein, das eher zu verwirren als zu erläutern vermag. — Sehr bedeutend dagegen ist die thematische Analyse zur fünften Symphonie von Dr. Armin Knab (Universal-Edition, Wien), dem erhabensten gotischen Wunderbau, den die Musik geschaffen. Wie sich die scheinbar schwierigen Durchdringungen so einfach lösen, vor allem jedoch, wie prachtvoll organisch, aus sich selber wachsend dieses Riesenwerk gestaltet ist, das hat der Verfasser in ebenso eindringlicher wie überzeugender Sicherheit dargelegt. Möge er uns auch zu den anderen Symphonien die lang entbehrten Leitfäden bescheren, die nur auf diesem Wege möglich und fruchtbar sind!

Ernst Ludwig Schellenberg



Türmers Tagebuch

Gesamtlage
Wo bleibt das geistige Weimar?
Goethe-Gesellschaft

Die Ruhrdrangsal dauert an; der westfälische Widerstand desgleichen; die kaltherzige Unempfindlichkeit der englisch-amerikanischen Staatspolitik nicht minder. Am Ostersonnabend erlebte man in Essen ein Blutbad: ein Kommando von zehn Franzosen schoß mit Gewehren und Maschinengewehren in eine unbewaffnete Menge; 13 Tote und an die 40 zum Teil schwer Verletzte blieben liegen. Diese gefallenen Deutschen hat man in einem Massengrab beerdigt: Denkmal deutscher Not, Denkmal französischer Schmach. Dem mörderischen Trüppchen ist kein Haar gekrümmt worden; die Pariser Blätter erfinden, man hätte die Soldaten mit Revolvern bedroht. Es war gar keine Waffe vorhanden; wir haben überhaupt keine Möglichkeit, etwas wie Kampf aufzunehmen; und doch schreit dieses wahnsinnige, von allen guten Geistern verlassene Frankreich, bis an die Zähne bewaffnet, ununterbrochen nach „nationaler Sicherheit"!

Eine befreundete Dame aus dem besetzten Gebiet besuchte uns dieser Tage: ihre Schilderungen sind grauenhaft; und nicht minder der Haß, der sich in dieser feingebildeten Persönlichkeit ausgebildet hat. Was sie erzählte, stimmt zu einem Ruhrbericht in der „Mitteldeutschen Zeitung", dem wir folgendes entnehmen: „... Der Deutsche endet im Gefängnis in Zweibrücken in langsamem Hungertode; er bekommt so wenig (oft im Nachtgeschirr gereichtes) Essen, daß er eines Tages ‚an Herzschwäche' eingeht. Eine Witwe aus Essen besucht ihren zu zwei Jahren Gefängnis verurteilten Sohn in Zweibrücken. Das erste, was er, fast nur hauchend, ihr sagt, ist: ‚Mutter! Hunger!' Sie kann ihm nichts geben; die mitgebrachten Lebensmittel sind ihr am Eingang von den Wächtern abgenommen worden. Im Zuchthaus in Werden an der Ruhr sitzen 252 Deutsche, zum Teil seit vielen Wochen, ohne daß sie abgeurteilt werden. Alle Stände stellen die Märtyrer, vom Prinzen aus ehedem regierendem Hause bis zum armseligsten, zufällig aufgegriffenen Landstreicher, dazwischen Direktoren, Former, Monteure, Druckereibesitzer, Bürgermeister, Bergarbeiter; Greise und Halbwüchsige, Arme und Reiche. ‚Ein Deutscher!' Das genügt. In Aachen und in Bonn sind Tonkinesen und andere Farbige die Aufseher. Sie sind fast durchweg geschlechtskrank und reichen das Essen mit den Händen, an denen sich offener Syphilisausschlag

befindet. In Wiesbaden ist unser General Mudra fünf Tage in einem schmutzigen Loch ohne Fenster eingesperrt gewesen; er könne die Zelle ja selbst reinigen, wurde ihm gesagt. Wer hier im Ruhrgebiet die Leichen von Deutschen gesehen hat, deren Rücken rohes, gänzlich zerpeitschtes Fleisch und deren übriger Körper eine einzige formlose Masse war, wer hin und wieder aus Wachstuben fürchterliche Schreie hört, wenn dort gewisse ‚Operationen' an Deutschen vorgenommen werden, wie es die Abessynier an den Verwundeten nach der Schlacht bei Adua taten, der weiß, daß wir es mit Bestien zu tun haben, deren Ausrottung die größte Wohltat wäre, die in der Weltgeschichte dem Menschengeschlecht zuteil geworden ist. Wer da noch ‚von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt' spricht, wer da noch an eine Internationale, an Weltgewissen, an Völkerversöhnung glaubt, der ist reif für das Irrenhaus."

Man fragt sich grauengeschüttelt: wo bleibt diesen Bestialitäten gegenüber das Rote Kreuz?

Ein scheußlicher Dämon geht in der heutigen Menschheit um; sein Januskopf zeigt auf der einen Seite Lüge, auf der andren Seite Haß. Man schreibt mir soeben aus Kanada: „Lieber Türmer! Es wird für Sie von Interesse sein, zu sehen, wie erbärmlich und nichtswürdig noch jetzt führende Männer über unser armes Deutschland reden. Und man kann ihren Lügen nicht beikommen! Denn keine englische Zeitung würde eine Richtigstellung aufnehmen. Ein Arbeiter-Abgeordneter brachte im Dominion-Parlament die Resolution ein, Deutschland die Kanada schuldige Kriegsentschädigung zu erlassen. Hiergegen sprach besonders scharf der frühere Premierminister Hon. Arthur Merghen. Er sagte, man hätte Deutschland schon 1871 für die Verbrechen (!) des damaligen Krieges strafen sollen. Er kam auf die Grausamkeits-Märchen zurück und sagte, die Zeit sei noch nicht gekommen, wo man den ‚Schlächtern von Kindern' (!) vergebend zurufen könne: ‚Gehe hin und sündige fortan nicht mehr!' Wenn man Deutschand die Schulden erlasse, würde das soviel bedeuten, als neue Angriffs- und Raubkriege zu begünstigen"...

Wir würden denn doch empfehlen, daß Freunde Deutschlands draußen in der Welt von Fall zu Fall, in der Sprache des betreffenden Landes, kraftvoll und würdig für die Wahrheit eintreten möchten, etwa in persönlichem Brief oder sonstwie. Die Lüge hat ihre Heerscharen; wann siegen die Kämpfer für die Gerechtigkeit?

Das fragen uns manche. Gerade an diesem Punkte droht uns etwas wie eine seelische Zermürbung: jene verderbliche Stimmung, daß ja doch alles umsonst sei! Immer wieder hebt die Frage ihr Haupt: Wie ist denn das gekommen? Und immer wieder lautet die Antwort: Wehe dem Volk, das sich entwaffnen läßt im Vertrauen auf seiner Feinde Edelmut! Es weckt nicht Edelsinn, sondern niederste Gelüste. Denn Völker sind elementare Kraftmassen: versagt und weicht die eine, so rückt und drückt die andre automatisch nach.

* * *

Doch heute von andren Dingen!

Wir beschäftigen uns an dieser Stelle insgemein mit der deutschen und europäischen Gesamtlage. Und zwar, wie oft betont wurde, parteilos deutsch. Der Herausgeber hat nie einer politischen Partei angehört, hat aber auch nie das vaterländische Grund-

gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Lebensfamilie außer acht gelassen. Wenn er sich zur „Humanität" bekennt, so hat er dieses Wort, das nach weltbürgerlichem 18. Jahrhundert schmeckt, längst eingedeutscht und benutzt es sprachlich als „Edelmenschlichkeit", was keinem Deutschbewußtsein widerspricht. Edeldeutsch und großdeutsch — so habe ich neulich an dieser Stelle unser Ideal einer inneren Zucht und einer äußeren Umspannung zusammengefaßt.

Wir werden also nicht in die Gefahr der Enge geraten, wenn ich heut' einmal unsre Betrachtung nur auf Weimar einstelle. Den wenigsten Deutschen ist es unter den heutigen schweren Zeitumständen wichtig, daß vor kurzem (am 23. März) das ehemalige Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach endgültig verschwunden ist: es hat sich mit den übrigen thüringischen Kleinstaaten zu einem Ganzen verschmolzen. Und nun haben wir einen Freistaat Thüringen mit der Hauptstadt Weimar. Der sozialdemokratische Staatsminister Baudert beschließt seinen Nachruf (Zeitung „Deutschland", 23. März) mit den Worten: „Sachsen-Weimar-Eisenach geht nun vom 1. April ab im geeinten Lande Thüringen auf. Die Eigenart der ehemals selbständigen Staaten wird sich zwar nicht so rasch verwischen. Die besonderen Bezeichnungen werden sich im Volksmunde noch lange erhalten. Aber, ob Weimar, ob Gotha, Altenburg, Meiningen, Reuß oder Schwarzburg, schon früher haben wir uns als Thüringer gefühlt. Wünschen wir, daß die sieben silbernen Hoffnungssterne im Wappenschild die Hoffnung in Erfüllung gehen lassen, das Thüringer Volk einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen. Thüringen Glück auf!"

Der Demokrat Dr. Rosenthal wünscht am Schlußtage der Verhandlungen, „daß der große und gute Geist Weimars auch im Lande Thüringen seine Stätte finden möge," wonach Baudert im Schlußwort diesen Geist dahin bestimmt: „Daß auch im neuen Thüringen der Geist der Freiheit, der Wahrheit und des Rechts immer triumphieren möge."

Wir haben keinen Grund, nicht auch unsrerseits diesen Wünschen herzlich beizustimmen.

Freiheit! Ein beliebtes Schlagwort der Gegenwart. In denselben Tagen, in denen sich das neue Thüringen herausgestaltete, wurde der Schriftsteller Leonhard Schrickel, aus einer altweimarischen Familie, vor Gericht gestellt, weil er sich gegen das „Gesetz zum Schutze der Republik" vergangen hatte. Der Staatsanwalt — ich hätte nicht übel Lust, seinen belanglosen Namen zu brandmarken, will es aber um der Sache willen nicht tun — beantragte gegen diesen bisher unbescholtenen Ehrenmann eine Gefängnisstrafe von 1 Jahr und 4 Monaten nebst Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte! Ein unerhörtes Strafmaß. Schrickel ist national gestimmt, aber kein politischer Agitator; er hatte sich in einigen Artikeln gegen Maßnahmen der neuen Regierung, nicht gegen Personen gewandt. Und dafür — Gefängnis und Aberkennung der bürgerlichen Ehre! Das Gericht begnügte sich mit 50000 Mark Geldstrafe, wozu noch die Unkosten kommen, so daß der bescheiden lebende Schriftsteller (der täglich nach Apolda fährt, um an der Schreibmaschine sein Brot zu verdienen!) tief in die Tasche greifen muß. Den Lesern des „Türmers" ist Schrickel, dem wir auch gute Romane verdanken, durch sein allerliebstes Idyll in Hexametern „Hedwig und

Bernhard“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) bekannt, auf das wir in diesen Heften wärmstens hingewiesen haben.

Der Herr Staatsanwalt hätte in Weimar sehr viel bessere Arbeit zu tun als das freie Wort im Freistaat Thüringen zu unterdrücken. Denn Weimar ist berüchtigt durch seine vielen Einbrüche. Auch vor den heiligsten Stätten (Fürstengruft!) machen die Frevler nicht halt; und in den meisten Fällen werden sie nicht erwischt. Neben diesem Mangel an Energie des Rechtsgefühls hebt sich jenes unglaubliche Strafmaß gegen einen geistigen Arbeiter auf das übelste ab.

Nach diesem Auftakt komm' ich nun auf den springenden Punkt, wo diese örtliche Sache sich ins Allgemein-Deutsche erweitert. Man fragt uns oft: Wo bleibt denn in unsrem unberuhigten, immer aufs neue erschütterten, aus den Sorgen gar nicht herauskommenden Deutschland von heute der ruhige und große Geist Weimars? War nicht sein Wesen einst Harmonie in jenem edlen und weiten Sinn, wie sie schon in einem Leibniz und noch in einem Wilhelm von Humboldt lebendig war? Was könnten wir heute nötiger brauchen als Harmonie, Ausgeglichenheit, Totalität und Gleichgewicht der Kräfte — und wie sonst jene Ausdrücke des großgeistigen weimarischen Zeitalters lauten mögen?

Ganz recht, meine Freunde! Und in solchem Geiste suche ich ja selber seit Jahrzehnten auf meine Deutschen einzuwirken. Aber ich habe im Laufe dreißigjähriger schriftstellerischer Tätigkeit einen lang gehegten Traum endgültig begraben: weder ein geistiges „Königreich Alemannien“ hat sich dort am Wasgenwalde gestaltet, noch hat sich im Berliner Literatengeist auch nur ein Jota geändert, ob wir auch noch so eifrig am Ufer hin und her liefen und den Fischen Predigten hielten wie einst Sankt Antonius von Padua. Demnach fällt es uns nicht im mindesten ein, von Neu-Weimar als Ort etwas zu erwarten, was auch nur annähernd als führend und vorbildlich in ganz Deutschland empfunden werden könnte.

Hierbei erkennen wir im kleinen die gesamte deutsche Not. In alles, aber auch in alles, mischt sich auch hier irgendwie, wenn auch nur im Untergrunde, die Parteipolitik hinein, so daß man das Vertrauen zu streng sachlicher Behandlung allgemeiner Angelegenheiten verloren hat. Neuschöpferisches kann man ja weder aus der Erde stampfen noch durch Parlamentsbeschlüsse erzwingen; aber eins kann guter Wille immerhin: die große Überlieferung in vornehmen Formen verehrungsvoll lebendig halten. Eins könnte z. B. die weimarische Bühne mit dem tönenden Titel „Deutsches Nationaltheater“: ein musterhaftes Programm durchführen, in einem vorzüglichen Personal alle guten Kräfte entfalten, vorbildliche Sprecher erziehen, in erster Linie große klassische Kunst pflegen, so daß Weimars Theater wirklich als ein Tempel berühmt wäre. Man kann mit bestem Willen nicht sagen, daß dies der Fall ist. Der Generalintendant hat — unter der Psychose jener Übergangszeit — von vornherein die Parteipolitik in die Kunst einfließen lassen: indem er, der Geistesmensch und Dichter, sich programmatisch auf das Podium stellte und eine demokratische Rede hielt, wonach ihn die revolutionäre Regierung an Stelle des jäh abgesetzten Herrn von Schirach an die Spitze stellte. Das hatte also gleich im Anfang einen unliebsamen Beigeschmack. Das bürgerliche Weimar, besonders die Rechte, war verstimmt. Kamen nun Angriffe gegen Ernst Hardts Tätigkeit, so hieß

es naturgemäß: das ist Hetze der Deutschnationalen. Übrigens mußte man dem früheren Generalintendanten (Schirach), nach gerichtlicher Entscheidung, das Gehalt weiterzahlen; und außerdem geht bis zum heutigen Tage noch an den vorvorigen Intendanten (Vignau) die Pension weiter. Weimar hat also ungefähr drei Generalintendanten zu unterhalten. Ein teurer Posten!

Der unbefangene Zuschauer fragt sich nun vergebens, weshalb denn diese Kostspieligkeit eines wahrhaftig nicht reichen Staatswesens nötig ist! Gefährdete es die Republik, wenn Herr von Schirach in der Blüte seiner Mannesjahre auf seinem Posten bliebe, während er jetzt spazieren geht und dennoch sein Gehalt einsteckt?! Aber dies ist eines der Beispiele, wie sehr wir auch hier in Weimar, nach dem Verschwinden des Hofes, ins Experimentieren geraten sind. Ein oft dilettantisches Experimentieren überall: im Schulwesen, in jener Kunstgruppe, die sich „staatliches Bauhaus" nennt, in Verwaltungs- und Steuersachen — die betroffenen Beamten stöhnen unter der Arbeitslast des Umlernens, wobei sie oft, aus größerer Erfahrung heraus, von vornherein wissen, daß manche dieser Maßnahmen undurchführbar ist und nach einiger Zeit rückgängig gemacht werden muß. Von dem expressionistisch und kommunistisch gestimmten „Bauhause" schrieb das „Berliner Tageblatt" anerkennend, es sei „außer in Sowjet-Rußland die radikalste Kunstschule Europas". Wir haben durchaus nichts gegen kühne, ja kühnste Experimente, selbst wenn sie morgen wieder weggeblasen sind, falls geniale Männer und viel Geld dahinter stehen; fragen uns aber denn doch kopfschüttelnd: Was soll dies Experimentieren in Weimar?

Daß zum Ostersonntag einem vielfach von auswärts zusammengeströmten Publikum im Theater statt des „Parsifal" die „Walküre" (ohne Walküren!) vorgesetzt wurde, weil das Chorpersonal vier Stunden vorher in den Streik getreten war; daß am Ostermontag, aus demselben Grunde, statt des althergebrachten „Faust" plötzlich „Torquato Tasso" eingerückt werden mußte — beweist just nicht, daß zwischen Leitung und Personal ein republikanisch-brüderliches Verhältnis herrscht. Wobei nicht nur den Intendanten, sondern mehr noch die dahinter stehenden Vertreter der Behörde schwerster Vorwurf trifft. Denn so etwas muß in Weimar zu den Frühlingsfeiertagen vermieden werden, nachdem das Chorpersonal seit Jahresfrist um Einreihung in den Tarif gebettelt hatte.

Kurz und gut: All diese Andeutungen geben einen Querschnitt durch ein Neu-Weimar, das durchaus vom Geist oder Ungeist der augenblicklichen Gegenwart beherrscht ist. Da ist nirgends eine in sich selbst ruhende, von innen heraus in die Umwelt strahlende Mittelpunktskraft. Die Vertreter z. B. der Bauhaus-Idee, an den Gedanken der mittelalterlichen Bauhütte anknüpfend, vergessen die Hauptsache: daß dort eine gemeinsame Weltanschauung Volk und Kunst allverbindend zur gegenseitigen Belebung zusammenschweißte. Hier und heute jedoch, wo wir nicht mehr im Zeitalter der Dome und der Zünfte sind, empfindet die Mehrheit der Bürger die sogenannten „Bauhäusler" als Fremdkörper.

Die Mehrheit? Es ist bezeichnend für die Schlaffheit des Bürgertums, daß die Linke zwei Stimmen Mehrheit errang, weil die bürgerliche Bevölkerung wahlfaul war, ist und vermutlich bleiben wird. Diese zwei Stimmen „rote Mehrheit" geben

also keinen Begriff, wie die eigentliche Gesamtbevölkerung denkt. Und doch sind wir mechanisch in jene Hände gegeben.

Weil — und da sind wir wieder beim Anfang — weil nun einmal unter den heute krankhaft aufgewühlten politischen Verhältnissen die Parteipolitik überall, aber auch überall nervös mitvibriert, was auch an die Öffentlichkeit treten mag. Das gilt für rechts wie für links; die wahlmäßige Minderheit ist aber dabei der leidende und verärgerte Teil. In Gera hält der Fürst ein angesehenes Theater im Gange, ohne daß es die republikanische Volksfreiheit beeinträchtigt. Schon bringt der linksstehende Stadtrat Seubert zu Jena in Anregung, dort Anschluß zu suchen, statt beim Republikaner Hardt in Weimar, der den Jenensern bereits zum elften Male die „Zärtlichen Verwandten" des verblichenen Benedix vorsetze. Es scheint sich also die regierende Linke langsam auf die Sache und ihre künstlerische Wertung umstellen zu wollen. Und das wäre immerhin ein Fortschritt. Unsre Fürsten und ihr Kreis werden wohl entpolitisiert bleiben, aber — Kulturaufgaben dürfte man ihnen doch wohl nach wie vor anvertrauen, wenn sie in dieser Form mitarbeiten wollen am Volksganzen. Die Auseinandersetzungen zwischen Volk und Fürsten waren schwierig und voll Bitterkeit für die Entthronten, die zum Unglück des Vaterlandes noch ihre eigene Verbannung und Ausschaltung tragen müssen. Aber ein gesunder und dauerhafter Zustand ist noch nicht geschaffen. Man versetze sich einmal in die Lage dieser Kreise! Eine Fürstin schreibt mir soeben: „Mein Mann und ich gehen weiter einen Weg der Enttäuschungen, und es ist besonders hart für meinen Mann, diese an seinen einstigen Beamten immer wieder zu erleben. Das sehen wir jetzt wieder bei der Verschmelzung, wie manche unsrer einstigen Beamten den jetzigen Machthabern nicht genug schöne Dinge sagen konnten"... Treue ist ein gutaltes deutsches Wort; „deutsche Treue" klingt bieder; aber an der Spitze der deutschen Geschichte steht die Ermordung des Arminius, des Siegers in der Teutoburger Schlacht, durch die eigenen Verwandten; und es wäre wohl ein herber Ton, wenn man das lange Lied von der deutschen Untreue, vom deutschen Parteihader singen würde.

Mit diesen Zeilen will der Verfasser kein Schrittmacher für eine „reaktionäre" Stimmung sein. Auch soll bei alledem nicht vergessen werden, daß Volk und Regierung gegenwärtig zu viele wirtschaftliche Kleinsorgen zu bekämpfen haben, so daß für Geistiges die Spannkraft nicht ausreicht. Aber schmerzlich glüht in uns die Empfindung, daß es im höchsten Maße unfreiheitlich ist, wenn man — wie jetzt besonders in Thüringen und Sachsen, und damit streifen wir wieder den Prozeß Schrickel — von jedem Reichs- und Staatsbürger von heut' auf morgen republikanische Umfärbung verlangt und in Personal- und ähnlichen Fragen nicht die Sachkenntnis als solche, sondern wesentlich auch die Parteifärbung mitbestimmen läßt. Dies vergiftet das Vertrauen; dies unterbindet die schöpferische Freudigkeit.

* * *

Wo sind nun eigentlich in alledem die Vertreter des geistigen Weimars? Wo das Goethe-Schiller-Archiv, die Goethe-Gesellschaft, die Shakespeare-Gesellschaft — und andre hier wirkende Faktoren des geistigen Lebens? Sprechen sie in öffentlichen Angelegenheiten mit? Zieht man sie in Theater- und Kunstfragen zu Rate?

Nein, sie führen ein ziemlich isoliertes Dasein. Das Goethe-Schiller-Archiv gehört dem — in Schlesien auf seinem Landgut sitzenden — Großherzog und ist in schweren finanziellen Nöten; die beiden eben genannten Gesellschaften — die zweite geleitet von dem Direktor der Bibliothek, Prof. Deetjen — leiden, wie alle Wissenschaft, unter derselben Bedrängnis. Ein Ausbau von innen heraus, wie ich ihn vor einigen Jahren schon in längeren Betrachtungen (im „Tag") nach Friedrich von der Leyens Vorgang für die Goethe-Gesellschaft vorgeschlagen habe, ist unter dem wirtschaftlichen Druck jetzt unmöglich. Mit aller Mühe halten wir die Gesellschaft über Wasser. Trotzdem erleben wir alle Jahre das entwürdigende Schauspiel, daß eine winzige Berliner Minderheit an unsrem Vorstand herummäkelt und aus der Sitzung ein zankendes Parlament, ja eine aufgeregte Börse macht.

Wir wollen uns keiner Täuschung darüber hingeben: der Riß, der durch Weimar und durch Deutschland geht, ist auch in der Goethe-Gesellschaft schärfstens spürbar. Die überwältigende Mehrheit steht rechts; aber der ätzende und erregende Angriffsgeist kommt von links: und zwar von wenigen Berliner Gästen einer ganz bestimmten Färbung. Am unfreundlichsten schrieben auch über die vorige Tagung wieder das „Berliner Tageblatt" und die „Vossische Zeitung". Hier heißt es (Monty Jacobs) unter dem bereits aufreizenden Titel „Goethes Geheimräte":

„Durch die Wahl ihres neuen Präsidenten ist die Goethe-Gesellschaft nun auch offiziell eine Roethe-Gesellschaft geworden. Das bedeutet zum mindesten eine Klärung. Denn Professor Gustav Roethe, als deutschnationaler Heißsporn ins Parteigetümmel verstrickt, hat schon in den letzten Jahren unter der Herrschaft belangloser Exzellenzen die Marschrichtung bestimmt (?). Nun ist er zum Führer gewählt worden. Nicht öffentlich von der Hauptversammlung, wie die verrufenen Berliner es fordern. Nein, in Verschwiegenheit, vom Vorstand, vom Kollegium der Geheimräte. Damit tritt eine starke Persönlichkeit, ein berufener Kenner der Goetheschen Welt, an die Spitze. Wie er regieren wird, soll wachsam, aber so unbefangen (?) abgewartet werden, wie es auch ein Fanatiker vom ‚Feindbunde' der Rückwärtsblickenden beanspruchen darf. Parteikämpfe jedoch unter Goethes Büste mit allem Zubehör, mit Nervosität, Gehässigkeit, Niederschreien der Minderheit — das sind Neuerungen, die ausgerottet werden müssen, soll die Gesellschaft nicht in Scherben gehen."

Glaubt Herr Monty Jacobs, daß er durch diese Form der Berichterstattung zum Ausgleich beiträgt? Wer hat denn die Neuerung der Parteikämpfe eingeführt? Er fährt beleidigend fort: „Auch jene Geheimräte, zu denen sich die Versammlung am Freitag so stürmisch bekannte, sind der alten Zeit eingedenk. Aber nicht im Goetheschen Sinne eines Hütens und Vergeistigens überkommener Werte. Von ihnen strömt vielmehr ein Geist aus, der Tradition als Selbstzweck heißt. Also Versteinerung."

Das läuft auf nichts weiter als auf eine hübsche Verleumdung hinaus. Vierzehn Männer und Frau Ricarda Huch sitzen im Vorstand, geistige Menschen, deren jeder auf irgendeinem vornehmen Gebiete der Goethe-Region fachmännisch gearbeitet hat, wenn auch oft recht entsagungsvoll in der Stille.

Es gibt wohl keine Tagung der Goethe-Gesellschaft, auf der sich Fritz Engel, Redakteur des „Berl. Tagebl.", nicht zur Erörterung meldet. Er schreibt in seinem Blatt:

„Herr Roethe hat die Wahl angenommen; im vorigen Jahr hatte er sie noch abgelehnt. Der bittere Witz liegt nun nahe, die Goethe-Gesellschaft eine Roethe-Gesellschaft zu nennen. Und so ist es. Wenn die Vorstandsgeheimräte diesen Mann in der Stille zum Haupt erwählten, ersparten sie sich eine Aussprache mit der ihnen so überaus unbequemen Minderheit, sie durften aber auch ihre Brust von dem Gefühl schwellen lassen, daß sie die Vollstrecker des Mehrheitswillens gewesen sind. Da hilft kein Versteckspielen: die kompakte Mehrheit der Goethe-Gesellschaft, soweit sie sich bei den Beratungen in Weimar äußern kann, ist roethisch bis in die Fingerspitzen. Dort sitzen ein paar hundert Menschen, die jeden Hauch von außerhalb absperren möchten (?) und jedem Nichtweimaraner mit hüllenloser, oft bis zur Frechheit gesteigerter Unliebenswürdigkeit begegnen (!). Sie bilden einen Ring, der jede, auch die geringfügigste Neuerung als den Vorklang einer Vernichtungskatastrophe ablehnt (!). Sie verweigern jede Erörterung, in der nicht eingestandenen, aber deutlichen Furcht, es könnte dabei etwas sachlich Wertvolles herauskommen (!). Es sind Hofdamen beiderlei Geschlechts, die der vergangenen großherzoglichen Zeit Tränen und Danksagungen nachweinen, die nun auf Titel, Orden und Diners verzichten müssen, ausgeschaltete kleine Ehrgeize, denen es unerträglich dünkt, nicht mehr von oben regiert, angelächelt, angebrummt zu werden, und die sich nun wenigstens in der Goethe-Gesellschaft von einigen Geheimräten führen lassen wollen..."

Wundert sich nach solchen Beleidigungen, die er hier ausstreut, Herr Fritz Engel, daß unser weimarisches Publikum nervös wird, sobald er im Armbrust-Saal den Mund auftut?!

In der „Deutschen Rundschau" (leider!) äußert sich gleichfalls negativ Wolfgang Goetz: „Der Berliner Vorschlag wird von erdrückender Majorität vernichtet, ja man läßt den Vertreter kaum zu Worte kommen. Eine Begründung der Kandidatenliste ist unmöglich. Als Max Osborn, der treuesten einer, temperamentvoll, fast rührend (!) fleht, man solle doch einen schöpferischen Menschen in den Vorstand wählen, ertönt nicht als Solo, sondern als ein stattlicher gemischter Chor: Nein, nein!(?!) Nach mancherlei Geschäftsordnungsfragen ziehen die Berliner ihren Vorschlag zurück. Einzig Hofmannsthal wird für die nächste Vakanz ‚in Aussicht genommen'. Der Vorgang entbehrte nicht einer lustspielmäßigen Stimmung; und doch wurde man traurig. Es hat selbstverständlich vieles für sich, wenn der alte Vorstand, der nun einstimmig wieder der neue Vorstand geworden ist, abermals gewählt wird, denn die verwickelten Geschäfte, die das nächste Jahr mit sich bringen wird, sind ihm vertraut. Aber ist es ein Verbrechen, ja auch nur eine Kränkung, neue Männer vorzuschlagen? Erscheint dem Weimarer der ‚unpolitische' Thomas Mann zu demokratisch; gilt ihm Pfitzner als ein Bolschewist?"

Herr Goetz färbt hier einen skandalösen Vorfall auf der letzten Goethetagung in unerlaubter Weise um. Der Berliner Osborn trat mit Entrüstung auf den Plan: im Vorstande säße „nicht ein einziger schöpferischer Geist, nicht ein einziger deutscher Dichter" (wobei er auch Ricarda Huch unterschlug). Von allen Seiten rief man ihm den Namen „Lienhard" zu, worauf Osborn erwiderte, vor Lienhard hätte er zwar alle Achtung, könnte ihn aber „nicht als Vertreter deutscher Dichtung

anerkennen", empfahl dagegen der Goethe-Gesellschaft den „echt deutschen Dichter" (wörtlich!) Hugo von Hofmannsthal aus Wien. Erst nach diesem taktlosen Ausfall gegen ein anwesendes Vorstandsmitglied wurde er von der Entrüstung der Mehrheit zum Schweigen gezwungen.

Auf die dabei mitwirkenden Unterströme spielt Friedrich Düsel, der Herausgeber von Westermanns Monatsheften, an, wenn er in der „Täglichen Rundschau" schreibt: „Waren sie den Berliner Herren ein zu deutliches nationales Programm, die Namen Prof. Gustav Roethe und Friedrich Lienhard? Schade, daß das Für und Wider dieser Frage in der Sitzung durch eine Ungeschicklichkeit der Leitung nicht offen zum Austrag kam: man sollte an solche Schwären, wie sie hier nun schon seit Jahren sich empfindlich bemerkbar machen, entschlossener das Messer des Wundarztes legen. Statt dessen blieb es wieder bei der alten Pflasterkur: ein kleines Zugeständnis an die Berliner Liste, im übrigen Wiederwahl des alten Vorstandes..."

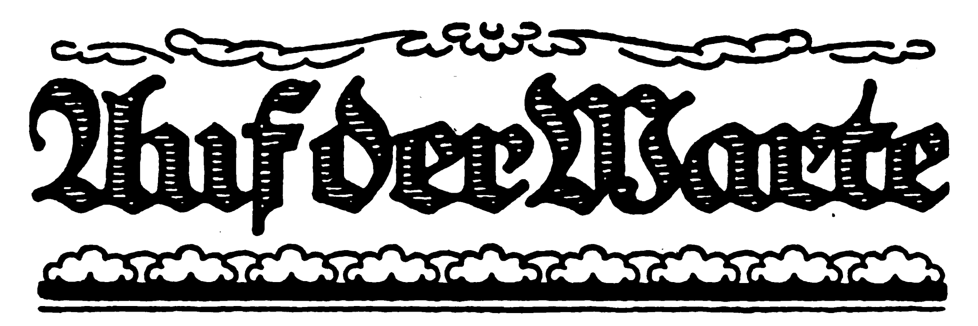
Friedrich Düsel hat recht: man sollte den Mut haben, diese Dinge offen beim Namen zu nennen. Es ist ja schmachvoll, daß in Zeiten schwerster deutscher Not in der Goethe-Gesellschaft um die Zusammensetzung des Vorstandes in solcher Weise gehadert wird! In dieser Pfingstwoche tagt die Goethe-Gesellschaft wieder, zum erstenmal unter Roethes Vorsitz; wir bringen daher die obigen Erinnerungen an das Vorjahr in diesem Maiheft. Sitzungen, wie wir sie damals erlebt haben, dürfen sich nicht mehr wiederholen. Geht es nicht anders, so möge sich die Berliner Protestgruppe abtrennen und Goethe in derselben geräuschvollen Art feiern wie ihren Gerhart Hauptmann — oder die Goethe-Gesellschaft möge sich auflösen, weil sie ihren Zweck, edelstes Geistesgut zu pflegen, in solchen gemein gewordenen Formen nicht mehr erfüllen kann!

* * *

Ein Bekenntnis zu Weimar und zur Wartburg (beide gehören zusammen) bedeutet in tieferem Sinne keine Rückschau, sondern Aufschau. Ihr Grundgefühl ist Ehrfurcht; eine Tagung sollte Weihe, Weimar sollte ein Olympia sein. Man will eine Volksversammlung, ein Parlament daraus machen. Unter einer wahren Goethegemeinde verstehen wir aber jene Deutschen, die in bewußt sich beschränkender Stille an sich arbeiten, um das Edelste in sich immer reiner herauszugestalten, um die Pyramide ihres Daseins immer höher zu türmen, um ihrem Vollendungsdrang immer volleres Genüge zu tun. Man lese im heutigen Hefte die Wartburgbriefe der Prinzessin Reuß! Man lasse im nächsten Heft den Wildenbruch-Brief über die verberlinerte Goethe-Gesellschaft auf sich wirken! Wenn ich an die Spitze meiner „Wege nach Weimar" einen Heinrich von Stein und einen Emerson setzte, so bewies ich damit, daß jener Ausbau eines bedeutend und edel erfaßten Weltbildes heute genau so möglich ist wie zur Zeit eines Petrarka, der sich aus dem übervollen Avignon an der Quelle zu Vaucluse auf sein Inneres sammelte, oder zur Zeit eines Dante, der inmitten der kämpfeschweren florentinischen Welt die ehernen Tore zum Inferno, Purgatorio und Paradiso zu durchwandern wußte.

Genug für heute! Für die Wissenden ist diese Andeutung uralter Gegensätze ausreichend genug. F. L.





Auf der Warte

Deutscher Wald in Not!

Es ist harte Notzeit, die über deutsches Land und Volk daherzieht. Und wehe, wenn nicht erkenntnisstarke und willensfeste Männer mit weitem Blick und warnendem Wort zu rettender Tat schreiten! Die Nachwelt wird uns mit ewigem Fluche beladen. Vor allem der Jungborn deutschen Lebens und deutscher Kraft muß dem deutschen Volke erhalten bleiben und in Dankbarkeit durchaus geschützt werden: das ist der deutsche Wald.

Schon ist die Axt zu Tausenden den einzelnen Bäumen, den kleinen Wäldern, den größeren Forsten an die Wurzel gelegt — um des Mammons willen. Man treibt Raubbau — wie einst in Spanien, Italien, Frankreich, England — an den Gütern der Väter und vergißt die Zukunft der kommenden Geschlechter. Deshalb mit lauter Stimme hinaus ins deutsche Land und Volk:

Schützet und erhaltet den deutschen Wald!

Diese Aufgabe will ein in Hamburg gegründeter Bund erfüllen: „Deutscher Wald“, Bund zur Wehr und Weihe des Waldes.

Ziel: durch Wort und Weise, Buch und Bild, Gesetz und Gabe mitzuhelfen an der Erhaltung des deutschen Waldes,

dem Wahrer deutscher Art,
der Warte deutschen Wesens,
der Wiege deutscher Kraft!

Weg: durch Zusammenschluß der einzelnen und der Verbände (Vereine, Bünde, Orden, Schulen usf.), denen die Erhaltung des Waldes am Herzen liegt, den großen Bund zu schaffen, der, über ganz Deutschland gespannt, seinen Einfluß geltend machen kann und will. Zum anderen durch aufklärende Berichte in Zeitung und Zeitschrift, durch Vorträge in breiter Öffentlichkeit und durch künstlerisch gestaltete „Waldabende“ (wie erfolgreich in Hamburg geschehen) auf die Not — auch das Letzte und Beste zu verlieren — hinzuweisen und zu rettender Tat zu sammeln.

Der Beitrag ist laut Satzung freiwillig und soll nach Vermögen und Wertung des Waldes für den einzelnen und den Verband dem Bankkonto „Deutscher Wald“ Deutsche Bank, Filiale Hamburg, überwiesen werden. Zahlungsausweis ist der Post- bzw. Bankschein. Mitgliedskarten werden wegen der hohen Un- und Portokosten nicht gegeben. Alle Gelder dienen der Aufklärung und Werbung. Einzelmitglieder sind durch Beisitzer, Verbände durch ihren gesetzlichen Vertreter im Mitgliederausschuß des Bundes vereinsmäßig vertreten. Jährliche Hauptversammlung am 6. Februar jeden Jahres. Mitteilungen zur Gründung von Landesverbänden sowie Anmeldungen und Anfragen unter Anschrift: „Deutscher Wald“ Hamburg, Hallerplatz 1

*

Waldraub

Neulich ging ich im Walde spazieren — so erzählt der Thüringer E. Rau in der „Mitteldeutschen Zeitung“, Erfurt — und begegnete einer Familie, bestehend aus Mann, Frau und zwei erwachsenen Knaben. Sie waren auf der Jagd gewesen. Auf welcher Jagd? Auf der Schneeglöckchenjagd! Und sie war ergiebig, denn die Knaben trugen Körbe voll Knollen, die ausgestochen worden waren und zu Hause den rußigen Garten schmücken sollen. Werden die Knollen wohl noch rechtzeitig, ehe die Triebe vertrocknet sind, eingepflanzt werden? Wir wollen es annehmen. Was ist aber gewonnen? Nur noch eine Fa-

milie kann sich dieses Lenzschmuckes freuen, denn die Blumen werden hinters Haus gepflanzt, damit sie vor begehrlichen Händen sicher sind. Der Wald ist aber wieder eines Teiles seines Schmuckes beraubt worden, er ist ärmer, leerer und einsamer geworden.

Das geschieht nicht allein in der Stadt! Auf ein Dorf kam ein junger Angestellter mit Familie. Spaziergänge führten ihn in den Wald. Bald auch erwacht bei ihm die Lust, einige der Frühlingsboten nahe bei sich im Garten zu haben. Und wirklich! Im dritten Jahre blühen überall in seinem Garten die Schneeglöckchen. „Auf ein paar Blümchen mehr oder weniger kommt es ja draußen im Wald nicht an!" Allerdings! Aber das Beispiel steckt an; die Blumen sehen ja zu schön im Garten aus. Bald stehen in allen Gärten des Dorfes die Schneeglöckchen in Blüte. Wo die Gärten nicht ausreichen, pflanzt man die Blumen sogar in den Obstgarten. Es kommt zu einem Wetteifer unter den Dorfbewohnern. Jeder will die meisten Schneeglöckchen haben. Im Wald sind sie schon längst ausgestorben. Und in der Tat! Wer ein Sträußchen Schneeglöckchen haben will, der kann sich getrost den Gang in den Wald ersparen. Bei einem Gärtner wird ihm sein Vorhaben eher gelingen. Es ist aber bedauerlich, daß durch diesen Naturraub der Wald eine seiner größten Schönheiten einbüßt. Daß uns der Wald durch diese Naturräuber verleidet werden kann, das sei nur nebenbei erwähnt. Aber nicht nur mit Schneeglöckchen, sondern auch mit fast allen anderen Waldblumen verfährt man auf ähnliche grausame Weise. Ein beliebtes Wild geben die Maiglöckchen ab. Als Kinder haben wir am Ausgange des Bausenberges bei Koburg in dem lichten Laubholzbestand, der einen Maiblumenrasen hatte, uns manches Sträußchen zu Vaters Geburtstag geholt; jetzt hat man stundenlang dort zu suchen, um ein armseliges Sträußchen zusammenzubringen. Wo sind sie geblieben? Man sehe sich die Rabatten der Gärten in den umliegenden Dörfern an. Muß sogar die Schönheit des Waldes hinter Gitter gebannt werden, so daß man sie nur scheu von weitem hinter einem Holzkäfig bewundern kann? Der Laimbacher Forst mit dem Hühnerberg usw. war früher das Dorado der Orchideen. Was für seltene Arten wurden gefunden! Von der Epipactis, der Muscifera an bis Cypripedium calceolus, dem prächtigen Frauenschuh. Letztere Orchidee ist dort vollständig ausgestorben, Militaris gleich die Helmorchis, findet man nur noch im Banzerwald; die Spinnenorchis habe ich aber schon seit etlichen Jahren an den bekannten Plätzen nicht mehr gefunden, und die Fliegenorchis wird selten und seltener. In ganzen Scharen ergießen sich aus den umliegenden Städten die Naturräuber in jene herrlichen Laubwälder, um zu zerstören, was der Wald an Schönheit geschaffen hat. Die Wälder werden öde, der bunte Schmuck unter den Bäumen fehlt, und nur selten überrascht uns an einer Wegbiegung noch eine jener selten gewordenen Blumen, an deren Farbenschmelz wir uns ergötzen können. Die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo auch die letzten schönen Waldblumen verschwunden sein werden und man den „Türkenbund" und das „Waldvögelein" nur noch in botanischen Gärten gegen Eintritt wird bewundern können.

Wer verschuldet den Waldraub? Einesteils das schlechte Beispiel einiger Persönlichkeiten aus dem Dorfe oder in der kleinen Stadt, anderenteils die Schule. Ja, die Schule erzieht zum systematischen Waldraub. Das Sommerhalbjahr beginnt und mit ihm die Unterweisung der Schüler in der Pflanzenkunde. Nicht nur so viel Blumen als notwendig sind, werden nun in die Schulzimmer geschleppt, sondern aus Übereifer werden wohl häufig drei- bis viermal, manchmal zehnmal mehr Blumen von den Schülern gesucht, als zur Unterweisung notwendig wären. Ist es überhaupt notwendig, die Blumen in großen Massen zu Besprechungen in die Schule bringen zu lassen? Genügen nicht einige Exemplare? Wäre es nicht besser, wenn die Naturgeschichtsstunde überhaupt im Freien abgehalten würde, um Verwüstungen durch Schulkinder zu vermeiden? Einsichtige Lehrer werden es gewiß auch als ihre Pflicht betrachten, die Schüler durch Hinweise zum Naturschutz anzuhalten.

„Waldbestände kauft laufend"...

Wem wäre nicht schon — sei's in einer der großen Berliner Zeitungen oder in irgend einem Lokalblättchen — die Anzeige begegnet: Waldbestände kauft laufend (!) Firma soundso! Ich denke nicht daran, den sprachlichen Blödsinn anzukreiden, der in diesem Kaufmannsdeutsch steckt, und den unsere Druckmaschinen täglich tausendmal erneuern. Aber den Götzen will ich brandmarken, dessen Schatten hinter dieser Anzeige aufragt in unheimlicher Machtfülle. Es ist das sogenannte römische Recht, das uns einst mit der papistisch verbrämten Mittelmeerkultur und dem beweglichen Weltkapital ins Haus gekommen und — immer noch Herr darin ist. Es hat unsere Freiheit und unsere urwüchsige Kraft zerschlagen mit dem Satz: Grund und Boden ist verkäuflich wie Krämerware. So ließen wir uns, gutmütig wie immer, das göttlichste aller Rechte, das Grundeigentumsrecht, entreißen. So kaufen und verkaufen wir auch Wälder, d. h. gewachsene Kathedralen, Jungbrunnen des Gemüts, Königshallen der Romantik. Lebt nicht in jedem Deutschen ein Stück Beethovenseele, wie sie in der Bemerkung auf jenem Notenblatt zittert: „Allmächtiger, im Wald bin ich selig, glücklich im Wald, jeder Baum spricht durch dich"? Wie sollen wir bestehen vor dem Geist unserer Väter, die im Schauer der Haine ihre Götter verehrt, und die aus der ewigen Anschauung der Waldesdome heraus die Baukunst der Gotik schufen? Unser erstes heiliges Gebot sollte heißen: Grund und Boden ist Volkseigentum und steht jedem Volksgenossen zu wie Luft und Licht.

Es darf einfach keine Möglichkeit mehr bestehen, daß jemand mit Wald und Erde Geschäfte betreibt. Einführung des deutschen Rechts ist notwendig, wie es im Sachsen- und Schwabenspiegel noch einmal aufleuchtete, wie es der geniale Bauernführer Wendelin Hippler auf seine Fahne geschrieben, und wie es neuerdings Planck, Wagemann und Lehmann-Hohenberg aus verschütteten Tiefen hervorgegraben. Deutsche Rechtsvergangenheit muß Wegweiser sein in eine neue, geläuterte Zukunft. Zur Scholle zurückgekehrt, werden wir auch wieder heimfinden zu Gott.

Ernst Hauck

*

Ein stiller Deutscher,

eine jener vornehmen Naturen, wie wir sie uns grade jetzt als Vorbilder wünschen, ist neulich dahingeschieden.

Aus Davos kommt die Nachricht, daß am 7. Februar U. Chr. Hermann Burchard, Dr. med. h. c., Deutscher Konsul für Graubünden, gestorben ist. Wohl jeder, der in Davos war und daselbst Heilung suchte, hat diesen edlen Menschen kennen und, wenn er mit ihm zu tun hatte, hochschätzen gelernt. Er war ein Kerndeutscher im besten Sinne des Wortes, der durch seine gerade, schlichte Weise auch den anderen in Davos ansässigen Ausländern und dem Schweizer größte Hochachtung abnötigte. Durch sein echtes, wahrhaftes Christentum, das seiner niederdeutschen Art entsprechend sich nicht in Worte, sondern in wirkliche Taten umsetzte, ist er vielen Kranken, die auch seelisch den Halt verloren hatten, ein Retter gewesen; zwang doch sein abgeklärtes, in einem lebendigen Glauben verankertes Wesen wohl jeden, der in seinen Bann kam, dazu, seine Art zum Nacheifern sich zu erwählen.

Aus reiner Christennächstenliebe, zu der er sich in dem steten Streben nach Vervollkommnung durchgerungen hatte, ist auch sein Hauptwerk, die Deutschen Heilstätten in Davos und Locarno, entstanden. Tausende haben hier Heilung gefunden; besonders während des Krieges und in heutiger Zeit sind diese Schöpfungen für Deutschland unschätzbar wertvoll geworden. Wohl nur verhältnismäßig wenige, die in Davos oder Locarno waren, haben einen Einblick davon bekommen, welche rastlose, mühevolle und auch viel verdrußreiche Tätigkeit nötig war, um auf fremdem Boden gewissermaßen eine deutsche Insel zu schaffen. Als ein mustergültiges, großartiges Werk, auf das wir Deutsche stolz sein müssen, sind die Anstalten jedem, der sie gesehen oder in ihnen Aufnahme gefunden hatte, in dauernder Erinnerung. Nach echt

deutscher Gründlichkeit aus bestem Material wie für die Ewigkeit gebaut, stehen sie in fremdem Land. Da ihr Gründer und Förderer, Konsul Burchard, sein Verdienst nicht ansah, sondern sein Wirken als Christenpflicht auffaßte und danach handelte, so ist der Fortbestand dieser seiner Schöpfungen, wie alle Werke, die nicht zur Befriedigung selbstsüchtiger Pläne dienen, auch für die Zukunft gesichert.

Man würde der Persönlichkeit des Dahingeschiedenen nicht voll gerecht werden, wenn man sein schönes Familienleben und sein selbstloses Wirken im deutschen Klub zu Davos nicht als vorbildlich hinstellen würde. Möge uns die Zukunft viel solcher Männer, die jetzt nötiger denn je sind, schenken!

G. Schäfer

*

Dehmels Briefe

sind neulich in stattlichem Bande erschienen (Berlin, Schuster & Loeffler). Dazu bemerkt Wilhelm Schäfer in der von ihm geleiteten Zeitschrit „Die Rheinlande":

...„Richard Dehmel fand vor dem Krieg noch Zeit, die Briefe seines Freundes Detlev von Liliencron herauszugeben; und nun er selber kaum unter dem Rasen liegt, ist schon ein erster 430 Seiten umfänglicher Band seiner Briefe da. Es fragt sich natürlich, ob dieser eifrige Betrieb nicht schon ein wenig das Bedürfnis voraussetzt, anderer Leute Briefe zu lesen. Damit, daß Richard Dehmel tot ist, sind seine Freunde nicht auch gestorben; und da ein rechter Briefwechsel persönlichste Aussprache zu sein pflegt, so können durch eine so frühzeitige Veröffentlichung recht peinliche Dinge entstehen. Um ein Beispiel zu nennen: am 23. Mai 1902 schrieb mir Dehmel einen äußerst kratzbürstigen Brief, weil er fälschlich annahm, daß ich der Verfasser eines in den ‚Rheinlanden' erschienenen Aufsatzes über Mombert wäre. Dieser Brief wird nun mit allen Ausfälligkeiten, deren Richard Dehmel in seiner Gereiztheit fähig war, ‚wegen der prinzipiellen Stellung Dehmels zur Judenfrage' abgedruckt. Da er meine eigene Stellung zu dieser Frage auf falscher Grundlage völlig verzerrt darstellt, da diese Verzerrung der Öffentlichkeit nun preisgegeben wird, geschieht praktisch nicht mehr oder weniger als eine fahrlässige Verleumdung. Solcher Dinge, andere Leute betreffend, könnte ich andere aus dem ersten Band anführen, denn Richard Dehmel war in seiner Jugend ein recht streitbarer Mann.

Der genannte Brief konnte übrigens in der Sammlung nur erscheinen, weil Richard Dehmel seit 1900 alle wichtigen Briefe kopierte; seit diesem Jahr, es war sein siebenunddreißigstes Lebensjahr, bewahrte schon ein Archiv auch alle irgendwie wichtigen Briefe an ihn auf. Das mag literarhistorisch richtig sein, mir geht dergleichen arg gegen das Gefühl, und ich habe erst in den letzten Lebensjahren die Scheu wieder überwunden, ihm mehr als geschäftliche Mitteilungen zu machen...

Oft genug sind es ganze Abhandlungen, die er schreibt; man spürt die Wollust, mit der er sich an ein ihm genehmes oder unangenehmes Wort klammert, um irgendeine seiner Gedankenketten abrollen zu können. Selbst seine persönlichsten Angelegenheiten drängten solcherart ins Wort; seine Dichtung starrt von Bekenntnissen, und die intimsten Briefe geben kaum mehr als einen Kommentar dazu. Wer die gleichzeitigen Briefe an seine erste Frau Paula, an die zweite Frau Ida und an die dazwischen schwebende Hedwig Lachmann liest, der hat lediglich ‚Aber die Liebe' und ‚Weib und Welt' noch einmal, freilich mit einer Steigerung des Verworrenen, die schaurig wirkt.

Die ‚dumpfe Sucht' und die ‚lichte Glut' in Richard Dehmel hatten ihren besonderen Lebensgrund. Am 16. September 1891 hat er an Carl du Prel einen langen und präzisen Brief über seine ‚epileptiformen Krampfanfälle' geschrieben. Er litt — wie Cäsar, Rousseau und Napoleon — bis zu seinem 25. Jahr an der Fallsucht. Wie er seine Anfälle als Seelenphänomene erlebte, beobachtete und beobachtend überwand, das gibt beide Seiten seiner Natur: seine visionäre Übersteigerung aller Eindrücke und seine grausame Sucht zur Feststellung. Er konnte schäumen vor Wut, rasen vor Lust, weinen vor Lachen; aber nichts

in und um ihn war sicher, in seinem Schmetterlingskasten mit der Nadel aufgespießt zu werden: alles sollte Wort werden.

Von hier aus betrachtet und etwa mit Goethe in der dichterischen Bewältigung seiner Menschlichkeit verglichen, stellt Richard Dehmel dessen Gegenbild dar. Er hat sein erstes Buch ‚Erlösungen' genannt, aber von da ab ist weder in seinen Dichtungen noch in seinen Briefen Erlösung gewesen."

*

Ein Reise-Erlebnis

das eine Warnung sein soll, erzählt L. Lejeune in dem von Guido Diehl geleiteten Eisenacher Blatt „Neuland". Der durchschnittliche Deutsche ist in der Tat bei seinen Reisen auf der Eisenbahn von einer unter den jetzigen politischen Verhältnissen unerhörten Redseligkeit — um nicht zu sagen Schwatzhaftigkeit.

Ich fuhr in Süd-Baden, der Franzosensperre wegen, auf großem Umweg durch den Schwarzwald von Basel nach Karlsruhe. Auf den kleinen Schwarzwaldstationen häuften sich die Koffer der Ausländer, der Bahnhof von Immendingen glich einem Großstadt-Bahnsteig, auf dem gerade ein internationaler Zug angekommen war, der seiner Reisenden sich entledigte. Mir kostete es schon viel, an mich zu halten, als ich das Stöhnen und Klagen, ja das Schimpfen über den „Umweg" in allen Fremdsprachen anhören mußte. Ich fand kaum Platz im überfüllten D-Zug, der diese Menschenmenge aufnehmen sollte. Mir gegenüber zog ein junger Mann einen Franken heraus, wog ihn in der Hand und sagte laut zu seinem Gegenüber: „Das ist doch noch einmal eine billige Fahrt! Ich fahre von Basel bis Stuttgart im D-Zug für diesen Franken, und in der Schweiz muß ich für 1 Station fast so viel bezahlen." Mit einem Blick verstanden sich die beiden. Dann kam langsam ein Gesamtgespräch in Gang, an dem sich 3 junge Deutsche beteiligten. Natürlich wurde über Politik geredet, über Preise, Valuta usw. Der vorhin vom Schweizer angeredete Herr, der angelegentlich des öfteren wiederholte, er sei aus dem Orient, schob ganz, ohne daß es die anderen merkten, die ganze Unterhaltung. Er selbst hatte keine Meinung bei allem, er stand immer auf der Seite desjenigen, der gerade sprach und ermutigte denselben dadurch, sich weiter und eingehender zu äußern. Schließlich kam die Rede auch auf die Ruhrbesetzung. Da stieß plötzlich ein hager aufgeschossener etwa 40jähriger Mann, gramvoll und blaß aussehend, zwischenhinein in die bis dahin scheinbar ruhig verlaufene Unterhaltung. Er packte alles aus, was er erlebt, erlitten, und dann ging's weiter — oder besser gesagt, es sollte weitergehen. Er fing an, von allerlei geheimen Plänen im besetzten Gebiete zu reden, von Waffen usw., bis ich schließlich kurzerhand mir die Weiterführung der Besprechung dieser Dinge ganz energisch verbat. Großes Staunen, doch ich blieb energisch und fest. Proteste zunächst von seiten der Deutschen, ich habe ihnen nichts zu verbieten, dann aber, als ich begründete, daß wir nicht unter uns seien, verstanden sie endlich und schwiegen. Der Orientale dagegen fing plötzlich unaufgefordert an, uns zu versichern, daß er kein Spion sei, sein Deutsch aber war leicht erkennbar: das Deutsch eines Franzosen. Daß sein Stammbaum allerdings nach Palästina zurückreichte, hätte er nicht erst besonders zu beteuern brauchen. Merkwürdig viel besser, als alle Deutschen, die im Abteil waren, wußte dieser Ausländer über jede Route, jeden Zug Bescheid. Er war zu seinem Amt sowohl gut ausgewählt, als gut unterrichtet. Da die Unterhaltung nicht mehr in Fluß kam, freute ich mich der landschaftlichen Pracht draußen. Ich hatte einen Eckplatz am Seitengang des D-Zuges, schaute, die Menschen nicht beachtend, die da standen, still hinaus. Da schnarrte plötzlich wieder eine Ausländerstimme, und aus kreisrunden Hornbrillengläsern sah mich ein Engländer an. „Bitte, was fixieren Sie mich", fragte er. „Ich? ich sehe Sie ja gar nicht an, ich freue mich über die Landschaft." „Nein," rief er wieder, „Sie wollen etwas von mir!" Das war nun wirklich nicht der Fall, aber man sah deutlich, daß auch aus diesem Menschen einfach das schlechte Gewissen sprach. Mir gab dies kurze Bild, der Inhalt einer Viertelstunde, viel zu denken.

Ich wünschte, daß in jedem Eisenbahnwagen, auf jeder Litfaßsäule, vor allen Dingen aber in jedes deutsche Herz geschrieben sei, daß wir mitten im Kriege sind, völlig umgeben und ausspioniert von Fremden. Es wäre darum nötig, daß wir keinen Augenblick vergessen, was wir dem Fremden, dem Spion und Schnüffler zu hören und zu sehen geben möchten. Daß wir an die Riesengefahren des Augenblicks in dieser Hinsicht noch gar nicht, ich möchte sagen, immer noch nicht denken, das bewies mir diese Schwarzwaldfahrt.

*

Zur Lusitania-Frage

Wohl oder übel hat der amerikanische Gerichtshof in der Lusitania-Angelegenheit jenes Urteil fällen müssen, das für Deutschland eine glänzende Rechtfertigung ist — wenn auch im Augenblick fast nur von materieller Wirkung. Damit hat ein geschichtlicher Vorgang seinen äußeren Abschluß gefunden, der im Rahmen des ungeheuren Geschehens „Weltkrieg“ nur geringfügig ist, aber Folgen von stärkerer Bedeutung als der einer verlorenen deutschen Schlacht hatte. Er trieb das amtlich längst entschlossene Amerika in den Krieg. Er war das Zweckmittel, die „gesittete“ Welt von der Grausamkeit und dem völkerrechtswidrigen Vorgehen Deutschlands zu überzeugen und — wesentlich das Versailler Diktat mit vorzubereiten, zu begründen. Deshalb richtete sich das Bestreben vaterländischer Kreise und berufener Persönlichkeiten zielsicher vor allem auf die Klärung des Lusitaniafalles. Zu genau waren die amtlichen deutschen Kenntnisse vom wahren Geheim-Inhalt des sakrosankten Personendampfers, als daß sich ein zähes Beharren auf der Überzeugung rechtmäßiger deutscher Kriegsmaßnahmen (mit Versenkung der Lusitania) nicht doch endlich lohnen müsse.

Nun sind wir soweit. Draußen in der Welt wie im eigenen Volke, das nie den rechten Begriff vom wahren Wert der Dinge hatte, ist die ungeheure Wendung des Problems „Lusitania“ fast unbeachtet festgestellt worden. Wenn wir soweit kamen, daß endlich der Wahrheit und Gerechtigkeit, wenn auch nicht um ihrer selbst willen, Genüge geschah — und dies zum ersten Male wieder in einer vitalen geistigen Anschauungsfrage der Menschheit —, dann sollen wir auch der unermüdlichen Helfer und Rufer im Streite gedenken, vornehmlich der ausgezeichneten „Süddeutschen Monatshefte“ und des Korvettenkapitäns Friedrich Lützow, der auf Grund genauer Kenntnisse jene unwiderlegliche Beweisschrift (in glänzender Form) schuf, auf der Deutschlands Forderung fußte: durch Hebung des Wracks an Ort und Stelle — unter Heranziehung unbeeinflußter, amtlicher neutraler Augenzeugen — den Nachweis zu erbringen, daß der Völkerrechtsbruch nicht auf deutscher, sondern auf feindlicher Seite lag. Es war ein Verbrechen der britischen Regierung, trotz mehrfacher Warnung der deutschen Regierung (durch ihren Botschafter in Washington), in voller Absicht der rechtswidrigen Verwendung das gewaltige Schiff zum Kriegstransport zu mißbrauchen und das Leben Tausender gewissenlos, ja mit dem ausgesprochenen Vorsatz, einen propagandistisch lohnenden Präzedenzfall zu schaffen, aufs Spiel zu setzen.

Wie schwer die englische Heeresleitung der Verlust des großen Munitionstransportes traf, zeigt die Äußerung eines höheren englischen Offiziers gegenüber norwegischen Bekannten des Artikelschreibers (zu Dresden im Sommer 1921): Kitchener war außer sich bei der Nachricht von der Versenkung, die er nicht für möglich gehalten hatte. Er sagte: Das wirft uns in unseren Maßnahmen um volle drei Monate zurück. Inwiefern, das läßt sich nur vermuten; jedenfalls weniger wegen der Mengen des erwarteten Munitionszuschubes in einer für Englands Munitionsknappheit bedenklichen Zeit, als wegen der Wichtigkeit des mitgeführten Materials — wie man in englischen Zivilkreisen noch heute munkelt —, schwerer Geschütze, an denen es im Frühjahr 1915 besonders mangelte, und ihres Zubehörs. Vielleicht mag aber die Lusitania-Torpedierung als ein Präzedenzfall so abschreckend auf Rheeder- und Versicherungsgesellschaften gewirkt haben, daß von weiterer Verwendung

großer Personendampfer für Waffenbeförderung abgesehen wurde. Auch hieraus geht hervor, wie militärisch richtig, neben der rechtlichen Unantastbarkeit, die deutsche Heeresleitung mit der Torpedierung handelte.

Die deutsche Presse, die vaterländischen Verbände, vor allem die Regierung dürfen nicht locker lassen, mit allen Mitteln einer noch dazu aufrichtigen Propaganda der Welt die Tatsache dieses amerikanischen Rechtsspruches kundzutun. Wie hätte im entgegengesetzten Falle die Entente-Propaganda den Abschluß des Falles ausgebeutet!

Hans Schoenfeld

*

Die Hand an den Pflug!

Endlich, wie immer in Deutschland erst in der äußersten Not, regen sich die Kräfte, die etwas Licht in unsere zerrüttete Volkswirtschaft bringen. Deutschland scheint doch noch zur Selbsthilfe durch Ausnutzung seines Bodens fähig zu sein! Während alle bureaukratischen und lauen Geister erklärten: die Leute wollen gar nicht siedeln, sie wollen lieber in der Großstadt bleiben — beweisen heute die Tatsachen das Gegenteil. Der Ruf nach einem Volksbegehren auf Abtretung eines Teils des Grundbesitzes, der zwei Ackernahrungen überschreitet, an Landbedürftige ist da — ob der Weg nicht ein unorganischer ist, mag eine andere Frage sein. Daß es im preußischen Landtag durch Wohlfahrtsminister Hirtsiefer endlich einmal ausgesprochen ist, daß die Akten gar nicht mehr geheftet werden konnten, soviel Auslandsverkäufe von Grundstücken werden gemeldet, kann auch nicht widerrufen werden. Daß endlich auf den Aufruf der jüngst gegründeten Siedlungsgesellschaft „Neuland", die in großzügiger Weise die Urbarmachung unseres Ödlandes in Angriff nehmen will, ein Strom von Siedlungsbewerbern sich meldete, ist nicht mehr zu leugnen. Die Rechnung ist zu einleuchtend:

3 Millionen Heide- und Moorland hat Deutschland.

3 Millionen Tonnen Getreide müssen wir im neuen Jahr einführen.

2 Millionen Tonnen Getreide und

1 Million Rinder könnten statt dessen auf unserem Ödland erzeugt werden.

Privatkapital ist genug vorhanden, das nach Möglichkeiten sucht, gut angelegt zu werden: also gründet Neuland eine Aktien-Gesellschaft.

Ödland ist auch da: also kauft die A.-G. es an.

Menschen sind zu Hunderttausenden da, die sonst zu Arbeitslosigkeit und Auswanderung verdammt wären: also wird das Land an sie verpachtet oder auf Abzahlung zu eigen gegeben. —

Führer sind auch da, die fähig sind, diese Siedlungen zu straffen Arbeits- und Schicksalsgenossenschaften zusammenzufassen.

Angefangen wird mit 400 Hektar Moorland bei Hannover, wo 200 ledige Siedler, Arbeitslose, Werkstudenten die Vorarbeiten machen sollen: Straßen- und Kanalbau, Urbarmachung des Bodens mit Dampfpflug und Bagger.

Ja, die Kräfte sind da, auch in Hamburg. Von Bremen und Hamburg geht „Neuland" aus. Hamburg hat eine vorzüglich zentralisierte Kleingartenwirtschaft. Wie stark der Zug zum Kleingarten ist, zeigt, daß in Hamburg heute noch 10000 Bewerber auf einen Schrebergarten warten. Hamburg hat seit kurzem eine Hamburger Arbeitsgemeinschaft für gemeinnützige Bau- und Siedlungsvereinigungen, um gemeinsam Kapital, Land und Baumaterial für Siedlungen zu beschaffen und die Wohnungsnot in Verbindung mit dem Wohnungsamt anzupacken..

Es geht voran! Wer ein Paar Arme oder den Kopf oder Kapital und den durchdringenden Willen hat zu helfen, der helfe! Die Geschäftsstelle der Hamburger Bodenreform (Kohlhöfen 20) gibt über alle diese Fragen Auskunft.

E. B.

*

Türmerlieder aus Deutschböhmen

Ein herzerquickender Gruß kommt uns aus der Diaspora deutschen Volkstums, das heute innerhalb der tschechoslowakischen Grenz-

pfähle in schwerstem Kampf um die Behauptung seiner uralt-eingesessenen Muttersprache und Kultur steht. „Wach auf —! Festliche Weisen“ (Böhmerlandverlag Eger und Leipzig) nennt Walter Hensel (Dr Julius Janiczek in Prag) seine schmucke Sammlung von alten und neuen Tonsätzen, die vor allem dazu dienen sollen, in Wiedererweckung schönen, ehrwürdigen Brauchs an hohen Festtagen von den Türmen geblasen zu werden und in solcher Verwendung meist bereits voll erprobt worden sind. Unsere wehrhaften Vorposten im Sudetenland wollen mit dem edelsten Tongut eines Isaac, Palestrina, Stoltzer, Bach, aber auch mit kampflichen Gesängen der eigenen, schweren Gegenwart den Lauen, Gleichgültigen in die Ohren schmettern, worum es eigentlich gehe, was die wahren Werte unseres völkischen Daseins seien, und man darf sich der kernhaften Auswahl, die auch im Chor gesungen werden kann, aber aller alltäglichen Liedertafelei in weitem Bogen aus dem Wege geht, von ganzem Herzen freuen. Möge der helle Weckruf, der aus diesen Blättern spricht, auch diesseits des Böhmerwaldes gehört und freudig aufgenommen werden! Möge man den begeisterten Vorkämpfern deutschen Wesens auf so bedrängter Insel durch tatkräftige Anteilnahme an ihren löblichen Bestrebungen beweisen, daß man gebührendes Verständnis für ihr Tun hat! Die Sätze, die meist vom Herausgeber, z. T. auch von dem trefflichen Volksliedkenner Prof. Heinrich Rietsch herrühren, sind schönklingend und gesund, ihre Verbreitung würde in heilsamster Weise wieder die strahlende Kraft der Volksmusik des 16. Jahrhunderts bei uns einbürgern und so manches Gute zur Wiedergesundung des allgemeinen Musikgeschmacks mit beitragen können. Dr Hans Joachim Moser.

*

Noch lebt der Idealist!

Unter dieser Marke bringt die „Stadt- und Landzeitung von Calbe“ (Saale) am 20. Februar d. Js. folgende Zeilen:

„Die Not der geistigen Berufe ist bekannt. Schriftsteller zu sein, ist immer ein aufopferungsvolles, mühseliges, von Kummer und Sorge erschwertes Leben gewesen. Wenige von den vielen, die zu Großem berufen waren, haben sich durchgerungen, und viele, die wir später verherrlichten, haben in bitterer Not den Leidensweg bis zu Ende gehen müssen. Jetzt ist diese Sorte von Menschen, die, mit wenigen Pfennigen in der Tasche, oft nicht wissend, wovon sie am nächsten Tage leben sollten, in Dachkammern hausten, wohl gänzlich verschwunden. Und die Welt ist undankbar geworden. Selbst berufene Schriftsteller haben sich einträglichen Berufen zuwenden müssen. Die Schriftstellerei ist nur Nebenbeschäftigung geworden. Indessen: der Idealismus lebt doch noch. Man konnte dieser Tage in einem Berliner Blatt folgende Anzeige lesen: ‚Wer leiht jungem Dichter 300000 Mark zur Herausgabe eines Buches?‘ Man bedenke diese Naivität, die in heutigen Tagen tatsächlich überraschen muß! Nicht einmal früher lieh jemand einem Schriftsteller Geld zur Herausgabe eines Buches, und jetzt sollte jemand 300000 Mark hergeben, wo nicht einmal einträgliche Unternehmungen Kredite erhalten und, wenn sie Geldleute finden, dann nur zu Zinsen, die in drei Monaten mehr ausmachen wie das Kapital. Aber vielleicht findet sich doch ein Herr Raffke, der, von soviel Idealismus und Naivität gerührt, in seine Tasche greift und etwas für die Menschheit tut?“

„Idealismus“ und „Naivität“ — in einem Atemzuge! Wem sollte bei diesem Nebeneinander nicht das Herz klopfen? Ist es nicht vielmehr Illusionismus, was hier gemeint ist?! O. K.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



25. Jahrg. Juni 1923 Heft 9

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

Aus Briefen eines Arbeiters und eines Groß-industriellen an einen Professor 574

Eine Peter Gast-Novelle von Ernst Wachler: Der verzauberte Musikant 587

Friedrich Lienhard: Wildenbruch und Weimar. Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund (Forts.) 594

Franz Alfons Gayda: Gebet 600

Thyra Wendte: Bilder vom Rhein 602

Dr. Karl Schneider: „Unrecht an Belgien"? . . 604

Karl Wachtelborn: Die Sonnenflecke und ihr Einfluß auf die irdische Lebewelt 607

Nochmals das „offizielle Kaiserbild" 610

Dr. Rudolf Metz: Philosophie als Leben . . . 612

Ernst Ludwig Schellenberg: Kaspar David Friedrich 617

F. L.: Peter Gast 620

Lienhard: Türmers Tagebuch 625

Auf der Warte 637

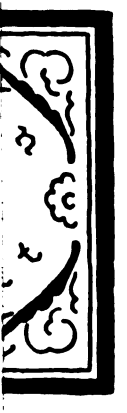
Kunstbeilage — Notenbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Preis dieses Heftes 2000 Mark für das Deutsche Reich, Österreich und das schwachval. Ausland; für das hochval. Ausland 1 Schweizer Franken.



ZEISS
Punktal-
Gläser
CARL ZEISS
JENA





enhard
otthuß

t,
z,
d
it
el
n
n
r
-
ll
r
e



Rügen — Beilage zum Türmer — C. D. Friedrich

25. Jahrg. Juni 1923 Heft 9



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Dies gehört zum Schwersten: mit dem glühenden Durst, ein Vaterland zu haben, mit dem brennenden Schmerz, einem verachteten Volke anzugehören, sich ins Grab legen ohne Labung, ohne das gelobte Land geschaut zu haben; das ist ein schweres Los. Unsere Enkel werden sich mitleidig erzählen von den Vätern, die da lebten zu der Zeit, wo der Ausländer dem Deutschen ins Gesicht spucken durfte, ohne daß eine Hand in der Heimat sich für ihn regte. Das Gefühl dieses Lebensschmerzes, dieses schmachvollen Schattenlebens soll eben selbst der Hebel der Rettung werden. Es tiefer und tiefer in uns einzugraben, es zu verbreiten in alle Herzen, das ist unsere Lebensaufgabe.

Friedrich Theodor Vischer

Aus Briefen eines Arbeiters und eines Großindustriellen an einen Professor

Ein im deutschen Geistesleben wohlbekannter Professor stellt uns Auszüge aus Briefen zur Verfügung, die ihm in Anknüpfung an seine Zeitartikel zugegangen sind. Ein Arbeiter von nicht gewöhnlicher Bildung nimmt zu den Problemen Stellung; ihm antwortet von seinem Standpunkt aus der Großindustrielle. Beide mögen unsren Lesern als Anregung dienen. Namen tun nichts zur Sache. D. T.

I. Der Arbeiter

Erster Brief des Arbeiters: „In der heutigen Zeitung (3. Juni 22) lese ich Ihre Pfingstbetrachtung: Gott oder Satan. Zu meinem Bedauern muß ich feststellen, daß Sie die Gründe jener Erscheinungen, die Sie beklagen, ganz und gar nicht erfassen. Infolgedessen wird Ihre Mahnung, die Sie als im Auftrage „Gottes" auszusprechen meinen, eben auch nichts weiter als eine Maßnahme „Satans". Sie wollen das deutsche Volk zur „Einigkeit" aufrufen? Schön! Man hört diese Mahnung jetzt des öfteren. Sie liegt ja auch verhältnismäßig nahe, denn nachgerade wird den geistig Ärmsten klar, daß wahrscheinlich unser nationales und völkisches Fortbestehen davon abhängt, ob wir innerpolitisch einig werden können oder nicht. Soweit sind also auch wir beide vollkommen einig!

Es ist nun recht leicht, einfach zu fordern, die Deutschen möchten den einheitlichen Willen aufbringen, der allein das Vaterland retten kann. Wenn man diese Mahnung nur ausspricht in der Absicht, dem einen Teile des Volkes mit den Folgen der Uneinigkeit dermaßen bange zu machen, daß er de- und wehmütig auf die Verwirklichung seiner Ideale verzichtet und sich mit Haut und Haar dem andern Teile, mit dem er bisher uneinig war, verschreibt, so wird solche Mahnung eben, das meinte ich eingangs, nicht zur von Gott, sondern vom Satan eingegebenen Handlung.

Warum sind wir denn so uneinig?

Oberflächlicher Betrachtung könnte es scheinen, als seien wir Deutschen uneinig über die Frage, ob wir „deutsch" oder ob wir „international" sein wollen. Die Rechtsparteien haben das Nationalgefühl gepachtet, die Linksparteien treiben internationalistische Politik. Diese Scheidung ist nur scheinbar, ist ein Höllenspuk, veranstaltet von selbstsüchtigen Führern aller Parteien zur Täuschung und Nasführung des ganzen deutschen Volkes.

Wir sind nämlich gar nicht uneinig über die Frage „deutsch oder international". Die paar Leute, die in Deutschland wirklich aus Überzeugung internationalistisch denken, würden, wenn sie allein stünden, ein Kindergespött sein! Wir Deutschen sind national bis weit in die Kreise der linksradikalen Parteien hinein. Wer das

ıicht glaubt, der kennt eben das deutsche Volk nicht. Wer gegen diese Behauptung pricht, den braucht man bloß auf das Aufflammen des ganzen deutschen Volkes 914 hinzuweisen. Damals ergab es sich, wie verschwindend wenig Leute in Deutsch-and nicht national sind. Auch heute ist es noch so. Wer sich davon überzeugen will, er braucht nur in die Arbeiterkreise hineinzugehen und mit den Menschen dort ein Gespräch über nationale Fragen anzufangen. Kein einziger, es sei denn ein gänz-ch entarteter, vom Zerstörungstrieb beherrschter Spartakist, hat etwas gegen den ationalen Gedanken, oder weiß überhaupt etwas Triftiges gegen ihn einzuwenden.

Uneinig sind wir über die Lösung der „sozialen Frage".

Schon einmal waren wir Preußen in derselben Lage wie heute wir Deutsche. luch Napoleon strebte danach, gleich Herrn Punktquadrat, die Deutschen völkisch ı vernichten, um die „germanische Gefahr", die für Frankreich unzweifelhaft be-eht, zugunsten Frankreichs endgültig zu beseitigen. Auch damals wollte Frankreich ieses Ziel erreichen, indem es zunächst einen „militärischen Frieden" in Europa ufrichtete. Auch damals ging dieser Versuch gegen Englands Interessen. Damals ie heute hatten wir von dem Gegensatz England—Frankreich nichts zu hoffen. amals wie heute ergab sich eine Interessenharmonie zwischen uns und den Russen, e sich in einem Vertrag niederschlug. Damals wie heute entstand unser Zusammen-uch nicht aus militärischen, sondern aus sozialen Gründen. Damals war es die bneigung der Bauern- und Bürgerbevölkerung gegen die Gesellschaftsordnung ıd damit gegen den Staat, diesmal war es der Irrwahn der Massen, die da aubten, die Lösung der sozialen Frage wäre wichtiger als die Abwehr der äußeren einde. Heute haben sie zwar eingesehen, daß diese Bewertung falsch war, aber ›tzdem verzichten sie natürlich nicht auf ihr Streben nach Lösung der sozialen rage. Sie würden ja damit auch in der verfahrenen Außenpolitik sowieso nichts ıehr bessern können.

Ein großer Unterschied aber besteht zwischen damals und heute.

Zwischen dem nationalen Zusammenbruch Preußens und dem Vertrag von auroggen lag die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung, durch die die soziale Frage ıch den Erfordernissen der damaligen Zeit gelöst und damit der deutsche Gedanke weckt, die Einigkeit zwischen den Ständen hergestellt, der Wiederaufstieg möglich macht wurde.

Was also fehlt uns zum Wiederaufstieg zunächst? Ein neuer Reichsfreiherr vom tein. Vorbedingung für jeden nationalen Aufstieg ist die Wiederherstellung der ıtionalen Einigkeit. Vorbedingung für diese ist die Lösung der sozialen Frage! Die soziale Frage ist es, die uns scheidet. Die Parteien benutzen den Nationalis-us bzw. Sozialismus nur, um in verbrecherischer Weise das Volk über diese wahre rsache seiner Uneinigkeit zu täuschen und damit den Eintritt der nationalen Einig-it, der trotz sozialer Uneinigkeit ohne weiteres möglich wäre, zu verhindern.

Das deutsche Volk scheidet sich heute in zwei große Heerlager. Auf der einen eite stehen die Unternehmer und ihr Anhang, auf der andern Seite die Arbeit-hmer und ihr Anhang. Auch alle solche, die eigentlich an diesem Kampfe kein ımittelbares Interesse haben (Ärzte, Künstler, sowie das große Heer der Unter-hmer, die nicht zugleich Arbeitgeber sind), haben sich für und wider nach Gefühls-

oder Überzeugungsgrundsätzen entschieden, so daß die Scheidung des deutschen Volkes restlos durchgeführt ist.

Was erstreben beide Parteien? Die Unternehmer wollen möglichst viel vom Arbeitsertrag der schaffend Arbeitenden für sich haben und wollen dem wirtschaftlich Abhängigen möglichst nur so viel zubilligen, daß er gerade nicht verhungert. Die Arbeitnehmer wollen möglichst den ganzen Arbeitsertrag für sich haben und wollen den Unternehmer möglichst auf den Aussterbeetat setzen.

Zwischen diesen beiden gegensätzlichen Strebungen gibt es keinen Kompromiß, keinen Ausgleich und keinen Frieden. Dieser Kampf um den Arbeitsertrag muß ausgekämpft werden, muß also bis zur Lösung der sozialen Frage fortgeführt werden. Wer da meint, durch schöne Worte die Gegensätze überkleistern zu können und dadurch eine nationale Einigkeit herbeizuführen, der ist ein Trottel oder ein Satansagent.

Was also tut uns not? Wenn wir das Übel am Grunde kurieren wollen: ein Reichsfreiherr vom Stein, der die soziale Frage löst! Ob wir einen solchen unter uns Deutschen haben, weiß ich nicht. Die Leute, die sich zurzeit in den Vordergrund zu drängen suchen, sind nicht aus solchem Holze geschnitzt.

Eine Einigkeit aber, die auf Grund einer Lösung der sozialen Frage zustande käme, wäre die dauerhafteste und die glücklichste, denn sie wäre verbunden mit innerpolitischer Einigkeit, also innerem Frieden.

Könnten wir aber nicht ohne Lösung der sozialen Frage wenigstens national einig sein? Sicherlich!

Wir müßten uns nur dagegen zur Wehr setzen, daß die Rechtsparteien mit dem nationalen Gedanken Schindluder treiben und ihn vor den Wagen ihrer Unternehmerpolitik spannen, und dagegen, daß die Linksparteien mit dem sozialen Gedanken Schindluder treiben und ihn vor den Wagen ihrer internationalen Politik spannen.

Wenn wir Parteien haben, die sich nach ihrer Stellung zur sozialen Frage scheiden, so können diese Parteien sich geruhig gegenseitig bis zum Schädeleinhauen bekämpfen, sie können doch nach außen hin die „nationale Front“ bilden, denn es gibt so gut wie nichts, was eine grundsätzliche Scheidung zwischen sozialem und nationalem Denken einerseits und nationalem und kapitalistischem Denken andererseits bedingt. Sowohl die Unternehmer wie auch die Arbeitnehmer können national sein. Oder meinen Sie nicht?

Wer aber verhindert diese Einigung auf der nationalen Ebene? Die Parteiführer aller Schattierungen! Niemand weiter. Sie benutzen dazu die von ihnen abhängige Presse.

Warum bekämpfen die Parteiführer das Zustandekommen der nationalen Einigkeit? Weil sie wissen, daß diese Einigkeit ihr Tod ist. Die Rechtsparteien treiben Unternehmerpolitik. Sie wissen ganz genau, daß die Unternehmer viel zu schwach sind, um ihre wirtschaftlichen Belange allein vertreten zu können. Sie wissen, daß die soziale Frage unzweifelhaft im Arbeitnehmersinne gelöst werden würde, sobald sie die Armee ihrer Wähler verlieren, der sie jetzt mit dem Gaukelspiel „vom Vaterlande“ die Augen blenden. Die Linksparteien treiben internationalistische, staats-, sitten-, familien-, religionsfeindliche Politik und benutzen dafür den sozialen Gedanken. Sie würden eine Rolle lächerlicher Machtlosigkeit spielen, wenn sie die

Massen ihrer Wähler verlören, denen sie heute mit dem sozialen Gedanken die Augen blenden.

Wenn Sie wirklich für die nationale Einigkeit kämpfen wollen, so kämpfen Sie dafür, daß endlich einmal der Schleier vor den Augen des Volkes weggezogen wird! Wenn Sie aber das nicht wollen, wenn Sie ebenfalls ein Vermögens- oder Einkommensinteresse daran haben, daß die unheilvolle Verquickung zwischen national und reaktionär auf der einen, zwischen sozial und international auf der anderen Seite bestehen bleibt, so sparen Sie Tinte und Papier! Sie sind dann eben kein Bote Gottes im Sinne Ihrer Pfingstbetrachtung."

Zweiter Brief vom 2. Juli 22.

... „Der Marxismus ist **keine** Lösung der sozialen Frage, was unschwer zu beweisen ist und zudem durch die russische Praxis bewiesen wird. Solange aber keine bessere und nationale Theorie in Wettbewerb mit dem Marxismus tritt, wird dieser mehr und mehr Feld gewinnen. Man muß bedenken, daß die „Massen" ja überhaupt die Theorie als solche nicht kennen und nur die augenblickliche Auswirkung empfinden: ‚Mehr Lohn!' Ob hinter dieser Forderung der Lohnsteigerung der Marxismus steht oder eine nationale Theorie, ist den Massen vollkommen gleichgültig.

Ich halte es nun geradezu für blamabel, daß wir Deutschen, das Volk der Dichter und Denker, noch nicht imstande gewesen sind, der Welt diese fehlende Theorie zu liefern. M. E. ist es möglich, eine solche Theorie zu finden. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß der soziale Klassenkampf nichts weiter ist, als ein Kampf um den **Arbeitsertrag**. Mithin kann eine Lösung der sozialen Frage nur von den Faktoren ausgehen, die zur Entstehung des Arbeitsertrages beitragen. Diese Faktoren sind die Arbeit und das Kapital. Daran ist m. E. nicht zu zweifeln. Da die Arbeit eben der heischende Teil ist, kann die Lösung nur auf Kosten des Kapitals erfolgen. Insoweit bin ich mit dem Marxismus durchaus einer Ansicht.

Verkehrt am Marxismus erscheint mir das Streben, die Selbstsucht aus der Wirtschaft auszuschalten. Die Selbstsucht ist die Triebfeder der Wirtschaft. Wenn man sie fesselt, so erzielt man dasselbe, als wenn man aus einer Uhr die Feder entfernt.

Was die Nationalen neben dieser theoretischen Unzulänglichkeit der marxistischen Lehre weiter von ihr abstößt, ist ihre **Internationalität**.

Was aber andrerseits ihr außerordentliche Lebenskraft verleiht, das ist die zweifellose Ungerechtigkeit in der Verteilung des Arbeitsertrags, ferner die rücksichtslose Roheit des Kapitals in bezug auf Existenzsicherung des Arbeitswilligen usw. Diese Mängel lassen sich unter allen Umständen in unserem Wirtschaftsleben bessern. Gelingt es uns, eine brauchbare Theorie zu finden, so sind wir gerettet. Es wird dann möglich sein, die heute internationalistisch gerichteten, aber doch zum größten Teil national gesinnten Wähler der Linksparteien zum **nationalen Gedanken zurückzuführen**.

Erklärend möchte ich bemerken, daß für mich der Schlüssel zur Erkenntnis aller geschichtlichen Zusammenhänge, ja überhaupt der geistigen Entwicklung **der Mensch an sich** ist. Ich glaube, daß man alles Geschehen erklären kann aus der jeweiligen

Veranlagung des handelnden Menschen. Die Menschen sind geistig und körperlich in einem (zurzeit stark abwärts führenden) Entwicklungsprozeß begriffen, dem parallel die geschichtliche (politische) Entwicklung verläuft. Die Ursache des Verfalls ist m. E. immer und ewig der Rassenverfall...

Wenn ich nun fordere, daß die soziale Frage gelöst werden solle, so spreche ich von dieser Lösung nicht in den blauen Dunst hinein, sondern ich bin in der Lage, solchen, die da behaupten: Es gibt keine Lösung der sozialen Frage, und der Ansicht sind, daß die bestehenden wirtschaftlich-sozialen Ungerechtigkeiten eine Folge der allgemeinen menschlichen Unzulänglichkeit seien, mit einer logisch unanfechtbaren Theorie zur Lösung der sozialen Frage aufzuwarten. Es ist nach dem Gesagten klar, daß die Theorie dieser Lösung nur auf Kosten der Besitzenden erfolgen kann und allgemeine Ablehnung finden wird. Infolgedessen unterlasse ich es, mit dieser Theorie an die Öffentlichkeit zu treten und beschränke mich darauf, der Allgemeinheit begreiflich zu machen, daß die Lösung der sozialen Frage an sich eine Lebensnotwendigkeit für das Deutsche Reich und das deutsche Volk ist...

Vielleicht geschehen inzwischen Dinge, die alle weitere Arbeit überflüssig machen, wenigstens auf Zeit! Niemand kann wissen, was gegenwärtig die Weltregierung mit uns vorhat..."

Dritter Brief vom 22. Juli 22.

... „Die Forderung sozialen Denkens oder gar sozialer Reformen ist den zurzeit noch immer ‚oberen Kreisen' im Herzen zuwider. Daß der politische Zusammenbruch nur eine Folge unserer unsozialen Verhältnisse war, ist ihnen noch immer nicht aufgegangen, und ebensowenig, daß das Reich zugrunde geht, wenn wir nicht imstande sind, den sozialen Klassenkampf durch Regelung des Verhältnisses zwischen Unternehmer und Arbeitnehmer zu beenden.

Wir alle, die wir glauben, daß Einigkeit keine Utopie ist, sondern herbeizuführen wäre, und daß es überwiegend die Pflicht der Besitzenden und nicht der Besitzlosen ist, die Grundlagen und die Möglichkeit der Einigkeit zu schaffen, wir alle sollten doch einigermaßen zusammenhalten und möglichst auch zusammenarbeiten. Ein sehr gutes System scheint mir, alle Zeitungsartikel, die im fraglichen Sinne gehalten sind, den Gesinnungsgenossen einzusenden und diese zu veranlassen, der betreffenden Zeitung zustimmend zu schreiben. Man glaubt gar nicht, wie viel Wert die Schriftleitungen darauf legen, solche Zustimmungen zu erhalten. Ich bin überzeugt, daß man auf diese einfache Art und Weise geradezu eine ‚Bewegung' für irgendein Ziel entfachen kann, womit zur Erreichung ungeheuer viel erreicht wird."

Vierter Brief vom 4. September 22.

1. „Ihrem Artikel über das ‚Arbeitsdienstjahr' kann man natürlich nur beistimmen. Daß dieser Gedanke aber zur Tat werde, scheint mir vorläufig ausgeschlossen. Dazu wäre eine völlige Änderung der Regierung — nicht der Staatsform, denn diese ist m. E. belanglos — notwendig. Der Mob würde eine derartige Maßregel sofort als ‚Militarismus' bezeichnen. Tatsächlich würde sie ja auch ohne Zwang und Ordnung, also ohne das, was das Gesindel am ‚Militarismus' haßt, nicht durchzuführen sein...

2. Dir. K. stellt sich die Lösung der sozialen Frage als ein Kompromiß zwischen berechtigten Arbeitnehmerforderungen und dem Entgegenkommen (sozialem Denken) der Arbeitgeber vor. Das ist m. E. ein fundamentaler Irrtum. Die soziale Frage wird nicht durch Kompromisse gelöst, denn jedes Kompromiß wird nach kurzer Zeit, mindestens von einer Seite, als unzureichend empfunden. Die Folge ist dann immer: Vertiefung der sozialen Gegensätze, innere Spannungen, Katastrophe! Die Lösung der sozialen Frage muß endlich einmal grundsätzlich erfolgen. Diese Lösung kann kein Sturm im Wasserglase sein und kann nicht erfolgen nach dem Rezept: Wasch' mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß! Die Lösung der sozialen Frage ist wahrscheinlich die größte Kulturaufgabe, vor die die Menschheit jemals gestellt worden ist.

... Die Lösung kann vom Erbrecht aus versucht werden, wie ich sie plane. Eine andere Lösung, aber eine, die wahrscheinlich theoretisch weniger vollkommen wäre, liegt m. E. im genossenschaftlichen Gedanken. Die Genossenschaft ist überhaupt dazu bestimmt, die heutige Unternehmerwirtschaft abzulösen. Auch der Abbau des Erbrechts würde m. E. zwangsläufig zur Genossenschafts-Wirtschaft führen.

3. Daß die Arbeitnehmer heute niedrig materialistisch sind, ist richtig. Ich sehe diese materialistische Gesinnung als ein Ergebnis der Herabzüchtung der Rasse an, die der unsoziale Klassenstaat mit sich bringt. Nach Lösung der sozialen Frage, die nichts weiter sein kann als eine Gleichmachung der materiellen Vorbedingungen für die Existenzbildung der einzelnen, würden m. E. alle fähigen Elemente aufsteigen und diese kulturelle Hebung würde sicherlich auch den Materialismus einschränken. Freilich, diejenigen Volksteile, die nicht aufsteigen können, weil die Natur selbst sie als völkischen Abfall gekennzeichnet hat, müßten unten bleiben. Ihnen kann keine Lösung der sozialen Frage helfen.

Herr K. scheint keine klare Vorstellung davon zu haben, was denn eigentlich ‚die soziale Frage' und was ‚unsozial' ist. [Der Briefschreiber bezieht sich hier auf den Brief des Großindustriellen, der im Nachstehenden als Nr. 1 zum Abdruck kommt.]

Von seinem Standpunkte als Unternehmer aus ist alles, was er schreibt, durchaus richtig. Die taktische Lage im Klassenkampf ist zurzeit so, daß die Arbeitnehmer die Stärkeren sind. Unter dem Einfluß der sie aufstachelnden Gewerkschaften mißbrauchen sie nun diese Macht und werden sie vielleicht mißbrauchen bis zum völligen Absägen des Astes, auf dem u. a. auch sie selbst sitzen. Die Kampflage kann sich aber auch mal wieder so ändern, daß Amboß wird, wer heute Hammer ist. Wenn dann die Unternehmer wieder die Macht haben, werden sie sie, wie bisher immer, ebenso mißbrauchen. Dieser wechselseitige Mißbrauch der Macht ist eine Folge der menschlichen Selbstsucht. Sache des Staates ist es eben, die Selbstsucht soweit zu zügeln, daß der heutige wilde Klassenkampf aufhört.

Wenn man die Ansichten des Herrn K. nicht als falsch bezeichnen kann, so kann man ebensowenig das Verlangen der Arbeitnehmer auf Überlassung des vollen Arbeitsertrags als unsittlich betrachten. Dieser scheinbare Unsinn — Gegensatz zwischen einer logisch richtigen und einer sittlich berechtigten Forderung bzw. Ansicht — löst sich m. E. dadurch, daß eben das Unternehmertum in der heutigen

Form keine sittliche, wohl aber unter unseren heutigen Verhältnissen eine sehr große praktische Existenzberechtigung hat.

... Letzten Endes kommt es immer auf die persönliche Einstellung an: Entweder man lehnt die Forderung der Lösung der sozialen Frage ab, oder man hält diese Lösung für ein sittliches, nationales und völkisches Gebot. Entweder man bekämpft alle ungerechtfertigten Abhängigkeitsverhältnisse, oder man hält schlechthin alle bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse für ‚gottgewollte' Abhängigkeiten."

Fünfter Brief vom 28. September 1922.

... „Ich glaube nicht, daß Herr K. Aussicht hat, in der Richtung, in der er arbeitet, einen geistigen Aufstieg anstrebend, etwas zu erreichen. Man zitiert schon seit vier Jahren sehr viel Fichte. Genutzt hat es m. E. noch nichts! Im Klassenkampf geht es um rein materielle Dinge. Mit Ermahnungen ist da nichts zu machen. Die Arbeiter stehen heute auf dem Standpunkt: ‚Maul spitzen tut's nicht, es muß gepfiffen werden'. Beendet kann der Klassenkampf nur werden durch eine Lösung der sozialen Frage. Einen Waffenstillstand — Aufschub der Entscheidungen — könnte man vielleicht erzielen durch weitgehende soziale Reformen, die sich aber alle auf die materielle Ebene erstrecken müssen; ideelle Zugeständnisse haben gar keinen Wert.

... Herr K. ist anscheinend hinsichtlich der sozialen Frage sehr pessimistisch. Das kommt vielleicht daher, daß er sich noch nicht die Mühe genommen hat, sich hinsichtlich des Umfangs dieser Aufgabe klarzuwerden. Er denkt an die albernen Forderungen des Marxismus, und infolgedessen erscheint ihm die soziale Frage als ein fürchterliches Ungeheuer, das die ganze Welt verschlingen will und voraussichtlich auch dann noch nicht satt ist.

Wenn man sich aber klar ist, daß der Marxismus einen lebensunfähigen Staat bedeutet, so ergibt sich doch ohne weiteres, daß das marxistische Ideal, zusammengefaßt unter der Forderung ‚Beseitigung aller Abhängigkeitsverhältnisse' utopistisch ist. Der Marxismus stellt uferlose Forderungen auf, von denen nur ein kleiner Teil ‚sozial' und mithin sittlich berechtigt, der bei weitem größte Teil aber unsittlich, antinational, gegen die Staatsordnung verstoßend, antireligiös, den Bestand der Familie bedrohend usw. ist. Es scheint mir unzweifelhaft, daß die Lebenskraft des Marxismus nicht aus den unsittlichen, sondern aus den sittlichen Forderungen fließt. Gelingt es nun, die berechtigten sittlichen Forderungen zu erfüllen, so bleiben ihm nur die unsittlichen übrig. Er wird dann an seinem eigenen Gifte sterben...

Die Beseitigung aller Abhängigkeitsverhältnisse ist unmöglich. Insoweit also eine Lösung der sozialen Frage sich diese Aufgabe stellt, wird sie notwendig unzureichend sein. Der Dumme und Träge, also der, der von Natur nicht zum Aufstieg bestimmt ist, wird immer abhängig bleiben vom Klugen und Arbeitsamen, dem zum Aufstieg Bestimmten. Die Lösung der sozialen Frage kann also niemals herbeiführen, daß „alles, was Menschenantlitz trägt, gleich ist". Die Menschen sind von Natur ungleich. Das wird keine Gleichmacherei ändern können.

Würde es aber jedem Tüchtigen möglich sein, diejenigen Erfolge im Leben zu erringen, die ihm nach seiner natürlichen Veranlagung zustehen, so wäre unsere Wirtschaftsordnung — und damit die soziale Ordnung — einwandfrei. Tatsächlich herr-

schen bei uns aber nicht solche natürlichen Wirtschaftsverhältnisse, die die Menschen notgedrungen als gerecht anerkennen müßten, sondern es herrschen Verhältnisse, die es in zahllosen Fällen mit sich bringen, daß der Tüchtige und Arbeitsame in Abhängigkeit gerät vom körperlich, sittlich oder intellektuell Minderwertigen. Der Marxismus redet nun den Arbeitern ein, daß sie alle Opfer solcher ungerechten, unsozialen Verhältnisse seien. Von dieser Lüge lebt der Marxismus...

Wie Ihnen bekannt ist, bin ich der Ansicht, daß unser jeder natürlichen Ordnung Hohn sprechendes Erbrecht die letzte Ursache aller wirklich unsozialen Abhängigkeitsverhältnisse ist. Ich nehme daher an, daß eine erkenntnismäßig voll befriedigende Lösung der sozialen Frage eben nicht anders möglich ist, als unter Aufopferung des größten Teiles unseres Erbrechts. Ich bin aber nicht anmaßend genug, anzunehmen, daß ich nun gerade den einzigen Weg gefunden hätte, der zum sozialen Frieden führt. Vielleicht können andere noch bessere Wege finden. Wir sollten uns vereinen, um die deutsche Geisteswelt aufzurufen, die Theorie zu schaffen, die zugleich den Marxismus überwindet und den Klassenkampf beendet, also die nationale Einheitsfront schafft.

Es gibt nun eine Schule von Soziologen, die da meinen, die Lösung der sozialen Frage könne durch Stärkung des sittlichen Empfindens erfolgen. Man erwartet sehr viel von der Stärkung des ‚sittlichen Pflichtgefühls auf beiden Seiten'. Ich halte von derartigen Sentiments gar nichts. M. E. sind sittliche Begriffe lediglich Kulturideale, denen freiwillig allenfalls vereinzelte Idealisten oder Leute, die ethisch ihrer Entwicklungsepoche voraus sind, nachleben. Die Beobachtung des praktischen Lebens in allen seinen Erscheinungen, nicht nur der Wirtschaft, beweist mir, daß, abgesehen vom Verhalten Verwandter oder Befreundeter untereinander, ethisch positive Gefühle überhaupt keine Macht haben. Was nun das Wirtschaftsleben betrifft, so wird dieses lediglich beherrscht von der Selbstsucht. Das ist wahrscheinlich auch notwendig, denn die Selbstsucht ist m. E. die Triebfeder des Wirtschaftslebens. Die Selbstsucht ist es, die in dem Drang, sich zu betätigen, Werte schafft. Es ist eine Marxistische Narrheit, die Selbstsucht aus dem Wirtschaftsleben ausschalten zu wollen. Dagegen hat der Staat die Pflicht, der Selbstsucht insoweit Zügel anzulegen, daß die schrankenlose Ausbeutung des wirtschaftlich Schwachen durch die wirtschaftlich Starken verhindert wird.

... Wer annimmt, die soziale Frage könne jemals durch das Unternehmertum auf Grund einer ideologischen Einkehr zum ‚sittlichen Pflichtbewußtsein' gelöst werden, hofft auf den Sanktnimmermehrstag." —

II. Der Großindustrielle

Erster Brief vom 31. Juli 1922.

... „Ich komme nun auf Ihren Artikel ‚Einigkeit' (vom 27. d. M.), muß Ihnen aber leider in einer Sache widersprechen. Sie sagen, daß die Unternehmer möglichst viel vom Ertrag des Arbeitenden für sich und dem Schaffenden nur den notwendigsten Lebensunterhalt zubilligen wollen. Das stimmt ganz und gar nicht. Denn der Unternehmer kann gar nicht das tun, was er will, weil er abhängig ist

von seinem Konkurrenten im In- und Auslande. Würde er den Arbeitern zu viel geben, dann würde er nicht mehr konkurrenzfähig sein, und außerdem hat sich ja bisher immer die Bezahlung nach Angebot und Nachfrage gerichtet. Jetzt sind neue Tarife eingeführt, aber auch diese Tarife befriedigen den Arbeiter nicht mehr. Das ist ja auch ganz klar. Denn je mehr er bekommt, desto mehr will er haben nach dem alten Sprichwort, daß mit dem Essen der Appetit kommt. Würde der Arbeiter heute das Doppelte verdienen, dann würde er sofort sein Leben dementsprechend einrichten. Er würde mehr essen, mehr trinken, mehr Aufwand treiben, so daß es wiederum nicht reicht.

Früher, im alten Deutschen Reich, hat der Beamte, der doch ein sehr kleines Einkommen hatte, sich nach der Decke gestreckt. Er hat sich das und jenes nicht leisten können, weil er eben wußte, daß er nicht mehr bekam. Er mußte sein Leben nach den Verhältnissen richten. Der Arbeiter von heute will es aber anders. Der richtet sich nicht nach seinem Einkommen, sondern sein Einkommen will er nach seinen Verhältnissen einrichten. Ich habe täglich mit den Leuten zu tun, und als auch neulich wieder mal die Klage war, daß die Leute nicht auskommen, erwiderte ich, daß ich die Leute nicht verstehen könnte. Denn solange wie man Weißbrot essen könne, und zwar 5 Stück zum Frühstück und 1 Liter Münchener Bier dazu, könnte ich kein Mitleid haben, worauf mir gesagt wurde, den Dreck — damit meinte der Arbeiter Schwarzbrot — würde er nicht fressen. Wer kauft heute das teuerste Obst auf dem Markte? Der Arbeiter bzw. seine Frau. Früher hat die Frau des Arbeiters noch Dienste als Putz- oder Waschfrau verrichtet, heute hat sie das nicht mehr nötig. Wenn die Bezahlung in der Fabrik zu schlecht wäre, dann würde der Mangel an häuslichen Arbeitsdienstboten nicht so groß sein. Aber alles läuft in die Fabrik.

Ich stehe auf dem Standpunkt, daß dem Arbeiter möglichst viel zugebilligt werden soll. Denn der Arbeiter hat nicht nur das Recht zum Leben, sondern er soll auch die Schönheiten des Lebens mit genießen können. Das Unglück ist dabei, daß der Arbeiter die Schönheiten des Lebens zurzeit nur im Essen und Trinken erblickt. Das schöne Wort Fichtes, daß der Mensch mit Lust und Freudigkeit arbeiten und Zeit übrig behalten soll, seinen Geist und seine Augen zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist, wird nicht gewürdigt. Gut leben und möglichst wenig arbeiten, das ist jetzt die Losung des Arbeiters.

Man sieht es ja auch immer wieder, daß der Arbeiter gar nicht darauf aus ist, durch Arbeit mehr zu verdienen. So ist es bei uns z. B. heute unmöglich, eine Abteilung dazu zu bringen, im Akkord zu arbeiten. Der größte Teil der Arbeiter ist wohl willig und bereit dazu, aber eine geringere Anzahl von radikalen Elementen hat es abgelehnt und zwingt die Mehrheit, ihr Gefolgschaft zu leisten. Wir haben uns unsägliche Mühe gegeben, die Leute zur Vernunft zu bringen, sie zu überzeugen, aber es ist alles umsonst. Der einzelne Arbeiter ist im großen und ganzen unbedingt anständig und vernünftig, aber die geringe Anzahl Radikaler haben das Heft in der Hand und lassen die ohne Zweifel bestehende Mehrzahl der Vernünftigen nicht zu Wort kommen.

Wir Arbeitgeber haben die Notwendigkeit einer Arbeitsgemeinschaft erkannt,

haben sie geschaffen, aber wir richteten nichts aus, weil wir unter den vernünftigen Elementen der Arbeiter keine Persönlichkeiten haben und diese von der Minderzahl Radaulustiger und ewig Unzufriedener ins Schlepptau genommen werden. Wenn die Arbeiter nur wollten, Arbeitgeber und Arbeitnehmer könnten sich ausgezeichnet verstehen, aber letztere wollen nicht, weil die Gewerkschaften es nicht wollen, weil die Sozialdemokratie auseinanderfällt, sobald die Leute zufrieden sind. Das ist der springende Punkt.

Die gemeinsame Grundlage, die Sie in Ihrem Artikel wünschen, wäre da. Die Arbeitgeber sehen vollständig ein, daß sie nur gedeihen können, wenn sie sich mit dem Arbeitnehmer verstehen, aber es wird ihnen zur Unmöglichkeit gemacht. Wir haben uns die größte Mühe gegeben, mit den Leuten gut auszukommen. Wir haben alles Mögliche gewährt; zufriedener aber sind die Leute nicht geworden, im Gegenteil, und nur, weil von hinten her gehetzt wird, weil eben alles unzufrieden gehalten werden muß, wenn das Gebäude der Sozialdemokratie nicht zusammenfallen soll.

Das ist leider der Standpunkt. Von allen Großindustriellen wird Ihnen dies bestätigt werden.

Wenn man sich Gedanken darüber macht, wie das weitergehen soll, so könnte man zu der Überzeugung kommen, daß es erst dann anders wird, wenn die Geschäfte nicht mehr gehen, Arbeitslosigkeit die Folge ist, und die Leute dann endlich aufhören, mit neuen Forderungen heranzutreten. Aber auch dann sind die Radikalen an der Arbeit und schüren und hetzen und lügen. Das Letztere ist das Schlimmste. So kommen wir nicht zur Ruhe, weil die straffe Hand von oben fehlt. Wie die Verhältnisse heute liegen, möchte man schier verzweifeln. Die Löhne steigen wahnsinnig, wodurch dann wieder alles verteuert wird und die Löhne dann wieder in die Höhe gehen. So treibt eins das andere in die Höhe, bis der Bau zusammenbrechen muß. Daß die Valuta dadurch sich verschlechtert, weil immer mehr Papiergeld benötigt wird, je größer die Lohnsummen sind, ist kein Wunder. Aber sie wird nicht dadurch allein verschlechtert, sondern auch durch unsere wahnsinnige Erfüllungspolitik; d. h. je mehr wir erfüllen wollen, desto mehr verlangt der Feind. Immer die alte Geschichte!

Zum Schluß möchte ich Ihnen nur nochmals sagen, daß die Arbeitgeber ganz bestimmt bereit sind, alles zu tun, und sogar den einen Fehler machten, daß sie immer zu sehr nachgegeben haben. Durch ihre viel zu große Nachgiebigkeit sind wir in diesen Morast geraten, weil sie immer sagten, daß sie die Löhne abwälzen könnten. Daß das aber zu der Lage geführt hat, in der wir uns heute befinden, das haben die allerwenigsten gesehen."

Zweiter Brief vom 3. September 22.

... „Herr S. [der Arbeiter] will die ‚soziale Frage' schnellstens gelöst haben. Das ist ebenso unmöglich, wie das sofortige Kommen des Himmelreichs. In dem Augenblick, in dem die soziale Frage gelöst ist, haben wir den Himmel auf Erden. Denn dann gibt es keinen Krieg mehr; dann gibt es auch keine Nationen mehr. Dann gibt es keinen Kampf, aber auch kein Fortschreiten mehr.



In einem hat Herr S. recht, nämlich daß Selbstsucht die Triebfeder der Wirtschaft ist. Aber wenn das so ist, so ist auch die soziale Frage nicht zu lösen, weil dann eben jeder zuerst an sich denkt und nach dem andern nicht fragt. Auf die Lösung der sozialen Frage können wir in der Tat nicht warten. Die soziale Frage wird desto größer, je mehr sich die Industrie vergrößert. Man möchte letztere zu verfluchen geneigt sein, wenn sie nicht nötig wäre, aber es erscheint mir zweifelsfrei, daß wir immer größere Kämpfe bekommen werden, bis ein anderer Geist, der der Brüderlichkeit, einzieht. Da können wir freilich länger warten, als uns lieb ist. Das ist eine bittere, bittere Wahrheit.

Die größeren Fabriken haben alle möglichen Wohlfahrtseinrichtungen, aber alles hat nichts genützt. Gestreikt wird doch! Warum? Weil gehetzt wird von außen, weil die Führer davon leben, weil die Partei, möge sie heißen, wie sie wolle, sonst zugrunde ginge. Und das geht doch nicht!!

Warum ist der Marxismus so groß geworden, so erfolgreich gewesen und vorläufig noch so erfolgreich? Weil er den Menschen den Himmel auf Erden vorzauberte, vor allem wenig Arbeit und recht bequemes Leben. Diesem Marxismus haben wir nur eines entgegenzusetzen, und das wäre restloses Teilen des Gewinns. Das werden aber die Fabrikanten, Agrarier, Händler usw. niemals tun, weil es nicht zu machen ist und weil dann erst recht Streit darüber entstehen würde, wie die Bilanz aufzustellen ist. Der vorsichtige Kaufmann würde Reserven verlangen, weil er sie haben muß, während der Arbeiter nur geteilt haben will.

Ich habe in meiner Praxis herausgefunden, daß ich den Leuten nicht helfen kann, weil sie immer wieder verhetzt werden, weil, was man auch tut, nicht anerkannt wird und die Hetzer noch mehr verlangen und weil sie mit Mitteln arbeiten, die ein gutes Einvernehmen absolut unmöglich machen. Ich habe alles versucht und nichts erreicht.

Herr S. ist nicht gut unterrichtet, wenn er sagt, daß die Verteilung des Arbeitsertrags zweifellos ungerecht sei und wenn er von der rücksichtslosen Roheit des Kapitals in bezug auf Existenzsicherung des Arbeitswilligen spricht. Weiß er denn, was auf diesem Gebiet geschieht? Man darf auch nicht vergessen, daß die deutschen Werke mit denen anderer Länder konkurrieren müssen und sich keine Extravaganzen erlauben dürfen.

Ursache des Verfalls ist niemals Rassenverfall, sondern Mangel an Religion und dadurch, daß die Besitzenden den Mittellosen kein gutes Beispiel der Einfachheit und Demut geben. Das ist es, woran wir kranken!

Herr S. ist ferner im Irrtum, wenn er sagt, daß die Besitzenden, auf deren Kosten die Lösung gehe, die Möglichkeit der Lösung ablehnen würden. Was würden sie nicht daran geben, wenn die Frage zu lösen wäre! Würden sie dann wohl Ruhe haben, die sie so sehr ersehnen? Ich würde alles tun, aber der fürchterliche Appetit nach noch mehr würde uns zugrunde richten. Nur die Arbeit kann uns weiterbringen, und das wollen ja gerade die Arbeiter nicht! Ich denke Tag und Nacht über die soziale Frage nach und stehe beschämt, daß ich bekennen muß: Ich bin am Ende mit meinem Wissen.“

Dritter Brief vom 5. November 1922.

... „Herr S. kennt nur eins: Lösung der sozialen Frage. Aber das ist eine so große Bestellung, daß ich darauf erwidere: daß, wenn diese Frage gelöst ist, alles gelöst ist. Auch für mich ist diese berühmte Frage alles. S. sagt, ich sei zu pessimistisch und mir nicht klar, weil ich mir über den Umfang der Frage nicht klar geworden sei. Da scheinen wir doch aneinander vorbeizureden. Herr S. soll doch nicht meinen, daß die großen sowohl wie die kleinen Köpfe der Industrie der ganzen Erde darüber nicht schon nachgedacht haben und sich ihr Hirn zermartern, um eine Lösung zu finden. Daß sie einmal gefunden wird, ist m. E. fraglos, nur werden wir und unsere Kindeskinder es nicht erleben. S. nennt das Leben eine Affenkomödie. Ich nicht, und gerade da scheint mir, daß gefehlt wird.

Wenn S. den Sinn des Lebens noch nicht besser erfaßt hat, dann ist es kein Wunder, wenn er mit dem Leben unzufrieden ist. Ich aber sage, solange die Menschen nicht wieder zum Christentum zurückkehren, dann werden wir nie die soziale Frage lösen. Im Christentum liegt alles. Herr S. widerspricht sich aber auch, wenn er einerseits schreibt, daß die Selbstsucht die Triebfeder von allem sei und auch notwendig wäre, um weiterzukommen, was ohne Zweifel richtig ist, daß die Selbstsucht aber auch eingedämmt werden müsse. Wo ist die Grenze?

Auch da muß das Christentum einsetzen. Nicht unrecht hat Herr S. mit Bezug auf das Erbrecht. Aber auch hier nur mit Mäßigung. Auch das ist ein furchtbar schweres Kapitel, das z. B. gerade in jetziger Zeit, in der der Marxismus eine so große Rolle spielt, ein ganz gefährliches Experiment wäre.

Was er von den Dienstboten sagt, ist ohne Zweifel richtig. Da hat er meine ganze Billigung ... Ich betrachte die Beschäftigung von Frauen und Mädchen in den Fabriken als eine höchst gefährliche und verderbliche Sache. Wieviel besser würde alles sein, wenn das weibliche Geschlecht nur für das Haus tätig sein könnte, für Hospitäler, Schulen und Erziehungsstätten! Wieviel besser würde alles sein, wenn das Heim der Arbeiter von Frauen richtig geführt würde, wenn diese sich mehr dem Haushalt und den Kindern widmen könnten! Die Industrie ist in gewissem Grade und in dieser Hinsicht ein Unglück; und je mehr sie sich ausdehnt, Frauen und Mädchen beschäftigt, bringt sie Verderben. Die soziale Frage wäre der Lösung näher gerückt, wenn das Arbeiterheim geordneter wäre, sauberer, freundlicher, wenn der gute Geist der Frau darin walten würde.

> „O Frauenmacht, wenn du dich recht verständest
> Und nie begehrtest über dich hinaus,
> Den Herrscherstab im Geist der Stille fändest:
> Wir wären besser, heil'ger wär' das Haus."

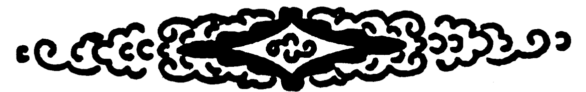
So sind auch die Mietskasernen, diese Art Arbeiterhäuser, ein Unglück. Der Arbeiter braucht, wenn er heimkommt, Luft und Licht und Sonne im Heim und im Herzen. Dann wäre er zufrieden. Hätte er ein eignes, kleines Haus, einen Garten, in dem er sich sonnen kann, wieviel wohler wäre ihm!

Da hat die Arbeitgeberschaft viel gesündigt. Ich gebe gerne zu, daß nicht alle Fabriken in der Lage waren, da viel zu schaffen, aber die Regierung hätte helfen

müssen und können. Wäre auf diesem Gebiet mehr geleistet worden, dann hätte auch das Christentum sich mehr ausbreiten können, dann hätte sich der Arbeiter vielleicht nicht so abweisend ihm gegenüber gezeigt.

Unsere Fabrik hat Kolonien gebaut, allerdings auch nicht viel Freude dabei erlebt, aber warum wohl? Weil der Geist fehlte; weil an einem gewissen Punkt haltgemacht wurde. Vom Arbeiter allein kann nicht verlangt werden, daß er nun gleich zufrieden sei, denn viel mehr muß von dem Fabrikanten getan werden, und zwar auf geistigem Gebiet. Da ist nicht gesät worden ...

Ich bin von der Gewinnbeteiligung der Arbeiter nicht entzückt, wenigstens solange nicht, wie nicht bessere Lebensverhältnisse geschaffen sind. Was nützen dem Arbeiter die paar Groschen Anteil — denn so viel sind es nur im Verhältnis zu seinem Lohn — wenn er im Dunkel lebt! Und er lebt im Dunkel! Da haben Arbeitgeber, Regierungen, Stadtverwaltungen versagt. Eigenheime sind die Grundbedingung zu allererst, dann kämen wir der Lösung der sozialen Frage etwas näher. Und wenn dann die Reichen sich etwas beschränken würden und nicht so auftreten, wie sie es oft tun, sondern den Ärmeren mit besserem Beispiel der Bescheidenheit, Einfachheit und Gottesfurcht vorangehen würden: dann wäre der zweite große Schritt getan"...



Der deutsche Wandersmann

Von Fritz Halbach

Auf, auf, mein Wandersmann! Die Wachtel schlägt im Feld!
Gott steht am Hügel dort und segnet froh die Welt.

Siehst du die Morgenau in tausend Perlen blinken?
So magst du Gottes Lieb' aus tausend Quellen trinken!

Wie ruht das goldne Licht auf grünbelaubten Bäumen!
Demüt'ger wird das Herz, kniet es in solchen Räumen.

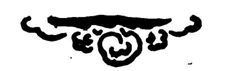
Wem heilige Natur auftut des Herzens Türen,
Der kann sich nimmermehr an Menschenlug verlieren.

Frischauf, mein Wandersmann! Gott steht im Licht am Hügel!
Du ahnst ihn tiefbewegt! Dein Fuß wird Engelsflügel.

Schau' klaren Blicks dich um! Die Zeit ist voller Not:
So teile fromm und froh dein letztes Stücklein Brot!

Frag' nichts nach Lohn und Dank! Trag' Einfalt im Gemüte!
Schenkt Gott nicht freudig auch in niebegriffner Güte?

Häng' nimmermehr dein Herz an eitle Siebensachen!
Erhalt' dich frei und froh, so kannst du fröhlich machen!



Der verzauberte Musikant
Eine Peter Gast-Novelle von Ernst Wachler

Der bekannte Gründer des Harzer Bergtheaters schildert hier in leichter novellistischer Verschleierung seine persönlichen Beziehungen zu Peter Gast, dem Freunde Friedrich Nietzsches. D. T.

Es war eine laue Vorfrühlingsnacht, als mit dem zwölften Glockenschlage zwei Männer aus der Gastwirtschaft zum Jungbrunnen in Weimar auf die Esplanade heraustraten — an der das Schillerhaus steht — und über den Karlsplatz ihren Wohnungen zustrebten. Neben dem hagern Enthusiasten schritt der Musikus mit dunklem wallenden Haupthaar: untersetzt, breitschultrig, in schwarzem Schlapphut, den Mantel umgeschlagen. Der Vollmond schien und warf gespenstige Schatten; nicht weniger aber spukte in den Köpfen der beiden der Geist des Rebensaftes und der Gespräche nach, die im Hinterstübchen der Wirtschaft, in dem kleinen Kreise der zechenden Künstler erklungen waren.

„Ach," sagte der Musikus mit einem tiefen Seufzer, „wer nur Musik treiben könnte! Sie ist doch mein eigentliches Handwerk, auf das ich mich verstehe. Statt über einem Haufen von Papier jahrein, jahraus zu sitzen und krause Schnörkel zu entziffern!"

„Kann sie sonst niemand lesen?" forschte sein Begleiter.

„Ich wüßte keinen! Und er war mein Lehrer und Freund, dem ich Treue über den Tod hinaus schulde. Sein Nachlaß ist ein Heiligtum. Was liegt an mir! Aber von ihm darf nichts der Welt verloren gehen. Es ist ein Dienst, den ich gerne leiste. Nur zuweilen überkommt mich das Gefühl, daß ich im Staube verdorre — dann drängt es mich hinaus aus meiner Höhle — verzehrt mich Sehnsucht nach den Klängen, die in mir schlummern, die Gehör verlangen!"

„Ließe sich da nicht Rat schaffen?" fragte der andere. „Reißen Sie sich los! Wagen Sie es, wenigstens für eine Spanne Zeit, sich selbst anzugehören! Das ist kein Verrat an dem Freunde, mit nichten; er selbst, der Liebhaber der Weisheit, würde es verschmähen, daß Sie sich ihm ganz zum Opfer bringen! Sie ehren sein Gedächtnis, seinen Glauben an Ihre Kunst, wenn Sie sie erneut, mit frischen Kräften ausüben!"

„Mir fehlt die Gelegenheit", versetzte der Musiker trübselig.

„Wenn es weiter nichts ist!" rief der Enthusiast. „Können wir nicht, im Sinne des Verklärten, eine heilige Frühlingsfeier begehen? Musik in weite Fernen: ins offene Waldgebirge — davon spricht er einmal; denn wenig bleibe noch übrig. Können wir nicht diesen Traum verwirklichen?"

„Wie wäre das möglich?" fragte der Musikus zögernd.

„Ungläubiger Zweifler!" gab der andere zurück. „So wissen Sie nicht, daß ich, von Wichart, dem Maler, angeregt, selbst ein Maispiel geschaffen habe? Mit Liedern, Reigen und Chören! Das für die Aufführung im Freien gedacht ist? Warum könnten wir es nicht, im nordischen Gebirge, zur Darstellung bringen? — Und Ihr, Maestro Pietro, müßt die Musik dazu schreiben!"

„Das wäre!" sagte der Musiker betroffen, indem er stehen blieb. „Die Aufgabe könnte mich locken. Geben Sie mir Frist zur Überlegung!"

„Behüte!" erwiderte der Begleiter. „Wo denken Sie hin? Die Zeit ist knapp, wofern wir etwas zustande bringen wollen: nur wenige Monate! Entscheiden Sie sich! Nehmen Sie an!"

„Nun denn," gab der Tonsetzer, in die Enge getrieben, zurück, „ich will es versuchen!"

„Vortrefflich! Schon morgen habt Ihr meinen Text im Hause; und gefällt er Euch, soll Euch Frau Musika Tag und Nacht umgaukeln, bis Eurem Bunde mit ihr die reizendsten Kinder entsprossen sind!"

Der Gefährte brummte vor sich hin, daß seine Phantasie flügellahm, seine Erfindungsgabe eingetrocknet sei; aber das half ihm nichts. „Abgemacht!" rief der Enthusiast. „Eure Hand darauf! Und nun lebt wohl, Meister, gute Nacht!"

Damit trennten sie sich und eilten ihren Behausungen zu; der Enthusiast vergnügt, daß er den Musikus gewonnen, und dieser besorgt, daß er sein Wort allzu rasch und leichtsinnig verpfändet. —

Andern Tages, als der Überrumpelte die Dichtung in Händen hielt, sah er erst, welches Wagnis er auf sich genommen, dazu die Musik in so kurzer Zeit zu liefern. Was gab es da nicht alles zu bedenken! Er lief fuchsteufelswild im Zimmer auf und ab und fuhr sich mit den Händen durch das Haar. Aber er mochte doch nicht absagen und den Mann in Verlegenheit bringen, der so viel Vertrauen in ihn setzte. So ließ er denn alles andere liegen und machte sich mit Feuereifer ans Werk.

Der Enthusiast drängte. Der Maestro versprach, das Ganze zu schaffen bis auf die Chöre am Schlusse des Werkes; dazu mangele es an Zeit; indes könne man ihre Ausführung gewiß dem jungen Chorrepetitor der Oper anvertrauen, der eine schöne Begabung zeige, zumal wenn er selbst den musikalischen Teil einübe. Der junge Kapellmeister ward ins Vertrauen gezogen und erbot sich bereitwillig als Helfer und Leiter.

Der Meister, jäh dem Wuste von Papier entrückt und in den Zauberkreis der Töne gebannt, wunderte sich im stillen selbst, wie schnell die Arbeit vorschritt, an der ein anderer verzweifelt war. Seine Traumphantasie, einmal vom Gotte beflügelt, sprühte gleichsam Blitzfunken, die sich zu wundersamen Gesichten und Gebilden entfalteten.

So kam es, daß nach geraumer Zeit der Enthusiast in der Dämmerstunde zu Besuch bei dem Musikus weilte, der am Klavier die fertigen Stücke zum besten gab. Das Spiel des Tonsetzers war, wie man dies häufig findet, keineswegs vollendet, aber kräftig und ausdrucksvoll. Er trug das Vorspiel vor, den Einzugsmarsch des Maigrafen, das Mädchenlied zum Maireigen, die Bauerntänze, und machte mit dem Schwertlied den Beschluß.

„Herrlich, herrlich!" rief der Besucher und schüttelte dem Maestro einmal über das andere die Hand. „Damit habt Ihr Euch selbst übertroffen! Der Genius Mozarts, des Götterlieblings, ist neu in Euch erwacht! Wie beschwingt ist doch diese Musik, lockend und einschmeichelnd; wie heiter und voller Anmut! Wie gibt sie, in Rhythmus und Melodie, dem festlichen Übermut des Tanzes Ausdruck! Wie atmet sie Lebenslust und Freude, wie ist sie ganz beseelt von göttlicher Leichtigkeit!"

Der Künstler war erfreut, daß seine Schöpfung dem Hörer gefiel. „Das sind nur Andeutungen," sagte er bescheiden, „und sie geben von der Musik keinen Begriff.

Man kann die verschiedenen Stimmen auf dem Klavier nicht zur Geltung bringen. Aber lassen Sie uns erst den vollen Klang des Orchesters vernehmen: das ist etwas anderes!"

„Ich bin überzeugt", versetzte der Enthusiast. „Eilen wir; lassen wir die Stimmen ausschreiben; es drängt mich, Ihre Kunst der Öffentlichkeit zu übermitteln!"

„Sie beschämen mich", erwiderte der Tonsetzer. „Ich habe mich nie um die Vorführung meiner Sachen bemüht. Es genügte mir, wenn meine Musik einem einzigen Freude machte, für den sie bestimmt, der mein Zuhörer war, wenn ich in meinem buen retiro zu Venedig schuf."

„Ihr solltet eine Gesellschaft, solltet ein Volk als Zuhörer haben!" sagte der andere leidenschaftlich. „Ist die Lerche, die im Morgenlicht jubelnd zum Himmel aufsteigt, nicht ein göttliches Wunder? Schande über eine Mitwelt, die Euch nicht Gehör und Anerkennung zollt! Was ich dazu tun kann, soll gewiß geschehen!" —

Indes den Maestro nun die Instrumentierung, die Vollendung der Partitur in Anspruch nahm, war der Enthusiast nicht müßig. Er bereiste die Gegend, die er ins Auge gefaßt, traf seine Wahl, Maßnahmen und Anordnungen und bereitete alles für die große Veranstaltung vor. Und so geschwind gingen, unter dem dauernden Antrieb, die Arbeiten der Bauhandwerker vom Fleck, daß, als der Frühling ins Land kam, die Anlage fertig war.

Dabei galt es mannigfachen Widerstand der stumpfen Welt zu überwinden: der eine fürchtete, man könne in unserm Himmelsstrich im Freien nicht sitzen, ohne sich den Schnupfen zu holen; der andere besorgte, die Unberührtheit der Natur würde entweiht und verdorben, der dritte, dasselbe Bild der Landschaft möchte auf die Dauer eintönig wirken — und was derlei törichte Meinungen und Einreden mehr waren. Allein der Enthusiast ließ sich nicht beirren oder in seinen Entschlüssen wankend machen: er führte seinen Vorsatz durch. Als schließlich die Vorbereitungen beendet, wurden die Bewohner durch Anzeigen und Anschläge von überall her zur Frühlingsfeier geladen.

* * *

Es war ein strahlender Maientag, als der Maestro, auf seinen Knotenstock gestützt, die Reisetasche umgehängt, langsam den Bergweg hinaufstieg, am Steinbach entlang, durch das gewundene Tal. Nun lachte ihm die Freiheit statt der vier Wände, die ihn bisher umschlossen — nun umfing ihn, den allem Papier Entronnenen, der heimatliche Wald, der leise rauschende, wundersam erquickend — nun spendeten ihm die alten Buchen und Linden kühlen Schatten. Er aber sah ein anderes Bild vor sich: sein Zimmer in dem fernen Venedig, sich selbst musizierend, dabei den Freund, den unvergleichlichen, als einzigen Hörer, die Abendlichtfarben auf der Piazza — hörte das sanfte Geläut der Osterglocken über die Lagunenstadt hin... So kam ihr Frühling im Süden... Es war ein Traum — wie lange her?! Und doch, nahm denn die Fremde seine Gaben? Und wie würde nun die Heimat sie aufnehmen — das deutsche Volk, dem sein Schaffen gehörte? Wie wenig war bisher geglückt — wie kümmerlich der Erfolg! Wer schenkte denn seiner Kunst Gehör in der Welt? Sein Weg — seine Weisen lockten keinen; überall stieß er auf verschlossene Türen. Und was vermochte er, gemessen an den Großen?

Zweifel und Unruhe befielen ihn über das Gelingen des Vorhabens, Scheu vor dem Neuen und Ungewohnten; das eigene Werk erschien ihm mit einem Male seltsam fremd.

Schließlich, nach langem Steigen, erreichte er die Hochfläche, stand am Bergesrand und sah erstaunt und erschüttert auf das überwältigende Bild, das sich ihm darbot.

Unsere Bühne nah den Sternen
Haben hierher wir gebaut
Auf die Höhen, um zu lernen,
Daß in Tiefen und in Fernen
Hoher Sinn befreiter schaut.

Steigt herauf, wollt ihr verstehen
Erdendasein, Menschenlos,
Seht das Kommen und das Gehen,
Wie's die ewigen Götter sehen —
Hier ist alles ernst und groß.

Reiner wandeln hier die Schatten
Über niederm Staubgewühl,
Derer, die geduldet hatten;
Nimmermehr wird hier ermatten
Edler Seelen Mitgefühl.

All den Gipfeln in der Runde
Tönt der Dichtung heilig Wort
Von des höchsten Alters Munde
Zu der Dinge letztem Grunde —
Zu den Menschenherzen fort!

Diese Strophen Hermann Linggs, auf Epidauros gedichtet und eigentlich auf das altgriechische Theater gemünzt, waren an der schmalen Zugangspforte angebracht. Sie sollten den Besucher einführen in die andere Welt, die sich plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, vor ihm erschloß. Der Meister stand sinnend. Hier also sollte sich sein Künstlertraum erfüllen!

Ein Felsenheiligtum öffnete sich auf Bergeshöhe: an einer Stätte, die vordem kein menschlicher Fuß betreten. Wo früher unwegsame Wildnis war, breitete sich jetzt ein mächtiger Halbkreis mit zahllosen Stufen: zu Füßen eine Plattform, über die der Blick in ein grünes Waldtal fiel, von der Kette der Vorberge begrenzt, und über deren Saum hinüberschweifte nach der weitgedehnten prangenden Ebene, mit Ackerfluren und menschlichen Siedelungen. Zur Rechten stieg ein schroffer Felsen auf, Hunderte von Klaftern jäh in einen Abgrund stürzend, doppelt gespalten in ungeheuren Blöcken und ödem Geröll; in dessen Gipfel war die Anlage eingebettet wie ein Adlerhorst; auf seiner Spitze aber ragten zwei einsame Kiefern gleich einem trotzigen Wahrzeichen.

Der Eichenhain umschloß die freigelegte Schlucht. Ringsum der Bergwald; die schmale Kuppe begrenzt durch einen Steinwall, der einst als Befestigung diente und an dessen Rand noch eine Baumgruppe auf hügeligem Boden, ein Fundstein mit Radkreis und Opferbecken in graue Vorzeit zu deuten und diese Stätte als einen uralten Gerichts- und Versammlungsort der Freisassen zu bezeugen schien. Um so mehr, als der Name des Tanzplatzes, an dem Berggipfel haftend, hier ein Heiligtum der höchsten heimischen Göttin verriet: der mütterlichen Frau Holle, der Himmel und Erde geweiht waren; während der gegenüberliegende Felsengipfel, von alters durch die riesige Spur des Roßhufes geheiligt, gleichsam einen Altar des Himmelsgottes selber darstellte, dessen Namen der schäumende Bergfluß trägt. Hier verfolgt im Gewittersturm der furchtbare Gott, der Wode, der wilde Jäger auf schwarzer Wolke die fliehende Brünhild, die lichte Himmelsjungfrau, über den tosenden Abgrund; hier schaut den Walkürenritt in Frühlingsnächten, wenn der Mond durch zerrissene Nebelfetzen scheint, leibhaft noch heut der ehrfürchtige Wanderer. Eine

uralte Treppe, in den Stein gehauen, halb verfallen, führt in zahllosen Stufen aus dem Kessel des Bergflusses zur Höhe empor; droben aber empfängt den Müden die Waldschenke und gewährt ihm Rast und Erquickung. —

Was immer es sein mochte, das die Scharen herbeigelockt hatte, Schaulust oder Neugier: genug, sie füllten die gewaltige Runde. Staunend sah der Musikus, der den Reisestaub eben erst abgeschüttelt und nun vom Bauherrn geführt und bedeutet ward, auf das ungewohnte Treiben: auf ein in den Wald zur Festfeier zusammengeströmtes Volk. Aber es verwirrte den Einsiedler eher, als daß es den Aufruhr in seiner Brust besänftigt hätte.

Es war ein lauer Frühlingsabend; die Sonne ging im Westen purpurrot zur Neige. Ringsum tiefe Stille, seltsam nur durchbrochen vom späten Schlag eines einsamen Waldvogels. Die Unruhe, das leise Gesumm der Menge verstummte, und alles lauschte dem lieblichen Gesang.

Am Fuß der Mitteltreppe, die den Ring der Gäste durchschnitt, erhob sich ein schlichter Steinaltar; auf dem ward jetzt von einer fackeltragenden Jungfrau in weißem Gewand und Schleier, Eichenlaub im Haar, die bläulich zuckende Flamme entzündet: als Sinnbild, daß durch diese Handlung das Feuerheiligtum geweiht ward. Kein Laut erscholl; eine tiefe Andacht und Ergriffenheit senkte sich auf die Versammlung, und ein Hauch des Ewigen schien sie zu berühren. Ein traumhafter Zustand umfing sie und entrückte sie in eine höhere Welt.

Mit einem Mal ertönten, durch unsichtbarer Spielleute Hand, heitere Klänge. Das Vorspiel setzte ein, mit Geigen und Holzbläsern; es zog alles in seinen Bann; und willig überließ sich ein jeder in der köstlichen Luft dem berückenden Zauber. Kein Laut ging verloren in der weiten Runde; die leiseste Schattierung und Färbung der Töne drang noch vernehmlich an jedes Ohr.

Die Musik schwieg. Der lauschende Künstler war gespannt. Das Mädchen kommt in der heiligen Frühe des Maitages, den Quell mit Blumen zu kränzen und Glück zu erflehen; dabei fällt ihr Auge auf die Maien vor ihrem Fenster, mit wehenden Bändern in der Krone, die ihr über Nacht gesetzt sind. Aber kaum hat sie sich von ihrer freudigen Überraschung erholt, als die Erscheinung einer hoheitvollen Fremden ihr ein neues Rätsel aufgibt. Die Unbekannte bittet um Schutz und Herberge und erlangt sie von dem Bauer. Jetzt setzt das Spiel wiederum ein: der festliche Zug des Maigrafen naht, auf dem freien Platze den Maibaum aufzurichten und die Braut einzuholen; der Freiwerber pocht ans Haus, die Heraustretende wird von den Gespielinnen mit Blütenkranz und Schleier geschmückt und der Ring um sie geschlossen; dann ertönt das Mädchenlied zum Maireigen:

Laßt uns die Königin grüßen,
Hei, juchhei!
Streut Blumen ihr zu Füßen,
Hei, juchhei!
Der harte Winter ist vorbei,
Im grünen Kleid kam der Herr Mai!

„Das klang nicht übel“, sagte der Maestro befriedigt vor sich hin und wandte kein Auge ab von dem Spiel.

Der Maigraf, kraft alten Rechtes, ergreift von der Braut Besitz, besteigt den laubumwundenen Thron und eröffnet das Fest. Die Mädchen werden versteigert und als Mailehen für ein Jahr vergeben. Nun lauschte der Musikus aufmerksam: denn ein Tanz um den Maibaum folgte; Ringstechen, Wettlauf, Wurfball und andere Lustbarkeiten dienen als Kurzweil, von den Scherzen des Spaßmachers unterbrochen. Hirt und Jäger, Köhler und Bergmann bringen dem Brautpaar ihre Gaben dar: die Schätze der Erde; die Gunst der Himmlischen aber glaubt das Mädchen in der geheimnisvollen Begegnung der Frühe zu erkennen. Nach dem Schwerttanz der Burschen bricht die Dämmerung herein, der Wald dunkelt; und gleich grauen Schatten tauchen Nebel auf, die hier- und dorthin ziehen und Gestalt gewinnen. Feierlich, mit gemessenem Schritt, hält der Chor der Waldfrauen Umzug, deren Mitte schließlich die hohe Fremde einnimmt, Frau Holda selbst; ihr tritt als Wanderer in Breithut und dunklem Mantel der Gemahl zur Seite: der Völkergebieter, Allvater: Himmel und Erde vereinen sich, die Frühlingszeit, die Hochzeit der Himmlischen ist da. Sie spenden dem Bräutigam das Eisen — als Waffe und Pflug —, der Braut die Spindel. Der Bauer lädt sie zum Imbiß; er begrüßt die Vertriebenen und Verbannten, die endlich Zurückgekehrten als Beschützer von Haus und Herd, als Schirmherrn der Heimat, als Erretter aus Fron und Fremdsucht und gelobt ihnen unverbrüchliche Treue. Die Landleute erneuern den Bund, wieder geweiht wird die Stätte und als Zeichen der Holzstoß neu auf der Höhe entfacht: daß die Glut, die reine, läuternde, weit in die Täler leuchte. Der Gott verheißt: „Solange diese Flammen gen Himmel lodern, Jubel und Begeisterung sie umtönen, der freie Knabe kühn sein Haupt erhebt, so lang wird euer Volk nicht untergehen!" Und mit dem Umwandeln des Feuers durch die Waldfrauen endet das nächtliche Bild.

Und doch war es kein Ende: denn in schweigender Ergriffenheit wogten die Menschen in dem weiten Raum; Tränen blinkten in dem Auge manches ergrauten Mannes. Alt und jung, hoch und niedrig fühlte sich erschüttert und im tiefsten Innern bewegt; nun drängte alles, dem Zauberer, dessen wundersame Weisen die Herzen gerührt und sie für goldene Harmonien erschlossen hatte, überquellenden Dank zu sagen.

Allein der Meister blieb abseits, versteckt im Gewühl, nach seiner Art, und hütete sich weislich, sich hervorzuwagen. Wohl hatte auch ihm das Spiel Freude und Genugtuung bereitet, wohl war er aufmerksam den Eindrücken der Handlung gefolgt, aber er schien viel zu bescheiden, um sich selbst ein Verdienst beizumessen, und zu scheu, um vor die Leute zu treten. Eine Feier aber war es nun doch geworden — und ein Ehrentag für ihn überdies!

Erst als sich die Menge verlaufen, trat er näher an die Gruppe heran, die sich allein noch auf der Terrasse befand, zu Füßen das nächtliche Dunkel, in dem vor kurzem das holde Gebilde der Kunst versunken war, gleich einem Traume.

Der Bauherr stand neben einem alten, graubärtigen Manne in dunklem Schlapphut und Mantel, dessen fahles, verwittertes Antlitz mit leuchtendem Auge im Scheine der Fackeln einen geisterhaften Ausdruck zeigte, gleich dem eines Sehers.

„Es ist erfüllt!" rief der Greis. „Ich fühl's, daß ich nicht umsonst gelebt, daß ich ruhig zur Grube fahren kann! Was Klopstock gewollt, der Sohn dieses Gaues, das

Vätererbe, das verborgene, das ich treulich gehütet, vom Weistum der Edda an, ein schlichter Mann aus dem Volke, da sich kein besserer fand, und doch ein nimmermüder Wächter im Tempel der Natur — das Allgefühl —, es lebt und wird leben in unserm Volke: als seine hohe, heilige Offenbarung!"

„Seht den Meister vor Euch, dessen himmlische Kunst unsere Feier gelingen ließ!" sprach der Bauherr.

„Heil denen, die diese Offenbarung verkündet", sagte der Alte. „Die diese Stätte auf Bergeshöhe, wo der Atem der Gottheit weht, aufs neue geweiht! Denn wo gäbe es in unserm Vaterlande einen Ort, dessen Überlieferung in ältere Vorzeit zurückreichte? Hier ist einzig die Stätte, groß und erhaben genug, daß sich unser Volk auf sich selbst besinne, das Fremde und Falsche abwerfe und sich in Eintracht zusammenfinde — die Stätte, würdig, der Wallfahrtsort aller Deutschen zu werden!"

„Gebe es ein gütiges Schicksal!" erwiderte der Bauherr.

„Die Gewißheit nehme ich mit mir", versetzte der Alte. „Nicht umsonst ließ ich mich im Wägelchen auf den Berg fahren, da meine Glieder zu schwach sind, heraufzusteigen wie dereinst. Jetzt muß ich hinab; es ist spät. Lebt wohl! Und geht ihr, nach Jahren, an dem ehrwürdigen Kastanienbaum vorbei, der am Eingang des Tales steht, so denkt des Handwerksmannes, der ein Menschenalter in seinem Schatten gesessen und an seines Volkes Adel geglaubt hat!"

Mit einem Händedruck nahm er Abschied und humpelte an seinem Stock davon.

„Wer ist der wunderliche Mann?" fragte der Musikus.

„Ein gebrechlicher Greis," antwortete der andere, „entkräftet, vom Tode gezeichnet, aber beseelt von dem göttlichen Funken, den der Genius der Nation in ihm erweckte. Der ideale Zuschauer — unter Hunderten zählt nur er! Ihm allein galt diese Frühlingsfeier, ihm allein erschloß Eure zauberische Kunst die letzten Geheimnisse!"

„Der Zauber ist vorbei", sprach der Musikus dumpf. „Hinweg vom Volke! Verstumme die innere Stimme, die mich verführt, mich trügt! Ich kenne mein Los — mein Verhängnis. Dunkel vor meinen Augen — so werd' ich in Nacht vergehen. Einsam und verkannt werde ich sterben — im Schatten eines Größeren. Leben Sie wohl, mein Freund! Sie haben die reine Geisterwelt entbunden. Ich bin wahrhaftig ein Gespenst bei lebendigem Leibe. Nun scheiden wir. Ich werde nie mehr etwas in Töne fassen. Vergessen wir die Ausnahme! Sie haben mich Verwunschenen zum Leben erweckt — für eine kurze Spanne! Nun wartet meiner die Aufgabe, die mich übermächtig in ihren Bann zwingt! Nun vergrabe ich mich wieder in meine Höhle!"

Mit Bestürzuhg vernahm der Gefährte diesen Ausbruch. Er suchte ihn zurückzuhalten — umsonst! Schon hatte der Musikus sich losgerissen, eilenden Fußes, die Pforte schlug zu, Ruf und Gegenruf verhallten — so stürmte er hinaus in die Nacht!



Wildenbruch und Weimar

Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund

Mitgeteilt von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Berlin, 23. Januar 1905.

Werter, lieber Freund,

es drängt mich, Ihnen sogleich nach Empfang Ihres Briefes zu antworten und Ihnen zu danken, daß Sie den Dingen, die uns hier in Berlin so tief erschüttert, so nah berührt haben, als wären wir in Weimar dabeigewesen, ein solches Echo und daß Sie mir von dem Zustand der dortigen Dinge ein solches Bild gegeben haben. Ich kann wohl sagen, daß selten, vielleicht noch nie der Tod eines Menschen mich mit einem so tiefen Jammergefühl erfüllt hat, wie der dieser unglücklichen jungen Frau [Großherzogin]. Und das verstärkt sich, indem ich aus Ihren Worten erfahre, daß sie dieses so freudlose Leben dennoch gern noch weitergelebt hätte, daß sie so ungern dahingegangen ist. War es eine Vorahnung, daß mich solche Empfindung der Öde überkam, als ich am Abend des Hexenliedes im Theater den Großherzog so einsam in seiner Loge und in der großen Loge nur die Umgebung der Großherzogin, diese selbst aber nicht sah? Dieses Gefühl des Jammers und der Öde verstärkte sich, indem ich lese, was Sie mir über ihn, den Großherzog, sagen... [Hier muß einiges ausfallen. L.] Gleich nachdem ich die Trauerkunde in der Zeitung gelesen, hatte ich ihm einige Zeilen aufrichtigen Beileids geschrieben — sehr rasch darauf habe ich eine telegraphische Danksagung erhalten, die sehr warm gehalten war, von der man aber, da sie von Egloffstein verfaßt war, nie weiß, wie weit sie diesem oder dem Großherzog persönlich zuzuschreiben ist. Das arme Weimar — das ist der Niederschlag und Rückstand alles dessen, was mich in diesen Tagen bewegt hat. Und nun lese ich in Ihrem Brief eine Andeutung, als sehnten Sie sich aus diesem armen Weimar fort? Das erfüllt mich mit mehr als Kummer, mit wahrer Angst! Grade diese Tage neulich, die ja, Gott sei Dank, noch von keiner so ernsten Sorge getrübt waren, daß sie uns dadurch gestört worden wären, haben mich wieder mit solcher Liebe, solchem Heimatsgefühl an den teuren Ort geknüpft, daß ich mich mehr denn je als eigentlichen Bürger Weimars und daneben als Bewohner Berlins empfunden habe und empfinde. Und ein Weimar ohne Sie? Der Gedanke läßt mich fühlen, was Sie mir in den vier Jahren, da wir uns nun kennen, geworden sind! Wenn ich mich unter den Menschen nach Freunden umsehe, wen finde ich? Wie viele? Wie viele, zu denen ich eben dies Gefühl habe, das man Freundschaftsgefühl nennt — daß man ihnen immer und in allem blindlings vertrauen kann? Von allen eigentlich der einzige sind Sie. Denken Sie daran! Denken Sie daran, wie ich Sie brauche, wie dieses arme, verlassene, verödete Weimar Sie braucht! Lassen Sie die düstere Stimmung, die so nicht über Ihnen nur, sondern über allen hängt, die dem Orte in Liebe zugetan sind, nicht Herrschaft gewinnen über Ihre starke treue Seele!

Denn daß Sie mir wahrhaft ein Freund sind, erkenne ich grade jetzt wieder aus dem, was Sie mir über Adelheid Schorn sagen. Haben Sie Dank dafür! Ihre Worte sind wirklich die eines Seelsorgers gewesen, haben mich erschüttert, gut und heilsam erschüttert. Es soll nach Ihrem Wunsche geschehn, ich werde ihr schreiben, vielleicht morgen schon. Wenn Sie mir einen Dienst erweisen wollen, gehen Sie gleich zu ihr, sagen Sie ihr, daß ich sie grüßen lasse, daß ich ihr schreiben werde, daß kein Groll mehr in meinem Herzen ist. Auch daß Sie bei aller Bekümmernis meines Wunsches gedacht und mit Vogrich [Tonkünstler, schrieb die Musik zu den „Liedern des Euripides"] gesprochen haben, auch dafür meinen Dank. Der Gedanke, daß das Werk in Weimar mit den mir persönlich und künstlerisch so lieben Darstellern zur Welt kommen soll, glüht wie ein stilles, süßes Licht in mir, weckt die dramatische Freudigkeit wieder in mir, die unter den hiesigen Theaterverhältnissen beinah zum Eintrocknen gekommen war. Ach — wenn wir dann zur Einstudierung auf Wochen nach Weimar kommen — wie ein Kind auf Weihnachten freue ich mich darauf! Und wenn bei Vogrich der Enthusiasmus vorhält, kann das ja noch in diesem Jahre im Winter alles sein. Vorläufig warte ich nun auf weiteren Bescheid von Vogrich.

Und vorläufig sehe ich, daß ich Ihnen schon lange vorgeschwatzt, und mich aus Nacht und Kummer in Licht und Freude hinübergeschwatzt habe. Einen Strahl davon auch in Ihre Seele! Meine Frau grüßt Sie beide tausend-, tausendmal. Ich bin und bleibe

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 31. Mai 1905.

Lieber Freund,

heut vor acht Tagen war Max Vogrich bei uns und trug uns, meiner Frau und mir, seine Musik zu den Liedern des Euripides vor. Wir waren beide hocherfreut. Die Komposition ist außerordentlich geschickt dem Gedankengang und dem äußeren Bau des Dramas angeschlossen, sie ist an vielen Stellen, namentlich im letzten Akte, in sich schön. Vogrich aß bei uns zu Abend, und dieser Abend, wie Sie leicht denken können, verlief in schönster Stimmung. Als wir uns trennten, teilte Vogrich uns mit, daß er Donnerstag früh nach Weimar reise, von wo er am Sonntag wieder in Berlin bei uns zu sein gedachte.

Am Donnerstag schrieb ich an Herrn von Vignau einen 12 Seiten langen Brief, worin ich ihm eine ganz genaue Schilderung der Musik gab und die Hoffnung ausdrückte, daß er mit Vogrich zu einer Aussprache zusammenkommen würde. Und seitdem — als wäre Weimar in einen Erdspalt versunken — schweigt alles! Vogrich ist nicht gekommen, hat kein Wort geschrieben — Herr von Vignau hat auf die 12 Seiten nicht eine Silbe geantwortet — woran bin ich nun wieder? Was ist los?

In dieser Not muß ich wieder, Lieber, Getreuer, an Ihre Hilfe appellieren. Könnten Sie feststellen, ob Vogrich noch in Weimar ist? Könnten Sie ihn eventuell selber sprechen? Könnten Sie Herrn von Vignau fragen, ob er meinen Brief erhalten hat? Wollen Sie mir Bescheid geben über den Ausgang Ihrer Bemühungen? Vorläufig nehmen Sie Dank von

Ihrem

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Karlsbad (Villa Strunz), 11. Juni 1905
(Erster Pfingstfeiertag)

Werter, lieber Freund,

wenn Ihr Brief heut erst eine briefliche Antwort zeitigt, so hat er doch schon vor längerem zu tatsächlichen Konsequenzen geführt, und wenn man diese als seine Triebe auffassen darf, so wollen wir hoffen, daß es fruchtbare sein und daß die Früchte, die sie bringen, gute sein mögen.

Unmittelbar nach Empfang Ihres Schreibens nämlich, das uns hier erreichte, wo wir am Nachmittag des 3ten eingetroffen sind, habe ich ausführlich an Minister Rothe geschrieben. Ich habe ihm unsere Absichten genau auseinandergesetzt, daß wir in Weimar und Berlin, dort vom Mai bis Oktober, hier im Winter jeden Jahres zu wohnen gedenken. Darauf habe ich folgenden Vorschlag aufgebaut: Vorausgesetzt, daß das Hufelandsche Grundstück ohne Wegdurchführung so erhalten bleibt, wie es jetzt ist, verpachtet uns der Staat Sachsen-Weimar, dem es gehört, dasselbe auf Lebenszeit. Dagegen verpflichten wir uns, auf dem Grundstück ein Wohnhaus zu erbauen, und dieses Haus fällt nach unserer beider Tod als Eigentum dem Staate Sachsen-Weimar zu. Ich habe mich erboten, die jetzige Nutznießerin, die alte Weißleder, in unserem Hause mit uns wohnen zu lassen und eventuell sofort mit dem Bau zu beginnen.

Hoffentlich teilen Sie meine Ansicht, daß die hier gemachten Vorschläge für die weimarische Regierung vorteilhaft sind. Wir sind beide nicht mehr die Jüngsten, und nach unserem Hingange wird die Regierung wieder unbeschränkte Verfügerin über das Grundstück, während ihr das Haus dazugeschenkt wird. In diesem Sinne habe ich an Rothe geschrieben, und ich warte nun, ob und welche Antwort ich erhalten werde.

Von Max Vogrich haben wir in Berlin nichts mehr gesehen, auch von Paris aus bisher nichts gehört. Dieser Mann macht mir den Eindruck eines Stromes, der teils über, teils unter der Erde dahinfließt; von Zeit zu Zeit leuchtet er im Lichte auf, dann verliert er sich, als wäre er überhaupt nicht vorhanden, in unterirdischen Grotten und Kanälen. Er ist ein Wandervogel, dem gegenüber ich mir wie ein auf seinem Steiß festsitzender Pinguin erscheine. Wahrscheinlich hat ihn mir das Schicksal als Folie ins Leben geschickt, damit ich an diesem Musikanten erfahre, was für geruhsame Leute die Dichter sind. Seit dem Abend indessen, als er bei uns in Berlin war, habe ich volles Vertrauen zu ihm und ertrage deshalb sein Verhallen und Verschallen mit Geduld.

Vignau hat mir geschrieben und sein Schweigen auf meinen Brief erklärt: er war, als der Brief ankam, mit seiner Frau zum Musikfest in Eisenach. Auf seine Aufforderung hin habe ich nun durch meine Theateragentur festen Vertrag mit ihm gemacht — danach müssen die Lieder des Euripides bis spätestens am 15. November in Weimar zur Aufführung gelangen. Das würde, da wir zur Einstudierung natürlich nicht nur zu kommen gedenken, sondern sehr zu kommen gedenken, heißen, daß wir im Oktober, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte, in Weimar einträfen. Quod Dii bene vertant! Von hier ist nichts zu berichten, was Sie interessieren könnte; es liegt über solchen Badeorten etwas, wie ein vegetatives Grinsen, das einerseits von

den Ureinwohnern ausgeht, denen die Kurgäste wie die zu schröpfenden Lerchen ins Garn laufen, andererseits von eben diesen Kurgästen, die, nur dem körperlichen Menschen zu leben entschlossen, alles was man Temperament, Intellekt, kurz die Seele nennt, zu Hause gelassen haben.

Wenn es doch was würde mit der Weißlederschen Hausgenossenschaft! Dann brauchen wir keine Badereisen mehr! Meine Frau schickt der Frau Spinnerin und ihrer ganzen Brut tausend Grüße. Ich bin und bleibe in Freundschaft

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

[In diesem Pfingstsonntagsbrief aus Karlsbad ist also zum ersten Male vom Hausbau in Weimar die Rede; die Sache ist nach allerlei Schwierigkeiten in der Tat zustande gekommen: es erwuchs dort „am Horn“ die „Villa Ithaka“. L.]

* * *

Pontresina (Haus Biedermann)
Barblan, 27. August 1905.

Lieber Freund,

als gestern nachmittag nach dem Niedergang eines mächtigen Gewitters die Berghäupter silberweiß mit Schnee bedeckt aus den dunklen Wolken auftauchten und nun, wie die Zacken in einer ungeheuren Krone um uns herstanden, kam es mir in die Erinnerung, daß Sie mit Ihrer Gattin eines dieser Häupter, den Piz Languard, erobert haben, und damit fiel es mir aufs Herz, daß ich meine Absicht, Ihnen aus Ihrer Schweizer Heimat zu schreiben, immer noch nicht erfüllt hatte. Vorgestern, Freitag abend, sind wir auf der Albula-Bahn hier angekommen und in dem obengenannten, am Eingang des Ortes, gelegenen alten rhätischen Hause abgestiegen, das Richard Voß uns empfohlen, der mit seiner Frau vor uns darin gewohnt hatte. Herrlicher, beinah heißer Sonnenschein hatte unsere Fahrt begleitet, soweit sie bis Chur ging — von da ab kamen intermittierende Regenböen — als wir das Tal von Samaden erreichten, war der Himmel bleigrau von Wolken — in der Nacht stürmte das Ungewitter herab, das sich gestern wiederholte, uns aber gegen Abend einen Spaziergang mit staunend geöffneten Augen und tiefaufatmender Brust gestattete — heute ist herrlicher Sonnenschein, nachdem der Thermometer in der Nacht beinah auf Null gefallen war. In der Schweiz sind wir auch hier, und so kann ich alles, was mich erfüllt, nur in den Ausruf zusammenfassen: in welch einem Stück Erde haben Sie sich von den Eltern geboren werden lassen! Sie mögen mich auslachen, dennoch spreche ich nur mein ernstes Gefühl aus, wenn ich sage, daß ich Sie bewundere, da Sie es über sich vermocht haben, fern von einer solchen Heimat unserem armen Deutschland Kraft und Leben zu widmen. Möchte es Ihnen vergolten werden!

An glühend heißem Augusttage waren wir im Dolder-Hotel bei Zürich angekommen, und als ich im Speisesaal daselbst all die Amerikaner in schwarzem Smoking und Lackschuhen, die Amerikanerinnen in pfauenhaft gespreizten Toiletten erblickte, war mein erstes Gefühl: gleich wieder von hier fort! Nicht für möglich hätte ich es an dem Abend gehalten, daß ich vierzehn Tage später von eben diesem Dolder-Hotel mit so schwerem Herzen scheiden würde, wie ich es getan habe. Ursache daran ist die Stadt Zürich, Ihre Heimatstadt, die schöne, wunderschöne Stadt Zürich, die wir

von dort oben herunter in täglich erneuten Spazier-Besuchen ganz gründlich kennen gelernt haben, und in die ich mich, ohne Übertreibung gesprochen, vollständig verliebt habe.

Um den Nacken geschmiegt deiner Mutter, der Schweiz,
Wie ein Kettengehänge voll Anmut und Reiz,
O Zürich, du bürger-gewaltige Stadt,
Mein Herz sieht und Auge an dir sich nicht satt.

Das sind Verse aus einem Gedicht, das ich ins Album des Dolder-Hotels geschrieben habe und das ich Ihnen mitbringe, wenn wir nach Weimar kommen, damit Sie daraus erfahren, was Zürich mir geworden ist. Um Ihnen von allem zu sagen, was ich in dieser neuzeitlich prachtvollen, althistorisch kernigen, von der Natur wie ein Lieblingskind beschenkten Stadt gefunden habe, müßte ich statt zwei Briefbogen deren zehn füllen. Immerfort haben wir Ihrer gedacht, am lebhaftesten aber, als wir auf der reizenden grünen Ufenau nach Ulrich von Huttens unter dem Rasen versunkenem Grabe, nach seiner mutmaßlichen Wohnstätte suchten, und als wir im Landesmuseum vor der Vitrine standen, unter der Zwinglis Waffen und durchlöcherte Sturmhaube so sauber blank gehalten lagen, als sollte er morgen sie wieder anlegen. Liebenswürdige Menschen aus Zürich, mit denen wir in den letzten Tagen bekannt wurden, haben uns die Stadt auch menschlich-persönlich nahe gebracht und uns die Empfindung bereitet, daß nicht nur wir von Zürich, daß auch Zürich von uns geschieden ist. Und nun hier wieder diese so ganz anders gearteten Menschen, in der so ganz anderen Natur, und dennoch dieses alles zusammengehalten durch eine stille, nirgends polizeilich beamtenhaft hervortretende Macht und Kraft — o Eidgenossenschaft! O zerrissenes Deutschland! Und o Weimar, das nach dem Stirnrunzeln... [Hier muß einiges ausfallen. L.] sein Wohlsein oder sein Nicht-Wohlsein einrichtet! Ich muß aufhören, sonst läuft mein Brief unablässig fort, wie die Bernina, die an unserem Hause vorüberbraust.

Leben Sie wohl, grüßen Sie Frau und Kinder von meiner Frau und Ihrem Eidgenossen

in Freundschaft

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 15. Dezember 1905.

Lieber Freund,

eine Mitteilung des Herrn von Vignau in einem heut morgen eingegangenen Briefe, wonach er mit seiner Frau, wie er schreibt, neulich einige sehr gemütliche Stunden im kleinen Kreise bei Ihnen zugebracht hat, erinnert mich daran, wie lange es her ist, daß ich nichts von Ihnen gehört und Ihnen nicht geschrieben habe. Und doch ist eigentlich ganz Wichtiges zu besprechen: Sie wissen wohl durch Minister Rothe, daß die Verhandlungen zwischen mir und der Weimarer Regierung bezüglich des Hufelandschen Grundstückes so gut wie abgeschlossen sind. Ich erwarte alle Tage den förmlichen Kontrakt. Eine der zu erfüllenden Vorbedingungen ist es nun für uns, die Dame Weißleder zu bestimmen, daß sie ihr Nießbrauchrecht aufgibt und uns erlaubt, mit dem Hausbau anzufangen.

Möchten Sie es übernehmen, durch Ihren Archidiakonus bei ihr anfragen zu lassen, ob sie bereit ist?... Wollen Sie mich über das Ergebnis der Verhandlungen unterrichten? Ich würde Ihnen dankbar sein. Über das, was in Weimar vorgeht, habe ich mir, in Ermanglung Ihrer Nachrichten, durch Vogrich berichten lassen, insbesondere über die neuliche vierte Aufführung der Lieder des Euripides, die ja nach seinen, heute durch Herrn von Vignau bestätigten Mitteilungen wieder sehr schön gewesen zu sein scheint. Der Großherzog dabei zugegen! Und, wie Herr von Vignau schreibt, lebhaft Beifall spendend! Daß Weimar dem Werke so treu bleibt, ist für mich nicht nur eine Freude, sondern von ganz bestimmtem Wert: ich sitze nämlich daran, für die im November 1907 bevorstehende Eröffnung des neuen Theaters daselbst ein Festspiel im großen Stile zu schreiben. Es ist ja bis dahin noch so lange hin, daß es Ihnen beinah drollig erscheinen mag, wenn ich mich jetzt schon an das Werk begeben habe; aber ich war, als wir neulich Weimar verließen, so ganz von diesem erfüllt, daß ich mir sagen mußte, ich würde im Verlaufe der noch bevorstehenden zwei Jahre keine bessere Stimmung für die Arbeit finden. Außerdem muß Vogrich, der mir wieder die Musik dazu machen soll, beizeiten wissen, woran er ist. Auch der Maschinenmeister, an den starke dekorative Anforderungen ergehen werden, muß rechtzeitig über seine Aufgabe unterrichtet werden, damit er sich mit aller Muße darauf einrichten kann. Dies, was ich Ihnen vorläufig im Vertrauen mitteile — nur Vogrich habe ich schon eine Andeutung gemacht — ist der Grund, der mich so briefunlustig gemacht hat, und noch macht. Die Empfindung aber, daß Weimar meinen Liedern des Euripides in Liebe treu bleibt, erhält mich in der Stimmung, dieses „Hohelied von Weimar" zu schreiben. Ich sehne mich danach, bald mit der fertigen Arbeit hinüberkommen zu können — noch aber ist es nicht so weit. Denn wir sind beide, meine Frau und ich, Weimar-süchtig geworden. Was machen Sie eigentlich zu Sylvester? Ist da Gottesdienst in der Nacht? Und halten Sie ihn ab, oder sind Sie dabei zugegen? Oder sind Sie frei?

Mit Adolf Bartels, der sich für mein Eintreten für sein Nationalbühnen-Projekt [Schillerbund] bedankte, habe ich neulich korrespondiert. Bei unserer neulichen Anwesenheit in Weimar habe ich Herrn von Vignau und Weiser gegenüber lebhaft für das Unternehmen gesprochen, das ich für gut und ausführbar halte. Das habe ich Bartels geschrieben.

Schließlich wird es Sie bei dem verständnisvollen Interesse, das Sie dem „Schwarzen Holz" entgegengebracht haben, erfreuen, wenn ich Ihnen sage, daß jetzt, nachdem das Buch zu Anfang Oktober erschienen, bereits das elfte Tausend zur Auflage gelangt. So etwas war ich mir nicht im entferntesten zu erwarten gewesen. Mit tausend Grüßen von meiner Frau an die werte Gattin in alter Freundschaft

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

(Fortsetzung folgt)



Gebet

Ein Psalm

Von Franz Alfons Gayda

Aus dem Werktag mit all seinem Lärm und Staub, mit all seiner Nichtigkeit und Not bin ich in diesen blauen Tagen in Deine große Schöpfung geflüchtet: — in den Sonntag, in die köstlichen Einsamkeiten Deiner Erdengärten, Gott, Herr der Welt!

So tief in Zeit und Seelennot befangen, ging ich einher mit niedergeschlagenen Augen. Du warst mir fern, einziger, mächtiger Freund, und mein Herz dunkel im Tag der Stadt. Ich fand nirgends den Pfad der Hoffnung, und also auch kein Gebet zu Dir.

Nun aber eint sich alles, was mir Namen und Deine Freundschaft gibt, in einem stillsten, innigsten Gebet: Geist und Herz, Vernunft und Seele — und auch meine Hände sind in Demut gefaltet.

Höre mich und erhöre mich, Gott, Herr der Welt! Du gabst mir das Glück, mein Weib zu finden, gabst mir die Hoffnung, mich zu vollenden in ihr, Deiner würdigsten, lieblichsten Tochter — — Du öffnetest weit das Tor zum erfüllten wahrhaften, sonnigen Leben!

Gib, Mächtiger, mir den Besitz meines Weibes, führe meine letzte Hoffnung hin in die Wirklichkeit der Erfüllung, schließ das Tor nicht zu! Laß mich mit ihr in Deinem Garten Deine Sternenblumen pflegen; gib, daß wir dieser Erde leuchten als zwei Kinder Gottes, als Kinder der Erde, tief aus ihr und in Dir, laß uns in Deinen Gefilden ausreifen zu edelster Freundschaft mit Dir!

Erhabener, höre und erhöre mich! Gib nicht zu, daß der graue Staub des Alltags die reine Flamme unserer beiden Herzen verlösche! Wir wollen ja zu Deiner Ehre brennen und flammen, daß an unserem Bunde andere Suchende sich entzünden — und in reinen Flammen brennen zu Deiner Ehre!

Höre mich und erhöre mich, mein Gott und mein Freund!

Gib mir die Kraft und das Wollen bis ans Ende, daß ich mein Weib mir heilig erhalte in entgrenzter, gotthafter Liebe. Führe mich nicht in Versuchung und laß meine Augen und ihre Tiefen immer rein bleiben — — daß ich in sie schaue bis auf den Grund und sich ihre Tiefen klar in meinen reinen Augen spiegeln können. Laß in unserem Reich der Liebe die Sonne Deiner Liebe nie ganz untergehen, Ewiger! Wir vereinen unsere Seelen im Ringe Deiner Freundschaft und wollen sie in einen Säulentempel wandeln, in dem sich unsere Paradiesesliebe zu Deiner Ehre ergeht, Schöpfer.

Komm in unseren Tempel, Gott, und sei mit uns bis ans Ende aller Tage! Sei Gast unserem Tische und sei Freund dieses Bundes, der zwei neue Sterne aus sich schaffen will. Segne uns und diese blühende Liebe, und wenn Du uns aus ihr Früchte schenkst, laß sie gesegnet in Deinem Namen sein. So hoch unser Trachten der Liebe ist — so hoch laß Deine Gnade sein, Allmächtiger! Erhöre

meiner Seele innigstes Beten, und gib mir Wahrheit, Güte, Schönheit, reines Wollen und Kraft, mein Weib immer so an meinem Herzen — in immer gleicher Liebe zu halten, als Du es mich in diesen blauen Tagen so glückhaft zu erleben gewährtest.

Höre und erhöre mich, erhabenster Gott, Herr der Welt!



Am Rhein

Von Klara Krause

Als zum erstenmal ich stand
An dem heil'gen deutschen Rheine,
Griff verstohlen meine Hand
Einen seiner Kieselsteine,

Preßte fromm die Lippen drauf, —
Freudentränen wollten fließen, —
Warf den Stein gen Stromes Lauf...
Seine Seele wollt' ich grüßen....

Ringsum flutete der Duft
Von des jungen Weines Blühen;
Liederklang durchzog die Luft,
Deutsche Schiffe sah ich ziehen;

Und ein Stolz, so rein und stark,
Füllte all die frohen Herzen:
„Deutsch sein, Deutsch sein bis ins Mark!"...
Heute — — welche Schicksals-Schmerzen!

— — — — — — — — — — — — —

Als zum zweitenmal ich stand
An des heil'gen Rheines Borden — —
Helf' dir Gott, mein Vaterland!
Ach, was war aus dir geworden!

An den Ufern — konnt's geschehn,
Ohne daß die Welt vergangen?! —
Sah ich fremde Horden stehn,
Sah ich fremde Fahnen prangen.

Ob den Schiffen — deutsch von Bau —
Sah ich fremde Flaggen scheinen — —
Und darüber Himmelsblau?!...
Mußte weinen — weinen — weinen...





Bilder vom Rhein

(1922)

1. Mondnacht bei Lorch

Der Abend schreitet den Rhein entlang und streicht mit kühler Hand das Glühen von Feld und Baum. Durch unsere Laube weht sein Hauch; er ist voller Rhythmus, voller Rhythmus wie die Wellen des Rheines. Gesang trägt er vor sich her und weichen Duft vergehender Rosen.

Weißt du wohl noch, wie wir ihn belauschten, den durchsonnten Abend?! Vom Niederwalddenkmal bis zur Godesburg flüstert es immer und immer an den Ufern und zwischen den Bergen: „Dort wo der Rhein mit seinen grünen Wellen so mancher Burg bemooste Trümmer grüßt ...“

Wir sitzen still beieinander und sehen die rote Sonne in einer Symphonie strahlender Farben sinken, bis sie sich hinter den Rebenhügeln und gewölbtem Gelände in unsagbarer Schönheit verblutet. Eine Welt von Gold um uns — — — zu unseren Füßen Fluten wie schimmerndes Silber — — — das ferne Grün der Berge und das bläulich verschwimmende Land — — — der Wein in den Gläsern wie von Abendsonne durchzittert — — — Leise singe ich die Verse von Frieda Schanz:

„Wie glüht er im Glase,
Wie glänzt er so hold!
Geschliff'nem Topase
Vergleich' ich sein Gold ...“

Es will keine lustige Stimmung aufkommen. Ich hege eine kindliche Andacht in mir, da ich den Rhein zum erstenmal in solcher Schönheit erschaue, und vergesse über dieser Andacht, daß man am deutschen Rhein das deutsche Herz in beide Hände nehmen muß, um das tiefe Weh der Heimatlosen zu ersticken. Dir aber, mein Freund, flutet wohl eine Schmerzenswelle über dein heimatfrohes Herz, denn der Strom ist nicht mehr unser. Fremdlinge sind wir an seinen Ufern; aber unsere Sehnsucht wird immerdar auf seinen grünen Wassern schwimmen und in den Gemäuern seiner sagenumsponnenen Ruinen wohnen.

Unsere Sehnsucht. — — — Ich wende das Antlitz, und das deine neigt sich zu mir. Dunkle Fittiche rauschen über das goldglänzende Strahlenauge und verhüllen den hohen Dom leuchtender Schöne mit nächtlichen Schleiern. Senken sich auch dir Schleier über das stille Leuchten deiner Seele?! Der Rhein murmelt sein Abendgebet. Hörst du die Wellen glucksen und gurgeln, siehst du, wie sie zittern?!

Wie sich mir deine Hand entgegenstreckt, ist schon die meine bei dir. Mit der freien Rechten erhebst du den kristallenen Kelch, und ich tue dir Bescheid; goldgelb glüht das Rebenblut, Herbheit und Süße verschmelzen in einem Augenblick. Der Wind weht vom Niederwalddenkmal herüber.

Wortlos wandern wir stromabwärts. Ich trage eine blutende Rose im blonden Haar, die du mir brachest, Lieber. Am Ufer drüben blinzeln die Lichtlein aus winzigen Fenstern, verstreut wie Johanniskäferchen im Schutze der Dunkelheit. Das sind die Lichter von Rheindiebach, das

sich zärtlich an den Fuß der Ruine Fürstenberg schmiegt. Eine Weile schreiten wir so am leise plaudernden Strom hinunter, vorüber an der zerfallenen Burg Nollich, rasten auch ein wenig auf einem Steine, immer Hand in Hand.

Wie fließt die Harmonie der Landschaft durch unsere Körper und lähmt die trüben Gedanken unfroher Tage, läßt Vergangenheit und Zukunft versinken in seliger Gegenwart, löst das Brennen heißer Wunden in kühle Klarheit weltvergessener Augenblicke, in denen kein Wunsch und kein Wille in uns ist als Traum ... klingender, kosender, kühlender Traum. ...

Solche Augenblicke ziehen sich durch unser gemeinsames Wandern wie eine feine, kristallene Brücke, an deren Anfang und an deren Ende die Tore herzheißen Verlangens und eines willenlosen Ineinanderversinkens weit, weit offen stehen. Aus solchen Minuten, die unsagbar lieblich sind, windet ein feiner Adel Kränze um unser Leben....

Wie die Mondnacht klar und geisternd ihren Silbersaum drüben um die alte Burg Stahleck und die Häuser von Bacharach schlägt und wir um den hohen Felsen an unserem schmalen Wege biegen, steigt wie ein silbernes Flußwunder aus zitternden Wellen die mondlichtübergossene Pfalz bei Caub ...

Liebster — — — Liebster! Ich werfe mich an deine Brust in wilder Bewegung. Das hat der blinkende Mondenschein getan! Mir ist, als ströme die durchsichtige Luft unendliche Fülle von Rosen- und Rebenduft um uns her, so trunken ruhe ich an dir, du warmes Leben!

Leise Laute ferner Gitarren irren über die Wasser zu mir. Ich höre sie träumend, sie beginnen meine Seele den Sagen und Mären dieser Nacht zu erschließen. Schallt nicht der Klang einer Trompete rheinauf, rheinab, während Hidigeigei, der Kater, melancholisch fragt: „Warum küssen sich die Menschen?!" Oder lacht am anderen Ufer die merkwürdige Stimme des Rabbi von Bacharach?!

Du hältst mich in deinen starken Armen, du erzählst mit deiner herzwarmen Stimme von jener Neujahrsnacht 1813/14, die nicht strahlend wie jetzt, sondern verhängt und schwer über dem Rheine lag, in der unser Blücher hier den Strom durchquert hat. Sie alle, die ihm folgten, schlafen lange, lange im dunklen Grabe; nur der Vater Rhein schlummert nie. Er seufzt tief auf zu den Klagen der Urenkel, deren Herzen dunkel sind wie die Neujahrsnacht Blüchers ...

Meine Augen hängen an dem kastellartigen Bau und schauen sich satt am Schimmer, der über den Zinnen liegt. Schwarz ragen die spitzen kleinen Türme in die Luft, schwarz gähnen die winzigen, eingebauten Fensterhöhlen. Ein wenig grünt das Eckchen Erde ringsum. Müssen jetzt nicht schwarze Vögel mit dumpfem Krächzen aufflattern aus dem alten Gemäuer und die Silbernacht verdunkeln, klagend über die Not des Lebens, die Not des Landes und die allgemeine Menschennot?! Die dunklen Schatten der Berge begrenzen den Horizont, daß der Rhein wie ein See an ihren Füßen spielt. Wo der Mond die Wellen küßt, zittern sie silbern durch die Nacht.

Unbeschreiblich schön ist diese nächtliche Stunde. Zwei Herzen schlagen einander entgegen im Gleichtakte; zwei Seelen leuchten in reiner Klarheit wie der silberne Mondenstrahl, der unsere Stirnen küßt. Alle Geräusche verklingen im blauschwarzen Dämmern. Neigen sich nicht die Rebenhügel dem spiegelnden Strome zu, das brennende Wachsen ihrer Erde, ihrer schwellenden Früchte in milde Kühle zu tauchen?!

Die tiefe, heilige Andacht der zerfließenden Stunde gebiert ganz langsam neues Leben. Die ruhige Harmonie schwindet im Schatten der Nacht; wie die Pulse klopfen und die Herzen ihre Loderfackeln aneinander entzünden! „Nacht ist es — — — nun reden lauter alle schlafenden Brunnen — — —" Hörst du sie?! Glüht deine Stirne wie meine Wangen?! Um uns ist Nacht ... Mondnacht am Rhein!

Thyra Wendte



„Unrecht an Belgien“?

Zu den verhängnisvollsten Taten des unseligen Bethmann-Hollweg gehört unbestritten das fürchterliche Wort, mit dem er gleich zu Beginn des Weltkriegs sein eigenes Land vor aller Welt zum Schuldigen und Übeltäter stempelte — das Wort von dem Unrecht, das durch den Einfall in Belgien an diesem Lande begangen worden sei. Man kann wohl behaupten: die Geschichte aller Zeiten hat kein Gegenbeispiel dafür aufzuweisen, daß ein Staatsmann in ähnlicher Lage ein Wort wie dieses, das wahrlich ein „Dolchstoß“ in den Rücken des kämpfenden Heeres war, gesprochen hätte; denn sie alle erblickten und erblicken ihre Aufgabe stets darin, ihr Land zu decken, zu verteidigen, sicher aber niemals darin, selbst ihr Land ins Unrecht zu setzen — am wenigsten gegenüber einer Kriegshandlung der eigenen Heerführer von allerhöchster Bedeutung für die weitere militärische wie politische Zukunft ihres Landes. Wenn je auf ein Tun oder einen Ausspruch eines Staatsmannes das Wort Talleyrands zutraf, daß es schlimmer als ein Verbrechen, daß es eine Dummheit gewesen sei, so gilt es ganz gewiß von diesem Wort; und daß dieser Kanzler nach dieser unerhörten Leistung nicht von einem Sturm der Entrüstung weggefegt wurde, gehört auch zu den bei jedem anderen Volk der Welt unmöglichen Vorgängen, an denen die Geschichte des Weltkriegs bei uns leider so reich war. Die verhängnisvollste Folge war dabei nicht einmal die Wirkung auf unsere Feinde, die selbstverständlich diese unerhörte Selbstbezichtigung des leitenden deutschen Staatsmannes mit Jubel begrüßten und bis in alle Ewigkeit zum unwiderleglichen Beweis der Verruchtheit Deutschlands festhalten werden, auch nicht die auf die Neutralen, denen damit eine wohlwollende Stellungnahme gegenüber Deutschland in einer so ungeheuer wichtigen Frage naturgemäß aufs äußerste erschwert war, sondern die auf die Deutschen selbst; denn es ist klar, daß eine solche vom führenden Staatsmann ausgesprochene und geglaubte Anklage die Stimmung lähmen, den Siegeswillen schwächen, den zersetzenden Einflüssen im Heer und in der Heimat ihre Tätigkeit erleichtern mußte. Ist doch noch bis zum heutigen Tage auch in streng nationalen Kreisen durch dieses Wort fast allgemein die Überzeugung hervorgerufen worden, daß der Einfall in Belgien völkerrechtlich tatsächlich ein Unrecht gewesen sei und nur aus inneren Gründen — als eine durch den unausweichlichen Zwang unserer militärisch-politischen Lage hervorgerufene Notmaßregel — gerechtfertigt werden könne. Dieser Gesichtspunkt ist nun gewiß richtig und hätte allein schon — von aller Rücksicht auf die Folgen abgesehen — den Unglückskanzler des Weltkriegs abhalten müssen, sein übles Wort dem Gehege seiner Zähne entschlüpfen zu lassen; aber er ist trotzdem in der Frage nicht der ausschlaggebende; denn das Bethmann-Wort vom Unrecht an Belgien war nicht nur ein Unrecht, ja ein Verbrechen gegen Deutschland, wie es in der gegebenen Lage schlimmer nicht begangen werden konnte; sondern es war und ist auch rein völkerrechtlich eine Unwahrheit. Den Beweis für diese Behauptung sollen die folgenden Zeilen auf Grund belgischer Äußerungen erbringen.

Wir wollen dabei, obwohl auch das durchaus sachgemäß wäre, nicht daran erinnern, daß militärische Durchzüge durch ein bestimmtes Land seitens einer Macht, die gegen eine hinter diesem Lande gelegene andere Macht Krieg führt, auch sonst keineswegs ein unerhörter Vorgang in der Geschichte sind, wie etwa die Geschichte der Schweiz während der napoleonischen Kriege oder Rumäniens im russisch-türkischen Krieg von 1877 beweisen, noch weniger etwa an die Behandlung, die während des Weltkrieges Griechenland von den verbündeten Westmächten erleiden mußte, ohne daß u. W. irgendwo in der Welt ein großes Geschrei wegen des „Unrechts an Griechenland“ erhoben worden wäre. Wir wollen auch die Frage nicht aufwerfen, ob der bloße Durchzug durch ein „neutrales“ Land, wie er von Deutschland gegen Belgien beansprucht und durchgeführt worden ist, also ohne die Forderung der Beteiligung als Bundesgenosse am Kriege, wie sie die Westmächte gegen Griechenland geltend machten, schon eine Neutralitätsverletzung im völkerrechtlichen Sinne des Wortes darstellt, und ob sie dem davon betroffenen

Lande den Kampf gegen die den Durchzug beanspruchende Macht und somit den Anschluß an seine Feinde unter allen Umständen zur Pflicht macht. Wir wollen vielmehr nur die bestimmte Frage prüfen, ob Deutschland ein Unrecht tat, als es zu Beginn des Augusts 1914 von Belgien das Durchzugsrecht für sein Heer forderte, oder ob nicht eine bestimmte Rechtslage zwischen Deutschland und Belgien bestand, die Deutschland auch abgesehen von dem unbestreitbaren Recht der höchsten Not, die kein Gebot kennt, ein unzweideutiges Recht zum Durchzug durch Belgien in die Hand gab oder doch in die Hand gegeben hätte, wenn diese Rechtslage den zuständigen Stellen bekannt gewesen und von ihnen in gebührender Weise geltend gemacht und ausgenützt worden wäre.

Zur Untersuchung dieser Frage müssen wir einen Blick auf die geschichtlichen und völkerrechtlichen Bedingungen werfen, unter denen das Königreich Belgien entstanden ist, und untersuchen, welcher Art diese Bedingungen waren und wie weit sie bei Ausbruch des Weltkrieges noch in Kraft standen.

Das Königreich Belgien, wie es zur Zeit des Weltkrieges bestand, ist bekanntlich als Frucht der nicht ohne französisches Zutun ausgebrochenen Brüsseler Revolution vom 25. August 1830 entstanden und stellt das politische Ergebnis der Losreißung der vlämisch-wallonischen südlichen Landesteile von den rein germanischen nördlichen Niederlanden dar. Seine völkerrechtliche Lage war daher von Anfang an nicht die völliger Unabhängigkeit nach allen Seiten, sondern es war mindestens in wichtigen Beziehungen durch die gleichen Verträge gebunden, die auch die zwischenstaatliche Lage des Königreichs der Niederlande geregelt hatten, und durch die Deutschland bzw. dem preußischen Staate vor der an seiner Grenze für Deutschland stehenden politischen Macht wichtige Rechte zugesprochen worden waren.

Der Wiener Friede, der nach der Niederwerfung Frankreichs das Königreich der Niederlande schuf, wies diesem in Artikel 25 und 26 die Grenzprovinzen Luxemburg, Lüttich und Limburg zu; doch hatte sich Preußen wichtige militärische Rechte in diesen Gebieten bis zur Maas und auch noch darüber hinaus gesichert, die ihm später im Aachener Vertrag vom November 1818 bestätigt wurden. Sie bestanden darin, daß im vorausgesetzten Fall eines erneuten Krieges mit Frankreich, bei dem selbstverständlicherweise ein abermaliges Zusammenwirken Preußens mit England in Betracht gezogen wurde, Preußen die Zitadellen und Plätze Huy, Namur und Dinant sowie Charleroi, Marienburg und Philippeville zu besetzen hatte, während England die gleichen Rechte und Pflichten bezüglich Ostende, Nieuport, Ypern, Termonde und einigen anderen Plätzen zugesprochen wurden. Deutschland hatte also — so drückt sich der einstige Kabinettschef des belgischen Außenministers Lambermont, Emile Banning, in seinem 1901 bei Alfred Castaigne in Brüssel erschienenen Buche „La Belgique au point de vue militaire et international“ aus, dessen Angaben ich hier im Tatsächlichen wesentlich folge, — damit gewissermaßen („moralement“) an der Maas Fuß gefaßt, hatte unter bestimmten Bedingungen das Recht zum Einmarsch in Belgien erworben. Dieses Zugeständnis entsprach nicht den viel weitergehenden Wünschen, die man damals auf Seite des preußischen Generalstabs in bezug auf militärische Sicherungen an der Maaslinie gegen den französischen Erbfeind hegte und zu erreichen hoffte — wie immer arbeitete das von den Preußen bei Waterloo gerettete England jeder ausreichenden Stärkung der preußisch-deutschen Machtstellung in Belgien entgegen; immerhin war ihm damit ein Recht zum Einmarsch in das Königreich der Niederlande zugestanden worden.

Die Losreißung der südlichen von den nördlichen Niederlanden, die zur Gründung des „selbständigen“ Königreichs Belgien führte, änderte in erheblichem Maße die Bedingungen dieses militärisch-politischen Systems, ließ indessen seinen wesentlichen Inhalt unberührt: das neugegründete Königreich Belgien wurde in zwei wichtigen Protokollen vom 20. Dezember 1830 und vom 19. Februar 1831 den gleichen staatsrechtlichen Bedingungen unterworfen wie das frühere Gesamtkönigreich der Niederlande. Die in jenen Protokollen zugestandene Neutralität Belgiens war also von vornherein mit einer Servitut zugunsten Deutschlands, eben dem ge-

nannten Einmarsch- und Besetzungsrecht, belastet. Für das Land selbst war dabei selbstverständliche Voraussetzung, daß es wahrhafte Neutralität beobachten und in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich nicht — jedenfalls nicht zugunsten Frankreichs — Partei ergreifen würde; wäre dieser Fall damals nur auch im entferntesten in den Bereich des Möglichen gezogen worden, so würde Preußen sich vermutlich mit dem bloßen Recht, die Maasgrenze zu besetzen, nicht begnügt, sondern in die genannten Festungen und wohl noch darüber hinaus in die einstigen österreichisch-belgischen Grenz- und Sperrfestungen Givet, Charleville usw. dauernde Besatzungen gelegt haben; war es doch schon auf dem Wiener Kongreß den vereinten Anstrengungen Hollands und Englands nur mit Mühe gelungen, Preußen zum Verzicht auf die Festsetzung an der Maas zu bewegen, und der Vertreter des holländischen Königshauses auf dem Kongreß, Baron von Gagern, meldete diesen Erfolg seinem Herrn, in seinem Sinn mit Recht, als einen besonderen und außerordentlichen Triumph.

Das deutsche Einmarschrecht in Belgien ist später bekanntlich nicht wieder geltend gemacht worden, auch nicht im Jahre 1870, wo angesichts der damaligen Grenzberührung mit Frankreich ein zwingender militärischer Anlaß dazu nicht bestand. Aufgegeben aber wurde es niemals, und als im Jahre 1871 das Deutsche Reich gegründet wurde, ging das Recht zum Einmarsch in Belgien, das Preußen erworben hatte, selbstverständlich auf seinen Rechtsnachfolger in allen zwischenstaatlichen Beziehungen, auf das Reich, über. Daß damit keine willkürliche Rechtskonstruktion errichtet, sondern eine einfache völkerrechtliche Tatsache festgestellt wird, ist auch die Ansicht eines so eifrigen Verteidigers belgischer Interessen wie Banning selbst, der in seinem Buche (S. 40) ausdrücklich erklärt, daß die internationale Rechtslage Belgiens, wie sie durch die genannten Verträge geschaffen wurde, auch zur Zeit der Abfassung seiner Denkschrift noch in Kraft und keine der sie begründenden Vereinbarungen abgeschafft worden sei. Andrerseits war niemals, weder mit Belgien allein noch mit einer anderen europäischen Macht oder einer Gruppe von solchen, ein Vertrag geschlossen worden, der Deutschland den Einmarsch in Belgien verwehrt hätte; und wenn Herr v. Bethmann Hollweg sowohl im Wort vom „Unrecht an Belgien" wie in seinem womöglich noch unglücklicheren späteren Ausspruch von den „Verträgen, die nur ein Fetzen Papier sind", offenbar von der übrigens bis zum heutigen Tag fast die gesamte öffentliche Meinung in Deutschland und dem Ausland beherrschenden Ansicht ausging, daß Deutschland durch irgend einen Vertrag am Einmarsch in das „neutrale" Belgien völkerrechtlich gehindert gewesen sei, so bewies er damit nur, welch unglückliche Wahl der nie schlechter beratene Wilhelm II. getroffen hatte, als er den allen Fragen auswärtiger Politik schon nach seiner dienstlichen Vergangenheit völlig fremd gegenüberstehenden, dazu jedes politischen Instinkts baren „Philosophen von Hohenfinow" zum Reichskanzleramt berief.

In den genannten, Sinn und Bedingungen der Selbständigkeit und Neutralität Belgiens bestimmenden Verträgen war das Zusammenwirken Preußens mit England gegen Frankreich als Voraussetzung für die Ausübung des preußischen Einmarschrechtes in Belgien vorgesehen. Das entsprach der damaligen politischen Lage Europas, die durch die in gemeinsamem Kampfe von diesen beiden Mächten vollbrachte Brechung der französischen Vorherrschaft in Europa und dessen Zurückverweisung in seine ursprünglichen Grenzen bestimmt war, und in der etwaigen Wiederaufnahme französischer Eroberungspläne nach Westen oder Norden beide Mächte eine gemeinsame Gefahr erblicken ließ. Selbstverständlicherweise war aber andrerseits dieses Recht Deutschlands zum Einmarsch in Belgien nicht dadurch aufgehoben, daß England, nach völliger Änderung der politischen Gestaltung Europas, im Weltkrieg nicht als Verbündeter auf Seite Deutschlands stand, noch vollends dadurch, daß Belgien, das unter völliger Verletzung seiner Neutralitätspflichten schon längst den Anschluß an Frankreich vollzogen hatte, die Forderung auf Durchlaß der deutschen Heere mit einem „Nein" und der Kriegserklärung beantwortete. Allerdings wurde damals von der politischen Leitung des Reiches ein ungeheuer schwerer Fehler dadurch begangen, daß sie, eben aus Unkenntnis der zwischen Belgien und dem Deut-

schen Reiche bestehenden, im obigen des näheren dargelegten Rechtslage, es unterließ, den Einmarsch der deutschen Truppen mit der Berufung auf die sinngemäß auszulegenden Verträge von 1818 und 1831 zu begründen; ein Fehler, der im Grunde um so unbegreiflicher ist, als der Gedanke an einen Einmarsch in Belgien doch dem deutschen Generalstab seit Jahrzehnten wohlvertraut war und somit eine gründliche Prüfung einer dafür etwa vorhandenen Rechtsgrundlage der politischen Leitung des Reiches wahrlich nahe genug gelegen hätte. Daß diese Unkenntnis dann außerdem noch zu dem unglückseligen Wort vom Unrecht an Belgien führte, war, wie der französische Nachbar in solchem Fall zu sagen pflegt, ein „Gipfel" des Mißgeschicks, das in solcher Art wohl noch nie ein Volk betroffen hat und dem deutschen Volke eine Quelle unendlichen Schadens bleiben wird. Dr. Karl Schneider



Die Sonnenflecke und ihr Einfluß auf die irdische Lebewelt

Lange schon richtet der Mensch seinen Blick forschend hinaus in den Raum — viel länger als mancher wohl denkt. In dem altägyptischen Tempel zu Danderah war eine, jetzt in England befindliche Darstellung des Tierkreises, die den Stand der Gestirne von damals zeigt: sie beweist, daß die alten Ägypter das sogenannte siderische Jahr, d. i. das Wandern der Sonne durch den Tierkreis bereits kannten und mehrmals beobachtet haben müssen. Schon diese Beobachtungen umfassen aber einen Zeitraum von wenigstens 75000 Jahren, und doch bietet der Raum dem forschenden Menschen der Geheimnisse noch so viele.

Zu diesen Geheimnissen gehören auch die Sonnenflecke und ihr periodisches Erscheinen. Es zeigt sich hier eine Periodizität von 11,56 und sehr wahrscheinlich auch von 112 Jahren. Die Sonnenflecke werden wissenschaftlich erklärt durch ein explosionsartiges Austreten von Sonnensubstanz und die Ursache dieses Vorganges wird gesehen, wie es auch in der Nummer 11, 1922, dieser Zeitschrift geschehen ist, in äußerer Abkühlung und innerem Gegendruck von seiten der Sonne. „Geheimnisvoll" bleibt der Wissenschaft aber immer das Wechselspiel der Kräfte, die hier wirken. Nach Professor Zenger soll die Periodizität zustandekommen durch eine bestimmte Stellung der großen Planeten Jupiter, Saturn und Uranus zur Sonne. Diese Stellung der Gestirne tritt bei der verschiedenen Umlaufszeit — 11,9, 29,4 und 84 Jahre — jedoch erst nach je 675,5 Jahren ein, und es wäre daher wohl eine Ursache vorhanden für eine Periodizität der Sonnenflecke von dieser Länge, jedoch nicht auch eine für eine solche von 11,11, 56 und 112 Jahren; mag immerhin 6 mal 112 oder 12 mal 56 oder 60 mal 11,11 ungefähr 675,5 sein.

So haben wir wohl ein Recht, uns nach einer andren Erklärung umzusehen, und da schreibt H. P. Blavatsky in ihrer Schrift „Geheimlehre", B 1, S. 590 und folg.: „Die Sonne ist das Herz der Sonnenwelt (unseres Sonnensystems)... Die Planeten sind seine Glieder und Pulse... So findet ein regelmäßiger Kreislauf des Lebensfluidums durch unser ganzes (Sonnen-) System statt ... so wie der Kreislauf des Blutes im menschlichen Körper. Die Sonne zieht sich ebenso rhythmisch zusammen, wie es das menschliche Herz bei jeder Rückkehr des Blutes tut. Nur braucht das Blut der Sonne ... zehn Jahre zu seinem Kreislauf und ein volles Jahr zu seinem Durchgang durch Aurikel und Ventrikel derselben, bevor es die Lungen wäscht und von da aus in die großen Arterien und Venen des Systems zurückkehrt... Die dunkle Folge der „Absorption, die von den Dämpfen bewirkt wird, die aus dem Grunde der Sonne hervorkommen und zwischen den Beobachter und die Photosphäre treten", ... noch sind die Flecke gebildet „aus der (erhitzten gasartigen) Materie selbst, welche der Einbruch auf die Sonnenscheibe hinausschleudert". Die

Erscheinung ist ähnlich dem regelmäßigen und gesunden Pulsieren des Herzens, wo das Lebensfluidum durch seine hohlen Muskeln durchströmt. Könnte das menschliche Herz beleuchtet und das lebende und pulsierende Organ sichtbar gemacht werden, so daß man es auf einem Schirm reflektiert hätte ... „dann würde jedermann die Sonnenfleckenphänomene jede Sekunde sich wiederholen sehen und bemerken, daß sie der Zusammenziehung (des Herzens) und dem Austreten des Blutes zuzuschreiben sind". Hierzu bemerkt der Übersetzer des eben zitierten Werkes, der Astronom Dr Fröbe-Wien: „Dieses entsetzliche Experiment wurde zur Schande der Menschheit in einem ‚physiologischen Institut' zu wiederholten Malen an Hunden ausgeführt, und der Übersetzer, der als Berufsastronom mit dem Aussehen der Sonnenflecke schon damals wohl vertraut war, hatte anfangs der neunziger Jahre die traurige Gelegenheit, sich von der Richtigkeit der obigen Behauptung durch den Anblick zu überzeugen."

Wir dürfen nach alledem uns nun wohl als berechtigt halten, an die Wahrheit der Erklärung von H. P. B. zu glauben. Und es offenbart sich ja Leben in uns, wie auch in der äußeren Welt. Darum muß Leben dem, was uns und der Welt zugrunde liegt, von Haus aus innewohnen; denn wirklich toter Stoff, wie ihn als Grundlage der Welt die moderne Wissenschaft lehrt, kann niemals zu Leben erstehen, sondern er wäre und bliebe immer tot; möchte er sich mischen und verbinden, wie er wollte, und möchte die Sonne ihn Jahrmillionen bescheinen. So ist die ganze Welt von Leben erfüllt, mag sie dem Laien auch, wie im Mineralreich, als „tot" erscheinen, und nur weil Leben allem, also auch dem Mineralreich innewohnt, konnte Leben auf der Erde entstehen.

Auch die Sonne ist darum ein Zentrum von Leben oder von Lebenskraft und das Pulsen oder die Periodizität der Sonnenflecke der Ausdruck ihrer Lebenstüchtigkeit. Nun werden wir aber leicht verstehen, daß dieser Vorgang auch auf die irdischen Lebenserscheinungen von einem gleichen, scharf ausgeprägten Einfluß ist; ja wir können von diesem Standpunkt aus nach einem derartigen inneren Zusammenhang von vornherein suchen und müssen überall, wie es mir auf dem Gebiete der Seuchen erging, überall die einwandfreie Bestätigung finden. Die Wissenschaft hat denn auch die innere Abhängigkeit verschiedener Vorgänge auf der Erde von der Periodizität der Sonnenflecke schon vielfach erkannt.

So hat R. Wolf gefunden, „daß die tägliche Variation der Deklinationsmagnetnadel mit der Sonnenfleckenperiode gleiche Länge hat, und daß die Variation den größten Wert in jener Zeit erreicht, in welcher die Sonnenflecken am häufigsten, den kleinsten, wenn dieselben am seltensten sind." Der innere Grund ist klar: die Sonne sendet im Sonnenfleckenmaximum mehr Lebensfluidum aus, und weil dieses elektrisch ist, so muß die Stärke seines Wirkens in den elektrischen Erscheinungen der Erde zum Ausdruck kommen.

Aus demselben Grunde tritt eine gleiche Periodizität des Nordlichts auf; denn auch dieses ist elektrischer Art, wie besonders Lemström festgestellt hat.

Nach W. Köppen entsprechen Sonnenfleckenmaxima auf der Erde Wärmeminima und umgekehrt. Zu dem gleichen Ergebnis gelangten Hahn und Fritz. Hier zeigt sich also das umgekehrte Verhältnis, und auch das wird sofort klar, wenn wir bedenken, daß die Erdoberfläche zu zwei Dritteln aus Wasser besteht. Vermehrte Sonnentätigkeit oder erhöhtes Auftreten von Sonnenflecken muß darum auf der Erde verstärkte Wasserverdampfung, Wolkenbildung, Regen und Abkühlung des Wetters zur Folge haben.

Bei der elektrischen, d. i. anziehenden und abstoßenden Art der Sonnenkraft brauchen wir uns auch nicht zu wundern, daß neben der Periodizität der Sonnenflecke gleiche Schwankungen des Luftdrucks bestehen. Die Schwankungen der Sonnentätigkeit, nicht die des Luftdrucks, sind demnach der wahre Grund der Wetterveränderungen.

Vom Wetter hängt wieder der Wasserstand der Flüsse ab. Darum konnte Fritz berichten: „Während der Jahre, in welchem das Hochwasser des Nils unter dem Mittel blieb, den Minimajahren der Sonnenflecke nahe lagen, traten die größten Überschwemmungen zur Zeit der Maxima

ein.“ Gleiche Ergebnisse fanden sich bei den amerikanischen Seen, und für die Flüsse Europas gelangte Fritz zu dem Resultat: „Zur Zeit der Sonnenflecken-Maxima fließt etwas mehr, zur Zeit der Sonnenflecken-Minima etwas weniger Wasser aus den Flüssen Europas ab.“

Auch für den Hagel und den Stand der Gletscher sind gleiche Perioden festgestellt.

Das Wetter ist ferner von Einfluß auf die Ernten. So konnte Herschel für England herausrechnen: „Der Weizen war im Durchschnitt wohlfeiler in fleckenreichen, teurer in fleckenarmen Jahren“, und wegen der größeren Wärme in dem Sonnenflecken-Minima konnte Tomascheck berichten, „daß in fleckenarmen Jahren die Weinlese meist etwas früher eintritt als in fleckenreichen“.

Doch nicht nur in der niederen Natur wird die Periodizität der Sonnenflecke offenbar, sondern Simroth und Nansen haben gezeigt, daß sie auch im Tierreich zum Ausdruck kommt. R. Mewes hat ferner auf Grund der Periodizität der Sonnenflecke die letzte große Kriegsperiode schon Jahre vorher vorausgesagt, und ich habe nachzuweisen vermocht, daß hier das Gesetz der Seuchen liegt oder der letzte Grund für ihr wechselndes Kommen und Gehen. Zum Verständnis der letzteren Behauptung will ich in Kürze bemerken, daß die Lebenskräfte der Sonne und Erde in einem polaren Verhältnis stehen. Die Kraft der Sonne ist elektrisch positiv und es ist ihr eine höhere Schwingung eigen als der negativ elektrischen Kraft der Erde; wir empfinden diese daher als kalt, jene als warm. Unser Körper steht stark unter dem Einfluß dieser Kräfte. Bei einem Vorherrschen der positiven Sonnenkraft bei warmem Wetter ist uns warm; bei einem Vorherrschen der negativen Erdkraft bei nassem, kaltem Wetter frieren wir. Wenn die elektrischen Kräfte in unserem Körper im rechten Gleichgewicht sind, ist Gesundheit vorhanden. Ein längere Zeit andauerndes Überwiegen der einen oder anderen Kraft hingegen hat Krankheit zur Folge, negative, mit Schwäche und Frösteln verbundene Störungen, wie Influenza und Diphtherie in dem einen Falle, und positive, mit viel Hitze einhergehende, wie Masern, Scharlach, Pocken und Typhus, in dem anderen Falle. Die Seuchen dieser Krankheiten treten daher in den Sonnenfleckenminima auf, jene in den Sonnenfleckenmaxima. Ich kann im Rahmen dieser Arbeit über dieses Gebiet nur kurze Andeutungen geben und muß im weiteren auf meine Schrift „Die Heilkunde auf energetischer Grundlage und das Gesetz der Seuchen“ verweisen, wo auch mehr Einzelheiten über die im vorstehenden genannten Tatsachen enthalten sind. Nur das eine will ich noch bemerken, daß gleichzeitig mit mir der schwedische Arzt Magolssen den Parallelismus von Seuchen und Sonnenflecken gefunden hat, ohne daß er jedoch den inneren Grund zu nennen vermochte und ohne daß wir beide von unseren Arbeiten Kenntnis hatten.

So hat unsere Betrachtung uns einen neuen vertieften Blick in die Werkstätte des Lebens gewährt; und auch dies möge ein „Türmer“-Beitrag sein zum Aufbau einer neuen Kultur mit mehr Klarheit über das Lebensganze. **Karl Wachtelborn** (Fürstenwalde)





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Nochmals das „offizielle Kaiserbild"

Jeder Türmerleser wird ordentlich aufatmen, wenn er die folgende Berichtigung liest, die uns von vertrauenswürdiger Seite zugeht. Unser Mitarbeiter Schellenberg hatte im Märzheft die unerhörte Reklame einer Berliner illustrierten Zeitung bezüglich eines „offiziellen Kaiserbildes" festgenagelt und, in der Annahme, daß man in Doorn davon wisse (denn so war jene Reklame gehalten!), sein Bedauern ausgesprochen. Nun aber schreibt man uns zu dieser leidigen Sache folgendes:

„Im Heft 6/23 des ‚Türmer' (März 23) hat Herr E. L. Schellenberg unter der Überschrift: ‚Das offizielle Kaiserbild' eine Betrachtung angestellt (S. 423), die nicht unwidersprochen bleiben darf.

In der Betrachtung wird an der Reklame, die — unter Fälschung der Wahrheit — von gewissenlosen Firmen mit der Veröffentlichung des Kaiserbildes getrieben ist, berechtigte Kritik geübt.

Aus meiner genauen Kenntnis der Verhältnisse (ich werde zeitweilig zum Dienst bei Seiner Majestät dem Kaiser herangezogen) stelle ich nachstehendes fest:

1. Das Lichtbild ist am Hochzeitstage von dem Photographen Hoekstra aus dem Doorn zunächst gelegenen Flecken Driebergen aufgenommen.

2. Der Photograph wurde verpflichtet, die Aufnahme zunächst nicht zu veröffentlichen. Am 1. I. 23 wurde ihm aber vom Hofmarschallamt in Doorn die Genehmigung zur Veröffentlichung erteilt.

3. Weder an Seine Majestät noch an das Hofmarschallamt, noch in irgendeiner Form an eine wohltätige Stiftung hat der Photograph oder die Firma Keystone View Co. oder irgend eine andere Firma irgendetwas für das Bild bezahlt. Von ‚Kaufverhandlungen', ‚Geschäften' oder dergleichen ist nie die Rede gewesen.

Wenn von der amerikanischen Firma Keystone View Co. anderes behauptet wird, so lügt entweder sie oder sie ist von dem Photographen belogen worden.

4. Die hohe Braut trägt eigenen Familienschmuck, nicht ein Geschenk Seiner Majestät, und nichts aus dem Nachlaß der Kaiserin.

5. Die sensationellen Einzelheiten über ‚Pose', Anzug pp. sind freie Erfindung.

Ich weiß, daß Sie, sehr geehrter Herr Lienhard, sich obiger Feststellungen freuen werden, und ich zweifle nicht daran, daß Sie für Richtigstellung in der Öffentlichkeit Sorge tragen.

Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ihr ganz ergebener

v. D., Generalmajor a. D."

* * *



Eine beachtenswerte Zuschrift von anderer Seite führt folgendes aus:

Berlin-Lichterfelde, den 1. Mai 1923.

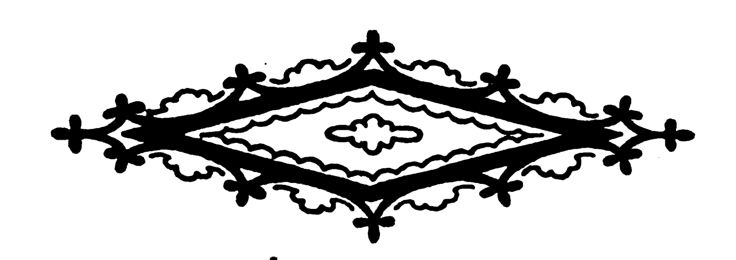
„. . . Obgleich ich nicht etwa ein fanatischer Rechtsdeutschnationaler und nicht ein unbedingter Verehrer Kaiser Wilhelms II. bin, möchte ich doch nicht unterlassen, zu bemerken, daß die Schlußfolgerungen, die Schreiber dieser Notiz aus der Veröffentlichung des offiziellen Kaiserbildes zieht, vielleicht etwas voreilig sind. Man darf nicht vergessen, daß dieses Bild durch den Verlag Ullstein verbreitet worden ist und daß dieser Verlag in seiner gesamten Tendenz dahin strebt, auch auf dem Wege über das illustrierte Bild den monarchischen Gedanken in Deutschland nach Kräften ins Lächerliche zu ziehen und ihn möglichst intensiv zu untergraben.

Wenn auch die Wiedergabe in jener Art den sonstigen Gewohnheiten des früheren Kaisers nicht entgegenstehen mag, so habe ich doch sehr starke Zweifel, daß die Angaben des Verlages auf Wahrheit beruhen, insbesondere dann, wenn ich das Bild schärfer mit kritischen Augen betrachte. Ich habe fast den Eindruck, als handelte es sich um ein photographisches Retusche-Kunststück. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man den dazu geschriebenen Artikel betrachtet. Man fühlt beim Lesen dieses Artikels ordentlich die Freude des Schreibers, die er bei der Verhöhnung des Kaisers empfindet und insbesondere dadurch empfindet, daß er dem deutschen Volke dieses Bild in harmloser Weise vorführt und so, ohne daß es der Mehrzahl der Beschauer zum Bewußtsein kommt, seinen Zweck, den monarchischen Gedanken lächerlich zu machen, in viel stärkerer Weise, als es ihm durch irgendetwas anderes möglich ist, erreicht.

Mit welchem Zynismus der Verlag Ullstein bewußt vorgeht, können Sie genau verfolgen, wenn Sie die ‚Illustrierte Zeitung‘ immer unter diesem Gesichtswinkel beobachten. So brachte die Illustrierte z. B. auch anläßlich der schweren Kämpfe in Oberschlesien zum Jahreswechsel — wenn ich nicht irre, war es Januar 1921 — die erste Nummer des Jahres mit einem Titelblatt, auf dem höhnisch grinsend eine berühmte polnische (!) Filmschauspielerin dem deutschen Volke ‚Prosit Neujahr‘ zurief und als Begleitmusik dazu in der Ullsteinpresse wüste Schimpfartikel gegen die bayerischen und preußischen Freiwilligen für Oberschlesien, die in gemeiner Weise angepöbelt wurden. Wir dürfen nicht vergessen, daß Ullstein seine internationale Politik außerordentlich zielbewußt treibt und mit einer Zähigkeit, die von deutsch Geborenen nur selten ganz begriffen wird . . .“

Mit bekannter Wertschätzung

C.“



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Philosophie als Leben

Betrachtungen über Graf Keyserlings Schule der Weisheit

Im November 1920 hat Graf Hermann Keyserling in Darmstadt die Schule der Weisheit gegründet. Der Name des Gründers ist erst durch die Veröffentlichung des „Reisetagebuchs eines Philosophen" im Jahre 1919 in weitere Kreise gedrungen. Aus eben diesem Leserkreis ist die Anregung zur praktischen Verwirklichung des dort gegebenen Impulses erfolgt. In der kurzen Programmschrift „Was uns not tut, was ich will" (1919) hat sich dann Keyserling zum erstenmal über die allgemeinen Ziele und Aufgaben der Schule der Weisheit ausgesprochen und in den Heften des „Wegs zur Vollendung" wurde über die einzelnen Tagungen und den inneren Betrieb der Schule berichtet. Doch war es nicht möglich, aus diesen spärlichen Äußerungen ein klares Bild über das, was die Schule wollte und leistete, zu gewinnen. Zurückhaltung und abwartendes Urteil waren daher dieser Gründung gegenüber wohl am Platz; in diesem Sinn hat auch der „Türmer" in einer kurzen Notiz (vgl. das Oktoberheft 1920, S. 60) Stellung genommen. Heute sind wir in günstigerer Lage. In einem umfangreichen Werk, das sich „Schöpferische Erkenntnis" (Verlag Otto Reichl, Darmstadt 1922) betitelt, hat nun Keyserling die eigentliche Einführung in die Schule der Weisheit gegeben und sein Programm sowohl nach der theoretischen wie nach der praktischen Seite hin ausführlich entwickelt. Erst jetzt ist also eine objektive Stellungnahme möglich.

Die Philosophie Keyserlings wird von einer mächtigen Woge des zeitgenössischen Denkens getragen; sie gliedert sich der immer stärker anwachsenden Bewegung ein, die man Lebensphilosophie oder Lebensmetaphysik nennt und die sich in bewußten Gegensatz zur wissenschaftlichen oder Schulphilosophie setzt. Die letztere knüpft zumeist an die große Tradition des deutschen Idealismus oder an andere Systeme der Vergangenheit an; ihre vorwiegendste Richtung ist wohl immer noch der Neukantianismus, der die Universitäten zum großen Teil beherrscht. Jene geht aber meist eigene und selbständige Wege, sucht sich bewußt, wenn auch nicht immer erfolgreich, von der Tradition zu lösen und steht unter mehr oder weniger starkem Einfluß von Nietzsche und Bergson. Gegenüber der Metaphysikscheu der Kantianer drängt sie über die Grenzen der menschlichen Erkenntnis hinaus und sucht zum Absoluten vorzudringen. Dieses erscheint ihr im Begriffe des „Lebens", der aber keineswegs scharf umgrenzt ist, sondern in zahllosen Schattierungen schillert. Sie sucht gegenüber den abstrakten, lebensfernen Gedankenkonstruktionen und Begriffsgebäuden des zunftmäßigen Denkens unmittelbare Fühlung mit dem Leben selbst zu gewinnen, sie will eine lebendige Geistesmacht sein, die Zeit mit ihrem Gehalt erfüllen, nicht nur Gedankenschulung treiben und Wissen vermitteln, sondern sich ins Leben selbst einbilden und praktische Wirkungen erzielen.

Keyserlings Denken nun trägt in hervorragendem Maße diesen praktisch-ethischen Zug. Alle philosophische Systematik und Theoretik liegt ihm fern oder ist ihm zum wenigsten nur ein Vorläufiges; er stellt das Erkennen in den Dienst des Lebens, faßt es als ein schöpferisches Prinzip auf und vertritt diese Gedanken — dies ist das Neue — nicht nur theoretisch, sondern will sie

in die Praxis des Lebens umsetzen. Zu diesem Zweck hat er die Weisheitsschule gegründet. Am stärksten also von allen abendländischen Denkern der Neuzeit haben Nietzsche und Bergson auf ihn eingewirkt. Neben diesen aber hat ihn, und dies ist wohl noch wichtiger, die Weisheit des Orients in ihren Bann gezogen; und auch in dieser Hinsicht ist Keyserling ein echter Sohn unserer Zeit. Er ist geradezu vom Osten besessen, so sehr, daß er darüber dem Westen, wie sehr er sich auch bemüht, kaum volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Das Ideal der indischen und chinesischen Weisheit erblickt nun Keyserling darin, daß sie Seins- und nicht Könnenskultur ist, metaphysisches Verstehen und nicht diskursives Denken, daß sie im Innern des Menschen verankert ist, während die westliche Erkenntnis, die sich ganz im Getriebe der Erscheinungswelt erschöpft, überhaupt nicht in die metaphysische Wirklichkeit hineinführt. Dem Orientalen sind die Gedanken selbständige Lebensformen, dem Abendländer Erkenntnismittel zur Abbildung und Beherrschung der Außenwelt. Der Osten lebt in der Tiefe der Sinneswirklichkeit, der Westen an der Oberfläche der Erscheinungswelt. Indem so dem metaphysischen Weltenwanderer der Orient zu einem tief inneren, persönlichen Erlebnis geworden ist, strebt er nach einer Vertiefung der abendländischen Kultur und nach einer Einpflanzung des östlichen Antriebs in die westliche Welt. Er verwahrt sich jedoch ausdrücklich dagegen, daß er den Westen zu veröstlichen beabsichtige, sondern er will den morgenländischen Geist mit dem abendländischen vermählen und erhofft von einer Synthese von Ost und West den Fortschritt zu einer neuen Menschheitskultur. Ob Keyserling den Osten objektiv richtig gesehen hat, ob seine Aufstellungen über indische Weisheit und chinesische Seinshaltung faktisch einwandfrei sind, das bleibe hier dahingestellt. Darauf kommt es in seinem Sinn auch gar nicht an. Denn auf dem Gebiete des geistigen Lebens schafft ganz allein die Bedeutung den Tatbestand, ist es der Sinn, der allem Empirisch-Tatsächlichen zugrunde liegt. Die reinen Tatsachen bzw. unser Wissen über dieselben kann niemals das Letzt-Entscheidende sein; neue Erkenntnisse vermögen nur die Welt der Wissenschaft zu bereichern, niemals aber unser Sein und Leben zu verändern und zu erhöhen. Nicht auf Neuerung, sondern auf Erneuerung unseres Menschentums kommt es einzig und allein an.

Mit diesem Gedanken befinden wir uns bereits im Mittelpunkt der Keyserlingschen „Erkenntnistheorie", von der wir in seinem Sinn nur uneigentlich reden dürfen. Denn philosophische Erkenntnis im bisherigen westlichen Verstand ist eine aus unserem lebendigen Sein herausgestellte, von diesem losgelöste abstrakte Theorie oder Vorstellungswelt, und gerade eine solche lehnt Keyserling ab. Reden wir also besser von einer theoretischen Grundlegung dessen, was Keyserling in die Praxis umzusetzen gedenkt, wobei es auch hier wieder dahingestellt sein mag, inwieweit sein lebendiges Philosophieren trotz seiner eindringlichen Verwahrungen der Gefahr entronnen ist, sich in einem Gehäuse zu verkapseln. Vielleicht gelingt es keinem Lebensdenker, das Leben als solches zu fassen; denn beim Philosophieren geht es nun einmal nicht ohne das Denken, und Denken bedeutet in jedem Falle Formung des Lebens, Abgrenzung des Inhaltlichen durch formale Begriffe und Kategorien. An dieser Tatsache ändert sich nichts, wenn wir im wissenschaftlichen Denken eine Äußerung und Betätigungsmöglichkeit des Lebens selbst sehen und es nicht in einem luftleeren Raum oder Wolkenkuckucksheim seinen Ursprung nehmen lassen. Aber vielleicht tun wir mit solchen Einwänden dem Grafen unrecht, besonders da wir seine Philosophie, die nicht den Anspruch erhebt, ein System zu sein, nicht von irgend einer andern Denkweise aus kritisieren, sondern von seinen eigenen Voraussetzungen und seiner Einstellung aus verstehen wollen.

Das Absolute also, dem Keyserlings intuitives Erkennen zustrebt, ist das Leben. Darunter versteht er nicht das an der Oberfläche der Erscheinungswelt dahinfließende empirisch-reale Leben, sondern das als erstes metaphysisches Prinzip in der tieferen Region des Sinnes wurzelnde Leben des Geistes [? Wir können uns grade bei diesem Kernpunkt eines Fragezeichens nicht enthalten. D. T.]. Der Sinn ist daher das allem Faktischen und Erscheinenden zugrunde

Liegende, dasjenige vom Absoluten, das sich vom Verstande gerade noch denken läßt; er ist also die letzte mögliche Denkinstanz. Somit ist Keyserlings Philosophie eine Philosophie des Sinnes, denn es handelt sich in ihr um ein immer tieferes Erfassen des Sinnhaften, um ein in immer tiefere Sinnesregionen hinabsteigendes Denken, um Erkenntnis der Beziehungen zwischen Erscheinungswelt und Geistesmacht. Was dieses Absolute, letzte Wesen „an sich“ ist, das vermögen wir allerdings nicht zu begreifen; wir vermögen auch den Sinn als das eigentlich Geistige nicht durch irgendeine Kategorie des abstrakten Denkens einzufangen, sondern nur intuitiv zu erschauen durch unmittelbares Erlebnis. Aber es genügt uns, daß es in die Erscheinungen als Sinn hineinragt und so unserem Denken zugänglich ist. Man könnte also hier von einem Dualismus zwischen Erscheinungswelt und Sinneswirklichkeit reden, sofern diese beiden Reiche scharf voneinander geschieden sind und jedes von ihnen eine reale Wirklichkeit darstellt. Da aber jeder Sinn eines Ausdrucks bedarf, um in der Erscheinung sichtbar zu werden, und umgekehrt jede Erscheinung der Beziehung auf tiefere Sinneszusammenhänge grundsätzlich zugänglich ist, durchdringen sich die beiden Welten wechselseitig und sind uns jeweils nur in ihrem Ineinander und Durcheinander gegeben. Unter „Sinn an sich“ versteht Keyserling jenes letzte Geistige, das mit dem Quell des Lebens selbst zusammenfällt. Daher ist Philosophie Leben in Form des Wissens; sie bedeutet dieses immer gegenwärtige, allem zur Voraussetzung dienende einheitliche Lebensganze auf dem Gebiete des Erkennens und diese Art der Philosophie nennt Keyserling zum Unterschied von und im Gegensatz zu aller neuzeitlichen Philosophie des Abendlandes, die wesentlich Wissenschaft ist, Weisheit. „Der Philosoph muß sich zum Weisen vollenden, er muß sich vom Ideal der vollkommenen Wissenschaftlichkeit zu dem der Weisheit, d. h. des erkenntnisbedingten Lebens hinanwenden, sein Bewußtsein im Reiche des Sinns zentrieren.“ Theorie und Praxis werden eins, Denken und Sein verbinden sich zu schöpferischer Wirkungseinheit. Nur wenn Philosophie in diesem Sinne verstanden wird, kann sie aus einem geistigen Sport und einer trockenen Wissenschaft zu einer Lebensmacht ähnlich wie die Religion werden, kann sie außer einer rein intellektuellen, wissenschaftlichen Angelegenheit, wie sie bisher, zumeist abseits vom Leben, auf den Universitäten betrieben wurde, zu einer den ganzen geistigen Menschen in seinem Sein, nicht bloß seinem Wissen und Können ergreifenden und ihn gestaltenden Prinzip werden.

Natürlich ist diese Forderung auch in der abendländischen Philosophie keineswegs eine unerhörte Neuheit, wie Keyserling zu glauben geneigt ist. Wenn wir von ähnlichen Anschauungen, die im zeitgenössischen Denken weite Verbreitung gefunden haben, absehen, so brauchen wir nur an die Blüte der deutschen Philosophie im Zeitalter des Idealismus zu erinnern. Auch Kant unterschied deutlich zwischen dem Schulbegriff und Weltbegriff seiner Philosophie und sprach von der Philosophie als der größten Angelegenheit des Menschen, zu wissen, was man sein muß, um ein Mensch zu sein. Und Fichtes Denken hatte in erhöhtem Maße diesen Zug zum Praktisch-Ethischen, zur unmittelbaren Beeinflussung und Umgestaltung des Lebens durch das Erkennen. Das Neue ist bei Keyserling lediglich das, daß er insofern Ernst gemacht hat mit dieser Forderung von der Lebensbezogenheit alles Philosophierens, als er ihr in seiner Schule in Darmstadt eine Verkörperungsmöglichkeit zur praktischen Betätigung im Leben geschaffen hat. [? Wobei wir ein abermaliges Fragezeichen einfügen: ein Salon mit philosophischen Gesprächen und Vorträgen ist noch keine „praktische Betätigung im Leben“. D. T.]

Daß eine solche Schule heute zum erstenmal in die Erscheinung getreten ist, daß sie, wie Keyserling glaubt, erst jetzt überhaupt historisch möglich geworden ist, das hängt mit dem Fortschrittsglauben und Kulturoptimismus des Grafen eng zusammen. Hat nicht schon Sokrates, kein Philosoph im engern Sinn, sondern ein Weiser, dasselbe erstrebt wie Keyserling? Hat nicht auch er durch sein Wirken die Gesinnung des Menschen veredeln wollen auf Grund tieferer Einsicht und Erkenntnis, das Sein erhöhen wollen durch besseres Verstehen? Warum hat dieser sokratische Impuls keinen nachhaltigen Einfluß auf die abendländische Philosophie auszuüben

vermocht? Weil die Wissenschaft kaum im Entstehen begriffen war, weil der Verstand des antiken Menschen zu undifferenziert war, um eine Fragestellung zu fassen, welche den Sinn durch die Erscheinung hindurch zu lesen gestattete. Damals war eine Höherbildung des Seins vom Erkennen her nicht möglich, weil eben das Erkennen als Organ überhaupt noch nicht ausgebildet war. Heute aber, nachdem wir seit der Renaissance durch eine Geistesepoche der bis aufs höchste gesteigerten Wissens- und Könnenskultur hindurchgegangen sind, ist die geistige Vorhut der abendländischen Menschheit prinzipiell imstande, eine tiefere Sinneserfassungsstufe zu ersteigen, sich gegenüber den bisherigen Wissensinhalten neu einzustellen. Andrerseits kann die Kirche beim Neuaufbau des Abendlandes keine entscheidende Rolle spielen, da wir nun einmal über das Zeitalter der Dogmengläubigkeit und des Autoritätenglaubens hinaus sind. Noch weniger vermag dies die Universität, der es nur auf Schulung des Intellekts und Ausbildung des wissenschaftlichen Menschen ankommt. So vermag allein die Philosophie in der Form der Weisheit den neuen Menschentypus zu gestalten, der eine Forderung der Gegenwart und eine Erfüllung der Zukunft ist. Gleichwie Spengler sieht auch Keyserling im gegenwärtigen Zeitalter die zersetzenden und den Untergang vorbereitenden Mächte mit voller Deutlichkeit und Ergriffenheit; er nennt unsere Zeit eine Epoche sich unaufhaltsam steigernder Barbarei, eines nie dagewesenen Niedergangs alles Seelenlebens, aber er glaubt nicht an die Notwendigkeit des Untergangs. Dem Spenglerischen Fatalismus hält er die schöpferische Gestaltung unseres Schicksals entgegen; er glaubt hoffnungsfreudig an die Möglichkeit der Überwindung des heutigen Chaos durch eine neue Seinskultur. So will er nichts Geringeres als einen neuen tieferen Menschheitstypus heranzüchten, ein Persönlichkeitsideal aufstellen, das die neu heraufkommende Epoche gleichsam wie ein Sauerteig durchdringen soll. Nietzsches Lehre vom Übermenschen klingt hier an und in der Tat spinnen sich starke Fäden von Keyserling zum einsamen Philosophen von Sils Maria hinüber. Daß es sich bei so hoch gespanntem Ideal um keinerlei Massenwirkung und Massenveredelung handeln kann, dessen ist sich Keyserling wohl bewußt. „Auf die Wenigen, nicht auf die Vielen kommt es an." Deshalb will er nur Führer der neuen Menschheit heranbilden, nur einigen wenigen seinen Impuls mitgeben. Sein Bildungsideal ist durchaus aristokratisch inmitten dieser demokratischsten aller Zeiten, und er ist fest davon überzeugt, daß auf das Zeitalter des Demokratismus ein solches der geistigen Aristokratie folgen wird.

In diesem Zusammenhang seien einige Bemerkungen über die Persönlichkeit des Grafen gestattet, die auch aus sachlichen Gründen von Wichtigkeit sind. Er ist ein Mann von umfassendem Wissen, von hoher Geisteskultur, ebensosehr von des Gedankens Blässe angekränkelt wie unsere ganze Zeit, und weil er selbst so sehr an der Krankheit des Intellektualismus leidet, sucht er nach Heilmitteln zu seiner Überwindung. Sein Denken ist von einer erstaunlichen Vielseitigkeit und Wandlungsfähigkeit; er bespiegelt sich selbstgefällig in seiner Proteusnatur; er fürchtet sich vor jeder „Auskristallisation", d. h. vor jedem Erstarren der lebendigen Formen zu abstrakten Inhalten. Daher liebt er das Unsystematische, Dynamisch-Rhythmische, das immer sich Wandelnde, bei keinem Inhalt Stehenbleibende. Auf seine Triebblässe hat Felix Emmel in einer interessanten und beachtenswerten Studie hingewiesen, die ich zur Ergänzung dieser Ausführungen dringend empfehle („Das Problem Graf Keyserling", Verlag Georg Stilke, Berlin 1922). Seine eigene Person tritt in allen Schriften gebieterisch in den Vordergrund, sein Denken und Tun sind durchaus ichzentriert. Er spürt etwas von einer Prophetennatur in sich; er bittet den Leser, seine Gedanken nicht kritisch nachzudenken, sondern vor allem die Kraft, die von ihm ausgeht, auf sich wirken, sein Wort Fleisch werden zu lassen. Fast allzu aufdringlich und selbstbewußt tritt Keyserlings liebes Ich allerorten in die Erscheinung, und es ist interessant, daß er dies einmal gelegentlich eines Aufenthaltes in Assisi selbst gefühlt hat. „Mir war bewußt geworden, daß just einem Menschen meiner Strebensrichtung ein gewisser Prozentsatz franziskanischer Demut nottut." Diese Selbsteinsicht ist anerkennenswert, nur wäre zu wün-

schen, daß sie auch Keyserlings Sein tiefer erfaßte. Bei aller Bewunderung für das ernste Streben und die hohen Geistesgaben dieses Mannes scheint uns fürwahr ein Stück Goethischer Ehrfurcht und franziskanischer Demut dringend not zu tun, zumal diese dem Werk Keyserlings nur zugute kommen könnten.

Über die praktischen Auswirkungen und Erfolge der Schule der Weisheit steht mir kein Urteil zu. Ein solches dürfte sich überhaupt schwer gewinnen lassen, wo es sich nicht um sachliche Übermittlung von bestimmten Lehrmeinungen und Wissensinhalten handelt, sondern um Auswirkungen persönlicher Seinsimpulse. Ob solche tatsächlich von ihr ausgehen und in der Zukunft ausgehen werden, das dürfte kaum jemals nachzuprüfen sein. Auch ob Keyserling eine solch tiefe Persönlichkeit ist, von der belebende Kräfte durch die Medien seiner Schüler in die Welt hinausstrahlen werden, vermag ein Außenstehender nicht zu ermessen. Immerhin scheint mir das Ziel, die Heranbildung eines neuen Menschen und damit die Heraufführung einer neuen Kulturepoche, reichlich hochgesteckt zu sein. Auch dies dürfte mit dem schrankenlosen Persönlichkeitskult, der an dieser Stätte getrieben wird, im Zusammenhang stehen. Wer dürfte sich vermessen, zu glauben, daß von seiner Person solche weltbewegenden Wirkungen auszugehen vermöchten, der nicht den Drang eines Buddha oder Christus oder Luther in sich verspürte? So sehr wir daher den Antrieb begrüßen, den Keyserling in die Welt zu setzen gedenkt, um so mehr möchten wir zur Zurückhaltung und Selbstbescheidung mahnen. Wenn Emmels obengenannte Broschüre sich wider den Geist der Weltüberlegenheit wendet, so seien diese Betrachtungen vor allem gegen den Geist der Selbstüberhebung gerichtet. Von hier aus müssen wir es auch entschieden ablehnen, daß Keyserling sich von vornherein jenseits des Bodens aller Kritik stellt. Es mag richtig und zweckmäßig sein, wenn in der Weisheitsschule ebenso wie in Johannes Müllers Gemeinschaft auf Schloß Elmau nicht diskutiert wird, damit die Wirkung des gesprochenen Wortes durch „Zerreden" nicht beeinträchtigt werde. Aber jeder geistigen Bewegung gegenüber, wenn sie auch noch so dynamischen Charakter trägt und sich im Urgrund der Sinneswirklichkeit verankert fühlt, ist von außen her Stellungnahme und Kritik unbedingt geboten, und gerade gegenüber der Schule der Weisheit, deren Grundprinzip ich anerkenne und die ich daher warm begrüße, scheint mir diese ganz besonders nötig, damit das wirklich Fruchtbare und Lebensfähige an ihr in seinem Wert erkannt und von den Auswüchsen und Schlacken gereinigt wird. Nur im Sinne solch aufbauender Kritik ist das Gesagte gemeint.

Über den internen Unterrichts- und Lehrbetrieb, der aus Tagungen, auf denen Vorträge gehalten werden, Exerzitienkursen und, worauf Keyserling den größten Wert legt, Individualbehandlung der Schüler besteht, ist alles Wissenswerte in einem Anhang der „Schöpferischen Erkenntnis" und in den einzelnen Heften des „Wegs zur Vollendung" (bisher sind 5 erschienen) gesagt. Dort finden sich auch nähere Angaben über die äußere Organisation der Schule. Da Sinneserfassung ein Urphänomen, ein weiter nicht zu erklärendes Apriori ist, so ist Verstehen von Mensch zu Mensch möglich; nur Sein überträgt sich unmittelbar auf anderes Sein. Zwischen Lehrer und Schüler wird ein persönliches Kraftfeld geschaffen, die Beeinflussung ist keine verstandesmäßige, sondern eine suggestive im Sinne der christlichen Askese und der indischen Yoga. Das Verstehen ist ein schöpferischer Vorgang, daher bedarf es außer dem Antrieb des Lehrers vor allem auch der Aufgeschlossenheit der Seele des Schülers, der mit keinen vorgefaßten Meinungen nach Darmstadt kommen darf. Jeder, gleichgültig welches Berufs er ist, kann sich im Sinne der Weisheit zum vollendeten Menschen bilden, nicht nur der philosophisch oder wissenschaftlich Geschulte. Solche Schulung kann im Gegenteil für den Schüler ein Hindernis auf dem Wege zur Sinnesverwirklichung sein. Daher warnt Keyserling vor zu vielem Nachdenken in abstracto, vor der verstandesmäßigen Realisierung des Gehörten; der Lernende soll die Worte des Meisters in lebendiger Übernahme sich aneignen, bei keinem Stofflich-Sachlichen verweilen und von aller Stellungnahme absehen. Keyserling selbst legt keinen besonderen Wert auf das Inhaltliche seiner Lehre, da es ihm nur um Seinswirkung zu tun ist. Aber so ganz

gleichgültig scheint mir jenes doch nicht zu sein, denn auch die noch so abstrakte Lehre eines Denkers steht in irgendeinem notwendigen Zusammenhang mit seiner Persönlichkeit und ist nicht zufällig diese oder jene. Dies bringt das prachtvolle Fichtewort zum Ausdruck: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man sei: denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es uns beliebt, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat.“ Und so wird auch der Weisheitsschüler nicht umhin können, die Worte des Lehrers ihrem gedanklichen Gehalt und Inhalt nach aufzunehmen; auch dies ist ein schöpferischer Prozeß, der sich aus der Lebensganzheit nicht loslösen läßt. Mit dem bloßen Impuls ist nichts erreicht.

Schließlich sei noch auf das Jahrbuch der Schule der Weisheit, den „Leuchter“ aufmerksam gemacht, dessen 3. Band (1921/22) jetzt vorliegt. Die Beiträge stammen nicht nur von Mitgliedern, sondern auch von anderen. Neben feinsinnigen und gehaltvollen Aufsätzen stehen einige mittelmäßige und bedeutungslose; zu jenen rechne ich die wundervolle Abhandlung von Peter Wust über die „Entwicklungsmöglichkeiten einer neuen Metaphysik“, welche die Gedanken seines früher an dieser Stelle (vgl. Türmer, Januar 1922) besprochenen Buches „Die Auferstehung der Metaphysik“ weiterführt und vertieft.

Dr. Rudolf Metz



Kaspar David Friedrich

So ist es von jeher geschehen: wenn eine „neue Kunstrichtung“ ausgerufen wurde, dann entdeckte man alsbald, daß schon in früheren Zeiten Meister aufgetreten seien, welche eben diese Kunstrichtung „vorgeahnt“ hätten. Und plötzlich tauchen aus dem Dämmer der Vergangenheit diese Gestalten empor, empfangen das grelle Licht der Gegenwart und zugleich jene schlimme Berühmtheit, daß alle Mißverständnisse, die man an ihre Namen knüpft, als Verdienst um ihre Werke gebaut werden. Der zarter Horchende aber vernimmt sehr deutlich den Klang der Sehnsucht, der aus solch lauten Berufungen wirbt; er weiß, daß immer das verschwiegene Eingeständnis der Ohnmacht in solcher Ausschau nach Betätigung lauert. Wenn heute Matthias Grünewald in zahlreichen Monographien gefeiert wird, so sucht das Verlangen nach gotischem Aufblick, nach reinster seelischer Erschütterung einen Ausdruck, der in unseren Tagen fehlt und daher uneingestandenermaßen erstrebt wird. Und wenn heute die Romantik neue gläubige Jünger findet, so vollzieht es sich aus dem Bewußtsein heraus, daß man endlich alles eindeutigen und platten Rationalismus müde geworden und wieder nach Fernen und Wundern ausspäht; daß man die Lieder der Seele erwecken möchte.

Indem Kaspar David Friedrich seit der Jahrhundertausstellung eine Neuerweckung erfahren, rang sich die Erkenntnis derer ans Licht, welche deutsche Innigkeit suchten, deutsche Landschaft, deutsche Träume. Freilich — noch immer fehlt das abschließende Buch über diesen wundersamen Maler; noch sind seine Briefe und Tagebücher nicht veröffentlicht oder nur beschämend unzureichend und dürftig. Aber man hat doch damit begonnen, ihm in den Museen (Berlin, Dresden, Hamburg) würdige Plätze anzuweisen; auch einige Wiedergaben seiner Bilder sind jetzt in den Handel gekommen. Aber still, wie er gelebt, einsam, wie er gestorben, ist er auch heute der Zunft noch ein allzu Abseitiger. Ein paar allgemein anerkennende Worte, die man nicht wohl umgehen kann — dann aber wird es wieder Schweigen um ihn her. Die enge Gemeinde, die sich um ihn sammelt, nimmt ihn dankesvoll und herzlich auf, pflegt sein Andenken und weiß, daß diese Kunst niemals unzeitgemäß zu werden vermag, weil sie stark und echt ist.

Kaspar David Friedrich stammt aus Pommern; er ist am 5. September 1774 in Greifswald

geboren. Seine Jugend umhüllte bereits jener Schleier der Schwermut, der seine späteren Jahre umdüstern sollte: als er beim Schlittschuhlaufen ins Eis einbrach, rettete ihn ein lieber Bruder, büßte aber selbst dabei das Leben ein. In Kopenhagen suchte er seine malerische Ausbildung (mit Runge gehört er zu den wenigen Künstlern jener neudeutschen Bewegung, die dem Norden anhänglich blieben und kein Verlangen nach Italien trugen) und wandte sich später nach Dresden, wo er sein ferneres Leben verbrachte. Über seine Gewohnheiten, sein Aussehen und Wirken erfahren wir mancherlei aus Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", aus der Selbstbiographie der Weimarer Hofmalerin Luise Seidler und aus den Lebenserinnerungen des Maler-Arztes Carl Gustav Carus. Am liebsten wandelte der Einsame, der mit seinen düsteren Augen und seinem starken Kosakenbarte schon äußerlich eine wundersame Erscheinung bildete, zur Zeit der Dämmerung aus dem Hause; das unbestimmte Zwielicht, das Geheimnisse und Wunder ahnen ließ, war seinen Empfindungen gemäß und ähnlich. Sein Zimmer war ein Zeugnis seiner rührenden Bedürfnislosigkeit: ein Stuhl und ein Tisch, außer der Staffelei, bildeten die Einrichtung. Sein Verkehr beschränkte sich auf wenige, aber würdige Erwählte, vor allem auch auf solche, die eine Wiedergeburt Deutschlands erhofften und förderten: Heinrich von Kleist, der in seinem „Phöbus" auch eine witzig-anerkennende Besprechung Brentanos über Friedrichs Bild „Mönch am Meeresstrande" mit ein paar feinen Worten eingeleitet hatte und damit bekundete, wie klar er die Eigenart des Malers erschaut hatte; Adam Müller, der Politiker; Heinrich von Schubert, der Naturphilosoph, Verfasser der vielgelesenen „Nachtseiten der Natur"; Gerhard von Kügelgen, weitbekannt durch das Erinnerungsbuch seines Sohnes Wilhelm; der erst jüngst in seiner vollen Bedeutung erkannte Georg Friedrich Kersting, der so treffliche Porträts des Freundes malte; schließlich der schon genannte Carus, der eine liebevolle kleine Schrift „Friedrich der Landschaftsmaler" verfaßt hat. Ludwig Richter erwähnt den Maler manchmal und nicht eben zustimmend, scheint ihm auch persönlich nicht näher getreten zu sein. — Anfänglich war ein Erfolg seines rastlosen Schaffens zu verspüren, namentlich 1810 in Berlin; bald aber verstummte der Beifall, drückender senkten sich die Schatten auf das Leben und Wirken des Vielverkannten, der sich 1818 mit einem schlichten Bürgermädchen verehelicht hatte. Sorgen schlichen sich über die Schwelle seiner ärmlichen Behausung; die Schwermut wandelte sich allgemach in Verfolgungswahn; ein Schlaganfall ließ den Unermüdlichen hinsiechen, bis am 7. Mai 1840 der Tod ihn von der Erde nahm.

Wenn unsere Zeit des Wirrsals, des Lärmens und Suchens den Wunsch nach Einkehr und Sammlung weckt, so ist es nicht verwunderlich, daß man den Rückweg zu Friedrich gefunden, der so fern aller eitlen Mode seinen stillen Pfad verfolgte, der nichts fragte nach dem, was der Wechsel der Tage ans Ufer spülte, sondern der unwiderleglichen Berufung folgte, die ihn rief und bestimmte. Wie Runge oder Richter, so hat auch er seine Wünsche, die Richtung seines Schaffens in Briefen und Tagebüchern auszusprechen versucht; die wenigen Sätze, die bisher überliefert wurden, lassen schmerzlich erkennen, wieviel Wertvolles und Tiefes uns bisher vorenthalten worden ist. Wie schon Dürer forderte, daß ein Maler „innerlich voll Figur" sein müsse, so meint es auch Friedrich: „Der Maler soll nicht bloß malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht." Einige der anderen schönen Aufzeichnungen, die von dem hochgemuten, lauteren Streben des Künstlers kostbares Zeugnis ablegen, lauten: „Willst du dich der Kunst widmen, fühlst du inneren Beruf, ihr dein Leben zu weihen, o! so achte auf die Stimme deines Innern; denn sie ist Kunst in uns." — „Bewahre einen reinen kindlichen Sinn in dir und folge unbedingt der Stimme deines Innern: denn sie ist das Göttliche in uns und führt uns nicht irre!" — „Heilig sollst du halten jede reine Regung des Gemütes, heilig achten jede fromme Ahndung; denn sie ist Kunst in uns!" — „Ein Bild muß nicht erfunden, sondern empfunden werden." Und wieviel bittere und doch selige Erkenntnis redet aus den schlichten Zeilen:

Um ewig einst zu leben
Muß man sich oft dem Tod ergeben.

Friedrichs Kunst war, mit Schiller zu reden, durchaus sentimentalisch. Er ist ein Seher gewesen, welcher Landschaften der Seele malte. Wer einmal Tiecks viel zu wenig gewürdigten, zukunftsträchtigen Roman „Franz Sternbalds Wanderungen" gelesen, der weiß, welch sehnsüchtige Erkenntnisse damals ans Licht verlangten. Wenn der alte, als wahnsinnig verschriene Maler dort dem jungen Sternbald ein Gemälde weist, auf dem das zeitliche Leben und die überirdische Hoffnung gebildet sind in Gestalt eines Pilgrims, der einen Hohlweg durchwandert, während auf einem Hügel mondlichtumwoben ein Kruzifix erglänzt, so wird man allsogleich an Schöpfungen Friedrichs erinnert. Und wenn eben jener alte Maler behauptet, daß alle Kunst allegorisch sei und, an Novalis gemahnend, erklärt: „Wir suchen dem einzelnen einen allgemeinen Sinn anzuheften", so ist das Wesen Kaspar David Friedrichs mit diesen Worten sicher umzeichnet, zugleich auch deutlich, warum Goethe, trotz einiger Aufmerksamkeit, dem Künstler keine Hinneigung schenken konnte.

Wir Heutigen, denen Kunst nicht mehr Mythologie oder beziehungsloses Spiel bedeutet, nehmen diese Symbole gern entgegen, sobald sie ins Zeitlose gehoben und ihres zufälligen Ursprungs entkleidet sind. In einem Winterwalde wandert ein französischer Chasseur; ein Rabe auf dem Baumstumpfe krächzt ihm hohnvoll nach. Die vaterländisch Gesinnten verstanden: hier war eine Anspielung auf Napoleons Zug nach Rußland. Die Hünengräber deuten auf Arminius den Befreier oder auf gefallene Helden der Freiheitskriege. In diesen Tagen empfangen solche Bilder neue, weisende Bedeutung; was sie aber wahrhaft lebendig erhält, das ist eben die Kunst an sich; die Meisterschaft, mit der sie gearbeitet wurden. Friedrich hat, ähnlich dem alten Maler im „Sternbald", auch einige Bilder christlich-religiösen Gepräges geschaffen. Auf Bergesgipfeln ragen Kruzifixe in den Sonnenaufgang hinein (eines dieser Bilder war ursprünglich für die Schloßkapelle in Tetschen bestimmt, und man bewundert die Eigenart dieses Altarschmuckes doppelt); ein Mönch steht am Meeresstrande angesichts der Unendlichkeit; auf einem verschneiten, verfallenen Kirchhofe wallen Mönche zum Begräbnis eines ihrer Brüder. Immer aber ist die „Staffage" doch nur Hindeutung, niemals eitler Selbstzweck und überdeutlicher Vordergrund. Carus fordert in seinen aufschlußreichen „Briefen über Landschaftsmalerei", welche den Einfluß des Freundes und Lehrers Friedrich sichtbar erkennen lassen: „Immer wird die Landschaft das belebte Geschöpf bestimmen, es wird aus ihr selbst notwendig hervorgehen und zu ihr gehören müssen, solange die Landschaft Landschaft bleiben will und soll." Und so ist es gut, derartige Bilder mit erklärender Staffage eben von der Landschaft aus zu begreifen und zu werten. Dann wird und muß ihr unnennbarer Zauber auch heute noch zwingend und überzeugend lebendig sein.

Wesentlich ist doch dieses: Friedrichs urdeutsche Landschaften (Rügen, Harz, Riesengebirge) fügen sich ein in die großen Zusammenhänge der Natur; sie lassen immer das Fehlen ahnen, führen hinaus in versagte Fernen, locken hinüber in jene Weiten, nach welchen nur der verlangt, der wahrhaft romantisch fühlt, das heißt, wie Novalis will, der „dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein" gibt. Friedrich schenkte das, was nur wenigen Gesammelten, in sich selber Ruhenden eigen ist: Melodie — unmittelbare Zwiesprache mit dem Ewigen. Und in seinen reifsten Schöpfungen hat er jene Objektivation gefunden, welche Zufall und Gegenwart übersteht und Dauer verheißt. Diese Landschaften wissen nichts mehr von jener heroischen Gebärde, welche gefällig zurechtrückt und aufbaut; diese Landschaften sind ursprünglich, deutsch und voll tiefinnerster Beseelung. O welche Einsamkeit blickt uns da entgegen! Niemals erdrückend, lastend; vielmehr nachdenklich, auffordernd, zur Einkehr mahnend. In Berlin hängt ein Bild aus dem Riesengebirge, das nichts als Höhenzüge aufweist, aber so ganz voll Hoheit und Anbetung, daß die Seele erschauert in frommer Hingabe. Wo ist wieder so gemalt worden wie auf dem wundervollen Tannenwalde im Schnee, der in Hamburg hängt! So unmittelbar, so geschaut, so erlebt! Ein leiser Schleier der Wehmut liegt über

fast allen Bildern; und vielleicht ist es doch nur das tiefe Gefühl der Gottesahnung, welche zugleich jene Ferne erkennen läßt, die uns von dem Ersehnten scheidet.

Obgleich Friedrich auf seinen Wanderungen nur zu skizzieren liebte und die Bilder im Atelier ausarbeitete, ganz aus der inneren Vision heraus, so zeigen sie doch niemals die verblaßten, gelehrten Farben, welche bei naturfernen Malern so häufig sind; im Gegenteil: diese Farben leuchten, haben eine reine, überraschende Kraft und Fülle, die noch heute in Erstaunen versetzt. Wer denkt nicht an jene Hochgebirgslandschaft im Kaiser-Friedrich-Museum, wie hier das Sonnenlicht blendend und warm auf dem Schnee erglitzert. Welch unaussprechlich reiche Tönungen, so schlicht und dennoch so mannigfaltig. Wie weitet sich der Raum, in welchem einsam ein zerspellter Baumstumpf ragt, Zeuge der Stürme, die manchmal über die hohen Schneefelder hinjagen. — Dann wieder Nebel und Dämmerung. In Dresden hängt ein Bild „Friedhofstor im Nebel"; es mutet an wie ein früher Hinweis auf Turner. Man erzählt sich, daß ein Kunstfreund eines der Bilder Friedrichs, ein Seestück, verkehrt aufgestellt und den düsteren Wolkenhimmel für das Meer, die Wellen aber für den Himmel angesehen habe. Und ein anderer wiederum betrachtete ein Bild, das eine Gebirgsferne im Nebel darstellte, für ein Seestück und erklärte es dementsprechend. So fremd war diese Kunst in ihrer Zeit.

Wenn Heinrich von Kleist behauptet, daß sich mit dem Geiste Friedrichs „eine Quadratmeile märkischen Sandes darstellen ließe mit einem Berberitzenstrauch, worauf sich eine Krähe einsam plustert, und daß dies eine wahrhaft Ossianische oder Kosegartensche Wirkung tun müsse", so hat er das Wesen des Malers tief begriffen und gedeutet. Im Kleinsten das Ewige ahnen zu lassen, im Schlichtesten den Ursinn zu verstehen — das eben ist Künstlers Werk und Beruf. Kaspar David Friedrich hat wie wenige Künstler diese Gabe besessen; und darum mutet er so durchaus deutsch und wahrhaft an. Wenn man aus dem Saal des Kaiser-Friedrich-Museums, der seinen Schöpfungen eingeräumt ist, hinuntergeht in das Zimmer, das Böcklin gehört, so der Unterschied sogleich deutlich und offenbar ist. Friedrich brauchte keine Faune und Wasserweiber, keine Seeräuber und Meerungeheuer; für ihn lebte der geringste Stein, der verwetterte Baumstumpf, das fernste Abendleuchten. Er suchte keine Umwege; er griff nicht in die Mythologie; was er gab, war ohne Anspruch auf äußere Gelehrsamkeit und Hermeneutik; ihm redeten die inneren Stimmen, und er folgte diesen Gesichten, weil er zu beleben wußte, nicht zu dekorieren. „Schließe dein leibliches Auge, damit du mit dem geistigen Auge zuerst sehest dein Bild. Dann fördere zutage, was du im Dunkel gesehen, daß es zurückwirke auf andere, von außen nach innen."

Ernst Ludwig Schellenberg



Peter Gast

Zu unserer Musikbeilage

Wer ist Peter Gast? Die wenigsten Deutschen kennen den Tonkünstler dieses Namens. Gebildete wissen allenfalls, daß er ein Freund Nietzsches war, sich als einer der ersten mit feinstem Verständnis in dessen Denkart einlebte, jedoch immer in einem ungewissen Halbdunkel blieb, fast mythisch — ein Gast auf Erden. Seine Musik kennt man so gut wie gar nicht. Und es müßte doch wohl eine Ehrenpflicht der neugegründeten Nietzsche-Gesellschaft sein, den vergessenen Künstler mehr in das Bewußtsein seiner Zeitgenossen zu bringen. Seine Musik ist leicht spielbar, gefällig, volkstümlich, heiter und wühlt keine besonderen Probleme auf.

Heinrich Köselitz — dies war sein eigentlicher Name — ist 1854 zu Annaberg, nahe der böhmischen Grenze, geboren. Er ging 1872 nach Leipzig, um Musik zu studieren; einer der her-

ragendsten Amtsnachfolger des großen Bach, der Thomaskantor E. F. Richter, war sein Hauptlehrer (1872 bis 1874). In jenen Jahren lernte er Nietzsches erste Schriften kennen („Geburt der Tragödie", „Schopenhauer als Erzieher"); sie wurden neben Wagner und Schopenhauer fortan für sein Leben bestimmend. Dem Meister zuliebe zog er nach Basel (1875), wo ihn auch Overbeck und Burckhardt anregten.

Über seine näheren Beziehungen zu Nietzsche schreibt er selbst im Vorwort zu dem von ihm besorgten Werk „Friedrich Nietzsches Briefe an Peter Gast" (Leipzig, Inselverlag 1908):

„Nähere Beziehungen begannen für mich aber doch erst mit dem Moment, wo er mir mitteilte, es gebe von ihm eine angefangene, aber liegengebliebene unzeitgemäße Betrachtung über Richard Wagner. Dies war ungefähr Ende April 76, als mich Freund Widemann seiner militärischen Verpflichtungen wegen verlassen hatte. Da Nietzsche sah, wie groß meine Begierde nach dem Wagner-Fragment war, gab er es mir mit nach Hause. Ich las und las mit wachsender Begeisterung, und als ich es ihm wieder einhändigte, konnte ich nicht verschweigen, wie ewig schade es wäre, wenn diese Betrachtung Torso bliebe. Er jedoch hielt die Schrift für zu persönlich, daher für unpublizierbar. Einige Tage später sagte er mir: ‚Beim Hineinblick in das Heft kam mir der Einfall, ob ich nicht wenigstens Wagnern ein Vergnügen damit machen könne, und zwar zum nächsten 22. Mai. Ich werde eine Abschrift davon nehmen lassen.' Ich erbot mich, sie zu fertigen, und brachte sie ihm. Sie schien ihm zu gefallen, ja sie belebte sein Interesse an seinem eignen Werk so weit, daß er, anstatt die Abschrift nach Bayreuth zu senden, sie als Druckmanuskript für Schmeitzner bestimmte, die drei noch fehlenden Schlußkapitel im Juni noch hinzuschrieb und das Buch zu den ersten Bayreuther Spielen als Festschrift erscheinen ließ."

Gasts erste Oper „Willram" (1879) steht noch im Banne Wagners (wie Dr Carl Fuchs im „Thematikon zu Gasts Oper ‚Die heimliche Ehe'" mitteilt); die zweite dagegen: „Scherz, List und Rache" (1881) bekundet bereits einen gänzlichen Umschwung seiner künstlerischen Ausdrucksweise: Italien, das er seit 1878 zu bevorzugtem Aufenthalt wählte, gab seinem Künstlertum eine neue Richtung. Ein Element der Anmut, des Sonnigen, Hellen, Lichten wurde fortan für Gasts Stil bezeichnend; er kehrte zur Mozartisch einfachen Melodie und überhaupt zur Lebensfreudigkeit zurück. So ist seine heitere Oper „Die heimliche Ehe" (später „Der Löwe von Venedig" genannt) das für seine Art schlechthin kennzeichnende Werk geworden (gedruckt 1901, Leipzig, Friedrich Hofmeister). Er lebte später zurückgezogen teils in Weimar, teils im väterlichen Annaberg und starb 1918.

Unter dem Titel „Die heimliche Ehe" ist das graziöse Buffostück schon 1891 von Prof. Carl Fuchs im Danziger Stadttheater zur Aufführung gebracht und von ihm in einem — mit reichen Beispielen durchsetzten — „Thematikon" (Leipzig, C. G. Naumann 1890) erläutert worden. Wir bringen ein Bruchstück vom Ende des zweiten Aktes, wo sich das heimliche Liebespaar zur Flucht aus häuslichen Verwicklungen entschließt.

Man kann kaum sagen, daß der volltönende Titel „Der Löwe von Venedig" besonders glücklich ist; denn der Stoff ist ein bißchen eng, eine fast kleinbürgerliche Typenkomödie, ohne großpolitischen Hintergrund, der etwa den venetianischen Löwen nebst Dogenherrlichkeit aufleuchten ließe. Nietzsche freilich „gratulierte" zum Titel (20. Juni 1888): „Es ist doch ein sehr anregender und zur Phantasie redender Titel. Es wäre schade, wenn der kleine Wink Venedig fehlte ... Desgleichen gefällt mir die Bezeichnung „italienische komische Oper"; sie wirkt vielfachen Verwechslungen und Mißverständnissen entgegen. Endlich: Sie haben recht, bei Ihrem ‚Peter Gast' zu bleiben: ich begriff es, als ich's las. Es ist derb, naiv und, mit Erlaubnis gesagt, deutsch ... Sie wissen, daß ich, seit letztem Herbst, Ihre Opern-Musik sehr deutsch empfinde — altdeutsch, gutes sechzehntes Jahrhundert!"

Der Text ist von Goldonis Typenkomödie angeregt; die Musik gehört etwa in die Nähe der „Gezähmten Widerspenstigen" von Götz, die Gast freilich an Fülle und Plastik der Erfindung nicht immer erreicht. Erfindung oder Reichtum an Einfällen — wie etwa beim überquellenden

Reger — scheint überhaupt nicht seine Stärke zu sein; die Linie ist immer einfach und ein wenig dünn. Und insofern dürfte der Fachmann geneigt sein, Gasts schlichte Melodik zu unterschätzen, zumal er in der Orchestrierung, in Behandlung und Zusammenklang der Instrumente, anscheinend etwas unsicher war. Aber uns musikalische Laien entzücken viele feinen, freundlichen, wahrhaft graziösen Einzelheiten. Es ist Poesie darin; sie haben irgendeinen festhaltenden Zauber. Wer den Klavierauszug des „Löwen von Venedig" besitzt, wird mit Vergnügen die Vorspiele und Intermezzi, gleich das reizende erste Liebesduett und manches andre auf sich einwirken lassen. Auch ist als Ergänzung dazu eine Beschäftigung mit Gasts ansprechenden Liedern (Leipzig, Friedrich Hofmeister) zu empfehlen. Er hat mehr als 40 Texte vertont; diese Lieder können sich im musikalischen Hause wie im Konzertsaal recht wohl vernehmen lassen. Man beginne etwa mit op. 7 („Sechs Lieder für Baß-Bariton"), wobei man Gasts Vertonung von Goethes „Glücklichem Geheimnis" („Über meines Liebchens Äugeln") mit Schuberts Komposition vergleichen mag. Soweit ich die Lieder kenne, scheint er in die Gegend etwa von Rob. Franz zu gehören, doch wage ich da kein Gesamturteil, da mir nur eine Auswahl bekannt ist.

Wir glauben zu verstehen, was Nietzsche anzog: diese Musik ist ein Ausruhen. In ihrem leichtmelodischen Flusse ist sie das Gegenteil zu Wagners Posaunen, deren Pathos man aber weder gegen Gasts Art ausspielen dürfte — noch umgekehrt. Es ist eine ganz verschiedenartige Tonsprache; und Wagners Willensgenialität mit ihren erhabenen Kunstzielen darf auch nicht entfernt in Gasts Nähe gebracht werden. Aber was Nietzsche wünschte, lag ungefähr in der Richtung seines musizierenden Freundes; daher hielt er nach dieser Seite hin Ausschau, ob etwa ein Genie von Mozarts Gnaden auf diesem Pfade zu den Deutschen kommen möge; er sah aber in der Ferne nur Bizets „Carmen".

Wir lassen später Nietzsches Briefe selber darüber sprechen, was er in Gast gesehen hat — oder gern gesehen hätte.

Nach dem Tode seines Meisters war der Künstler im Nietzsche-Archiv zu Weimar tätig. Major a. D. Max Oehler, der dort einige Zeit mit ihm zusammenarbeitete, schreibt mir über den scheuen Einsiedler (den ich selbst nur einmal flüchtig sprach: ich habe noch auf untersetztem Körper einen mächtigen buschigen Kopf mit dunklem Haar in Erinnerung): „Ich war 1908 3/4 Jahre, vom 1. April bis 31. Dezember, nach dem Nietzsche-Archiv beurlaubt, um Frau Förster-Nietzsche zu unterstützen. Peter Gast lebte damals in Weimar und war für das Archiv tätig. Ich war daher viel mit ihm zusammen und habe ihn genau kennen gelernt in vielen eingehenden Gesprächen über die verschiedensten Stoffe, besonders über Musik, Naturwissenschaften, Nietzsche und Goethe. Auch Goethe kannte er sehr genau, wie er denn überhaupt eine erstaunliche Literaturkenntnis besaß. Wollte man Gast zum Sprechen bringen, so mußte man ihn in ein stilles Gasthauszimmer locken oder allein mit ihm spazieren gehen. In Gegenwart Fremder war er befangen und ging nicht aus sich heraus. Er war „eine der tiefsten und reichsten Naturen", wie Nietzsche einmal an Hans v. Bülow über Gast schreibt, und in die dunkelsten und geheimsten Gänge nicht nur der menschlichen Psyche überhaupt, sondern auch des Labyrinths Nietzsche so tief eingedrungen, wie wenige Menschen. Das Wenige, was er über Nietzsche geschrieben hat, gehört zu dem Besten, was über ihn gesagt worden ist. Daß Gast öffentlich nicht mehr hervorgetreten ist, lag daran, daß er eine ausgesprochen kontemplative Natur war: schwerblütig, ja schwerfällig (was Nietzsche bei längerem persönlichem Zusammensein mit ihm gelegentlich unangenehm empfand), passiv, menschenscheu, sehr skeptisch — das alles waren Eigenschaften, die ihn zum Schaffen (musikalisch wie literarisch) fast untauglich machten, trotzdem sein Ernst, seine Tiefe, die an Nietzsche geschulte strengste psychologische Redlichkeit und ein unersättlicher Forschungs- und Erkenntnistrieb auf eine außerordentlich hohe Stufe der Weisheit gelangen ließen."

Es ist gelegentlich geäußert worden, Gast habe sich und seine Kunst gleichsam dem großen Freunde geopfert, habe in dessen Schatten nicht recht gedeihen können. Das ist ein Irrtum.

Nach Mitteilungen von Nietzsches Schwester war es eher umgekehrt: Nietzsche war der Treiber, der Anreger, der den etwas trägen Träumer immer wieder zum Schaffen anspornte. Frau Dr. Förster-Nietzsche schrieb mir darüber:

„Hätte Gast wirklich jenen starken Trieb zum Schaffen gehabt, so würde er die 9 Jahre völliger Freiheit von 1889 bis 1898 benützt haben, um die Oper, die mein Bruder in der Orchestrierung als der Umarbeitung sehr bedürftig bezeichnet hatte, endlich fertigzumachen. Denn damals war er ja noch in voller Jugendkraft! Sein großer Fehler war eine außerordentliche Neigung zur Bequemlichkeit. Er schlief bis Mittag ½12, und wenn seine Leute zu Mittag aßen, frühstückte er. Allerdings saß er nachts oft bis 2 Uhr an seinen Arbeiten in dickem Tabaksqualm, wobei er jedenfalls seinen armen Augen sehr schadete. Ohne diese Bequemlichkeit hätte Gast bei seiner wirklich großen Begabung Großes erreichen können. Dieser Hang zur Bequemlichkeit hing allerdings auch mit einem Mangel an Temperament zusammen. Ich sagte manchmal im Scherz und Ernst: ‚O, Herr Gast, wenn Sie mein Temperament hätten, so wären Sie einer der größten Künstler der Gegenwart.' Da lachte er ganz behaglich und meinte, das würde für ihn schrecklich unbequem sein. Wie es mein Bruder verstanden hat, ihn vorwärts zu treiben und zu den schönen Werken, die wir von Gast haben, zu veranlassen, ist mir heute noch ein Wunder."

Die bevorstehende Veröffentlichung der Briefe Gasts an Nietzsche wird die Bedeutung dieses „Stillen im Lande" vollends ins rechte Licht setzen; sie enthalten besonders in der späteren Zeit bedeutsame Ausführungen zu den in den Werken des Denkers angeschnittenen Problemen. Gasts Nachlaß soll noch erst bearbeitet werden; auch da dürfte sich in Ton und Wort manches Wertvolle finden. Wer wird sich einmal damit beschäftigen?

Eine Auswahl aus Briefstellen Nietzsches über Peter Gast möge diesen Überblick abschließen.

An Peter Gast, 22. 3. 84:

Ich sagte Ihnen wohl schon in Leipzig: in Ihrer Musik ist „voriges Jahrhundert" und das heißt für Menschen des neunzehnten Jahrhunderts beinah soviel wie „Unschuld und Seligkeit". Vor allem aber Narrheit — und immer mehr scheint es mir, daß das Leben ohne Narrheit gar nicht auszuhalten ist... Irgendein Selbst-Erhaltungstrieb schreit jetzt förmlich nach Ihnen und Ihrer Kunst, Sie Erleichterer meines Daseins, dem ich jeden Tag einmal im Herzen Dank sage!

An Dr. Carl Fuchs, Winter 84/85.

... die Musik eines unentdeckten Genies, welches den Süden liebt, wie ich ihn liebe, und zur Naivität des Südens das Bedürfnis und die Gabe der Melodie hat.

An Frh. von Gersdorff, 9. 4. 85.

... Dann ist der einzige Musiker dort, der jetzt Musik macht, wie ich sie liebe, nämlich unser Freund Peter Gast. Weißt Du wohl, was den goldigen Glanz des Glückes, was echte Naivität, was Meisterschaft im Sinne alter Meister betrifft, so ist dieser Gast jetzt unser erster Komponist. Es gehört freilich eine gute Nase dazu, dies herauszuriechen ... Die Oper unseres Freundes, welche absolut jetzt auf die deutsche Bühne muß, heißt: „Der Löwe von Venedig". Da wird einem endlich wieder venetianisch-wohl, wie 1770 ungefähr.

An Peter Gast, 31. 10. 86.

Wenn es Ihnen gelegentlich gefiele, das ästhetische Problem, das zu unserer Lebensgeschichte gehört, als ein Erlebnis darzustellen, vielleicht daß damit erst der Zugang gewonnen wäre zur Musik des venetianischen Meisters Pietro Gasti: wenigstens für Deutsche, welche sich für einen Künstler ernsthaft nur interessieren, wenn sie den „Ernst" der Prinzipien bei ihm entdecken. — Dies, wie so vieles, verstand Richard Wagner.

An Peter Gast, 19. 11. 86.

Gestern kam mir diese Erleuchtung: erstens muß Herr Gast seine Oper unverzüglich an den Grafen Hochberg nach Berlin abschicken, mit einem sehr bestimmten, künstlerhaft unbescheidenen Briefe, der genau sagt, was die Oper ist und voraus hat. Zweitens muß Freund Gast sich ein

literarisches Manifest ausdenken, worin er seinem „Können", seinem „Geschmack" eine Ästhetik, ein Programm unterschiebt. Benutzen Sie doch, wie deroutiert alles heute in aestheticis ist: ein strenges Bekenntnis wird heut nicht nur gehört, sondern mit Begierde, mit Dankbarkeit gehört . . . Ein antiromantisches Bekenntnis über Musik tut not; nicht mehr „Moral" und „Volkserhebung" wollen, mit Musik, sondern Kunst, ars, Kunst für Künstler, etwas göttliche Indifferenz, etwas unerlaubte Heiterkeit auf Kosten aller „wichtiger" Dinge: Kunst als Überlegenheitsgefühl und „Berg" gegenüber der Niederung von Politik, Sozialismus usw.

An Peter Gast, 13. 2. 83.

Himmel, was wird hier in Frankreich alles in Szene gesetzt, ehe ein Komponist dazu kommt, sein Werk zu hören! Das ist ein rabiater Kampf von Jahren, mit allen Kniffen und Listen des neunzehnten Jahrhunderts. Das wesentliche der anständigen Mittel (denn die Mehrzahl ist unanständig) ist ein ästhetisches Programm, das Lärm macht. Ein Werk, das nicht eine „Theorie" hinter sich hat und im stande ist, Partei zu machen, vor allem Parteien zu beleidigen, kommt nicht mehr ans Licht der Welt, sei es ein Gemälde, sei es eine Oper. . .

An Peter Gast, 22. 6. 87.

Ein Wunsch zuletzt, den ich nicht unterdrücken kann: es sollte möglich sein, Ihre Urteile und Wertschätzungen in Hinsicht auf Musik und Musiker beisammen zu haben, als ein hübsches Bändchen Aphorismen — sie müssen nämlich beieinanderstehen und sich gegenseitig tragen, das einzelne mag dann so kühn und auffallend klingen, als es heute klingen muß . . . Ein solches kleines Buch und „Glaubensbekenntnis" wäre unschätzbar als Herold Ihrer Musik. . .

An Frh. von Gersdorf, 20. 12. 87.

Insgleichen bin ich tief dankbar für alles, was ich dem Venediger maestro verdanke. Ich habe ihn fast jedes Jahr besucht und darf dies ohne jede Übertreibung sagen: er ist in rebus musicis et musicantibus meine einzige Hoffnung, mein Trost und mein Stolz, denn er ist beinah aus mir gewachsen: und das, was er jetzt von Musik macht, ist an Höhe und Güte der Seele und an Klassizität des Geschmacks weit über allem, was jetzt sonst an Musik gemacht wird. Daß man sich ablehnend und unanständig gegen ihn verhält, und daß er ganze Jahre einer wirklichen Tortur durch Zurückweisungen, Taktlosigkeiten und deutsche Tölpeleien durchgemacht hat, steht dazu nicht im Widerspruch.

An Peter Gast, 13. 2. 88.

So etwas aus der Welt des Vollkommenen und Glücklichen, wie es Ihre ganze Oper ist, liegt ruhig in seinem eigenen Lichte, und winkt nicht, wie alles bei mir, über sich hinweg . . . Und was die „Idealität" in der Musik betrifft, so habe ich noch von meinem letzten Venediger Besuch einen unauslöschlichen Geschmack von etwas auf der Zunge zurückbehalten, für das ich gar keinen anderen Namen habe: als „Idealität". . .

An Frh. von Seydlitz, 28. 6. 88.

Peter Gast: das Menschenkind, welches die einzige Musik macht, welche vor meinem allerverwöhntesten Ohr noch Gnade findet. Eben hat er ein tiefsinnig-schönes Quintett fertig gemacht — eine „Provençalische Hochzeit" darstellend.

An Dr Carl Fuchs, 26. 8. 88.

H (Herr von Holten) hatte sich eine Komposition des einzigen Musikers, den ich heut gelten lasse, meines Freundes Peter Gast, eingeübt und spielte sie mir privatissime sechsmal auswendig vor, entzückt über das „liebenswürdige, geistreiche Werk".

An Peter Gast, 27. 9. 88.

(Gersdorff) schreibt auch vom Löwen-Duett (ex ungue leonem —) „das ist Musik, wie ich sie liebe. Wo sind die Ohren, sie zu hören, wo die Musikanten, sie zu spielen?"

Dies ist nur eine kleine Auswahl; und sie gibt von Nietzsches vielen Bemühungen, Gasts Musik zu öffentlicher Anerkennung zu bringen, keinen vollen Begriff. Aber die Bemühungen blieben erfolglos. Wer wird Peter Gast lebendig machen? F. L.

Türmers Tagebuch

Der Großherzog von Weimar †
Schiller muß also auferstehen · Raoul Francé
Anthroposophie · Friedrich Rittelmeyer

Monarchische Gesinnung geht von dem Gefühl aus, daß der Vertreter eines Landes zu achten sei: denn man erweist der eigenen Nation Ehre, indem man ihn ehrt. Das Beispiel Englands beweist, daß sich dies mit Freiheitsgefühl des einzelnen Staatsbürgers recht wohl verträgt. Mannentreue ist ein uraltes deutsches und germanisches Grundgefühl.

Vier Wochen nach endgültiger Auflösung des Staates Sachsen-Weimar-Eisenach ist auch der Großherzog Wilhelm Ernst gestorben. Der erst 47jährige Fürst ist einer kurzen schweren Lungenentzündung erlegen und fernab auf seinem Gute Heinrichau in Schlesien bestattet worden, nicht in der Fürstengruft zu Weimar. Als der Oberbürgermeister im Stadtrat die Todesnachricht zusammen mit dem Ableben eines ehemaligen Stadtverordneten mitteilte und am Schlusse bat, sich zu Ehren der beiden Verstorbenen zu erheben, blieben die Sozialdemokraten sitzen. Der grobe Riß, der durch das Deutsche Reich geht, ward auch hier in subalterner Weise fühlbar.

Weimar ist durch seine Fürsten weltberühmt geworden. Anna Amalia, Karl August und Karl Alexander besaßen die Achtung vor dem Genie. Jene waren es, die durch bewußte und planmäßige Berufung großer Männer eine Kulturzelle bildeten; und Karl Alexander, ein Edelmann im feinsten Sinne des Wortes, dem alten Kaiser Wilhelm vergleichbar, hat mit voller Empfindung für die Kulturbedeutung der Wartburg die Wiederherstellung dieser deutschesten Burg angeordnet und durchgeführt.

Der letzte dieser regierenden Ernestiner, Wilhelm Ernst, ist viel verkannt worden. Er hatte keine glückliche, etwa von vornherein ausgeprägte Veranlagung für geistige Aufgaben; seine Natur neigte mehr zu Landwirtschaft und Jagd. Etwas Unausgeglichenes in seiner Erziehung, etwas Unbeherrschtes in seinem Naturell führten manchmal zu explosiven Zusammenstößen, die sich dann als fürstliche Unarten rasch herumredeten. Statt einer Hoheit glaubte man der Roheit gegenüberzustehen und nahm die Schale für den Kern. Das immer etwas gerötete Gesicht über gedrungenem Körperbau, der an Karl August erinnerte, zeigte oft eine eigentümliche Mischung von Hochmut und Verlegenheit; er stand steif auf seinen Degen gestützt, wenn er zu repräsentieren hatte, und sah aus, als ob er mit Mißstimmung bis zum Platzen geladen oder von irgend jemandem schwer gekränkt sei. Aber das war nur Abwehr;

seine scheue und spröde Art war ihrer selbst nicht sicher, zumal er kein Meister des Worts war, wie etwa der rederasche Kaiser. Schlug man aber einen Gesprächsstoff an, der ihm lag, so löste sich die Spannung; er konnte manchmal, wenn man ihm erzählte und weiter nichts von ihm wollte, fast mit kindlicher Treuherzigkeit zuhören. Im Grunde war er gutartig und gütig, ja großherzig; unzählige Wohltaten hat er in aller Stille getan. Besonders im Felde war er seinen Soldaten ein guter Kamerad, von selbstverständlicher Tapferkeit, durchaus anspruchslos, jeglichem Phrasentum abhold, immer aufrichtig. Als man ihm bei Ausbruch der Revolution nächtliche Flucht empfahl, fragte er verwundert: „Weshalb denn?" Bei der Antwort, er sei im Volke unbeliebt, soll er so bestürzt geworden sein, daß er weinte. Er habe immer das Gute gewollt, meinte er; und er hatte sicherlich recht.

Aber diese Zeit eines nicht nur organisierten, sondern auch planmäßig verhetzten Massentums geht über die Fürsten hinweg. Der Deutsche mußte wieder einmal vor Deutschen fliehen. Und statt der Freiheit erwartet von feindlicher Seite her eine weit schlimmere Sklaverei das fürstenlose Volk. Man hat dem Großherzog in langen Verhandlungen Stück um Stück genommen; es sind nicht die Einzelnen, die hierbei die Schuld trifft für all die entfachte Bitterkeit; es ist ein Prinzip, das sich auslebt. Auch Polen hat ihm große Gutswerte geraubt. Und inmitten dieser Dissonanzen ist nun Wilhelm Ernst nach kurzem schweren Todeskampfe dahingegangen — tragischer Ausklang einer ruhmreichen Epoche!

Wir haben im letzten Heft von dem parteipolitischen Riß gesprochen, der auch durch Neu-Weimar geht, wie durch das ganze friedlose Deutschland. Man betrachte das Obige als Nachklang zu jener Betrachtung.

* * *

„Schiller muß also auferstehen!" So ruft ein leidenschaftlich antisemitisch gestimmter Karl Haller in einem scharf zugreifenden, gedankenreichen, aber ungeschulten Werk (Duisburg 1922, Verlags-Gemeinschaft), ein völkischer Charakterkopf, der auf Schiller, Schopenhauer und Wagner abgestimmt ist. „Schiller muß also auferstehen!" rufen auch wir, meinen aber in unsrem Falle jenen Schiller, der das Wort geprägt hat: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!" — und meinen zugleich den Schiller der Harmonisierungskraft und der aufbauenden Lebensstimmung.

Schon aber halten wir inne. Denn es wird uns bewußt, daß an eben diesem männlich-schwungvollen Friedrich Schiller, dessen Metall wir so bitter notwendig brauchen, ein bekannter deutschvölkischer — wohlgemerkt: ein deutschvölkischer — Literarhistoriker bei jeder Gelegenheit herumnörgelt. Diese Tatsache allein schon beleuchtet den ganzen Mangel an einheitlicher, großgeistiger Stoßkraft auch bei der nationalen Front, geschweige denn beim gesamten geistigen Deutschland.

Ich will von einem winzigen Einzelfall ausgehen, um von da aus ins allgemeine vorzudringen. Zu einer Bildermappe von Ellen Tornquist (Leipzig, Haessels Verlag) habe ich einleitend einen Überblick über Weimar und die gezeichneten Stätten gegeben. Das Schillerhaus ist darunter. Es war also geboten, auch über diese Weihestätte und seine einstigen Bewohner etliches zu sagen. Darauf erfolgte von jener Seite u. a. folgende Auslassung: „Das Begleitwort von L. ist zur Einführung nicht

ungeeignet, und es stört mich auch weiter nicht, daß er — natürlich! — Schiller als ebenbürtig neben Goethe erhebt, obgleich das der Titel doch eigentlich ausschließt." [Man beachte das „natürlich!"; nebenbei steht von einem „ebenbürtig" kein Wort im ganzen Text, auch nicht einmal andeutungsweise! L.] „Wem Schillersche Verse wie

‚Doch Schönres find' ich nicht, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele'

noch etwas geben, der ist heutzutage vielleicht zu beneiden."

Das ist einer jener Seitenhiebe gegen Meister Schiller. Es handelt sich um ein Kernproblem. Die Worte stehen in dem Festspiel zu Ehren einer in Weimar einziehenden schönen jungen Fürstin: „Die Huldigung der Künste". Das Wort „schön" kommt naturgemäß oft darin vor („Ein schönes Herz hat bald sich heimgefunden, es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt" — „Ich bin der schaffende Genius des Schönen"). Alle diese Worte sind von den Darstellern des Hoftheaters an die Fürstin gerichtet: eben sie war es, die in schöner Form eine schöne Seele besaß. Schiller ist also in diesem huldigenden lyrischen Spiel gleichsam Nachfolger des Minnesängers Walther von der Vogelweide. Demnach hat das obige Wort schon aus der Situation heraus seine überaus anmutige Berechtigung. Aber mehr noch: in dem gehaltvollen Festspielchen steckt geradezu eine Lebens-Ästhetik jenes geistesstarken Zeitalters, wenn man jene Meister und ihre Sprechweise wirklich kennt. Über die „schöne Seele" (ein Ausdruck, der auf Rousseau und noch weiter zurückgeht, von Goethe und Schiller aber vertieft wurde) wäre eine Abhandlung zu schreiben; und bei „schöner Form" zur schönen Seele ist natürlich weder an den späteren äußerlichen Formbegriff eines Platen, Geibel oder Heyse zu denken, sondern an die Ausgeglichenheit zwischen Außen und Innen, zwischen Natur und Geist, an das Gleichgewicht der Kräfte, an das Gesetz der Harmonie. Nochmals: ein Hauptproblem des klassischen Zeitalters!

Und so müssen wir auch heute wieder in das Gesetz der Harmonie empor. Das wird kein Neiding abwenden. Und auch der Sadismus an der Ruhr wird dieses unterirdische und doch gewaltige Wachstum und Bedürfnis nicht aufhalten. Die Menschheit wird und muß wieder ins Gleichgewicht zurück.

* * *

Indem ich das Wort ausspreche — „Gesetze der Harmonie" — fällt mein Blick auf den neben mir liegenden zweiten Band des „Bios" von Raoul H. Francé. In diesem Buche, das uns auf der Grundlage einer feinsinnigen Naturbetrachtung, also von festem Boden aus, ein neues Weltbild zu geben beflissen ist, zieht sich das Wort „Harmonie" oder auch „Lebensoptimum" als Leitmotiv durch beide Bände des geistvoll fesselnden Werkes. Francé selbst nennt seine Lehre „objektive Philosophie". Man darf ihn nicht etwa mit Bölsche oder mit Haeckel verwechseln (mit letzterem setzt er sich z. B. in seinem Buche „Die Wage des Lebens" auseinander); er ist zugleich Kulturphilosoph und bedeutet einen wesentlichen Schritt über den Materialismus hinaus. Und zwar vermöge einer wichtigen Kraft der Harmonisierung oder der harmonisierenden Überschau und Zusammenschau, die von eingeborenem Künstlertum Zeugnis gibt. Im Unterschied von meinem „Meister

der Menschheit" (Band I: „Die Abstammung aus dem Licht") unterschätzt er diese geheimnisvolle Fähigkeit des ordnenden Geistes, auf den ich meinerseits allen Wert lege. Er handhabt diese Fähigkeit unbewußt, in schöner Hingegebenheit an die Wunder der Erscheinungswelt und nicht etwa leugnend die Seins-Stufen jenseits der sichtbaren Natur. Als den Sinn des Lebens empfindet dieser Natur- und Kulturphilosoph „die Harmonie mit dem Ganzen auf jeder Stufe des Seins" und fügt hinzu („Bios", II, S. 277): „Man muß die Weltgesetze nicht nur kennen, sondern man muß auch nach ihnen leben. Demütig muß man sein. Wir können nicht so leben, wie wir wollen, sondern müssen so leben, wie es das Gesetz unsres Seins vorschreibt. Wir können dieses Gesetz erkennen: es ist das ewige Sittengesetz, das alle Denker und alle Religionen nur übersetzt haben in ihre Sprachen"... Francé ist eine fromme Natur, ohne daß er das Wort ausspricht.

Diese harmonische Philosophie (er nennt sie oft „objektive Philosophie") eines Naturforschers berührt sich mit den Grundlagen des Herderschen Zeitalters, etwa mit den großzügigen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Was R. Francé „Optimum" (bestmögliche Entfaltungsform) oder auch Harmonie nennt, ist in seiner besondren Sprechweise nichts andres als des mehr geschichtlich und theologisch gestimmten Herders „Humanität": nämlich die Höchstausbildung der mannigfachen menschlichen Fähigkeiten. Selbst von der Religion sagt Herder (im 4. Buch) in diesem Sinne: „Religion ist also die höchste Humanität, die erhabenste Blüte der menschlichen Seele". Man faßt das Wort Humanität heute zu begrenzt, im Sinne von Wohltätigkeit, also moralisch; es muß aber mehr ins Biologische erweitert werden, wenn wir das harmonische Lebensideal des großen klassischen Zeitalters wieder erfassen wollen.

Doch es ist vielleicht ratsam, daß wir einen größeren Abschnitt (aus dem zweiten Bande, gegen Schluß) auf uns wirken lassen, um zu spüren, wie hier ein künstlerischer Naturphilosoph aus den Dissonanzen der aufgewühlten Gegenwart in das Gleichmaß emporstrebt:

> „Es gilt, den Weg der Weltgesetze zu beschreiten! Man muß sie demütig und widerstandslos auf sich nehmen, vor allem die bescheiden machende Einsicht, daß es Integrationsstufen gibt, nicht nur unter den Menschen, sondern auch inter pares und über uns, man muß die das Herz bange schlagen machende Gewißheit haben, daß Selektion unerbittlich waltet, auch mit uns, wenn wir nicht optimal funktionieren, für uns und fürs Ganze: man muß danach leben, daß nicht unser Glück und dieses Dasein der Sinn des Lebens sei, sondern die Harmonie mit dem Ganzen auf jeder Stufe des Seins, vom Einzeldasein zum Staat, zur Menschheit, zum Weltall und zur ganzen Innenwelt aufsteigend, mit ihrem unermeßlichen Reichtum und ihrer unerbittlichen Forderung! Man muß die Weltgesetze nicht nur kennen, sondern man muß auch nach ihnen leben.
>
> „Demütig muß man sein. Wir können nicht so leben wie wir wollen, sondern müssen so leben, wie es das Gesetz unseres Seins vorschreibt! Wir können dieses Gesetz erkennen — es ist das ewige Sittengesetz, das alle Denker und alle Religionen nur übersetzt haben in ihre Sprachen. Ihm müssen wir nachleben, ihm

müssen wir uns ganz hingeben, aus tiefstem Wissen um das Sein. Dann können wir auch gläubig vertrauen, daß wir eingehen werden in das große Mysterium des Seins, in tausend neue Verwandlungen und Seinsstufen, wenn wir nur erst einmal den Anschluß gefunden haben an die Harmonie mit dem Unendlichen.

„Harmonie ist im obersten Sinne auch das Maßverhältnis der Gesetze untereinander, das sie gemeinsam zur Dauer führt. Harmonie ist das Endziel aller Entwicklung, das Wort im alten Sinne genommen. Mit dem Erreichen des gegenseitigen Ausgleichens aller Optima schließt erst der Entfaltungsprozeß. Darum ist alles Geschehen nur ein stetes Spiel und Widerspiel von Ausgleichserscheinungen. Einheitlich ist es in dem Sinn (wie das Aristoteles und von den neuen Denkern auch W. Wundt ausgesprochen haben), daß nichts auf der Welt ist, was nicht auf Bewegung zurückgeführt werden könnte, die auf dem Streben nach einer Gleichgewichts- oder Ruhelage beruhen. Herstellung der Harmonie erscheint uns als der Weltprozeß“...

Wenn Francé von Anpassung an die Umwelt spricht, meint er natürlich nicht Anpassung an einen liederlichen Zeitgeist. Vielmehr hat sich dieser Freund des Waldes, der Feind der Großstadtmassen, eine strenge Lebensinsel geschaffen, auf der er sein „Lebensoptimum“ herausgestaltet und in seinen vielfältigen Büchern ausstrahlt.

Daß ich in mancher Kulturauffassung von ihm abweiche, z. B. in bezug auf die Christusgestalt, die ich als heldisch und kosmisch empfinde und als meinen höchsten Meister ehre, steht auf einem andren Blatt. Auch soll bei unsrem ganz allgemein gestalteten Querschnitt nicht untersucht werden, wie weit Francé der Glückseligkeits-Theorie des Aufklärungszeitalters nahesteht, obwohl er Wert und Segen auch des Leides nicht unterschätzt. Die aufbauende Stimmung des Ganzen ist für uns das Entscheidende.

Raoul Francé hat eine reizvolle Gabe, in gleichsam plaudernder Weise den Leser festzuhalten und von Punkt zu Punkt zu führen. Wer sich in sein Gesamtwerk einlesen will, beginne etwa mit den kleineren Schriften „Vom Sinnesleben der Pflanze“ oder mit den gehaltvollen Betrachtungen „Ewiger Wald“.

* * *

Es ist gewiß manchem Leser nicht unerwünscht, daß wir den Rahmen dieses Tagebuchs erweitern und nicht nur über die politische Gesamtlage (die jetzt auf totem Punkte steht), sondern auch über Kulturfragen unsre Gedanken aussprechen. Es gibt einige Probleme ersten Ranges, über die wir bisher im „Türmer“ nur zurückhaltend, nur von ferne unsre Meinung angedeutet haben. Weshalb? Weil manche Fragen nur leidenschaftliches Gezänk, doch keinen sachlichen Austausch hervorzurufen pflegen. Und da macht der Türmer nicht mit. Bei aller ruhigen und festen eigenen Überzeugung ziemt es uns nicht, den allgemeinen Hader im zerrissenen Deutschland zu vermehren. Dies gilt auch von der jetzt vielumfehdeten Anthroposophie und ihrem Führer Dr. Rudolf Steiner.

Raoul Francé bleibt mit Bewußtsein auf erforschlichem Boden und begnügt sich damit, Unerforschliches still zu verehren. Aber Theosophie nebst Anthroposophie will

die Grenzen des Erforschlichen sprengen und in das **übersinnliche Reich** eindringen, vor dem das wissenschaftliche Forschen bisher in Ehrfurcht halt gemacht und wohin höchstens der Dichter und Künstler ahnungsvolle Streifzüge unternommen hat. Und zwar behauptet sie, man könne mit „wissenschaftlicher Methode", d. h. durch **planmäßige Übungen, Organe für die übersinnliche Welt ausbilden.** Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht Steiners Buch: „Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?" Dort betont er gleich im ersten Satz: „Es schlummern in **jedem** Menschen Fähigkeiten, durch die er sich Erkenntnisse über höhere Welten erwerben kann" — ein kühnes, ein gefährliches Wort der Verlockung! Und er fährt fort: „Der Mystiker, der Gnostiker, der Theosoph sprechen von einer Seelen- und Geisterwelt, die für ihn ebenso vorhanden sind wie diejenige, die man mit physischen Augen sehen, mit physischen Händen betasten kann. Sein Zuhörer **darf sich in jedem Augenblick sagen: wovon dieser spricht, kann ich auch erfahren, wenn ich gewisse Kräfte in mir entwickle**, die heute noch in mir schlummern."

Da haben wir in wenigen Worten Steiners Ausgangspunkt. Er gibt nun als Führer jedem seiner Jünger, der in die inneren Kreise zugelassen ist, bestimmte Meditationen, d. h. Übungsformeln, die das „innere Schauen" je nach Wesensart und Reifestufe des Betreffenden entwickeln sollen. In seinen Büchern „Theosophie" und „Die Geheimwissenschaft im Umriß" entwirft dann der ebenso bedeutende wie eigenartige Mann ein großzügiges System von der Gliederung der höheren Welten, vom Entstehen und Werden des Kosmos, der Planeten, des Menschen durch Jahrmillionen hindurch; und in den Werken „Das Christentum als mystische Tatsache" und „Die Mystik im Aufgange des neuzeitlichen Geisteslebens" nimmt er insbesondere zum Christentum Stellung, wozu man freilich noch neuere Schriften und seine zahllosen, nur in Maschinenschrift den Mitgliedern zugänglichen Vorträge hinzunehmen müßte.

Es ist eine ungeheure spekulative Kosmogonie. Sie erinnert an die Gebilde des Neuplatonismus und der Gnostik, ohne Zweifel anregend für die dichterische Phantasie (ich denke mit Vergnügen an die Aufführungen zurück, in denen Steiner seine Schauungen dramatisch zu veranschaulichen bestrebt war), gefährlich für den Menschen, in dem sich solche Spekulationen und Visionen dogmatisch verhärten, als ob er nun absolute Wahrheit besäße — Wahrheit über ein fließendes Gebiet jenseits des Sichtbaren, wo die über und in dem Leben wirkenden Kräfte, Mächte oder Wesenheiten in flutender Bewegung walten, viel zu gigantisch oder viel zu feingespinstig, um sie anders zu fassen als in ahnenden Formen der Kunst, Dichtung und religiösen Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen. Steiner aber will feste Wissenschaft geben: „**Geisteswissenschaft**".

Hier setzte die Kritik ein; besonders als die Bewegung durch Aktiengesellschaften und Millionenbau und soziale Dreigliederung als Machtgebilde nach außen drang. Und zwar widerstrebte die Wissenschaft ebenso wie die Vertretung der Religion. Der evangelische Theologe und die katholische Kirche sind — mit etlichen Ausnahmen natürlich — einig in der Ablehnung der Anthroposophie, da sie durch diesen uferlosen neuen Gnostizismus alle Grenzen verwischt und alle Begriffe verunreinigt fühlen.

Wir wollen hier in keine Kritik eintreten. Nachdem ich selber von etwa 1910 bis 1915 die Bewegung studiert hatte, zog ich mich nach und nach davon zurück, nicht undankbar, nicht gehässig, aber doch überzeugt, daß man hier der subjektiven Einbildung oder der Suggestion des beherrschenden Führers schlechterdings nicht entrinnen könne.

Auch das Gute der Bewegung — Belebung der Phantasie, kosmische Erweiterung des Weltbildes, Kampf gegen Materialismus — ward leider von einer tosenden Staubwolke oft recht schnöden Haders verunreinigt. Und diese Gehässigkeit hat nun einen Gipfelpunkt gefunden, indem man in der Silvesternacht 1922 — denn es liegt jedenfalls böswillige Brandstiftung vor — den Tempel zu Dornach bei Basel niedergebrannt hat.

Der Schweizer Dichter Albert Steffen, ein Anhänger der Steinerschen Gruppe, schreibt darüber in der Wochenschrift „Anthroposophie" (Jahrgang IV, Nr. 28):

„Mit Geist, Seele und Leib hat Dr. Steiner an dem Bau gearbeitet. Er hat ihn bis in die Einzelheiten selbst entworfen, ist seinen Mitarbeitern im Schnitzen und Malen vorangegangen. Er hat sein Herzblut hineingegossen... Gespräche, die einem hinterbracht wurden, daß dem Bau etwas drohe, bedrückten seit langem die Seele. Obwohl man auf solche Gerüchte, die selten faßbar waren, kein Gewicht legen wollte, erfüllten sie doch mit einer namenlosen Unsicherheit. Schmähbriefe und Zeitungsartikel anonymer Schreiber verdichteten diese Atmosphäre. Umsonst suchte man der Lüge und der Verleumdung das Wahre entgegenzustellen. Man fand in der maßgebenden Presse keinen Widerhall. Sogar der Beweis, daß die Feinde mit gefälschten Briefstellen arbeiteten, wurde nicht beachtet. Im Gegenteil, die Zeitungen ließen sich eher von jener Gegenpartei niedersten Niveaus mit Stoff versehen. In dieser Nichtbeachtung unserer Rechtfertigungen, in dieser leichtfertigen Kolportage des Unwahren liegt (es muß dies einmal deutlich ausgesprochen werden) ein nie wieder gut zu machendes Unrecht... Die ganze Nacht hindurch stand der Bau in hellen Flammen. Am längsten hielten sich die großen Säulen und das Westportal, die noch bis gegen 7 Uhr morgens aufrecht standen... Dr. Steiner umging den Bau, schweigsam, ohne ein Wort zu sagen. Nur einmal vernahm ich, wie er zu jemand sprach: ‚Viele Arbeit und lange Jahre.' Am Morgen stand Dr. Steiner, der alles überschaute, immer noch da. ‚Wir fahren mit den angesagten Vorträgen fort', sagte er und gab Anweisung, daß die Schreinerei von den Wasserlachen der Spritzen und vom Schmutz der Schuhe gereinigt würde. Nachmittags punkt 5 Uhr versammelten sich die Spieler zum Dreikönigsspiel, dem Programme gemäß. Der Erzengel, Joseph und Maria mit dem Kinde, die drei Könige aus dem Morgenlande, der Page und der Wahrsager, die Pharisäer, Herodes, der Henker und der Teufel. Dem Engel Gabriel, der den Zuhörern das glückselige Neujahr entbot, versagte eine Minute lang die Stimme, er wartete ruhig, bis sie wiederum, frei von schluchzenden Lauten, zu dem gewohnten Wohlklang zurückkehrte, er wurde eher damit fertig, als das erschütterte Publikum. Dann begann das Spiel. Die Darreichung der Geschenke, die Flucht der Eltern, der Mord der Kinder, der Höllengang des Herodes. Und wie damals die Spieler (es waren ja lauter Mitarbeiter des Goetheanum, Maler, Musiker, Schnitzer,

Schreiner, Lehrer) singend den Rundgang durch den Raum machten, wußte jeder: Jetzt sind wir alle miteinander verbunden. Jetzt überwindet uns keiner mehr. Und ihr Lehrmeister, Dr. Steiner, ist von dieser Stunde an der Liebe aller derer sicher, die eines guten Willens sind. Die aber, die eines bösen sind, mögen mit sich selber fertig werden"...

Wie man sich auch zur Anthroposophie stelle: wir achten diese Gesinnung. Freilich macht die Zeitschrift „Theosophie" darauf aufmerksam, daß bei andrer Gelegenheit, als in einer kampfreichen Versammlung ein Gegner der anthroposophischen Auffassung weinend unter den Angriffen zusammenbrach, dies von den beherrschenden Führern „etwas brutal als hysterisches Schreien bezeichnet" wurde. Und damit wird eine Seite berührt, die in der Tat Angriffsflächen bietet: die Kampfweise der Anthroposophen selber ist durchaus nicht immer von reifer Ruhe, von Weisheit oder von Liebe diktiert. Wir denken mit Schmerz an die Tatsache zurück, daß selbst Dr. Steiner den Grafen Keyserling in öffentlicher Versammlung als „Lügner" gebrandmarkt hat, so daß dieser, wie er bekannte, den von ihm erstrebten Versuch endgültig aufgeben mußte, sich mit dem Führer der Anthroposophen in sachlicher Fühlungnahme auszusprechen. Andererseits läßt aber auch die Form, in der sich Dr. Johannes Müller in seinen grünen Heften gegen die „Steinerei" wandte (man könnte mit noch größerer sprachlicher Leichtigkeit von „Müllerei" sprechen, aber was ist damit gewonnen? Nur Verärgerung, keine Überzeugung!) — wie gesagt: die Art und Weise, wie sich Müller gegen Steiner ausgesprochen hat, läßt auch keine Möglichkeit mehr zu sachlichem Gedankenaustausch. Es ist deutsche Unart, den Gegner möglichst verächtlich zu machen. Sich persönlichen Verdruß von der Leber herunterreden, mag eine Erleichterung sein, heißt aber noch lange nicht die Sache der Allgemeinheit fördern. Nun sitzt Müller auf seiner Elmau, Steiner auf den Trümmern seines Dornach, Graf Keyserling im Neuen Palais zu Darmstadt — und keiner will vom andren was wissen!

Dieser kurze Blick auf die Anthroposophie möge für heute genügen.

* * *

Inzwischen ist der anthroposophischen Gesamtstimmung, wenn auch in besondren Formen, unabhängig, ein neuer Vorkämpfer erstanden. Der frühere Berliner Prediger Dr. Friedrich Rittelmeyer hat sich in Stuttgart niedergelassen und von dort aus eine Christengemeinschaft gegründet, die „von der anthroposophischen Bewegung finanziell und organisatorisch völlig unabhängig", doch „ohne die Anthroposophie niemals hätte in Angriff genommen werden können". Ihre Aufgabe ist zunächst, besondere Feiern, sogenannte „Lebensweihen" zu veranstalten, die die Christuskraft in die Welt einströmen lassen und vielleicht neue „Zeiten der Christusoffenbarung vorbereiten". Wie Rittelmeyer mitteilt, haben 50 Menschen ihre bisherige Stellung aufgegeben, um in 25 deutschen Städten gleichzeitig mit der Bewegung zu beginnen.

Immer wieder rührt und ergreift in solchen Versuchen der schöne Idealismus. Jedoch darf es wohl ebenso berechtigt sein, die Wirkung der gewählten Mittel von vornherein zu bezweifeln. Wir hörten in Erfurt einen Vortrag Rittelmeyers und — offen gestanden — waren enttäuscht von der vereinsmäßigen, nüchternen Einstellung

des Ganzen, nicht nur des Vortrags selber, der sich offenbar der Umgebung anpaßte, sondern noch mehr der anschließenden Erörterung, die — so weit wir vernahmen — einen bedenklichen Tiefstand bekundete, wobei Halbbildung ja so gern das Wort nimmt. Und von solchen Winkelklubs soll erneuernde Schwungkraft ausgehen?! Die ersten Christen standen unter dem Eindruck aufwühlender Ereignisse, die mit der Person ihres Meisters zusammenhingen; da mochte man wohl aus erschütterndem Erlebnis heraus „mit neuen Zungen reden“. Aber hier und heute? In solchen Vereinsformen „Christuskraft“ verbreiten?

Wir haben schon einmal im „Türmer“ einen offenen Brief des Lichterfelders Wilhelm Spieker an Friedrich Rittelmeyer abgedruckt (Oktober 1922); eine Antwort darauf ist, unsres Wissens, nicht erschienen. Nun richtet derselbe Theologe in der „Christlichen Welt“ gleich drei Schreiben an jenen ebenso edlen wie seltsamen Wanderprediger, wovon wesentliche Stellen hier Mitteilung verdienen, weil sie für die geistige Lage der Gegenwart überaus bezeichnend sind („Christliche Welt“, Nr. 9/10, 8. März 1923).

Diese drei Briefe stellen eine anscheinend beabsichtigte Steigerung dar. Im ersten heißt es:

„... Was ich Ihnen zu sagen habe, konnte und wollte ich Ihnen nicht im Kreise Ihrer zahlreichen Berliner Freunde in gewohnter offener Aussprache mitteilen, weil es zunächst vor das Forum der Theologen gehört. Überdies hatte ich bei meiner letzten öffentlichen Aussprache am Mittwoch abend, den 17. Januar, den peinlichen Eindruck, daß ich durch meine fortgesetzte entschiedene Stellungnahme gegen Rudolf Steiners Anthroposophie im Kreise Ihrer Berliner Freunde im Laufe der Jahre Ihre Geduld bis an die äußerste Grenze in Anspruch genommen habe. Aber auch an dieser Stelle möchte ich nochmals nachdrücklich betonen, was ich Ihnen gestern nach der „Lebensfeier“ bereits unter vier Augen versicherte, daß ich den persönlichen Verunglimpfungen Dr. Steiners durchaus fernstehe, weil ich es für eine Ehrenpflicht halte, Geisteskämpfe nur mit geistigen Waffen rein sachlich zu führen.

Sie können sich wohl kaum eine Vorstellung davon machen, verehrter Herr Doktor, wie tief enttäuscht ich mit vielen Ihrer Berliner Verehrer war, als Sie nach den unvergleichlich gehaltvollen Vorträgen der ersten drei Tage Ihres Berliner Aufenthalts am Freitag abend in der Robert-Zelle-Realschule den Inhalt Ihrer neuen Gottesdienste der „Menschenweihe“ mit anerkennenswerter Offenheit darlegten. Zwei anerkannt tüchtigen Theologen, mit denen ich Ihre Vorträge hörte, ging es ebenso wie mir. Wir standen zunächst einem völligen Rätsel gegenüber.

Immer deutlicher war es mir in den letzten Wochen und Monaten bei meiner Vertiefung in die Steinersche Anthroposophie geworden, daß diese mächtige Bewegung, wenn sie zum Siege gelangte, eine gefährliche Vorstufe der Rekatholisierung bilden würde. Und als ich Ihnen diese meine Befürchtung in unserer letzten öffentlichen Aussprache am 17. Januar rückhaltlos aussprach, da versicherten Sie mir vor der großen Versammlung, daß meine Angst unbegründet sei, weil Sie überhaupt keine Steinersche Anthroposophie in Ihre neue Gemeinschaft

hereintragen wollten, ja, daß Sie vielmehr die Hoffnung hätten, in Ihrer überkonfessionellen Gemeinschaft dem Katholizismus seine besten Kräfte zu entziehen und ihn dadurch allmählich für die neue Geistesgemeinschaft zu gewinnen.

Wie maßlos war daher unser aller Erstaunen, als Sie am Freitag abend, offenbar etwas zaghaft und vorsichtig, für den Sachkenner aber ganz deutlich, enthüllten, daß Sie nicht nur die sieben Sakramente der katholischen Kirche wieder aufnehmen und neu beleben, sondern geradezu die Messe mit Transsubstanziation, Messedienern und Weihrauch neu beleben wollen. Nun habe ich gestern dieser neu belebten katholischen Messe wirklich beigewohnt und stehe noch ganz erschüttert unter dem Eindruck all der Gedanken, die auf mich einstürmten. Wie ich Ihnen gestern, unmittelbar nach Beendigung des Gottesdienstes, schon sagte, liegt es mir durchaus fern, ehrfurchtslos und selbstbewußt zu urteilen und zu richten, weiß ich doch aus unseren häufigen öffentlichen und privaten Aussprachen im stürmischen Winter 1919, wie treu und ernst Sie Ihren Beruf nehmen, und wie Sie in so unvergleichlich wohltuender Weise nicht nur fleißig Erarbeitetes, sondern ausschließlich persönlich Erlebtes vor die Gemeinde bringen.

Um so erschreckender und erschütternder aber war und ist es für mich, daß Sie so bald nach Ihrem Übertritt in den Anthroposophischen Verlag die von mir gefürchteten letzten Konsequenzen der Steinerschen Anthroposophie so rückhaltlos gezogen und verwirklicht haben. Es ist hier nicht der Ort, und meine warme Freundschaft zu Ihnen, lieber Herr Doktor, verbietet es mir, hier im einzelnen scharfe Kritik zu üben an dem, was Ihnen so innerstes Heiligtum und heiligstes Wollen ist. Aber der Ernst der Zeit und die Sorge um die Zukunft unseres lieben deutschen Vaterlandes gebieten es mir, Sie ernstlich zu warnen, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren. Wohin soll es denn führen, wenn wir nach all dem Furchtbaren, das wir seit dem 1. August 1917 erlebt haben, wenn wir nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges, der für den Tieferblickenden ein Sieg des Papsttums war, wenn wir nach dem Zusammenbruch der Staatskirche und der offenkundigen Armut der evangelischen Kirche an Realitäten zurückkehren sollten zu dem römischen Kultus, den unser deutscher Luther mit Keulenschlägen zertrümmert hat..."

Im zweiten Briefe Spieckers heißt es schon schärfer:

„... Alle Worte und Gedanken Ihrer deutschen Messe verfolgen ja nur den einen Zweck, den Hörer und Teilnehmer an der Eucharistie suggestiv einzuführen in die mystische Welt gesteigerten religiösen Empfindens. Fast noch mehr tritt in den Vordergrund Ihres „Tatgottesdienstes" die Versetzung des fungierenden Priesters in einen Zustand übersinnlicher Weihe und Ekstase, damit er würdig sei, die sakramentale Wandlung zu vollziehen und das Opfer für die Gemeinde Gottes darzubringen.

Unwillkürlich wurde ich, als mir der widerliche Weihrauchgeruch Reminiszenzen aus meiner Kindheit und Jugendzeit wachrief, hineinversetzt in Stunden peinlicher Vergewaltigung, die ich in der katholischen Kirche meines rheinischen Heimatortes Boppard als Schüler des dortigen Jesuitengymnasiums während der Totenmesse für verstorbene Lehrer miterleben mußte...

Mit Recht hat Heinrich Lhotzky vor Jahren schon in einem der ersten Hefte der Grünen Blätter, in Anlehnung an Paulus, darauf hingewiesen, wie gefährlich es ist, Göttliches auf rein psychischem Wege vermitteln zu wollen, wie dagegen die Vermittlung auf rein pneumatischem Wege allein im Geiste Jesu Christi sei und gesunde Früchte bringen könne. ‚Der Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben', das bleibt ewig gültiges Naturgesetz in der Geisteswelt. In Ihrem Gottesdienst aber suchen Sie mit den Mitteln Steinerscher Suggestion göttliche Geistesgaben zu erzwingen, sowohl für den amtierenden Priester wie für die feiernde Gemeinde. Das muß zu krankhaftem religiösen Leben führen. Und wenn Sie mir nach dem Gottesdienst versicherten, Sie hätten in Stuttgart schon die Erstarkung der Teilnehmer an der deutschen Messe in ermutigender Weise erlebt, so kann ich nur sagen: „Wir wollen einmal abwarten, wohin Sie Ihr neuer Weg in zwei bis drei Jahren geführt hat." Ich könnte das ja ruhig abwarten, wenn nicht die furchtbare Gefahr bestünde, daß Sie in unserer zerfahrenen Zeit, wo nach Ihrer eigenen Erfahrung zahlreiche ‚Gebildete' aus der Öde protestantischer Gottesdienste in die wohlige Wärme der katholischen Eucharistie im Kloster Beuron, Maria Laach und anderswo flüchten, unwiederbringlicher Schaden an Menschenseelen entstünde...

Was dieser Christusgeist aber in Wirklichkeit ist, das werden Sie mit Schrecken gewahren, wenn Sie einmal erkennen werden, wie furchtbar es sich rächt, wenn man, wie Steiner, vom Baum der Erkenntnis nascht und Geheimnisse enthüllen will, vor denen wir ehrfürchtig stillstehen sollen. Eritis sicut Deus, das klang bedenklich auch aus Ihren Vorträgen heraus, die nach Anhörung der deutschen Messe in einem ganz anderen Licht erscheinen als vorher. Es ist eben verhängnisvoll, daß Sie Steiner gefolgt sind auch in seine perverse Christologie hinein. Wenn er den israelitischen Jüngling Jesus erst in der Taufe den ‚Christusgeist' empfangen läßt, und wenn er in dem nackt aus dem Richthause fliehenden Jüngling den entweichenden ‚Christusgeist' erblickt, dann zeigt er deutlich, daß er mit dem Jesus von Nazareth der Schrift nichts zu tun hat, der schon als zwölfjähriger Knabe seinen Eltern erklärte: ‚Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?' Es war doch sehr bezeichnend, wie der amtierende Priester am Sonntag das Evangelium vom zwölfjährigen Jesus verstümmelte und verkürzte"...

Der dritte Brief endlich geht vollends zu scharfem Angriff gegen Steiner vor: „... Die Tatsache, daß Sie jetzt, wo wir uns alle zusammenfinden und enggeschlossen scharen sollten um das Banner der Reformation, das durch die Rekatholisierungsversuche Roms ernstlich gefährdet erscheint, daß Sie gerade jetzt eine Neubelebung des deutschen Volkes auf religiösem Gebiet durch Einführung der mit Steinerscher Mystik erfüllten Gedanken und symbolischen Handlungen des Parzival verwirklichen zu können hoffen, daß Sie in gegenwärtiger eiserner Zeit, wo alles auf dem Spiele steht, unsere evangelischen Volksgenossen in die schwüle Atmosphäre der Romantik zurückführen wollen, die vor hundert Jahren die Schlegel und Genossen verführt hat, ist mir nur verständlich, wenn ich mir sage, daß Sie sich von dem dämonischen Zauber der Rudolf Steinerschen Anthroposophie haben blenden lassen. Denn das ist meine auf gründ-

lichem Studium beruhende Überzeugung, daß Rudolf Steiner ein dämonischer Blender in Lichtgestalt ist...

... Während Sie in Ihrer zweiten Predigt ausdrücklich betont haben, daß wir uns dieses Organ, das reine Herz, nicht selbst verschaffen oder anzüchten können, sondern es uns mit dem Psalmisten erbitten: ‚Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz' — folgen Sie jetzt ungehemmt Rudolf Steiner auf seiner verhängnisvollen Bahn in die Dämonenwelt, zu welcher das Hellsehen oder das Traumorgan die Eingangspforte bildet. Christoph Blumhardt aber, auf diesem Gebiete wohl die höchste Autorität, erklärte mir kurz vor Ausbruch des Weltkrieges: ‚Ich habe die Eingangspforte zur Dämonenwelt, die mein Vater, der Not gehorchend, bei Durchführung seines Entscheidungskampfes in Möttlingen, geöffnet hatte, längst wieder geschlossen und verrammelt; und kein Mensch und kein Teufel soll sie mir wieder öffnen, denn', so fügt er ernst hinzu, ‚ich und meine Familie haben unsagbar gelitten durch die Berührung mit der Dämonenwelt, und ich kann nicht ernst genug vor jeder Beschäftigung mit dem Okkultismus warnen.' Er meinte damit nicht nur die Beschäftigung mit dem Spiritismus, Spiritualismus usw., sondern auch Rudolf Steiner, den er als ganz besonders gefährlich durchschaut hat. Blumhardt konnte gelegentlich ganz unbefangen kindlich, wie Jesus, von Engeln und Engelbesuchen reden, aber wie sein Herr und Meister vermied er es geflissentlich, den Schleier vor der Dämonenwelt zu lüften, wenn nicht Gefahr vorlag und praktische Gründe ihn dazu nötigten...

Und sehen Sie, verehrter Herr Doktor, das war es, was mich und viele so unwiderstehlich zu Ihnen hinzog, daß wir spürten, wie nahe Sie an Jesus herangekommen waren und wie tief Sie ihn verstanden. Da kam leider Steiner mit seinem unseligen Hellsehen und droht alles zu verderben. Ich aber halte an der Hoffnung fest, daß ich es noch erleben werde, daß auch Sie dem Kultus wieder den Rücken kehren und die Quelle des Lebens wieder aufsuchen, die in dem historischen Jesus Christus entsprungen ist und heute wieder Ströme des lebendigen Wassers ergießen will in das dürstende Geschlecht unserer Tage"...

Dies ist das Wesentliche aus drei langen Schreiben eines evangelischen Christen, der durch Blumhardts Schule gegangen ist. Man darf gespannt sein, was Friedrich Rittelmeyer antwortet — und ob er überhaupt antwortet. Bis jetzt ist uns nichts zu Gesicht gekommen.

* * *

Über Politik haben wir mit Absicht in diesem Heft geschwiegen. Wir sagten nur nebenbei, daß sie auf einem toten Punkt stehe. Man nehme die zwei gleichzeitigen Tatsachen: einerseits die schamlose Verurteilung der Kruppschen Direktoren, diese Affenkomödie der Franzosen — andrerseits die englische und die italienische Antwortnote, die uns wegen ungenügenden Angebots abkanzeln, ohne auch nur mit einem Wort der Ruhrschmach zu gedenken! Man schämt sich bitterlich. Kein deutscher Politiker großen Formats, der eine wirksame Antwort oder Gegenmaßnahme fände! F. L.





Erinnerung an Peter Gast

Im Herbst 1898, bei der Begründung der Zeitschrift „Kynast“, lud ich Peter Gast zur Mitarbeit ein. Er äußerte sich über unser Vorhaben mit warmer Zustimmung und nahm an. Manchen Beitrag, manchen Hinweis verdankte ich seiner Teilnahme. Seitdem bin ich mit ihm in dauernder Verbindung geblieben bis zu seinem Tode.

Seine persönliche Bekanntschaft machte ich erst 1902 in Weimar, im Hause der Schwester Nietzsches, Frau Elisabeth Förster: der hochgelegenen Villa Silberblick, wo der Philosoph in die Ewigkeit eingegangen war. Gast stand, ein kräftiger, breitschultriger Mann mittleren Wuchses mit mächtigem Kopf, hoher Stirn, dunkelwallendem buschigen Haar und lebhaften Augen, abseits in der Menge der Besucher, bemüht, im Verborgenen zu bleiben. Die Eingeweihten wußten aber, wieviel der Mann für die Entzifferung des Nachlasses Nietzsches bedeutete, der schon im Leben der einzige Jünger und Mitarbeiter des Denkers, ihm die Treue über das Grab hinaus gewahrt und sich selbstlos in den Dienst des Archivs gestellt hatte.

Denn Gast war von Hause aus Musiker — mit bürgerlichem Namen Heinrich Köselitz — der sich mit dem wenig älteren Nietzsche durch die gleiche Liebe zur Philosophie und zur Kunst, insonderheit zur Tonkunst verbunden fühlte. Er allein war geistig dem Freunde ebenbürtig, wie dies schon seine feinen Einführungen in die „Werke“ beweisen. Ein Meister auch er: das wird die Nachwelt mehr und mehr erkennen. So mußte er allein Ersatz bieten für alle die, deren Anerkennung und Freundschaft Nietzsche verlor: Karl Hillebrand, der die ersten drei „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ warm begrüßt hatte und den der Tod wegnahm, Deußen, der im Banne Schopenhauers verharrte, Heinrich von Stein, der der Sache Richard Wagners treu blieb, Richard Wagner, der die eigene Bahn unbeirrt verfolgte.

Die Leitung eines Weimarer Blattes brachte mich mit Gast häufig in Berührung. Einen Stammtisch im „Jungbrunnen“, in der Schillerstraße, den wir einrichteten und an dem der Musiker Alois Obrist, der Arzt Dr. Vulpius, der Baurat Eelbo, später auch der Romanschriftsteller Hans Hoffmann teilnahmen, besuchte er oft, so zurückgezogen er sonst lebte. Damals, obwohl in der Mitte der Fünfziger, war er noch Junggeselle. Einige Jahre später verheiratete er sich mit einer obersächsischen Landsmännin. Als er seine Tätigkeit im Archiv zu Weimar für beendet ansah, übersiedelte er, nach dem Tode seines Vaters, Staatsrats in Annaberg im Erzgebirge, dorthin in das väterliche Haus.

Am Klavier hatte mir Gast in seinem Junggesellenheim, in der Meyerstraße, dem Bahnhofsviertel gelegen, die Ouvertüre seiner komischen Oper „Der Löwe von Venedig“ vorgespielt, die 1891 in Danzig mehrmals aufgeführt, dann aber in Vergessenheit geraten war. Er trug sich mit der Absicht, sie neu zu instrumentieren; ein Vorhaben, das er im letzten Annaberger Jahrzehnt seines Lebens fast vollendet hat.

Der Eindruck von seiner eigenen Musik war ein bezaubernder: so viel Anmut, Wohllaut, Heiterkeit kam in ihr zum Ausdruck. Begierig, ihn zum Schaffen anzuregen, legte ich ihm 1902 die Komposition der Musik zu dem Frühlingsspiel „Walpurgis“ nahe, mit dem wir das Harzer Bergtheater im Juli eröffnen wollten. Nach einigen Bedenken wegen der Kürze der Zeit nahm Gast an und schuf binnen wenigen

Wochen das Vorspiel, den Einzugsmarsch des Maigrafen, den Maireigen der Mädchen, zwei Volkstänze und das Schwertlied; insgesamt 6 Musikstücke, die bei den zahlreichen Aufführungen sich ins Herz der Hörer schmeichelten und unbestrittenen Beifall errangen. Damals kannte niemand seinen Namen als Tonsetzer; dem Kritiker einer großen Provinzialzeitung erschien er als eine halb mystische Figur, dessen „Kapellmeistermusik“ Nietzsche offenbar aus Freundschaft sehr überschätzt habe.

Nach seiner Verheiratung wohnte Gast in Weimar in der Inneren Erfurter Straße, nahe dem Hoftheater, wo ich ihn nochmals besuchte. Er empfing mich mit der alten Wärme und Herzlichkeit seines offenen, rückhaltlosen Wesens. In Gesellschaft oft schweigsam, ging der behäbige Mann im Gespräch ganz aus sich heraus und konnte sogar ins Feuer geraten. Sprach er über Italien, über die Renaissance, erläuterte er Auffassungen Nietzsches oder seine eigenen, so vermochte kein Hörer sich dem Eindruck seiner hochgebildeten, wahrhaft zähen und unabhängigen Persönlichkeit zu entziehen. Geist, Witz, Laune: er verfügte über alles.

Ein gütiges Schicksal ersparte es ihm, Deutschland im Elend zu sehen. Es umschattete seine Augen; und, ein blinder Seher, ging er (1918) hinüber in das Reich des Lichtes, dem seine unsterblichen Melodien entstammen. Dr Ernst Wachler

*

Zum Tode der Großherzogin von Baden

Von allen Mitgliedern landesfürstlicher Familien in Deutschland war wohl kaum eine zweite Person so allgemein beliebt, so ganz ein Stück Landesgeschichte, so verantwortungsbewußt und bei aller hoheitsvollen Zurückhaltung und Beherrschtheit so herzlich treu der Heimat und allen Kreisen der Bevölkerung zugetan wie die Großherzogin Luise von Baden, die am 24. April, 84jährig, in Baden-Baden gestorben ist.

Es hat nichts mit monarchischer Gesinnung, überhaupt nichts mit Staatspolitik zu tun, wenn hier einer Frau ein flüchtiger Nachruf gewidmet wird, die aus ihrem Kreise weit hervorragte, die als Mensch ein leuchtendes Beispiel an Pflichterfüllung, Opferwilligkeit, Güte und Klugheit gewesen, und die an der Seite eines deutschen Fürsten geschritten ist, der gleichfalls als Mensch wie als Regent eine goldene Spur in seinem Erdendasein hinterlassen hat. Dies nicht als Entschuldigung, auch nicht zum Vorbeugen, sondern um zu betonen, daß diese edle Frau zu gut wäre für politische Abwägung, denn ihre Menschlichkeit ist weit erhaben gewesen über allen staats- und parteipolitischen Zank.

Die Großherzogin Luise kam 1856 als junge Gattin des badischen Thronfolgers nach Karlsruhe; sie kam aus Preußen, die einzige Tochter Kaiser Wilhelms I., damals noch Prinz von Preußen. Sie faßte ihre neue Aufgabe mit ganzem Herzen und mit freudigen Sinnen an; sie wollte die Landesmutter des badischen Großherzogtumes sein. In diesem Geiste der Fürsorge für die Frauen, die Jugend, die Kranken und die Armen ist sie überall, vom Schwarzwald bis zum Neckar, mit guten Werken, mit erfolgreichen Einrichtungen, mit schöpferischen Ideen während eines ungewöhnlich langen Lebens unermüdlich hervorgetreten. Ja, sie hat ihren Räten oft viel zu leisten aufgegeben, und hat von ihren Hofdamen eine Ausdauer und eine Frische verlangt, die oftmals das Menschenmögliche überstiegen haben.

Aber rege und aufnahmebereit wie ihre ganze Veranlagung war, suchte sie auch auf anderen als rein notlindernden Gebieten anregend und fördernd zu wirken, wie überhaupt die Höfe der deutschen Staaten vielfach — und in hohem Maße in Baden zur Zeit Friedrichs I. (1907 †) — das Kultur- und Kunstleben stark beeinflußt haben. In der Art, wie sie sich in alles zu vertiefen gewußt hat und wie sie allem, was um sie herum vorging, mit dem einzigen Wunsche nähergetreten ist, es zu verstehen, in die Gedankenwelt anderer einzudringen und helfend einzugreifen, wo es nottat — in dieser fürsorglichen Gesinnung war sie als preußische Prinzessin erzogen worden. Sie hatte lernen müssen, jedermann gegenüber Anpassungsfähigkeit im Zeitraume einer

Sekunde zu gewinnen und mit echt weiblicher Art einen nie versagenden Born kleiner, persönlicher und verborgener Vertrautheiten mit den Menschen bereitzuhaben. Sie hat in dieser Hinsicht ans Fabelhafte grenzende Beweise improvisierter Schlagfertigkeit an den Tag gelegt und ihre Umgebung oftmals in Ratlosigkeit versetzt, wenn sie aus ihrem ungeheuren Gedächtnis Anknüpfungspunkte beim unerwarteten Zusammentreffen mit allen möglichen Personen hervorholte.

Noch in den letzten Jahren war diese seltene Gabe, Namen und Zahlen zu behalten, bei ihr zu beobachten. Rührend war in früherer Zeit die liebevolle, mütterliche Art, mit der sie sich regelmäßig im Schlosse der kleinen Kadetten der Karlsruher Offiziersschule anzunehmen pflegte; von jedem einzelnen wußte sie Kleinigkeiten aus seinem Leben, die sie sich eingeprägt hatte und an denen fortzuspinnen ihre stille Freude war.

In den Kriegsjahren verzehnfachte sie ihren Wirkungskreis. Sie war buchstäblich von morgens bis abends unterwegs. Vor allem in den Lazaretten und in den Frauenvereinen nicht nur der Residenz, sondern des ganzen Landes ging sie ein und aus, ein Beispiel zähester Selbstverleugnung und erfüllt von dem friderizianischen Lebensziele, des Volkes erste Dienerin zu sein. So wurzelte ihre große Beliebtheit und Verehrung, die ihr von allen Seiten entgegengebracht wurde, in der volkstümlichen, leutseligen und mit ehrlicher Sympathie angenommenen süddeutschen Art, deren Grundzug unbefangene Treuherzigkeit ist.

Sie allein verkörperte in der Vorstellung des Volkes nach dem Tode ihres Gemahls das großherzogliche Haus. Sie gehörte mit zum Lande, zum Volke; um so mehr, seit sie Witwe war und zumal als jeder merkte, daß sich das junge Großherzogspaar die Herzen zu erringen wenig Mühe gab. Wenn die Badener — auch nach 1907 — von „unserer Großherzogin" sprachen, dann meinten sie die Frau des Mannes, der 1870 in Versailles als erster das Hoch auf den deutschen Kaiser ausgebracht hatte. Dadurch ist sie anderen Kreisen in anderer Weise verwandt geblieben; besonders als 1918 das von Bismarck aufgerichtete Reich zusammenbrach, erblicken viele in ihr einen der letzten Zeugen aus einer versinkenden Welt.

Die Revolution hat auch ihren persönlichen Weg gekreuzt und ihre leibliche Sicherheit gefährdet, ein Zeichen entfesselter Wut führerloser Tage. Sie mußte drohender Gefahr ausweichen, erlebte aber sehr rasch darauf, wie fest sie mit dem badischen Volke sich verwachsen betrachten durfte, als sie nicht nur unbehelligt zurückkehren konnte, sondern auch Beweisen der Verehrung und Anhänglichkeit ihrer ehemaligen Landeskinder auf Schritt und Tritt begegnete.

Dem Badener war das Kaisertum ein nationaler Begriff, eine nationale Reichsangelegenheit, notwendig für die Stärke und das Ansehen aller Bundesstaaten zusammen. Sein Großherzogtum aber war ihm die staatliche Heimat, der heimatliche Staat; auch der Badener — wie alle Süddeutschen — ist groß geworden in Liebe und Verständnis für sein Ländchen. Vom politischen Partikularismus wollen sie alle nichts wissen, aber wo es um das bodenständige Volkstum, um die Kultur, um Geschichte, Sprache und Gebräuche der Heimat geht — da ist jeder Süddeutsche Partikularist bis in die Knochen. Gewissermaßen Gefühls- oder Herzenspartikularist. Aber darin liegt auch wieder die Stärke origineller Ausgeprägtheit der Gaue und ihrer Menschen.

Eben aus dem Herzen heraus haben die Bewohner der an Naturschätzen so reich gesegneten Südwestecke Deutschlands in der verstorbenen Fürstin nach der Revolution die treubesorgte frühere Landesmutter in Dankbarkeit verehrt.

Das Mausoleum im Parke der Stadt, in die sie vor 55 Jahren eingezogen, wird ihre sterbliche Hülle bergen. Dort schläft in einem wegen seiner Schönheit berühmten Sarkophag der alte Großherzog.

In Baden-Baden zwitschern die Vögel und springen die Knospen. Oben im Schloßgarten an der Mauer steht ein weißhaariger Wächter und schaut hinaus ins Land. Der Zug, der das Sterbliche der Fürstin nach Karlsruhe trägt, ist verschwunden; die Glocken verstummen; ein Mensch ist ausgetilgt, dessen schönste Gabe es gewesen ist, in beschaulichen Gesprächen

nachsichtig und mit der Güte des Weisen von den Menschen und den Dingen zu sprechen.

Die kleinen Aufmerksamkeiten im Leben sind es, die das Herz erreichen, weil sie vom Herzen kommen; und vielen hat die Großherzogin Luise von Baden mit der Einfachheit des echten Menschen wohlgetan. Das Buch der Zähringer ist zu Ende. Wir wollen es in Ehren halten. Dr. Robert Volz

*

Nachbarschaften

In Oldenburg ist ein schönes deutsches Liebeswerk aufgekommen. Dort hat die Stadtbehörde die Einrichtung der „Nachbarschaften" durchgeführt. Sie sind im Grunde nichts Neues, denn ehe alle privaten Wohltätigkeitsbestrebungen zum amtlichen Organismus der Wohlfahrtspflege zusammengefaßt wurden, bestand der alte Brauch, in Not befindliche Volksgenossen am Ort mittels Vertrauensleute innerhalb geschlossener Bezirke durch Hergabe freiwilliger, genau bestimmter Spenden zu unterstützen. Diese Betätigung schönen Gemeinsinnes kommt in der ärgsten Notzeit unseres Volkes in Niederdeutschland wieder stärker auf.

Praktisch wird die Liebestätigkeit so gehandhabt, daß Familien und deren Untermieter sich zusammentun und von Monat zu Monat oder Woche zu Woche nach dem Vorschlage der selbstgewählten Vertrauensperson den in der Nachbarschaft lebenden Armen und Alten Lebensmittel, Geld und Kleidungsstücke beisteuern.

Die Geber sollen nicht wissen, wem ihre Gaben zufließen. Der Grund hierzu mag ethisch berechtigt sein; Feingefühl ist wohl ein schöner Zug von Mensch zu Mensch. Und doch spricht mehr dafür, die hilfswilligen Nachbarn wissen zu lassen, wem sie beispringen dürfen. Not ist keine Schande. Würdig getragen, ist sie ein Ehrenmal menschlicher Geduld und ehrbarer Zurückhaltung. Leibliche Gaben beseitigen aber nur die äußere Not. Der ideale Gemeinschaftsgedanke bedingt als vornehmere Pflicht die persönliche Anteilnahme. Wer helfen kann und will, geht ja ohnehin von idealen Trieben aus und wird sich's nicht verdrießen lassen, durch persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch dem (meist älteren) Patenkind jenen geistigen Trost, jene fröhliche Genugtuung obendrein zu spenden, die Gegenwartsnöte leichter tragen hilft und oft als wertvoller, bleibender empfunden wird, als die stillschweigende Hergabe fremden Überflusses. Die idealen Voraussetzungen, unter denen solche Nachbarschaften zustandekommen, lassen den Gedanken des Mißtrauens in die Vollmacht der anerkannten Vertrauensperson so wenig aufkommen als das bittere Gefühl bei den Pfleglingen, Almosen zu empfangen. Näher liegt sogar die Empfindung seitens der Bedachten — die vielfach Angehörige der Rentnerkreise des Mittelstandes sind —, daß grade durch stillschweigende Hergabe von Mitteln kaum Bekannter mehr einer Anstands- als einer Herzenspflicht der äußerlich glücklicheren Volksgenossen genügt werde.

Der ganze Vorgang heischt jene volle Freimütigkeit, die unter würdevollen, ernsthaften Menschen in natürlichen Dingen wünschenswert, ja unerläßlich ist. Die Nachbarschaft erfüllt erst dann ihren vollen Sinn, wenn sie auch mit einem vertrauteren geistigen und gutnachbarlichen Verkehr verbunden ist. Wie gern würden solche Pfleglinge (nicht selten hochgebildete, geistig vereinsamte und wissenshungrige Menschen) Wünsche nach einem guten Buch äußern und erfüllt sehen. Die Menschen von heute denken in ihren materiellen Nöten viel zu sehr an vergängliche, wenn auch unentbehrliche Bedürfnisse des Leibes und des Tages. Daß Arme sich vor allem den Genuß der liebgewordenen Zeitung oder Zeitschrift, des guten Buches, des Gedankenaustausches (auch in papierener Form) versagen müssen, bedrückt oft stärker als leiblicher Hunger und äußere Kälte.

Immerhin ist schon jetzt soviel Gutes an der ganzen wahrhaft frommen und volksmäßigen Bewegung, daß ihre baldige Einbürgerung im ganzen Reiche nur zu wünschen wäre.

Hans Schoenfeld

*

Der Natursarg

Auch das Sterben ist teuer geworden in unsern Tagen. So teuer, daß das Durchschnittseinkommen kaum ein anständiges Begräbnis ermöglicht. Vom Leihsarge spricht man daher allerorten. Ja — die illustrierten Zeitschriften brachten schon Bilder von Begräbnissen, wobei die Verstorbenen in roh gezimmerten Kisten oder im Papiersack eingenäht zu Grabe getragen wurden. Wie peinlich mußten die Gefühle jener Mutter aufgerüttelt sein, die ihr Liebstes im Kinderwagen selber zu dem kilometerweit entfernten Friedhofe Nord-Berlins fuhr!

Dankenswert ist daher ein Aufsatz der „Ilse-Zeitung", in dem Pastor Zundorf-Schauen dem „Natursarge" das Wort redet. Er sagt darin:

„Wir betten unsere lieben Toten in Natursärgen. Um anderen, Bedürftigen, in dieser neu anzubahnenden Sitte Mut zu machen, müßten sich auch diejenigen daran beteiligen, die 70000 bis 100000 ℳ und mehr für Särge ihrer lieben Heimgegangenen derart zur Verfügung haben, daß die Hinterbliebenen dadurch noch nicht in Mangel und Not geraten. Für den Natursarg werden in der üblichen Größe der bisherigen Särge starke Schalenbretter auf kräftige Querleisten genagelt. Auf diese „Trage" wird der in irgendwelche Stoffe eingeschnürte Verstorbene gelegt und durch Stricke oder Bänder an der Bretterunterlage befestigt. Dann wird das Ganze recht dick und dicht mit grünen Tannenzweigen umschnürt, welche die städtischen oder staatlichen Forstverwaltungen zu diesem heiligen Zweck gewiß fast umsonst, etwa gegen Auslagen für Hauerlohn, liefern. So entsteht ein frisches, grünes, Leben atmendes Bündel, das durch Überhängen von Kränzen und Kreuzen, oder, wo solches vorhanden, durch ein Bahrtuch, den Augen der Lebenden noch ansprechender gestaltet wird. Die Kosten für diesen Natursarg betragen kaum den hundertsten Teil eines Kunstsarges...

Gewiß — es ist ein Notbehelf, der grausam in die Gefühle unseres Lebens packt! Aber ist dieser Notbehelf nicht auch ein Trost für die, ‚die sterben sollen', daß sie nicht an ihr eigenes Sterben mit dem Sorgengedanken denken müssen: ‚Was soll aus deinen armen Hinterbliebenen werden, wenn dein bißchen Lebensversicherung und dein kleiner Notgroschen, an dem du dein ganzes Leben gespart hast, noch nicht einmal zu den Kosten deines Sarges ausreichen?'" ...

Auch das Sterben ist teuer geworden in unsern Tagen ... O. R.

*

Wahrheit und Lüge

Nackt, schlicht, bescheiden, spröde tritt die Wahrheit auf; geputzt, geschminkt, willfährig, keck die Lüge. Wie süßer Schnaps geht die Lüge dem Menschen ein, wogegen er leicht die oft bittere Arznei der Wahrheit verschmäht. In Schillers „Demetrius" heißt es:

„Der Lüge kecke Zuversicht reißt hin,
Das Wunderbare findet Gunst und Glauben."

Nicht nur das Wunderbare, auch das Entsetzliche, das Ungeheuerliche. Wenn der Kulturmensch der Gegenwart wiederholt in seiner Zeitung las, daß die Deutschen kleinen Kindern die Hände abhacken, Nonnen verstümmeln und Fett aus Menschenfleisch verzehren, wenn er gar gestellte Bilder dieser Schändlichkeiten sah und die verstümmelten Kindergestalten in Gips- und Bronzeabgüssen kaufen konnte: so glaubte er daran und scheint noch heute, über vier Jahre nach Kriegsende, in Frankreich, Belgien, Nordamerika, Hinterindien, Kamschatka und Otaheiti daran zu glauben. Mindestens hat die englische und französische Propaganda ihre Greuelmären nicht widerrufen und verbreitet noch heute die größte aller Lügen: die Behauptung von der Alleinschuld Deutschlands am Weltkrieg. Nicht England mit seiner Einkreisungspolitik gegen Deutschland, nicht Frankreich mit seinem Revanchegeschrei, nicht Rußland, wo kriegslustige Generäle mit der Mobilisierung begannen, nicht diese Mächte tragen die Schuld am Kriege, sondern einzig und allein Deutschland. Und da es angeblich ungeheuerliche Greuel verüben ließ, mußte es wie der schwerste Verbrecher bestraft werden, mit den höchsten Strafen durch Verlust an Land, Geld und Gut zugunsten der beutegierigen Feinde

Gutgläubige Menschen wähnten, daß die Wahrheit bald zum Durchbruch kommen werde. Noch ist wenig davon zu merken. In den meisten Ländern glauben die Massen noch immer an die Erfindungen der englischen Propaganda, und ihre Stimmung ist so deutschfeindlich geblieben, daß sie über die Vergewaltigungen der Franzosen an der Ruhr, über die Plünderungen, Räubereien und Mordtaten der französischen Soldateska unter Führung von Reitpeitschen-Offizieren hinweggehen, wennschon unter dem Einfluß einer Tagespresse, die alle jene Untaten beschönigt oder ganz unterdrückt.

Ist der Sieg der Wahrheit über die Lüge sicher?

Ein bedeutender Mann aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Johann Valentin Andreae (1586—1654) hat daran gezweifelt und in seinen Dichtungen (Leipzig 1786, mit einer rühmenden Vorrede von J. G. Herder!) der Welt immer wieder gesagt, daß sie betrogen werde. In einem seiner Gleichnisse „Die begrabene Wahrheit“ erzählt er: Eines Tages wurde es ruchbar, daß die Wahrheit irgendwo begraben sei. Man suchte und fand das Grab, öffnete den Sarg und erblickte darin einen verstümmelten Leichnam, mit Schmutz und Unrat bedeckt. Zu Häupten lag eine eherne Tafel mit folgender Inschrift:

Hier liegt
die Wahrheit
eine Tochter Gottes
durch Tücke des Aberglaubens
Gift der Verführung und Entkräftung der Sinnlichkeit
Despotismus der Fürsten
Trägheit der Priester und Verschmitztheit der Staatsmänner
Leichtsinn der Geschichtschreiber
Pedanterie der Literatoren und Dummheit des Volks
Ermordet
und hier im Unrathe der Lügen
begraben.
Nach hundert Jahren sieht mich die Sonne wieder
Gegrüßet seist du mir Nachwelt!

Was taten die Finder des Grabes? Man pries sich glücklich, die Wahrheit gefunden zu haben, errichtete ihr ein prächtiges Denkmal und — bestattete sie aufs neue.

So Andreae vor drei Jahrhunderten!

Sollte die Wahrheit für immer begraben sein?

Shakespeare, dieser Kenner des wirklichen Lebens, stellt der Wahrheit trübselige Aussichten, denn er läßt den Narren im König Lear sagen: „Wahrheit ist ein Hund, der ins Loch muß und hinausgepeitscht wird, während Donna Schoßhündin am Feuer stehen und stinken darf.“

Bismarcks Auffassung glich einem Verzicht auf den Sieg der Wahrheit. Moltke hatte in ein Stammbuch das Verschen eingetragen:

Schein vergeht,
Wahrheit besteht!

Darunter schrieb Bismarck:

„Ich glaube, daß in jener Welt
Die Wahrheit stets den Sieg behält.
Doch mit der Lüge dieses Lebens
Kämpft unser Marschall selbst vergebens!“

In dichterischer Verklärung ließ der alte Pfeffel den einstigen Sieg der Wahrheit erscheinen, und damit muß sich die Gegenwart abfinden:

„Erst nach Äonen fällt das Licht des Nebelsterns aus dunkler Ferne blaß auf den Erdball. Gleichst du nicht, o Wahrheit, einem Nebelstern?“ Paul Dehn

*

Südmark

heißt eine alpenländische Monatsschrift, die von Dr. J. Papesch mit prachtvoller Hingabe geleitet wird (Graz, Joanneumring 11). Sie tritt für den Schutz der dortigen deutschen Minderheit ein. Aus einem ihrer Flugblätter (man ist versucht, „Fluchblätter“ zu schreiben, da sie den Fluch der Verträge von Versailles und St. Germain brandmarken) greift uns der ganze Jammer auch der dortigen abgesprengten Grenzdeutschen ans Herz. Diese Grundschrift faßt die nötige Schutzarbeit folgendermaßen zusammen:

Ist nichts mehr zu tun?

Vor den Toren. Die „Friedensverträge" haben rein deutsche Teile aus dem lebendigen Fleische unseres deutschen Vaterlandes herausgeschnitten. Das nennt man — „Selbstbestimmungsrecht der Völker!" Über fünfzehn Millionen deutsche Blutsverwandte wurden mit brutaler Gewalt vom Mutterlande ausgeschlossen und gegen ihren Willen in fremde Staatengebilde eingekerkert. Davon gehören rund 12 Millionen dem geschlossenen deutschen Sprachblock in Mitteleuropa an. Sie müssen vor den von unseren Feinden verschlossenen Toren stehen!

Wie geht es ihnen? Natürlich glänzend! Sie haben ja Gleichberechtigung und leben daher in Überfluß, herrlich und in Freuden, zum Beispiel in Polen oder gar in Slowenien. Hier haben sie bis heute nicht einmal das einfachste politische Recht, das aktive Wahlrecht. Nicht einmal für die Wahlen in die Gemeindevertretungen durften sie ihre Stimmen abgeben. Sie haben daher niemanden, der ihre wirtschaftlichen und kulturellen Interessen wahrt. Sie sind zum stummen Dienen verurteilt. Dem Ausland gegenüber wollen die Slowenen damit erweisen, daß es keine Deutschen bei ihnen gebe!

Die deutschen Kinder müssen slowenisch werden. Alle öffentlichen deutschen Schulen — mit Ausnahme der einzigen in Gottschee — und alle deutschen Privatschulen wurden ausnahmslos gesperrt. In größeren deutschen Siedlungen gibt es — als vorläufig noch geduldeter Übergang zur radikalen Ausmerzung — nur mehr einige deutsche Nebenklassen, aber mit — slowenischen Lehrern. Kinder aus Mischehen, auch wenn sie kein Wort slowenisch können, werden in slowenische Schulen gezwungen. Deutsche Privatlehrer dürfen höchstens drei Schüler gleichzeitig unterrichten! (Verordnung der Laibacher Landesregierung.)

Die deutschen Vereine, auch wenn sie nur geselligen (Gesang- und Musikvereine) oder wohltätigen Zwecken (Feuerwehren) dienten, wurden aufgelöst, weil ihr Bestand — „mit den Interessen des südslawischen Staates im Widerspruch stehe!" Die Vereinsvermögen wurden vom SHS-Staate eingezogen! Eine deutsche Feuerwehr (Mahrenberg bei Marburg) hat man aufgelöst, weil sie die ungeheure Beleidigung des Staates beging und sich der deutschen — Befehlssprache bediente!

Verhungernde deutsche Staatsbeamte. Eine ganze Reihe Pensionisten des alten Österreich, die als jetzige südslawische Staatsbürger gemäß dem St.-Germain-Frieden vom Staate übernommen werden müssen, erhalten, weil sie sich einst in selbstloser Treue zum Deutschtum bekannten, aus niederster slawischer Rachsucht bis heute keine Ruhegenüsse (Mißachtung der Artikel 2—6 des Friedensvertrages von St. Germain.)

Auf die Straße gesetzt und ausgeplündert. Wohnungsanforderungen über Nacht, alle Art rücksichtslosester wirtschaftlicher Drangsalierungen gegen Deutsche sind auf der Tagesordnung. Durch Nichtzuweisung von Rohstoffen, zwangsweise „Nationalisierungen" von Betrieben durch anbefohlene Abgabe von Geschäftsanteilen an Slowenen und durch ungeheure Steuervorschreibungen werden die deutschen Unternehmer planvoll zugrunde gerichtet.

Um den Deutschen die gesetzliche Grundlage für Beschwerden zu entziehen, wird der Minderheitsschutzvertrag, den Südslawien bereits unterschrieb, seit einem Jahre geheim gehalten.

Die Räuberhand auf deutschem Eigentum. Im Widerspruch zu den Bestimmungen des Friedensvertrages steht noch heute alles Eigentum der Deutschösterreicher in Südslawien unter Sequester. Deren Wirtschaftsführung und die hohen Gebühren bringen die deutschösterreichischen Eigentümer in schwerste Bedrängnis. Zu einer teilweisen Enteignung führt der Verkauf: ein Drittel der Kaufsumme soll zugunsten des südslawischen Staates eingezogen werden.

Ein grober Rechtsbruch wurde an dem Eigentum der Südmark begangen: alle ihre Liegenschaften in Südslawien wurden von der Laibacher Landesregierung verkauft, obwohl der Verein Südmark seinen Sitz in Graz hat und daher als juristische Person ebenso be-

handelt werden muß, wie jeder andere deutschösterreichische Staatsbürger.

Deutsche Zeitungen wurden eingestellt oder zwangsweise aufgekauft und erscheinen letztere nunmehr wohl in deutscher Sprache, aber in slowenischem Geiste.

Die deutschen Spar- und Vorschußkassen sowie Banken wurden restlos durch List oder Gewalt in slowenische Hände übergeführt.

Die deutschen Theater in Laibach und Marburg, beide mit rein deutschem Gelde gegründet und erhalten, wurden gesperrt und nach kurzer Zeit als slowenische Bildungsstätten (!) wieder eröffnet.

Die philharmonische Gesellschaft in Laibach, die zweitälteste der Welt (1703 gegründet), eine der berühmtesten deutschen Kulturstätten, wurde vollkommen grundlos als „staatsgefährlich“ zwangsweise aufgelöst und ihr unersetzlich wertvolles Gut enteignet.

Die Einreise nach Südslawien wird Deutschösterreichern, die zur Wahrung ihrer Interessen im Staate zu tun haben, aufs äußerste erschwert oder überhaupt nicht gestattet. Alle Gesuche müssen in Belgrad vorgelegt werden und werden viele Monate hingezogen. Slowenen, die nach Österreich fahren wollen — um bei uns günstig einzukaufen — erhalten die Einreisebewilligung von der deutschösterreichischen Vertretung in Laibach ohne weiteres. Paßvisumgebühren und Zölle werden den Deutschösterreichern in doppeltem Ausmaße abgenommen.

Der Schmuggel wertvollster Kompensationserzeugnisse der österreichischen Industrie wird von den Slowenen aufs äußerste begünstigt. Deutschösterreicher dürfen aus Südslawien Lebensmittel nicht einmal gegen Verzollung mitnehmen.

Eingenistet in Wohnungen, die unseren eigenen deutschösterreichischen Staatsbürgern fehlen, haben sich zahllose slowenische Familien in steierischen und kärntnerischen Städten, wo sie stillschweigend geduldet werden, während täglich in Südslawien deutsche Familien widerrechtlich aus ihren Wohnungen herausgeworfen werden.

Könnt ihr da behaglich zusehen? Genügt dieser kurze Einblick in die Arbeit der slawischen Flut an unseren Ufern und Inseln nicht, um euch aus der behaglichen Ruhe des sicheren Hinterlandes aufzuwecken und zu wenigstens kleinen Taten der Abwehr und der Treue zu gewinnen? Millionen Deutsche sollen vor den Toren erwürgt und ausgeplündert werden — ohne daß ihr einen Finger rührt?

Da haltet ihr es auch heute noch für überflüssig, der Südmark zu helfen, dem größten und wichtigsten Arbeitsbund der Deutschen zur Erhaltung ihres Volkstums im In- und Ausland? Über hunderttausend treue Mithelfer haben wir schon. Neue Hunderttausende müssen wir noch gewinnen. Es geht nicht um kleinen Parteienstreit, es geht um das Ganze, um unser Volk, um unser Dasein. Freunde, kennt ihr noch den alten, deutschen Sachsenspruch: Alle Ehre kommt von der Treue!“

— Demselben Joseph Papesch verdankt man zwei Bühnenstücke, die in diesem Zusammenhang ehrende Erwähnung verdienen: „Der steirische Kammerherr“ (Heimatspiel in 2 Aufzügen) und „Die Radkersburger“ (Grenzerspiel in 3 Aufzügen) — beide in der Deutschen Vereinsdruckerei, Graz, erschienen und von demselben kernig-deutschen Geiste durchglüht.



Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.
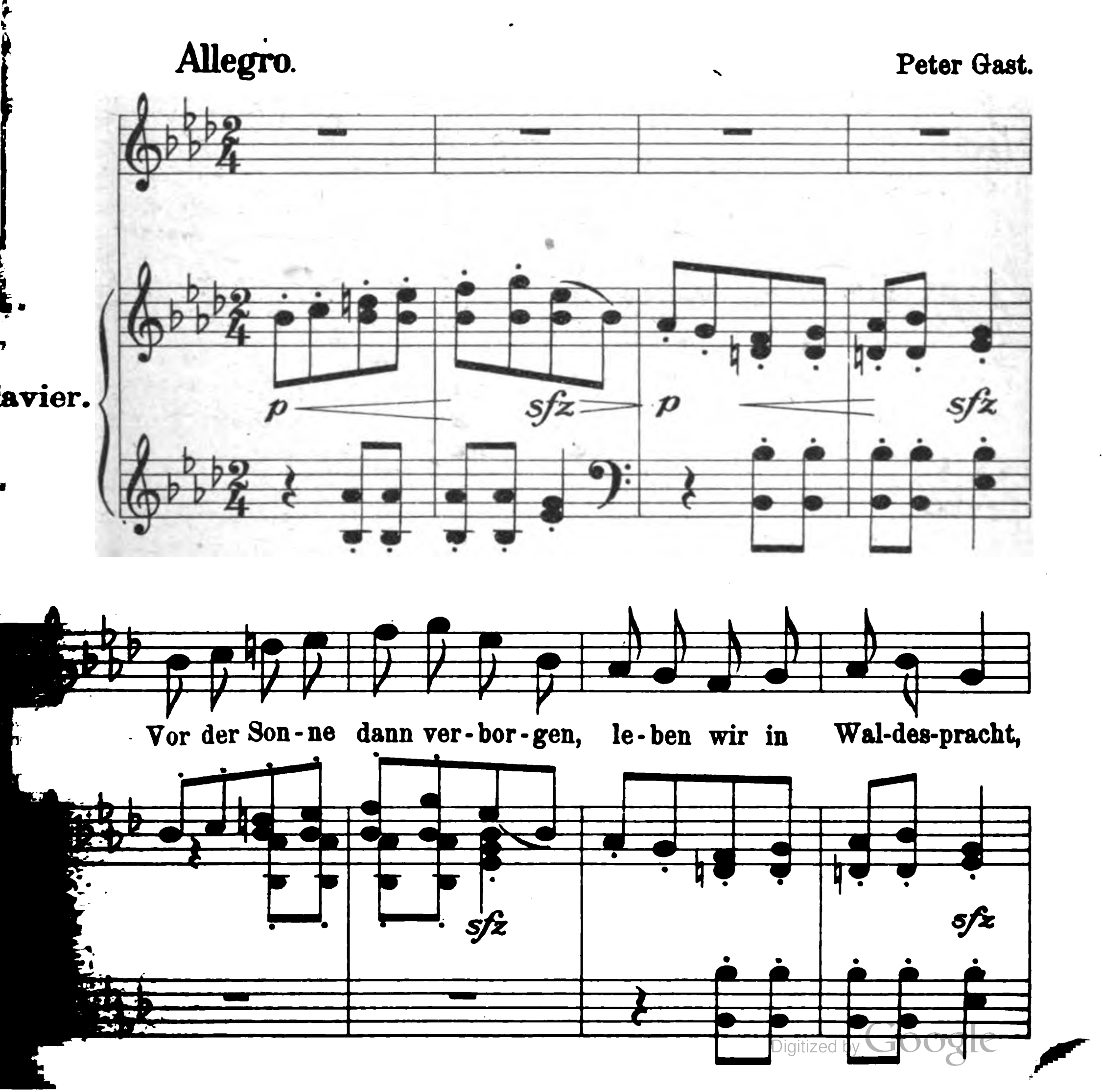
Der Türmer
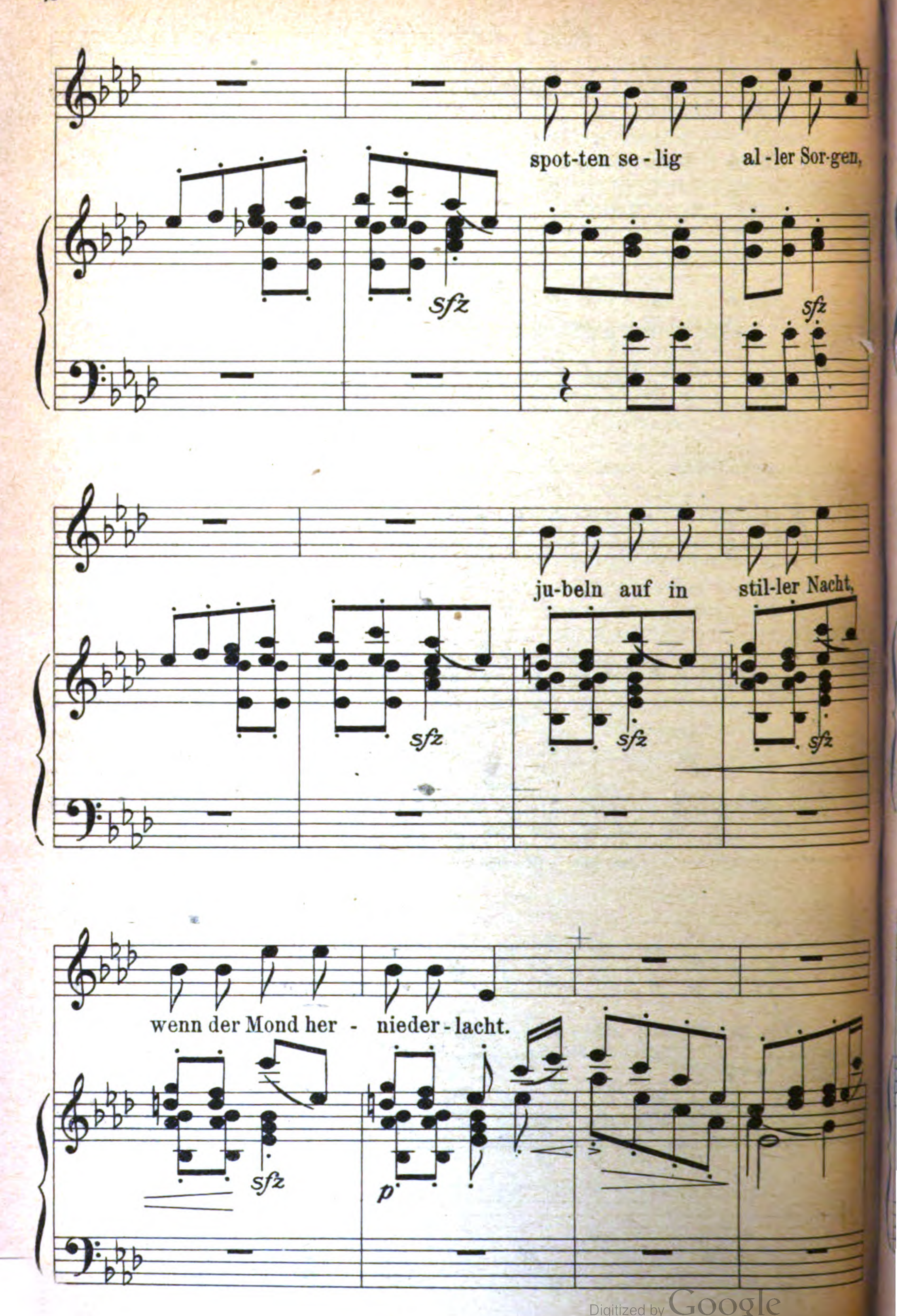
XXV. Jahrg. Heft 9 Juni 1923
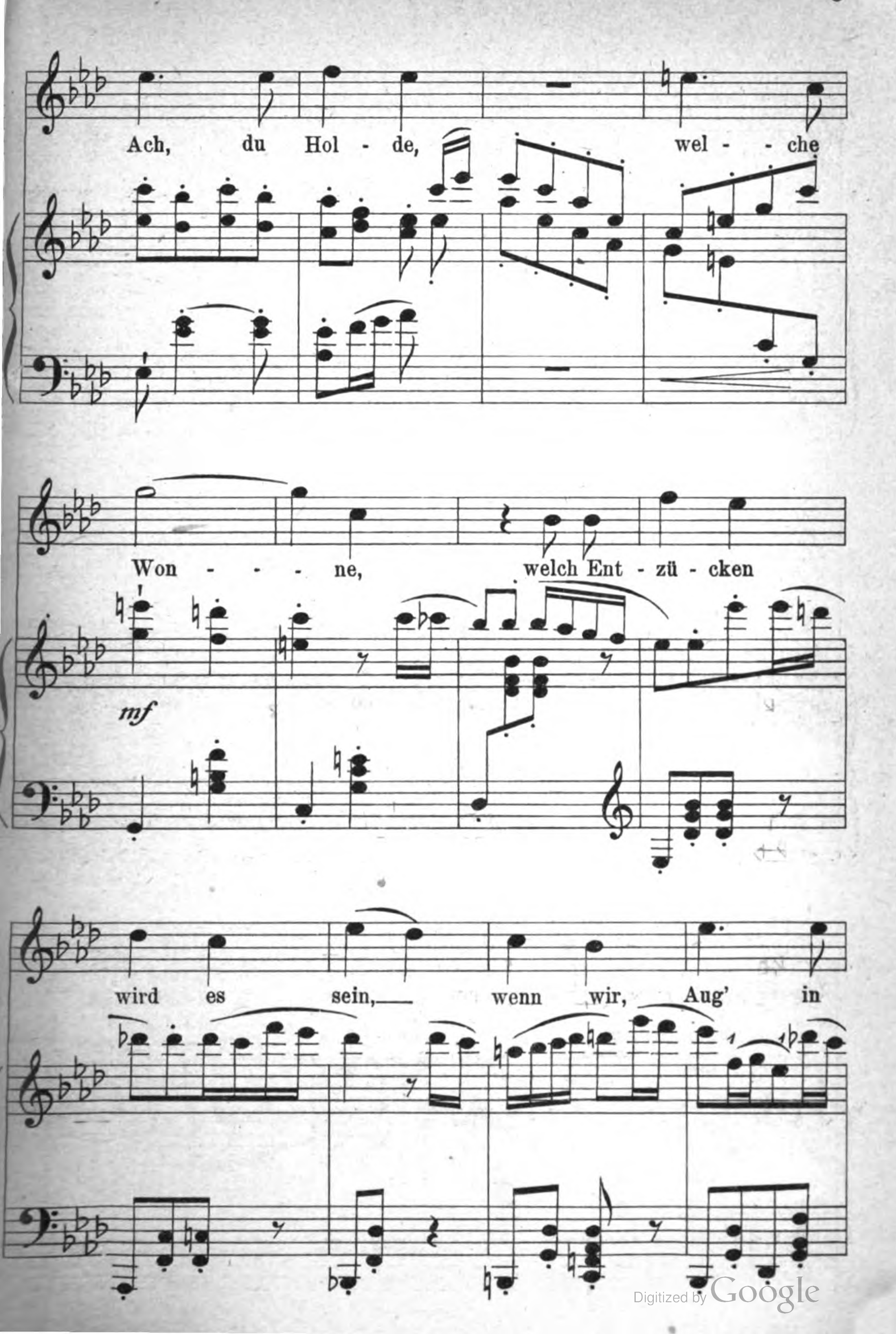
Schluß des zweiten Aufzugs aus der Komischen Oper

„Der Löwe von Venedig"
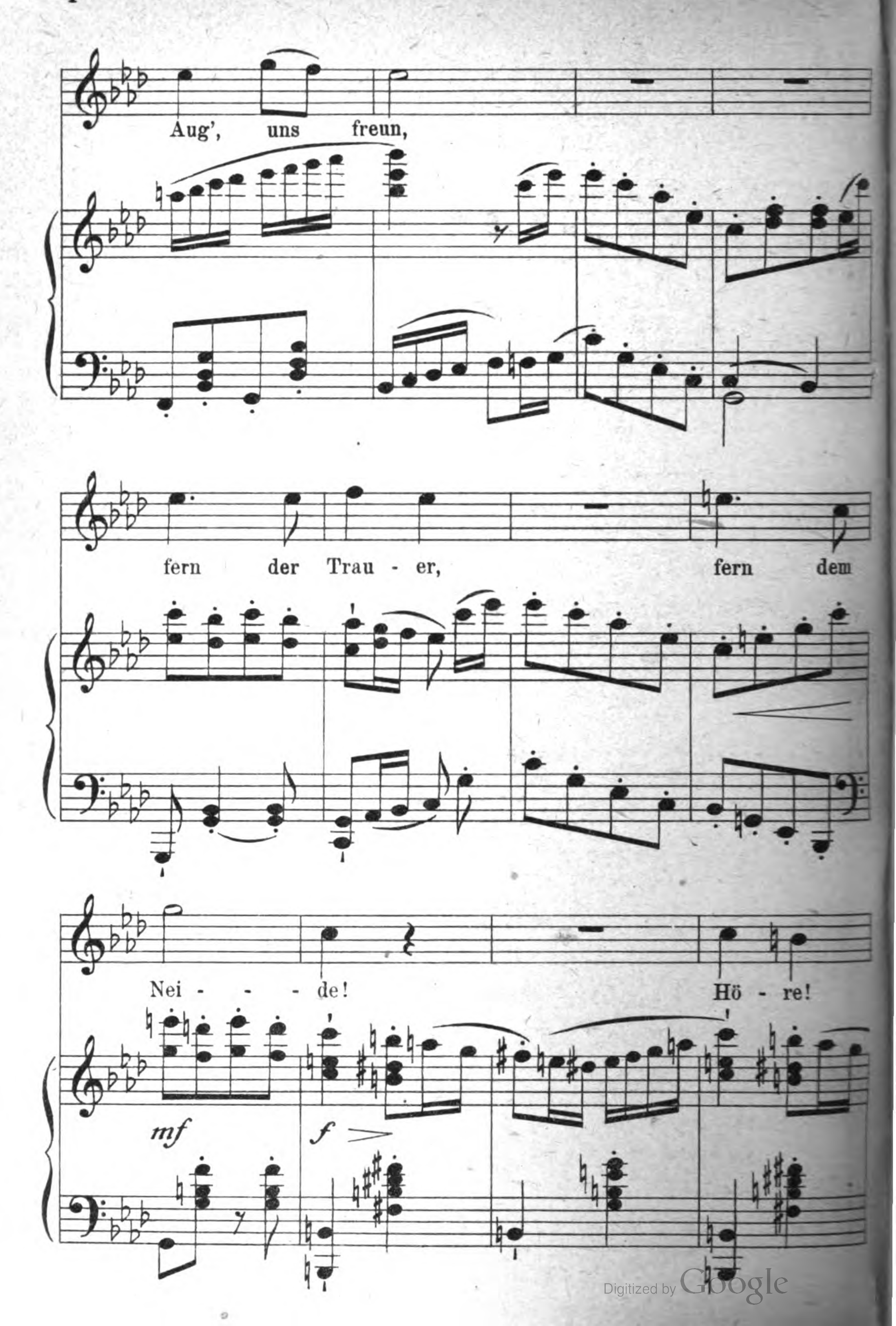
Allegro. Peter Gast.
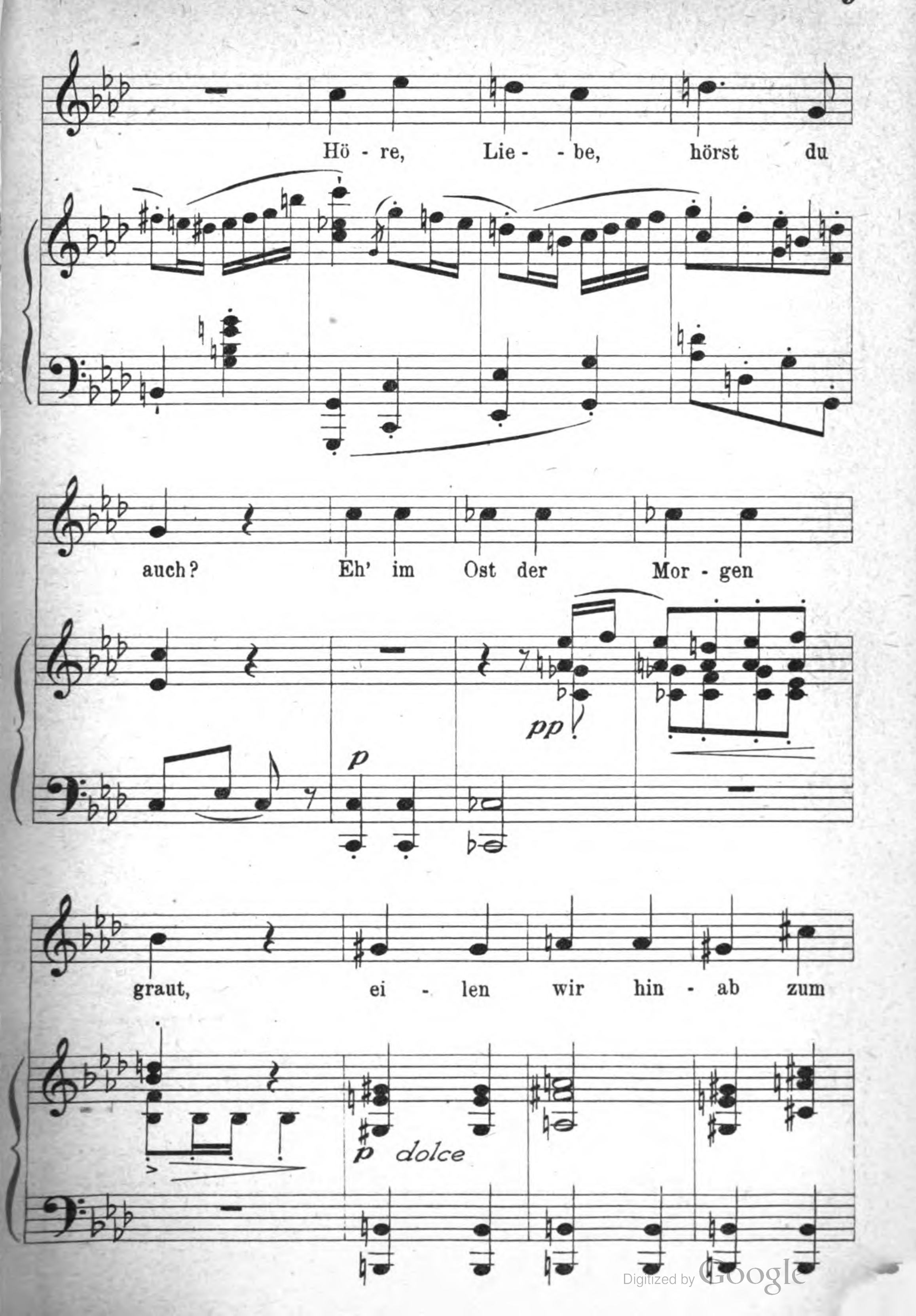



spot-ten se-lig al-ler Sor-gen,
sfz
sfz
sfz
sfz
sfz
ju-beln auf in stil-ler Nacht,
wenn der Mond her - nieder-lacht.
sfz
p
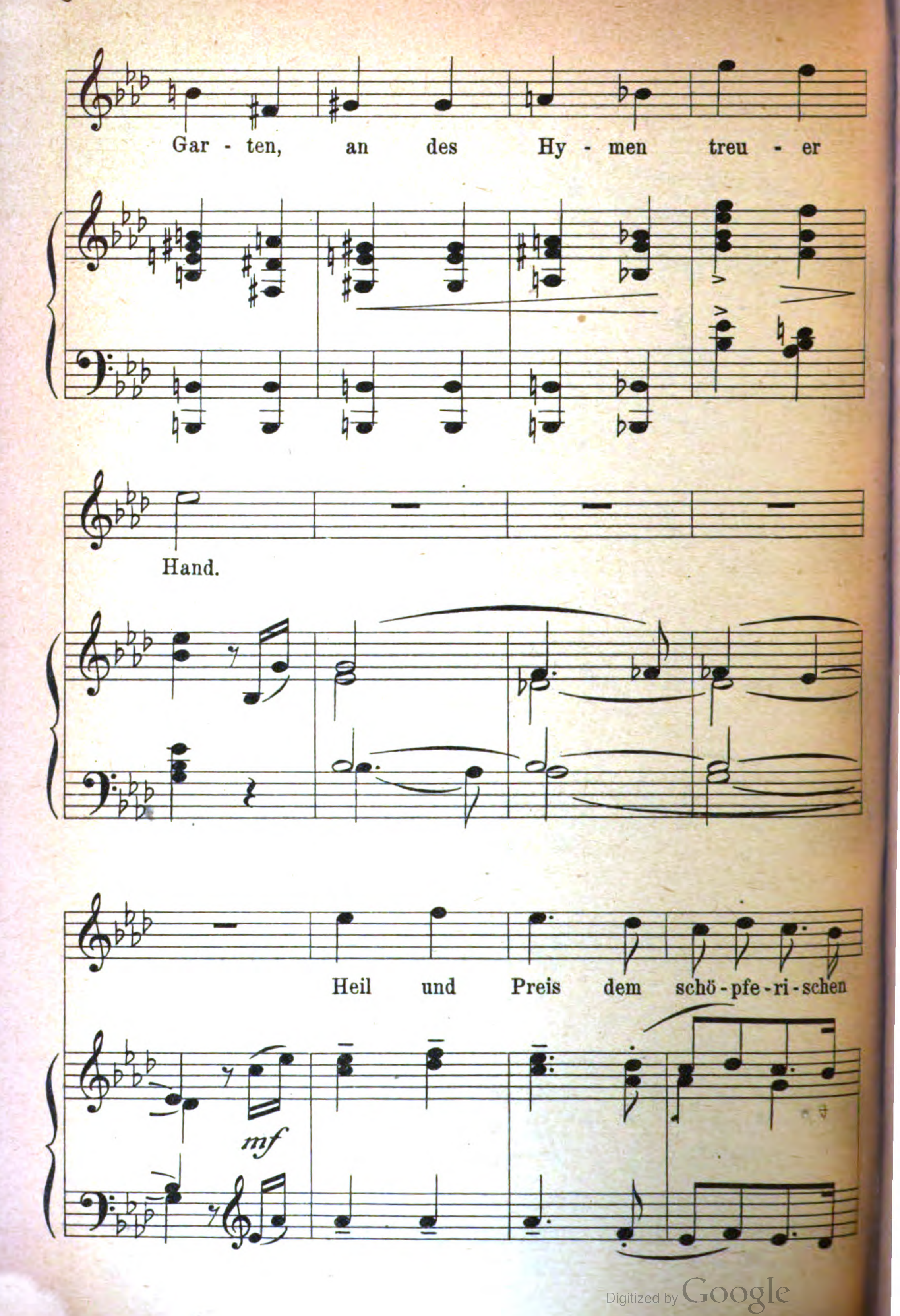


Ach, du Hol - de, wel - - che
Won - - - ne, welch Ent - zü - cken
mf
wird es sein, wenn wir, Aug' in
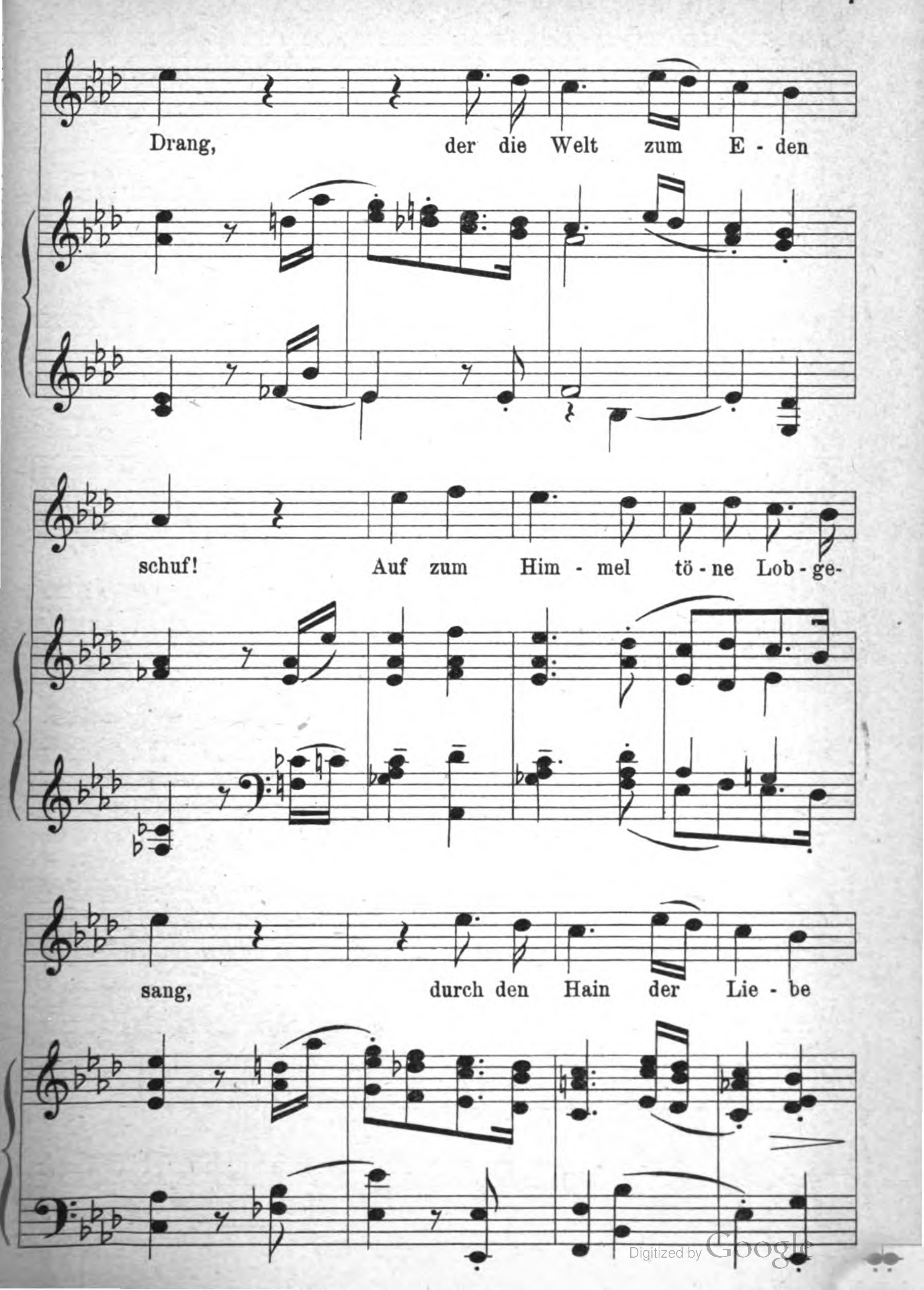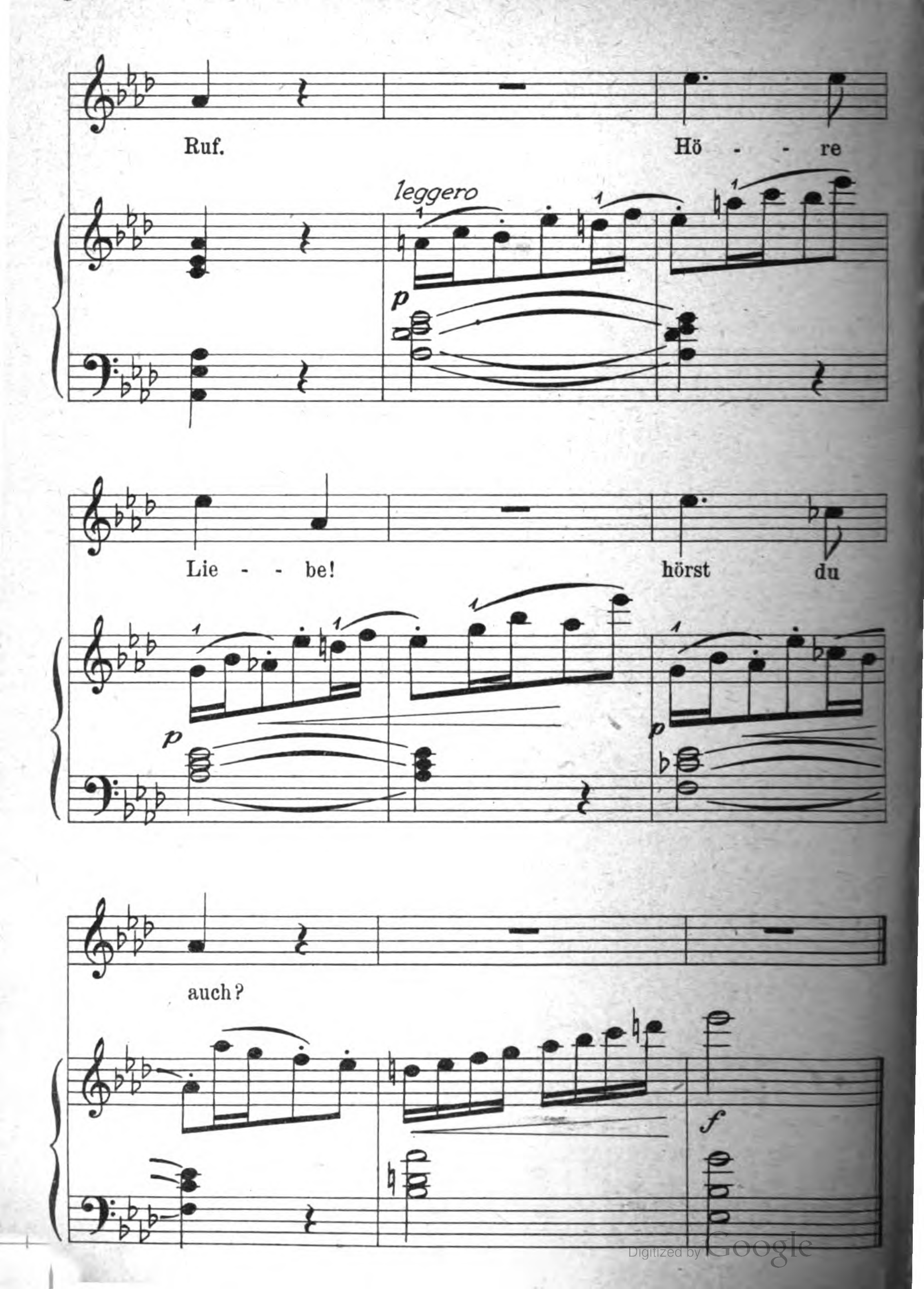


Aug', uns freun,
fern der Trau - er, fern dem
Nei - - - de! Hö - re!
mf
f

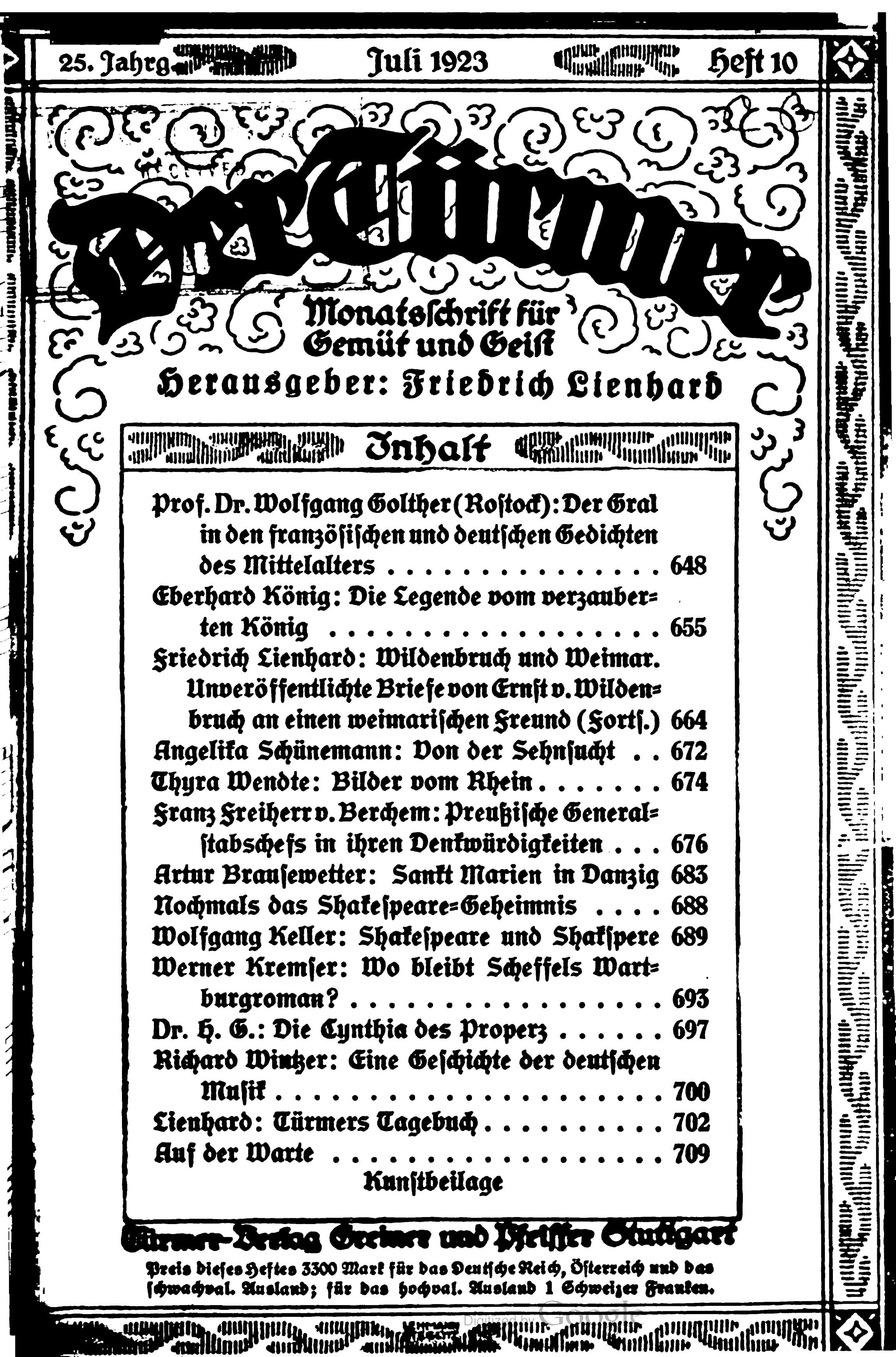

Hö - re, Lie - - be, hörst du
auch? Eh' im Ost der Mor - gen
pp
p
graut, ei - len wir hin - ab zum
p dolce



Gar - ten, an des Hy - men treu - er
Hand.
mf
Heil und Preis dem schö - pfe - ri - schen


Drang, der die Welt zum E - den
schuf! Auf zum Him - mel tö - ne Lob - ge-
sang, durch den Hain der Lie - be


Ruf.
Hö - - re
leggero
p
Lie - - be!
hörst du
p
p
auch?
f



25. Jahrg. Juli 1923 Heft 10

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

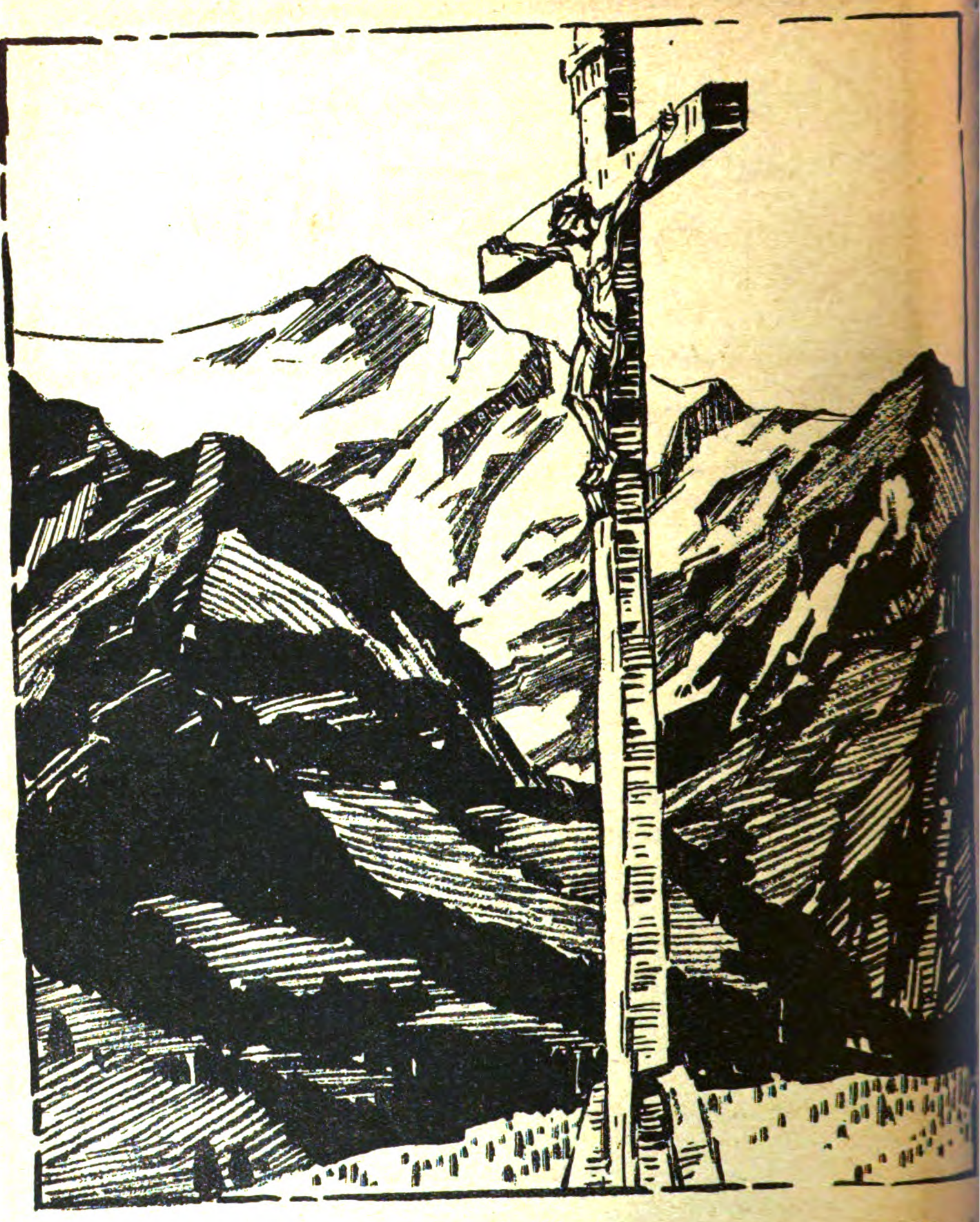
Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

Prof. Dr. Wolfgang Golther (Rostock): Der Gral in den französischen und deutschen Gedichten des Mittelalters 648
Eberhard König: Die Legende vom verzauberten König 655
Friedrich Lienhard: Wildenbruch und Weimar. Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund (Forts.) 664
Angelika Schünemann: Von der Sehnsucht . . 672
Thyra Wendte: Bilder vom Rhein 674
Franz Freiherr v. Berchem: Preußische Generalstabschefs in ihren Denkwürdigkeiten . . . 676
Artur Brausewetter: Sankt Marien in Danzig 683
Nochmals das Shakespeare-Geheimnis 688
Wolfgang Keller: Shakespeare und Shakspere 689
Werner Kremser: Wo bleibt Scheffels Wartburgroman? 693
Dr. H. G.: Die Cynthia des Properz 697
Richard Wintzer: Eine Geschichte der deutschen Musik 700
Lienhard: Türmers Tagebuch 702
Auf der Warte 709
Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Preis dieses Heftes 3300 Mark für das Deutsche Reich, Österreich und das schwachval. Ausland; für das hochval. Ausland 1 Schweizer Franken.



Hochgebirge

Ellen To[illegible]

25. Jahrg. Juli 1923 Heft 10



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

*Die Mittlerin
zwischen Kraft und Freiheit, die
Erlöserin, ohne welche die Kraft Rohheit, die Freiheit
aber Willkür bedeutet, ist die Liebe, die aus der Kraft
der unentstellten, wirklichen menschlichen Natur hervorgeht, die, von der Geschlechtsliebe ausgehend, durch die
Kindes-, Bruder- und Freundesliebe zur allgemeinen
Menschenliebe fortschreitet ... Woran geht unsere
Zivilisation zugrunde als an dem Mangel der Liebe? ...
Antigone verstand nichts von der Politik: – sie liebte.*

Richard Wagner

Der Gral in den französischen und deutschen Gedichten des Mittelalters

Von Professor Dr. Wolfgang Golther (Rostock)

Es soll in Kürze dargestellt werden, wie sich die Vorstellungen vom Gral am Ende des 12. Jahrhunderts und im 13. Jahrhundert in Frankreich und Deutschland entwickelten. Ich fasse in zwei Abhandlungen die Ergebnisse langjähriger Forschung zusammen, die in einem großen, noch ungedruckten Werk über die Sage von Parzival und vom Gral im Mittelalter und in der Neuzeit niedergelegt sind. Mein leitender Grundsatz ist, die Quellen selber sprechen zu lassen, ohne jede Voreingenommenheit an sie heranzutreten und sie aus ihrer Zeit heraus zu deuten. Bisher wurden alle möglichen Dinge in die mittelalterlichen Gedichte hineingeheimnist, insbesondere Züge der jüngsten und spätesten Denkmäler unbedenklich gegen alle tatsächliche Überlieferung den ältesten zugeschrieben, womit jede Möglichkeit richtiger Erkenntnis verbaut war. Nach meiner Überzeugung ersteht vor unsern Augen eine wundervolle Sage, die von Quelle zu Quelle unter den Händen der alten und neuen Dichter emporblüht, bis sie endlich in Richard Wagners Lohengrin und Parsifal ihre Krönung findet.

* * *

Kristians von Troyes Geschichte vom Gral (li contes del graal) um 1180 und Roberts von Boron Josef von Arimathia um 1200 bilden die Grundlage der gesamten Graldichtung des Mittelalters und der Neuzeit. Eine vorurteilsfreie Betrachtung zeigt, wie sich die späteren Dichtungen aus den früheren entwickelten, welche Änderungen und Zusätze die einzelnen Verfasser machten, wie sich unter ihren Händen die Gralssage entfaltete. Von Kristian und Robert an überblicken wir lückenlos Ursprung und Wachstum der Sage, die Denkmäler schließen sich zu einer Überlieferung zusammen, deren einzelne Glieder alle miteinander in unmittelbarer Verbindung stehen. Für angeblich verlorene Quellen, wie z. B. Wolframs Kyot, ist gar kein Platz in der französischen Literaturgeschichte, aus deren Rahmen er gänzlich herausfällt. Wir müssen versuchen, die Absichten der erfindenden und schaffenden Dichter mitzuerleben. Die Entstehungsgeschichte des Robertschen Josef ist uns völlig klar, wir können die Quellen, aus denen er schöpfte, einwandfrei nachweisen. Das Gralbuch des Grafen Philipp von Elsaß, worauf sich Kristian im Anfang seines Werkes so gewichtig beruft, ist uns freilich noch immer eine unbekannte Größe. Aber so viel ist sicher, daß keiner seiner Fortsetzer und Nachahmer dieses Buch benutzen konnte, daß keiner den Plan, den Kristian für sein Gedicht entworfen hatte, kannte, sondern aus den vorausdeutenden Angaben erraten mußte. Für die Sagenbildung nach Kristian ist die Vorgeschichte seines Gedichtes, die unmittelbare Vorlage belanglos, weil die späteren Dichter es nur mit den beiden Grundpfeilern selbst, d. h. mit Kristian und Robert zu tun haben, nicht mit den Bausteinen, aus denen sie gefügt wurden. Der geheimnisvolle Zauber, den Kristians Gedicht auf alle Fort-

setzer und Bearbeiter ausübte, lag weniger in seinem Gehalt, als vielmehr in seiner unvollendeten Gestalt. Kristian starb über seiner Arbeit und hinterließ ein Werk, das viele Rätsel zu raten aufgab, deren Lösung auf verschiedene Weise gesucht werden konnte. Da stand vor allem schon in der Überschrift „li contes del graal“ der geheimnisvolle Gral und sein Hüter, der durch Siechtum gelähmte reiche Fischer oder Fischerkönig und sein alter Vater, deren Namen und Art man nicht erfuhr, dann der junge ritterliche Held, der Sohn der Witwe, der mit dem Fischerkönig verwandt war und Perceval hieß. Vom Hofe des Königs Artus begann eine bunte Reihe von Abenteuern, die Perceval und Gauvain bestehen sollten. Beiden war dasselbe Ziel gewiesen, Gral und Lanze. Der unfertige Zustand des Kristianschen Gedichtes forderte dazu auf, die angesponnene, spannende Erzählung am Anfang und Ende zu ergänzen, sie zu umrahmen und zu beschließen. Aus dem Kristianschen Bruchstück erwuchs eine wundersame Legende, aus unscheinbaren Keimen entfalteten sich üppige Blüten, aber auch wüstes Gestrüpp und wucherndes Unkraut. Wir haben vornehmlich die poetisch wertvollen Gebilde der Sagenentwicklung zu beachten und nach Gebühr zu würdigen, indem wir uns bemühen, jedem Nachfolger Kristians seinen Anteil zuzuweisen.

Das wichtigste Abenteuer des jungen Perceval ist sein Besuch auf einer Burg, wo er allerlei Geheimnisse sah. Sein Gastfreund war durch Siechtum ans Lager gefesselt und konnte sich nicht einmal zum Empfang erheben. Er machte ihm ein Schwert mit Gehänge zum Geschenk. Aus einem Nebenzimmer trat ein Knappe, eine weiße Lanze in der Faust. Wie er beim Ritter vorüberkam, sah dieser einen Blutstropfen von der Spitze bis zur Hand des Trägers herniederrinnen. Gern hätte er gefragt, warum die Lanze blute; aber weil sein höfischer Erzieher ihm voreiliges Fragen verboten hatte, schwieg er. Alsbald kamen zwei Knappen mit goldenen Leuchtern, auf denen Kerzen brannten. Ihnen folgte eine Jungfrau mit einem Gral, von dem solche Helligkeit ausging, daß die Kerzen davor verbleichten wie die Sterne vor Sonne und Mond. Dann kam eine Jungfrau mit einem silbernen Teller (un tailleor d'argent). Der Gral war aus lautrem Gold, mit Edelsteinen besetzt. Wie die Lanze wurde er am Ruhebett des Burgherrn und seines Gastes vorüber in ein Nebenzimmer getragen. Nun ward ein Mahl angerichtet. Bei jedem Gang der Mahlzeit wurde der aufgedeckte Gral vorübergetragen, jedesmal verschob der Ritter die ihm auf der Zunge schwebende Frage. Er nahm sich vor, am andern Morgen zu fragen. Als es Schlafenszeit geworden, ließ sich der Burgherr in sein Gemach tragen. Für den Gast wurde im Saal ein Lager aufgeschlagen, worauf er bis zum Morgen ruhte. Als er erwachte, war niemand zu seiner Bedienung da. Seine Waffen und Gewänder lagen bereit. Vergebens pochte er an die Türen der Seitengemächer, die abends offen gewesen, jetzt aber verschlossen waren. Draußen im Hofe fand er sein Roß, Schild und Speer lehnten an der Mauer, das Burgtor war offen, die Zugbrücke heruntergelassen. Aber kein Mensch ließ sich blicken. Er glaubte, die Burgleute seien in den Wald zur Jagd geritten; er wollte sie aufsuchen, um nach Gral und Lanze zu fragen. Als er die Brücke hinter sich hatte, wurde sie jählings in die Höhe gezogen, daß sein Pferd nur durch einen gewaltigen Sprung über den Graben sich retten konnte. Er rief nach dem Brückenwart zurück, erhielt aber keine Antwort.



Da mußte er weiter, ohne die Geheimnisse der Burg ergründet zu haben. Im Walde fand er unter einer Eiche ein Mädchen, das über einem toten Ritter trauerte. Von ihm hörte Perceval, dessen Name an dieser Stelle zuerst genannt wird, daß er durch seine Fragen nach Gral und Lanze den siechen König geheilt hätte.

Bald darauf ward Perceval in die Tafelrunde des Königs Artus aufgenommen. Zu seiner Begrüßung fand ein Fest statt. Um die Mittagszeit kam auf einem Maultier ein häßliches Mädchen geritten und grüßte alle, nur nicht Perceval, weil er die Fragen nach Gral und Lanze unterlassen habe; hätte er gefragt, so wäre der sieche König geheilt und das Land befriedet worden. Dann verkündete sie allerlei Abenteuer, zu deren Lösung sie die Artusritter aufforderte. Gauvain und Perceval treten von diesem Zeitpunkt an als wirkungsvolle Gegensätze in den Vordergrund, Gauvain erhielt die weltlichen Abenteuer der Wunderburgen und verzauberten Damen zugewiesen, Perceval suchte nach dem Gral und ritt achtlos an allem übrigen vorbei.

Nur noch einmal erscheint Perceval in Kristians Gedicht, wobei der Schleier der Gralsgeheimnisse einigermaßen gelüftet wird. Nach fünfjährigen Irrfahrten kam er, der in dieser Zeit keine Kirche betreten und das Beten verlernt hatte, am Karfreitag zu einem Einsiedler, dem er beichtete, daß er einst auf der Gralsburg die Fragen versäumte. Als er seinen Namen nannte, sagte ihm der Einsiedler, sein liebloser Fortgang von der Mutter, die darüber gestorben, habe ihn verhindert, die erlösende Frage zu tun; aber das Gebet der Mutter habe ihm das Leben gerettet. Dann folgen Aufschlüsse über den siechen König, den Sohn des alten Königs, welch letzteren man mit dem Gral bediene. Seit zwanzig Jahren kam der alte König nicht mehr aus dem Zimmer, seine einzige Speise war die Hostie, die man ihm im Gral brachte. Er, der Einsiedler, sei der Bruder des alten, der Oheim des siechen Königs. Der sieche König trage eine Wunde aus einer Schlacht, wo er mit einem Wurfspeer durch beide Hüften geschossen wurde. Weil er sich oft in einem Nachen zum Angeln fahren lasse, heiße er der Fischerkönig.

Soweit reichen Kristians Erklärungen. Von den geheimnisvollen Dingen, die Perceval auf der Burg sah, gehören offenbar die blutende Lanze und das Schwert, das der Held als Gastgeschenk erhält, zusammen und deuten auf ein ritterliches Abenteuer, vielleicht auf eine Rache, die für die mit der Lanze vollbrachte Untat zu nehmen war. Der Gral aber ist das Gefäß, worin die Hostie liegt, wozu Kristian bemerkt: „ein so heilig Ding (tant sainte cose) ist der Gral. Über die Bedeutung des silbernen Tellers, der hinter dem Gral hereingetragen wird, verlautet nichts. Kristians Plan für Perceval ist unschwer zu erkennen: nachdem die Jahre der glaubens- und gottlosen Irrfahrt vorüber und beim Einsiedler gesühnt sind, sollte Perceval noch einmal zu einem zweiten erfolgreichen Besuch auf der Burg einkehren und über die Geheimnisse vollends aufgeklärt werden.

Die verwunschene Burg begegnet in vielen bretonischen Märchen, sie verlangt den Erlöser, der den Bann aber nicht gleich beim ersten Besuch zu heben weiß. Zum Märchen von der verwunschenen Burg, die er mit dem siechen und dem alten König bevölkerte, fügte Kristian, sicher aus eigener Erfindung, den Gral. Er spricht von einem Gral und gebraucht das südfranzösische, in Nordfrankreich und im

Ausland unverständliche Wort graal = Schüssel, Gefäß. Die Fortsetzer und Bearbeiter, auch Wolfram, verstehen alle Gral als Eigennamen: bei ihnen heißt es also der Gral! Kristians Bericht läßt nicht den mindesten Zweifel über die Vorstellungen, die er mit seinem Gral verknüpfte: er ist ein Hostienbehälter, ein zur Aufbewahrung des Weihbrotes bestimmtes Gefäß, das die kirchliche Sprache als capsa, ciborium, pyxis unter den Altargeräten aufzählt. Kristian denkt sich die Hostie dem alten König als Wegzehrung dargebracht, wie bei der Krankenkommunion, die der Priester dem bettlägerigen Siechen, der die Messe nicht mehr besuchen kann, an sein Lager bringt. Die Hostienbehälter sind in den mittelalterlichen Kirchen entweder über dem Altar aufgehängt oder als Standgefäße auf den Altar gestellt worden. Und im letzteren Sinne ist der Gral gedacht. Die Hostienbehälter sind zylindrische Büchsen oder Dosen aus Gold oder Silber, mit Edelsteinen verziert und mit einem Deckel versehen. Die Standgefäße haben einen kelchartigen Fuß und werden im Gegensatz zum Weinkelch als Speisekelche bezeichnet. Aus gotischer Zeit besitzen wir mehrere solcher mit einem turmartigen Deckel versehenen Speisekelche. In der romanischen Zeit haben wir einen einfachen gewölbten oder flachen Deckel über dem Kelch zu denken. So wird Kristians Gral mit der Hostie zuerst bedeckt, hernach unbedeckt durch den Saal getragen, wahrscheinlich um die einzelnen Gänge der weltlichen Mahlzeit durch seine Gegenwart zu segnen, wie die katholische Kirche noch heute am Ostertag weltliche Nahrungsmittel, die zum Hochamt in die Kirche gebracht werden, zu weihen pflegt. Der als Schaugefäß umhergetragene Gral ist ein Vorläufer der Monstranz, die mit dem Fronleichnamsfest 1264 aufkam. Der Silberteller, den eine Handschrift als Silbertafel bezeichnet, ist nicht die für die Meßliturgie wichtige Patene, der Brotteller; denn ein solcher kommt bei der Krankenkommunion nirgends vor. Kristian denkt sich wahrscheinlich einen silbernen Untersatz, eine Tafel, auf die, wie auf einen Tragaltar, der Gral gestellt wurde, um ihn nicht zu entweihen.

Somit ist Kristians Gral, sofern wir unbefangen und vorurteilslos seine klaren Angaben verstehen, ein Altargerät mit durchaus verständlicher Bedeutung, aber ohne besondere Geheimnisse, ohne Vorgeschichte, ohne Legende. Erst bei den Fortsetzern wurde der Gral als kostbares Heiltum mystisch und symbolisch ausgedeutet.

Robert von Boron erzählt in seinem „Josef" die Geschichte des Kelches, den der Heiland beim Abendmahl benutzte und der nach der Kreuzigung zur Aufnahme des aus den Wunden strömenden Blutes diente. Die Einsetzung der Messe wird von diesem Kelche abgeleitet. Christus nahm mit seinen Jüngern im Hause Simons das Abendmahl. Judas führte die Feinde heran, die Christus gefangen nahmen. Ein Jude fand das Gefäß, in dem Christus das Sakrament vollzogen hatte, und brachte es zu Pilatus. Joseph von Arimathia, der mit fünf ritterlichen Mannen lange Jahre dem Landpfleger gedient hatte, erbat sich zum Lohn den Leichnam Christi. Pilatus schenkte ihm auch das Gefäß. Als Joseph mit Nikodemus die Wunden des Gekreuzigten wusch, floß Blut heraus, das er in dem Gefäß sammelte und in seinem Hause bewahrte. Nach der Auferstehung beschuldigten die Juden den Joseph, er habe den Leichnam beiseite geschafft, und warfen ihn in einen unterirdischen Kerker. Dem Gefangenen erschien Christus in blendendem Glanze und

brachte ihm zum Troste' das kostbare Gefäß. „Wisse," sprach er, „daß kein Meßopfer geschehen wird, ohne daß man sich deiner erinnert. Wie du mich vom Kreuze nahmst und ins Grab legtest, so wird man mich auf den Altar legen. Das Tuch, in das du mich gehüllt hast, wird Korporale heißen. Das Gefäß, das mein Blut auffing, wird Kelch genannt werden, und die Patene, die man drüber deckt, wird den Stein bedeuten, womit du das Grab verschlossen hast. Alle, die künftig dieses Gefäß schauen, werden davon Erfüllung ihres Herzens und dauernde Freude haben." Darauf schied der Herr unter tröstlichen Verheißungen, und Joseph blieb in seinem Kerker lebendig begraben bis zur Eroberung Jerusalems durch Titus. Nach seiner Befreiung zog Joseph mit den Seinen in ferne Länder und begründete die Graltafel und den Graldienst. Der Gral war eben jenes geheiligte Abendmahlsgefäß mit dem Blute des Heilands. Robert hat sein auf mehrere Teile berechnetes Werk nicht zu Ende geführt. In der Hauptsache aber war es als Einleitung und Umbildung der Kristianschen Gralsgeschichte gedacht.

Schon aus der kurzen Inhaltsangabe erhellt der wesentliche Unterschied zwischen Kristian und Robert: der Hostienbehälter ist zum Kelche geworden, nicht mehr der Leib des Herrn ruht im Gral, sondern das heilige Blut. Robert hätte sein Gedicht contes del calice, Geschichte des Meßkelches, nennen können. Das Bindeglied zwischen Kristian und Robert ist eigentlich nur das Wort Gral, das, ursprünglich Nennwort für Behälter, jetzt zum Eigennamen des „veissel", des Gefäßes, ward. Robert blieb aber im Gedankenkreis Kristians, auch sein Gral ist ein Altargerät, das er nur von der Brot- oder Evangelienseite, d. h. von der linken Seite des Altars auf die rechte, die Wein- oder Epistelseite verschob. Seit dem 9. Jahrhundert finden sich Bilder der Kreuzigung mit einem kelchartigen Gefäß zu Füßen des Kreuzes, um das Blut aufzufangen. In kirchlichen Schriften des 10. Jahrhunderts, bei dem Patriarchen Germanos in Byzanz, begegnet die mystische und symbolische Auslegung der Liturgie, wobei der Kelch als Vertreter des Gefäßes, das Christi Blut aufnahm, gilt. Frühzeitig verband sich mit dem Kelch unter dem Kreuze der Gedanke eines besonderen Trägers. Nach der kirchlichen Sage war Adam unter dem Kreuze begraben und wurde von dem herabträufelnden Blute wieder zum Leben erweckt. Das Triumphkreuz von Wechselburg in Sachsen, ein herrliches Schnitzwerk um 1225, zeigt den Erlöser am Kreuz; eine ehrwürdige bärtige Mannsgestalt am Fuße des Kreuzes, der seinem Grabe entsteigende Adam, empfängt in einem Meßkelch das heilige Blut. Das Triumphkreuz erscheint wie eine bildliche Wiedergabe der von Robert ausgehenden Graldichtung, die aber der Schöpfer des Kunstwerkes schwerlich kannte und jedenfalls nicht im Auge hatte. Er hielt sich ganz und gar an die kirchliche Überlieferung.

Robert setzte Joseph von Arimathia an Stelle Adams auf Grund der Schrift des Honorius von Augustodunum, der in seiner Gemma animae im 12. Jahrhundert den Meßpriester mit dem Kelch als einen Vertreter des Heilands bezeichnete, genau mit den oben angeführten Worten, mit denen im Gedicht der Heiland dem gefangenen Joseph den Gral überbrachte. So ergab sich eine weitausholende Steigerung des Gral-Hostienbehälters zum Meßkelch, Blutkelch, Abendmahlkelch. Die Krankenkommunion wandelte sich zum Hochamt, wobei der hinter dem Gral

getragene Silberteller zum Brotteller, zur Patene ward, worauf die Hostie, die Oblate bei der Messe vor der Wandlung, vor dem Eintauchen in den Weinkelch liegt. Die Patene diente außerdem zur Versinnbildlichung des Grabsteins, wie die oben angeführten Worte aus Roberts Gedicht beweisen.

Die naheliegende Deutung des blutigen Speeres auf die Lanze, mit der Longinus den Gekreuzigten durchbohrte, fehlt bei Robert und in den mhd. Gralgedichten. Sie findet sich erst nach 1220 bei Kristians Fortsetzern und in den Prosaromanen vom Gral aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. In diesen Romanen erscheint der Gral auch als die Abendmahlschüssel, was nicht im Sinne der einfachen und wohlbedachten Auslegung Roberts Gral-Kelch ist. Mit der Christuslanze und der Abendmahlschüssel beginnt die spätere verworrene und überladene französische Gralssage, auf die hier nicht mehr einzugehen ist.

Kristians Gedicht ist trotz des Grales ganz weltlich. Die Frage lautet gar nicht: „was ist der Gral", sondern „wen bedient man mit dem Gral". Der Hostienbehälter spielt eine nebensächliche Rolle, er dient nur dazu, das Leben des alten Königs zu fristen. Bei Robert tritt der Gral in den Mittelpunkt. Jetzt erst wird ein Gralsdienst eingerichtet, das Sinnbild der ersten Christengemeinde, die sich um den Kelch zum Gedächtnis des Herrn versammelt. Bei Kristian wird der alte König mit dem Gral bedient, bei Robert ist der Gralsdienst das feierliche Hochamt. Alles erscheint in streng geistlicher Beleuchtung und Auffassung. Der Dichter erzählt von den Wanderungen und Anfechtungen der Gralsgemeinde, wie einzelne ihrer Mitglieder in Sünde und Unglauben fallen und dadurch der Gralsdienst gestört wird, bis einst der verheißene Erlöser die ursprüngliche Reinheit wieder herstellt. In den späteren Prosaromanen ist dieser Erlösungsheld gar nicht mehr Perceval, sondern Galahad, der rein und sündlos wie ein Stellvertreter Christi auf Erden wandelt. Hinter ihn tritt Perceval immer mehr zurück. Wie weit die Fortsetzer Roberts Gedanken trafen und folgerichtig entwickelten, läßt sich nicht feststellen. Denn Roberts Gedicht blieb wie das Kristians unvollendet. Das geistliche Endziel läßt sich wohl aus der Anlage erraten, aber nicht im einzelnen bestimmen. Es war die Aufgabe der Nachfolger, zu erfinden. In Deutschland blieb Roberts Gedicht unbekannt. Wolfram von Eschenbach kannte nur Kristian. Was er hinzufügte, ist sein volles dichterisches Eigentum. Wie sich ihm der Gral und seine Ritterschaft darstellte, soll in der nächsten Abhandlung geschildert werden. Mit Wolfram beginnt eine neue, eigenartig deutsche Gralssage, die auf die neuzeitliche Dichtung, vor allem auf Richard Wagner einwirkte.

(Schluß folgt)



Trotz und Treue

Von K. von Doering

Herr, warum sind wir Knechte und Vasallen?
Herr, warum gabst du uns in Geiers Krallen?
Und läßt die Wucht der Schuld sie auf uns packen,
Und läßt uns beugen unsern stolzen Nacken
Von Völkern, die in größrer Schand und Schuld?
Mit uns, Herr, warum hast du nicht Geduld?! — — —

Es war ein Mensch, bald war er gut, bald schlecht,
Sein Leben blüht', sein Werk gedieh ihm recht,
Du senktest selbst ihm tief in die Natur
Den Drang nach dir und deines Waltens Spur.
Und dennoch goß die Hölle ihren Schmutz
Ihm übers Haupt: — Hiob im Lande Uz.
Als er in Leibespein und Seelenbrand
Aussätzig lag in des Verleumders Hand,
Da kamen seine Freunde ihm zum Trost,
Und gaben Worte: — Mottenfraß und Rost.
Ihr Freundestrost traf ihn wie spitzer Dorn.
Sie sah'n nur seine Schmach. In Leid und Zorn
Wandt' er sich ab, der hart gestrafte Mann.
Was wußten sie von Gottes Weg und Plan,
Der ihn hinein in seine Bahnen webt!
Und trotzt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt."

So trotz' auch du, Deutschland, nach links und rechts!
Und lach' der Weisen menschlichen Geschlechts,
Der Kläger, die zugleich die Richter sind,
Gottferne, tugendstolz und seelenblind!
„Euch schuld' ich nichts! In meines Gottes Schuld
Und nicht in eurer steh' ich. Und ich duld',
Daß er mich läuternd durch sein Feuer zieht.
Ich kniee vor ihm, wie ein Deutscher kniet
Vor seinem Lehnsherrn. Nimm dein edles Schwert!
Schlag' zu, mein König! Seine Glut verzehrt
Bequem Gemeines, trennt von Nacht den Tag —
Es schneidet tief. Gib mir den Ritterschlag!
In Demut stolz, daß ich dein Lehnsmann bin,
Steh' ich in heißer Ehrfurcht, glüh' und sinn':
Wie stark dein Arm durch alle Welten greift,
Wie warm dein Mantel übers Erdreich schleift,
Wie deine Größe nah' und ferne ist — —
Und danke, danke, daß du bist!



Die Legende vom verzauberten König
Von Eberhard König

Eines Einsiedlers Holzhaus, aus rohen Fichtenstämmen gefügt, gekrönt mit einem derb gezimmerten Glockengestühl, schaute hoch über den weitaufgetanen Abgrund einer stundenlang gestreckten Schlucht, aus der hüben und drüben dunkler Hochwald die Leiten hinanstieg. Unsichtbar in ihren Tiefen rauschte und grollte der Wildbach, dessen ungestüme Gewalt in jahrtausendelanger Arbeit diese Talschlucht gesägt hatte, die immer schweigende Stimme der Einsamkeit. Drüben zertürmte sich der waldigen Wände breites Steigen zu weit geschwungenen zackigen Firsten. Hinter denen stund schwarzblau eines grimmbrütenden Gewitters Wucht. Ein Habicht ruderte mit schweren Schwingen über den rauschenden Abgrund dem jenseitigen Gewände zu und mocht' es nimmer erfliegen.

Hüben schritten zween stattliche Männer von der hochgelegenen Einsiedelei längs der Schlucht zu Tal. Im knappen Weidgewand der eine, das Hifthorn an der Seite; den Hut hielt knüllend die rechte Faust, auf daß der schwingenmatte Höhenwind, der zur Stunde kaum die lastende Schwüle zu lockern vermochte, die herrische Stirn ihm, die feingegliederte kühle. Unter den gerunzelten starken Brauen irrten die brennenden Augen ungeduldig von dem sprechenden Gefährten zur Linken fort und schweiften fern über die Schlucht, der Jägerblick faßte drüben den unermüdlich flügelnden Raubvogel, der immer noch der dunklen Bergwand zustrebte, und hielt ihn fest, als gäb' es zur Stunde für ihn nichts Fesselnderes auf der Welt — und doch sprach der andere zu ihm, was seiner trotzigen Seele not tat.

Der ward auch mit Unwillen der Zerstreutheit seines Begleiters inne als einer verletzenden Ungebühr; ein voller verwunderter Seitenblick maß den hoch Daherschreitenden. Der Einsiedel war es, der oben unter jenem Glöcklein hier in der Bergwildnis hauste; hochgeschürzt rauschte ihm eine braune Kutte um die kräftiglich ausschreitenden Schenkel, weit voraus sprang seinen schweren Schritten der aufklirrrende Bergstock in der braunen Faust; kahl war seine Stirn, breit auf den Brustfalten der Kutte lag sein ergrauender Bart. Ein herrisch, ja ritterlich Mannsbild auch er, in seinem Demutkleide. Er erschwieg vor des anderen Schweigen und dessen beflissenem Spähen nach dem immer ferneren Habichtfluge. „Träumst du, König?" grollte er endlich.

„Mich wundert, wie weit es doch bis zu jener Bergwand ist; wie lange müht sich der wackre Flieger schon und rudert noch immer stracks voran; mein Auge vermeint, er müßte längst drüben im Hochwald eingefallen sein. Erkennst du ihn noch?"

„König!" begehrte der Gottesmann auf: „höhnst du mich? Dies Kleid, und Den, der durch mich zu dir reden will?"

Der Hohe zuckte die Achseln, hemmte aber sein beschwingtes Bergab einen Augenblick; dann schaute er zurück, den steinigen Pfad hinan. Dort führte richtig der Edelknecht behutsam seinen Hengst ihm nach. Da oben lag alles in bänglich fahler Helle, drüben schob sich die schwarze Wetterwand höher und höher.

„Höhnen, Vater? Wie gering du mich achtest. Du findest das Maß nicht für mich.“

„Ach, Sohn! Dein Confiteor droben klang, als wär's gesprochen mit Achselzucken ...“

„Und dein Absolvo klang wie Drohn.“

„Dem Ton deiner Beichte hätt' ich's versagen müssen. Du weißt von Demut nichts.“

„Nein. Noch von Zerknirschung. Das Verdienst eurer Demut werd' ich nie begreifen.“

„Noch ihren Segen je erfahren, Sohn, ihr kindhaft Glück!“

„Ich weiß: wie selige Hingabe an den Schlaf! Leidende Demut!“

„Meinst du, Demut litte? Du mußt noch viel lernen, roden in dir und pflanzen, mein König. Wenn Gott dir gnadet, so nimmt er dich noch in harte Zucht, wie auch der Vers dich ärgert im Lobgesang der heiligen Jungfrau: Deposuit potentes de sede!“

Hart auf lachte der Stolze: „Ich denke mir, Gott vermag Männer zu ertragen. Wär' ich Gott, ich hätte meine Lust am königlichen Manne, der nackenfest mir ins Auge schaut.“

„Als wär' er meinesgleichen?“

„Warum nicht?“ lachte der Fürst und schnellte, ohne den Schritt zu hemmen, einen weidlichen Steinbrocken zur Seite in den wildrauschenden Abgrund, wo sein Fall sich nach dumpfem Pochen und scharfem Aufschlagen verlor. Er ging ohne Bergstock, freischultrig und federnd, den Daumen der Rechten, der den zerdrückten Hut hielt, in den Ledergurt geschlagen; schlank war er und hoch, getragen schien er und wonnig durchschauert vom Gefühl seiner Herrlichkeit, über seinen ehernen Kämpferzügen voll maßlosen Stolzes lag Jugendglanz; schwer war's zu sagen, wieviel der Winter er zählen mochte; sein Wesen erschien so scharfzackig, als hätten viele Jahre daran gemeißelt; doch sah man näher zu, war's wie vom Mutwillen der Unreife, von Knabentrotz gesteigert. In lächelnder Gelassenheit sprach er jetzo: „Vater, ich sagt' es gestern, du glaubst an den königlichen Menschen nicht; es ist arm, so einer solches nicht vermag; dauern kann mich solchen Unglaubens.“

„Wohl glaub' ich an ihn! Nur trägt nicht jeder königliche Mensch die Krone; und wiederum ...“ Er verstummte.

Da lachte der Hohe: „nicht jeder, meinst du, der sie trägt, braucht drum königlicher Art zu sein? Mag sein. Mag sein auch, daß es der Königmenschen mehr gibt denn Kronen hienieden. Ich, das schwör' ich dir, trüg' ich den Goldreif nicht von Wiegenrecht, ja, Gott verdamme mich, wär' ich eines rußigen Köhlers Kind, ich suchte und erstritt' ihn mir, und müßt' ich von Luzifers Stirn ihn reißen!“

Ehe der erschrockene Priester ein Wort gefunden, flammte es um sie in blauer Lohe, alsbald brüllte ein kurzer Donner auf. Sie stunden getrennt, die zwei: der Mönch, zurückgeblieben, bleich, prüfend auf den andern hinabschauend, der drei Schritte unter ihm, tiefaufatmend, das Haupt in den Nacken geworfen, das kühne Antlitz dem Zorn des Himmels zugewandt hielt. „Königlich!“ flüsterte er. „Wie wär's sonst so göttlich?“ Ein zweiter Donnerschlag, die ganze Berglehne drüben

leuchtete hell auf im Blitzfeuer, der Hochwald ward durchsichtig, ein scheues Aufseufzen rann über die Wipfel. „Herrlich fürwahr! Aber laß uns eilen, Alter, gleich bricht der Regen hernieder.“ Und er schritt zu, unbekümmert, ob der Alte ihm folge.

Nach einigen hurtigen Schritten sah er dem Begleiter mit jäher Wendung ins Antlitz: „Schaust ja selber drein wie eine trächtige Wetterwolke? Ich weiß: ich soll ducken, weil Der da oben donnert! Alter, jeder hat seine Art; ist's Seine, so machtvoll sich zu ergehn, ich hab' die meine. Sollt' Er sie mir nicht gönnen? Ihr denkt klein vom Männergott. Ich mag deinen Spruch nicht. Stinkender Neid derer, die ewiglich in ihrer Tiefe bleiben müssen, wo sie daheim, hat ihn zu eigenem Troste ersonnen, derer, die nie ihrer selbst gewiß sind. Was willst du? Ich spürte Ihn, der da im Donner mahnt: ‚Ich bin da!‘ nirgend noch auf meinem Wege, auf meiner Siegerbahn hinan — eher, deucht' mich oft, in mir selber, in des eigenen Herzens Schöpferbrunst, des eigenen Willens Unwiderstehlichkeit; was in den Weg mir trat, das war von dieser Welt und trug Menschengesicht; niederstritt ich's, niederritt ich's, bis meine Welt mir zu Füßen lag. Nun sieh meine Herrlichkeit ohnegleichen: Tausende von Schilden umschirmen mich, willig dienen mir Starke; kein Stein im Bau meiner Größe ist brüchig und locker, heißt Wahn oder Trug; längst ward aus fronender Furcht Ehrfurcht und Liebe, hold und getreu meine Macht zu festen; so ward sie Recht, ward sie Gnade. Ein Spott dein winselnd Sprüchlein: Deposuit potentes! Wie Gottes Sonne, so steht mein Thron.“

Hochgemut wie ein Lenzlied und harsch wie ein stürmend Reiterlied klang das Königswort. Doch der, zu dem es gesprochen, war zurückgeblieben, und da der fürstliche Weidmann hinter sich sah, stund der Gottesmann über ihm, hochgereckt die Faust: „Ich aber sage dir, du Narr deiner Hoffart...“ das andere verschlang ein neuer Donner. Wie umweht von der blauen Himmelslohe ragte der Greis, wie ein übermenschlich Wesen, mit Allmacht angetan; aber der König lachte wie ein Bube, weil jenem der Bart bebte und auf und nieder zuckte um seines Zornes unvernehmliche Worte, als ränge ein Stummer um Gehör; da vergrollte des Gewitters Löwenstimme und ward von des Alten anschwellendem Drohruf übermocht, seinem letzten Worte, das wie aus dem Wetter Gottes selber zu dem Unerschrockenen herniederhallte, dem leidigen Worte: „Deposuit potentes de sede.“

Ohne Gruß schritt der König zu Tal. Allein.

* * *

Ein Felsgemach von geheimnisvoller Schönheit hatte der König, der gern aus Traum und Einsamkeit zur Tat herfürbrach, wie er, tatenheiß, im Traum der Einsamkeit zu sich selber heimzukehren liebte, in die dunkle Brunnenstube seiner Seelenmächte, von einem künstereichen Meister bei seinem Jagdschloß im Bergwalde sich schaffen lassen. Um dieser Grotte willen war ihm die Waldburg die allerliebste von seinen Pfalzen. Sie barg ein Gotteswunder seltener Art, ein Wasser zärtlich lau, und heilend und stählend zugleich. In ein weites Becken von weißem Marmelstein rann es traumbehaglich plätschernd aus einem steinernen Löwenrachen, herzhaft und erquickend als Trank; eine wohlige Labe, wie eine Flut der Verjüngung, wenn der Fürst seine jagdmüden Glieder in seine kristallene Klarheit tauchte. Wachskerzen auf schlanken silbernen Säulen erhellten goldig den hohen Raum, zwischen Marmor-

pfeilern gliß ein hoher Spiegel; ein Ruhebett, überspreitet von einem Tigerfell, ladete mit flaumigem Kopfpfühl zum Schlummer. Hier verbrachte der König ganze Stunden, die ihm die köstlichsten waren. Er liebte, vor dessen rascher Tat die Welt erzitterte, Stunden der Faulheit, die ihn mit Gedanken begabten; wie ein Dichter sein Lied, so hatte er hier in wonniger Einsamkeit, in traumschwerer Leibesruh' gar manchen Sieg, gar manche Königstat gedankenstill zur Reife gebracht.

Heut' trieb's ihn wieder zum Dämmerort seiner Sammlung. Nicht sein Leib allein begehrte nach Labe; ein Fremdes war ihm ins Blut geschlagen, des mußt' er sich erwehren, ernstlicher erwehren als mit Achselzucken und Lachen — das verspottete Hymnenwort, das sein nicht spotten lassen wollte; und das machtvolle Bild des Greises, den er doch im stillen ehrte um seines alten Kriegerblutes, seiner feurigen Mannheit willen: wie er da auf ihn herniedergeherrscht hatte, die Faust so wehrlich gereckt, als geböte er den Wetterflammen, die wie ein wilder Profetenmantel ihn umlobert hatten! Immer wieder war's da, wie eine üble Weise, die das Ohr wider Willen und Lust aufgefangen, und du kommst ihrer nicht los. Was wollte ihm das? Was bedeutete ihm das Erlebnis? War's denn ein Erlebnis? Narrheit!

An der Längsseite des üppigen Gartens, der im Schutz der jäh aufsteigenden Felswand mit einer Blumenzier ohnegleichen, dem Stolz edelster Bäume und dem reifenden Segen wonnigster Früchte die Huld des südlichen Himmels pries, schritt er den langen Rebengang hinab im grünen Schatten des dichten Weinlaubs, gesenkten Hauptes, hinter sich die bescheidenen Schritte des Edelknaben, der sein Badgewand trug; warm und weich war die Sommerluft, schwer von Duft und Bienengesumm. Er hatte kein Auge heut für die berauschende Schönheit seines Gartens und trat unverweilt in die grünliche Dämmerung seines Felsgemachs.

Er empfand sogleich auf seinen Schultern die leichten Hände des jungen Edelings, der ihm den Mantel abnahm; da fuhr er wie erwachend auf und riß mit zornigen Händen die Kleider vom Leibe. Der hinter ihm tat ihm die Badewat um — seltsam kühl legte sich das flaumige Geweb um seine bloßen Schultern, daß ihn ein Frösteln überrann und er die weichen Falten fester um die Glieder zog. Dabei gedacht' er, daß er vor einer Stunde bis auf die Haut durchnäßt im Gewitterregen geritten, und schon lächelte Spottlaune ihm durch den verstörten Sinn: der kalte Guß, ob er wohl des Alten profetische Glut gekühlt hat? Darüber ward ihm leichter, und im erwachenden Behagen erstund ein minnig Scherzwort in ihm für den bescheidenen Jüngling, den er lieb hatte; er wandte sich lächelnd — da war er allein. Fuhr's ihm durch den Sinn: war der's am Ende gar nicht gewesen, sein blondlockiger Dietleib? Wer denn? Narrheit! rief er sich selber zu.

Hoch in seinen Mantel gehüllt, der ihn bis zu den Füßen deckte, trat er vor den Spiegel und reckte seine Hochgestalt. Wie er ihn liebte, den stolzen Mann, der ihm dort mit ernstem Gruße göttergleich aus der dunklen Spiegelfläche entgegentrat; wie er ihn ehrte, jeder Gedanke in ihm seiner Hoheit pflag! Er ließ den Mantel fallen und hatte seine Lust am Adel seiner leuchtenden Nacktheit: das ist Vollendung, sprach es in ihm, ein König auch ohne Purpur, ein König noch Gewandes ohne! Ob freilich, scherzte er mit sich selber: ob freilich in Lumpen auch? Ei, warum nicht? Wer nur graue, zerschlissene Hadern königlich zu tragen weiß! Frohlaunig

stieg er ins Bad und streckte sich in der laulichen Kühle, die dem halb Liegenden bis zum Kinne spülte.

Knabenhaft vergnügte es ihn wieder, wie es jedesmal ihn vergnügt, da in dem heilstarken Bade sein ganzer Leib sich silbern überperlte, als stäte er eng in einer gar feinmaschigen silbernen Brünne, und wenn seine Hände über Brust und Schenkel strichen, so war das wie Nixenhaut so weich und so glitschrig anzufühlen. Da sank eine Müdigkeit auf ihn, hold wie Mutterliebe und stark wie Gottesgewalt. Er legte das Haupt auf den Marmorrand und schloß die Augen.

„Deposuit potentes de sede!" erstund da die unerbittliche Weise. Des Mönches Antlitz wuchs herein, wuchs ins Erhabene, als blickte Gottvater selber aus seinen Augen. Der Hingegebene erwehrte sich nicht mehr der inneren Schau und sah dem Traumgeschehen ergeben zu. Da sprach es weiter: „Meinst du, Demut litte?" Demut! das Wort rief seine Gegenwehr auf, also daß nun ein neues, ein notvoll Träumen, von Kampf und Erliegen, ihn taumelnd von hinnen nahm. Bis er emporschrak, kühledurchschauert.

Ja — hatte er denn geschlafen? Wie lange? Er sah sich um. Wunderstill war's um ihn, der Wasserstrahl rann klingend in sein Bad, die Kerzen knisterten leise, verschlafen, sie waren seltsam heruntergebrannt. Die Welt, wo war die? Erschrocken entsprang er dem Bade, warf um die Glieder den Mantel — der Knabe war nicht zur Stelle: „Dietleib!" Und lauter, schon scheltend, rief er zum andernmal: „Dietleib! Hallo!" — Hallo! widerklang es wie Hohn aus der Tiefe der Grotte, die gelben Kerzenflämmchen neigten sich zitternd, kein Edelknabe erschien. Bin ich im Berg hier, im Reiche der Zwerge in Haft? Bin ich vergessen von der Welt? Wie lange? Wer weiß — mattgrüne Helle sickert vom Eingang her in seine Einsamkeit — draußen, freilich, brütet ja Sonnengüte! „Heilige Not! Saumseliger Bursch! Schläfst du? Dienstvergessener Wicht, meine Kleider!" Er lauscht und lauscht, sein Herzschlag hämmert — kein Tritt, kein Laut. Da springt er ergrimmend zum Eingang und fährt zurück — —

Eine hohe Gestalt tritt herfür, dunkelgroß vor der Tageshelle, so königlich ganz wie er eben im Spiegel sich selber gegrüßt, angetan, bis auf den Dolch an der Hüfte, den Dolch mit dem vielgepriesenen Smaragd, angetan ganz mit seinen fürstlichen Gewändern — heilige Jungfrau! Er selber ganz! Schweigend streckt der Hohe, sein Ebenbild, die Rechte wider sein Angesicht — schänd' ihn die Pest! die Rechte mit seinem Ringe, dem Krönungsringe daran! Was soll die gebietende Banngeberde? Höllenzauber verfluchter! Kalt und erstarrend legt sich's, gerinnend zu einer Larve, über sein Angesicht! „Du — du bist Satan!" schreit der König und wirft beide Fäuste empor und steht, nackt und bloß, vor dem im Fürstengewande. Der schüttelt nur leise das Haupt —: „Der König bin ich." — „Vater!" schreit da der Nackte in Irrsalsnot; doch der Gesell der Gewitterstunde ist weit; der liegt auf den Knieen in seiner Zelle und betet für eine Königsseele. Der König aber, die Augen groß auf den König geheftet, ist lautlos hinter sich getreten. Und der andre ist wieder allein.

Betäubt stund er, irr blickte er um sich, stampfte den Boden mit dem Fuße: Ist das alles ein wüster Traum? Bin ich wahnsinnig? Mich plagen Gesichte, Spukwerk Satans! Satans, an den ich nie geglaubt!

Ein Bienlein hatte vom Sonnentag sich in die Grotte verirrt, ihr summend Geläute erfüllte den weiten Raum — den weiten — wändelos weiten, weltweiten; und wie das endlose Ausschwingen ferner Glocken klang's — ferner, naher — Glocken, Glocken — immer mehr, immer dröhnender, drohender; und jetzt, horch, Chorgesang zum Glockenton, wie er aus hohen Domfenstern quillt, Gesang zum Preise der seligsten Frau; ein Chor jetzt von Tausenden hub die Worte ins Licht: „Deposuit potentes! — deposuit —"

Was geschieht mit mir? Das ist Fieber. Das ist ein Fremdes, das Gewalt hat über mich! Gewalt, die duld' ich nicht!

Er stürzte zum Spiegel hin, hungernd nach sich, der Gewißheit seiner selbst: eben noch das Heldenbild, hei, das Königsbild; die Gebieterstirn — da, grausiger Höllenspuk — blind ist der Spiegel und grau. Er starrt aus nächster Nähe hinein — nur zwei Angstaugen starren heraus. Angst? Das sind meine Augen nicht! Wild entschlossen stürmt er, barfuß, nur den feuchten Mantel umgerafft, aus seinem Steingemach ans Licht.

Der Garten kochte in schweigender Sonnenglut. Zween Falter taumelten umeinander, die Blumen dampften erstickenden Duft. Fremd und feindlich sah alles drein, und war doch so heimisch gewesen und hold; ungütig bis auf die Kühle der Fliesen, die seine nackten Sohlen traten.

Die Seitenpforte der Burg, auf die der Rebengang führte, lag angelehnt. Er stieß sie auf. In zwo goldenen Lichtbahnen, die die Vorhalle durchschrägten, tanzten flimmernde Sonnenstäubchen und spielten Fliegen. Vorm Pfeiler das Wisenthaupt blickte dumm und bös. Von drüben her, aus der tiefer gelegenen Burgküche, klang einer Magd verbuhlte Schelmenweise; dann ein Schwall heller Stimmen, lachend und kälbernd; alles überpolterte eine prahlende Männerstimme, worauf neues Weibergelächter hochkreischte. Heraufstieg aus der Kellertiefe, noch mit lachenden Zähnen und erhitztem Gesicht, eine dralle Magd, an jedem ihrer rosigen Arme hing ein Holzeimer. — Mit einem gellen Jungfernschrei fuhr sie zurück, die Gefäße platschten über, klapp, klapp schepperten ihre flüchtenden Holzpantoffeln die Stufen wieder hinab: ein nackter Mann!

Auf das „Waffen!" ihrer Jungfernnot stürzte, was sich im Keller vergnügte, neubegierig zutage.

„Ruft mir den Dietleib!" herrschte der König laut die Verblüfften an, indem er seine weiße Hülle fester um sich zog. „Kerl, verfluchter, reitet der Teufel dich?" brüllte über das Weibervolk hinweg ein langer Gesell, es war des Königs Armbrustspanner — „wie kommst du herein, frecher Lump? Packst du dich oder schmeiß' ich dich?" Er hatte die Weibsen, die nicht allzu arg an gekränkter Schämigkeit zu leiden schienen und kichernd nachdrängten, hinter sich geschoben und stund breitgrätschig vor seinem Herrn. „Bursch! kennst du mich nicht!" rief der und packte ihn vorn am Wams. „Hallo, du fasernackter Lümmel," schrie der Lange, „der Krug hat keinen Henkel, am wenigsten für deine Pfoten; läßt du los!" und grob schlug er die Hand seines Lehnsherrn hoch; „wo hast du deine Hosen gelassen, Saukerl? schämst du dich nicht?"

Des Königs Stirn brannte dunkelrot; in seine Augen trat der Tod, er rückte dem Ahnungslosen nach wie das Schicksal — „Er ist wahnsinnig!" schrie warnend eine

schwarzhaarige Dirne und riß den Bedrohten, es mocht' ihr Friedel sein, am Arm zurück von dem gefährlichen Gast; der Lange aber tät auf zween Fingern einen Pfiff. Alsbald brach mit wütendem Gebell ein zottiger Rüde durch den Küchenschwarm und fuhr lechzend an seinem Herrn empor; der hielt ihn auch schon an der Kehle gepackt, ein Hieb der Faust, und das mächtige Tier lag winselnd am Boden. Der König aber starrte in einen Abgrund unfaßbaren Elends: es war sein liebster, ihm anhänglichster Weidgesell, der da auf dem Estrich zuckte! So war er denn völlig verhext und verwandelt? bis auf seine Witterung? nichts mehr an ihm Er selber? Auch das Gesinde stund einen Augenblick wie gelähmt — erst vor dem Ausbruch rätselhafter Kraft, dann aber vor diesem Gebaren herrischen Daheimseins, und nun vor diesem unverstandenen großen Weh. Einen Augenblick wollte sich der dichte Kreis seinem Schreiten auftun — da erschienen am andern Ende der Halle, wo die dunkle eichene Stiege zum Saale hinaufführte, in der Helle des einfallenden Sonnenlichtes zwo Gestalten: Der König — der andre, der aus der Grotte — im Gespräch mit dem blondlockigen Dietleib. Unser König erstarrte, der Mund tat sich ihm auf. Jener aber stieg gelassen hinan, auf dem ersten Absatz blieb er an dem Geländer stehn, heftete die Augen groß auf sein Ebenbild unten und wies mit der Rechten gebietend hinaus. Dann stieg er mit seinem Begleiter vollends hinan.

Noch einen Augenblick verharrte der Verratne, Ausgestoßene — Und ich? Was bin ich noch? Ein Nichts, ohne Namen? — bebend, mit geballten Fäusten stund er, das Haar gesträubt vor Entsetzen; wie ein Feuer, Höllenfeuer, fraß das all sein Denken hinweg! Dann brach er mit einem leisen Wimmerschrei der Qual durch die auseinanderstiebenden Menschen, dem Entschwundenen nach. An den Hals muß ich dem Unheimlichen, Brust an Brust, Aug' in Auge dem Ungeheuer, und wenn's der Wirt der Hölle selber ist!

Oben ward er empfangen vom gewaffneten Schwarm seiner Leibwacht, die dem Unbekleideten, dem Besessenen, die Speere entgegenstreckte. „Seid ihr von Gott verlassen, Kinder? Männer! Kennt ihr mich nicht?" So wehvoll und flehend schier war noch kein Laut aus dieser stolzen Königsbrust ergangen. „Um des blutigen Heilands willen, laßt mich durch, ich muß zu ihm, ich muß!" und er rief sie alle mit Namen. Umsonst. Es gab ein grausam Ringen, des Königs Blut floß, sein leichter Mantel zerging zu Fetzen; zuletzt taumelte er in verbissener Umklammerung mit dem eisenumschienten Führer seiner Getreusten die krachenden Stufen hinab; sein Sebald war es, der Fröhliche, der Starke, der Unbezwungene. Draußen vor der Schwelle der großen Pforte hatte er ihn niedergerungen und kniete über ihm, riß ihm den Harnisch vom Halse und umkrallte seine Kehle, dabei rief er ohn' Unterlaß flehend, weinend: „Sebald, mein Sebald! Kennst du deinen Herrn nicht?" Da fielen die andern über ihn und schlugen ihn nieder.

Jenseits des Burggrabens und der aufgezogenen Brücke fand er sich in der kühlen Dämmerung des Abends mit wehem Haupt und zerschlagenen Gliedern, fröstelnd, unter einer schäbigen Wildschur, die das Erbarmen irgendeines Mannes oder Weibes da drinnen dem Armen, an Sinnen Kranken, dem Gottgeschlagenen, nachgeworfen hatte, seine Blöße zu bedecken.

Mühselig unter Schmerzen hub der Wunde sich auf und blickte entsetzt um sich. Es war kein wilder Traum gewesen! Das Unfaßbare blieb wahr! Dort drüben seine Burg in ihrer dunkelgetürmten Abendgestalt, wie sie oft den heimkehrfrohen Jäger gegrüßt hatte, war ihm kein Heim mehr — dort saß als Burgherr der Wahn, der aberwitzige, der Zauber, der Fluch, den ein andrer ergründe. Alberne, tolle Mären und Abenteuer klangen ihm auf, von einem Fahrenden am Feuer zu müßigen Abendstunden hingetändelt; er hatte für derlei Kurzweil kaum je ein willig Ohr gehabt — das hier war ja noch viel alberner, sinnverworrener und unmöglicher! Drüben leuchteten noch die Schroffen der Berge in scharlachener Abendglut. Dieser Herrlichkeit erlabte er sich sonst von jenem Söller dort, wie oft beim Weine mit jagdmüden, lustigen, biderben Gesellen. O, wie lieb' ich euch, ihr mannlich treuen Gesichter! Aber nur Besinnen, nur Reih und Glied und Gehorsam in den sturmzerwühlten Gedanken!

Was war geschehen? — Und was bedeutete ihm das Geschehene? Geschehen — seit dem letzten Pürschgang und droben dann seiner Beichte in der Einsiedelei? Hub's da nicht an, das — wofür er noch keinen Namen wußte? Heiliger Gott! ist das alles eines Tages Erleben? Hatte er, der König, wirklich und wahrlich vom Morgen zum Abend des einen Tages nicht mehr, wo er sein Haupt bette? Es ging ihm durch den Sinn, daß er mit dem Alten droben, gestern erst nach dem Aveläuten war es gewesen, von dem Rätsel der Zeit gesprochen, die vor Gott nicht ist, dem hundert Jahre sind wie ein Tag — er krauste die Stirn, sein Denken wie ein ungeberdig Roß fest am Zügel zu halten; es tat ihm wohl, war ihm wie eine Rettung in dieser Stunde, zu denken, zu denken, was über den gähnenden Abgrund seiner Not ihn hinwegtrage —: was soll das hier, das Gedenken an Gottes Zeitlosigkeit? — hundert Jahr wie ein Tag? Ach ja: und ein Tag wie hundert harter Jahre wilden Erlebens! Alles, was sein war, was er war und galt und hieß, verloren; ein unbehauster Mann in Bettlerblöße! Alles, was selbst jener schmutzige Köhler am schwelenden Meiler sein nennt, des er heut schon einmal als des Ärmsten der Armen gedacht, — bei jenem Alten! immer ist der Alte dabei! hol' ihn der Teufel! — Und nun war er noch ärmer. Warum nur?

Alle Fäden des Denkens waren wohl zerrissen; ein sturmgefällter Stamm, herabgebrochen vom Felsenhang, den Wipfel zu unterst, das war sein königlich Leben; und in den Wurzeln wühlten dörrend die Winde. Aber — er reckte sich hoch und ballte die Faust — hinter all seines Elends Unermeßlichkeit drohte ihm eine letzte Vernichtung: einer Würde Niederbruch, um die er bis zu dieser Stunde nicht gewußt, die mehr denn seine Königswürde! König, auf Wacht! Deiner Seele Tod! Mehr sollte ihm zerreißen, mehr sollte ihm genommen werden; das Eigenste, Letzte, was jeder Mensch sein nennt: Sein Ich, er selbst!

Er blieb stehen, mitten im abenddunklen Walde, hub das Haupt und sprach es laut, laut zu den ernsten Gestalten der Bäume, laut zur lebendigen Welt, laut zu der eigenen Seele: „Das bin Ich! Bin's noch, bin's immer, bin's unverlierbar, so wahr mir Gott helfe!"

Und lauter rief er, war's Wehruf? war's Jauchzen? — und brach mit wilder Kraft sich einen starken Ast, riß Zweige und Blattwerk herunter und fühlte sich

mit dem faustgerechten Stabe wie ein bewehrter Hüne und Held, und trutziglich wider den Boden stieß er die rohe Wehr — „Was bin ich?“ rief er: „der König! dem keiner sich noch verglich; elend und bloß, noch immer der König! Versuch' es, du Alter, mit deiner Weltenrichtergeberde, mir das aus der festen Brust zu reißen! Narr du, ich halte mir Treue. Der Spuk dort in meiner Gestalt, angetan mit meinen Gewändern, dem Schein meiner Würde — Mummenschanz des Satans — er soll mich nicht irre machen am stolzen Wissen, das mein Atem ist und mein Leben nährt: daß ich, der Nackte, der Herberglose, der Weltverratne und Gottverratne, der Ärmste der Armen — der König bin!“

Der Wald tat ihm linde. Vor den ewigen Gestalten der Tannen und Buchen gab's seiner Nacktheit kein Schämen: Ihr wißt nichts vom Menschen. Sprecht ihr, sprecht ihr! Ich will schweigen. Mit starken Schritten stieg er den Hochwald hinan. Schweigen! An eurem Schweigen erstarken! Mir von euch zu mir selber helfen lassen! Helft mir, ihr Treuen, helft mir zu meiner Treu! —

Bläulicher Dämmerschein tastete zärtlich durch die umsilberten Stämme, der Atem des ewigen Gedeihens füllte klar seine Brust — des wölbte und straffte sie sich, er trank mit Lust die duftige Lebendigkeit der Nacht, spannte alle Sehnen und ward mit Lebensglück seines Liebes inne; sah sich schreiten, kraftvoll wie einen Vorweltrecken durch die Wilde steigen, gleichsam trutzig bereit, jedes Abenteuer der Nacht zu bestehn. Ahnungvoll ward er eines neuen, tiefeigenen Besitzes inne, in all seiner Weltverlassenheit, seinem Nichts-als-Mensch-sein. Und da ertaute ihm ein Lindes und Holdes lenzweich aus seinem Mannesgefühl: Sein Weib! die Königin! Liebe, es gab ja noch Frauenliebe für ihn!

Ach, noch manche Stunde ist zu wandern bis daheim, zu seiner Königsstadt. Nur heim erst, es geh' wie es wolle! Dort ist das Herz seiner Macht, seiner Geltung, ist seine ragende Trutzburg, seine eiserne Ritterschaft, sein Heer, sein Kanzler, der Rat seiner Weisen, sein Schloß, auf dessen Zinnen sein seidenes Banner flattert — ist sie!

Undenkbar, daß mir das alles nicht mehr gehöre, daß ich nicht mehr dort hineingehören soll, in meine Welt! Aber wie! Wie mag das werden? Ein Schauer überrinnt seinen kaum bekleideten Leib, in dem jetzt der Hunger zu zehren beginnt, der gemeine Hunger. Ein Meer von Unmöglichkeit wogt zwischen hier und dort. Jede Welle brüllt nein. Keiner dort kennt ihn! Sein Hund hat ihn nicht gekannt! Ein Meer von Schmach und Hohn, Irrwahn und Irrsinn. Überflieg's, überflieg's, mein gläubiger Mut, schau' nicht hinab in seine Wirbel!

Sein Königsgefühl brennt ja wie eine Flamme in seiner Brust, das muß vor ihm herleuchten und künden, wer da naht; alle Häupter entblößen sich, was gilt's? Alle Knie neigen sich, und der Sieg des königlichen Menschen wird ohnegleichen sein, wenn kein Glanz ihn ansagt; kein fürstlich Gewand, kein gekrönter Helm, schimmernde Schilde und wehende Banner, kein adlig schreitendes Roß unter ihm — elend und bloß, und der König doch! Und dann — ihr leuchtendes Lächeln, ihres Nackens Neigen, ihr Kuß: da zerweht wohl der Aberwitz, zerbricht der böse Zauber, da ist der Verwunschne erlöst, wie's so oft im erbaulichen Märchen erging.

(Fortsetzung folgt)



Wildenbruch und Weimar

Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund

Mitgeteilt von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

[Im folgenden, für Wildenbruchs tiefes Sehnen nach seines Volkes Liebe so sehr bezeichnenden Briefe handelt es sich um die Wirkung seines Dramas „Die Lieder des Euripides" auf Besucher aus der Fabrikstadt Apolda, wovon Spinner berichtet hatte. L.]

Berlin, 11. Januar 1906.

Mein lieber Freund,

alle Ihre Briefe werden, wenn ich einmal gestorben bin, in meinem Registrator-Schranke gefunden werden; alle habe ich bewahrt, keinen verloren gehen lassen, denn aus jedem einzigen sprach Ihre Freundesgesinnung und Ihr treues Gemüt. Das aus jedem einzigen herauszulesen und zu fühlen, hat mich jedesmal erfreut. Kaum bei einem aber habe ich es mit solcher mich beinah ergreifenden Macht empfunden wie bei Ihrem letzten von gestern! Vielleicht verwundert es Sie, wenn ich Ihnen sage — aber sagen muß ich es Ihnen —, daß mir das Bild, das Sie am Schluß gebracht haben von den Apoldaern, die zur Nacht inmitten ihrer Fabriken träumen würden von Alt-Hellas' Poesie, von des Menschenherzens urewigem Leid und seiner Lust, nachgeht wie eine wundervolle Symbolik alles dessen, was ich gewollt habe und will, was ich suche, weil es mein Mühen belohnt und weil es mir immer wieder Kraft verleiht, mein Mühen weiter zu tragen. Über den Alltagslärm hinweg da hinein zu sprechen, wo es still um den Menschen, und in ihm selbst eine heilige Stille wird, und aus dieser heiligen Stille vor ihm aufgehen zu lassen das Bild der Welt, das die Alltags- und Eintagsmenschen erdichtete Welt nennen, während es in Wahrheit die wahre, die eigentliche, die ewige Welt ist, in der wir alle immerfort leben, ohne zu ahnen, daß wir darin leben, weil wir mit unseren groben Eintags-Sinnen immer nur die umgebende Augenblickswelt sehen — das ist es, was ich suche und erstrebe und ersehne, und was, meiner Ansicht nach, jeder ersehnen muß, der sich einen Dichter nennt; und in diese Welt, diese ewige, höhere, sind die Apoldaer, wenn sie so getan haben, wie Sie meinen, an meiner Hand eingetreten. Und die Apoldaer sind Menschen, wie alle anderen, und also habe ich es erreicht, daß vor Menschen einmal, eine Stunde lang, ein Licht aufgegangen ist, vor dem sie mit dem Bewußtsein standen, daß man hier nicht laut reden darf, und daß die Erinnerung daran bleiben und bleiben wird. Und solches zu erreichen, ist für den Dichter eigentlich alles; darum sagte ich, daß Ihr Bild mich belohnt. Aber ich sagte auch, daß es mir Kraft gibt, Mühen weiter zu tragen; denn immer mit der großen, unsichtbaren Welt zu verkehren, wie es der Dichter soll, das fordert mächtige Seelenanspannung. Darum müssen die Menschen, namentlich die Freunde, dem Dichter nie zürnen, wenn er oft unwirsch ist, denn eine immer so angespannte Seele ist eben wirklich wie die gespannte Saite eines Musikinstruments, auf der man eben nur Musik

machen darf, die aber aufkreischt, wenn man sie unmusikalisch angreift. Aber wenn ich von Mühen spreche, so muß ich hinzufügen, daß diese Mühen, dieser wunderbare Welten-Verkehr, eine unermeßliche, eigentlich die einzige Freude dessen sind, der sich nun einmal einen Dichter nennt. Das fühle ich, indem ich jetzt über dem „Hohen Liede von Weimar“ sitze. Das Weimar, das mir da entsteht, ist ja wahrlich nicht das kleine Städtchen mit den stillen Gassen, mit seinen kleinbürgerlichen Bürgern, seinen bureaukratischen Beamten, es ist wie ein in die Räume des Himmels hinausgestrahltes Bild von alle dem, ein Weimar, wie es nach der Anschauungsweise der Eintagsmenschen nie gegeben hat, noch gibt, und wie es doch im höheren, ewigen Sinne, der der wahre ist, dagewesen ist und noch immer ist. [Hier berührt sich nun W. mit meiner eigenen Betrachtungsweise. L.] Wäre Plato, der Philosoph, nicht im Kern seines Wesens ein Dichter gewesen, so hätte er den Fundamentalgedanken aller Poesie, das Ideal, nie finden können. Und an diesem Idealgebilde Weimar schaffe ich nun, und frage, indem ich daran schaffe, nicht danach, ob sie mir im nicht-idealen, wirklichen Eintags-Weimar mein Hohes Lied je aufführen werden, und was äußerlich überhaupt daraus werden wird, sondern nur am Schaffen freue ich mich — und noch auf eins: auf den Tag, an dem ich es Ihnen vorlesen werde. Allzu lange wird's damit nicht mehr dauern. Und diesen ganzen Erguß, der über Sie dahingeströmt ist, haben Sie sich nun selbst zuzuschreiben, weil Sie sich gestern abend noch nach dem Theater hingesetzt und mir einen so schönen Brief geschrieben haben.

Einen Nachhall von dem, was ich Ihnen hier gesagt habe, finden Sie in dem Gedicht, das gestern hier in der Kunsthandlung von Keller und Reiner gesprochen worden ist, das ich Ihnen beifüge.

Die Verzögerung in der Übersendung des Vertrags hat auch mir schon Gedanken gemacht. Sollten da im letzten Augenblick störende Mächte aufgetreten sein? Es kommt mir in Erinnerung, was Sie mir schrieben, daß Frau von Helldorf mit der Behauptung zu Ihnen gekommen ist, daß der Kontrakt nicht perfekt würde. Das verhüte das Schicksal! Meine Frau schickt dem ganzen Herderhause tausend Grüße.

Ich bin und bleibe Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 29. Januar 1906.

Lieber Freund,

ich habe Ihnen für zwei Briefe zu danken, von denen der letzte, der gestrige, mich ernst gestimmt hat. Sie wissen, daß mir nichts ferner liegt, als die Nähe des Großherzogs aufsuchen zu wollen, und daß wir uns 1903 trotz seiner ausgesprochenen Ungnade in Weimar sehr wohl gefühlt haben. Allzu tragisch möchte ich deshalb sein Widerstreben gegen unsere Niederlassung in Weimar nicht nehmen. Dadurch aber, daß diese Niederlassung eine dauernde sein soll, bekommt die Sache doch ein etwas anderes Gesicht. Es ist dann doch die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß mit der Zeit die Abneigung des Großherzogs auf die Gesellschaft abfärbt, mit der wir verkehren. Ich habe darum gleich heute an den Minister Rothe geschrieben und ihn gebeten, mir rückhaltlos Bescheid zu geben, mir auch, wenn möglich, die Äußerungen mit-

zuteilen, die der Großherzog getan hat, bevor er seine Einwilligung gab. Davon wird es abhängen, wie weit wir mit dem Gefühl können, und wie weit nicht.

Herzlichst Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

Berlin, 5. Februar 1906.

Lieber Freund,

Ihr Brief erfordert eine rasche Antwort, denn er verrät mir, daß Sie in Sorgen sind, und soweit es an mir liegt, soll zu dem allen, was auf Ihnen liegt und lastet, Sorgenlast nicht noch hinzukommen. Meine Antwort soll daher rasch, kurz und gut sein: wir werden bauen.

Minister Rothe hat mir geschrieben, in dankenswert ausführlicher Weise.

Aus seinen Mitteilungen entnehme ich, daß der Großherzog allerdings nur maulend der Überlassung des Grundstücks zugestimmt hat. Aber das soll uns nicht zurückhalten. Ein sentimentaler Narr müßte ich sein, wenn ich mich durch die üble Laune ... [muß ausfallen. L.] in der Durchführung eines Lebensplans hindern ließe, den ich für mich und meine Frau als einen heilsamen erkannt habe.

Nach Rothes Mitteilungen scheint sich der Großherzog davor zu fürchten, daß ich, in Weimar ansässig, mich zu sehr in die Verwaltung und Leitung des Theaters einmischen werde. Dazu kann ich nur die Achseln zucken. Aber auch der traurige Mangel an Verständnis, der aus solcher Äußerung spricht, wird mich nicht abhalten, nach wie vor für das Theater Weimars, das nicht des Großherzogs, sondern Deutschlands Theater ist, zu wirken. Im übrigen — da wir nun den Sommer über in Weimar zu sein gedenken — werden wir seine persönliche Atmosphäre so wenig kreuzen, als wenn er in Weimar und wir in Berlin wären.

Das „Hohe Lied von Weimar" ist inzwischen fertig geworden. Gestern habe ich Vogrich aufgefordert, hierher zu kommen und es von mir anzuhören. Gegen Ende dieses Monats wollen wir nach Weimar kommen. Vielleicht macht es sich dann, daß ich es Ihnen vorlese. Für heute, mit herzlichem Gruß meiner Frau an Sie beide, in Treuen Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 23. März 1906.

Lieber Freund,

zum Dank für die „Weimarische Zeitung", die ich heute früh aus Ihren Händen empfing, schicke ich Ihnen hierneben das soeben im Druck fertig gewordene „Hohelied von Weimar". Sehen Sie zu, ob es, für sich gelesen, Ihnen den Eindruck wiedergibt, den meine Vorlesung Ihnen gemacht hat. Vogrich, dem ich die Aushängebogen zugestellt, hat sich, ohne Rücksicht darauf, ob es aufgeführt wird, oder nicht, zur Vertonung bereit erklärt. Dafür bin ich ihm aufrichtig dankbar. Beinah gleichzeitig mit der Zeitung, aus der ich erfahre, daß morgen in Weimar die Lieder des Euripides zum achten (oder neunten?) Male gespielt werden, ging mir der Bescheid der hiesigen

Kgl. General-Intendanz zu, wonach diese das Stück endgültig ablehnt, „weil sie sich keinen dramatischen Erfolg davon versprechen könne". Wie meinen Sie, daß mir zumute war, als ich das las! Um darüber hinwegzukommen, habe ich zu meiner alten Arzenei gegriffen und mich in ein neues, großes Drama gestürzt. Ein mächtiger Stoff aus der alten deutschen Geschichte, den zu behandeln ich immer vorgehabt habe. „Der deutsche König" soll es heißen. Natürlich stehe ich noch im allerersten Anfang.

In der Anlage schicke ich Ihnen die drei Exemplare des Vertrags zwischen uns und der alten Weißleder. Wir haben unterschrieben...

Leben Sie wohl für heut. Meine Frau grüßt Sie. Zum Shakespeare-Tage kommen wir nach Weimar.

In Treuen Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 28. März 1906.

Lieber Freund,

als ich gestern Ihren Brief mit seinen Äußerungen über das Hohelied von Weimar las, fühlte ich den Wunsch, daß Sie mich eines Tages überleben möchten, damit Sie mir alsdann die letzte Rede halten könnten. Ich würde dann wissen, daß derjenige mir die Abschiedsworte gesprochen hätte, der tiefer als jeder andere mich verstanden, hingebender als jeder andere mich gewürdigt hat.

Stimmungen solcher Art mögen Ihnen seltsam erscheinen; sie erklären sich aus dem Zusammentreffen verschiedener Umstände: es liegt jetzt etwas wie eine erdrückende Luft über allem, was ich dichterisch unternehme. Die Tatsache, daß die Lieder des Euripides, trotzdem sie Weimar und dessen Umgebung so tief bewegt haben, den übrigen Theatern Deutschlands gegenüber tot bleiben, lastet auf mir. Das Schicksal des „Hohenliedes", in das ich alle Liebe meines Herzens hineingegeben, ist zweifelhaft und bleibt abhängig von der Laune eines unberechenbaren jungen Menschen. Ich sagte Ihnen, daß ich an einem neuen großen Drama arbeite — manchmal überfällt es mich, als sei ich ein Narr, daß ich noch dramatisch schaffe. Es steht etwas wie eine unsichtbare Verschwörung gegen mich im Feld. Dabei ist dieses neue Werk so groß angelegt, daß es mich, indem es langsam seine Arme ausbreitet, wie ein riesiger Polyp zu erdrücken droht. Aber wo sollte ich hinfliehen als in meine eigene Seele? Das Schicksal hat es mir auferlegt, daß niemand mir helfen kann und soll, als immer nur ich selbst mir selber.

Aber genug hiervon. Den Vertrag mit Kahlert-Weißleder habe ich mit Dank empfangen. Die Vollmacht lege ich hier wieder bei... Daß ich Sie wieder im Besitz Ihrer Gattin weiß, freut und beruhigt mich; Sie wären mir sonst zu einsiedlerisch geworden. Grüßen Sie mir die Heimgekehrte tausendmal von uns beiden, und bleiben Sie, der Sie sind,

Ihrem Freunde

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 17. Mai 1906.

Lieber Freund,

wir kommen Mittwoch, 23. Mai, vormittags 11 nach Weimar, wo wir mit Schultze-Naumburg wegen des Hauses sprechen müssen, fahren abends 6½ nach Berlin zurück und bitten Sie, mit Ihrer lieben Gattin um 2½ im Russischen Hof bei uns zu Mittag zu speisen. Ich hoffe dringend, daß Sie unserer Einladung folgen, denn abgesehen von der Freude, Sie wiederzusehen, habe ich Ernstes mit Ihnen zu besprechen. Herr von Vignau hat mich soeben von Karlsbad aus um Übersendung des Hoheliebs von Weimar gebeten. Er will versuchen, wie er mir schreibt, den Großherzog, der Anfang Juni nach Weimar zurückkommt, dafür zu interessieren. „Er hofft — aber er kann nichts voraussagen."

Diese Andeutung, so wenig unerwartet sie mir kommt, macht mich ganz traurig. Denn es gesellen sich Umstände hinzu, die ihr einen dunklen Hintergrund geben: ich glaube, daß in Weimar Stimmung gegen mich gemacht wird. In dem Avenariusschen „Kunstwart" ist, wie ich erfahre, ein Aufsatz von Bode in Weimar erschienen, worin dieser, früher für mich gesonnene Mann Vorwürfe gegen mich erhebt, weil ich den Großherzog — gängeln wollte, statt ihm freie Hand zu lassen. Daß solch ein Aufsatz grade jetzt, bei der Rückkehr des Großherzogs geschrieben werden kann, gibt mir zu denken. Vogrich ist nicht nach Berlin gekommen, hat auch kein Wort von sich hören lassen. Über dieses alles möchte ich mit Ihnen sprechen. Von Ihrer Freundschaft erwarte ich mir, daß Sie, wenn Sie von solcher Stimmung wissen, mir ungewässerten Wein einschenken werden. Hätten Sie Zeit, mir vorher noch eine Zeile zu schreiben, so würde ich Ihnen danken. Meine Frau grüßt Sie beide. Ich bin und bleibe

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

[Auf den folgenden, für Wildenbruch überaus bezeichnenden Brief über die Goethe-Gesellschaft machen wir besonders aufmerksam. L.]

Karlsbad, Villa Schäffler, 10. Juni 1906.

Lieber Freund,

haben Sie umgehend Dank für Ihre Mitteilungen, für Ihre Karte, die Sie Ihrer Zeit abgerissen haben, und für Ihre Drucksendung, deren Inhalt ich in mich aufgenommen habe, dem Grundsatz folgend: „Veritas, et si injucunda, tamen semper grata est". Denn unerfreulich hat mich dieser Inhalt berührt, so unerfreulich, daß ich es als eine glückliche Fügung betrachte, gestern hier statt in Weimar gewesen zu sein, und daß ich glaube, wenn dieses Präsidium und seine Gefolgschaft für die Zukunft bleibt, werde ich auch in Zukunft keinem Goethe-Tage mehr beiwohnen. Als ich das Verzeichnis der Teilnehmer las — hat es denn übrigens ein solches auch früher schon gegeben? — und las, was und wer aus Berlin gekommen ist, hatte ich das Gefühl, daß wenn ich mit dabei gewesen wäre, ich wie ein jagdbares Tier unter Treibern gesessen haben würde. Daß Erich Schmidt, wenn er Vorsitzender wurde, wie ein Komet mit endlosem Kliquen-Schweif in Weimar einziehen würde, hatte ich wohl gewußt — daß aber gleich eine solche Horde aus den Tiefen des Berliner Journalistentums aufbrechen und mit ihm in Weimar einbrechen würde, hatte ich doch nicht gedacht. Das Teilnehmer-Verzeichnis macht mir gradezu den

Eindruck eines Verschwörer-Verzeichnisses; um alle diese Leute auf die Beine zu bringen, von denen viele bisher niemals beim Goethetage waren, muß eine Parole ausgegeben worden sein: „Jetzt kommt unser Mann und unsere Zeit", muß die Werbetrommel durch ganz Berlin gegangen sein! Und von dem allen habe ich, obgleich ich in Berlin war, nichts gehört! Ich habe mich für schwerhörig gehalten — ich merke, daß ich taub bin. Diese Journalisten, die da aus Berlin gekommen, sind fast ausnahmslos meine Gegner, zum Teil meine Feinde, meine giftig erbitterten. Irgendwie freundlich ist mir die Goethe-Gesellschaft auch früher niemals gewesen — von nun an empfinde ich sie als eine mir feindselige Vereinigung. Und daß ich ihr selber angehöre, kommt mir jetzt beinah wie ein Hohn vor. Durch mein „Wort über Weimar" bin ich ja vor drei Jahren für die Notwendigkeit der Goethe-Gesellschaft eingetreten; dadurch habe ich mich selbst gebunden, sonst träte ich jetzt aus. Aber an ihren Versammlungen fernerhin teilzunehmen — nein — so wie mein Gefühl heute ist, wird mir das, auch wenn wir in Weimar wohnen, nicht möglich sein. Feinde verachten und ihnen zum Trotze weiterschaffen — ja, das kann ich —, aber mit ihnen lächelnd bei der „Festtafel" zusammensitzen — nein, das kann und will ich nicht! Darum noch einmal: ich freue, freue mich, daß ich gestern in Weimar nicht dabei gewesen bin. Vielleicht schreibt jetzt der Großherzog, oder läßt er durch Egloffstein eine Broschüre schreiben, in der er mich zum Besuch des Goethetags auffordert? Die Verhältnisse haben sich ja in der Tat umgekehrt. Ich glaube aber viel eher, daß es ihm herzlich lieb ist, daß er mich nicht nach Ettersburg zur Tafel hat zu laden brauchen. Und was mich betrifft, so verschmerze auch ich das und werde es in Zukunft verschmerzen. Das Gefühl des „Alleinseins", das einen gegenüber allen solchen Dingen überkommt, wirkt ja wie ein Druck — aber ich bin seit Jahrzehnten an diesen Druck gewöhnt, und schließlich sind es nur die „komprimierten Gase", die den Donner erwecken. Rodenbergs Epilog habe ich gelesen und daraus ersehen, daß er das alte Theater wirklich geliebt hat. Herr von Vignau, mit dem wir hier noch zusammentrafen, hatte mir nichts gesagt davon, daß Rodenberg den Schwanengesang erheben würde. Wahrscheinlich hat er wie sein Großherzog gedacht, daß ich das Weimarer Theater als meine Domäne ansähe, an dem niemand außer mir zum Wort gelangen dürfte. Wiederholt hat er mich hier um das „Hohelied" gebeten, und ich habe es ihm schließlich übergeben, ihm aber dringend geraten, dem Großherzog gegenüber nicht davon zu sprechen, bis dieser davon anfängt. Die Inhaltsangabe von Thodes Rede hatte ich im Berliner Lokalanzeiger gelesen und danach die Empfindung erhalten, als hätte er noch einmal gesagt, was man schon manchmal über Goethe gehört hatte. Nun Sie sich aber so anerkennend darüber ausgesprochen haben, bin ich begierig, die Rede zu lesen.

Sie haben mir eingehendere Berichterstattung in Aussicht gestellt — dafür würde ich Ihnen sehr dankbar sein. Jedenfalls werden Sie mir dann sagen, was das für Anträge gewesen sind, die man abgelehnt hat. Meine Frau grüßt Sie und Ihre werte Gattin herzlichst und läßt Ihnen bestellen, daß sie die günstige Wirkung von Karlsbad zu verspüren beginnt. Man sitzt hier „fern von Krieg und Kriegsgeschrei".

In treuer Freundschaft Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Karlsbad, 17. Juni 1906.

Lieber Freund,

durch Ihre Sorgsamkeit sind wir über alles, was sich in Weimar begibt, so genau unterrichtet, als wenn wir an Ort und Stelle wären. Zu besonderem Dank haben Sie uns durch die Zusend ng der Zeitung verpflichtet, in der sich die Schilderung vom Kommers der Sänger-Studenten befindet. Daß der Bundesvorsitzende meine Ansprache auf dem Markte vor drei Jahren erwähnt hat, freut mich, und daß er sie so getreu dem Wortlaute nach noch wiedergegeben hat, erfreut mich doppelt. Ich fühlte, indem ich die Worte las, daß sie wirklich das Programm des ganzen Zwecks der neuen Verbindung enthalten, des Zwecks, diejenigen Kräfte lebendig zu erhalten, aus denen Deutschlands Leben quillt. Wenn mir das Drama, das ich jetzt unter den Händen habe, so gelingt, wie es im Geiste vor mir steht, dann soll der junge Mann recht gehabt haben, wenn er mich den deutschesten unter den deutschen Dichtern genannt hat. Am Tage nach jener Ansprache auf dem Markt, 19. Juni 1903, war die Auseinandersetzung mit dem Großherzog. Frau Thode schreibt mir, daß ihr und ihrem Manne ein günstigerer Eindruck von dem Großherzog geworden sei, als vor vier Jahren, bei der Enthüllung des Liszt-Denkmals. Thode hätte voller Entrüstung über die weimarische Kunstausstellung zu ihm gesprochen, und der Großherzog hätte ihm „kindlich ernst" zugehört. Ich aber wollte, daß er mannhaft ernst würde und den dekadenten Grafen K., den ich für ein Kuckucksei im Neste Weimars halte, fortjagte! Solch ein Mann mit seinen Unternehmungen — die semitisch-gewordene Goethe-Gesellschaft und das Verbandsfest der deutschen Sängerschaften — Weimar ist wirklich der Brennspiegel Deutschlands, ein Vereinigungsort der krassesten Widersprüche.

Frau von Vignau schrieb uns am 15., daß an diesem, dem Tage des Sänger-Bundesfestes, die erste Bresche in die Mauer des Hufelandschen Gartens gelegt worden sei. Alle Abmachungen mit den Saalecker Werkstätten Schulze-Naumburgs sind getroffen, das Haus Wildenbruch kann auferstehen — Frau von Vignaus Wort bekundet, daß es die Augen aufschlägt... Wir grüßen Sie und Ihre liebe Gattin...

Ihr Freund

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Meran-Obermais (Parkhotel), 3. Oktober 1906.

Lieber Freund,

von hier aus, wo wir seit dem 15. September uns befinden, ergeht eine Anfrage an Sie, auf die Sie mir, unbeeinflußt von freundschaftlicher Rücksichtnahme, Auskunft geben sollen: Ich habe das Manuskript meines Dramas „Ermanarich der König" meiner Frau zu lesen gegeben, und wir kommen hinsichtlich der Konzeption des Stoffes und der Gestalt des Ermanarich nicht ganz überein. Außer ihr kennt noch niemand das Stück in seiner jetzigen Gestalt — ich habe daran seit Jahren immer von neuem gearbeitet. Nach dem alten Satze „Eines Mannes Rede ist keine Rede" fühlt meine Frau selbst das Bedürfnis, daß wenigstens noch Einer, womöglich ein Mann, das Werk auf sich wirken lasse.

Wollen Sie dieser Eine sein? Wollen und können Sie das Manuskript jetzt gleich lesen, wenn ich es Ihnen jetzt gleich von hier aus schicke? Es ist in Maschinenschrift geschrieben, das Lesen verursacht daher keine Schwierigkeit. Aber ich weiß, daß Sie stark beschäftigt sind, darum beschwöre ich Sie, daß Sie nur unter der Bedingung auf die Sache eingehen, daß Sie wirklich Zeit und Muße und Stimmung dazu haben. Falls Sie nämlich darauf eingehen, müßten Sie das Stück sogleich lesen und mir noch hierher Ihre Meinung schreiben. Und daß Sie mir nicht als Freund, sondern als ganz unbeeinflußter Beurteiler schreiben, darum beschwöre ich Sie auch; denn ich muß wissen, woran ich mit dem Werke bin, das ich selbst als ein sehr merkwürdiges empfinde. Das Manuskript behalten Sie dann, bis ich es mir am 21. Oktober, wo wir, von hier zurückreisend, über Weimar kommen, persönlich von Ihnen zurückhole. Können und wollen Sie auf die Sache eingehen, so telegraphieren Sie mir bitte ganz kurz Ihr Einverständnis hierher. Ich schicke dann sofort an Sie ab.

Vorläufig Ihnen und Ihrer Gattin tausend Grüße von

Ihrem

Ernst v. Wildenbruch

(Fortsetzung folgt)



Schilt keine Stunde trübe!

Von Albert Mähl

Schilt keine Stunde trübe!
Du weißt nicht, was die nächste bringt.
Sie ist gewiß der Schatten,
Der irgendwie das Licht bedingt.

Nie wähne dich verlassen,
Wenn du auch keinen Menschen hast:
Vielleicht kommt unversehens
Ein toter Freund bei dir zu Gast.

Verzage nicht im Leiden!
Die Schickung ist nicht deine Schuld:
Gott weiß, warum das alles!
Hab' du nur mit dir selbst Geduld!



Von der Sehnsucht

Von Angelika Schünemann

Wir alle kennen jene Sehnsucht, die aus der Einsamkeit in die wahre Gemeinschaft strebt....

Du bist ein einsames Kind gewesen. In der Einsamkeit ist die Sehnsucht am liebsten daheim, da wächst sie und wird groß. Es wurde dir vom Christkind gesagt, das die Weihnachtsgabe bringt. Und deine frühesten Jahre durchzitterte die Sehnsucht, einmal, ach, nur einmal das liebe Christkind mit eignen Augen zu sehen. Und was es bringen würde — das mußte doch eine unermeßliche Fülle sein, so viel, daß man nie fertig werden könnte!

Der Weihnachtsabend kommt. Das Christkind hat die Lichter angesteckt und ist nach seinem Himmel zurückgekehrt für ein Jahr.

Doch, was es zurückließ, das wird ja wohl ausreichen für ein Jahr?

Du machst Bekanntschaft mit jedem einzelnen Ding, flüchtig und scheu, um weiter, immer weiter eilen zu können. Aber die Fülle, und sei sie noch so groß, ist endlich erschöpft: — war das wirklich alles?

So spähst du unreif und ungeduldig. Und der erste leise Zweifel erwacht, der Zweifel, der dir später manche Stunde vergiften wird. Es ist alles endlich. Was du aber brauchst, ist Unendlichkeit, ist tiefe, tiefe Ewigkeit...

Der Sommer kommt. Es ist ein warmer, sonniger Sonntagnachmittag. Du bist allein im Garten, und von fern tönt die Musik des Karrussells herüber. Laute, geputzte Menschen eilen vorbei. Ja, wenn du mitkönntest, der Musik nach, in all das anscheinend unendliche Treiben hinein! Aber daran ist nicht zu denken. Und deine Sehnsucht beginnt an den Gittertoren zu rütteln...

Du bist ein Kind unter andern, fröhlich im Spiel, frei in Wald und Feld. Doch abends, wenn die Genossen zur Ruhe sind oder auch mitten aus frohem Spiel, mußt du zur Mutter eilen und ihre Liebe suchen, die tief und endlos sein muß, wie das weite Meer, denn anders kannst du nicht zufrieden sein...

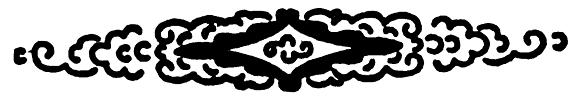
Du bist größer geworden und hast die Zauberzeichen gelernt, welche Bücher aus totem Papier in lebendige Freunde verwandeln. O, wie wächst da deine Welt! Immer mehr willst du lesen, immer tiefer eindringen in das bunte Geistesleben, gemischt aus Märchen und Wahrheit. Wo ist die Grenze zwischen beiden? — Ja, wenn du alle Bücher gelesen hättest, die es auf der Welt gibt, so würdest du wohl endlich zufrieden sein!

Die Jahre eilen, deine Seele wächst — und mit ihr wächst die Sehnsucht. Du schaust um dich und siehst in dem tausendfältigen Leben der Natur eine Schönheit, eine Vollendung, die du bisher nirgends gefunden. Wenn abends die Himmelshalle ein großer, stiller Tempel ist, von dessen schimmernder Wölbung Friede strahlt, dann breitet deine Seele die Schwingen und will einen großen Flug tun. Doch „wohin, ach, wohin"? Von Erfüllung redet uns die Natur. Je mehr wir von ihrer Schönheit und Vollendung sehen und erfassen, um so größer wird unser Durst danach. Wann fassen wir sie in ihrem tiefsten Innern und sind vollendet gleich ihr?

Deine Sehnsucht kann nicht ruhen, sie wandert weiter. Und sie sieht hier und da einen göttlichen Strahl aus einer andern Seele dringen. Da kommt es über sie: das Einzige, was sie gesucht hat von Anbeginn, ist Gemeinschaft mit andern Seelen, ach, mit einer Seele, die ebenso fühlt, leidet, sich sehnt wie die deine! Nun suchst du an rechter Stelle.

Und dann kommt es wohl manchmal dazu, daß dir das Unfaßbare und doch so gern Geglaubte begegnet: daß du meinst, dich in Freundschaft oder Liebe hingeben zu dürfen, den Herzschlag des andern zu belauschen — aber, ach, es war oft nur deines eignen Herzens Klopfen, das du gehört hast! Bittre Enttäuschung droht dich müde zu machen, und du lässest die Hoffnung sinken, jemals auch auf diesem Wege zu finden, was du suchtest: vollkommenes Einssein mit einem andern.

Doch vielleicht ist es eines der vielen Lebensgeheimnisse, daß grade jetzt, grade aus der Demut des stillen Verzichtens Erfüllung wird — in Formen, die du nicht geahnt, weil du selber zu wenig schöpferisch gewesen, weil du selber zu wenig Liebe gegeben hast!



Das Blondchen vor Goethes Haus

Von Konrad Weichberger

Auf dem Goetheplatz, hinter eisernen Kettengirlanden,
Neben der Treppe, getürmt, die zu der Hausschwelle führt,
Seh' ich dunkelen Berg, mannshoch, gewaltig, von Mänteln,
Kesseln, Stöcken, und mit Rucksäcken feste durchsetzt.
Aber zu oberst, gelehnt an die ockergoldige Hauswand,
Eine Laute mit grün-rotem und seidenem Band:
Dort sitzt ein reizendes Blondchen, im blauen Dirndelgewande,
Bräunliches Schürzchen davor, hält bei den Sachen die Wacht.
Während die Horde genagelten Schuhs im Heiligtum umgeht,
Arbeitszimmer und Saal, Garten und Sammlungen schaut,
Und ins Sterbezimmer jung Deutschland schweigenden Blick senkt,
Hält die Jüngste getreu hier bei den Sachen die Wacht;
Sitzt auf dem Pfosten; die Kette baumelt; es saugen die Guckchen
Lustig allerlei ein, was auf dem Plane sich treibt:
Alle die Fremden, die Weimar'schen alle; die Autos; des Platzes
Seltsame Form, und des Borns sonnendurchglitzerten Strahl ...
Aber des Dichters Hand ruht auf den gewundenen Flechten,
Und die kindliche Stirn ahnt seinen hauchenden Kuß.





Bilder vom Rhein

2. Drachenfels

Der Tag ist müde geworden. Nur das bunte, fremdländische Leben hoch auf dem Felsen wird nicht müde, es lacht und schwatzt, es kost und trinkt — und vergißt das Leid der Zeit inmitten der Herrlichkeit eines Sommerabendes am Rhein.

Wir stehen für ein Weilchen allein über dem Lärm zwischen uralten Ruinen und schauen in das goldrote Flammen über silbernem Wassergürtel. Ferne wie eine Vision die Spitzen des Kölner Domes! Sind wir nicht Kreuzritter auf einer Wallfahrt in gelobtes Land, du und ich?!

Der Tag ist müde. Er neigt sein Haupt gen Westen; schon schweben vom Osten herauf die dunklen Schleier über das sommerliche Land, die Schleier einer rheinischen Sommernacht. Aber noch glitzert ein letztes Funkeln des Sonnenauges auf den tanzenden Wellen und kleidet die Mauerreste hoch auf dem Felsen in goldgelbes Leuchten. Unter uns rauschen die Bäume ihr Abendgebet.

Wo der Strom abwärts treibt, Köln entgegen, verliert sich das Land in weiter Fläche. Stromauf aber wellt es sich in Rebenhügeln und Felsgestein. Wir sahen es in all seinem Märchenzauber, da wir vom Niederwalddenkmal abwärts fuhren, den Mäuseturm bei Bingen hinter uns lassend. Schloß Rheinstein, 1825—29 neu aus alten Trümmern erbaut, Besitz des Prinzen Heinrich von Preußen, grüßte in seiner Schönheit, Burg Katz, die sagenumsponnene, die Lurley, dem Nixenkind, Verderben gebracht, und Schloß Stolzenfels, das vielbesungene, erweckten Erinnerungen; um den Königsstuhl bei Rhense aber geisterte deutscher Dichtersang ...

Warm und still ist die Luft, die Geräusche der Ebene steigen hell herauf. Tief unten schwimmen wie Nußschalen Boote auf dem Wasser, zuweilen erhebt sich die Glocke eines Dampfers, der in Honnef anlegt. Wir sehen die Drachenburg unter uns liegen, Königswinter, der Ausgangspunkt für Wanderungen in das Siebengebirge, schmiegt sich mit lässiger Eleganz an das Ufer des Stromes.

Du deutscher Rhein, du gesegnetes Land, wie weckt euer Zauber ein Echo in der Seele des deutschen Menschen, wie schlingt sich ein Heimatgefühl um schlichte Herzen, die hier oben ihre Feiertagsstunden verleben!

Irgendwo auf der Insel Nonnenwerth schimmert wie ein Sternlein grüßend ein winziges Licht. Du suchst meine Hand und suchst meinen Blick. Ein Volkslied schwingt sich vom Fuße des Felsens herauf und fährt in das Gläserklingen fremdländischer Art, das klirrend über die Steinblöcke klettert. „Grüßt mir das blonde Kind am Rhein und sagt, ich käme wieder — — —"

Immer noch umspannen deine Finger meine willenlose Hand, die sich dir in wohligem Behütetsein überläßt, hoch auf steilem Drachenfels, ferne dem grauen Alltag.

Stimmen! Fremde Laute, weich und einschmeichelnd, aber niemals stolz, stark und kraftvoll! Zierliche Gestalten, rauschende Seide, dunkle Augen und gelbliche Gesichtsfarbe: Ausländer! In das helle Abendleuchten fallen wieder die verdunkelnden Schatten, in uns zittert

ein unnennbares Weh, leise verlassen wir die Höhe, aufgescheucht aus unserer Abendandacht. Der Wind weht plötzlich kühl.

Unterhalb der Ruine der Schauplatz eines bewegten Lebens. Wir sitzen inmitten prunkender Eleganz, in deutscher Schlichtheit, schweigend und schauend.

Große, rotweiße Sonnenschirme halten ihre Halbkugeln schützend über weiße Tische und Stühle. Unter ihnen blitzen feurige Augen, lächelt manch roter Mund. Um halbgeleerte Weinflaschen schaart sich der Kreis Großindustrieller, der sich, aus Arbeit und Alltag entflohen, hier am schönen Sommerabend zusammenfand; abgerissene Sätze, Strophen eines modernen Couplets, flattern um unseren Tisch. Ein Lachen fliegt über das bunte Bild, das Lachen rheinischer Lebendigkeit.

Nach sechs Uhr wird kein Kaffee mehr ausgeschenkt. Sektpfropfen knallen. Am Nebentisch sitzen deutsche Mädchen mit fremdländischen Kavalieren. Sie weichen unseren ernsten Blicken aus oder weisen uns ein spöttisches Lächeln. Deutsche Frauen, deutsche Treue . . . Ist es gar so lange her, daß man's auch in rheinischen Landen sang?! Gott sei Dank, daß diese Frauen hier Ausnahmen sind.

Kellner hasten. Am Büfett des kleinen Gasthauses herrscht ein ständiger Andrang, die Postkartenbude ist belagert.

Die Kapelle irgendeines Vereines, der in dem Saal des Hauses sich mit Tanzen vergnügte, macht zum Abschied eine lustige Schrammelmusik unter grünen Bäumen. Und dann ein Durcheinander vieler Melodien, und immer deutlich hörbar die Anfänge einst so gern gesungener Nationallieder: „Deutschland, Deutschland über alles" — „Heil dir im Siegerkranz" — „Wacht am Rhein" — Aber nur die Anfänge! Wir sind ja nur noch Gäste auf eigener Scholle!

Wie war es wohl, als die deutsche Wacht noch trutzig jenseits des Rheines stand, als die Bonner Husaren und die Bonner Studenten hier ihre Gläser mit einem Hoch auf Kaiser und Reich leerten?! Und als die blonden Frauen nur auf deutsche Art schauten?! Wie wird es wohl noch werden?!

Still leeren wir unser Glas, ein Gedanke beherrscht uns, aber er wird nicht laut zwischen uns. Du reichst mir die Hand, es ist wie ein heiliges Gelöbnis, in dem der Schmerz und Groll, der uns anfiel, ertrinkt. Wir stehen auf und schreiten zu Tal.

Kleine Maulesel tragen geduldig leichte und schwere Lasten hinauf und hinab, wir aber wandern vorüber an pfeifender Lokomotive und kletternder Zahnradbahn, durch den dämmernden Dom grüner Bäume.

Der Weg ist steil, steil auch unser Pfad, und doch, wer will stürzen, solange ein treuer Arm ihn stützt und stärkt?! Leise und bewegt kommen dir die Worte über die schmalen Lippen, Liebster, Worte einer großen, heiligen Sehnsucht, die in beider Seelen gehämmert ist in noch unzerstörter Lebenskraft.

Die Vögel schweigen, letzte Lichter eines sommersonnseligen Tages huschen über den dunkelsamtenen Waldgrund. Du stehst still und schmiegst deine Wange an mein heißes Antlitz. Aber ich fühle, daß nicht alle Gedanken dieser Stunde bei mir sind, und ich zittere, mein Herz zittert, weil es verstrickt ist in begehrenden Willen, du aber bist mit deinem Mannestum verwurzelt im Leid des Vaterlandes, das dich auch in den seligen Stunden unseres Einsseins nimmer ganz läßt. Ich bin traurig darüber, aber deine Lippen schließen meinen leicht geöffneten Mund, und deine Worte sind so groß und gut, daß ich mich ein wenig schäme. Ich will dir gleich werden.

Du ziehst mich auf die Moosbank nieder, Heckenrosen säumen den Pfad. Unter uns liegt das rheinische Nizza, die Rosenstadt, halb schon im Schlummer, halb noch dem scheidenden Tageslichte nachblinzelnd. Von der Höhe des Felsens fällt Musik in das Tal. Dort oben feiert man Feste...

Ein Hauch des Friedens weht durch den Wald. Die Nacht naht leise und weich. Langsam erhellt sich die Rosenstadt. Du schneidest mit rascher Hand Heckenrosen vom Wegesrand, befreist

sie von den Dornen und kränzest mich mit den rosigen Blüten. Rosen muß man tragen Sommers am grünen Rhein! Ich fühle, daß du vor mir knien möchtest, doch den Pfad herab steigen fremde Menschen, und fremde Menschen haben keinen Zutritt zu unserem Heiligtume.

Darum nimmst du meine Hand, und wir gehen zum Strome hinunter. Ein weißes Segel schwimmt verspätet auf den ruhigen Wassern. Der grüne Rhein fließt unter dunklen Schatten seinen uralten Weg. Alle Farben verblassen, alles Licht ist von dem Geheimnis blauer Nächte verschlungen. Dunkel ruhen die Inseln Nonnenwerth und Grafenwerth, und der Rolandsbogen steht im bleichen Mondlicht geisterhaft vor dem nächtlichen Himmel.

Wir sitzen im Sande am Ufer. Von den Weinbergen herüber weht der Wind. Silbern schimmert der Gürtel des Stromes. Jung ist das Leben am Rhein, jung sind zwei verlangende Herzen. Immer noch singt es an den Ufern „Nur in Deutschland, nur in Deutschland, da will ich ewig leben — —“

Der Mondenschimmer durchflutet alle Gassen. Auf schwarzem Felsen leuchtet ein rötliches Licht, weit hinein ins rheinische Land, das erhellte Haus auf dem Drachenfels.

Alle Rosen duften rings in den Gärten. Der Rhein murmelt sein uraltes Wort von deutschen Reiches Herrlichkeit; und von der versunkenen Krone im tiefen Strombett steigt ein verheißendes Glänzen an die Oberfläche ...

Thyra Wendte



Preußische Generalstabschefs in ihren Denkwürdigkeiten

Der deutsche Generalstab nach heutigen Begriffen, der von unseren Feinden so gefürchtet wurde, daß seine Organisation auf Grund des Versailler Diktats zerschlagen und vernichtet werden mußte, war eine Schöpfung des Feldmarschalls Grafen v. Moltke, der von 1857—88 Chef des Generalstabes der preußischen Armee gewesen ist. General der Infanterie v. Zwehl, einer unserer bedeutendsten und verdienstvollsten Militärschriftsteller, schreibt in einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift „Generalstabsdienst im Frieden und im Kriege“ (Verlag Mittler und Sohn, Berlin 1923), die hiermit der Beachtung weiterer Kreise bestens empfohlen sei, daß der Generalstab 1866 mit Moltke als Generalstabschef aus der Taufe gehoben worden sei. Des Feldmarschalls Nachfolger Graf Waldersee (1888—91), der geniale Graf Schlieffen (1891—1905), Moltke der Jüngere, der Neffe des Feldmarschalls (1906—14), Falkenhayn (1914—16) und endlich unser Hindenburg (1916—18) haben das überkommene Erbe getreulich gepflegt und weiter ausgebaut.

Das größte Verdienst hierin gebührt wohl dem Grafen Schlieffen, dem es als einzigem unter den Nachfolgern des Feldmarschalls bedauerlicherweise nicht vergönnt war, seine Feldherrnkunst auch praktisch betätigen zu können. Ich bezweifle nicht, daß er, wenn es darauf angekommen wäre, das deutsche Heer zu einem vollen Erfolg geführt haben würde, und diese Überzeugung wird wohl von allen geteilt, die den großen Strategen, der vielleicht der bedeutendste unter den Generalstabschefs gewesen sein mag, näher kennen gelernt haben. So hat er uns nur seinen genialen Operationsplan hinterlassen, der freilich unter seinem unfähigen Nachfolger gründlich verwässert worden ist. Ich habe mich bereits in früheren Aufsätzen hierüber ausgelassen (vgl. Türmer 1921, Heft 8, und 1922, Heft 12) und kann daher auf das dort Gesagte verweisen.

Die oben genannten Generale waren aber nicht nur Männer des Schwerts, sondern wußten auch die Feder wohl zu führen; die vom Großen Generalstab herausgegebenen, eine stattliche

Zahl von Bänden umfassenden „Militärischen Werke“ des älteren Moltke und „Gesammelten Schriften“ Schlieffens geben hiervon Zeugnis, Bücher, die nicht nur fachwissenschaftlich an allererster Stelle stehen, sondern auch sprachlich als Meisterwerke deutscher Prosa neben den Erzeugnissen unserer besten Schriftsteller ihren Platz behaupten. Falkenhayn hat bekanntlich einen wenig geglückten Versuch unternommen, in seinem Werk „Die Oberste Heeresleitung in ihren wichtigsten Entschließungen 1914—16“ (Verlag Mittler und Sohn, Berlin) seine Strategie zu rechtfertigen, und unseres Hindenburgs „Erinnerungen“ sind ein Volksbuch in bestem Sinne geworden. Als Letzte sind nun auch noch Graf Waldersee und der jüngere Moltke zu Wort gekommen, und es verlohnt sich wohl, diese beiden Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Die „Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee“ (bearbeitet und herausgegeben von Heinr. Otto Meisner, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin 1922, 2 Bände, 424 und 456 S.) gehören unstreitig zu den interessantesten Veröffentlichungen der unheimlich angeschwollenen Memoiren-Literatur der letzten Jahre. Es handelt sich hierbei um kein abgeschlossenes, abgerundetes Werk, sondern um lose Tagebuchnotizen und vielfach flüchtige Aufzeichnungen, die von dem Neffen des Generalfeldmarschalls, angeblich auf dessen Wunsch, der Öffentlichkeit übergeben werden. Letzterem, Generalleutnant Georg Graf von Waldersee, schien nun der Augenblick gekommen, den Wunsch seines Oheims zu erfüllen, „da heute die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt sich stärker jenen Jahrzehnten zuwendet, die den katastrophalen Ereignissen seit 1914 vorausgingen“. Dies ist unbestreitbar zutreffend.

Feldmarschall Graf Waldersee, in weitesten Kreisen des Volks erst bekannt geworden als Führer der Chinaexpedition 1900, gehört zu den hervorragendsten Persönlichkeiten aus der Zeit nach dem Kriege 1870/71 bis zu seinem Tode 1904. Seine bei dem lebhaften Temperament des Verfassers stark subjektiv gefärbten Aufzeichnungen bringen daher eine Fülle interessanter Mitteilungen aus der Zeit des Kaisers Wilhelm I., noch mehr über die ersten Regierungsjahre (1888—1900) Wilhelms II. Insbesondere für die Beurteilung dieses Monarchen ist das Buch von höchster Wichtigkeit und eine Fundgrube von großer Bedeutung. Kein Politiker und kein Geschichtsforscher, der sich mit der Geschichte des sogenannten Wilhelminischen Zeitalters befaßt, wird an ihm künftig vorübergehen können. Das Urteil über Wilhelm II. ist allerdings von ungewöhnlicher Schärfe und lautet geradezu vernichtend, obwohl Waldersee dem Kaiser gewiß unbefangen und ohne Voreingenommenheit gegenübersteht, ja als Offizier, Edelmann, Preuße und loyaler und getreuer Diener seines Königs sogar redlich bemüht ist, auch seine guten Seiten hervorzuheben. Interessant ist auch, die Wandlungen zu verfolgen, die sich hierin im Laufe der Zeiten nach anfänglich günstiger Beurteilung zum Schlechten vollzogen haben. Waldersee schreibt hierüber am 5. Januar 1894 gelegentlich: „Es ist ja vielleicht schlecht von mir, dies alles zu Papier zu bringen, ich hoffe, daß es lange unentdeckt liegen bleibt. Andererseits aber muß der Wahrheit die Ehre gegeben werden, und sind solche Aufzeichnungen nötig für die dereinst zu schreibende Geschichte dieses ganz eigenartigen Kaisers und Charakters.“ Ob daher eine Veröffentlichung zum jetzigen Zeitpunkt, noch zu Lebzeiten des Kaisers, der in geradezu heilloser Weise bloßgestellt wird, der vornehmen Denkungsart des Verfassers dieser Aufzeichnungen entsprechen würde, mag füglich bezweifelt werden. Dem monarchischen Gedanken wird durch solche Veröffentlichungen wenig gedient, obwohl gar zu gerne und geflissentlich übersehen wird, daß seit Abschaffung der Monarchie die Verhältnisse, die zu kritischen Bemerkungen Anlaß bieten, sich in keiner Weise gebessert haben und vielfach noch schlimmer geworden sind. In aufrichtiger Trauer und Bestürzung sieht Waldersee im Kaiser den „Totengräber der Monarchie“, der geradezu „Sozialdemokraten züchtet“, und beklagt bitter seinen Wankelmut und seine Unentschlossenheit in der inneren und äußeren Politik. Voll Bitterkeit schreibt er am 18. November 1891: „Wir sehen weder den alten Kurs noch einen neuen, sondern

gar keinen. An höchster Stelle glaubt man allein regieren zu können, alles zu verstehen, alles am besten zu wissen, während man sich in Wirklichkeit über kein Ziel völlig klar ist, nichts wirklich gründlich versteht"; und an anderer Stelle am 17. März 1895 nach einer Klage über die „Unsicherheit des neuesten Kurses": „In dieser ernsten Zeit, in der nur feste Charaktere uns helfen könnten, ist des Kaisers Hauptbeschäftigung, Charaktere zu brechen. Wie wird die Geschichte dereinst scharf urteilen!" Auch die Friedensliebe des Kaisers um jeden Preis, die den Verleumdungen des Feindbunds zur Kriegsschuldfrage gegenüber hier von einem gewiß einwandfreien Zeugen bestätigt wird, wird von Waldersee verurteilt. Am 9. Februar 1894 schreibt er: „Der Monarch ist also nun soweit, nicht allein sich vor den Russen zu fürchten — das wußte ich längst —, sondern es auch offen einzugestehen. Er glaubt, durch Nachgiebigkeit den Frieden zu erhalten, und wird das Gegenteil erreichen. Wie muß den Russen der Kamm schwellen, wenn sie erfahren, daß wir uns vor ihnen fürchten . . . Auf solche Art bringt man uns dem Kriege gerade näher." Auch die kommende Revolution hat Waldersee bereits vor 28 Jahren, ausgerechnet am 9. November 1890 (!) — welch seltsamer Zufall! — vorausgeahnt und seine warnende Stimme erhoben gegen das Ungesunde unserer Zustände, den schroffen Gegensatz von reich und arm, die zunehmende Verwilderung und Begehrlichkeit der Massen, Neigung zu Luxus und Genuß, Spekulationswut und Schiebertum, frühzeitige Verderbnis der Jugend, kurz gegen all die häßlichen Begleiterscheinungen der Kriegsjahre und Revolutionszeit, an denen wir heute noch kranken.

Waldersee hatte unzweifelhaft eine gewisse Neigung, sich politisch zu betätigen und in Fragen der inneren und äußeren Politik einzumischen, was ihm mancherlei Verdrießlichkeiten gebracht und mehrfach zu Zusammenstößen mit den leitenden Männern geführt hat. Seine Beurteilung dieser Persönlichkeiten entbehrt daher mitunter der erforderlichen Objektivität und ist dem Wechsel der Ansichten unterworfen, wie man denn überhaupt bei Beurteilung dieser Tagebuchaufzeichnungen berücksichtigen muß, daß sie unmittelbar frisch unter dem Eindruck der Ereignisse niedergeschrieben und oft flüchtig hingeworfen sind. Gerade in dieser Frische, Unbekümmertheit und Unmittelbarkeit der Aussprache erblicke ich aber einen besonderen Reiz dieser Niederschriften.

Zu Bismarck, bei dem seit 1866 und 1870/71 eine gewisse Verstimmung gegen den Generalstab vorhanden war, über deren Gründe die Aufzeichnungen wertvolle Aufschlüsse geben, war das Verhältnis, solange er im Amte war, kein allzu herzliches. Graf Herbert Bismarck kommt als angeblich böser Dämon des Hauses Bismarck hierbei besonders schlecht weg. Während der Bismarckkrise 1890/91 stand Waldersee auf Seite des Kaisers und gab diesem sogar den Rat zur Entlassung des Reichskanzlers. Der Tragweite und welthistorischen Bedeutung dieses Schrittes ist sich Waldersee ebensowenig bewußt geworden wie die meisten jener damals lebenden Deutschen, die den erzwungenen Rücktritt des Gründers des Deutschen Reiches mit empörendem Gleichmut hinnahmen. Erst später, als auch Waldersee in ähnlich brutaler Weise als Generalstabschef abgesägt und nach Altona versetzt worden war, kommen sich beide Männer näher, und erfaßt Waldersee den unersetzlichen Verlust, der dem Deutschen Reich durch Bismarcks Abgang erwachsen war. „Wäre es nicht für alle besser gewesen," schreibt er am 7. April 1895, „ihn uns zu erhalten? . . . Mit ihm als Ratgeber stände es um unser Ansehen in der Welt wahrlich besser, und auch im Inneren wäre viel Verkehrtes unterblieben." Die Aussöhnung des Kaisers mit Bismarck ist hauptsächlich von Caprivi hintertrieben worden, der auch den Sturz Waldersees als Generalstabschef auf Betreiben Holsteins, der ebenso wie bei Hamman als der böse Dämon des Auswärtigen Amts erscheint, herbeigeführt hat. Beim Kaiser fand er ein um so willigeres Ohr hierfür, als dieser überhaupt Klatsch und Zuträgereien zugänglich und durch eine ungünstige Kritik Waldersees über seine Führung im Manöver 1900 gegen diesen verstimmt war. Caprivi erscheint bei Waldersee in einer neuen, nicht gerade schmeichelhaften Beleuchtung. Man war bisher geneigt, den Nachfolger Bismarcks als einen für sein Amt zwar

wenig geeigneten Mann, aber doch als einen durchaus ehrenwerten Biedermann anzusehen, während er uns in den Denkwürdigkeiten Waldersees als eine heimtückische, intrigante und vor allem grundfalsche, wenig vornehm denkende Persönlichkeit entgegentritt. Persönliche Gegnerschaft mag die Unbefangenheit des Urteils des Feldmarschalls vielleicht getrübt haben. Wenig günstig wird auch Fürst Hohenlohe, Caprivis Nachfolger, geschildert, der einmal ganz ruhig geäußert hat: „Ich habe mir fest vorgenommen, mich über nichts zu ärgern, und lasse alles laufen. Wollte ich es anders machen, so müßte ich wöchentlich mindestens einmal den Abschied einreichen." „Ein netter Kanzler!" bemerkt hierzu Waldersee. Auch sonst finden wir in den Aufzeichnungen noch viele ungeschminkte, zumeist recht treffende Urteile über leitende Männer und höchste Persönlichkeiten, wobei insbesondere die Kaiserin Friedrich sehr schlecht wegkommt. In höchstem Maße unerfreulich ist auch der Einblick in das Meer von boshaftem Klatsch, Zwischenträgereien, bösartigen Verleumdungen, Lügen, Preßfehden, denen die leitenden Männer ausgesetzt waren und in deren Mittelpunkt der Verfasser nicht selten gestanden hat. So entrollt sich vor unseren Blicken ein geradezu ekelhaftes Gewebe von Intrigen erschreckender Art; und der größere Teil des Buches beschäftigt sich mit diesem nichts weniger als vornehmem Kampfe aller gegen alle. Geradezu wohltuend hebt sich hierbei die Lichtgestalt des alten Feldmarschalls Moltke heraus, für den auch Waldersee eine unbegrenzte Verehrung hegt.

Auf rein militärischem Gebiet sind die Denkwürdigkeiten Waldersees weniger ergiebig als auf politischem, obwohl seine militärische Laufbahn ebenso glänzend wie erfolgreich war. Vom Feldmarschall Moltke zu seinem Nachfolger ausersehen, wurde er 1882 als Generalquartiermeister zu dessen Unterstützung in den Großen Generalstab berufen und entfaltete dort eine segensreiche und ersprießliche Tätigkeit, zumal der 82jährige Moltke sich von den laufenden Geschäften immer mehr zurückzog und nur noch die großen Fragen im Auge behielt. Als Generalquartiermeister hat Waldersee wiederholt 1886 und 1888 den Gedanken eines Präventivkrieges vertreten: „. . . zu warten, bis unseren Feinden der Augenblick passend erscheint, ist gewiß nicht richtig." Und später: „Ich bleibe dabei, daß wir die besten Chancen haben, wenn wir jetzt (1888) im Bunde mit Österreich und Italien den Krieg gegen Rußland und Frankreich führen; jeder Aufschub geschieht zu unserem Nachteil. Daß Bismarck dies nicht einsehen will, ist ein verhängnisvoller Fehler. Ich würde seinen Gedankengang verstehen, wenn Rußland abrüstete, die Truppen von den Grenzen zurückzöge; es tut aber das Gegenteil!" In späteren Jahren hat dann Waldersee allerdings von Österreich nicht mehr viel gehalten und dessen Zerfall vorausahnend eine engere Anlehnung an Rußland befürwortet. Ob Waldersee im Kriegsfall unser Heer zum Sieg geführt haben würde, ist schwer zu sagen. Sein Aufmarsch- und Operationsplan ist etwas eigenartig, und ich kann nicht behaupten, daß ich mich dafür begeistern könnte. Waldersee will in einem Zweifrontenkrieg gegen die Russen offensiv werden und die Franzosen ins Land hereinlassen, um dann über sie herzufallen. Er äußert sich wiederholt sehr betrübt darüber, daß dieser Kriegsplan von seinem Nachfolger Schlieffen, der gerade umgekehrt verfahren wollte, aufgegeben worden ist. Nach Waldersees Entwurf sollten sieben Armeekorps im Osten, dreizehn im Westen aufmarschieren. Diese Kräfteverteilung scheint mir wenig vorteilhaft. Keinesfalls aber hätte der Walderseesche Plan den seitdem gänzlich veränderten Verhältnissen des Jahres 1914 entsprochen.

Bedauerlich bleibt nur, daß Schlieffens genialer Operationsplan von seinem Nachfolger 1914 nicht genau befolgt worden ist. Wer sich hierüber unterrichten will, der lese „Schlieffen. Ein Lebens- und Charakterbild für das deutsche Volk" von Obergeneralarzt Dr. Hugo Rochs (Verlag der Vossischen Buchhandlung, Berlin 1921). Ich habe auf diese treffliche kleine Schrift bereits früher einmal aufmerksam gemacht (vgl. Türmer 1922, Heft 12) und möchte sie hiermit nochmals nachdrücklichst empfehlen, besonders weil sie keine streng fachwissenschaftliche Abhandlung sein will, sondern Schlieffens großzügiger Gedankengang in seiner wundervollen Klarheit, Einfachheit und Folgerichtigkeit dort in einer auch für jeden Laien durchaus

gemeinverständlichen Weise entwickelt und erläutert wird. Aber auch sonst verdient dieses Buch, das dem Andenken des als Mensch, Charakter und Strategen gleich großen Mannes gewidmet ist, weiteste Verbreitung. Nur mit Empörung wird man insbesondere von den Vorgängen bei der Verabschiedung des verdienten Generals am 1. Januar 1906 Kenntnis nehmen. Sie sind ein würdiges Gegenstück zur Entlassung Bismarcks!

Merkwürdigerweise begegnet man in Volkskreisen vielfach der Meinung, daß Schlieffen selbst den jüngeren Moltke zu seinem Nachfolger empfohlen habe, und auffallenderweise wird diese Fabel von der Frau Eliza von Moltke in den von ihr herausgegebenen „Erinnerungen, Briefen, Dokumenten 1877—1919" ihres Gatten, des Generaloberſten Helmuth von Moltke (Verlag Der kommende Tag, A.-G., Stuttgart 1922, 456 S.), weiter verbreitet. Vielleicht ist Generaloberst v. Moltke selbst dieser Meinung gewesen, da ihm der Kaiser allerdings in der am 7. Januar 1905 stattgefundenen, über die Annahme der Stellung als Chef des Generalstabs entscheidenden Unterredung gesagt hat, daß Schlieffen ihn zu seinem Nachfolger vorgeschlagen habe. Dies ist aber zweifellos nicht richtig; denn Schlieffen war ein viel zu guter Menschenkenner, um die Unzulänglichkeit Moltkes nicht erkannt zu haben; auch dachte er damals nicht im entferntesten an seinen Rücktritt. Moltke ist ihm vom Kaiser am 1. Januar 1904 als Generalquartiermeister und mutmaßlicher Nachfolger ganz gegen seinen Willen aufgezwungen worden; und Schlieffen hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er diesen für ungeeignet für die verantwortungsvolle Stellung eines Chefs des Generalstabs gehalten hat. Allerdings mag es sein, daß Schlieffen, der keine Kampfnatur war, dies dem Kaiser gegenüber nicht mit der nötigen Bestimmtheit zum Ausdruck gebracht hat, zumal er sich ja auch keineswegs mit Rücktrittsgedanken trug.

Wenn man in den Erinnerungen Moltkes den militärischen Werdegang dieses Mannes verfolgt, so ist man geradezu entsetzt, wie der Kaiser auf die absurde Idee geraten konnte, diesen gewiß tüchtigen und ehrenwerten Mann, der aber mehr Höfling als Soldat und nach seiner militärischen Laufbahn für den verantwortungsvollen Posten eines Chefs des Generalstabs in keiner Weise vorbereitet und vorgebildet war, zu dieser Stellung zu berufen, nur weil er „Moltke" hieß, 1,90 Meter groß und eine Zeitlang Adjutant seines berühmten Oheims gewesen war! Ein beispielloser Mißgriff, der sich der Ernennung Bethmann-Hollwegs zum Reichskanzler würdig an die Seite stellt. Bisher war man allgemein der Meinung, daß Moltke im richtigen Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit sich stark gesträubt habe, diese Stellung anzunehmen, und vom Kaiser gewissermaßen hierzu genötigt worden sei. Aus den „Erinnerungen und Briefen" ist aber zu entnehmen, daß dem nicht ganz so war, daß es Moltke mit seiner Weigerung nicht allzu ernst war und daß er von einem gewissen Selbstgefühl keineswegs frei war. Ja, er betont sogar wiederholt mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, daß er mit seinen Ansichten in schroffem Gegensatz zu Schlieffen stehe. Von der großen Generalstabsreise 1904 berichtet Moltke an seine Frau: „Graf Schlieffen frägt mich ab und zu um meine Ansicht, und diese deckt sich fast nie mit der seinigen. Man kann sich keine größeren Gegensätze denken als unsere beiderseitigen Ansichten." Neben dem Titanen Schlieffen war Moltke freilich geistig und militärisch ein Zwerg, und es ist Deutschland zum Unheil geworden, daß er die nötige Selbsterkenntnis hierfür anscheinend nicht gehabt hat.

Nach Ansicht der Frau v. Moltke soll die Herausgabe der „Erinnerungen und Briefe" der Reinwaschung des Andenkens ihres angeblich vielgeschmähten und verleumdeten Gatten dienen. Ich glaube nicht, daß dieser Zweck erreicht wird. An dem abfälligen Urteil über Moltkes militärische Leistungen wird kaum etwas geändert werden; daß er ein durchaus vornehmer, edler und gütiger, vom besten Streben erfüllter Mann gewesen ist, war vorher schon bekannt und ist nie bestritten worden. Der größte Teil des Buches besteht aus Briefen an seine Braut und Gattin aus den Jahren 1877—1914, die viel Interessantes enthalten und uns Moltke als feinsinnigen, für alles Schöne und Gute empfänglichen Menschen und treffenden Beobachter

von gesundem Urteil und guter Menschenkenntnis enthüllen. Während Waldersee in seinen Aufzeichnungen sich vielfach von seinem lebhaften Temperament hinreißen läßt, Schlieffen in olympischer Hoheit zu feinem Sarkasmus neigt, ist der Grundzug Moltkeschen Wesens Bescheidenheit und Güte und eine gewisse Neigung zum Pessimismus und zu philosophischen Grübeleien. Dies erklärt auch sein Verhältnis zu dem bekannten Dr. Rudolf Steiner, der von ihm am 6. März 1904 erstmals erwähnt wird. Steiner hat ihn auf Bitten der Frau v. Moltke bekanntlich am 27. August 1914 im großen Hauptquartier in Koblenz aufgesucht, was nach Bekanntwerden viel Staub aufgewirbelt und zu heftigen Angriffen gegen Moltke geführt hat. Ich bin nicht der Meinung, daß der Gang der Operationen hierdurch beeinflußt worden ist und daß Moltke als Führer Besseres geleistet hätte, wenn er Dr. Steiner nicht gekannt hätte. Immerhin möchte ich aber nach dem Urteil, das Dr. Hans Leisegang in seiner objektiv und sachlich gehaltenen kleinen Schrift „Die Grundlagen der Anthroposophie" (Hanseat. Verlagsanstalt Hamburg 1922, 36 S.) über Steiner gefällt hat, diesen doch nicht für einen gerade besonders wünschenswerten Umgang für den Chef des Generalstabs halten. Frau v. Moltke scheint ihren Gatten in dieser Richtung ungünstig beeinflußt zu haben.

Den Briefen voraus geht ein kurzer Abschnitt „Betrachtungen und Erinnerungen", in dem Moltke seine strategische Führung zu rechtfertigen versucht. Dieser Versuch ist als mißlungen anzusehen; zum Teil muß Moltke die gemachten Fehler selbst zugeben. Großes Interesse dagegen verdient die Schilderung der bisher teilweise noch unbekannten Vorgänge bei der Mobilmachung in Berlin, wie der Kaiser über den Kopf des Generalstabschefs hinweg auf ein Telegramm Lichnowskys hin den ganzen Aufmarsch umwerfen und einen völlig neuen Aufmarsch gegen Rußland improvisieren will. Moltke bekennt sich hierbei als Vater des geradezu grotesken Einfalls, der auch schon von Schoen in seinen „Erinnerungen" erwähnt wird, von den Franzosen als Faustpfand für ihre etwaige Neutralität die zeitweilige Überlassung von Toul und Verdun zu fordern. Schließlich gelang es ihm aber doch, den Kaiser von seinem wahnwitzigen Gedanken, den bis aufs kleinste wohlvorbereiteten Aufmarsch in letzter Minute umzustoßen, abzubringen, zumal auch das Telegramm Lichnowskys sich später als Mißverständnis herausstellte. Moltke war aber von diesem Vorkommnis schwer erschüttert. Er schreibt: „Ich war wie gebrochen und vergoß Tränen der Verzweiflung ... Ich habe die Eindrücke dieses Erlebnisses nicht überwinden können, es war etwas in mir zerstört, das nicht wieder aufzubauen war, Zuversicht und Vertrauen waren erschüttert." Und ein so schwachnerviger Mann sollte den ungeheuren Eindrücken, die an den Feldherrn im Kriege herantreten, gewachsen sein! Zur Entschuldigung des unglücklichen Generals, dem eine Aufgabe aufgebürdet war, die seine Kräfte bei weitem überstieg, und mit dessen geradezu tragischem Schicksal man nur tiefstes Mitleid empfinden kann, wird angeführt, daß er krank und mit den Nerven völlig zusammengebrochen war. Moltke will dies indes nicht wahr haben und bestreitet entschieden, krank gewesen zu sein. Die Tatsache seines völligen Nervenzusammenbruches bleibt trotzdem bestehen.

Am interessantesten ist der IV. Abschnitt des Buches, der Briefe und Denkschriften aus den Jahren 1915 bis zu seinem Tode enthält. Wir erfahren hieraus, daß Moltke sich nach Rückkunft nach Berlin ein großes Verdienst um die Regelung der Nahrungsversorgung in der Heimat erworben hat. Es folgen kritische Bemerkungen über die Kriegführung seines Nachfolgers Falkenhayn, denen man beipflichten kann. Die Beurteilung Falkenhayns und seiner Kriegführung ist allerdings von einer so schonungslosen Schärfe, wie man sie dem sonst so ruhigen und gütigen Manne niemals zugetraut hätte. Gleichwohl halte ich sie für das beste, was darüber noch geschrieben worden ist. Denn die Kriegführung Falkenhayns war zum mindesten ebenso schlimm wie jene Moltkes, und es ist wahrhaft traurig, daß der zur Vertretung Moltkes nach der Marneschlacht in erster Linie berufene Generalquartiermeister Stein infolge Überarbeitung im Frieden auch schon verbraucht und mit den Nerven fertig war und daß in der schwersten Stunde des Deutschen Reichs der Kaiser niemand anderen zu finden wußte als ausgerechnet Falkenhayn.



Den Schluß des Buches bildet der Beileidsbrief des Kronprinzen an die Frau v. Moltke anläßlich des Todes des Generalobersten, der in wohltuendem Gegensatz zu dem geschraubten Pathos des Schreibens seines Vaters steht und uns den Kronprinzen als warmherzig fühlenden Menschen in günstigstem Lichte erscheinen läßt. Während vor dem Kriege der Kaiser vielfach maßlos überschätzt wurde, war beim Kronprinzen wohl das Gegenteil der Fall. Äußerlichkeiten wegen ist er zu Unrecht angefeindet und verkannt worden. Erst neuerdings bahnt sich hierin ein Umschwung an, der von Leuten, die ihn im Felde und nachher genau kennen gelernt haben, ausgeht. Fast alle neueren Veröffentlichungen wissen fast nur Gutes vom Kronprinzen zu berichten; auch Moltke äußert sich günstig über ihn. Der Kronprinz selbst hat seinen „Erinnerungen" ein weiteres, von ihm ohne fremde Beihilfe verfaßtes Buch „Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf" (Verlag Mittler und Sohn, Berlin 1923, 372 S.) folgen lassen, in dem er „den getreuen Kämpfern der 5. Armee und der Heeresgruppe deutscher Kronprinz ein schlichtes Denkmal im Herzen des deutschen Volkes und in der Literatur des Weltkriegs" setzen wollte. Leider verbietet mir der verfügbare Raum, auf dieses treffliche, auch kriegsgeschichtlich wertvolle Buch näher einzugehen. Nur so viel sei gesagt, daß sich der Kronprinz selbst mit diesem Buch ein ehrendes Denkmal im Herzen des deutschen Volkes gesetzt hat. Dem Kronprinzen ist bitteres Unrecht geschehen, und man wird ihm viel abbitten müssen. Er erscheint uns in diesem Buch als ein kluger, verständiger und gereifter Mann mit gesundem Menschenverstand und gutem Urteil sowohl in militärischen als auch politischen Fragen, das häufig treffender war als das der leitenden Männer und seiner Ratgeber.

Einen breiten Raum nehmen die Meinungsverschiedenheiten des Kronprinzen mit seinem unsympathischen ersten Chef, dem General Schmidt v. Knobelsdorf, ein, der mit dem zweideutigen Falkenhayn gegen ihn intrigierte und dessen Beseitigung erst nach langen schweren Kämpfen gelang. In der Verdunfrage hatte der Kronprinz von Anfang an das richtigere Urteil, ist aber damit nicht durchgedrungen. Für die „Hölle von Verdun", die uns nutzlos die Blüte unseres Heeres gekostet hat, ist neben Falkenhayn in erster Linie der ebenso unfähige wie halsstarrige General von Knobelsdorf verantwortlich zu machen. Auch hier hat der Kaiser nicht den richtigen Mann als Mentor für seinen Sohn zu finden gewußt. Nach Knobelsdorfs Enthebung wurde der durch den Kapp-Putsch bekannt gewordene, ziemlich unbedeutende General v. Lüttwitz kurze Zeit Generalstabschef beim Kronprinzen, dem dann Graf Schulenburg folgte, ein ebenso vornehmer Charakter wie trefflicher Generalstabsoffizier, mit dem der Kronprinz in schönstem Einvernehmen bis Kriegsende zusammengearbeitet und dem er ein dankbares Gedenken bewahrt hat.

Nach Ausbruch der Revolution stellte sich der Kronprinz der neuen Regierung für die Zeit des Rückmarsches in die Heimat als Heerführer zur Verfügung. Sein Anerbieten wurde abgelehnt, und es blieb ihm nichts anderes übrig als den Oberbefehl niederzulegen. Ein grausames unverdientes Schicksal hält ihn seitdem fern in der Verbannung. Nach allem, was wir heute von ihm wissen, ist er uns menschlich nahe gerückt und sympathisch geworden. Seinem Vater durchaus unähnlich und mit guten Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet, wäre er wohl würdig gewesen, den Thron seiner Väter einzunehmen und menschlicher Voraussicht nach dereinst ein guter Herrscher geworden. Möge dem zu Unrecht schwergeprüften Manne, der sein bitteres Los mit wahrem Heldenmute trägt und trotz allem ohne Groll und Bitterkeit des deutschen Volkes gedenkt, wenigstens bald die Rückkehr in die geliebte Heimat und zu seinen Lieben ermöglicht werden!

Unter den Erinnerungswerken des Weltkriegs steht das Kronprinzenbuch jedenfalls mit an erster Stelle. Seine unbefangene Natürlichkeit und Frische, seine herzliche Wärme und schlichte Ehrlichkeit werden ihm zahlreiche Freunde gewinnen.

Franz Freiherr von Berchem



Sankt Marien in Danzig

Goldene Herbstsonne liegt auf den alten Straßen Danzigs, spielt mit weichen Lichtern über die mittelalterlichen Beischläge der Jopen- und Frauengasse, gleitet an den dunkelroten Backsteinmauern der gewaltigen Oberpfarrkirche St. Marien hin und nieder, läßt den ganzen unvergleichlichen Bau in ihrem Glanze blühen und glühen und setzt dem alten abgestumpften Turme eine Krone von leuchtenden Diademen auf das verwitterte Haupt.

Etwas Zwingendes ist in diesem Turme, das unser Auge anzieht und nicht wieder freiläßt. Zum Schauen bestellt sieht er über Meere und Länder hinweg, grüßt mit königlicher Würde die kleinen schlanken Türmchen, die, feinen spitzen Nadeln gleich, ihn wie gehorsame Vasallen umgeben, gönnt auch den ihn dicht umschmiegenden schmalfrontigen Häusern und Bauten einen herablassenden Blick und reckt sich dann, ein wenig trutzig und herausfordernd vielleicht, hoch empor, gleich als wollte er sagen: „Das alles ist mir untertänig! Danzig, das bin ich."

Und er hat so unrecht nicht: er ist wie ein Symbol der alten, einmal so stolzen Hansestadt. Von wo man kommt, vom Lande oder vom Meere, zuerst sieht man immer ihn, den stolzragenden Turm von St. Marien. Was hat er alles erlebt und kennen gelernt! Die ganze, an Wechselfällen, an Zeiten des höchsten Aufstiegs, des lähmenden Niedergangs reiche Geschichte der alten deutschen Stadt.

Jetzt habe ich öfter den Eindruck, als blickte er nicht mehr mit dem früheren Behagen, dem eingeborenen Machtbewußtsein von seiner kühnen Höhe herab, als gefiele es ihm nicht mehr in seinem weit sich dehnenden Reiche. Die fremden Gesichter, die ungewohnten Trachten, das Gewirr der Sprachen, das an sein aufhorchendes Ohr verschwommen hinaufdringt, ist nichts für sein kerndeutsches Herz. Er kann es immer noch nicht verstehen, daß es so gekommen ist, so kommen mußte . . . Und schüttelt das Haupt.

Fledermäuse flattern im Zickzackflug um ihn her, huschen in seine ehrwürdig klaffenden Risse, die ihnen zu Wohnungen und Verstecken dienen. Über den Pfarrhof spielen die Kinder der Sonne, blinzeln und lachen zu ihm empor. Einige Tauben girren.

* * *

Durch die wuchtige Frauentür trete ich in das Innere der Kirche.

Und nun . . . ich war in vielen großen Kirchen. Im Kölner Dom und im Lübecker. Quedlinburg kenne ich und Halberstadt. St. Markus in Venedig sah ich und die stolzen Kathedralen Italiens und des Nordens bis Drontjem hinauf . . . hier in St. Marien packt mich ein Zauber und eine Weihe zugleich, wie ich sie in keiner anderen Kirche bisher empfunden habe.

Schweigende Dämmerung. Sie umfängt mich mit etwas kühlen Armen, schließt mich aber bald willenlos in weiche Fittige. Alles ist Traum und alles Gleichnis, gehalten vom stillen Atem der Ewigkeit. Die Umrisse, die Höhen, die Tiefen sind in diese Dämmerung getaucht. Sie breitet sich mit weitgespannten Schwingen über die Gänge, die sich in ihren Armen ins geheimnisvoll Unendliche verlieren. Sie greift mit den bald bläulich, bald rosig schimmernden Händen an den alten Backsteinpfeilern empor, über deren Weiß sich im Laufe der Jahrhunderte der Staub in dichten schwarzen Adern, zugleich in den feinsten dunklen Spinnegeweben so kunstvoll gebildet, daß man meint, sie wären aus Marmor, besonders jetzt, wo sie in dem die Dämmerung siegend durchbrechenden Sonnenlichte glühen und glitzern. Sie gleitet über die alten Fahnen hin, die malerisch an den Pfeilern hängen und die Grabstätten der Kriegsobersten des Danziger Freistaates oder auch fremdländischer Feldherren bezeichnen. Sie träumt in den alten Fenstern mit den kleinen, quadratförmig umgitterten Scheiben, die heute leider zum großen Teil durch neue mit nicht immer glücklicher Glasmalerei ersetzt sind. Sie läßt das reiche Gold der für eine unermeßliche Summe einmal erbauten Kanzel, die sich an einen zu einer korinthischen Säule umgearbeiteten

Pfeiler schmiegt, in blendendem Glanze funkeln und ruht nun still und feiernd in dem gewaltigen Sterngewölbe da oben.

Du aber hast die Welt und ihr Leid vergessen. Als wärest du eingetreten in den Vorhof des Ewigen, in die heilige Sabbatstille, die kein Lärm und Getriebe des Alltags mehr stören kann, so ist dir zumute. Dein Ohr ist jedem Zugang von außen verschlossen. Nichts siehst du und nichts hörst du. Auch des Küsters Worte, der dir mit beredtem Munde die Schönheiten der Kirche erklärt, gleiten wie ein Hauch an dir vorüber. Und wieder ist alles Traum und Gleichnis. Und der Hauch der Ewigkeit schwebt darüber hin.

* * *

Es ist keine eigentliche Stileinheit in der Marienkirche, wie sie uns an anderen deutschen Domen entzückt. Barock, Gotisch, Empire, Rokoko, alles findet man hier in trautester Vereinigung. Aber gerade diese fast verwirrende Buntheit der Stilarten, diese Mannigfaltigkeit der architektonischen Schönheiten, die sich wunderbarerweise doch zu erhabener Einheit der Gesamtverhältnisse zusammenschließt, machen die Romantik und den unwiderstehlichen Zauber dieser Kirche aus.

Die Strebepfeiler — eine Eigentümlichkeit fast sämtlicher Kirchen Danzigs — sind nach innen gezogen und schließen Kapellen in sich ein. Von Zünften oder reichen Familien früher zu gottesdienstlichen Zwecken benützt, ziehen sich dreißig solcher Kapellen rings um die innere Mauer der Kirche.

Still ist es um mich her. Hier und da ein leiser, fast scheu tastender Schritt, von weit her wie leises Gemurmel die Worte der Führerin, die die Schätze der Kirche zeigt. Am Hochaltar stumm versunkene Beter, teils kniend, teils tief gebeugten Hauptes, die innersten Anliegen ihrer Seele vor ihren Gott tragend. Wieviel Not und Elend, wieviel heiße Wünsche und Sehnsüchte, wie brennende Vorwürfe und Anklagen mögen dem da oben wohl, Hilfe und Vergebung heischend, täglich an das Erbarmerherz gelegt werden.

Herrlich ist dieser Hochaltar, zum Gebet und zur Andacht geradezu zwingend. Jahrhunderte haben an ihm gearbeitet. Das gewaltige Mittelstück noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammend. Der große Augsburger Meister Michael Schwarz war sein Schöpfer. Aus dem Erlöse eines Ablaßbriefes, den Papst Leo X. auf Ansuchen des hohen Rates der Stadt erließ, wurde der kostbare Schrein hergestellt. Damals schon müssen die Honorare für berühmte Künstler nicht gering gewesen sein. Wenigstens geht die Überlieferung, daß Meister Michael für diesen Altar eine so hohe Summe einheimste, daß man in Danzig die Spottreime auf ihn machte:

Meister Michael hat sich reich gestohlen,
daher er nun nicht mehr darf mohlen.

Aber freilich, er hat dafür auch etwas geleistet. Denn, ganz in der Schule Albrecht Dürers gehalten, ist dieser Hochaltar in seiner reichvergoldeten Schnitzarbeit wohl eins der größten Prachtwerke der damaligen Zeit.

Wie manches Mal habe ich, schon als Schüler und dann in reifen Mannesjahren, bewundernd zu seinen Füßen gestanden und mich in diese Welt von Schönheit und frommer Phantasie versenkt, habe mir diese entzückenden Darstellungen aus dem Leben der Jungfrau Maria zu eigen zu machen gesucht, die in kleinen Feldern die äußeren Flügel erfüllen.

Aber das Schönste und Unvergeßlichste war doch, wenn diese Flügel an den großen Festtagen weit, weit sich öffneten und das geblendete Auge in eine Welt von lauter Gold und Herrlichkeit hineinsah, in deren Mittelpunkt auf einem Throne Maria saß, über ihr der Heilige Geist in der Gestalt einer Taube schwebend, und wieder darüber eine von zwei Engeln getragene Krone. Durch ein Gitterwerk aber von Maria geschieden: Gott, der Vater, und Christus, der Sohn. Und dann, das Ganze krönend: das Lamm Gottes und der Kelch.

Eine seltsame Mär geht mir durch den Sinn. Ein leichter junger Edelmann verführte die Tochter eines großen Bildhauers. Dieser lud ihn unter dem Vorwande, ihm ein neues Werk zeigen zu wollen, in sein Atelier, tötete ihn mit einem Dolchstich, legte ihn auf ein hölzernes Kruzifix und nahm ihn im Augenblick des Scheidens auf.

So, erzählt man, sei das berühmte Kruzifix in der Elftausend-Jungfrauen-Kapelle in St. Marien entstanden. Und wirklich, wer die packende Realistik sieht, in der dies Werk geschnitzt ist, der muß zu der Überzeugung gelangen, daß es der Künstler nur nach einem wirklichen Modell habe schaffen können. Langsam sinkt das scheidende Haupt vermöge der eigenen Schwere auf den Brustkasten hinab, in der letzten, kaum noch bewußten Qual zuckt der ganze Leib, ein schmerzlich verschmachtender Ausdruck liegt auf dem edlen, blassen Antlitz, die umflorten Augen brechen. Das tiefe Geheimnis, zugleich die stolze Majestät des Todes umschauern uns an dieser Stelle.

Wer der Schöpfer dieses unvergleichlichen Kunstwerkes ist ... niemand weiß es. Eine naivere Zeit hat es einmal Michelangelo zugesprochen. Deshalb wohl nennt man heute den Meister dieses Kruzifixes den „deutschen Michelangelo".

* * *

In gebrochenen Strahlen äugt die Sonne durch die alten Kirchenfenster. Dann schwindet sie, und auch die hellen Lichter, die über die hohen Backsteinpfeiler spielten, beginnen zu weichen... langsam, eins gewissermaßen nach dem andern. Eine leise Wehmut ist jetzt in der Stimmung. Die Schatten der Vergänglichkeit gleiten durch die schlummernde Ewigkeit. Mir kommt zum Bewußtsein, daß ich über Gräber schreite. Der ganze weite Fußboden der Marienkirche ist von alten Grabsteinen erfüllt. Unter ihnen ruhen Särge, die erstaunlich gut erhalten sind, wie eine kürzliche, durch die Senkung des Bodens notwendig gewordene Ausgrabung ergab.

Unter diesen zum Teil kostbaren und wertvollen Grabsteinen befinden sich zwei von geschichtlicher Merkwürdigkeit. Der erste, nicht unweit der Elftausend-Jungfrauen-Kapelle, birgt die sterblichen Reste der beiden Bürgermeister Arnold Hecht und Konrad Letzkau, die vom Komtur von Plauen in das Danziger Schloß gelockt und dort ermordet wurden. Der andere im entgegengelegenen Schiffe bedeckt den Sarg des Begründers der deutschen Dichtkunst, Martin Opitz von Boberfeld. Vor den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges floh er nach Danzig und erlag hier der Pest.

Jetzt stehe ich in der Barbarakapelle, der Schatzkammer der Marienkirche. Mit ihren 123 kostbaren, zum Teil aus dem 12. und 13. Jahrhundert stammenden Meßgewändern wird sie von keiner anderen Schatzkammer der Welt, nicht einmal von St. Peter in Rom, übertroffen. Dazu kommen reich gestickte Decken, Paramente, Sargumhüllungen und weiter: Monstranzen, Meßkännchen, wundervolle Haus- und Reisealtäre, altertümliche Blasinstrumente, Antiphonarien, Kupferstiche und Schrotblätter in nie dagewesener Fülle und Schönheit.

Durch die Dämmerung funkelt der goldige Messingschein des Taufsteins, der, im 16. Jahrhundert in Holland gegossen, auf einem Schiffe hierher gebracht wurde, während der ebenfalls aus Messing gefertigte Schalldeckel wegen seiner ungeheuren Schwere bei einem wütenden Sturm, um das Schiff vor dem Untergang zu retten, über Bord geworfen wurde.

Schon befinde ich mich unter dem alten Hauptturm, in dem die sechs Glocken hängen, so groß und wuchtig, daß man es nicht zu fassen vermag, wie sie damals so hoch hinaufgebracht werden konnten. Und durch die zunehmende Stille, die ihre geheimnisvollen Schwingen weiter und weiter breitet, ist mir, als vernehme ich die leise, langsam schlürfenden Schritte der Blinden, die diese Glocken in früherer Zeit läuteten und die steilen Treppen mit nie fehlender Sicherheit auf und nieder stiegen.

Und wenn dann durch die hohen Masten des Mittelschiffes die Umrisse der gewaltigen astronomischen Uhr dort drüben, unweit von Martin Opitz' Grabstein, im nördlichen Langschiff, glitzernd hindurchschimmern, dann steht eine andere Gestalt vor mir: Hans Düringer, der

geniale Schöpfer dieser Uhr, den man blendete, damit er für keine andere Kirche der Welt ein ähnliches Kunstwerk schaffte. Er aber sann auf Rache. Und als man eines Tages, weil die Uhr nicht richtig ging, zu ihm schickte, damit er den Schaden besserte, zertrümmerte er mit einem einzigen Hammerschlag das ganze herrliche Werk.

Ja, es ist seltsam, wie man in der nüchternen Prosa des Tages über solche Geschichten weise lächeln kann — — und wie sie einen dann in einer Stunde und Umgebung, wie dieser, packen und nicht mehr lassen!

Einen Augenblick weile ich in der Reinholdskapelle, deren aus der Mitte des 15. Jahrhunderts nach Nürnberger Art gehaltener Altar es mir seit je angetan hat. Alles an ihm ist von einer wundervollen Schlichtheit, dabei von unnachahmlicher Lieblichkeit: diese aus kapellenartigen, architektonisch geschmückten Vertiefungen grüßenden Bilder aus dem Leben der Jungfrau Maria, die prachtvoll erhaltene Goldverzierung, die frische, den Blick immer wieder anziehende Farbenwirkung.

Und mehr noch fesselt in dieser interessanten Kapelle: eine neuerdings von Kennern viel beachtete Pieta aus polychromiertem Sandstein. Und dort drüben eine ebenfalls aus feinstem Sandstein gebildete Madonna mit dem Jesuskinde, der ein zum Tode verurteilter Töpfergesell sein Leben verdankt haben soll.

* * *

Und nun das Größte und zugleich das Unbeschreibliche. Der berühmte, viel begehrte und viel beneidete Schatz der Marienkirche: Hans Memlings Tafel vom Jüngsten Tag.

Es sind jetzt weit über hundert Jahre her, da wurde dies Bild, das man bisher, als es durch den kühnen Schiffer Paul Benecke erbeutet und an einem Pfeiler in St. Marien aufgehängt wurde, in seinem künstlerischen Werte weder erkannt, noch beachtet hatte, durch den beutegierigen Napoleon nach Paris verschleppt. Als aber der Glücksstern des Korsen sank, gelangte es nach einem erzwungenen Aufenthalt in Berlin endlich an seine alte Stätte nach St. Marien in Danzig zurück und wurde in feierlichem Gottesdienst der Gemeinde wiedergegeben.

Wie ungezählte Augen haben seitdem, vier Jahrhunderte hindurch, bewundernd und andachtsvoll auf diesem Bilde geweilt! Mit wie gewaltigen Zungen hat es so zu manchem gesprochen, wie ein Menschenmund nie sprechen kann: erhebend, erschütternd, tröstend, zur Umkehr rufend!

Zwei Flügel hat dieses Gemälde und ein Mittelstück.

Christus auf dem Regenbogen, die Welt zu richten. Das die Darstellung des Mittelstücks.

Wie aus Metall gegossen greift dieser Regenbogen durch den bräunlichen Goldgrund des Himmels und die farbenschillernden, saftig sich kräuselnden Wolken. Die nackten Füße des Heilands ruhen auf der schwebenden goldenen Weltkugel, in der sich die nächsten Gegenstände in feinster Farbentönung spiegeln. Über ihm in der Luft schweben Engel, von denen einige die Leidenswerkzeuge, andere die Posaunen des Gerichtes tragen. Zu seinen beiden Seiten aber schließen sich dem Heiland, auf dessen Antlitz heilige Wehmut und richterliche Strenge wohnen, in einem nach vorn geöffneten Halbkreis die meisterhaft gemalten zwölf Jünger an; rechts von ihm kniet Maria als Fürbitterin, links Johannes der Täufer.

Da unten aber ist der Jüngste Tag angebrochen. Die Gräber tun sich auf. Die Toten stehen auf. Furcht, Entsetzen, Zweifel, zagende Hoffnung malen sich auf ihren Gesichtern. Als Farbenmittelpunkt aber des ganzen erschütternden Vorganges tritt jetzt die Hauptfigur hervor: der Erzengel Michael mit dem golddurchwirkten, rotglühenden Mantel und dem glänzenden Panzer, das Auge in dem Ausdruck seiner unparteiischen Gerechtigkeit fast teilnahmlos zu Boden gesenkt. Seine Linke hält die Wage des Gerichtes, in der eben zwei Auferstandene gewogen werden, von denen der eine begnadigt, der andere in der hoch aufflatternden Wage zu leicht befunden wird (cf. Daniel 5, 27).

Der linke Flügel stellt die Qualen der Verdammten im Fegefeuer der Hölle dar. Auf jedem Antlitz zeugt ein anderer Ausdruck der Qual und des Entsetzens von der tiefen Seelenkenntnis des Malers.

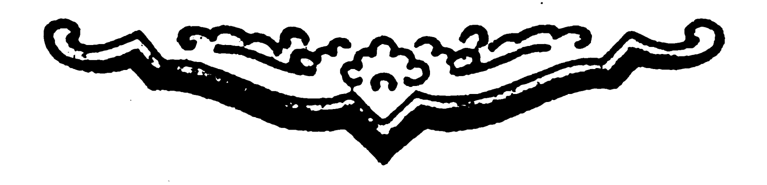
In wohltuendem, beschwichtigendem Gegensatz steht hierzu der rechte Flügel. Hier herrscht Friede und selige, verklärende Ruhe. „Die treu erfunden worden", ziehen ein in die hehre Ewigkeit. Über blühenden Rasenteppich, aus dem die Veilchen leuchten und der Dolden saftige Blumenpracht und die schlanke, demütig sich neigende Feuerlilie, steigen sie auf kristallener Treppe empor. Petrus als Pförtner, die Himmelsschlüssel in der Hand, heißt sie willkommen, zwei Engel bekleiden sie mit dem hochzeitlichen Gewande. Und über alles das erheben sich in großartiger Architektonik die Balustraden und Zinnen der hochragenden Himmelsburg, von musizierenden Engeln belebt, die Gottes Lob singen und von oben herab Blumen auf den Weg der Einziehenden streuen. Und nun verliert sich alles in Gold, den Abglanz der Herrlichkeit Gottes.

Es ist noch so unendlich viel in diesem Bilde — aber beschreiben läßt es sich nicht. Denn wer will das Unbeschreibliche beschreiben? In still empfänglicher Seele nur kann es empfunden, in wortloser Andacht erlebt werden.

Anfangs zwar steht der Beschauer ein wenig fassungslos diesem Bilde gegenüber. Der Gesamteindruck, vor allem diese endlose Menge unabsehbarer nackter Gestalten, die sich wie ein dichter Knäuel unentwirrbar vor ihm zusammenballt, verwirrt und betäubt ihn. Aber je länger und suchender er sich in seinen Anblick versenkt, um so mehr weichen die Nebel vor seinen Augen, und ihm ist, als habe er das Gemälde vom Jüngsten Tag niemals in so erschütternder Darstellung gesehen.

St. Marien in Danzig — eine Welt von deutscher Kraft und Größe, von heiliger Kunst und himmelstrebender Architektonik tut sich auf. Wer je das Glück gehabt, in stiller Stunde durch diese unermeßlichen Hallen, unter diesem Sterngewölbe zwischen den hochstrebenden Pfeilern zu wandeln, der weiß, welche Schätze die vom Deutschen Reich getrennte Stadt besitzt, welche heilige Verantwortung sie hat, diesen Reichtum treu und deutsch zu wahren.

Artur Brausewetter





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Nochmals das Shakespeare-Geheimnis

(Man vergleiche dazu die Aufsätze von Schneider, Brandl und Bleibtreu im September-, November- und Maiheft des Türmers!)

Zu der nachgerade verheerenden Shakespeare-Frage (Hie Bacon! Hie Rutland!) haben sich drei bedeutende Fachmänner geäußert, die — wie die gesamte akademische Wissenschaft — am Stratforder festhalten. Geheimrat Prof. Dr. Alois Brandl, der Verfasser der bekannten Shakespeare-Biographie, Anglist der Universität Berlin, schreibt uns in einem Briefe:

„... Den Shakespeare-Phantasten ist nicht gut nachzugehen; sie behaupten in wenigen Zeilen mehr, als ein ernster Forscher in Jahren entkräften kann. Niemals hätte ich gedacht, daß z. B. Shakespeare auf dem Foliobild von 1623 die Weste umgekehrt an hat, wie Bleibtreu im ‚Türmer' mir vorhält. Wie soll ich dagegen aufkommen? Alle Westenbilder des 16. und 17. Jahrhunderts aufstöbern und vergleichen? Ich treibe nicht Schneidergeschichte. Wahrhaftig, was wir vom realen Shakespeare wissen, das glaube ich zusammengetragen zu haben, ehrlich und verständlich; da bringe ein Zweifler zunächst Gegenbeweise und nicht Einfälle aus der Luft!"

Gleichzeitig, und in ähnlichem Sinne jede Erörterung ablehnend, schreibt Geheimrat Prof. Dr. Max Förster, der Anglist der Universität Leipzig:

„... Ihrer Meinung, daß sich die Shakespeare-Fachwissenschaft mit solchen Behauptungen zu beschäftigen habe, vermag ich allerdings nicht zuzustimmen. Es handelt sich bei all diesen Theorien nicht um logisch gewonnene Erkenntnis, sondern um sogenanntes ‚gefühlsmäßiges' Erfassen. Wir wissen aber aus Volkelts neuer Schrift über ‚Gefühlsmäßiges Erkennen', daß so gewonnene Erkenntnis nicht mit logischen Gründen bekämpft werden kann. Es ist wie mit allem Aberglauben: er sitzt unausrottbar fest. Sie würden doch auch wohl nicht vom Mediziner verlangen, daß er solche Vorstellungen, wie das Sterbenmüssen des Dreizehnten, widerlegen solle. Das ist Aufgabe des Schullehrers oder des Pfarrers oder auch des Psychiaters. So gehört auch die Psychose der Anti-Shakespeareaner nicht vor unser Heilforum. — Von ‚Leisters Commonwealth', das Herr K. Schneider kennen zu lernen wünscht, liegt ein Exemplar auf der Universitätsbibliothek in Würzburg. Ein andres in meiner hiesigen Seminarbibliothek ist leider gestohlen worden."

Inzwischen wächst die Bacon-Legende unbekümmert weiter, eine ältere Schwester der Rutland-Hypothese. Frau Deventer von Cunow hat uns neulich im Nietzsche-Archiv einen Vortrag gehalten, worin sie ihre Meinung dahin zusammenfaßte: Bacon nebst Essex sind Söhne aus der Geheimehe des Grafen Leicester mit Königin Elisabeth; Bacon ist der Dichter der Shakespeare-Dramen; er mußte, als eigentlicher Kronprinz, seinen Verfassernamen geheim halten, hat aber in den verwickeltsten Chiffren (Geheimschrift) und auch in den Dramen die Tatsache der Nachwelt überliefert, daß er, Francis Bacon, ein Tudor und Prinz von Wales sei usw. Wenn man von hier

aus den „Hamlet" betrachtet, tut sich ja in der Tat der dichterischen Phantasie ein großzügiger Roman auf, eine ungeheure Tragik: aber — Beweise (was wir Deutschen als wissenschaftliche Beweise mit genauester Quellenforschung zu verlangen pflegen) sind trotz alledem nicht erbracht.

Wie solche Beweise aussehen und wie wissenschaftliche Methoden überhaupt gehandhabt werden müssen, zeigt die folgende Betrachtung, die uns der Anglist der Universität Münster, Prof. Dr. Wolfgang Keller, der Herausgeber des Shakespeare-Jahrbuches, für den Türmer sendet. Es ist nur ein Ausschnitt aus der Gesamtfrage; aber wir sind gerade für diese Ausführungen besonders dankbar.

Shakespeare und Shakspere

In der letzten Zeit sind wieder mehrfache, zum Teil ganz maßlose Angriffe gegen die Identität des Schauspielers und Dichters, der uns als der größte Dramatiker der Weltliteratur gilt, gerichtet worden und haben eben durch die Heftigkeit, mit der sie vorgebracht wurden, doch bei vielen Lesern, die der literarhistorischen Forscherarbeit ferner stehen, Zweifel an der Richtigkeit der hergebrachten Darstellung entstehen lassen.

Die Angriffe gehen stets davon aus, daß der Stratforder Bürgermeistersohn und Londoner Hofschauspieler von dem Verfasser der Dramen und Gedichte geschieden werden müsse. Das zeige sich, so behaupten sie, schon in der Verschiedenheit der Namen: auf der einen Seite der Stratforder Shakspere (auch Shaxberd genannt), auf der anderen der Londoner Dichter Shake-Speare. Der eine sei ein roher, ungebildeter, dem Trunk ergebener Vagabund gewesen, der andere ein Mann, der die ganze Bildung seiner Zeit in sich faßte und auch in ethischer Hinsicht auf höchster Stufe stand. Hinter diesem könne sich daher nur ein hoher Staatsmann oder ein Aristokrat verbergen.

Da müssen wir allerdings gleich konstatieren, daß dies ein grobes Mißverständnis ist. Wir wissen zwar, daß der Stratforder Schauspieler keine Universität besucht hat — ebensowenig wie etwa der Verfasser des älteren Hamlet-Dramas, Thomas Kyd, neben Marlowe der bedeutendste Dramatiker aus Shakespeares Generation —, wohl aber die Lateinschule seiner Vaterstadt; und in diesen Schulen der Humanistenzeit konnte ein aufgeweckter, ungewöhnlich begabter Junge doch eine ganze Menge lernen. Von seiner angeblichen „Roheit" weiß kein Zeugnis irgend etwas zu berichten, im Gegenteil wird stets ausdrücklich seine „Gentleness", seine Liebenswürdigkeit hervorgehoben. Ebensowenig haben wir irgendeine Nachricht über sein angebliches „Vagabundieren". Daß er dem Trunk ergeben gewesen sei — wie es ja leider von manchem genialen Dichter bekannt ist —, ist nur eine gewissenlose Übertreibung der Erzählungen, daß der Dichter Shakespeare mit seinem Freunde Ben Jonson und anderen Dichtern zuweilen beim Weine fröhlich gewesen sei, auch noch bei einer Zusammenkunft kurz vor seinem Tode. Das wird also, wohlgemerkt, nicht von dem Schauspieler im Kreise seiner Genossen erzählt, sondern von dem geistesfrohen Dichter. Wenn man die beiden also trennen will, könnte jedenfalls nicht der Stratforder Schauspieler des Trunkes bezichtigt werden.

Aber — da ist doch die Verschiedenheit der Namen! Es lohnt sich also wohl, einmal diesen Punkt unter die Lupe zu nehmen.

Im 16. Jahrhundert hatte man die Wichtigkeit der einheitlichen Schreibung eines Familiennamens noch nicht erkannt. Man schrieb die Namen nach dem Gehör, und da kommen manchmal wundersame Verdrehungen heraus. Marlowe erscheint auch als Marley, Dekker als Dickers, Heywood als Hawood; besonders wild sind die Schreibungen in dem Rechnungsbuch des Theateragenten Henslow, der auch als Hinchlow und Hichley auftritt, unserer kostbarsten Quelle für die Theatergeschichte der Zeit. Bei Shakespeares Kollegen und Freund, dem Herausgeber der Folio, Hemming, weiß man überhaupt nicht, wie man ihn schreiben soll, weil er ebenso oft als Hemmyngs, Hemings, erscheint. Und dasselbe gilt für Shakespeares Meister im Lustspiel

John Lyly oder Lilly, bei dem man sich auch bis heute noch nicht für eine „richtige“ Schreibung entschieden hat.

Wenn wir nun einmal alle erhaltenen Dokumente durchsehen, in denen Shakespeares Name sich geschrieben findet — von 1558, wo im Stratforder Kirchenbuch die Taufe seiner ältesten Schwester eingetragen ist, bis 1623, wo die große Gesamtausgabe seiner Dramen erscheint —, wie sie fast alle in den 161 „Cartae Shakespeareanae“ von dem Londoner Juristen D. H. Lambert 1904 zusammengestellt sind —, dann zeigt sich in der Tat eine verschiedene Schreibung, die auf eine Verschiedenheit der Aussprache schließen läßt: die Stratforder scheinen den Namen „Schäckspehr“, die Londoner meistens „Schäälspehr“ ausgesprochen zu haben, also ähnlich wie wir ihn heute in Süddeutschland meistens „Schäckspier“, in Norddeutschland „Scheekspier“ auszusprechen pflegen. Das ist an sich nicht auffallend: ein Süddeutscher namens Rösle („Röösle“) muß sich gefallen lassen, daß er in Norddeutschland (und schon in Mitteldeutschland) „Rößle“ genannt wird, als ob sein Name vom Roß und nicht von der Rose hergeleitet wäre. Ein Norddeutscher Jancke („Jahnke“) wird in Süddeutschland unweigerlich „Jannke“ ausgesprochen.

Aber sehen wir das ganze Material einmal an. Mit kurzem Vokal der ersten Silbe erscheint der Name in folgenden Schreibungen:

„Shakspere“: Stratforder Kirchenbuch 12 mal (1558—96);
Stratforder Urkunde 5mal (1589);
Stratforder Urkunde, neben 2mal „Shakespere“ (1602);
Stratforder Urkunde (Musterrolle der ausgebildeten Soldaten 1605);
Unterschrift Sh.s unter einer Stratforder Urkunde 1613;
Ausführungsbestimmung zu Sh.s Testament, neben 3mal „Shakespeare“ (1618).
„Sharspere“: Stratforder Kirchenbuch (1608).
„Shakspear“: Stratforder Kirchenbuch (1601).
„Shakspeare“: Stratforder Urkunde, neben 3mal „Shakespeare“ (1610);
Londoner Urkunde 3mal, neben 1mal „Shakespeare“ (1613);
Unterschrift unter Sh.s Testament (1616);
Stratforder Kirchenbuch 2mal (1616 und 1623).
„Shakspeer“: Stratforder Kirchenbuch (1573);
London, Lizenz der Folio-Ausgabe der Dramen (1623).
„Shackspere“: Stratforder Urkunde, neben „Shackespere“ (1589).
„Shackspeare“: Sh.s Testament 2mal (Warwicker Urkunde 1616).
„Shackespere“: Stratforder Urkunden 3mal (1589, 1599, 1602);
Stratforder Brief (1598).
„Shackespeare“: Stratforder Urkunde 7mal (1614).
„Sharpere“: Worcesterer Urkunde (nicht der Dichter, 1582).
„Shagspere“: Worcesterer Urkunde (1582).
„Shakspere“: Stratforder Brief (1598).
„Sharberd“: Verfasser („Poet which mayd the plaies“) von Maß für Maß, Irrungen, Kaufmann im Rechnungsbuch der Hofaufführungen, 4mal (1605).

Was sagt uns diese Liste bis hierher? In Stratford schrieb der Pfarrer den Namen nach der lokalen Aussprache, ebenso wohl der Stadtschreiber, „Shakspere“. Aber gelegentlich schrieben sie statt der älteren Schreibung „spere“ auch die damals modernere Schulorthographie „speare“ und „spear“. Immer scheinen sie das Wort „Speer“ darin zu erkennen. In den Amtsstuben der Nachbarstädte Worcester und Warwick schreibt man statt „Shak-“ auch „Shax-“, „Shag-“ und „Shack-“. Die Form, die von den Angreifern gegen Shakespeares Identität als typisch für den Stratforder Schauspieler herausgegriffen wird — aus dem durchsichtigen Grunde, weil sie sich am meisten von der üblichen Form des Namens entfernt, die Form „S h a k s p e r“ kommt ein einziges Mal vor in einem Privatbrief, der ohne viel Sorgfalt geschrieben ist. Die andere Form „S h a r-

berd“ aber, die sie auch gerne dem „Vagabunden“ anhängen —, ja die ist ja ausdrücklich nur für den Dichter gebraucht! Sie steht, nebenbei bemerkt, in einem Dokument, das auch sonst eine zerrüttete Orthographie aufweist und dessen Echtheit vielfach bestritten worden ist.

Wenn wir ein Wort täglich gebrauchen, denken wir nicht weiter an seine Herkunft oder an die Bedeutung seiner einzelnen Teile. Das tun wir erst bei einem seltenen Wort, das wir in unser Gedächtnis neu einordnen. Das Wort „Shakespear“ mußte im täglichen Gebrauch verkürzt werden zu „Shakspear“, wie etwa aus „cheap-man“ (Kaufmann) die Verkürzung „chapman“ entstanden ist, oder aus „house-bond“ (Hausherr) „husband“. In London aber war der Name selten, und besonders ein Buchdrucker, der doch auf korrekte Orthographie sehen mußte, wird sich die Herkunft des Namens „Shake-spear“ (Schüttel-speer, wohl ursprünglich eine scherzhafte Bezeichnung eines Soldaten oder öffentlichen Wächters) klargemacht haben. Das tat natürlich auch ein Stratforder, wenn er zu solcher Art Überlegung neigte. Daher also begegnen uns die Formen des Namens mit langem Vokal der ersten Silbe: „Shake-“. Wieder schreibt man in Straford veraltet „-spere“, in London dagegen modern „speare“; aber in beiden Orten ohne strenge Konsequenz.

Die Form „Shakespere“ begegnet uns in Stratforder Urkunden von 1575, 1596 (2mal), 1599 (3mal), 1602 (5mal neben je einmal „Shakspere“ und „Shadespere“), 1610 6mal (neben 3mal „Shakespeare“ und einmal in der Aufschrift „Shakspeare“) —; im Londoner Wappenbrief von 1596 und dreimal im zweiten Entwurf von 1599. All dies bezieht sich auf den „Stratforder“. Aber dieselbe Namensform steht auch auf dem Titel von „Verlorener Liebesmüh“, 1598, und von „The Passionate Pilgrim“ 1612, hier doch nur auf den Dichter bezogen.

Die häufigste Schreibung in London ist aber zweifellos die heute fast allgemein übliche, nämlich „Shakespeare“. Sie steht unter der Widmung der beiden Verserzählungen, die die Zeitgenossen dem Ovid gleichstellten, „Venus und Adonis“ (1593) und „Lucretia“ (1594). So schreibt den Dichter auch Francis Meres, der zum erstenmal ein Verzeichnis seiner Werke gibt (1598); so preisen zeitgenössische Gedichte den Autor von „Venus und Adonis“, „Lucretia“, „Romeo“, „Richard“ (1598 und 99). So steht der Name auch auf den Titelblättern von „The Passionate Pilgrim“ (1599), von acht Ausgaben einzelner Dramen von 1600, von „Hamlet“ (1604), „Richard III.“ (1605), „Lear“ (1607), sowie von je drei Ausgaben von 1609 und 1611, von „Lucretia“ (1616) und „Othello“ (1622) und endlich 10mal in der großen Folio-Ausgabe von 1623 (neben 3mal „Shake-speare“). Ebenso wird auch in dem Cambridger Studentenstück „Die Rückkehr vom Parnaß“ (1606) der Dichter von „Venus und Adonis“ und „Lucretia“, aber auch zweimal „our fellow“, der Schauspieler und Rivale Ben Jonsons „Shakespeare“ geschrieben. Die Stelle ist allein schon ein absoluter, mit aller Kunst nicht wegzudisputierender Beweis für die Identität des Dichters mit dem Schauspieler.

Und „Shakespeare“ wird auch der Vater des Stratforders zweimal in dem Wappenbrief von 1596 geschrieben; ebenso heißt er selbst 5mal im Kaufvertrag des Stratforder Hauses (1597), wie als Hausbesitzer in London (1598). Ebenso heißt der Schauspieler im Personenverzeichnis von Ben Jonsons Lustspiel „Jedermann in seiner Eigenart“ (1598) und im Patent der Königlichen Truppe von 1603. „Shakespeare“ wird der Name aber auch in Stratford geschrieben (Urkunde von 1605, zweimal neben einmal „Shakespear“), im Prozeß wegen des Stratforder Zehnten (1610 dreimal), beim Kauf eines Hauses in Blackfriars, London (1613, „William Shakespeare of Stratford upon Avon in the Countie of Warwick, gentleman“ — deutlicher kann man nicht gut sein) und 5mal in der Ausführungsurkunde dazu (1613), sowie (neben „Shakespere“) in dem Prozeß, der sich daran knüpfte (1615). Ebenso steht er zu lesen auf dem Grabmal in der Stratforder Kirche (zwischen 1616 und 23), und endlich in der Ausführungsbestimmung zu Shakespeares Testament (dreimal, neben einmal „Shakspere“, 1618). Auch der jüngere Bruder des Dichters, der Schauspieler Edmund Shakespeare ist bei seinem Tode, 1607, so im Londoner Kirchenbuch eingetragen. Niemand anderes als der Schauspieler kann aber auch unter

dem „Mr. Shakespeare“ verstanden sein, der zusammen mit seinem Freund und Kollegen von der königlichen Schauspieltruppe, Richard Burbage, 1604 ein Wappenschild für den Grafen Rutland anfertigt. Bedeutungslos sind die abweichenden Schreibungen „Shakespear“ (Stratforder Urkunde, 1605) und „Shakesphеare“ in einem Buch des Historikers Camden von 1614.

Von 1598 an haben einzelne Buchdrucker den Namen in seine beiden Bestandteile, das Verb und das Nomen, zerlegt, indem sie einen Trennungsstrich dazwischen setzten. So findet sich „Shake-speare“ auf den Titelblättern von 11 Ausgaben einzelner Dramen zwischen 1598 und 1615, sowie auf den beiden Drucken der Sonette (1609), während in dem Eintrag der Sonette in das Buchhändler-Register der Trennungsstrich nicht angebracht ist. Denselben Trennungsstrich weist aber auch der Name des Schauspielers im Personenverzeichnis des Quartdrucks von Ben Jonsons „Sejanus“ (1603) auf — ein Zeichen, daß der Drucker, der den Trennungsstrich anbrachte, damit keineswegs eine tiefsinnige Unterscheidung zwischen einem pseudonymen Dichter und dem Schauspieler andeuten wollte. In der großen Folio-Ausgabe von 1623 steht neben 10maligem „Shakespeare“ dreimal „Shake-speare“. Und endlich wird die Form „Shake-speare“ auch in dem Gedicht des etwas pedantischen John Davies von Hereford gebraucht, wo er Shakespeare als Dichter und Schauspieler preist (1620). Etwas abweichend schreibt Webster in der Widmung seiner Tragödie „Der Weiße Teufel“ den Namen des Dramatikers „Shake-spear“. Die Schreibung „Shake-Spear“, die Bleibtreu in seinem neuesten Buche der Form „Shakspеr“ (der wir ein einziges Mal begegnet sind) immer gegenüberstellt, kommt überhaupt nie vor: sie ist nur zu Propagandazwecken erfunden.

Jedenfalls können wir durch die Urkunden nachweisen, daß die Form „Shakespeare“ bei weitem die gebräuchlichste war, weil sie die Bedeutung der beiden Bestandteile und die Schulorthographie berücksichtigte, und daß mit dieser Form etwa 38mal der Schauspieler und 32mal der Dichter geschrieben wird, abgesehen von dem 10maligen Auftreten derselben Namensform in der großen Folio-Ausgabe von 1623, die ja ausdrücklich den Schauspieler als Verfasser der Dramen preist. Die Form „Shakspere“ bezeichnet die weniger sorgfältige Stratforder Aussprache — die selbstverständlich auch der Dichter persönlich von Jugend auf bevorzugte, wenn er nicht schulmeisterlich korrekt sprechen und schreiben wollte. „Shake-speare“ mit dem Trennungsstrich endlich ist lediglich eine pedantische Schreibung einiger Londoner Buchdrucker. Lächerlich aber muß jedem, der das Material, das wir hier den Lesern vorgelegt haben, überblickt, der Versuch erscheinen, aus diesen verschiedenen Schreibungen zwei verschiedene Personen herauszuschälen, einen Stratforder Schauspieler Shakspere und einen Londoner Dramatiker Shakespeare. So sehen die Argumente aus, die gegen die Identität von Dichter und Schauspieler vorgebracht werden, wenn man sie wissenschaftlich untersucht. Aber die Angreifer denken gar nicht daran, einen wissenschaftlichen Beweis anzutreten: den überlassen sie einfach den Vertretern der bisher geltenden Ansicht. Sie selbst begnügen sich mit möglichst heftigen Behauptungen. Aber ist es nicht wirklich zu bequem, wenn man für sich allein das Temperament beansprucht und Verstand und Arbeit dem Gegner überläßt? Natürlich, der Beweis ist ermüdender als die Behauptung, auch für den Leser. Aber etwas naiv wirkt der Vorwurf gegen die deutschen Professoren, sie wollten nur deshalb von der Erschütterung der hergebrachten Lehre nichts wissen, weil sie für ihre Stellung fürchteten. Als ob nicht jeder von uns sich freuen würde über eine so sensationelle Entdeckung, mit der man die größten Hörsäle füllen könnte, wenn sich nur der Schatten eines Beweises dafür erbringen ließe und wenn man sich damit nicht vor jedem Anfänger blamierte. Aber wir haben immer das allein vor unseren Studenten vertreten, was wir nach ernstem Studium für wahr hielten — und so soll es auch in Zukunft bleiben. **Prof. Dr. Wolfgang Keller**

Soweit Prof. Keller. Übrigens hat sich nun auch die Shakespeare-Gesellschaft der Sache angenommen: auf der nächsten Tagung (1924) wird Prof. Dr. Emil Wolff (Hamburg), ein genauer Kenner des Philosophen, einen Festvortrag über Francis Bacon halten. **D. T.**



Wo bleibt Scheffels Wartburgroman?

Eine Aufklärung

Scheffel hat bekanntlich im Auftrag des Großherzogs Karl Alexander einen Wartburgroman zu schreiben versucht, ist aber darüber zusammengebrochen. Kremser hat die Bruchstücke entdeckt und sich gründlich in den gesamten Nachlaß des Dichters eingelebt. Wir sind für seine Mitteilungen dankbar. D. T.

Zu der obigen Frage, welche in der letzten Zeit von den verschiedensten Seiten und aus den verschiedensten Beweggründen aufgeworfen wurde, möchte ich, durch besondere Umstände veranlaßt, mit der folgenden knappen Darlegung Stellung nehmen. Diese Darstellung ist für den literarisch interessierten Laien, wie für den fachlich Sachverständigen geschrieben.

Es handelt sich bei dem sogenannten „Wartburgroman" nicht um einen einzigen zusammenhängenden Text-Torso, auch nicht um einzelne kleinere Textfragmente, bei denen sich die Ergänzungen und Brücken leicht herstellen lassen, sondern es dreht sich um ein wahres Labyrinth von Vorstudien, von Quellenexzerpten, von Dispositionen und schließlich auch von Textgestaltungen verschiedensten Grades. Dieser ganze Stoff, der von dem Dichter in fast einem Jahrzehnt intensivster Arbeit zusammengetragen wurde, mußte erst rein systematisch in viele Faszikel geordnet werden. Bei den verschiedenen Gattungen von Niederschriften Scheffels sind ferner zahlreiche Schichtungen zu unterscheiden, die in ihrer zeitlichen Lagerung und in ihren Erlebnis-Impulsen aufs genaueste untersucht werden müssen, will man den Spuren des gestaltenden Dichters einigermaßen folgen können. Der Bearbeiter dieser Handschriftenmassen ist jedenfalls vor eine wahre Sisyphusaufgabe gestellt. Das wird einem vorurteilslos und billig denkenden Menschen — dem wirklichen Sachverständigen sowohl wie dem größten Laien — sofort klar, wenn er sich nur eine einzige Stunde mit dem in Frage stehenden Material beschäftigt, und sei das auch nur in Form einer ganz flüchtigen Durchsicht.

Die erste Voraussetzung für die Erschließung des ganzen Wartburgstoffes und für die Lösung der vielfachen Rätsel, die er aufgibt, ist die Untersuchung der Scheffelschen Quellenstudien und Handlungsdispositionen. Und schließlich die Beschäftigung mit den Quellen selbst. Bei letzteren dreht es sich um Hunderte von Chronisten, von historischen und germanistischen Quellenwerken, von großen Gesamtdarstellungen und von subtilen Spezialarbeiten. Auf eine andere Weise, als durch die Prüfung dieser Indizien — oft der einzigen Anhaltspunkte für Scheffels dichterische Absichten — kommt man an die vielfach verschlungenen und immerfort wieder veränderten Problemstellungen nicht heran. Diese Problemstellungen gehen ins Historische, ins Kulturhistorische, ins Ästhetische, ins Philosophische und versinken zeitweilig in die tiefsten Abgründe haarspaltender philologischer Kritik. Für letzteren Punkt erwähne ich als Beispiel, daß Scheffel sich bei den Vorarbeiten für den geplanten Roman in eingehenden Untersuchungen mit der fast uferlosen Gesamtkritik des Nibelungenliedes und seiner Handschriften auseinandersetzte.

Für den Wissenden ist damit genug gesagt. Die künstlerisch ausgedeutete Entstehungsgeschichte des Nibelungenliedes sollte erst einige Kapitel, später ein ganzes Buch seines Romanes beherrschen, ja zuletzt läßt er den ganzen eigentlichen Wartburgstoff beiseite, um lediglich das Nibelungenlied-Problem zum Gegenstand epischer Darstellung zu machen.

Die ebenso schwierigen wie genialen Problemstellungen Scheffels heben sich ab auf vier Jahrhunderten deutscher Geschichte und deutscher Kulturgeschichte in deren mannigfachen Verzweigungen. In künstlerischer Synthese sucht der Dichter die grundlegenden Elemente einer zeitlich sehr weitgespannten und inhaltlich überaus reichen Entwicklungsphase deutscher Kultur zusammenzufassen, um diese Phase in ihrer fundamentalen Bedeutung für das deutsche Geistesleben verständlich zu machen: Es handelt sich um das Zeitalter der Ottonen und um das der Kreuzzüge mit ihrer symptomatischen Vermischung der verschiedensten Kulturen.

Für den Bearbeiter der Scheffelschen Handschriften springt hier eine zweite Forderung auf. Nachdem er zunächst einen allgemeinen Überblick über den Stoff und seine Quellen gewonnen hat, muß er sich zuerst einmal klar werden über die einzelnen Arbeitsabschnitte im allgemeinen und dann über die sehr komplizierte Wandlung der künstlerischen Absichten im besonderen. Beides läßt sich nur erreichen auf dem Wege vergleichender Betrachtung der hier in Frage kommenden Indizien und Argumente. Diese bestehen aus unzähligen und allenthalben verstreuten Notizbucheinträgen, aus zahlreichen, aber sich leider vielfach widersprechenden brieflichen Äußerungen an die verschiedensten Persönlichkeiten, aus allgemeinen Handlungsdispositionen und speziellen Kapiteleinteilungen in immer wieder veränderter, erneuerter und nach jahrelangem Festhalten doch oft zuletzt noch verworfener Form. Und hierzu gesellen sich schließlich eine Reihe von Textstücken (im ganzen etwa 16 Kapitel), die sehr schwer zu chronologisieren sind. Außerdem lassen sich diese Textentwürfe infolge ihrer zahllosen Korrekturen oft nur mit großer Mühe einigermaßen entziffern und teilweise brechen sie ganz plötzlich ab oder weisen große Lücken auf. Wirklich vollendet sind im ganzen nur etwa acht Kapitel und gerade bei diesen ist anzunehmen, daß sie Scheffel — bis auf vier — zuletzt verworfen hat. Es ist, wie schon gesagt, ein Labyrinth, in dem man sich zurechtzufinden hat und in dem man oft monatelang auf Irrwegen wandelt, ehe man zu derjenigen Lösung kommt, die den größten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat.

Der Fall „Wartburgroman" ist ein ausgesprochener Spezialfall in der deutschen Literatur. Sowohl ob der ganz merkwürdigen und teilweise geradezu pathologischen Art künstlerischen Schaffens oder Schaffen-Wollens, wie hinsichtlich der Schwierigkeiten, die sich demjenigen entgegenstellen, der diesen Rattenkönig auflösen soll. Denn die geschilderte Eigenart des Stoffes zieht seinen Bearbeiter ganz zwangsläufig in dieselben Irrgärten, in denen sich Scheffel zurechtzufinden suchte. Und dieselben Gefahren, mit denen der geniale Dichter verzweifelt rang, türmen sich ebenso zwangsläufig und verhängnisschwer auf für jeden, der dieses Material zu durchforschen bemüht ist. Ja, die Gefahren und Schwierigkeiten sind für den nachspürenden Forscher noch größer. Denn die Zahl der Probleme und der kaum lösbaren Rätsel, vor die sich schon Scheffel gestellt sah, wird für den Bearbeiter seines Nachlasses vermehrt um die Ideenverbindungen, die nur im Gehirn des Dichters bestanden und eine irgendwie geartete Dokumentierung überhaupt nicht erfahren haben, vielmehr nur rein hypothetisch erschlossen werden können. Durch das Fehlen irgendwelcher fortlaufender tagebuchartiger Aufzeichnungen, wie sie bei anderen Dichtern häufig vorhanden sind, durch die oft irreführende Datierung von Notizbüchern, durch die völlige Datumslosigkeit ganzer Briefwechsel und vor allen Dingen der Vorstudien und Dispositionen ist diese hypothetische Erschließung vielfach aufs äußerste erschwert und alles Kopfzerbrechen gegen Irrtümer nicht gefeit. Ich bin aber jetzt in meinen Untersuchungen immerhin so weit gekommen, daß ich etwa 10 Arbeitsschichten unterscheide und, wie ich glaube, ziemlich sicher belegen kann. Einzelne unlösliche Widersprüche muß ich vorerst in Kauf nehmen

Diese Untersuchungen mußten angestellt und müssen noch weiter fortgesetzt werden, ehe an die Herausgabe einzelner Textstücke gedacht werden kann. Diese einzelnen Textstücke würden sonst einfach in der Luft hängen, und kein Mensch könnte klug daraus werden, wie nach des Dichters endgültigen Absichten die Gesamthandlung etwa verlaufen sollte und wie die unzähligen Episoden einzureihen sind, die den Fortgang der Haupthandlung entweder entscheidend beeinflussen oder nur koloristisch beleben sollten. Es wird sich bei dem sogenannten „Wartburgroman“ überhaupt in erster Linie um eine Darstellung der Geschichte dieses Romanes handeln. Diese Geschichte ist eine der erschütterndsten Künstlertragödien. Scheffels Bild als Mensch und Künstler wird immer trüb und unklar bleiben, ehe dieser einschneidendste Abschnitt seines Lebens und Schaffens nicht die möglichste Aufhellung erfahren hat Der Scheffel des Wartburgromans ist ein ganz anderer als der des „Gaudeamus“ oder des „Trompeter von Säckingen“, wesentlich verschieden auch von dem Dichter des „Ekkehard“. Er ist größer im Wollen und größer im Können — „Frau Aventiure“, der „Juniperus“ und die „Bergpsalmen“ sind Bruchstücke des Wartburgromans — aber er ist auch größer im Versagen, so paradox das auch klingen mag. Die Geschichte des Wartburgromans ist ferner eine in ihren Einzelheiten tief ergreifende Belehrung darüber, daß große künstlerische und subtile wissenschaftliche Arbeit niemals im Auftrag oder unter irgendwelcher Bevormundung geleistet werden kann, vielmehr, daß verloren ist, wer sich dauernd auf solche unnatürlichen Abwege drängen läßt.

Als Beleg für meine Darlegung und zur Kennzeichnung der bestehenden Schwierigkeiten führe ich im Folgenden einige wenige Briefstellen aus dem Nachlaß an, die sich auf den Wartburgroman beziehen. Zur Bearbeitung dieses Nachlaßstoffes gehört nämlich als ein bescheidenes Nebengebiet die Lektüre von weit über tausend handschriftlichen Briefen. Die etwa dreihundert Briefe der Mutter Scheffels an Bernhard von Arnswald, den Burghauptmann der Wartburg, welche die wichtigsten Angaben enthalten, sind dabei in der Mehrzahl undatiert und umfassen oft mehr als acht Quartseiten. Bei den Briefen an den Großherzog Karl Alexander von Sachsen handelt es sich um schwer zu entziffernde und vielfach durchkorrigierte Konzepte. Die Briefe Arnswalds sind ebenso, wie die persönlichen Briefe des Großherzogs Karl Alexander, teilweise in einer kaum leserlichen Handschrift geschrieben. Welche Schwierigkeiten der eigenartige Stil Karl Alexanders bereitet, darf als literarisch bekannt vorausgesetzt werden. Ich lasse nun den Dichter und seine herrliche Mutter selber reden:

Scheffels Mutter an Bernhard v. Arnswald (22. 5. 1859)

„. . . er (Scheffel) glaubt hier ungestörter schreiben zu können, als auf der Wartburg oder in Weimar — und das ist gewiß so. Denn Sie würden staunen, teurer Freund, wenn Sie diese Anstalten selbst sehen könnten. In seine alten Folianten verrammelt, ja in ganze Bollwerke von geschichtlichen Belegen, sitzt er in seiner grünen Mansarde, und ich, ein Stockwerk tiefer, stehe ewig Schildwache, daß kein Besuch ihn überrumpelt. Und ich locke sie alle, die ihm gelten, zu mir herein oder lasse mit dringendst anbefohlener Strenge ihn verleugnen. Ja, ich selber darf ihn nur besuchen, wenn ich als sein Rabe ihm einige Speise und einen kühlen Trunk bringe. An die Gartentüre habe ich einen schweren inneren Riegel anbringen lassen, damit auch dort ihn niemand überrasche, wenn er unten schreibt . . .“

Scheffels Mutter an Bernhard v. Arnswald (Ende 1859?)

„. . . und es steigen bereits schon große Sorgen herauf, daß er (Scheffel) es wieder zur Überarbeitung treibe. Denn noch ist es uns nicht gelungen seit seinem Hiersein, ihn nur zu einem einzigen Ausgang zu bewegen. Und nun hört er sogar auf, mit uns zu Mittag zu essen und begehrt sein kleines Diner zu sich herauf, wo unter Büchern und Papieren fast kein Teller niedergestellt werden kann. Das fängt an, mir bange zu machen. Ich rede — ich predige — aber es hilft nicht! . . .“



Scheffel an Arnswald (27. Mai 1861)

„... Mein besonderer Kummer ist, daß meine Studien und begonnenen Arbeiten wie ein Torso herumliegen. Seit November v. J. war ich außerstand, nur einen Strich daran zu tun. Die fortwährende Zurückversetzung der Gedanken in ferne Jahrhunderte und namentlich der schwierige Versuch, die Entstehung des Nibelungenliedes aus den im Gedicht gegebenen spärlichen Andeutungen und aus dem, was sonst über Passau, Bechelaren, Ungarland usw. zu ermitteln ist, zu einem lebensvollen Bild zu gestalten, hat mich in ein wahres Labyrinth von Forschungen geführt, aber müd gemacht...“

Scheffel an Arnswald (31. Dezember 1862)

„... Mein geistiges Leben war allezeit auf die Ziele gerichtet, ein lebensvolles Bild deutscher Vergangenheit in einer Reihe von Zügen aus Schutt und Moder der historischen Quellen zu enthüllen. Aber mehr als je habe ich erfahren, daß man bei Beginn einer solchen Arbeit nicht bemessen kann, wohin Wind und Wellen treiben —

... Die Studien über die erste Gestaltung des Nibelungenliedes, das als lateinische Dichtung schon zwei Jahrhunderte vor der Wartburgsängerzeit vorhanden gewesen sein mag, waren unsäglich mühsam und werden ebenfalls zu großen Dimensionen anwachsen...“

Scheffel an Arnswald (15. Mai 1863)

„... ich fühle mich innerlich wieder soweit gekräftigt, um die durch mein Krankfein 2 Jahre lang unterbrochene große Arbeit über den Bischof Piligrin und den Meister Conrad, d. h. über die Zeit, in der das Nibelungenlied seine erste Niederschreibung erhielt, wieder aufzunehmen. Erst wenn dies überwunden ist, kann ich mit voller wissenschaftlicher und künstlerischer Sicherheit die Poeten des XIII. Jahrhunderts schildern.

Das Übermaß der Studien zu jener Zeit hat mir — da es eine Bahn durch Gestrüpp und Dornen, ein ziemlich labyrinthisches Irrfahren war —, die schwere psychische Abspannung zugezogen, die mich so übel zugerichtet hat....“

Scheffel an Großherzog Karl Alexander (15. VI. 1860)

„... In Passau und Freising habe ich noch wenige Notizen zu sammeln; in 14 Tagen ist die Fahrt zu Ende, der Rohstoff gewonnen und die künstlerische Verarbeitung kann fröhlich weitergedeihen. Aber proteusartig ändern sich Entwürfe und Gestaltungen unter der schaffenden Hand, und ich weiß nicht Tag noch Stunde, wo etwas Fertiges herausgeschafft sein wird ... Die guten Geister, die bisher über Berg und Strom geholfen, werden mich an das ersehnte Ziel, dem ich halb unwissend — wie ein schwacher Steuermann, von starken Wogen getrieben — entgegensteure, gelangen lassen....“

Scheffel an den Großherzog Karl Alexander (7. X. 1860)

„... Die Geschichte der ersten Nibelungenlied-Dichtung, die ich anfänglich in die Geschichten Violas und des Sängerkriegs einzuflechten gedachte, hat Dimensionen angenommen, wie die alte Ulme im Klostergarten-Schlößlein zu Hirsau. Sie ist zum Dach herausgewachsen und überragt mit üppig wogender Wipfelkrone ihre steinerne Umfassung. Ich werde gezwungen sein, sie als selbständiges Ganze aus dem ihr bestimmten Rahmen abzulösen. Der Bischof Piligrin, da er die alten Mären aufschreiben ließ, hat schwerlich überlegt, daß er einem Epigonen nach 900 Jahren dadurch so manche Sorge zu Wasser und zu Lande bereiten würde....“

Scheffels Mutter an Bernhard v. Arnswald (Sept. 1861?)

„... unaufhörlich arbeitet Joseph (Scheffel) wieder daran (am Wartburgstoff! W. Kr.). Aber es fördert nicht. Es ist ein fortwährendes Sammeln von Vorstudien und Nachforschen in immer neuen Geschichtsquellen und Exzerpten, die sich so anhäufen, daß er selbst kaum imstande sein wird, sie wieder durchzulesen....“ *

Scheffel an Bernhard v. Arnswald (2. Januar 1861)

„... zum erstenmal in meinem Leben hab ich meiner Kraft zu viel zugetraut und mir den Schein eines leichtsinnigen Gesellen, der von größeren Dingen redet, als die er ausführt, zugezogen. Der Kummer darüber mag mitgewirkt haben zu der schweren Verdüsterung alles Denkens, die in wirklicher drohender Krankheitsform über mich einbrach. — Jetzt bin ich durch diese Warnung meinen Büchern und Studien und halbausgeführten Kapiteln ferngerückt. Aber wenn der leibliche Mensch geflickt ist, nehme ich einen zweiten Anlauf. Denn eine hartnäckige Zähigkeit im Grunde des geistigen Lebens läßt keinem anderen Gedanken Raum, als dem, dereinst, wie Heinrich Ofterdingen, nachdem er zuerst leichtsinnig die Wartburg verscherzt, doch als Sieger, mit dem ehrlich errungenen Sängerpreis, zum zweitenmal zu ihr zurückzukehren. Und dazu brauch' ich gottlob keinen dämonischen Helfer, wie den Meister Klingsor; sondern nur Zeit, Genesung und langsames Verwerten gesammelten Stoffes, der jetzt leider wie ein großer, dem Unbekannten kaum verständiger Torso, umherliegt....“ *

[* So kennzeichnen Mutter und Sohn das Handschriftenmaterial, welches heute zu bearbeiten ist. An die vielen Notizbücher und Briefwechsel ist dabei selbstverständlich noch gar nicht gedacht. K.]

Nach all dem bisher Gesagten und Angeführten erscheint es wohl klar, daß die Durcharbeitung des Wartburg-Stoffes eine bis jetzt noch ganz unbestimmbare Zeitspanne beanspruchen wird. Welche anders gearteten Hemmungen dabei noch abgestellt werden müssen, das gehört nicht in den Rahmen dieser Erörterung.

Der heutigen Aufklärung sollen in nächster Zeit ausführlichere Mitteilungen über den Wartburgroman folgen. Es ist beabsichtigt, damit einige Proben aus den Texten und Plänen zu verbinden. Interessante Notizbucheinträge des Dichters sowie eine Reihe von Briefen werden diese eingehendere Darstellung abrunden. Werner Kremser.



Die Cynthia des Properz

Einer der besten Kenner des klassischen Altertums rühmte den Sextus Propertius als größten Liebesdichter, der durch innere Wahrheit alle Liebesdichter der Griechen, Römer, der Italiener, Franzosen und Deutschen übertroffen habe. Römischer Schwung, Ciceronianische Fülle zeichnen seine Sprache aus, deren Reichtum erst Theodor Birt in seiner Daktylenübersetzung des Properz gerecht geworden ist. Zeitgenosse des Horaz, Freund und Verehrer des Vergil, gleich beiden von dem vornehmen Maecenas gefördert, hat Properz all sein Dichten und Können in den Dienst der Liebe zu der Einzigen gestellt, die er im Gedanken an den Cynthischen Gott Apollo seine Cynthia nannte und noch 20 Jahre über ihren frühen Tod hinaus in Treue besang. Das ist ein so origineller Fall, wie wir ihn in der Weltliteratur nicht leicht wieder finden.

Einer unserer Meister, Geheimrat Dr. Theodor Birt, ordentlicher Professor an der Universität Marburg, der am 22. März vorigen Jahres seinen 70. Geburtstag gefeiert hat, gibt uns ein

fesselndes Charakterbild dieses eigenartigen Dichters und eine sorgsame Auslese seiner Elegien in dem Buche: „Die Cynthia des Properz“ (Quelle & Meyer, Leipzig). Papier, Druck, Einband in der Ausstattung solider Friedensarbeit: eine sinnreiche Gabe für die Birt-Gemeinde!

Diese Studie beruht auf langjährigen wissenschaftlichen Vorarbeiten. Er gibt sie einem Publikum, welches für hohe Dichtkunst ein offenes Ohr hat. Die Cynthia des Properz nennt er ein „geniales Rasseweib“, wie es die Antike uns selten zeigt. Er nennt ihren Sänger einen der intensivsten, schwung- und kraftvollsten Liebesdichter, die wir haben, einen „Heißsporn der Liebe“, der sich von idealistischer Schwärmerei zum zaghaften, dann zum grellen Realismus, zu einer Darstellung entwickelt hat, der auf dem Gebiet der Liebesdichtung kaum etwas an die Seite zu stellen ist. „Auf alle Fälle ist es kein Verbrechen, sich für Properz zu interessieren. Das wußte schon Goethe.“

Sextus Propertius stammt aus Assisi, wo Jahrhunderte später der heilige Franziskus geboren wurde und sein Liebeswerk, die Agape im edelsten Sinne, begann. Properz widmete sein Leben einer enger umkreisten Liebe: dem Eros. Im Bürgerkrieg der Republik Rom kämpfte er für Marcus Antonius und wurde nach der Schlacht bei Philippi, 44 v. Chr., von dem Sieger Octavianus seines ganzen väterlichen Besitzes beraubt. Seine Fluren, sein Viehbestand, seine weiten Jagdgründe wurden ohne Entschädigung weggenommen und den Veteranen des Siegers geschenkt. Properz war damals etwa acht Jahre alt. Er kam nach Rom, besuchte die Schule und bereitete sich für den Rednerberuf vor. In seinem 17. Jahre kämpfte er, der Ästhet und Pazifist, in dem Aufstand der um ihren Besitz gebrachten Landwirte gegen Oktavian. In Perugia bei Assisi kam es zum Entscheidungskampfe Roms gegen die schöne Heimatprovinz des Properz, Umbrien. Die Stadt Perugia wurde niedergebrannt, dreihundert der angesehensten Bürger nach Rom geschleppt und dort grausam abgeschlachtet, was Properz mit ansah. In tiefem Groll gegen Oktavian, den späteren Kaiser Augustus, richtete er zwei scharfe Gedichte gegen diesen. Er verschwand in dem großen Rom vor der Rache des Kaisers, der ihn zeitlebens nicht kennen gelernt hat.

Bald entflammte den jungen Dichter die Leidenschaft für das bereits erwähnte schöne Weib. Diese „Cynthia“ war Römerin, aus einer wahrscheinlich vornehmen Familie in Tibur, dem Sommeridyll des Horaz: hochgebildet, von feinstem Zuschnitt, vom römischen Hochadel umworben. Properz nähert sich ihr, die etwas älter war als er. Hingerissen vom Reiz ihrer Erscheinung, von ihrer Anmut und durchgeistigten Schönheit, schwärmt er sie an. Wenn die Nachbildung der antiken Plastik, die dem Buchtexte vorangesetzt ist, auch nur entfernt dem Original der Cynthia entspricht, so entstammt sie unverkennbar der nordischen Edelrasse. So konnte nur eine Germanenenkelin aussehen: dieses Ebenmaß des feinen Gesichtes von reinem Oval mit den edlen Linien holder Herzensgüte wuchs nur in den damaligen reinrassigen Germanen auf, wie wir sie aus römischen und hellenistischen Kunstwerken kennen. Auch das Minnige dürfte der Römerin innerlich fremd sein. Nur die etwas kurzen Beine und die niedrige Stirn, wie die kunstvoll gezirkelte Frisur wollen wir der Römerin lassen.

Properz nähert sich seiner Cynthia durch seine Gedichte und gewinnt ihre Neigung, die wohl nicht zu allesbesiegender Liebe emporwuchs, da sie mitunter durch Launen, einmal sogar durch Eifersuchtswut getrübt wurde. Aber Cynthia wurde seine Schöpfung, er verewigte ihr Bild. Schön, geistreich, temperamentvoll, auch Dichterin, Sängerin und Tanzkünstlerin, wird Cynthia seine Herrin: Domina, Donna, Dame. Wir erleben das Überraschende, daß uns die sonst so nüchterne, kühle, hart befehlende Römersprache in Properz das Tiefempfundenste, Innigste und Reichste gab, das schwerlich ein Moderner an Kunst der Darbietung übertroffen hat. Das elegische Distichon, wie wir es in Goethes Alexis und Dora und Schillers Spaziergang kennen, ist ihre Ausdrucksform.

Properz mußte sich als Epigone griechischer und römischer Liebesdichter erst zu seiner Originalität emporringen. Der junge, frühreife Südländer geriet in fiebernde Leidenschaft, die

den Dichter weckte. Anfangs scheu und weiberfeindlich, wurde er von der gereiften Cynthia ergriffen, die älter war als er. In Rausch und Schrecken fühlt er die Übermacht des Weibes. Nicht Tatmensch, sondern Ästhet, lebt er sich zuerst großatmig im Wort aus, bis er seine Eigenart findet und neue Wege der Liebesdichtung eröffnet.

Nur etwa drei Jahre verkehrt er mit Cynthia. Sie starb früh, aber sie lebt für den Dichter fort. Volle zwanzig Jahre blieb seine Phantasie von ihr beherrscht.

Wir erfahren von Properz, wie Cynthias äußere Erscheinung war: sie ist hochgewachsen, dunkelblond, sie hat schmale Hände und einen schwebenden Gang. Alles deutet auf gutes Familienerbe. Sie ist wohlhabend, führt einen geordneten Haushalt, macht Reisen im Wagen und besucht das kostspielige Seebad. Sie spinnt und webt mit ihren Dienerinnen. Diesen, ihren Vertrauten, schüttet sie bei der Arbeit ihr Herz aus, sie grämt sich und schmollt; an ihrem Geburtstag betet sie früh, wäscht und frisiert sich, kleidet sich festlich, bringt am Hausaltar ein Opfer dar, bewirtet abends Gäste, die sich zur Unterhaltung mit ödem Würfelspiel begnügen müssen. Sie bevorzugt den Properz wie an jedem Geburtstag.

Bei aller Verehrung für Cynthia wahrt sich Properz die volle Unabhängigkeit des unbestechlichen Urteils aus genialer Wirklichkeitsauffassung. Er sieht die Schattenseiten des Weibes und schildert sie bis zu derber Komik. Er verübt selbst eine allzu bohèmeartige Frechheit und wird dafür von seiner empörten Donna zerkratzt und zerbissen. Er gibt Momentbilder von ihr, wie sie wütend die Tische umstürzt, wie sie von Tibur den Dichter einlädt, noch rasch im Abenddunkel zu kommen, indem Banditen auf den unsicheren Straßen das Leben des Wanderers bedrohen, wie er die Angst vor der Lebensgefahr überwindet und zu ihr eilt.

Properz erklärt seinem Gönner Maecenas, daß er Liebesdichter bleiben will. Aber er wendet sich scharf gegen den Luxus, der die Frauensitten verdirbt. Er eifert gegen die Goldgier der Großkaufleute. Er preist die naturwüchsigen Spartanerinnen und ihren Nacktwettlauf am Eurotas. Er verherrlicht seinen stillen, weltfremden Freund Vergil und verkündet den Ruhm der gerade entstehenden Aeneide. Er verherrlicht die Treue der Ehe.

Hätte Properz nichts weiter geschrieben als das Gedicht, welches Tizian zu seinem berühmten Gemälde „Die irdische und die himmlische Liebe“ angeregt hat, so würde sein Name nicht vergessen. Es erwuchs aus dem gleichen Motiv, welches den Luxus, die Eitelkeit und die eheliche Untreue als Entwürdigung des Weibes verurteilt. Er wendet sich gegen die Putzsucht des Weibes in gleichem Sinne. Ein Lobgesang auf die Idealität des Nackten, das sich in Keuschheit hüllt, das war schon ein Thema von Plato. Properz behandelt es in einer Elegie. Er sagt:

> Auf mein Wort: kein Mittelchen gibt's für die eigenste Schönheit.
> Amor, die Liebe, ist nackt, liebt nicht Gefallen durch Kunst.

Er verweist auf die Heldenfrauen, die nicht durch Schminke, Prunk und Edelsteine das Herz der Helden gewannen:

> Antlitzschöne nur tat es, von keinem Rubinen geschändet,
> Farbengesund wie ein Bild, welches Apelles gemalt.

Apelles, der farbenberedte Maler aus Alexanders des Großen Zeit, hatte das berühmte Bild der nackt dem Meeresschaum entsteigenden Venus gemalt. Tizian, der zweite Apelles, schuf, durch dieses Gedicht angeregt, sein berühmtes Bild „Die irdische und die himmlische Liebe“. Das hatte schon früher Theodor Birt dargelegt und wiederholt es hier. Aber die Kunsthistoriker achteten nicht darauf. Birt sagt: Tizian wußte, was er tat, als er in der stillen Landschaft die zwei jungen Frauen, neben der Frau in Atlas und Perlen die wundervoll nackte Frau, hinstellte, die er in nichts als in ihre Keuschheit hüllte; beide Blondinen, beide mit demselben Gesicht; keine beachtet die andere; beide bieten sich nur still en face dem Betrachter dar, als sagten sie: Vergleiche uns, bitte, welche von uns ist die schönere? Und der Künstler ließ uns nicht im

Zweifel: es ist die Nacktheit, durch Keuschheit geadelt und wie heilig gesprochen, die alle Toilettenkünste besiegt. Weiter will uns Properz, weiter auch Tizians Tafel nichts sagen.

Das kostbare Buch Birts zeichnen ausgewählte Nachbildungen antiker Kunst aus: die eine Plastik von hoher Anmut, wie ein junges Paar, von Amoretten geleitet, zärtlich ergeben einander nahestehen; 6 Wandmalereien von Tänzerinnen in voller Bewegung; die schlafende Ariadne aus dem Vatikan; auf dem Einbanddeckel die schöne Herrin, der die anmutige Dienerin ein Geschmeide überreicht, beide so seelisch vornehm, daß man erkennt, wie hoch sie über dem Tand stehen. Dr H. S.



Eine Geschichte der deutschen Musik

Je mehr das deutsche Volk infolge der verhängnisvollen Wirkungen des Versailler Diktats sich bewußt wird, wie wenig es noch an materiellen Dingen besitzt, desto stärker ringt sich in ihm der Glaube an die geistigen Kräfte durch, die unverlierbar sind. Unsren ureigentlichsten Besitz vermögen uns die Feinde nicht zu rauben, denn er ist höherer Herkunft. Und es gibt eines unsrer unzerstörbaren Güter, das auch von unsern grimmigsten Gegnern als nur uns Deutschen eigentümlich und in seiner Größe als unvergleichbar anerkannt wird: unsere Musik.

Und da ist es nun auch ein Zeichen unserer Kraft, daß wir auf dem Besitz nicht ausruhen, sondern selbst unter den widrigsten Verhältnissen neue Werte und Werke schaffen, und daß uns dieses Schaffen über die Furchtbarkeit der Zeit erhebt. Zu solchen Werten müssen wir auch die stille Gelehrtenarbeit zählen, die abseits der großen Heerstraße unbeirrbar an der Menschheit weiterwirkt. Drei Jahre sind verflossen, seit der erste Band der „Geschichte der deutschen Musik“ von Hans Joachim Moser im Verlag J. G. Cotta, Stuttgart, erschien (vgl. den Aufsatz: „Eine Geschichte der deutschen Musik“ in Heft 1 des „Türmer“, 23. Jahrg., Oktober 1920) und als eine Arbeit erkannt wurde, die nicht nur eine Lücke in der einschlägigen Literatur ausfüllt, sondern in ihrer lebensprühenden Art der Darstellung etwas besonders Wertvolles bildet.

Nunmehr liegt der zweite Band (Halbband) vor, der die Zeit vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis zum Tode Joseph Haydns behandelt und in vier Bücher eingeteilt ist.

Was dem Verfasser schon beim ersten Bande vorschwebte: nicht nur Musikern, sondern auch gebildeten Musikfreunden verständlich zu werden, beherrscht auch diesen Band: er ist mit einer Lebendigkeit geschrieben, die in jeder Zeile den praktischen Musiker, den Selbstschöpfer verrät, der doch das ungeheure Material, ob spröde oder nicht, so lückenlos umfaßt, wie es der immerhin gedrängte Raum nur gestattet. Man könnte es eine ideale „Besessenheit vom Stoff“ nennen, die den Verfasser befähigte, sein Werk so „spannend“ wie einen großen, umfassenden Roman zu schreiben, daß eben tatsächlich auch der Laie „auf seine Kosten kommt“ und ein Wissen einsaugt, zu dem er auf anderem Wege nie gelangt wäre. So führt uns Moser mit sicherer Hand durch diese zwei Jahrhunderte deutscher Musik, die so reich sind, daß wir heute noch an ihren Auswirkungen zehren, so sehr auch die „Moderne“ sich als auf eigenen Füßen stehend gebärdet. Wie leben wir gleich das erste Kapitel mit, in dem der Einfluß des Krieges auf die damaligen Zustände geschildert ist, unter denen auch der große Heinrich Schütz zu leiden hatte, „der einzig faustische Mensch“ unter den vielen tüchtigen Meistern seiner Umwelt, wie Möser treffend sagt — Zustände, die in ihren Einzelheiten so ganz an heute erinnern! Und wie hoffnungerweckend verfolgen wir das allmähliche Aufblühen bis zu der Zeit, in der der große Orgelmeister Dietrich Buxtehude zum „Schrittmacher und Lehrmeister“ J. S. Bachs wurde! Dieser Periode des Frühbarock, in

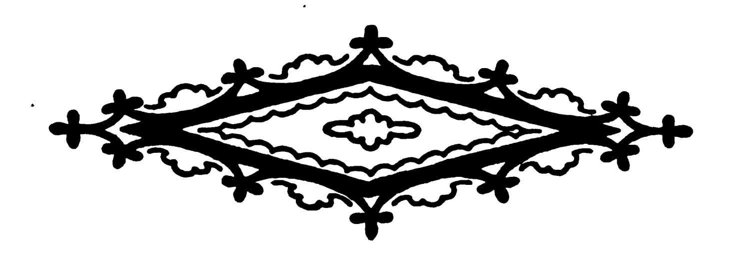
der die Kirchenmusik alles war, folgte die der weltlichen Tonkunst mit ihrer Kleinkunst der Gambe und Laute, aber auch schon der Geige und des Klaviers. Und über das Chor- und Sololied (mit Generalbaß) kam es zur frühdeutschen Oper, zu Agostino Steffani, dem ersten „vollgültigen Vertreter der reinen Arienoper", bis zu Reinhard Keiser (1674—1739), in dessen „Janus" (einer der 126 Opern des Meisters!) erstmalig das Leitmotiv angewandt ist. (Chrysanders von Moser wiedergegebene und angefochtene Behauptung, als wiese von Keisers Opern „die letzte keinerlei Fortschritt gegenüber der ersten auf", macht sich übrigens Riemann wörtlich zu eigen, während Leichtentritt Mosers Standpunkt vertritt.) All das wird mit treffenden Analogien und Vergleichen vorgetragen, so daß der Fluß lebendig bleibt und wir die Universalität des hier niedergelegten Wissens bewundern. Wenn dann Moser im dritten Buche des „Halbjahrhundert des Hochbarock" den Meistern Bach und Händel nicht den Raum einräumt, den wir nach der Ausführlichkeit des Vorangegangenen ihrer Bedeutung gemäß erwartet hätten, so war ihm dabei wohl das auch an anderen Stellen seines Werkes beobachtete Prinzip maßgebend, bisher Unterdrücktes oder weniger Beachtetes ans Licht zu ziehen und zu würdigen, statt Allbekanntes und Anerkanntes mit viel neuen Worten zu wiederholen. Als Musikgeschichtler, der Bausteine zu einem noch jungen Gebäude (wie es die Musikgeschichte ist) hinzutragen muß, hatte er dazu ein gewisses Recht. Immerhin sind die Abschnitte über die genannten Großmeister, wie auch später im vierten Buch über Gluck, Haydn und Mozart mit so vielen eigen- und neuartigen Feststellungen durchsetzt, daß der Leser reichlich entschädigt wird. Scharf zeichnet sein Wort von dem „Halbjahrhundert der Empfindsamkeit" die Periode von Bachs Tod (1750) bis zu dem Haydns (1809), in der wir die Geburt des neuen Instrumentalstils, das eigentliche Oratorium, die Entwicklung der Oper, des Singspiels und des Liedes erleben.

Eine Fülle von Belehrung und Anregung in anmutigster Form (im Goetheschen Sinn) ist uns zuteil geworden, wenn wir auf der letzten Seite von den „Fäusten einer neuen Zeit" lesen, mit der Beethovens C-Moll-Sinfonie „an die Pforte hämmerte". Es war um dieselbe Zeit, als wieder einmal die Franzosen in deutsches — österreichisches — Land eingezogen waren, unmittelbar nach Joseph Haydns Tode.

Diese neue Zeit zu schildern, liegt dem Verfasser im kommenden Schlußband ob, und seine Arbeit wird nicht weniger eine deutsche Tat sein, wie es die ersten beiden sind. Und daß ihn dabei deutscher Geist beseelt, erhellt aus dem Motto, das er dem vierten Buch vorangestellt und das die mannhaften Worte Mozarts aus einer verwelschten Zeit wiedergibt:

„Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette, — es sollte ein anderes Gesicht bekommen! Doch... das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Teutschland, wenn wir Teutsche mit Ernst anfinge n, teutsch zu denken, teutsch zu handeln, teutsch zu reden und gar teutsch zu singen!"

Richard Winkler



Türmers Tagebuch

Goethe-Gesellschaft und Deutsche Akademie

Trauer und Sorge um die Würde der Goethe-Gesellschaft haben mir neulich im Maiheft des „Türmers“ die Feder in die Hand gedrückt. Nichts andres. Die letzten Tagungen schienen mir würdelos; und würdelos auch eine gewisse Berliner Berichterstattung. Die Goethe-Gesellschaft ist eine der vornehmsten Vereinigungen im deutschen Geistesleben. Man kann sich auch da recht wohl eine Gegnerschaft in den Auffassungen denken; freimütige Aussprache zwischen Männern und Charakterköpfen belebt; aber die Gegnerschaft sei *sachlich* und sei *würdig*! Es geht nicht an, über ein „Kollegium der Geheimräte“ und über eine „Roethe-Gesellschaft“ zu witzeln, und von der weimarischen Mehrheit zu behaupten, sie sei „roethisch bis in die Fingerspitzen“; worauf der Berichterstatter fortfährt: „Dort sitzen ein paar hundert Menschen, die jeden Hauch von außerhalb absperren möchten (?) und *jedem* (!) Nichtweimaraner mit *hüllenloser, oft bis zur Frechheit gesteigerter Unliebenswürdigkeit begegnen* (!). Sie bilden einen Ring, der jede, auch die *geringfügigste* Neuerung als den Vorklang einer Vernichtungskatastrophe ablehnt (!). Sie verweigern jede Erörterung in der nicht eingestandenen, aber deutlichen Furcht, es könnte dabei etwas *sachlich Wertvolles herauskommen* (!). Es sind Hofdamen beiderlei Geschlechts, die der vergangenen großherzoglichen Zeit Tränen und Danksagungen nachweinen, die nun auf *Titel, Orden und Diners verzichten müssen, ausgeschaltete kleine Ehrgeize, denen es unerträglich dünkt, nicht mehr von oben regiert, angelächelt, angebrummt zu werden*, und die sich nun wenigstens in der Goethe-Gesellschaft von *einigen Geheimräten* führen lassen wollen...“

Das ist Unfug. Das schreibt ein Berliner Mitglied, das regelmäßig mit uns an der Festtafel sitzt, regelmäßig an den Erörterungen teilnimmt. Keine weimarische Zeitung, kein andres Vorstandsmitglied nimmt unser Publikum in Schutz; wohl aber schlägt eine Zeitung Lärm, wenn der „Türmer“ gegen diese beleidigende Form von Berichterstattung Verwahrung einlegt. Es ist nun einmal nicht zu vertuschen, meine Herren: ein tiefer Riß geht durch die Goethe-Gesellschaft! Nicht die Berliner schlechthin sind die Störenfriede; denn da sitzen auch Stammgäste wie Trendelenburg, Friedländer, Düsel und andre Freunde Weimars. Es ist eine ganz bestimmte Ecke, aus der jener üble Wind weht. Und es mußte einmal mit deutlichem Finger dorthin gewiesen werden, ohne daß übrigens eine Person dabei beleidigt wurde. Und die Antwort?

Ich könnte mir eine sachliche Antwort denken, eine geistvolle Antwort, beflügelt von anakreontischer Anmut, gewürzt mit attischem Salz. Man könnte manches tatsächliche Ungeschick der Leitung bedauernd nachweisen; man könnte Punkt für Punkt mit festen Reform-Vorschlägen anrücken (nicht nur mit „großen Namen") und mich sachlich derart ins Gedränge bringen, daß ich beschämt gestehen müßte: Der Mann hat recht. Nichts von alledem. Die Methode ist dort einfacher, dafür aber um so gemeiner: man beschimpft meine Person. Ich hätte den „täppischen Versuch" gemacht, zu „skandalieren" (wo ich, genau umgekehrt, Skandale unterbinden wollte), wäre aber vor der Tagung ausgerissen „nach Drückeberg" (also Feigling! Ausgerissen vor Fritz Engel vom Berliner Tageblatt! Man genieße die Komik!), sei überhaupt „ein von älteren Damen sehr geschätzter Dichter" (Methode der Verächtlichmachung!), der aber nicht auf seine Kosten gekommen sei, weil man auf der Tagung gar nicht von ihm redete (höchstes Glück der Erdenkinder: daß auf einer Tagung von uns „geredet" werde! Welche Rückschlüsse läßt das zu!), was meiner „nicht unbeträchtlichen Eitelkeit" (!) gewiß schmerzlich war. Und dann ein verlogenes Denunziatiönchen, das dort immer wirkt: ich hätte „dem Österreicher Hugo von Hoffmannsthal das Deutschtum abgesprochen" (kein Wort wahr! Er wurde als echt deutscher Dichter gegen mich ausgespielt), was natürlich meinen „blassen Neid" bekunde! Und so fort ohne Grazie, ohne Salz, ohne Anakreontik, aber mit Bosheit, wonach dann Roethe wegen seiner maßvollen Haltung ironisch bewitzelt wird.

Geschmackvoll, nicht wahr? Goethereif!

Es könnte jemand die herbe Frage aufwerfen, ob Thersites, der berufsmäßige Schmäher des Griechenheeres vor Troja, auch an den Festen in Olympia teilgenommen habe, den Kranz im Haar, in dionysischem Schwunge den Göttern nahe? Und ob er nachher hinging und im Athener Tageblatt seine Gastgeber mit boshafter Lauge übergoß? Und ob es nicht eine ungeheure innere Lüge ist, mit solchen Skribenten an derselben Festtafel zu sitzen und ein harmonisches Olympia zu mimen?

Dem aber könnte man entgegnen, daß in den mittelalterlichen Domen auch Wasserspeier, Rohraffen und andres Getier eingemeißelt sind, ohne daß es die Steingebilde der Könige oder Heiligen stört. Das „finstre" Mittelalter war großzügig und von weitherzigem Humor. Es machte sich auch über den Satan lustig und prellte den Teufel. Wohlan, wenn die Goethe-Gesellschaft — und sie hat in der Tat Angriffsflächen! — wirklich monumental und zeitgemäß lebendig wird, so wird sich auch der entgiftete Thersites mit einbauen lassen und an rechter Stelle — Wasser speien.

Nun zur Sache!

* * *

Es handelt sich um eine Angelegenheit, die zwar keine schöpferischen Kräfte entbindet, wohl aber die vorhandenen in würdiger Weise sammeln und ihre Wirkung auf die Nation stärken kann. Es handelt sich um die Kernzelle einer künftigen Deutschen Akademie.

Schon vor drei Jahren (vgl. „Tag" vom 9. April und 13. Mai 1920) legte ich der Goethe-Gesellschaft Reformpläne vor. Aber die Sache wurde vom Vorstand verschoben. Schwere wirtschaftliche Sorgen ließen sie inzwischen nicht zur Verhandlung kommen. Erst im nächsten Jahre hoffe ich endlich dazu das Wort zu erhalten.

Mein zweiter Aufsatz im „Tag" (13. Mai 1920) begann mit folgenden Sätzen: „Neulich sprach ich im ‚Tag' (9. April) den Wunsch aus, die Goethe-Gesellschaft möge sich gerade jetzt in stärkerem Maße, als dies in den letzten Jahren möglich war, in den schöpferischen Zustand festlichen Erlebens emporheben und ein Kraftquell werden für das geistige Deutschland. Ich habe dabei, doch nur im Hintergrunde, die Möglichkeit einer ‚Deutschen Akademie' angedeutet. Es schwebt mir eine beseelte Vereinigung im Sinne der Weisheit und Schönheit vor: Gespräch und Austausch geistbelebter Männer und herzenswarmer Frauen während einer Festwoche zu Weimar."

Das ist in wenigen Worten das Programm. Es seien nun auch heute die näheren Begründungen gestattet!

Man hat bisher die wissenschaftlichen Aufgaben und ähnliche in der Tat sehr gewichtige und sehr wünschenswerte Arbeit in den Vordergrund gestellt. Das ist gleichsam nur eine Hälfte des Brückenbogens; es ist Rückschau. Aber wir sind lebendige Menschen und wünschen zugleich Ausschau und Emporschau. Gewiß brauchen wir jene wissenschaftliche Arbeit großen Stils; aber noch mehr seelische Stärkung und geistige Würde, damit die deutsche Lebensgemeinschaft wieder geadelt und ein wirklich ersprießliches Zusammenarbeiten deutscher Geister vorbildlich angebahnt werde.

In diesem Sinne hat schon vor dem Weltkrieg Rudolf Eucken zur „Sammlung der Geister" aufgerufen. Auch ein Heinrich von Stein, in den achtziger Jahren zu Berlin als Privatdozent einsam dem Zeitgeist erliegend, fühlte tief, was am dringendsten zu wünschen wäre gegenüber seelischer Vereinzelung gerade der Besten. Er schrieb am Schlusse seiner „Ästhetik der deutschen Klassiker" folgendes: „In Dantes Hölle sind die Dichter der Vorzeit an schattigem Platze, ohne Qual, zu friedlichem Verkehr vereinigt. Wir finden im Leben edler Menschen immer wiederkehrend die Vorstellung einer solchen Gemeinschaft der Erwählten: ob man nun in Wirklichkeit einen solchen Kreis zu bilden versuchte, oder ob man sich mit Bildern der Verehrten umgab, oder ob man traumartig derartigen Vorstellungen nachging. In jedem Falle heißt es hier: Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit; denn in dem persönlichen Charakter der Teilnehmer eines solchen idealen Kreises besteht sein seelenerquickender Bann"...

Hier ist angedeutet, welch ein Kraftquell eine beseelte Vereinigung wertvoller Geister sein könnte. Steins Auffassung ist in Richard Wagners Bezirk gewachsen. Letzten Endes hat man dies in Bayreuth erstrebt: Veredelung deutscher Kultur von einer Kernzelle aus.

Ganz ausgezeichnet hat Friedrich Nietzsche in wenigen gehaltvollen Sätzen zusammengefaßt, was ihm bei den Gesprächen mit Wagner in Tribschen als Bayreuther Festzeit vorschwebte: „Zukunft von dem Bayreuther Sommer; Vereinigung aller wirklich lebendigen Menschen: Künstler bringen ihre Kunst heran, Schriftsteller ihre Werke zum Vortrag, Reformatoren ihre neuen Ideen. Ein allgemeines Bad der Seelen soll es sein; dort erwacht der neue Genius, dort entfaltet sich ein Reich der Güte."

Ist das nicht prächtig gesagt? Wo haben wir das heute?

Dem Buche „Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft“ (München 1915) fügt Elisabeth Förster-Nietzsche folgende Bemerkung hinzu: „Man sieht, welch herrliche Vision meinem Bruder vorgeschwebt hat, und ich gestehe aufrichtig, daß es mein innigster, heimlichster Wunsch gewesen ist, daß sich vielleicht hier in Weimar eine solche festliche Zeit und Zusammenkunft hervorragender Menschen einrichten ließe. Ich warte immer darauf, daß mir jemand mit solchen Plänen entgegenkommt, denn ich selbst bin nicht imstande, sie im Sinne meines Bruders hervorzurufen. Ich bin alt, und mir fehlen die Hilfskräfte und Mittel dazu. Vielleicht ist einmal in der Zukunft die Nietzsche-Stiftung in der Lage, diese Zukunftsvision meines Bruders in Wirklichkeit auszuführen.“

Nun, vielleicht — sagen wir einstweilen unsrerseits — läßt sich die Goethe-Gesellschaft die Aufgabe nicht entgehen, diesen edlen Gedanken in lebendiger Bewegung zu erhalten und bei günstiger Gelegenheit in Gestalt umzusetzen.

Der Gedanke solcher vornehmen festlichen Vereinigung ging übrigens schon lange durch das deutsche Geistesleben.

Schon Franz Liszt hat in einer Schrift (Brockhaus 1851) eine Goethe-Stiftung angeregt. Ihm hat Richard Wagner im offenen Brief geantwortet (Zürich, 8. Mai 1851). Darin äußert der Musikdramatiker allerdings Bedenken: „Will eine Goethe-Stiftung sich keinen anderen Zweck setzen, als abwechselnd für Bildhauerei, Literatur und Musik jährliche Preise erteilen, so fördert sie meines Erachtens nicht im mindesten die Kunst, sondern sie macht es nur einzelnen Künstlern bequemer, ihre Arbeiten abzusetzen, als es ihnen für gewöhnlich möglich ist. Bei dieser Wirksamkeit würde die Goethe-Stiftung unvermeidlich nach und nach zu der Geschäftigkeit unserer bestehenden Kunstvereine herabsinken, und die Stiftung könnte mit der Zeit um ihres materiellen Bestehens willen nichts anderes als eine Kunstlotterie unter der Firma Goethe werden.“ Wagner befürwortet besonders die Förderung dichterisch dramatischer Talente und erwartet von der etwaigen Goethe-Stiftung „die Herstellung eines Theaters im edelsten Sinne des dichterischen Geistes der Nation“ — ungefähr das also, was er selber dann in Bayreuth zu verwirklichen strebte.

Liszts Anregung hatte keinerlei Folge. Ebensowenig Gutzkows Vorschlag. Der größte Historiker der Zeit, Leopold von Ranke, beschäftigte sich mit ähnlichem Plan: in Aufzeichnungen, die nur im Nachlaß seiner Werke vorhanden sind (der älteste Entwurf ist im Oktober 1861 zu Berchtesgaden niedergeschrieben; der zweite im Dezember 1867 in Wilhelmsthal; das dritte Schriftstück hat sich im Jahre 1871 zu einer Eingabe an den Fürsten Bismarck verdichtet). In Übereinstimmung mit Jakob Grimm schlägt er den Namen „Deutsche Akademie“ vor. Er will sie nicht bloß aus dem Reiche, sondern aus allen Bezirken deutscher Sprache zusammenstellen; er begrenzt ihre Aufgaben wesentlich auf Sprache und Geschichte: z. B. Fortsetzung des Grimmschen Wörterbuchs; Schaffung eines Thesaurus, welcher den Sprachgebrauch der als klassisch geltenden Zeitalter festzustellen hätte; Wörterbuch des heutigen Schriftgebrauchs; Fortsetzung und Vollendung der Monumenta Germaniae; Ausarbeitung einer Geschichte und Geographie aller Gaue; Sammlung geschichtlicher Urkunden; Herausgabe einer kritischen Zeitschrift zur Beurteilung von neuesten Literaturerscheinungen und dergleichen mehr.

Man sieht: im Geschichtsschreiber Ranke spiegelt sich der Akademiegedanke entsprechend anders als im Bühnendichter Wagner. Dies ist überhaupt das Bezeichnende auch bei den späteren Verhandlungen: jeder betrachtet den Plan mehr oder weniger unter dem Gesichtswinkel seines eigenen Interessenkreises. Und so tritt der Gedanke eines harmonischen Zusammenklingens verschiedenster Geister und Wirkungsformen an einer Stätte des Friedens nur selten in reiner Schönheit zutage.

Während des deutsch-französischen Feldzuges soll der Kronprinz, später Kaiser Friedrich Wilhelm III., mit seiner Umgebung, besonders mit Gustav Freytag, den Akademieplan erwogen haben. Am 26. März 1874 behandelt Du Bois-Reymond die Frage in einer Rede: „Über die Akademie der Sprache", ohne Widerhall zu finden.

Erst um die Jahrhundertwende wurde die Gründung wieder angeregt. Diesmal aus Schriftstellerkreisen. Und zwar wesentlich von Otto von Leixner, unter Beteiligung von Julius Lohmeyer, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch und einigen anderen bekannten Dichtern. Leixner hat darüber in der „Tägl. Rundschau" (20. und 21. Februar 1902) abschließend berichtet. Auch damals war Weimar als Sitz der Akademie ausersehen. Der Großherzog Karl Alexander und sein Staatsminister Dr. Rothe brachten dem Plan ebenso warme Anteilnahme entgegen wie andererseits in Berlin der Ministerialdirektor Althoff. Aber die bereits weit gediehene Sache ist wieder versandet, teils durch Berliner Bedenklichkeit, teils durch des Großherzogs Tod.

Sofort hinterher führte Karl Emil Franzos die Linie weiter, indem er vom 1. Oktober 1902 ab einen ganzen Jahrgang seiner „Deutschen Dichtung" einer Rundfrage über jenen Gegenstand widmete. Von den 73 Stimmen aus Schriftsteller- und Gelehrtenkreisen äußerten sich 43 dagegen, 30 dafür. Die Befürworter erhofften von einer Akademie Förderung des Schriftstellerstandes, insbesondere der Standeswürde, auch ein geordnetes Verhältnis zwischen Staat und Literatur. Die Ablehner aber, an die Pariser Akademie denkend, waren der Ansicht, daß die deutschen Verhältnisse dergleichen nicht nötig hätten; sie befürchteten Zwang oder Enge, auch ein Befördern der Äußerlichkeiten oder eine gewisse inhaltlose Steifheit, wie ja das Wort „akademisch" für den schöpferischen Künstler freilich keinen angenehmen Beigeschmack hat.

Erwähnt sei noch eine beachtenswerte, leider erfolglos dem Reichstag eingereichte Denkschrift von Ferdinand Avenarius über eine „Goethe-Stiftung" („Kunstwart", 1. Juli 1900). Ferner Ernst Wachlers Schrift: „Wie kann Weimar zu neuer literarischer Blüte gelangen?" (Weimar, Böhlau, 1903). Ein nachträgliches Heftchen von Schölermann (Leipzig 1910) blieb gleichfalls ohne Wirkung.

Dies ungefähr ist der nicht gerade ermutigende äußere Verlauf der neuzeitlichen Versuche, eine würdige Sammelstätte deutschen Geisteslebens zu schaffen. Die Sache krankt daran, daß sie gleichsam aus dem Nichts geschaffen werden sollte, während die Goethe-Gesellschaft ja bereits einen festen Sammelpunkt bildet.

Ich schrieb damals in der Franzosschen Rundfrage: „Die Akademiefrage halte ich für wichtig und, später wenigstens, für ausführbar; gerade inmitten einer Zeit, der das Gefühl für geistige Würde und künstlerische sowie menschliche Ge-

schlossenheit abgeht" — und schloß mit den Worten: „Ein vornehmer, lebendiger Idealismus müßte Grundlage sein und die Weltanschauung der Deutschen stärken." Genau dies, freilich vertieft, ist heute noch meine Grundauffassung.

Gegen Ende des Krieges hat Friedrich von der Leyen in der „Deutschen Rundschau" (Februar 1917) wertvolle Reformgedanken über die Goethe-Gesellschaft in Anregung gebracht. Zu erwähnen wäre auch eine Betrachtung von Ad. Bartels in der „Post" (21. Februar 1920) über die Schillerstiftung; er schlägt (von anderen Gesichtspunkten aus) bereits eine große Reihe von Namen vor (60 Dichter und Schriftsteller) und deutet also gleichfalls auf den Akademie-Gedanken.

* * *

Meinerseits ging ich zunächst von dem nun verwaisten Goethe- und Schiller-Archiv aus, mit dem ich der Goethe-Gesellschaft eine engere Verbindung empfahl. Es ist vor genau dreißig Jahren von der Großherzogin Sophie gegründet worden (7. Juni 1895) und hat nun schwer um seinen Bestand zu ringen. Durch die Goethe-Gesellschaft könnte ihm Leben zufließen; das stattliche Gebäude könnte Sitz und Mittelpunkt der Gesellschaft werden. Und damit man sich dort nicht nur auf alexandrinische Rückschau beschränke, damit die Brücke zur lebendigen Gegenwart der heute Schaffenden hergestellt werde: wird dem Vorstand der Goethe-Gesellschaft ein Ehrenrat hinzugewählt. Diesem „Ehrenrat der Goethe-Gesellschaft" (die man unter Umständen zu einer Goethe-Schiller-Gesellschaft erweitern könnte, denn Schillers Geist- und Stoffbezirk kommt zu kurz!) gehören an: Bedeutende Dichter, Schriftsteller, Philosophen, Forscher, Maler, Bildhauer, Tonkünstler, Baumeister, Bühnenleiter ersten Ranges — kurz: dem umfassenden Goethischen Weltbild entsprechend umfassende Repräsentanten deutschen Geisteslebens auf allen Gebieten.

Diese Ehrengäste der Goethe-Gesellschaft, vorgeschlagen vom Vorstand, gewählt von der Generalversammlung oder (was taktvoller wäre) von einem Vertrauensausschuß der letzteren, ergänzen sich durch Zuwahl, wenn ein Mitglied durch den Tod hinweggenommen wird. Der Grundton ihrer Vereinigung ist gegenseitiges Verständnis oder doch unbefangene Duldung bei vollbewahrter Eigenart: zur Milderung der gerade in Deutschland oft so starken Gegensätze; und zwar im Zeichen der uns allen gemeinsamen Ehrfurcht vor den Meistern der Schönheit und Weisheit.

Eine jährliche Festwoche edelgeistiger Art wird die Mitglieder und den Ehrenrat nach Weimar führen. Die schaffenden Ehrengäste werden dabei abwechselnd mitwirken; sie erhalten für diese Reise nebst Aufenthalt ein kleines Ehrengehalt.

Jene Weihetage der Goethe-Schiller-Gesellschaft bringen neben den geschäftlichen Vorstandsberatungen Festvorträge, eine musterhafte klassische Aufführung (nicht nur von Goethes Werken, sondern von Bühnenspielen aus seinem Bezirk), die Uraufführung eines vom Vorstand auszuwählenden neuen Werkes eines Ehrengastes, Konzert, Ausstellungen, kleinere Vorträge und Darbietungen aus den Werkstätten der Ehrengäste.

Das menschlich Erwärmende solcher Zusammenkünfte leuchtet ohne weiteres ein. Die geistige Ausbeute ist nicht geringer. In besonderen Erörterungsstunden können,



in öffentlicher Aussprache, unter Umständen auch zeitbewegende Kulturfragen geklärt werden. Mancher Schaffende wird seinen Berufsgenossen, den er sonst nie von Angesicht zu Angesicht schaut, bei solchem Anlaß auf festlichem Hintergrunde persönlich kennen und verständnisvoller oder duldsamer sich auf ihn einstellen lernen. Ich lege auf diesen Punkt Wert; wie überhaupt meine Bestrebungen versöhnlich sind. Manche Einzelverabredung läßt sich nach Weimar in diese Goethe-Schiller-Woche verlegen.

Und so taucht vor unseren Blicken etwas wie ein friedvolles geistiges Olympia auf, ein heiliger Hain mitten in der äußeren Zerrissenheit und Zuchtlosigkeit der deutschen Gegenwart.

Damit wäre dann die oft schon vorgeschlagene, doch niemals durchgeführte Deutsche Akademie im Keim geschaffen. Nicht feierlich starr, wie die Pariser Akademie, die mehr auf gesellschaftliche Wirkung zugeschnitten ist, sondern ein freilebendiges Gebilde mit mancherlei sehr ernsthaften Aufgaben, inmitten einer durch Geist und Kunst geweihten Parklandschaft, die man mit Recht als Deutschlands Herz empfindet und neben der Wartburg als eine Zentralstätte deutscher Kultur zu ehren pflegt.

Es ist vorderhand nicht nötig, bereits die Einzelheiten der Ausführung durchzusprechen, etwa die Zahl und Auswahl der Namen oder die wartenden Aufgaben, bevor wir uns über den Grundgedanken verständigt haben. (Persönlich und unverbindlich würde ich zunächst etwa folgende Namen in Vorschlag bringen: Eucken, Harnack, Hauptmann, Stefan George, Gleichen-Rußwurm, Pfitzner, Siegfried Wagner (Vertreter Bayreuths), Frau Förster-Nietzsche (Vertreterin des Nietzschekreises) — wobei in edelstem Sinne Unparteilichkeit obwalten müßte.) Ich glaubte mich früher gegen den Akademievorschlag sträuben zu müssen, weil der gemeinsame geistige Untergrund fehlte. Aber diese Gemeinsamkeit ist jetzt gegeben: nämlich die uns alle durchdringende seelische und geistige Not unseres deutschen Volkes.

Es ist nun an der Goethe-Gesellschaft nebst ihren Freunden, sich zu diesen Vorschlägen zu äußern.

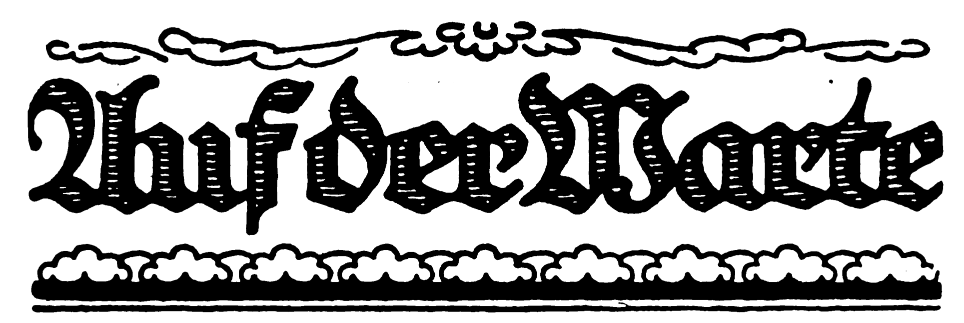
* * *

Einige kleinere Reformen haben sich bereits in aller Stille durchgesetzt: 1. Trennung des geschäftlichen und festlichen Teils; 2. stärkere Betonung des festlichen Charakters; 3. Verknüpfung zwischen Goethe-Gesellschaft und Goethe-Schiller-Archiv, wo wir ein Geschäftszimmer eingerichtet haben; 4. Mitwirkung der Gesellschaft, unter Beihilfe der Deutschen Schillerstiftung, bei der finanziellen Sicherung der dort arbeitenden, schwer ringenden verdienstvollen Gelehrten.

Es ist nicht viel, aber es ist ein Anfang.

Ich konnte der diesjährigen Tagung — die belanglos verlief — nicht beiwohnen, weil ich wegen meines leidenden und erschöpften Zustandes auf Urlaub war. Im nächsten Jahre jedoch wird man das Obige zur Erörterung stellen. F. L.





Zur Hundertjahrfeier der Lederstrumpfgeschichten

Ach — was haben wir doch für eine köstliche Jugendzeit verlebt! Als es noch keine Kriminal-, Detektivgeschichten und Filmverzerrungen gab! Als wir einsam auf dem grünen Rasen im väterlichen Garten auf dem Bauche lagen, in der tiefen Fensternische von Großmutters Stube oder auf unserm kleinen, stillen Knabenkämmerlein saßen und mit klopfenden Pulsen Seite um Seite eines Buches wendeten! Wir hatten uns losgelöst von den holprigen Gassen der Heimat, von dem Stundenplan der Familie, ja wir vermochten selbst dem Lockrufe lieber Freunde zu widerstehen.

Lebten wir doch in einer anderen, bunteren Welt!

Da saßen wir mit Trappern, von deren Daseinsberechtigung wir gar keine Vorstellung hatten, im amerikanischen Urwalde um ein Feuer, brieten einen saftigen Bärenschinken, der uns ganz vorzüglich mundete, und lauschten ihren Erzählungen von den wilden Kämpfen mit ihren Todfeinden, den Indianern. Mit heimlichem und doch so süßem Grausen hörten wir von der furchtbaren Strafe des Skalpierens und schworen, eher zu sterben, als uns den Skalp nehmen zu lassen. Und dann — endlich, endlich! — begaben wir uns mit Nathanael Bumpo, unserem Lederstrumpf, auf den Kriegspfad. Unser Held, er kannte jeden Baum, jeden Pfad, hatte schon Hunderte von Bären erlegt und besaß die Kunst, an einem umgeknickten Grashalme, einem gefundenen Pferdehaare, einem verschobenen Steinchen untrüglich die Spur der Indianer zu erkennen und zu verfolgen. Jetzt mußten wir ganz in ihrer Nähe sein. Natty Bumpo sagte es. Unsere Herzen jauchzten und bebten ... Galt es doch, die „weiße Rose“ zu befreien, die von den Rothäuten geraubt war. Wie Katzen schlichen wir näher ... Da stand sie, die blühende Jungfrau, am Marterpfahle elend angebunden. Und die Bestien warfen ihre blanken Streitbeile nach ihr. Da — — ein Blitz, ein Krach — und der Häuptling wälzte sich in seinem Blute ...

Ach — was für eine köstliche Jugend hatten wir doch! Aber ihr, Lederstrumpf, Chingachgook, Unkas und Wildtöter, ihr bildetet die Krone davon! —

Still lächelnd steht James Fenimore Cooper im Hintergrunde und nickt freundlich in unsere seligen Knabenjahre. Ach — du unsterblicher Dichter du! Den schönsten deutschen Eichenkranz legen wir dir im Geiste auf dein fernes, einsames Grab ...

Und mit uns die ganze Welt, die eine Jugend besaß!

Da sehe ich sie alle, wie sie zu deinem Denkmale nach Cooperstown pilgern: Europäer aller Nationen, Türken, Perser, Japaner und nicht zuletzt die Söhne deiner eigenen Heimat. Und träumen mit dir, dem liebende Hände die Gestalt deines unsterblichen Lederstrumpfs gaben, und deinem treuen Hunde zu Füßen von dem Friedhofhügel hinab zu den blauen Fluten des Otsego-Sees und lassen die Blicke weiter, immer weiter zu deinen Horizonten schweifen, zu den Savannen, Bergen und Urwäldern, die du so liebtest. Heiß steigt es auf in uns. Und eine scheue Träne spiegelt sich im Auge all deiner Verehrer und rinnt langsam in die alten, bärtigen Antlitze ...

Die Träne unserer durch dich beseligten Jugend ...

Habe Dank, Cooper — habe Dank! —

Gleich den meisten unsterblichen Dichtern hatte auch diesem Verewigten der Zufall die

Feder in die Hand gegeben. Beim Lesen eines ihn langweilenden Romans rief er scherzend aus, daß er viel spannendere Geschichten zu erzählen vermöge. Seine Frau und seine Freunde nahmen ihn daraufhin beim Wort. Sie ermutigten ihn immer wieder zum Schreiben, bis er 1820 sein erstes Werk „Precaution“ erscheinen ließ, das jedoch unbekannt blieb. Nun schrieb er im darauffolgenden Jahre den Abenteurer-Roman „Der Spion“, der den Grundstein für seine Berühmtheit legen sollte.

Und nun folgten sie alle nacheinander, Schlag auf Schlag, seine sechs Indianer-Erzählungen: „Die Ansiedler oder die Quellen des Susquehanna“, „Die Pioniere“, „Der Pfadfinder“, „Die Prärie“, „Wildtöter“ und „Der Letzte der Mohikaner“, deren erste im Jahre 1823 erschien. Und wenn auch ihr Verfasser in ihnen die Entwicklung der amerikanischen Geschichte in den heroischen Jahren 1743—1804, in denen die Kolonien durch immerwährende Kämpfe das ganze Land unterjochten und schließlich ihre Selbständigkeit festigten und erwarben, zu gestalten suchte — uns rührte das am allerwenigsten. Wir suchten keine Belehrung, kein geschichtliches Verstehen. Wir wollten persönliche Kämpfe, Irrfahrten, Beängstigungen, bunte Bilder, Romantik, Abenteuer — Begeisterung! Das alles aber fand Verkörperung in diesen Lederstrumpfgeschichten.

So begeistert war die Welt von ihnen, daß sie sofort nach ihren Veröffentlichungen allein in 34 verschiedenen Städten Europas den besten Platz der Buchläden zierten. Von dort aus traten sie dann ihren Siegeszug um die Erde an und eroberten sich dabei auch — unser Jungenherz ...

Wie phantastisch auch unser Lederstrumpf lebt, so ist er doch keineswegs ein Phantasiegemälde seines Verfassers. Sondern ein echter, rechter Alt-Amerikaner; der Gründer des Staates Kentucky, Daniel Boone — das ist das Urbild des Natty Bumpo. Jener Boone war der erste Weiße, das erste Blaßgesicht, das Fuß für Fuß in das uralte Wohngebiet der Indianer einbrach, ihre Lebensgewohnheiten beobachtete, um schließlich 1760 mit einer Reihe von kühnen Männern, den „Pionieren“, das unberührte Land der Kolonisation langsam zu erschließen. Seine Kämpfe und Erlebnisse verherrlichte und verdolmetschte Cooper in seinem Lederstrumpf.

Diese Abenteuer sind nun in diesen Tagen hundert Jahre alt geworden. Aber sie sind so jung geblieben wie der Traum von unserer Jugend.

Nur ein Buch steht ihnen gleichwertig zur Seite: der gute alte Robinson.

Und nur eine Bitterkeit schließen sie in sich: wir fühlen bei ihrem hundertsten Geburtstage, wie alt und wie so anders die Welt geworden ist! Oswald Richter

*

Isolde Kurz

die ihrem siebzigsten Lebensjahr entgegengeht (geb. 21. Dez. 1853), erfreut ihren Leserkreis mit einer höchst bedeutenden Geschichte aus dem Cinquecento, die von ungebeugter Künstlerkraft Zeugnis gibt. Schon lange nicht haben wir etwas so Gehaltvolles gelesen wie diese „Nächte von Fondi“ (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung). Gehaltene Glut in der Gestaltung, gedrängte Geistigkeit und Vornehmheit in den Gesprächen, prachtvolle Anschauungskraft und sichere Wortwahl in der Erzählung (z. B. des Überfalls auf das Schloß): das sind Vorzüge, die wir so leicht nicht unter lebenden deutschen Schaffenden finden.

Isolde Kurz (die Tochter von Hermann Kurz) steht mit an der Spitze unsrer dichtenden Frauen; ihre Gesamtart ist unsres Erachtens höher einzuschätzen als die etwas überhitzte Erzählungskunst der Handel-Mazzetti und ist mindestens ebenbürtig der freilich andersartigen Frau Ricarda Huch. Sie hat etwas von C. F. Meyer, ist aber glutvoller als jener Meister geschichtlicher Komposition. Es ist ihrem Schaffen aufgeprägt, daß sie lange in Florenz lebte. Jetzt wohnt sie in München.

Es will etwas heißen, die Gestalt einer ungewöhnlich schönen Edelfrau wie diese Donna Julia Gonzaga in ihrem Verhältnis zu dem glühenden Verehrer derart künstlerisch vornehm und doch spannend durchzuführen, ohne daß es einerseits zum vollen Durchbruch der Leidenschaft, andrerseits zu unnatürlicher oder

langweiliger Sprödigkeit kommt. Beide sind Vollmenschen, beide durch Schranken getrennt, einander liebend — und doch ihrem besondren Wesen Treue haltend, wobei die Frau die Führung hat. Diese Lebensbeziehung ist nicht modern tüftelnd, nicht durch psychologische Künsteleien verunschönt, sondern lebendig hineingefügt in farbig lebendige Umwelt. Überall eine bewundernswert reife Kunst!

Man vergleiche einmal die früher erschienenen „Wandertage in Hellas“ (1913) dieser echten Dichterin mit Hauptmanns überschätztem „Griechischen Frühling“, um festzustellen, daß wir in Deutschland noch starke Talente haben, die auch ohne modischen Lärm ihren stillen und sicheren Weg zu gehen vermögen!

L.

Dorothea von Schlözer

Ein wertvolles neues Buch versetzt uns in eine Zeit, die uns wie lebendigste Gegenwart anmutet, weil gleiches Geschick wie dem damaligen Geschlecht auch uns auferlegt ward. Es ist „Dorothea von Schlözer“, ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende 1770—1825, das ihr Großneffe Leopold von Schlözer in einem stattlichen, bildnisgeschmückten Band entwirft (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1923).

Eine durchaus eigenartige, kraftvolle, nur mit den Vollblutnaturen der Renaissance vergleichbare Gestalt, eine majestätische Erscheinung war diese Tochter des berühmten Göttinger Historikers August Ludwig von Schlözer, zu dessen Schülern ein Stein und Hardenberg gehört haben und dessen Urteil von so weittragender Wirkung war, daß Maria Theresia bei einer Staatshandlung sagte: „Das geht nicht! Was würde Schlözer dazu sagen!“ Ebenso bedeutend als Pädagoge wie als Geschichtsforscher, leitete er selbst den Unterricht seiner Kinder, vor allem die wissenschaftliche Ausbildung der hochbegabten Dorothea. Mit 4 Jahren konnte sie lesen, mit 7 Jahren verfügte sie über erstaunliche Kenntnisse in Mathematik und Geometrie, mit 16 Jahren konnte sie in 10 Sprachen eine wissenschaftliche Unterhaltung führen und mit 17 Jahren erhielt sie von der Göttinger Universität, der damals berühmten „Georgia Augusta“, die philosophische Doktorwürde. Aber — und das ist das Anziehendste an dieser Wundertochter, wie Gleim sie genannt hat — all dies erinnert nicht im entferntesten an Treibhauskultur, nichts erscheint künstlich gezüchtet, sondern alles an ihr ist urwüchsig, naiv, unbefangen, lebensprühend, aus einem Guß und von gesundem Instinkt geleitet. Sie hat viel von den väterlichen Eigenschaften: den klaren Blick fürs Leben, den unbeugsamen Freimut, den unbestechlichen tapferen Sinn mit auf den Weg bekommen. Und das war eine Gnade des Schicksals; denn dem glänzenden Aufstieg — Goethe fand, daß sie als „das schönste, hoffnungsvollste Kind glücklich emporwuchs“ — folgte ein erschütternder Abstieg, äußerlich ein jäher Sturz aus großartigen Verhältnissen, in dem sie allein der einzige Halt für alle anderen bleiben mußte, innerlich eine immer tiefere Einsamkeit. Den jammervollen Zusammenbruch des Vaterlandes (1806 bis 1813) erlebte sie an besonders ausgesetzter Stelle, in Lübeck, wohin sie ihr Geschick als Gattin des Ratsherrn Matthäus von Rodde geführt hatte. Und parallel mit dem vaterländischen Unglück und Elend lief auch der völlige Zusammenbruch des Hauses Rodde, denn Dorotheas Gatte hatte sich im allgemeinen Niedergang der Geschäfte als unfähigen, unvorsichtigen Geschäftsmann erwiesen und durch den Bankrott allen Halt und Willen verloren. Von da an war Dorotheas Leben bis zu ihrem Tode eine beinahe ununterbrochene Kette von Enttäuschungen und Verlusten, tapfer ertragen. Die nächsten Freunde sah sie scheiden und vor allem: sie, die schon in ihrer jungen Ehe mehr Mutter als Gattin war, mußte am Grabe zweier heißgeliebter Kinder stehen und sah das letzte ihr gebliebene von frühem Tod bedroht. Dieser Schlag — es wäre der schwerste gewesen — blieb ihr erspart, die Tochter fand Heilung im Süden; aber ihre eigene Kraft war gebrochen. Auf der Rückreise von Marseille erkrankte sie und starb auf fremder Erde, in Lauras Stadt, in Avignon. Petrarcas schwermutvolle Verse waren ihre letzte Lektüre.

Eine leuchtende Gestalt in Dorotheas Leben

war Karl von Villers, seinen Freunden treu ergeben, seiner zweiten Heimat ein ritterlicher Kämpe und in schweren Tagen kühner Verteidiger. Ihn malt Schlözer in besonders warmen Farben, wie denn überhaupt die starke Wirkung, die von diesem Buche ausgeht, nicht allein in der Bedeutung dieses ungewöhnlichen Frauenlebens, sondern zu einem guten Teil auch in Schlözers reizvoller Darstellung beruht. Wie meisterhaft ist die seltsame Begegnung von Villers und Dorothea mit Frau von Staël in Metz skizziert! Wie fein und sicher weiß er die Gegensätze herauszuarbeiten, z. B. zwischen den einfachen, klaren Lebenslinien Dorotheas und den romantisch verschlungenen ihrer berühmten Landsmännin Caroline Schlegel! Wie köstlich zeichnet er das zeremoniös steife Göttingen und seine originellen Professorensilhouetten, wie treffend die Gestalten aus Dorotheas Freundes- und Bekanntenkreis, lauter vertraute und zum Teil durch die Berührung mit Goethe geweihte Namen, wie: Reinhard, Stolberg, Jacobi, Voß, Matthias Claudius, Klopstock u. a. Wie lebendig ersteht das Pariser Leben um die Jahrhundertwende mit seinem Übergang von den unheilvollen Revolutionsspuren zu der Aufrichtung eines traditionslosen, prunkvollen Kaisertums! Und wie warm und bodenständig schildert er Lübecks Bürgerfleiß und Bürgerstolz! Wie erschütternd aber auch — und das sind solche Seiten, wo sich der Vergleich mit unserem traurigen Heute unerbittlich aufdrängt — der Zusammenbruch der mächtigen Hansastadt: die deutsche Tragik der damaligen Zeit überhaupt. Berta Schleicher

*

Zur Geisterkunde

Dr. Georg Lomer besprach im Novemberheft des „Türmer" im Anschluß an den französischen Astronomen Flammarion gesammelte Beispiele für das Weiterleben der Seele nach dem Tode. Danach scheint der Beweis erbracht, daß sie sich noch nach dem Zerfall ihres Körperhauses in unserer Erkenntniswelt zu offenbaren vermag. Auch nach der „Unsterblichkeitsphilosophie" von Dr. Ernst Barthel (im gleichen Hefte) ist es wohl denkbar, daß Monaden (seelische Zentren), in denen der Bruchteil der Erkenntnis den Bruchteil des Willens schon im Diesseits um ein gewaltiges Stück überragte, nach erfolgtem Tode des Körpers, in dem sie lebten, leicht zu ihren Geliebten zurückzukehren imstande sein werden. Denn derartige Monaden lebten schon, eben vermöge ihrer überaus gesteigerten „absoluten Erkenntnis" (Hölderlin, Novalis, Goethe) im Jenseits, während ihre irdische Hülle larve noch im Diesseits zu wandeln hatte. Wenn sie nun wirklich in die jenseitige Welt eingingen, brachten sie ein solches Plus von Erkenntnis mit, so daß sie dessen Kräfte nunmehr zu Kundgebungen für ihre Freunde im Diesseits verwenden können.

Eine solche „jenseitige" Seele scheint auch der Papst Pius X. besessen zu haben. Kürzlich wurde an seinem Grabe ein Kriegsinvalide plötzlich geheilt. Daraufhin verlangte die römische Bevölkerung stürmisch die Heiligsprechung des Papstes. Im Anschluß an diese Vorgänge erzählt der Jesuitenpater Ludwig Bonwin in der „Christlichen Welt" folgende merkwürdige Erscheinung:

„Vor kurzem waren ungefähr zehn deutsche und österreichische Priester in Rom und sollten eine Audienz beim Heiligen Vater Pius XI. erhalten. Während sie im Vorzimmer warteten, öffnete sich eine Tür, und vor ihnen stand der vor mehr als neun Jahren verstorbene Papst Pius X. Alle Priester waren sprachlos, denn sie erkannten ihn sofort. Er aber wandte sich zu ihnen und sagte, die unglücklichen Zeiten würden noch zwei Jahre dauern. Darauf verschwand er. Während die Geistlichen noch unter der Wirkung dieser Erscheinung standen, wurden sie ins Privatgemach des gegenwärtigen Papstes gerufen, welcher ihre Ergriffenheit bemerkte und sich nach deren Ursache erkundigte. Einer der Priester erzählte das Geschehene. Darauf erwiderte der Papst in ruhigem Tone: „Er war also wieder da."

Weiterhin wird verbürgt, daß es sich hierbei um eine wirkliche Tatsache handle, die von den zehn Anwesenden buchstäblich erlebt sei.

O. K.

NB. Wir mahnen gegenüber all diesen Vorgängen nebst Deutungsversuchen zu großer

Vorsicht; das hat nicht in einem „Plus von Erkenntnis“ seine Gründe; solche Phänomene sind zu allen Zeiten spürbar gewesen, z. B. auch zu Paris bei den Jansenisten, und haben mit der Papstwürde nichts zu tun, da es rein phänomenale Dinge sind. Aber als Merkwürdigkeit mag das Obige verzeichnet sein. D. T.

*

Ringlekar

Bei dem kürzlich stattgehabten Ferienkursus des Schwedischen Volksschullehrerbundes in Freiburg i. B. boten die Teilnehmer auf der Höhe des Feldbergs eines der Ringlekar oder Reigenlieder dar, wie sie in Skandinavien bei allen Ständen heimisch sind. Erfreulicherweise ist in den Berichten über den schwedischen Lehrerbesuch diesen Ringlekar ein breiter Raum gegönnt. Man erkennt offenbar ihre hohe Bedeutung als lebendige Volkskunst, als An- und Auftrieb zu einer festlichen Lebensgestaltung. Nun wird aber im Anschluß daran die Meinung ausgesprochen, daß Deutschland ein derartiges Volksgut nicht aufzuweisen hätte. Und das ist ein Irrtum! Wir sind an solchen wildgewachsenen Geschöpfen reicher als wir ahnen, und sie stehen als vollbürtige Geschwister neben unsern Märchen, Sagen, Volksliedern und Sprichwörtern. So hat Gertrud Meyer in ihrem Büchlein der „Volkstänze“ (Teubner, 5. Auflage) 39 Reigen gesammelt, von denen allerdings ein Drittel aus den nordischen Ländern stammt. Aber jedes dieser eingebürgerten Geisteskinder hat wohl irgendwo in Deutschland seinen Doppelgänger, und was nordisch ist, das ist auch deutsch. In den „Tanzspielen“ (1918 als 22. Tausend erschienen) trägt die Verfasserin über 50 Kleinodien aus den verschiedensten deutschen Gauen zusammen. Und die „Neue Folge“ dieses Heftes liegt bereits in 5. Auflage vor. Ferner sind bei Teubner erschienen: Ringel, Rangel, Rosen. 150 Singspiele, nach mündlicher Überlieferung gesammelt von Fritz Jöde. — Tanzt in einem Kreise! Nordische Singtänze. Gesammelt von Alice Hirschfeld. — Singspiele. Im Auftrag des Ausschusses für Volksfeste verfaßt von Minna Radczwill. — Reigen-Sammlung. Von derselben Verfasserin. — Lieder und Bewegungsspiele. Herausgegeben vom Pestalozzi-Fröbel-Haus. Ist das nicht eine wahre Fülle? Und dabei ist nur ein Verlag berücksichtigt, wenn auch der rührigste auf diesem Gebiet.

Wie beim Volkslied, so haben wir's auch beim Volkstanz dem romantisch gestimmten Wandervogel zu verdanken, daß staubiges Spinnengewebe zerrissen und kostbares Leben in ehrfürchtiger Scheu ans Licht gebracht ist. Unser Schicksal hat es da so mütterlich gut mit uns gemeint wie damals, als es die Brüder Grimm und die liebe Viehmännin aus Niederzwehren zusammengeführt. Freilich — und das verleiht der eingangs erwähnten Meinung einen Schein von Recht — unsere Volkstänze sind noch nicht wieder Allgemeingut geworden. Es ist da alles noch erstes Erwachen und Aufdämmern, ähnlich wie bei den Erneuerungsgedanken von der zinslosen Wirtschaft, vom germanischen Bodenrecht. Schweden, ja, das trägt den Rhythmus seiner Ringlekar im hellen, freischwebenden Bewußtsein. Dort hat der Staat für Lehrer und Lehrerinnen Kurse eingerichtet zur Pflege dieser alten Reigenspiele, die zum Teil noch an mythische Vorstellungen anknüpfen. Dort bilden die Ringlekar die Höhepunkte der Festlichkeiten. Wir hatten nicht nötig, unserm letzten Kaiser gram zu sein, weil er bei den Tanzspielen nordischer Fischermädchen lieber verweilte als auf einer heimischen Festwiese. Bei uns haben die Folgen einer rasend fortschreitenden Industrialisierung gewütet: die Land- und Gottesflucht, der Unsegen der Millionengewinne und die Entwürdigung der Massen als gemietete Arbeitskraft. Begriffe wie Anger, Tanzlinde, Sonnwend verloren Herz und Herberge bei uns. Kino, Kaffee und Kabarett traten ihr Erbe an. Wer empfand es noch als Widersinnigkeit, in geheizten Sälen zu tanzen, bei Tabakqualm, Pudergeruch und Kölnischem Wasserdunst, statt draußen auf grünem Plan, beim Duft der Blumen und dem Schein der Himmelslichter? Und für die Singtänze mit ihren wechselnden Figuren und Rhythmen ward uns die Armseligkeit der Walzer, Polka und Dreher beschert, die alle nur Bruchstücke von Tänzen sind und — die jeweiligen Günstlinge der Ver-

liner Gassenhauer. Ganz zu schweigen von Tango, Foxtrott und andern Salonschleifern! Bei welcher Hochzeit wartet man heute mit einem Rosen- oder Königstanz auf? Bei wieviel Kinderfesten ergötzt man sich an den Tanzweisen vom Kuckuck oder dem Waldvögelein? Und doch weiß schon Tacitus vom Tanz unsrer Vorfahren zu berichten. Und Möser meint in seiner „Kunst der Wälder“: „Eine Szene wie Webers ‚Wir winden dir den Jungfernkranz‘ war sicher schon in deutscher Urzeit möglich.“ Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß, wie in Griechenland, so auch in Germanien der Tanz zur Vertiefung religiöser Weihe beigetragen.

Schulmeister! Bring nicht allein die Hand des Kindes wieder zu Ehren. Schaffe, daß sich der Mensch auch wieder seines Leibes freue und seiner gottgegebenen Schönheit! Dazu laß dir von unsern alten lieben Volkstänzen helfen. Wenn dir die Sache zu schwer dünkt, lies das Büchlein von Hofrat Raydt, „Spielnachmittage“, das auch bei Teubner erschienen. Oder gucke dich da und dort im Wandervogel um. Und wenn du glaubst, deine Kinder sängen nicht wacker genug — gerade beim Tanzen lernen sie das rechte Singen; denn da sehen sie ein, daß es zum Gelingen notwendig ist. Als Vorübung kannst du bekannte Volkslieder hernehmen und sie dramatisch gestalten. Bei Breitkopf & Härtel gibt's eine feine Anleitung hierfür. Schieb' die Sache nicht von dir! Der Lehrer hat nach einem treffenden Ausdruck Jtschners der „Sachwalter des Volkstums“ zu sein. Wär' es heute denkbar, daß eine Behörde noch einmal den „Zupfgeigenhansl“ verböte? Den Singtänzen und Reigenspielen ist vom guten Geist unseres Volkes dieselbe Unantastbarkeit verbrieft. Auf den pädagogischen Lehrstühlen wird man ja vorläufig andere Dinge für wichtiger und heilsamer halten. Aber das darf dich nicht kümmern. Meinst du nicht, daß ein Sandhaufen voll spielender Kinder für einen werdenden Volkslehrer die rechte Universität abgibt? Sintemalen noch immer der gottsinnige Jakob Böhme wahr gesprochen mit seinem Wort: „Die Kinder sind unsere Lehrmeister, wir sind in unserm Witze Narren gegen sie.“ Zerbrich dir auch nicht den Kopf über Didaktik, Pathologie und andere Modeartikel aus dem pädagogischen Magazin. Es ist vielleicht die furchtbarste aller Auswirkungen von Versailles, daß Frau Freude aus dem Garten der Jugend hinausgejagt ist. Rufe sie wieder herein! Wieder herein mit den Tänzen und Reigen!

Ernst Hauck

*

Eine neue „Geschichte der indischen Literatur“

Das letzte Jahrzehnt war so erfüllt von aufregendem und umstürzendem politischen Geschehen, daß es fast wie ein Wunder berührt, daß abseits von alledem und über jenen Zeitraum hinweg deutscher Gelehrtenfleiß sich in stillem, unbeirrtem Schaffen auswirken konnte: 1904 begann die großangelegte „Geschichte der indischen Literatur“ des bekannten Prager Indologen M. Winternitz zu erscheinen und hat nunmehr mit ihrem dritten und letzten Band (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag) ihren Abschluß erreicht. Auf insgesamt etwa 1500 Seiten ist in lebendiger Darstellung ein gewaltiger Stoff bewältigt; die „Literatur“ ist im weitesten Sinne behandelt: sie umfaßt neben der religiösen und weltlichen Poesie auch die erzählende und fachwissenschaftliche Prosa des indischen Schrifttums.

Ein überhitztes Tagesgeschrei hat bei uns eine Zeitlang alles Indische, wie kurz zuvor und gleichzeitig alles Russische, zur großen Mode gemacht. Solche feuilletonistischen Ausschweifungen sind mehr geeignet, die fruchtbare Beschäftigung mit großen geistigen Erscheinungen in einem äußerlichen Scheinleben zu ersticken, als wahrhaft zu fördern. Um so mehr ist ein Werk zu begrüßen, das es auch dem ernsthaften Laien ermöglicht, der ältesten Literatur, die wir von einem indogermanischen Volk besitzen, innerlich nahezukommen und ihre Entwicklung wie ihre tiefen, seit den Tagen der Romantik und Schopenhauer gewürdigten und empfundenen Zusammenhänge mit deutschem Denken und Dichten zu begreifen. Anschauliche Inhaltsangaben und viele, in eigener Übertragung aus den Originaltexten gegebene Proben beleben den weiten Weg: er

hebt an bei der „von einer ganz unbestimmten Vergangenheit bis 500 v. Chr.“ sich erstreckenden vedischen Periode mit ihrer gewaltigen Hymnendichtung, jenen Urzeugnissen für Mythologie und Religionswissenschaft, und bei den uns durch Deussens Forschung und Übersetzung erst eigentlich in ihrer ganzen Tiefe erschlossenen Upanishaden; über die großen volkstümlichen Epen, das in seiner jetzigen Gestalt dem 4. vorchristlichen Jahrhundert angehörige Mahabharata und das kleinere, aber geschlossenere Ramayana des Valmiki führt er zur buddhistischen Literatur, die samt den heiligen Texten der Jainas — „das für die Weltgeschichte wichtigste Erzeugnis des indischen Geistes ist und bleibt doch der Buddhismus“ — von Winternitz, den entgegenstehenden Schwierigkeiten zum Trotz, zum erstenmal im Zusammenhang mit der gesamten indischen Literatur dargestellt wird. Der jetzt vorliegende umfangreiche Schlußband ist der Kunstdichtung gewidmet. Die Lyrik mit ihrer tiefen Empfindung, ihrer religiösen Inbrunst und jenem innigen Naturgefühl, „das zu allen Zeiten ein besonderes Merkmal der indischen Dichtung gewesen ist“, wirkt sich als „höfische Kunstdichtung“ aus in dem schon von Goethe bewunderten Meghaduta, den von Rückert und andern verdeutschten Liedern der Kalidasa, Amaru, Bilhana usw. Ein stattlicher Abschnitt gehört der dramatischen Dichtung. Wie schon im Anhang zur buddhistischen Literatur die Übereinstimmung buddhistischer und christlicher Gedankengänge untersucht wird — in den besten Fällen wird „nur eine Möglichkeit gegenseitiger Beeinflussung“ zugestanden —, so bietet die Behandlung der Erzählungsliteratur Gelegenheit, den Zusammenhängen des griechischen und indischen Romans nachzugehen. Besonderes Interesse verdient die weitausgebaute indische Poetik, zumal wenn einer ihrer Hauptvertreter zu der so beherzigenswerten Erkenntnis kommt, daß obenan diejenige Poesie steht, „in der das Unausgesprochene die Hauptsache ist“. Nach einer eingehenden Würdigung der vielverzweigten fachwissenschaftlichen Literatur schließt Winternitz mit einem Hinblick auf die neuindische Literatur und ihre hervorragendste dichterische Erscheinung in der Gegenwart, den oftgenannten Rabindranath Tagore.

Mit dieser neuen „Geschichte der indischen Literatur“ ist uns ein Werk geschenkt, das neben den grundlegenden Arbeiten eines Deussen, Leopold v. Schröder, Garbe u. a. dauernd einen ehrenvollen Platz einnehmen wird. Heinrich Lilienfein

•

Indien

ist in diesen Tagen eines Rabindranath Tagore und des Reisephilosophen von Darmstadt Mode geworden beim gebildeten deutschen Publikum. Da mögen einige Bücher aus diesem Bezirk ihre willigen Leser finden. Der oben genannte indische Dichter und Denker, dem wir mit achtungsvoller Zurückhaltung gegenüberstehen, hat eine große europäische Leserschaft; man wird mit Spannung auch nach seinem neuesten Buche „Meine Lebenserinnerungen“ greifen (München, Kurt Wolff), um das Persönliche genauer zu fassen. Ein eigenartiges Buch, fesselnde kürzere Bilder aus des Dichters Jugend, eine besondere häusliche Welt entfaltend, die uns durch die landläufigen Reisebücher nicht zugänglich ist — aber: fremdartig bleibt es doch, mehr merkwürdig als wirklich erwärmend! Wer sich mit Rabindranath Tagore beschäftigt, muß ja wohl als Ergänzung dieses wichtige Buch heranziehen, das uns von des Dichters ersten Jahrzehnten und vom häuslichen Alltag eines bengalischen Patrizierhauses Seltsames erzählt.

Es geht einem zuletzt wie bei dem stattlichen und überaus ehrlichen Reisewerk des Kronprinzen Rupprecht von Bayern („Reise-Erinnerungen aus Indien“, Verlag von J. Kösel, München): man staunt mehr, als daß man innerliche Bereicherung erfährt. Dieses Reisewerk veranlaßt zum Vergleich mit des Grafen Keyserling „Reisetagebuch eines Philosophen“; und man muß sagen: wenn schon die Einstellung hier und dort ganz verschieden ist, so wird ein Deutscher, der sachlich seine Kenntnisse von Indien auffrischen und ergänzen will, gut dran tun, des Kronprinzen bilderreiches und fesselndes Werk schlicht und recht auf sich einwirken zu lassen.

Diese zahlreichen, guten (eigenartige Stimmungen, besonders Bauten, festhaltenden) Bilder sind ein Genuß für sich. Der Kronprinz, statt Kriegserinnerungen zu verfassen, wie man von ihm erwartet hatte, griff zu alten Tagebüchern aus dem Jahre 1898 und stellte dieses reichhaltige Buch zusammen, das einen überaus wohltuenden Gesamteindruck macht. Wenn auch manchmal, z. B. bei den Religionen, elementare Dinge fast treuherzig schlicht erzählt werden, Dinge, die man bei Gebildeten als geläufig voraussetzen müßte, so hat doch diese voraussetzungslose Einfachheit ihre großen Vorzüge. Das Buch ist von einer volkstümlichen Unbefangenheit und liest sich gut in seiner glücklichen Mischung von allgemeinem Bericht und persönlichen kleinen Erlebnissen, die das Ganze angenehm und unaufdringlich beleben. Dichter will dieser Erzähler ebensowenig sein wie Denker; er berichtet nur, er läßt die merkwürdigen Lebens- und Landschafts-Dinge aus jenem schwülen Tropenlande der Dschungeln, der alten Tempel, der religiösen Vielfältigkeiten und — alles in allem — doch einer dumpfen Schlaffheit des Gesamtzustandes auf uns wirken.

Ein besondersartiges Interesse beansprucht ein drittes Buch, das Freunde des Bergsportes entzücken wird, das aber auch an sich spannende Bilder vor uns ausbreitet, da es von bezwungener Mühsal kündet: „Mount Everest. Die Erkundungsfahrt 1921“ (Basel, Verlag Benno Schwabe). Hauptverfasser ist der englische Oberstleutnant C. K. Howard-Bury, der aber von anderen Teilnehmern der denkwürdigen Erkundungsfahrt dabei unterstützt wurde (übersetzt von W. Rickmers). Auch hier sind die reichen Bilderbeigaben besonders hervorzuheben. Es handelt sich um den kühnen Versuch, im tibetanischen Himalaja den höchsten Berg der Welt zu besteigen. Wie weit die tapferen Männer dabei gekommen sind, nachdem man seit Jahrzehnten diesen Traum geträumt, möge man in dem gründlichen und unterhaltsamen Werke selber nachlesen.

Die Raucherkehle

ist die neueste Errungenschaft. Ward sie uns von der Revolution gebracht? Daß nun aber niemand glaubt, sie wäre eine Erscheinung, die schon seit Bekanntwerden des Tabaks beobachtet sei! Nein — sie ist diesmal kein männliches Vorrecht; daß ich es kurz sage: sie ist die neueste Damenmode. Auch die deutsche Frau übernahm die Segnungen der Neuzeit, fühlte sich frei von allem Druck und Zwang, bestimmte in „Selbstverantwortung“ die Bahnen ihres Sichdarstellens und übernahm das — Rauchen. Das Zigarettenrauchen natürlich. Ja, ich kenne eine namhafte Schriftstellerin, die sich die notwendigen Anregungen bei ihren dichterischen Arbeiten sogar von der Zigarre spenden läßt.

Die edlen Folgen dieses männlichen Tuns bleiben freilich nicht aus. Und so überlasse ich denn einem Facharzt für Mund-, Rachen- und Halskrankheiten das Wort, der im „Tägl. Korresp.“ folgendermaßen berichtet:

„Das Zigarettenrauchen der Damen hat unstreitig zu einer neuen Krankheit geführt, die ich ihrer typischen Merkmale wegen „Raucherkehle“ nenne. Der Zeitungsleser macht sich kaum einen Begriff, wie häufig jetzt Damen meine Sprechstunde aufsuchen, die über Heiserkeit und Halsschmerzen klagen. Auf meine Frage: ‚Rauchen Sie viel?‘ erhalte ich meist die Antwort: ‚30 bis 40 Zigaretten am Tage!‘ — Es scheint den Damen immer noch viel zu wenig bekannt zu sein, daß die weibliche Kehle viel zarter gebaut und viel empfindlicher ist als die Kehle des Mannes. Dazu kommt, daß der Mann doch wenigstens während seiner Berufstätigkeit das Rauchen fast ganz läßt, während leider das weibliche Geschlecht am liebsten eine Zigarette an der vorigen anzündet.“ —

Soweit der ärztliche Bericht. Wir Männer schweigen schamhaft. Oder — „errötend folgt er ihren Spuren“? Will's nicht hoffen.

O. K.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



25. Jahrg. August 1923 Heft 11

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

Karl Wizenmann: Not und Wende 720

Eberhard König: Die Legende vom verzauberten König (Forts.) 724

Prof. Dr. Wolfgang Golther (Rostock): Der Gral in den französischen und deutschen Gedichten des Mittelalters (Schluß) 733

Friedrich Lienhard: Wildenbruch und Weimar. Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund (Schluß) 740

Kuno Francke: Hymne an Deutschland 749

Hermann Hollender: Kanzler Brück und sein großer Nachkomme 751

H. Schoenfeld: Vom Schicksal deutscher Ströme 758

Germanicus: Offener Brief an Herrn Professor Henri Lichtenberger in Paris 763

Dr. M. Treblin: Friede H. Kraze 767

K. Theod. Strasser: Vom ewigen Licht der Gotik 770

Prof. Dr. Hans Joachim Moser: Musikliteratur 772

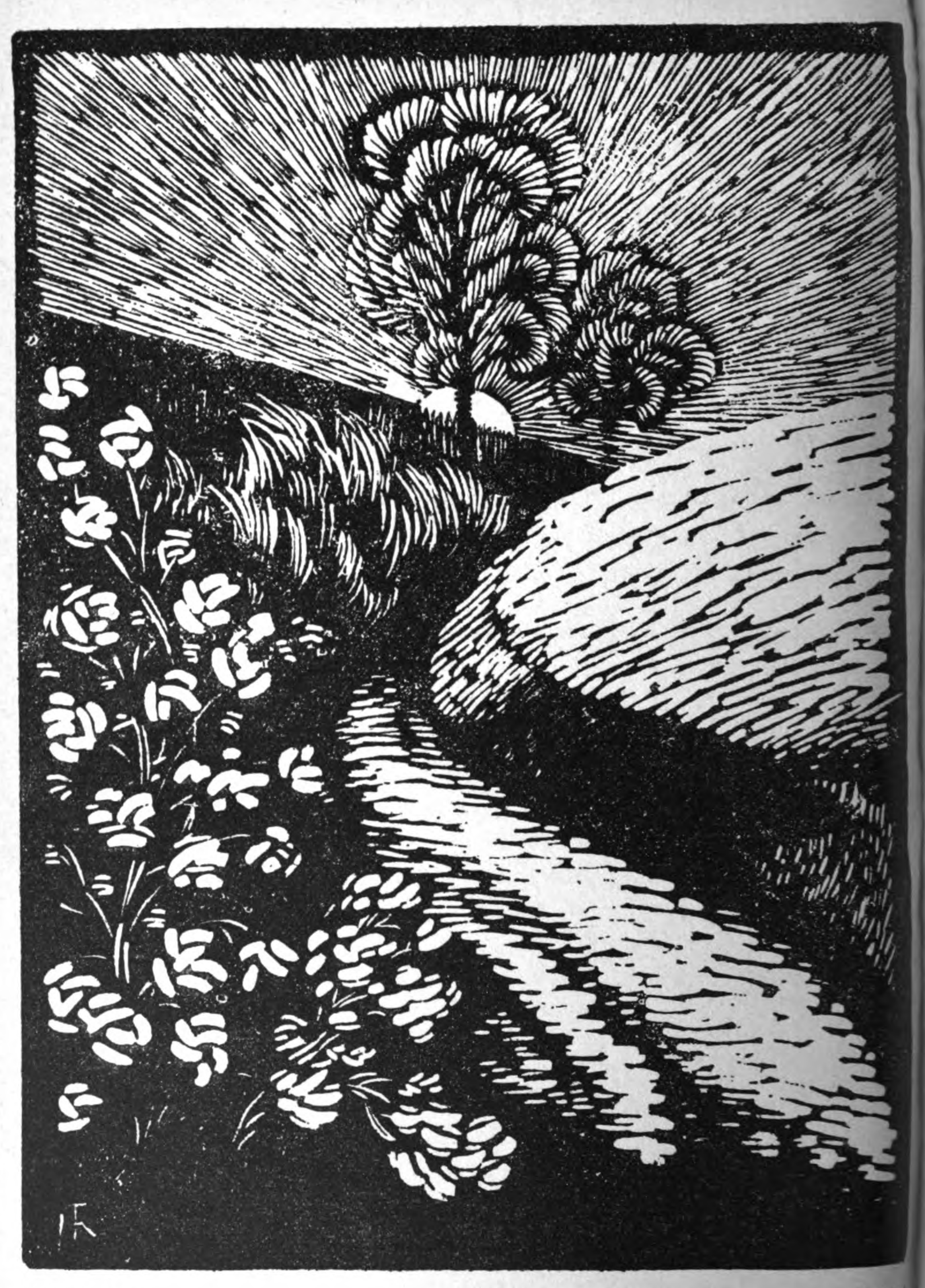
Lienhard: Türmers Tagebuch 775

Auf der Warte 781

Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Preis dieses Heftes 7000 Mark für das Deutsche Reich, Österreich und das schwachval. Ausland; für das hochval. Ausland 1 Schweizer Franken.



Sommerpfad

A. Haupt

25. Jahrg. August 1923 Heft 11



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Wem es nicht ein Genuß ist,
einer Minderheit anzugehören, welche die Wahrheit verficht und für die Wahrheit leidet, der verdient nie zu siegen. Deutschland ist moralisch feige geworden, seit man der Majorität zu folgen zum Staatsprinzip erhoben hat.
Wie die Sachen weiter sich entwickeln werden, wer will es sagen?
Das ist unumstößlich gewiß, daß die Zukunft der irdischen Geschichte, die Zukunft Deutschlands an den einzelnen Menschen hängt, nicht an der Schulung der Massen, welche schließlich ja doch nur aus einzelnen Menschen bestehn, nicht am Staate, nicht an der Verfassung.
Innerlich mächtige Menschen:
nun, es ist wohl nicht nötig auszuführen, daß sie fehlen.

Lagarde

Not und Wende

Von Karl Wizenmann

Die Zeit ist nahe, da wir ernst machen müssen mit der Neuordnung unseres Unterrichts, mit der Vertiefung der Erziehung und der Erweiterung der Lehre. Es muß eine Erneuerung kommen, die weit hinausgeht über die Schlagwörter unserer Zeit. Wohl, auch Arbeitsschule! Aber das Gute der Arbeitsschule wird zum Fluch, wenn nicht das Ziel und der Grund unserer Arbeit ein neuer wird: wenn wir nicht eine neue Auffassung von der Arbeit gewinnen und vom Leben überhaupt.

Der Sinn des Lebens ist das Leben selbst. Darum vermag niemand den Sinn des Lebens zu erdenken. Wie der Mensch lebt, so ist der Sinn seines Lebens und damit der Sinn des Lebens schlechtweg. Des Lebens Sinn als unermeßlicher Wert und heiliges Wirken geht nur dem auf, der so lebt. Töricht ist es, andere Menschen von solchem Sinn des Lebens überzeugen zu wollen. Es hat der Mensch den Sinn und Wert in sich; er gibt ihn auch dem Leben — und er hat ihn damit oder hat ihn nicht. Niemand vermag da zu überzeugen, wo das eigene Leben nicht davon zeugt.

Wer aber wahrhaft lebt und erlebt hat, der weiß: Der Sinn des Lebens ist die Einheit, ein wundersamer Zusammenklang aller Wesen, ist die Erlösung durch das Opfer des Reifen und die Opferung in der Reife zur Erlösung. Diese doppelte Aufgabe hat jegliches Wesen für sich und andere: als Pflicht und als Recht. Ihre Erfüllung nur bringt uns die wahre Lebensgemeinschaft aller Lebewesen.

Wo aber atmet das gegenwärtige Leben den Geist der Einheit? Wo ist der Hauch solchen Zusammenklangs? Wo solche Zusammenarbeit? Wo offenbart das Leben die Liebe der Seelen und den Gleichmut in allem Handeln?

Überall nur das Gegenstück! Keine Zeit war ungläubiger, unduldsamer, gespaltener, verworrener, aufgelöster; keine Zeit war liebloser und trug so sehr den Zwiespalt von Lehre und Leben, Forderung und Handlung, Sehnsucht und Erfüllung.

Alles ist vom Geist der Trennung erfaßt: es löst sich die Kirche in unzählige Gruppen, und noch in den kleinsten religiösen Gemeinschaften offenbart sich die Verwirrung, die Haltlosigkeit, die Unsicherheit oder aber — blinder Glaube und Furcht vor allem Prüfen. Es lösen sich die Treubande des Volkes im Bruderkrieg, und unzählige Parteien ringen um ihre Herrschaft, statt in Einigkeit dem Vaterlande und dem Leben zu dienen. Die Wissenschaft und jede Richtung des Lebens ist einseitig und ohne wahren Zusammenhang. Und die Selbstsucht der kleinsten Gruppe und der einzelnen findet immer genügend Gründe, um trennende Sonderziele und besondere Aufgaben wissenschaftlich zu begründen und zu rechtfertigen, wodurch der Dienst an der Gemeinschaft immer weiter zurücktritt. Im Unterricht wurde dieser Geist der Trennung, der Verstand, immer weiter entwickelt, immer mehr betont. Wundern wir uns nicht, wenn nun unsere Kraft sich zu zerspalten droht, so daß wir auf sittlichem Gebiet immer ohnmächtiger, haltloser werden! Alles Heil kann ja nur auf Eintracht und Liebe sich gründen.

Kann unsere Not noch größer werden? Nein. Darum ist die Zeit erfüllt, die Wende muß kommen.

Ein neuer Unterricht, eine neue Erziehung und eine neue Lehre müssen kommen. Nein, ein neues Leben nur, in dem die alte Lehre lebensvoll offenbar wird. Eine neue Zeit muß kommen, in der nicht mehr die Verstandesentwicklung im Vordergrund steht, in der nicht mehr der überlegene Verstandesmensch das beste Zeugnis und dadurch die verantwortungsreichste Stellung erhält, wenngleich er auf sittlichem Gebiet unsagbar tief steht. Noch ist die Entwicklung des Verstandes vorherrschend und oft beherrschender dort, wo von Arbeitsschule, von Persönlichkeit, von Selbständigkeit und Selbstbestimmung die Rede ist. Ja auch dort, wo als Ziel das wertvolle Glied der Kulturgemeinschaft genannt wird, weil diese Kultur und damit auch die Gemeinschaft im tiefsten Sinne des Wortes unheilig ist.

Neuem Ziele muß unser Unterricht dienen. Es wird an die Stelle der Lernschule, der Tatschule, der Arbeitsschule jener Lebensunterricht treten, der ein Geschlecht zum heiligen Leben heranbildet, zum einen Leben, dem das Opfer Pflicht und Recht und Sinn des Lebens ist, das sich nicht anpassen will an die bestehende Ordnung, das ringen will, das nicht um eine gesicherte Zukunft auf sein Ziel verzichtet, das Wahrheit will, nicht Auskommen, das lieber auf alle Berufe verzichtet, die nur wirtschaftlichen Reichtum verheißen, aber die Seele verkümmern lassen. Es will nur berufen sein zur Mitarbeit an der Veredelung des Menschen und der Gemeinschaft. Leben, wahres, heiliges Leben voll Opfer zur Erlösung muß das Ziel sein.

Ein solch Geschlecht brauchen wir, wenn es je besser werden soll, wenn je Liebe, Friede und Eintracht unter Menschen wohnen sollen. Ein Geschlecht, das nur in der Gegenwart lebt als in einer besseren Zukunft und das darum von dieser Gegenwart nichts erntet und keinen Lohn empfängt und also nur die fröhliche Hoffnung auf bessere Zukunft bleibt. Das neue Geschlecht muß das ganze Grauen des Unfriedens erleben, den ganzen Haß der Welt ertragen. In solchem Kampfe nicht zu unterliegen, solche Opfer freudig zu tragen, solch undankbares, zeitloses Leben und Arbeiten zu lernen und wider die ganze Welt zu stehen, so zu stehen, daß jeder Einzelne doch frohen Mutes ist und freudigen Herzens entsagend, sich und den Seinen zuruft: Seid fröhlich in Hoffnung! — ein solch Geschlecht zu erziehen, das sei unser Ziel.

Wollen wir ernst machen? Die Jugend muß beginnen. Eine neue Jugend ist da voll glühenden Sehnens. Für sie wollen wir unsere ganze Kraft einsetzen, in einen Dienst, den sie uns kaum dankt. Lange, lange arbeitet sie, bis sie erkannt hat, daß es der einzige Weg war zur Rettung ihrer selbst. Der einzige Weg ist's, sie nicht im gleichen Elend leben zu lassen, in dem wir leben. „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist!" Das wird die oberste Forderung werden. Und dahinter steht als kleine unscheinbare Verheißung das Wort, das auch erst im Laufe des Erlebens Glaubenskraft geben wird: „Seid fröhlich in Hoffnung!"

Wie schwer ein solches Leben, — wie schön aber auch, wenn wir es nicht mehr vom Standpunkt der bisherigen Anschauungen werten! Wie herrlich wird es einst sein, wenn wir dem Meister solcher Lebensgestaltung — Christus — folgen!

Darauf muß der Unterricht sich gründen, dadurch seine klare, innere Form er-

halten. Nur dann, wenn wir als Ziel solches Leben setzen und den Weg dazu weisen, werden wir siegen. Unsagbar groß werden die Widerstände sein. Und wo ein Lehrer mit den Schülern nicht auch deren Eltern mit Leib und Seele gewinnt, da werden wir den Kampf mit dem Elternhause haben. Es werden die Eltern ihre Kinder warnen vor solch törichten Anschauungen und Zielen, und die Kinder werden mit Trotz und Unmut, Mißtrauen und Heuchelei dem Einfluß des Lehrers sich entziehen, wenn seine Liebe nicht größer ist, denn aller Haß, seine frohsinnige Geberfreude nicht größer, denn alles Widerstreben. Der Handwerker und der Taglöhner unter den Unterrichtenden werden sich erheben gegen solche Zumutungen; und die Wissenschaft und die ganze Öffentlichkeit wird solche Pläne verspotten. Aber auch das wird vorübergehen. Der Sieg wird unser sein, gewonnen mit unserem eigenen Leben. Was immer wir Unterrichtenden säen, das werden wir nicht ernten, nie in der Zeit. Bis heute hat ja die Welt nur dem äußeren Erfolge Wert und Recht zuerkannt. Und jede große Idee siegte nur, wenn die Welt Macht dahinter stellte. Doch mit diesem Augenblick ist die Idee schon entartet, mißbraucht. Wo immer aber die Idee wahrhaft innerlich siegte, da mußte ihr Träger äußerlich sich opfern. Darum seien auch wir fröhlich in Hoffnung und geduldig in Trübsal!

Es ist nicht das erstemal, daß der Unterricht neue Formen brachte und neue Wege wies, um das Urbild des Menschen reiner zu verwirklichen. Klar ist uns, daß die bisherigen Wege und Formen des Unterrichts nicht genügen. Wohl wissen wir, daß die Schlagwörter Selbsterziehung des Kindes, Entfaltung aller kindlichen Kräfte, Selbständigkeit, Persönlichkeit und wie sie alle heißen, Berechtigung haben:— aber nur im Sinne unseres Zieles. Ein neu Leben muß dahinter stehen, ein Neues muß sich entfalten im Kinde. Hinweg mit dem Schlagwort aus der Entwicklungslehre: Anpassung! Unsere Kinder sollen sich nicht anpassen an die bestehende Lebensunordnung! Zu neuen Ufern locke sie ein neuer Tag! Die Jugend besitzt noch die große Kraft unverbraucht: die Kraft zum Bekennen. Denn mancher Erwachsene, der erkannt hat, der aufgetaucht ist vom Grunde, ist müde und schwach. Da soll nun die Jugend das Alter mitreißen, wenn es zaghaft geworden. Was wird das für ein Leben sein! Wenn wir verzagen ob des Werkes, das wir begonnen, wenn die Welle des neuen Lebens über uns weggeht und uns und unser Leben selbst noch wandelt, weit über alles hinaus, was wir ersehnten —!

Das ist die Gesinnung, das die Grundlage des neuen Unterrichts. Weit ist der Weg und dunkel das Wandern. Da tut uns Verbindung und Zusammenschluß not. Schwer und unerbittlich ist das Geschick unseres Volkes und darum das der Einzelnen. Nie war eine feste Grundlage zum sicheren Halt nötiger denn heute; nie mußten auch die Grundlagen unserer Arbeit, die Grundlagen des Unterrichts gründlicher und erhebender sein.

*

Aller Unterricht soll uns unter die Richtung des wahren Lebens stellen. Unterricht ist also stets Erziehung und Lehre. Es soll das Kind äußerlich gerüstet und innerlich gerichtet werden. Die Wesensinhalte seines Selbst und damit die seines Volkes soll es erfahren, erfassen, werten und fördern, damit es selbst daran wachse, durch die Erfahrung zur Erkenntnis komme, durch sie zur Erwärmung und Begeisterung für die Arbeit an seinem Selbst. Aber auch, damit es durch die Ent-

faltung der leiblichen und geistigen Kräfte sich seelisch erhebe, zur Arbeit aus sich heraus, in der Richtung des einigen Lebens! So wird der Zusammenklang aller Wesen erreicht. Erlösung durch das Opfer des Reifen — als Pflicht und als Recht.

So wird dem Einzelnen die größte Achtung und Beachtung geschenkt. Seinen Wert aber empfange er stets nur durch sein rechtes Verhalten als Glied der Lebensgemeinschaft.

Das Streben nach dem Ganzen muß dem Menschen die Ahnung geben von der Größe und Unermeßlichkeit des Lebens, von seiner Tiefe und Heiligkeit, aber auch die Gewißheit, von dem über allen Erscheinungen stehenden Lebendigen, dem restlos vertraut werden kann. Es muß der Einzelne die Gewißheit erlangen, daß die Hingabe der eigenen Kräfte an die Selbstbildung und die Hingabe der entwickelten Kräfte an die Gemeinschaft die Vorstufe ist von der Hingabe an ihn, den Lebendigen, der da ist, der da war und der da sein wird.

Darum ist die Grundlage des Unterrichts auf allen Stufen das Leben selbst — das Leben der Liebe. Denn das Leben der Gegenwart und ihr Kulturgut ist nicht das Lebensgute der Menschheit. Wir sahen die Not unserer Kultur, und unmöglich können wir diesen Notstand als Grundlage nehmen:

Krank und entartet sind die Kulturgewächse, kränker nur machen sie den Leib.

Krank und unwesentlich sind die Erzeugnisse des Geistes; Zwietracht und Unfriede nur fördern sie.

Krank und entartet sind die Regungen der Seele; sie stören und töten das Leben nur.

So müssen wir das Lebensgut des Menschen aus der Betrachtung seines Lebens neu finden. Unsere Sehnsucht weise den Weg!

Nachwort des Türmers. Der schwäbische Erzieher Karl Wizenmann hat Aufmerksamkeit erregt nicht nur durch sein bedeutsames Wirken, sondern auch durch sinntiefe Bücher wie „Fausts Heimkehr“ und „Menschenerkenntnis“ (beide im Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart). Jetzt veröffentlicht er ebendort ein weiteres Werk „Zu neuem Leben“ (ein Buch für Schule und Haus), worin er die im obigen angeschlagenen Gedanken in sorgsamer Vertiefung ausbreitet.



Mein Leben darf keine Lüge sein!

Von Anna Pawlick

Mein Leben darf keine Lüge sein!
Ich will es in alle Welten schrein:
Mein Leben darf nicht in nichts verwehn!
Was echt und wahr dran, muß bestehn!
Ich will's erstreben mit jedem Tropfen Blut,
Ich will drum ringen mit allerheißester Glut — —
Und was ich auf Erden errungen habe,
Es lebt, lebt — — bin ich auch längst im Grabe!



Die Legende vom verzauberten König

Von Eberhard König

(Fortsetzung)

O Sie! Hat dieser Gang durch Grauen und Schmach, durch seiner Seele drohenden Tod, sie heute ihm neu geschenkt? Erst heute sie ihm geschenkt?

Und er versank in ein wehes Sinnen: wie wenig er doch ihres Wertes acht gehabt bis heute. Erschüttert ward er sich ihres holdseligen Bescheidens, ihres geheimen Opferdienstes an seiner Seite bewußt. In allem Glanze der Königin, war sie nicht eine Dulderin, gewohnt zu harren, wann sein immer tatfertiger, stets in die Weite langender Sinn ein flüchtig Stündlein der Rast, mehr höflich als zärtlich, für sie übrig hätte, ach, wie einen Kuß aus dem Sattel herab? Heut wußt' er auf einmal um ihr still geduldig Werben! Warum heute? Erst heute! Was wußte er denn von ihr? Wer war sie?

Jetzt ging's ihm auf, wie so einsam sie neben ihm auf fürstlicher Höhe dahingelebt, befiel's ihn mit wehem Erschrecken und hoffender Wonne zugleich, welch ein herrlich Reich ihm, so nah seinem Herzen, noch zu erobern geblieben. O du meine Fraue! nannte er sie und flocht ihr selige Andachtgedanken um ihr demütig Haupt und schritt nun durch die Nacht beschwingten Fußes wie ein junger Bräutigam, umklungen von Worten und Weisen, die er aufgefangen, er wußt' nicht wo noch wie, feiernden Reimen, die ihm nimmer Aufmerkens wert gewesen, längst verwehten, längst vergessener, landaus gewanderter Sänger der Minne.

Wie ein aufbrechender Himmel aller Gottesgnaden voll, so schüttete es auf ihn hernieder, noch unerschöpften, noch ungelebten, ja ungeahnten Lebens Überfülle. Der duftenden Nacht mußt' er gedenken, in Scham und Reue, die ihm, unscheidbar schier, schmählich mit andern Liebesnächten ineins geronnen, da er zum erstenmal die Erbebende umarmt. Da hatte sie ihm mehr gegeben, denn er genommen, zu nehmen vermocht — er hatte es nicht verstanden! Unehr hatte sein andachtloses, unfühlend Nehmen ihr da getan, deren Geben ein Werk der Andacht gewesen. Grausam klar diese Nacht des Erkennens: nicht anders als wie er ehedem oft flüchtige Lust errafft, deren er nimmer gedenken mag, nicht anders nahm er damals die Gnade einer Erfüllungsstunde hin, da Ewiges zu ihm geschah, dem Blinden, dem Stumpfen, Unheiligen, Ewiges in irdischer Wonne, Himmel und Erde in seiner Brust sich gatten wollten. Unerschrocken sprach er es laut: „Ein König — und gemein!" Schneller, wie von sich selber gejagt, schritt er zu.

Seltsame Nacht des Rausches — da ihm der volle Becher jach vom Munde geschlagen worden; seltsame Schauer neuen Werdens, und Neubeginnens seltsam frommer Ernst — da ihm ein rätselhaft Geschick ein „Ende!" zugerufen; seltsames Bewußtsein unermeßnen Besitzes, neuen, niemals erwogenen Werts — da ihm ein hämischer Fluch alles geraubt; und seltsam, über all diese Seltsamkeiten die Gewißheit: Es kann mir nichts geschehen; ja im Grunde verschlägt es nichts, wie mir's ergeht — in dem zermalmenden Augenblick, da ihm geschehen war, was

wohl kein Sterblicher noch bestanden hat, da ein Sturz ohnegleichen seine Seelenkraft bis zum Zerreißen erprobt! Von wannen dies Licht, diese Stille in seinem Gemüt, die getroste Heiterkeit? So herzhaft faßt eines Mannes Faust in den Schildriemen, packt eine Rechte den Schwertgriff — ist er nicht der Letzte aller Sterblichen, dem Frost den unbedeckten Leib schüttelt, dem vom steinigen Boden die Füße wund sind, dem Hunger das Eingeweide zerreißt? Kein Bettler an der Kirchentür ist so elend wie er — und doch: es kann mir nichts geschehen!

Da horch! Ein Laut aus dieser Welt, vor dem alle inneren Stimmen verstummten, dem nur seine leidende Leiblichkeit antwortete: Von draußen her, wo hinter lichteren Stämmen die blauende Helle der Mondnacht freier flutete, scholl dumpfes Brüllen — eine Kuh; Menschennähe, Milch, Speisung, holde Erinnerungen an Weidmannsrast beim Sennen — oh, ein Dach, eines Herdfeuers Wärme, ein Strohlager, vielleicht ein Stück rauhen Gewandes für den frierenden Leib! Voran, voran! Ach, der grimme Hunger war mit einem Schlage Herr über alle seine Lebensgeister.

Vom Waldsaume, der bald erreicht war, senkten sich weitgeschwungene Matten nieder, huben sich aus einer langgestreckten Tiefung in weichen Hängen drüben wieder hinan; spielzeugklein schmiegte sich dort eines Sennen Haus, das flachgesenkte breite Dach mit wuchtigen Steinen beschwert, an den nährenden Boden. Im ungeheuren Raume schäumte das opalbleiche Licht der Nacht, ein klarer Mond herrschte über seiner seligen Traumwelt. Auf halber Höhe diesseits der Senke stund verlassen, lichtumrandet die nächtliche Ruferin wie ein Bild von Erz, das schwere Haupt mit den weitausladenden Hörnern vorgestreckt. Seltsam seelenvoll, wie die Stimme alles Leibes der Lebendigen, klang ihr einsam Brüllen; was war des Tieres Not?

Der König betrat den Teppich der Trift, feucht und kühl, doch wohligweich empfing das Gras die gemarterten Füße, die sich jetzt in belebtem Schwunge hanghernieder regten, wobei er erst inne ward, wie müde er sich dahingeschleppt. Langsam stieg er drüben empor, der gastlich winkenden Schwaige zu. Auf Hörweite nahe, blieb er schwer atmend stehen, ründete die Hand um den Mund und tat einen Bergruf — nicht ohne Lust am vollen Hall seiner Stimme.

Nicht lang stund's an, trat droben eine Mannsgestalt herfür, schritt in die Helle und legte lugend die Hand über die Augen. Dann ließ er sie sinken, stund ohne Regung und antwortete nicht. Nicht geheuer deucht' ihn wohl die schimmernde Erscheinung da unten: ein wilder Mann? ein Salwan? ein Geist der Öde, der Gebirgswilde? Als der Fremde grüßend den weißen Arm hub, tat er drei Schritte in den Schatten des Dachs, erschien dann wieder, ein Handbeil in der Rechten, und rückte nun entschlossenen Schrittes wie angriffsweis dem ungeheuerlichen Gaste entgegen, das Haupt halb gesenkt, wie der Stier seiner Herde, wenn er den Bären annimmt. So wuchs er ihm entgegen, und der König sah seinen Haarschopf wie silberlichte Lohe; es war ein alter Mann, doch kraftvoll, hochschultrig und langbeinig, den Schädel umstrobelte weißes Haar, das im Monde zu einer hellen Flamme ward. Zehn Schritte vor ihm machte er halt. „Alle guten Geister loben den Herrn!" — Lachte der König und rief: „Gelobt sei Jesus Christ!" — „In

Ewigkeit. Amen." Ernst und gemessen sprach's der drüben. Dann schritten die beiden sich entgegen.

Der alte Senn hatte ein freisliches, verwittertes Gesicht, die schwarzen Mondschatten prägten es noch härter, der unbärtige schmale Mund war herb geschlossen, aus den starkknochigen Augenhöhlen unter mächtigen weißbuschigen Brauen leuchtete ein Paar großer, stiller Augen, seltsam hell. Sie senkten schweigend die Blicke ineinander, der König hatte eine freie, männliche Lust an dem Gebaren des Alten, der sich Zeit ließ, ihn anzustarren wie ein Ding. Endlich sprach die tiefe Stimme: „Wer bist du?"

Der Gefragte lächelte. „Sagt' ich's dir, glaubtest du's doch nicht. Ich bin ein Mann ohne Rock und Schuh, dafür mit ungebärem Hunger im Gekröse. Bin unterwegs zu mir selber und allem, was mein war und ist, du magst dir's immer so groß denken, wie du's nur erfassen kannst, denkst dir's doch nimmer groß genug. Du bist alt genug worden, um zu wissen, daß es seltsame Geschicke unterm Himmel gibt und seltsam waltende Mächte."

„Geschwätz. Der Teufel ist alt! Hunger hast du. Das ist ein Wort. Komm." Er schritt voran, das Beil geschultert, ohne sich umzusehn; der Blick in des Gastes Augen hatte ihm Furcht und Mißtrauen genommen.

Das niedere Türlein stieß er auf, warf krachend das Handbeil dahinter und machte sich wortlos über das Herdfeuer. Der Gast sank auf den Bettschragen und zog sich sofort eine Decke um die Glieder. Das Feuer lohte auf, eine eiserne Pfanne klirrte, der Wirt schlug Eier in eine irdene Schüssel, rückte den Milchhafen her — der König wußte sich wohl betreut, lehnte sich zurück und schloß alsbald die Augen, versinkend in warmem Behagen. Auf einmal fühlte er sich an der Schulter gerüttelt — er hatte wahrlich schon geschlafen! Ein saftiger Schmarren stund dampfend und speckduftend auf dem rohen Tisch, daneben lag grobes Brot, lockte der Milchnapf. Der Verschmachtete aß, der Alte ging hinaus. Neugier plagte ihn nicht.

Gesättigt streckte sich der unbeachtete Gast auf das Bett. Er wollte noch einmal seine Gedanken heimrufen — wohlig brummte irgendwo eine Kuh, ein Heimchen fiedelte leis, draußen bellte ein Hund, das Feuer knisterte und strahlte, Lichter huschten und Schatten über das dunkle Gebälk zu seinen Häupten — alles verschwamm, zerrann in trunkener Müdigkeit, Schlaf verschüttete sein zerrissenes Denken.

Hundegebell durchdrang, der erste Laut der Wirklichkeit, die dichte Hecke seines Schlummers und ward halb noch zu Traum: Hei, mein Fasolt, mein Leibbracke! Und da führt Dietleib schon mein Jagdroß herbei. Der Tag lacht in den Burghof, droben mein seiden Banner bläht sich wie vor Übermut in silbernen Lüften, in der alten dicken Linde über der Roßtränke lärmen die Stare. Schau, droben am Fenster Frau Gunhilt, morgenfrisch; sie lacht mir herab, so frei und herzhaft zärtlich wie niemals noch, wie irgendein liebselig Weib ihrem Herzallerliebsten zulacht, in den Augen dabei ein halb schämig, halb schelmisch Gemahnen an Zärtlichkeiten der Nacht — ist das meine gestrenge Frau Königin? Oh, ich minneseliger Mann! Und der Dietleib hat's auch in den Augenwinkeln, als wüßt' er um unsre süßen Heimlichkeiten oder ahnte sie doch — der Grünschnabel, der dreiste! Wie üppig wippt

ihm doch die Reiherfeder vom Zobelhut. Lieb da oben, eine kurze Pürsch nur, dann wieder an deiner jungen Brust — o wie jung, wie jung wir zwei! — Hallo, die Hörner gellen, ihr Hall rennt um den Burghof — — Dietleib! ja, bist du des Teufels? Der Kerl hat ja kein Wams und keine Hosen an! Schurke, und dort oben steht deine Frau! — Aber, ist's zu glauben? Die lacht zu der Schändlichkeit, und hinter ihr die Edelmägde und feinen, sittigen Frauen all, die lachen, lachen! Und der Bengel schwingt sich auf mein Roß, einen weißen Mantel um die bloßen Schultern — helf Gott, es ist ein Badtuch, und schwenkt seinen Hut — keinen Hut: mein Helm mit dem güldenen Kronreif ist's! Alles neigt sich, huldigt ihm, der den König geckt, und die Königsfanfare wird ihm geblasen! Dietleib! Bist du hirnschellig? Herunter von meinem Falben!...

Und er schlägt die Augen auf und sieht über sich rußige Balken, einen engen Raum um sich, den Holzrauch erfüllt, der im einfallenden Sonnenlichte in bläulichen Schwaden ruht, käsig säuert's darein; ein roher Tisch, ein ungefüger Schemel, Melkeimer, Zinngeschirr; Kuhgebrüll draußen; da bellt noch der Hund, der Fasolt ist es nicht.

Hart klappert was an der angelehnten Tür, golden quillt dort das Licht eines Sonnentags herein: eine Ziege schiebt sie mit ihren Hörnern auf, stapft herein und steht dumm glotzend vor seinem Lager und beginnt an der härenen Decke zu zupfen. Da springt er auf, daß die neugierige Besucherin erschrocken mit einem ungelenken Satz hinausgaloppt. Er lacht. Und besinnt sich: Ach ja! so war's! So war es gestern, so ist es heute. Des neuen, schrecklichen Lebens Weise. Soll das nun so bleiben? Tag um Tag? Bis — ja, bis wann?

Der lichtselige Morgen weiß es besser. Tief atmend tritt er hinaus, wo ihm der Alte entgegenkommt. Und wieder stehen sie Aug in Auge und fühlen jeder des anderen Wert. Und der Bergmorgen segnet sie beide, die von zweien Weltenden kommen. Der junge Tag, der ihnen die Augen mit Licht füllt, steht den beiden Freien, die einander nur in nächtlicher Gestalt kennen, gar schier und prächtig zu Gesichte.

Da ging dem Schicksalgeprüften das Herz auf — ob der Sonnenseligkeit der Höhe, dem grünen Leuchten der Matten, dem Feierlicht der Gipfel und Schroffen, dem Licht der Wolken, die huldigend um der Berge Fürstengröße wallten, wie Feenwäsche so weiß; und ob der Mannespracht des alten Sennen. Allein aus dem allen, was da tief menschlich emporbrängte, ward ein tapsig nüchtern Gelegenheitswort; doch der Greis schaute auf, horchte auf; er vernahm wohl den Klang der Ergriffenheit? Und in seinen starken Zügen wetterleuchtete bubenhafte Laune. „Grüß dich Gott, mein alter Freund. Guck, so schaust du bei Tageslichte aus?" sprach der Gast. „Gelt, das heißt man schlafen? Nun bitt ich dich, setz dich zu mir; denn schau, ich hab' schon wieder Hunger, oder noch. Und dann reden wir was Gescheites, wir zwei." So sprach der königliche Gast, doch der Wirt hörte: „Alter, du bist mein Mann, dir könnt' ich gut sein, dir möcht' ich einmal mein übervolles Herz ausschütten, denn dir ist hier oben in deiner Herrgotteinsamkeit Denken und Fühlen stark und rein geblieben. Du bist der Mensch, der mir not ist." Und er entgegnete: „Hunger hast alleweil wieder? Das wollen wir kriegen. Da setz dich her."

Der Gast aber trat rasch hinaus; dort, wo ein moosgrüner Holztrog ein Bergwässerlein auffing und staute, wusch er sich prustend — und gedacht' seines letzten Bades; wo mag sein weichflockig Badtuch geblieben sein? Der Alte hier warf ihm ein Handtüchlein zu, unbillig winzig und auch sonsten — der König sah's nicht lang an und trocknete sich ohn' sonderlichen Ekel, sein selber staunend. Inzwischen war ihm sein Frühmahl bereitet. „Gesegn's Gott", sprach der Senn und stampfte ihm Grützbrei, Milch und hartes Brot auf den Tisch. „Magst dich nicht zu mir setzen, Alter? Es schmeckt besser so, mein' ich." Dem aber war's, als erlausche er: „Laß uns rechte Brüder und gute Gesellen sein, du lieber alter Kerl", und er sprach: „Wenn du meinst. Aber zuvor zieh dir fein die alten Hosen da über, die ich dir hergelegt hab', und das Wams dazu. Hab' sie jahrelang abgeschleppt und geflickt, bis halt nichts mehr zu flicken gewesen. Aber besser als die schiere Haut sind sie schon, wenn du auch nicht wie'n Hochzeiter drin ausschaun wirst."

Lachte der König, der seinem wundersamen Geschick schon mit einer Art launiger Neugier zuzusehen begann, und tat sich das grobe Gewandwerk in Gottes Namen an. Auch ein Paar ruppiger, arg gestopfter und noch ärger ungestopfter Stutzen sowie zween breitmäulige Lederschuh waren ihm bereit und guckten ihn hämisch und bettlerfrech an. Tapfer tat er alles an seine purpur- und seidegewöhnten Glieder — gottlob, nun konnt' er doch, sei's auch als Haderlump, unter Menschen gehn! Und war ihm alles wie ein spaßhafter Fastnachtsmummenschanz und eine übermütige Narrenkleidung; zugleich eine Probe, ob er auch ekel und zimperlich oder fein dreckbeherzt und dreinfahrig. Schmunzelnd, in den rissigen Augenwinkeln die Schelmenlist gutmütiger Schadenfreude, schaute der weißschopfige Senn ihm zu und folgte schielend jedem Griff der adligen Hände.

Der linke Gesell des unflätigen Schuhepaars war nicht sonder Mühen anzustreifen: der Lederriemen daran war heillos verknotet und verfitzt, so galt's spitze Finger machen, wie ungewohnt des die fürstlichen Finger waren. Da geschah dem von Gott Heimgesuchten etwas Wundersames in der Seele: der gemeine Vorgang zwischen seinen ungeduldigen und alsbald gar geduldigen Fingern, das Zerren, Zupfen, Lockern und Lösen, erst unwirsch gewaltsam, dann sorglich bedächtig, es ward ihm unversehens zum Sinnbild — nein, nicht zum Sinnbild nur: Eines und dasselbe ganz ward ihm das winzige Geschehen mit allem, was da in der Welt alles Werdens irgendwie entknotet, entbunden und gelöst werden will und mag, was da Stunden, was Tage und Nächte des Erwägens, Sorgens, Versuchens und Mühens braucht: Tage und Nächte nur? Jahre — Jahrhunderte! Königssorgen, Volkes- und Menschengeschlechtessorgen, Gottessorgen, alles, alles Lebens Müh — alles eines! Was ist groß und klein? Wem? Wes ist das Maß? Was wichtig und nichtig, wert und unwert? Heute und ewig? Alles ist alles. Ewigkeit jedes Augenblicks Erleben. Das schritt ihm durch die staunende, erschauernde Seele wie eine Lichtgestalt, vor ihrer gebietenden Rechten huben sich Schleier hinter Schleiern, Offenbarungsweiten taten hochheilig sich auf; er staunte sein selber, der hehren Gäste in seinem Gemüt, und fühlte in nie gefühlter Ergebung, die stille sprach: was will das nur werden? ein wonnig-wehes Erstarken und Reifen. All das war in Augenwinks Dauer geschehen, wie Gottes Blitz keiner Wegzeit bedarf,

Gebirg und Täler zu überhellen, mehr denn in einem Tag du erwanderst. Schon trat sein Fuß in den holzharten Schuh. Er blickte auf, die feierlichen Gipfel sahen hernieder, als meinten sie: so ist es. So ist es, schien des Alten lichtblau Auge zu meinen, das versonnen auf ihm ruhte. Er saß aufrecht auf dem Rande des Bettschragens, die Hände auf den Knien, ein Bild der Ergriffenheit, und sah erwägend seinem Wirte in das runenzerkerbte, verschlossene Gesicht.

Er hatte noch immer etwas vom großen Sinn seiner Jünglingstage, der immerdar der Sinn der Starken und Freien bleibt: zu denken, daß der Mensch dem Menschen alles sagen und bekennen kann! Das Leben hatte ihn gar bald gelehrt, wie einsam ein jeder, und wie wenig ein Mensch vom andern weiß und begreift; und sein Stolz hatte bald entschieden: mach dich nicht gemein! So war der selben Seele das eine wie das andre Wahrheit, stund ein Besserwissen wider das andre, beglückende Vertrauensfreudigkeit und vornehm herbes Verschließen. Doch — der da war ein Mensch, der geschaut, gedacht, geliebt und gelitten hatte, ein Mann dazu, wie aus Gottes Hand gefallen, echt und stark und einsam wie die Bergföhre am Felsenhang, er wollte nichts von ihm, hoffte und fürchtete nichts, von ihm nicht wie von keinem. Der atmete fürwahr den reinen Hauch einer Freiheit, königlicher denn Königsfreiheit. Zu ihm mußt' er sprechen! Sie waren ja wie Wesen von zweien Sternen, die einmal zu guter Stunde sich begegneten auf Nimmerwiedersehn —

Da sah er des Alten schwarze Nägel, seine haarigen, rauhen und knotigen Hände, und der Alte schneuzte sich kräftiglich und wischte sich die Hand am Gesäß — welch ein hirnloser Narrenstreich, zu dem Kerl da zu sprechen, mit dem nichts, nichts ihm gemein: „Du, weißt du? ich bin nämlich der König." Wie stumpf auf einmal dies Auge, wie entadelt seine Züge; was hatte er nur in ihn hineingeträumt! Er lachte laut auf, der Senn schüttelte den buschigen Schopf zu dem verrückten Gast, der jetzo entschlossen aufstund.

„Alter, Gott vergelt dir's, was du an mir getan. Ich muß noch weit, ich muß ..." er verstummte und reichte ihm die Hand, ward sich selber gram, daß er dabei des Schneuzens denken mußte. „Ich will dir's gedenken, Freund, du sollst von mir hören." Der Senn schlug ihm lachend wie einem Prahlhans und windigen Wichtigtuer auf die Schulter: „Schon gut, danach schaust du aus, schon gut. Behüt dich Gott, du närrischer Haderlump, du närrischer!"

Und der König schritt zu Tal. Jetzt erst fiel's ihm ein: der Alte hatte ihn gehaust, gespeist und gekleidet, nackt und bloß war er bei ihm eingestanden, zum Erstaunen und Erschrecken, nicht alle Tage sieht man solchen Gast aus dem Bergwalde niedersteigen: und doch — er hatte nicht gefragt! War das Größe? War das Stumpfsinn? Nein, nein, es hat wohl sein Bewenden mit dem alten Burschen; aber sei's, was es sei — voran!

Wie der Wandertag ihm unter den Füßen schwand! Er sah vieles und sah nichts, weil er's mit neuen Augen sah, ohne seine Herrengedanken, die bis heut ihm die ganze Wirklichkeit, Holdes und Unholdes, hörig und dienstbar gemacht hatten. Er wollte nichts von allen Erscheinungen am Wege und ließ ihnen Würde und Wert ihres eigenen Seins; des waren sie schön und sinnvoll wie nie, als gespürte er an

ihnen den Fingerdruck der Hand, die sie hingestellt hatte, der Hand des Schöpfers und Erhalters. Von wannen das neue Schauen und Ermessen? Machte das jenes Schlücklein Ewigkeitempfindens, das er heut früh, die Hände im niedrigsten Tun, hatte kosten dürfen, da er über seinem ruppigen Schuhwerk sich die Nägel zerbrach? Dürfen? — Müssen? Hatte Gott es ihm dargereicht? Ahnungvoll hatte er lange schon seine Nähe gefühlt, mocht's nur nicht wahr haben und zur Seite schauen; aus Trotz? Aus Scheu? Aus — Demut gar? Aber immer erkennbarer, heller und sieghafter klang das Wort in ihm auf und wollt' nimmer schweigen: Gott! immer stärker, seeleerfüllender, geistdurchhellender, immer freudiger, mannhaft beherzter, immer getröstender: Gott! Er sah hinab auf seine rastlosen Wanderschuh, die groben Gesellen beide, und es war ihm wunderlich, so wehmütig närrisch und geschämig zumut: Mag Er solchergestalt zum Menschen geschehen? Mag es der Ewige so scherzlaunig treiben? Weiß denn sein Vaterauge zu lächeln? O Waldbruder droben in deinem Profetenzorn: von Gottes Lächeln hast du mir nie gesprochen; was gilt's? ich bin ihm schon näher denn du!

Lächeln? Ich Tropf! Des Schuhbandes denk' ich, und vergesse des grimmigen Ernstes, in dem er mich heimsucht, der ich allhier in Spott und Schande, heimatlos, in Bettlergestalt, durch die Welt mich ängsten muß! „So Gott dir gnadet, nimmt er dich in strenge Zucht!“ — Gnadet mir Gott? Und er riß wie ein ungeberdig Kind seine Hand aus der Rechten Gottes, darinnen sie schon erwarmen wollte. Half aber nichts, sein Schauen war neu, in seinem Blute rann der heilige Balsamtropfen des Ewigkeitstrunkes; abgelöst war, in Stille und Freiheit, sein Denken von den gewohnten Dingen der Welt, die nur seinem Willen bis heute zu schaffen gegeben, abgelöst — oder doch ablösbar: wie der freie Vogel, der den Flug jetzt zur nahrungspendenden Erde senken darf, in eines Baumes Schattenruhe die Schwingen falten, und wieder in silbernen Lüften sich wiegen, wann's ihn gelüstet, singend die schwellende Brust erheben der Sonne zu. Nie waren der Berge Gestalten, nie waren die Tannen die hehren, Bergahorn und Arven und lichtgrüne Lärchen ihm solche Trautgesellen gewesen, der doch auf Rosses Rücken im Atem der Sterne sein starkes Leben verbracht. Immer schon hatt' er das Ewig-Lebendige geliebt — heut, deucht' ihn, wußt' er, warum. Hatte er also nicht auch sein Gemal geliebt? Und wußt' doch erst heute, warum! Gott, diese Liebe, die heim zu der Wonnigen strebt, die sich so weh nach dem Blick in ihr Auge sehnt, nach dem Klang ihres Mundes und ihrem Umfahen — und diese Liebe, die ohn' Maß und Ende hier seine Brust in das All verströmt: sind sie denn beide zumal eines Wesens und Ursprungs gar? Ist der blumige Hauch über den leuchtenden Matten, ist der reine Atem von kühlenden Firnen herab und der bergumwallenden Wolken Licht — ist das alles ein Grüßen von Ihr? Wird er die Welt umfangen, wenn er ans Herz sie schließt?

König! Die Königskraft deiner Brust will zertauen! Bist ein Singerlein worden? König, hab acht!

Wahrlich, er kennt sich nicht mehr aus im eigenen Innern, weiß nicht aus noch ein im Werdegewühl seiner Brust: wenn, wie ein seliger Schwimmer auf treibender Flut, sein Gedanke so wohlig sich wiegt in erhabner Gelassenheit, vom Willen

erlöst: wenn's in ihm lächelt: Herz, was verschlägt's? Was ist Heute und Hier, alles Geschehen und Wollen und alles Verlieren? Alles Gelten und aller Schein? Sieh, was kann dir geschehen? — warum dann doch die fiebernde Hast um seines Daseins Besitz, um seiner Krone Ehre, Recht und Macht? Warum dann noch der angstvolle Sturmlauf des unbeschwichtigten Willens, der Wanderfüße zornige Eile? Warum denn, wenn lächelnd ihm einer zur Seiten läuft, unablässig mit Gottesstimme ins Herz ihm flüstert: wozu erst? Wozu? Bin ich der eine, und bin ich der andre zumal? Geteilt in mir selber? Ist so der Mensch? — Gott erbarm' dich, wie ich ja zwiegestalt jetzt, zweimal Ich, in der rätselvollen Welt mein Wesen habe! Der andre! Weh, der andre! Heim, König, nur heim!

Zum Umfallen erschöpft stund er bei sinkender Dämmerung vor den Toren der Königsstadt; sie waren noch nicht geschlossen. Eile, eile! hatten die Abendglocken ihm zugerufen; und als gält' es sein ewiges Heil, war er in atemloser Hast müde schon von dem endlosen Wandertag, ihrem drängenden Heimruf gefolgt. Nun schlug er sich scheuen Angesichts durch die Gewappneten der Torwacht, die dem Abgehetzten lachend nachriefen: „Holla, wohin, Strolch?" Warum stach ihn die wildwehe Spottlaune, über die Schulter zu rufen: „Aufs Schloß, wohin sonst?" Lachte das Kriegsvolk hinter dem Schalksnarren drein!

Auf den Gassen seiner Stadt zwischen vertrauten Häusern vertraute Gestalten. Wie schön, wie hold, wie unentbehrlich schien ihm all das Leben, das frohbewegt ihn umdrängte. Keiner hatte für den schäbigen Burschen ein Auge. O doch! Frauen rafften vor ihm ihr sauber Gewand, Kinder zeigten lachend mit Fingern nach ihm. Ein Trüpplein Ritter auf festlich geschirrten Rossen klirrte vorbei mit Plaudern und Lachen: der letzte, ein milchbärtiger Fant, stellte sich an, als wollt' er das Häuflein Lumpenelends zum Spaß überreiten; der drückte sich, die Fäuste geballt, an eine Hauswand: O ihr, ich kenn' euch alle, die ihr jetzt vornehm über mich hinseht! Ein lustiger Schwarm von jungem Volke, Fiedeln und Flöten voran, lärmte weinselig vorüber. „Gib Raum, du Dreckspatz!" schrie ihn ein üppiger Bürgerssohn an und gab ihm einen Stoß, daß er taumelte. Eine Glutwelle schlug ihm ins Gesicht, er biß die Zähne zusammen. Da fuhr ihm ein Hund nach den Beinen. Wütend trat er nach ihm; und nun gab's Schelten und Schimpfen — er hub sich davon.

An der Klostermauer schleppte er sich hin, am Pförtchen drängten sich Bettler, fromme Brüder in grauen Kutten teilten einen Abendimbiß aus. Da übermochte auch ihn die Pein des hungernden Leibes. Eh' er's gewollt, stund er zwischen dem gerenden Volke, eines Mönches gütiger Blick ersah ihn sogleich, den hohen Mann, in dessen Zügen namenlose Qual arbeitete — und da saß er auch schon auf der Steinschwelle, einen blechernen Napf auf den Knien, und schlang gierig ein Armensüpplein, in das er Brot brockte. Nur nicht denken, nicht denken! Aber er konnt's nicht wehren, daß eine bittere Träne des Ingrimms und der wütenden Scham in seinen Löffel rann. Geduckt saß er, daß nur keiner den König erkenne; da lachte er selbst seiner dummen Furcht, und blickte empor, dem Mann in der Kutte ins bärtige Gesicht, mit dem Auge eines leidenden Tieres, also daß der ihm zu anderem Male den Napf füllte und ihm ein Brot in die Hand legte. Er nickte schwer und blöde und aß — „fraß", nannt' er's bei sich selber! Aber die Rast tat den zermürbten Gliedern linde, end-

lich einmal die Knie zu krümmen; und da ging's ihm durch den Sinn: Heische ein Obdach hier in des Klosters Hut, schlaf dich zu Kräften und geh erst morgen ans Werk — o welch ein Werk! Und Verzagen sank wie ein Berg über ihn. Wie erschrocken in Selbstverachtung hub er sich auf, nicht so gelenk und hurtig wie er's gemeint. — „Vergelt's Gott, frommer Bruder", sprach er leis in die fragenden Erbarmeraugen des Klostermanns und schritt in den dämmernden Abend.

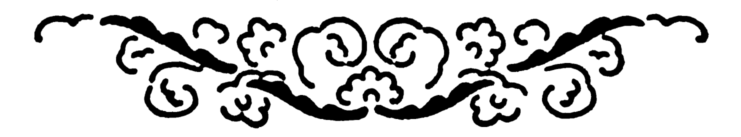
Beschaulich sang der alte Marktbrunnen ins Tagverstummen sein Abendlied. Aus dreien Rohren floß weitbogig der flimmernde Strahl und zerschlug und zerkräuselte die Wasserfläche des Steinbeckens, in der das letzte fahle Licht der erlöschenden Himmelshelle sich noch spiegeln wollte. Rundum träumten die behäbigen Häuser in jenem ahnungvollen Dämmerblau, an dem der farbige Abend und die Nacht, wie sie heranschreitend den Mond noch hinter dem Rücken versteckt hält, gleichermaßen teilhaben. Wuchtig baute sich das Rathaus mit hohem Dach und zierlichem Glockenturm veilchendunkel in die blaßgrüne Helle empor. Unter seinen tief verschatteten Lauben erging sich behaglich ein feierabendlich Leben; oben war der Saal festlich erhellt, vier hohe, bunte Fensterflächen schimmerten Edelsteinleuchten in die Dämmerruh des Marktes. Vom Eck des Rathauses stieg eine Gasse steil hinan; eine Kette, an der wie ein gelber Lichttropfen eine Laterne schwebte, überspannte sie, zur Rechten drängte dunkel der Dom eine massige Schulter in den Durchblick, den hoch oben ein mächtiger Turm verschloß. Es war der Schloßsteig, der, in kleineren und größeren Stufenabsätzen gestaffelt, zur Königsburg emporführte. Aus dem hohen Gemach des Burgfrits unter dem Kupferhut floß warmgoldenes Licht in die Dämmerung.

Das alles schaute mit heißen Augen der einsame Mann, der da müde am Brunnenrand lehnte. Schwer wie ein Stein lag ihm das Herz in der Brust; trostesbar, fremd und ungastlich umstarrten ihn die Häuser — Heime, lauter Heime, in denen alles zur Ruhe ging. Nur er, der Müden Müdester, stund draußen, ohne Ruh', ohne Daheim.

Er straffte sich empor. Warum lag er so tief darnieder, da es zum Letzten ging? Der heute so notentschwert hohe Gedankpfade gewandelt war, dem eine leichte Silberbrünne der Unanfechtbarkeit um die freiatmende Brust gewachsen war? Was war anders worden inzwischen? Seit die Heimatglocken ihm Eile geboten hatten? Mann! Manneswerk ist zu tun, ein Abenteuer der Seelenkraft zu bestehen, ein Weh zu erdulden, des mußt du wert sein!

Dieser Gedanke war wie ein Trutzwort, eine Aufforderung, vom Gegner ihm unter den Helm geschleudert. Bestehen, bestehen! Und er stieg den Schloßweg empor.

(Schluß folgt)



Der Gral in den französischen und deutschen Gedichten des Mittelalters

Von Professor Dr. Wolfgang Golther (Rostock)

(Schluß)

Wolfram von Eschenbach hat aus selbständiger Erfindung seine Vorlage, Kristians unvollendetes Gedicht, ergänzt. Die vielberufene Kiotfrage halte ich durch den Nachweis erledigt, daß Guiot ein in Paris ansässiger Schreiber war, der sich am Schlusse einer der besten Kristianhandschriften aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts nennt. Wahrscheinlich hatte Wolfram eine Handschrift des Conte del graal vor sich, die in den Eingangsversen zweimal den Namen des Dichters Kristian enthielt und am Schlusse Guiots Unterschrift trug, also sozusagen eine Handschrift mit den Namen des Verfassers und des Verlegers. Wolfram ergänzte das unvollendete Gedicht auf eigene Faust, deckte aber in Spielmannsart seine Erfindungen doppelt und dreifach mit einem französischen Dichter namens Guiot und dessen angeblichen arabischen und lateinischen Vorlagen. Daß er bei Kiot sowohl an diesen Schreiber als auch an den Dichter Guiot aus Provins (daher der Provenzale Kiot!) dachte und mit beiden seine Leser nasführte, sieht ihm ganz ähnlich.

Folgende Züge sind Wolfram eigen und entscheiden unser Urteil über seine seltsamen Zutaten und Deutungen. Zunächst eine vielsagende Kleinigkeit: vor dem Gral tragen zwei Frauen silberne Messer, oder wie Wolfram schreibt: „daz snîdende silber“. So übersetzt er Kristians „tailleor d'argent“. Tailleor = Schneidebrett (von tailler, schneiden) kam als Lehnwort Teller erst am Ende des 13. Jahrhunderts aus den Niederlanden in die deutsche Sprache. Wolfram verstand weder Wort noch Sache, merkte aber die Zugehörigkeit zu tailler und riet mit seiner leicht erregbaren Einbildungskraft auf einen Gegenstand zum Schneiden, auf ein Messer. Sogar die zwei Messer lassen sich aus der Überlieferung erklären, weil in Kristian-Handschriften statt von einem auch von zwei tailleors geschrieben stand. Wolfram las also vom goldenen Gral und zwei Silbertellern. Die bei Kristian namenlose Gralsburg heißt bei Wolfram Munsalvaesche = Wildenberg. Der Dichter schrieb die Gralszene „hie ze Wildenberg“: „So große, mit köstlichem Holze unterhaltene Feuer wie in Munsalvaesche kennt man nicht einmal hier zu Wildenberg, wo sie doch groß genug sind“. Wildenberg, südlich von Amorbach im Odenwald, ist eine Burg der Herrn von Durne, wo sich Wolfram einige Zeit aufhielt. Es ist durchaus seine Art, derlei rein persönliche Dinge der Erzählung einzuflechten. So gering und unzulänglich seine Sprachkenntnisse sind, so gefällt er sich doch in allerlei eignen Wort- und Namenbildungen aus dem Französischen. Das zur Burg gehörige Land nennt er Terre de salvaesche = Wildland, wozu noch der Wildborn (Fontane la salvaesche) kommt. Diese scheinbar französischen Ortsnamen entstammen also einer deutschen Ritterburg, die dem Dichter eine Zeitlang Herberge bot.

Merkwürdig ist vor allem die Umwandlung der Gralvorstellung. Vom Gral geht Wunderkraft aus. Bei Kristian wird er zu jedem Gang der Mahlzeit vorübergetragen, bei Wolfram steht er vor dem König und vor Parzival auf dem Tisch und bleibt die ganze Zeit über da.

Wie ich selber sie vernommen,
soll auch zu euch die Märe kommen:
was einer je vom Gral begehrt,
das ward ihm in die Hand gewährt,
Speise warm und Speise kalt,
ob sie frisch sei oder alt,
ob sie wild sei oder zahm.

Wer meint, daß dies zu wundersam
und ohne Beispiel wäre,
der schelte nicht die Märe.
Dem Gral entquoll ein Strom von Segen,
vom Glück der Welt ein vollster Regen.
Er galt fast all dem Höchsten gleich,
wie man's erzählt vom Himmelreich.

Für diesen einzigen Zug, der an Wolframs Gral wirklich neu ist, seine Eigenschaft als Speisenspender, verschanzt sich der Dichter mit schalkhaftem Lächeln hinter angeblicher Überlieferung:

„man sagte mir, diz sag ouch ich
ûf iuwer ieslîches eit“

er versichert die Wahrheit auf den Eid der Zuhörer und Leser!

„sol ich des iemen triegen,
sô müezt ir mit mir liegen —“

die Leser sind mitschuldig an Wolframs Trug, an seinen kecken Erfindungen. Wolframs Gedankengang ist wohl zu verstehen, er folgert, weil der Gral, der mit der Hostie das Leben des alten Königs fristete, zu jedem Gang aufs neue erschien, so spendet er Speise und Trank, er ist ein Wunschding. Der norwegische Übersetzer des Conte del graal, der Verfasser der Parcevalssaga, mit Wolfram etwa gleichzeitig, geriet ganz selbständig und unabhängig auf eine ähnliche Erklärung: „Wir mögen den Gral ganganda greida (d. h. herumgehende Bewirtung) nennen“; auch ihm ist der Gral ein Speisespender, ein freigebiger Wirt.

Wolframs Gral ist ein wundertätiger Stein; am Karfreitag bringt eine Taube vom Himmel eine Oblate, die sie auf den Stein niederlegt, um seine Wunderkraft für die Dauer eines Jahres neu zu stärken. Diese Taube ist nur eine andere Gestalt des Hostienbehälters, die sog. eucharistische Taube, eine reich verzierte hohle Taube aus Metall mit einem Deckel auf dem Rücken, die, über dem Altar aufgehängt, zur Aufbewahrung der Hostien diente und beim Gebrauch herabgelassen wurde. Diese Taube belebte sich in Wolframs Vorstellung im Gedanken ans Evangelium, wo bei Christi Taufe der Heilige Geist in Gestalt einer weißen Taube aus Himmelshöhen herniederschwebt. Kristians Gral ist ein Speisekelch, ein Standgefäß; Wolframs Gral die nach dem Evangelium belebte eucharistische Taube. Hier wie dort bleiben wir aber im selben Vorstellungskreis der Altargeräte. Freilich ist die Taube Wolframs nur eine Zutat, während der eigentliche Gral als Stein erscheint. Dieser Stein, der gelegentlich den Willen des Grals durch Inschriften verkündet, muß so klein und handlich gedacht werden, daß er mühelos von seiner Trägerin hereingebracht werden kann. Offenbar denkt sich Wolfram unter seinem Gralstein einen kleinen Tragaltar, dessen sich seit dem 7. Jahrhundert Könige und Fürsten, hohe Geistliche und Äbte auf Reisen bedienten. Der Tragaltar war ein von Holz oder Metall umrandeter

Stein, der nur für einen kleinen Kelch und die Hostie Raum bot. Der Stein war von edler Art (Onyx, Achat, Porphyr), in Gold oder vergoldetes Kupfer gefaßt; auf den reich verzierten Rändern konnten Inschriften angebracht werden. Solche Tragaltäre, die in der Kirche geweiht worden waren, ersetzten auf Reisen, im Feld oder in der Wildnis, wo keine Kirchen oder Kapellen zur Verfügung standen, bei der Messe den eigentlichen, festgemauerten Altar. Wolframs Dichtung geht von einer ganz klaren, bestimmten Vorstellung aus: vom Altarstein, über dem die eucharistische Taube schwebt. Kristian nennt seinen Hostiengral einmal ein heilig Ding (tant sainte cose est li graals). Wolfram wiederholt diese Worte: „Ez hiez ein dinc der grâl". Wolfram schweift aber vom christlichen Altarstein noch weiter zu allerlei Wundersteinen, die ihm aus zeitgenössischen Quellen bekannt waren, zum Paradiesstein der Alexandersage, vor allem aber zum Stein der Kaaba, den der Engel Gabriel vom Himmel zur Erde herniederbrachte, zum arabischen el-iksir, dem lapis philosophorum, dem Stein der Weisen, dem Allheilmittel. Wolframs lapsit exillis, wie die Handschriften lesen, kann wohl aus lapis el-iksir verderbt, verschrieben oder verhört sein. El-iksir kommt schon im Alchimistenlatein des 13. Jahrhunderts vor. Wolframs arabische Kenntnisse sind durch verschiedene Stellen des Parzival, z. B. bei Aufzählung der Planetennamen, einwandfrei und sicher bezeugt. So ward sein Gralstein ein seltsames Gemisch aus kirchlichen, biblischen, arabischen und märchenhaften Bestandteilen — Hostientaube, Altarstein, Stein der Weisen —, ein kühnes Gebilde seiner selbständig schaffenden Gestaltungskraft. Wolfram hat den Gral in den Mittelpunkt der Szene gestellt, während er bei Kristian nur vorüberzieht. Vor allem aber hat er seinem Gral eine ganz neue Umwelt geschaffen, wie sie keine französische Bearbeitung kennt.

Bei Kristian war zu lesen, daß der Gral aus einem Zimmer zum andern gebracht wurde. Wo befand er sich sonst? Darauf erhalten wir keinen Bescheid. Aber Wolfram antwortet: im Tempel. Damit stellt sich ihm die Ritterschaft der Gralsburg unter völlig neuen Verhältnissen dar. Die Ritter sind eine wehrhafte Brüderschaft, die das Gebiet von Munsalvaesche gegen jeden Unberufenen verteidigt. Wolfram erfindet einen eigenen Namen für die Ritter: Templeisen. Natürlich schwebt ihm dabei der 1119 gestiftete Orden der Tempelherrn (lat. templarii, franz. templier, mhd. tempelaere) vor. Durch Vermittlung des Bischofs Wolfger von Passau, des Gönners Walthers von der Vogelweide, war 1199 der Orden von St. Marien vom deutschen Hause zu Jerusalem bestätigt worden. Seine Balleien befanden sich in Thüringen und Österreich. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erhielt der Orden seine weltgeschichtliche Aufgabe, die Preußenfahrten. Der Templerorden war französisch, der Orden von St. Marien deutsch. Wolfram verherrlicht in seinen Templeisen den in seinen Tagen aufblühenden deutschen Ritterorden, weshalb seine Werke, namentlich auch der Willehalm mit seinen Kämpfen gegen die Ungläubigen, in diesen Kreisen hochgeschätzt wurden. Wolframs Templeisen sind aber kein unmittelbares Abbild der Wirklichkeit, nur ein dichterisches Sinnbild. Die Templeisen führen nicht das Kreuz, sondern die Taube als Wappen. Der geistliche Orden bedarf einer Regel, die Wolfram dahin bestimmt, daß die zum Orden vom Gral Berufenen schon in früher Kindheit nach Munsalvaesche kommen. Knaben und Mädchen sind auf der Gralsburg. Den Rittern ist weltlicher Minnedienst verboten. Weil er gegen dieses Gebot verstößt,

wird Anfortas zur Strafe verwundet. Aber dem König am Gral ist ein eheliches Weib erlaubt. Wenn ein herrenloses Land einen Fürsten von Gottes Gnaden verlangt, darf ein Gralsritter hinausziehen, aber geheimnisvoll, indem er die Frage nach Nam und Art verbietet. Die Jungfrauen dagegen dürfen eine Werbung annehmen und werden offen fortgegeben. Mit diesen beiden Gesetzen weist Wolfram bereits auf den Schwanritter Loherangrin, Parzivals Sohn, und auf die schöne Gralsträgerin Repanse, die Feirefiz, Parzivals Bruder, der König des Morgenlandes, zum Weib gewinnt.

Die blutende Lanze setzt Wolfram in unmittelbare Beziehung zum wunden König. Anfortas hatte, entgegen den Gralsgeboten, der feenschönen Orgeluse, deren Minne später Parzival stolz verschmäht, Gawan aber heiß erstrebt, ritterlich gedient. Ein Heide, der gleichfalls um Orgeluse warb, verwundete den König mit einem vergifteten Speereisen. Wohl erschlug der König seinen Gegner, den Speer aber trug er in seinem Leibe heim. Ärztliche Kunst zog die Waffe aus der Wunde, aber unheilbar siechte der König am Gift dahin. Des Grales Anblick läßt ihn zwar nicht sterben, aber alle Heilversuche sind vergeblich. In Anlehnung an die dem Mittelalter durch Ovid überkommene Sage vom Speer des Achilles, der eine Wunde, die er selbst geschlagen, durch freundliche Berührung heilen konnte, verschafft das in die Wunde gestoßene Eisen dem König zwar keine Heilung, aber doch einige Linderung. Die silbernen Messer, das aus Kristians tailleor d'argent erfabelte snîdende silber, dienten dazu, das angesetzte Gift von der Speerspitze wieder abzuschaben! Ein merkwürdiges Verfahren, das sich Wolfram zur Verknüpfung von Lanze und Silbermesser ausdachte.

So stellt sich Wolfram den Gral und sein Reich vor und findet das Ziel des unvollendeten Kristianschen Gedichtes darin, daß Parzival zum zweitenmal auf die Burg kommt, die Frage nach dem Leiden des Königs (nicht wie bei Kristian nach der Lanze, warum sie blute, und dem Gral, wen man damit bediene) tut und danach an Stelle des Anfortas König wird.

Heinrich von dem Türlin vollendete um 1220 die Krone der Abenteuer, einen Gaweinroman, worin ein zweimaliger Besuch des Helden auf der Gralsburg erzählt wird. Heinrich benutzte Wolframs Parzival, aber daneben auch Kristians Gedicht samt dessen erstem Fortsetzer. Seine Gralvorstellungen sind durch die französischen Vorlagen beeinflußt. Eine Jungfrau bringt auf einem goldenen Rost ein goldenes, mit Edelsteinen verziertes Kleinod herein, das einer kefsen, die auf dem Altar steht, gleicht. Kefse ist lateinisch capsa, die Hostienbüchse. Nach Abnahme des Deckels erblickt man eine Brotkrume, von der der alte König ein Drittel genießt, was genau den kanonischen Vorschriften entspricht. Der blutende Speer ist von einem goldenen Teller (tobliere) begleitet. Speer und Teller werden auf den Tisch gestellt, drei Blutstropfen fallen vom Speer auf den Teller. Auch diese nimmt der Altherr zu sich, der sich demnach von Leib (Brot) und Blut Christi ernährt. Bei Gaweins zweitem Besuch wird eine mit Blut gefüllte Kristallschale hereingetragen, aus der der Altherr mittelst einer goldenen Röhre (der sog. eucharistischen Röhre, die beim Weingenuß der Laien in der Kirche üblich war) trinkt. Unabhängig vom Gral befindet sich in einem besonderen Gemach eine im Gestell haftende Lanze, die durch eine am Griff angebrachte goldene Röhre Blut in eine Silberschale träufeln läßt.

Blutender Speer, blutgefüllte Schale, goldene Röhre sind genau dieselben Einzelheiten, die auch in Heinrichs französischer Vorlage, d. h. bei Kristians Fortsetzer, wiederkehren. Es sind grobsinnliche Vorstellungen oder Auslegungen, die den Blutkelch und den Behälter des Weihbrotes samt der blutenden Lanze miteinander zu verbinden suchen. Von Wolframs Gralstein und Templerschaft hat Heinrich, dessen Gedicht ohne weiteren Einfluß auf die deutsche Gralssage blieb, nichts übernommen. Die Auslegung des Kristianschen Grales als Kesse mit dem Weihbrot bestätigt unsre im ersten Aufsatz vorgetragene Auffassung, die dem mittelalterlichen Leser durchaus verständlich und einleuchtend war, wennschon Wolfram sie nicht übernahm, sondern wesentlich umänderte.

Um 1270 verfaßte ein bayerischer Dichter namens Albrecht von Scharfenberg den Titurel, eine Geschichte der Gralskönige. Er bezeichnete selber sein Gedicht als eine Ergänzung und Erweiterung des Parzival. Der Inhalt ist frei erfunden, nur am Anfang und Ende machen sich Einflüsse der französischen Prosaromane aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bemerkbar, die Albrecht aber nicht als literarische Vorlage benützte, sondern nur ganz im allgemeinen vielleicht vom Hörensagen kannte. Albrechts Beitrag zur Gralssage ist der prächtige, bis ins einzelne beschriebene Tempelbau. Vom Gesang der Engel geleitet, kommt Titurel nach fünfzigjährigem ritterlichem Leben in eine pfadlose Wildnis. Mitten im Walde ragt ein Berg, den nur der Berufene finden kann: Montsalvatsch, der bewahrte, behaltene Berg. Wolframs Munsalvaesche (mons silvaticus) verwandelt sich bei Albrecht zu einem geheiligten Berg (mons salvaticus). Salvaterre, heiliges Land, heißt das Gralsgebiet, das in Spanien liegt. In vielen Gezelten lagert Titurel mit seiner Schar auf dem Berg. In den Lüften schwebt, von Engeln getragen, der Gral. Titurel baut auf Monsalvatsch eine Burg, von ihr aus dient er Gott mit Speer und Schwert wider die Heiden. Der Tempel, in dem der Gral sich niederlassen will, ist von unsichtbarer Hand im Grundriß auf den Felsen eingezeichnet. Alles, was zum Bau nötig ist, Holz, edles Gestein, Gold und Silber, findet man vor dem Gral bereit. Als Rundbau mit 72 Chören, jeder von 8 Ecken, erhebt sich der Tempel. Je auf zwei Chören ruht ein hohes Glockenhaus, allum zu einem Kranze stehen die Türme, achteckig, mit vielen Fenstern; inmitten hebt sich einer, zweimal so groß als die andern. Die Turmknöpfe sind brennende Rubine, darauf kristallene Kreuze, auf jedem Kreuz ein Aar, von Golde funkelnd; von fern gesehen scheint er im Fluge zu schweben: das Kreuz, darauf er ruht, verschwindet dem Auge. Des Mittelturmes Knopf ist ein Karfunkel, der den Rittern des Grales, wenn sie im Walde sich verspätet, durch die Nacht zur Heimat leuchtet. Im Innern des Tempels ist das Gewölb ein blauer Himmel von Saphiren, mit Karfunkeln gestirnt, die selbst in dunkler Nacht erglänzen. Dazwischen ziehen die goldene Sonne und der silberne Mond. Die mit farbigen Bildern bemalten Fenster sind aus Beryll. Wenn eine Stimme im Tempel ertönt, wird der Widerhall in hellem Ton verlängert, wie wenn im Walde Orgelklang sich erhöbe. In der Mitte des Tempels steht ein überreiches Werk, diesen im kleinen darstellend, jedoch nur mit einem Altar; hier soll der Gral bewahrt werden. In dreißig Jahren ist der Bau vollbracht. Ein Bischof weiht Tempel und Altäre; dann führt der Engel den Gral in die köstliche Zelle, die ihm bereitet ist. Das kleine, wunderwirkende Gralsgefäß ist der Mittelpunkt des mächtigen Tempels, wie die

hohen Dome doch auch nur das prächtige Gehäuse der kleinen, äußerlich unscheinbaren Hostie sind.

Albrechts Gralstempel ist keinem wirklichen Bauwerk nachgeahmt, wennschon die Frauenkirche zu Trier im 13. Jahrhundert das Vorbild zu einem kirchlichen Rundbau darbot. Das dem Dichter vorschwebende Phantasiebild offenbart verborgene Richtungen der Baukunst. Zarncke meint: „Vom allgemeinen Eindruck seines Tempels hat sich der Dichter allerdings ein Bild gemacht. Er rühmt den bezaubernden Lichteffekt der bunten Glasfenster, er erwähnt das feierliche Verhallen des Schalles in den kirchlichen Räumen." Das strahlende Licht im Tempel ist das große und neue Erlebnis der Gotik gegenüber den dunklen romanischen Kirchen mit den kleinen Fenstern. Schwietering urteilt: „Der Dichter sieht ein vollkommen in Licht aufgelöstes Raumgebilde, in dem auch der letzte Stein völlig entmaterialisiert ist. Unbewußt deutet er die kommende Entwicklung mit ihren einheitlich durchgehenden, das Gewände immer mehr auflösenden Fenstern voraus, ja er greift über künftiges Gestalten weit hinaus, indem er das Gewölbe leicht und frei macht. Von gotischer Beseelung spricht ein freieres Raumgefühl, das sich in der fehlenden Krypta kundgibt. Nicht in Grüften, sondern in lichter Weite soll man christlichen Glauben künden. Das gotische Erlebnis des Dichters wurzelt in der Mystik."

Im ganzen Gedicht Albrechts begegnet keine Stelle, die den Gral anders auffaßt, als Wolfram. Nur am Schlusse zeigt sich der Einfluß der französischen Romane. Der Gral ist eine Schüssel, die aus einem kostbaren Stein angefertigt wurde. Diese Schüssel benützte Christus beim Abendmahl. Joseph von Arimathia hatte sie in Verwahrung, bis ein Engel sie in Titurels Hut gab. Albrecht sucht somit den Gralstein mit der Abendmahlschüssel zu verschmelzen.

Die Dichter der Neuzeit schöpften vornehmlich aus Wolframs Parzival und Albrechts Titurel, wandten sich aber von Wolframs Wunderstein zu Roberts von Boron Kelch, einer leichter faßbaren Vorstellung. So Immermann in seinem Merlin (1832). Der Gral ist der Weinkelch des Abendmahls, worin Joseph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten auffing. Vierzig Jahre lang lebte Joseph in einer dunklen Höhle, gespeist und getränkt vom Gral. Nach seinem Tode schwebte der Gral zum Himmel auf, senkte sich aber hernach wieder zu Tal in Titurels Haft. Merlin glaubt sich dazu berufen, dem Gral, der in Titurels Zunft eingeengt ist, die echten Hüter, nämlich die Ritterschaft des Königs Artus zu schaffen. Immermann geht von der späten irrigen Erklärung: Gral = sanguis realis, das königliche Blut, aus. Ebenso Richard Wagner. Zur Erläuterung des Lohengrin-Vorspiels schreibt er 1853: „Der Gral war das kostbare Gefäß, aus dem einst der Heiland den Seinen den letzten Scheidegruß zutrank, und in welchem dann sein Blut, da er am Kreuze aus Liebe zu seinen Brüdern litt, aufgefangen und bis heute in lebensvoller Wärme als Quell unvergänglicher Liebe verwahrt wurde. Schon war dieser Heilskelch der Menschheit entrückt, als einst liebesbrünstigen einsamen Menschen eine Engelsschar ihn aus Himmelshöhen wieder herabbrachte, den durch seine Nähe Gestärkten und Beseeligten in die Hut gab und so die Reinen zu irdischen Streitern für die ewige Liebe weihte. Diese wunderbare Darniederkunft des Grales im Geleit der Engelsschar, seine Übergabe an hochbeglückte Menschen wählte sich der Tondichter als Einleitung für sein Drama zum Gegenstand einer Darstellung in Tönen." Die Gralserzählung Lohengrins lenkt

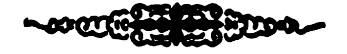
unsre Gedanken nach Montsalvat. Im Parsifal geben die Worte des Gurnemanz über das Wesen des Grales Aufschluß. In heiliger Nacht neigten sich einst des Heilands Boten dem frommen Titurel:

daraus er trank beim letzten Liebesmahle,
das Weihgefäß, die heilig edle Schale,
darein am Kreuz sein göttlich Blut auch floß,
dazu den Lanzenspeer, der dies vergoß,
der Zeugengüter höchstes Wundergut,
das gaben sie in unsres Königs Hut.
Dem Heiltum baute er das Heiligtum.

Auf kürzeste Formel ist hier die ganze mittelalterliche Gralssage gebracht. Der Gral ist der Abendmahls- und Blutkelch, zu dem, wie in den späteren französischen Romanen, noch der heilige Speer hinzukommt. Aber diese Deutung des Grales fügt sich doch völlig dem Rahmen der Wolframschen Überlieferung ein, aus der das Wunderliche zugunsten des legendarisch Einfachen und tief Sinnbildlichen ausgeschaltet ward.

Wenn wir uns heute den Gral vorstellen, so erscheint er uns als das von einer wehrhaften Ritterschaft behütete Kleinod des grunddeutschen Heilandglaubens, zugleich als höchstes Lebensziel, das Parsifal auf den Pfaden des Leidens und der Irrfahrt erkämpfen muß. Es ist reizvoll, im einzelnen zu erweisen, wie Wolframs Gralsreich zu dem Richard Wagners sich läutert und verklärt, und zwar unter Wahrung der mittelalterlichen Sinnbilder, die vertieft und vergeistigt sind.

So führt eine lange Entwicklung von Kristians Hostienbehälter, der nur eine nebensächliche Erscheinung in der Gesamtfabel ist, zur deutschen Sage, die den Gral in den Mittelpunkt rückt, ihm seinen Tempel erbaut und seine Ritterschaft erzieht.



Sommertage

Von Wilhelm Lennemann

**Durch die hohen Sommertage führet mich mein Wanderschritt,
Und der Himmel und die Wolken und die Sonne wandern mit.
Die Kartoffelfelder blühen, hoch im Halm der Roggen steht,
Gnadend über ihn ein Leuchten wie ein Odem Gottes weht.**

**Rade, Mohn und Königskerze blühn mir zu am Wegesrain,
Zwischen Gras und all die Blüten werf' ich selig mich hinein.
Dunkel raunt's im Schoß der Erde, jubelfroh die Lerche singt,
Werbend in mir Erd' und Himmel glockenrauschend widerklingt.**

**Heimat, liebe Heimaterde, Acker, Wald und Wiesengrund,
Haltet Seele mir und Sinne und mein junges Herz gesund!
Füllet mich mit Kraft und Güte, daß ich zwinge Tag und Not
Und mir blüh' ein Sonntagsfriede und ein segnend Abendrot!**



Wildenbruch und Weimar

Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund

Mitgeteilt von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung und Schluß)

[Der folgende Brief, die Nicht-Berücksichtigung Wildenbruchs beim Abschiedsfest im alten Hoftheater, obwohl sein Festspiel „Das Hohe Lied von Weimar" vorlag, gibt von einer der schmerzlichsten Stunden des enttäuschten Dichters Kunde. L.]

Berlin, 17. Februar 1907.

Lieber Freund,

Sie haben mir den Epilog von Richard Voß zur gestrigen letzten Aufführung im alten Hoftheater geschickt.

Ich danke Ihnen dafür, obschon ich eine schwere Stunde dadurch erlitten habe, und wenn ich Ihnen heute meine Empfindungen über diesen Vorgang und alles, was ihm vorangegangen, schreibe, so geschieht es, damit gewissermaßen dokumentarisch niedergelegt sei, wie ich bei der ganzen Angelegenheit von den maßgebenden Persönlichkeiten in Weimar behandelt worden bin.

Nach der seit ziemlich fünfundzwanzig Jahren bestehenden tiefinnerlichen Verbindung zwischen mir und dem Weimarer Hoftheater, die gewissermaßen eine Bestätigung und Beurkundung durch die Aufführung der Lieder des Euripides erfahren, und die mich veranlaßt hat, zur Eröffnung des neuen Theaters mein „Hohes Lied von Weimar" zu schreiben, war ich berechtigt, anzunehmen, daß man sich an mich wenden würde, damit ich dem endenden alten Theater das letzte Wort spräche. Man hat es nicht getan. Ob es der Großherzog oder ob es der Generalintendant ist, dem dieses zuzuschreiben, weiß ich nicht und lasse es dahingestellt. Das was ich weiß, ist, daß der Generalintendant das alte Hoftheater hat zu Ende gehen lassen, ohne die Lieder des Euripides, nachdem sie ihm einen in den Weimarer Theater-Annalen seltenen Erfolg gebracht hatten, auch nur einmal noch auf dessen Bühne erscheinen zu lassen.

Was nun den gestrigen Epilog betrifft, so nehme ich an, daß Sie ihn gelesen haben. Ich will mich über den poetischen Wert des Werkes hier nicht auslassen, nur als Gesamteindruck desselben will ich feststellen, daß er mir wie ein dünnes Schattenbild meines Hohen Liedes erschienen ist. Namentlich der Schluß mit seinem bei einem Schlußwort auf das alte Theater nicht gebotenen Hinweis auf das neue Theater lehnt sich vollständig an das letzte Bild des Hohen Lieds von Weimar, an den Einzug der Dichter-Heroen in das neue Hoftheater, an. Man darf es ein Plagiat nennen. Im Hinblick hierauf lege ich die Tatsache fest, daß Richard Voß mein Hohes Lied von Weimar gekannt hat.

Am 23. Februar 1906 habe ich bei Vogrich das Hohe Lied vorgelesen. Nur Sie und Vignaus waren gegenwärtig.

Im März 1906 ist Voß in Berlin und Weimar gewesen. Hier hat ihm Frau von Vignau — wie Voß dies meiner Frau gegenüber selbst eingeräumt hat — Inhalt

und Szenenfolge des Hohen Lieds erzählt. Als er dann im Frühjahr vom Großherzog aufgefordert wurde, den Epilog zu schreiben, kannte er mithin mein Werk.

Im Sommer (Juni) 1906 trafen wir mit Vignaus in Karlsbad zusammen. Hier bat mich Herr von Vignau, ihm das Hohe Lied, das inzwischen gedruckt worden war, zu übergeben. Ich habe es getan, und seitdem hält er es in Händen.

Ob Herr von Vignau mein Werk Richard Voß gezeigt und gegeben hat, weiß ich nicht. Nach dem von seiner Frau verübten, an Verrat streifenden Vertrauensbruch erscheint es mir nicht unmöglich.

Dies ist die Sachlage, zu der ich nur noch hinzufüge, daß ich zu dem Plane, ein Festspiel für die Eröffnung des neuen Hoftheaters zu verfassen, seinerzeit nach der Erstaufführung der Lieder des Euripides durch Herrn von Vignau persönlich angeregt worden bin.

Den Gedanken, daß mein „Hohes Lied" zur Aufführung gelangen könne, gebe ich nach all diesem auf. Abgesehen von der Feindseligkeit des Großherzogs, die es nicht zulassen würde, ist sein Inhalt und Eindruck durch den Voßschen Epilog zum Teil vorweggenommen. Ich überlege, ob ich das Gedicht von Herrn von Vignau zurückfordern soll. Wenn ich es nicht tue, so geschieht es, weil ich ihn zwingen will, mir zu erklären, daß und warum er es nicht zur Aufführung bringt. Dieses alles habe ich Ihnen geschrieben, weil ich es mir von der Seele schreiben mußte. Erkennen Sie meine Freundschaft daraus, daß ich Sie ausersehen habe, Ihnen mein Herz auszuschütten. Für mich bleibt nur noch die Frage, ob die Gesinnung, die so an mir gehandelt hat, die Gesinnung von Weimar gegen mich überhaupt ist. Müßte ich das annehmen, dann ließe ich das Haus, das ich uns dort gebaut, uneingerichtet stehen, ließe alles Geld, das ich hineingesteckt, schießen und käme nie wieder nach dem Ort, dem ich Herz und Seele dargebracht habe, und der mir zum Dank dafür das Herz zertritt. Meine Frau, die an diesem allem schwer, aber, ihrer heldenhaften Natur entsprechend, mit erhobenem Haupte trägt, sendet Ihnen und den Ihrigen Gruß.

Ich bin und bleibe Ihr Freund

Ernst v. Wildenbruch

* * *

[Das Rätsel mit dem „Telegramm aus Wien", von dem im folgenden Brief die Rede ist, löst sich sehr einfach: Minister Rothe hatte es verfaßt, als der Großherzog jene Broschüre, die den Großherzog wegen seines Nicht-Besuchs der Goethe-Gesellschaft zur Rede stellte, nur erst durchblättert, noch nicht richtig gelesen hatte. Als er sie las, war er empört — aber das versöhnliche Telegramm war schon abgegangen. Rothe hat es mir erzählt. L.]

Berlin, 19. Februar 1907.

Lieber Freund,

Sie tun gut an mir mit Ihren treuen, fleißigen Briefen. Meine Zuschrift von gestern ist inzwischen in Ihre Hände gelangt. Ihr Brief, ebenfalls von gestern, veranlaßt mich indessen, noch einmal auf die Angelegenheit zurückzukommen.

Allem voraus schicke ich die Erklärung, daß Sie vollkommen in meinem Sinne handelten, indem Sie mir den Voßschen Epilog zuschickten. Es war für mich dringend geboten, Bescheid zu wissen. Und ich weiß jetzt Bescheid. Ich weiß jetzt, daß in der Tat der Widerstand gegen mich und meine Werke ganz unmittelbar vom Großherzog ausgeht. Indem ich Ihren Brief las, holte ich noch einmal das Telegramm hervor,

das mir der Großherzog nach dem Erscheinen meines „Worts über Weimar" aus Wien geschickt hat, dieses Telegramm, das mit seinem anerkennenden, warmen Tone in so gradezu schreiendem Gegensatz zu seinem Verhalten in der ganzen folgenden Zeit steht. Immer von neuem suche ich nach der bösen, unsichtbaren Hand, die nach Absendung jenes Telegramms in seine Seele gegriffen hat, immer von neuem und immer vergeblich frage ich mich, was das für ein Mensch ist, der vier Jahre lang, nachdem ich in diesen vier Jahren meinerseits jede Gelegenheit ergriffen habe, ihm zu zeigen, daß ich seine Roheit gegen mich vergessen und verziehen, nicht nur seine böse Gesinnung festgehalten, sondern sie zu einer solchen Feindseligkeit hat ausarten lassen, daß er mich bis in die Seele kränkte. Denn bis in die Seele fühle ich mich gekränkt, und mit dem Großherzog bin ich darum jetzt fertig. Ich werde nicht einen Schritt mehr tun, der ihm entgegenkommt. Im ersten Augenblick — ich will es Ihnen gestehn — war ich drauf und dran, bei dem Minister Rothe anzufragen, ob mein Kontrakt bezüglich des Hauses nicht rückgängig gemacht werden könnte. Ich bin ruhiger geworden und habe es unterlassen. Ich sage mir, daß wir immer nur in Weimar sein werden, wenn der Großherzog nicht dort ist. Zugleich allerdings sage ich mir, daß es traurig um Deutschland steht, dessen Fürsten sich nicht scheuen, diejenigen, die vor der Welt für ihre Existenz eintreten, so zu behandeln...

Dem Minister Rothe dürfen Sie sagen, was ich Ihnen geschrieben habe. Wünscht er aus eigenem Anlaß, meinen Brief zu lesen, so habe ich nichts dagegen, daß Sie ihm denselben zeigen. Sollte ihm daran liegen, das Hohe Lied kennen zu lernen, so dürfen Sie ihm das Buch geben, das Sie von mir in Händen haben. Daß dieses alles tatsächliche Wirkungen nicht haben wird, weiß ich. Aber ich brauche das Bewußtsein, daß ich in Weimar Freunde habe. Tausend Grüße Ihrer Gattin

von Ihrem

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 19. April 1907.

Mein werter Freund,

Ihr herzlicher Brief, der sich mit meiner Übersendung der Rabensteinerin an Sie gekreuzt hat, erfreut mich so, daß ich die Lakonik jener Sendung in etwas ausführlicheres Deutsch übertragen muß. Der Erfolg des Stückes hier war ein großer, ein tiefer, und nach der Art, wie die deutschen Bühnen danach verlangen, glaube ich hoffen zu dürfen, daß er ein weitgreifender werden wird. Das ist ein Gefühl reiner Freude, das sich ohne Nebengedanken genießen läßt. Es ist eine Sache von deutsch-kultureller Bedeutung, daß nach zwei Jahrzehnten von Literatur, wie wir sie gehabt haben, ein Werk, das so mit den ursprünglichen Elementen der Volksseele arbeitet, so gefallen kann. Und es gefällt tatsächlich auf der rechten wie auf der linken Seite der Gesinnungen. Von diesem Bewußtsein getragen, könnte ich über Weimar zur Tagesordnung übergehen. Wenn ich es nicht tue, werden Sie daraus erkennen, wie sehr ich trotz allem damit verknüpft bin.

Aufrichtig hat es mich nun erfreut, in Ihrem Briefe den lebhaften Ausdruck dafür zu finden, daß Ihre Empfindungen hinsichtlich des Verhaltens der dortigen leitenden Gewalten mir gegenüber den meinigen entsprechen. Darauf baue ich die Hoffnung, daß auch das Verhalten, das ich mir nun vorgeschrieben habe, Ihren Beifall finden

wird: ich werde mich mit der Hergabe der Rabensteinerin an das Weimarer Hoftheater so lange ablehnend verhalten, bis mir nicht Garantien für eine künftige andere Behandlungsweise geboten sind. Das Hoftheater hat bei meinem Agenten (nicht bei mir persönlich) bereits Schritte getan, um zu dem Stück zu gelangen. Ich habe ihm erwidern lassen, daß das Stück für das Interimstheater überhaupt nicht zu haben ist, für das neue Hoftheater vorläufig auch nicht, „da ich befürchten müsse, daß dem Großherzog die Aufführung eines Stückes von mir unerwünscht sein würde". Die Garantie ist die Wiederaufnahme der Lieder des Euripides am neuen Hoftheater. Der Stadt Weimar meine Liebe — dem Hofe, und was damit zusammenhängt, für Fußtritt Fußtritt.

Lassen Sie mich hoffen, daß Sie darin übereinstimmen mit

Ihrem

Ernst v. Wildenbruch

* * *

[Diesen Brief über den Goethetag beachte man als Ergänzung zu dem früher mitgeteilten Brief vom 10. Juni 1906! L.]

Berlin, 30. Mai 1907.

Lieber Freund,

ich eile, auf Ihren Brief zu antworten, der tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Was Sie mir über den Goethetag schreiben, bestätigt nur die Empfindungen, die ich schon seit Jahren darüber hege. Wie alle Institute, in denen der deutsche Philologe das Wort führt, schrumpft auch dieses immer mehr zu einem Gelehrten-Konventikel ein, das allen Zusammenhang mit der Nation verliert. Die semitische Blutmischung, die Schmidt in die Sache bringt, gibt ihr vielleicht für eine Zeitlang eine Talmi-Lebendigkeit. In dieser Zeit aber werden sich alle wertvollen deutschen Elemente mehr und mehr zurückziehen, und dann wird sie auch den Juden langweilig werden. Das aber grämt mich nicht. Irgendwelchen Wert für unser nationales literarisches Leben hat der Goethetag schon lange nicht mehr gehabt. Ich habe damals in meinem „Wort über Weimar" den Weg genannt, der der Sache auf die Beine helfen könnte — mögen nun die Goethepfaffen in sich selbst versauern.

Anders aber mit dem Schillerbund. Hier glaube ich eine Sache zu sehen, die wirklich zu einem produktiven Faktor in unserem Geistesleben werden könnte. Aus den neulichen Zeitungsberichten hatte ich den Schluß gezogen, daß sie in Angriff genommen sei. Darum habe ich, nicht ohne Erfolg, dafür zu werben begonnen... Nun bringen mir Ihre Worte eine wahre Bestürzung. Helfen könnte und würde natürlich, wenn er wollte, der Großherzog. Aber der Rest ist Schweigen. Helfen könnte auch der Leiter des Hoftheaters; ich meine sogar, daß die Sache, wenn er nicht hilft, direkt an ihm scheitern kann. Und so, fürchte ich, wird es kommen. Herrn von Vignau ist das Unternehmen lästig; darum wird er nach außen mit wohlwollenden Worten dafür, im stillen wird er dagegen sein, und es hintertreiben. [? Der Schillerbund besteht bis heutigentags, freilich ohne Bartels, und bringt sommerliche Festspiele. L.] Und wenn das Theater nicht entgegenkommt, wird natürlich aus der Sache nichts. Bei der Persönlichkeit Bartels' tritt sein Antisemitismus, sein weltbekannter, störend in den Weg. Er soll nicht, wie E. Schmidt, das Unternehmen auf das Judentum stützen, aber aus

Unternehmungen, bei denen das Judentum prinzipiell ausgeschlossen, wird und wird nun einmal in Deutschland nichts. Wenn es nicht schon zu spät ist, muß ihm das jetzt gesagt werden — wollen Sie es tun? Meine Frau grüßt.

Ich bin und bleibe Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Bad Kissingen, 25. Juni 1907.

Lieber Freund,

haben Sie Dank für Ihren Brief von gestern, und Dank auch für den Brief, der ihm voraufging. Es war gut, daß Sie uns in diesem auf den bevorstehenden Sternfall vorbereitet hatten, sonst glaube ich, würden wir, meine Frau und ich, vor Erstaunen einen Nervenschlag erlitten haben, als gestern nachmittag das eingeschriebene Paket aus Weimar ankam, aus dem sich, als wir es öffneten, das Komturkreuz und der Stern des Ordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken entpuppten. Zeichen und Wunder!! Als ich unter dem Begleitschreiben Rothes Namenszug erblickte, fiel mir alles ein, was Sie in Ihrem Brief über seine Kämpfe geschrieben hatten, und indem ich mir sagte, daß er für mich gekämpft, fühlte ich wirklich dankbare Liebe für den trefflichen Mann. Nicht daß die Orden an sich mich so über die Maßen erfreut hätten — es ist keine Maske, die ich mir vorbinde, wenn ich sage, daß Ordensauszeichnungen mir gleichgültig sind —, aber das Bewußtsein, daß die Verleihung dem Manne zu danken ist, an den ich, wenn ich an das mir liebe Weimar denke, neben Ihnen zuerst denke, das gibt ihr für mich Wert. Immerhin, da man im Leben mit der Alltags-Menschheit rechnen muß, nehme ich das Ereignis als eine günstige Einleitung für unser Weimarer Dasein hin. Mehr innere Freude als alles dies haben mir Ihre Worte über mein Gedicht zur Enthüllung des Denkmals bereitet. Ganz wie es gemeint war, haben Sie es verstanden, ganz wie es mir aus dem Herzen gekommen, ist es Ihnen zu Herzen gegangen. Ihre Worte lassen mich hoffen, daß das Gedicht in die Bevölkerung Weimars dringen wird, und ich gestehe, daß mir das eine große Freude bereiten würde. Das Bild, das die Zeitung „Deutschland" vom alten Großherzog zu dem Gedichte gebracht hat, paßte trefflich dazu. Auch dafür, daß Sie meinen Kranz niedergelegt haben, danke ich Ihnen. Durch beides, den Kranz und das Gedicht, bin ich nun bei dem Feste zugegen gewesen, in der Art, wie ich ja, bei meinen körperlichen Verhältnissen [W. war in den letzten Jahren sehr schwerhörig. L.] eigentlich bei ergreifenden Vorgängen überhaupt nur noch zugegen sein kann, körperlich fern, geistig nah. Und Ihre Freundschaft hat mir dabei wieder geholfen. Das freut mich. Darum, wie Sie mir gleich gestern abend noch geschrieben haben, schreibe ich Ihnen unmittelbar nach Empfang Ihres Briefes, heut abend noch. Lassen Sie mich doch, bitte, wissen, wie es Rothe geht, der der Zeitung nach am Enthüllungstage bettlägerig war. Und nun, da man in Kissingen früh zu Bett muß, mit tausend Grüßen von meiner Frau, in Treue und Freundschaft

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Hotel und Villa Diana, Bad Kissingen, 10. Juli 1907.

Lieber Freund,

heut, indem ich Sie so anrede, möchte ich wirklich das Wort Freund unterstreichen. Bedürfte es eines Beweises dafür, daß Sie es sind, Sie hätten ihn in der Zeit, da wir hier in Kissingen sind, zweifach und dreifach erbracht. Zuerst von Weimar aus, wo Sie uns durch Tat und Wort mit allen Ereignissen im Zusammenhang hielten, jetzt aus dem heimatlichen Zürich, von wo Sie uns über mein liebes Töchterchen, die Rabensteinerin, Nachrichten zugeschickt haben, bei denen uns das Herz im Leibe gelacht hat. Gestern abend hatten wir uns über die Notiz von der erfolgreichen Aufführung des Stückes am Hohentwiel gefreut, und während heut die Freude in uns noch nachklingt, kommt schon eine zweite, die wirklich wohltuende Besprechung von Stück und Aufführung in der nächsten Nummer. Danach zu urteilen, ist es wirklich ein ganz großer Erfolg gewesen, einer, wie ich ihn mir wünsche, ins Volk dringend, populär, die Aufnahme eines Volksstücks durch das Volk, für das es geschrieben wurde. Denn die Bezeichnung „Volksschauspiel“, die der Besprecher in der Neuen Züricher Zeitung für das Werk braucht, charakterisiert es treffend; und ich habe, indem ich den Aufsatz las, wieder einmal recht empfunden, wieviel einfacher und darum besser die Schweizer Literaten über solche Sachen sprechen, als die ästhetisch und literarisch überbildeten deutschen. Nun ist die Rabensteinerin außerhalb Berlins an zwei Theatern gespielt worden, in Frankfurt a. M. und am Hohentwiel; mit dem gleichen Erfolg wie in Berlin. Nun darf man hoffen, daß es durch Deutschland so weiter gehen wird. [Bekanntlich wurde die „Rabensteinerin“ eines seiner zumeist gespielten Stücke. L.] In diesen Tagen werden es grade zwei Jahre, als ich meiner Frau auf dem Dolder bei Zürich das eben fertig gewordene Manuskript zu lesen gab. Damals haben wir nicht gedacht, daß uns heute die Züricher Zeitung so frohe Botschaft über das Stück bringen würde. Dafür danke ich Ihnen, der Sie Ihre Freundes-Gesinnung wie ein gutes Reisegepäck überall mit hin führen und sie werktätig werden lassen, wo sich die Gelegenheit bietet. Am nächsten Dienstag, 16., sind wir in Weimar, wo wir einige Tage bleiben, um zu sehen, wie es mit Ithaka am Horn steht. Am liebsten bliebe ich dann gleich dort, aber es wird wohl noch nicht so weit damit sein. Schmerzlich werden wir, am Bahnhofe einlaufend, nach dem Ehepaar Spinner ausblicken, der Gedanke aber wird uns beruhigen, daß es diesem im schönen Heimatsorte gut und frei ergeht, und daß sie in Weimar sein werden, wenn wir zum zweitenmal dahin kommen. Meine Frau grüßt all die Ihrigen tausendmal.

Ich bin und bleibe Ihr Freund

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 13. Januar 1908.

Lieber Freund,

Ihr Brief ist mir ein Geschenk. Für Geschenke dankt man. Und weil Dank wie eine edle Essenz ist, die sich, wenn sie absteht, verflüchtigt, danke ich Ihnen umgehend.

Wir haben, meine Frau und ich, am Abend des 11. in voller Muße hier bei uns zu Hause gesessen. Am Morgen des Tages hatten wir bereits durch den Weimarer Verleger Vossens „Frühlings-Märchenspiel“ [Eröffnungsspiel] zugeschickt erhalten. Der Titel charakterisiert das Ganze: es ist überhaupt keine Eröffnungsdichtung für irgend

ein Theater, am wenigsten für das Weimarer, mit dem es absolut nichts zu tun hat. Wie alles, was Voß schreibt, keineswegs ohne Talent, aber ohne Gestaltungskraft, weil sein Herz keine Menschen beherbergt und sein Kopf keine Gedanken. Das Wort Erich Schmidts, das Sie mir übermitteln, trifft zu. Wäre die junge Kunst wirklich die Repräsentantin der modernen, dann hätte aus ihrem Gegenübertreten mit der alten klassischen wirklich ein dramatisch Lebendiges werden können. So wie es ist, ist die Gestalt aber nichts als die konventionelle Verkörperung der Jugend, gegen welche irgendeine Kunst gar nicht aufzubegehren braucht. Natürlich müßte dann auch der Konflikt aus sich selbst zu einem Ende gebracht werden, nicht durch den Machtspruch eines Apoll, der ebensowenig individuell ist wie die Gestalten der beiden, die er versöhnt, obschon gar nichts zu versöhnen ist.

In mir ist eine seltsame Stimmung, eine Art von dumpfer Traurigkeit. Nicht etwa über mein Schicksal, das wäre lächerlich; niemals habe ich mich tiefer im Mittelpunkt von Weimar und Deutschland gefühlt als gerade jetzt, nie sicherer gewußt, daß mich da kein Dritter hinausbringt. Aber Trauer um Weimar. Ein ahnendes Gefühl, als wäre es mit Weimar zu Ende. Dieses ganze Fest mit seinem mühselig zustande gebrachten äußeren Glanz und seiner gähnenden inneren Armut! Nicht eine Persönlichkeit vorhanden, auf die man Zukunft bauen könnte! Und beinah ängstigt mich mein eignes Hohes Lied. Ich habe in dem Gedicht, indem ich es zur Chronik Weimars machte, gewissermaßen die Summe von dem gezogen, was Weimar heißt und ist. Wenn man eine Summe zieht, schließt man ab. Wäre das Gedicht ein Symbol des Abschlusses, hinter dem weitere Zahlenreihen nicht mehr kommen? Wer kann sich, wenn er das heutige Weimar ansieht, solcher Gedanken entschlagen? Als einer der wenigen Lebendigen stehen Sie, lieber Freund, für mich in diesem absterbenden Ort. Das sagt mir Ihr Brief, aus dem ich mit Freuden erfahre, daß das Leben in Ihrem Hause, Ihr Hermännchen [der krank war], wieder zurückkehrt. Und das gibt mir die Gewähr, daß wir einen guten Sommer zusammen haben werden. Denn wir kommen gern wieder, das dürfen Sie glauben. Mit diesem freudigen Ausblick ins persönliche Leben für heute mit herzlichem Gruß an die liebe Gattin ade!

Herzlichst Ihr Ernst v. Wildenbruch

* * *

[Der Sommer war der letzte, den Wildenbruch erlebte; und zwar in Weimar, in seiner „Villa Ithaka", in vielfacher Berührung mit den Freunden vom Herderhause. Aber diesem Ausruhen gingen auch jetzt noch schwere Monate voraus: mehrere lange Briefe bekunden mühsame Verhandlungen um die „Rabensteinerin", wobei sich sogar Bürgermeister Donndorf vermittelnd einmischen mußte. Und als es soweit war — lud man den Dichter nicht einmal ein, machte ihm überhaupt keine Mitteilung! Der Kampf um Weimars Liebe und Verständnis mußte also fast bis an die Bahre geführt werden! L.]

Berlin, 18. Mai 1908.

Lieber Freund,

die Zeitungsnotiz, die ich soeben von Ihnen erhalte, des Inhalts, daß morgen die Rabensteinerin in Weimar zur Aufführung kommt, wirkt auf mich mit peinlichstem Eindruck. Hätten Sie mir die Zeitung nicht geschickt, so wüßte ich tatsächlich von der Sache nichts. Die Generalintendanz hat es nicht für nötig befunden, mich zu benachrichtigen; Herr Weiser, der das Stück in Szene setzt, desgleichen. Lautlos geht das Weimarer Theater an mir vorbei. Ich empfinde den Bruch zwischen ihm und mir als einen vollständigen.

Als vor einiger Zeit die Nachricht erschien, daß ich zur Aufführung der Rabensteinerin in Weimar sein und daß das Theater im kommenden Winter die Lieder des Euripides wieder aufnehmen würde, glaubte ich, daß der Bann gebrochen und die Möglichkeit zur Wiederaufnahme des Verhältnisses zwischen mir und Vignau gegeben sei. Ich empfand es wohltuend und freute mich. Bald darauf erschien das grobe Dementi: seitens der Generalintendanz, das nicht nur grob und verletzend, sondern auch noch so gehalten war, daß man zwischen den Zeilen herauslesen konnte, daß die erste „Notiz" möglicherweise von mir selbst ausgegangen sei. Und nun die Ansetzung der Rabensteinerin, ohne mich auch nur mit einer Silbe davon zu benachrichtigen! Das heißt nicht nur, mich nicht einladen, sondern mich hinauswerfen. Und es ist dies das drittemal, daß ich aus dem Weimarer Hoftheater hinausgeworfen werde. Meine Stimmung ist so, daß ich wieder mit mir zu Rate gehe, ob ich überhaupt nach Weimar kommen oder mein Haus nicht stehn und liegen lassen soll. Denn was soll ich in einer Stadt, der ich alles bringe, was ich habe und bin, und die so elend marklos ist, daß sie mich der bösen Laune eines [muß ausfallen] und der Erbärmlichkeit seiner Speichellecker ausliefert, ohne auch nur ein Wort des Protestes dagegen zu finden! Freundschaftlichst Ihr

Ernst v. Wildenbruch

[Diese Verstimmung wurde durch Spinners Bemühen wieder zum Guten gelenkt, wofür der — durch den Erfolg der „Rabensteinerin" freudig bewegte — Dichter herzlich dankte. L.]

* * *

Berlin W. 10, Hohenzollernstr. 14, 2. Juni 1908.

Lieber Freund,

heute, in großer Eile, nur ein kurzes Wort über weittragende Dinge: es hat — Dank Ihrer Anregung und der von Frau von Helldorff — ein Briefwechsel zwischen Herrn von Vignau und mir stattgefunden, der nun dahin geführt hat, daß wenn wir nach dem Goethetage nach Weimar kommen, wir Vignaus aufsuchen und die Beziehungen mit ihnen wieder aufnehmen werden. Ich denke, die Nachricht wird Sie erfreuen, wie es mich erfreut, aus einem unleidlich gewordenen Zustand herauszukommen. Die erwähnte Korrespondenz habe ich Frau von Helldorff in Ur- und Abschrift zugestellt und sie aufgefordert, Ihnen Kenntnis davon zu geben.

Nun auf baldiges gutes Wiedersehn! Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin W. 10, Hohenzollernstr. 14, 4. Juni 1908.

Lieber Freund,

diese meine Zeilen sollen heute nichts Sachliches, Geschäftliches bringen, sondern Ihnen nur sagen, wie tief der Ausdruck Ihrer und Ihrer Gattin Freude uns beide bewegt hat. Die Sache ist zu gutem Austrage gelangt, und wie ich mir glaube bestätigen zu dürfen, nachdem sie richtig von mir geführt worden war. Ihnen aber, der Sie so viel zu dem guten Ausgang beigetragen haben, sei nun von Herzen Dank gesagt. Dem Gefühl und Instinkt, der mich bisher geleitet, folge ich, wenn ich mit meiner Frau erst nach dem Goethetage komme. Abgesehen von körperlichen An-

strengungen, die ich meiner Frau ersparen muß, wünsche ich, dem Großherzog persönlich fernzubleiben, was sich wahrscheinlich nicht bewerkstelligen ließe, wenn wir an dem Tage dort wären. Nachher soll es nur um so schöner werden. Treulichst

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Nachwort des Herausgebers

Dies ist Wildenbruchs letzter Brief an seinen Freund Spinner. „Nachher soll es nur um so schöner werden". In der Tat ist es um seinen Abend, wie wir soeben hörten, doch noch Licht geworden. Das Ehepaar verbrachte jenen Sommer in der „Villa Ithaka". Am 28. Dezember schrieb dann Spinner einen letzten Brief an Wildenbruch nach Berlin, voll Dank: „Es waren immer so reich belohnte Gänge, und es schmerzt mich fast, mir sagen zu müssen, daß ich monatelang darauf verzichten muß... Mit Ihrem Weggange ist uns eben zu viel genommen; es war so viel, was Sie uns gegeben, und das hat uns zu verwöhnten Leuten gemacht" — mit den Worten schließend: „Schon aber grüßt das neue Jahr herüber, und wir grüßen es wieder mit dem Wunsche, daß es Sie beide uns erhalten und Ihnen eine lange Zeit voll Glück und frohen Muts in Weimar schenken möchte!"

Der Wunsch hat sich nicht erfüllt; schon am 15. Januar 1909 erlag des Dichters heißes Herz.

Und mit ihm ging eine ganze nationale Richtung zu Ende, die von Geibel, Jordan, Dahn und andren herkam, die den Reichsgedanken in hohen Ehren hielt — nun aber in der Literatur dem Naturalismus und dem sozialistischen Internationalismus der Moderne erlag. Wildenbruchs Herz hat auch in körperlichem Sinne versagt — das Herz, das vor allem für Deutschland schlug, immer für Deutschland. L.



Vorm Gewitter
Von Gustav Schüler

Die Unken murren dumpf vom Ried,
Stechapfelatem schwelt und zieht.

Der Wind holt seine Fahnen ein,
Die Pappel läßt ihr Singen sein.

Und hinterm gelben Ginsterhaar
Wird schwarzer Wald, der sonst nicht war.

Der brütet rote Schlangen aus — —
Hirt mit der Herde, treib' nach Haus!



Hymne an Deutschland

Von Kuno Francke

(Harward-Universität in Cambridge U.S.A.)

Niemand wird ohne Rührung dieses schwungvolle Bekenntnis zu Deutschland lesen, das ein Siebzigjähriger schrieb: Professor Francke, Leiter des Germanischen Museums an der Harward-Universität; er ist drüben in zahlreichen Vorträgen für die Erstarkung des Deutschtums tätig gewesen und hat sich durch sein Werk „Kulturwerte der deutschen Literatur" bekannt gemacht. D. T.

Hebt an den Sang, den hohen,
Von heil'ger Väter Land!
Laßt auf zum Himmel lohen
Der Herzen Glutenbrand!

O Mutter, schmerzensreiche,
O Deutschland, Seelentrost,
O Deutschland, wundenbleiche,
Von grimmem Haß umtost,
Wie herrlich und erhaben
Im Leide stehst du da!
Wie reich an Wundergaben,
Die je ein Auge sah!
Weithin, weithin, vom Stephansdom zum brausenden Meeresstrand,
Wie schlägt das Herz dir mächtig, heiliges Vaterland!

Noch rauschen deine Wälder
In dunkler Märchennacht;
Noch glänzen deine Felder
In goldner Erntepracht.
Noch klingen deine Glocken
Von Dom zu Dome weit,
Als wollten sie uns locken
Ins Land der Ewigkeit.
Weithin, weithin, vom Stephansdom zum brausenden Meeresstrand,
Wie schlägt das Herz dir mächtig, heiliges Vaterland!

Froh winkt von deinen Höhen
Kapell- und Burgengruß;
Hell flattert Liedeswehen
Um rüstigen Wanderfuß.
Laut hämmern deine Städte
In harter Arbeit Schweiß;
Sie schaffen dir neu Geräte
Zu Friedens Zier und Preis.
Weithin, weithin, vom Stephansdom zum brausenden Meeresstrand,
Wie schlägt das Herz dir mächtig, heiliges Vaterland!

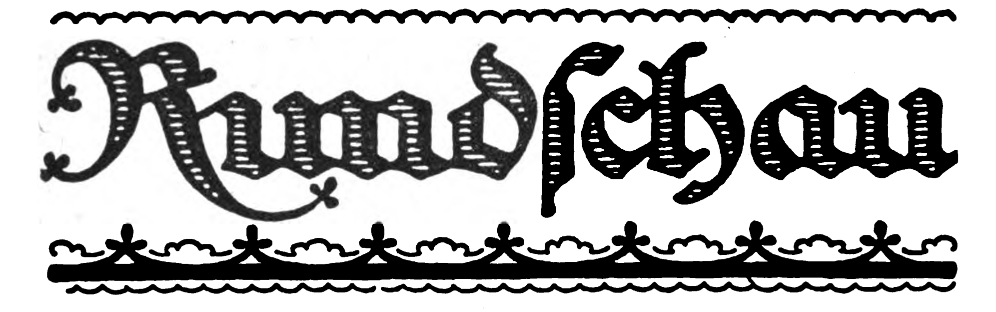
Tief quillt aus tausend Kehlen
Ein einziger Sehnsuchtsschrei:
Aufs neue zu beseelen,
Was mutig ist und frei!
Aufs neue hinzuschweifen
Nach allem, was groß und schön!
Aufs neue hinaufzugreifen
Nach höchsten Menschheitshöh'n!
Weithin, weithin, vom Stephansdom zum brausenden Meeresstrand,
Wie schlägt das Herz dir mächtig, heiliges Vaterland!

Und Vätergeister schweben
Durch deine Fluren hin;
Sie wollen Kraft dir geben
Und stählen deinen Sinn.
Sie wollen dir erzählen
Von alter Herrlichkeit;
Sie wollen dich erwählen
Zur Krone neuer Zeit.
Weithin, weithin, vom Stephansdom zum brausenden Meeresstrand.
Wie schlägt das Herz dir mächtig, heiliges Vaterland!

O Gott, du kannst nicht dulden,
Daß deutsche Art vergeht;
Du kannst es nicht verschulden,
Daß deutsche Kraft verweht.
Du kannst es nicht erlauben,
Daß deutscher Glaube stirbt;
Du läßt ihn uns nicht rauben,
Den Geist, der nicht verdirbt.
Aus Qual und Tod, aus Schicksalsnot, aus loderndem Weltenbrand,
Erstehst du groß und strahlend, heiliges Vaterland!

O Volk, ans Kreuz geschlagen,
Zermartert und entehrt,
Dir ist aus Kreuzestagen
Ein Gotteswort beschert:
Die Welt hat dich verraten,
Dein Leib, er ist zerschellt;
Aus deinen Leidenstaten
Entspringt das Licht der Welt!
Aus Qual und Tod, aus Schicksalsnot, aus loderndem Weltenbrand,
Erstehst du groß und strahlend, heiliges Vaterland!





Kanzler Brück und sein großer Nachkomme

1. Die Prophezeiung

An einem Sommer-Sonntag des Jahres 1555 hielt eine Kutsche vor dem am Markt (Nr. 11) in Weimar neben dem Stadthaus gelegenen Hause des Dr Christian von Brück, das dieser sich nach seiner Übersiedelung aus Wittenberg durch den Hofbaumeister Nikol Großmann hatte erbauen lassen. Bald erschien er auch mit seiner Frau und stieg ein.

Er war ein stattlicher Mann gegen Ende der dreißiger Jahre, mit kurzem, vorn geteilten Vollbart und lockigem, unter dem Sammetbarett hervorquellenden Haupthaar, in der Kleidung der vornehmen Leute damaliger Zeit. Seine fast gleichaltrige Frau Barbara, eine Tochter des vor zwei Jahren hier in ihrem Hause verstorbenen berühmten Malers der Reformation Lukas Cranach, war eine anmutige, schlanke Erscheinung, deren Gesichtszüge die Ähnlichkeit mit ihrem Vater nicht verkennen ließen.

Man fuhr zunächst nach der im rechten Winkel anstoßenden Häuserreihe des Marktes und holte dort den jüngeren der beiden Brüder Barbaras ab, den ebenfalls als Maler sich betätigenden Lukas Cranach d. J. mit seiner Frau, der Tochter des Wittenberger Professors Augustin Schurff, die er in zweiter Ehe geheiratet hatte. Seine erste Frau war die verstorbene Schwester Brücks gewesen, so daß er in doppelter Beziehung dessen Schwager war.

Der Wagen hielt vor dem zweiten Hause neben der Gastwirtschaft (Nr. 22), die eine Tafel über der Tür mit dem Bild eines Bären und dem Vers aufwies: „Das Haus stet in Gottes Handt, zum Schwartzen Beren ist es genant". Hier wohnte der Schwager Lukas, nachdem er vor der Pest aus Wittenberg geflüchtet war.

Dann fuhr man zu vieren zum Frauentor hinaus.

Das Ziel der Fahrt war das Gut Ehringsdorf. Dieses war einst Eigentum des Zisterzienser-Nonnenklosters Oberweimar gewesen, von dessen „Äbtissin, Priorin und Samblung" es ein Herr von Cölleda als Lehen erhalten hatte. Von diesem war es auf seine Söhne Dittrich und Volkmar gekommen, die nach der Sequestration des Klosters durch den Kurfürsten Friedrich den Großmütigen in ihrem Lehen bestätigt waren. Vor kurzem hatte Dr. Christian von Brück aus dem reichen Erbteil seines Schwiegervaters das Lehensgut erworben und von dem einen der seit vorigem Jahre gemeinsam regierenden sächsischen Herzöge — Johann Wilhelm — als Lehensherren die Bestätigung erhalten.

Auf dem Gutshofe besichtigte man zunächst unter der Führung des Verwalters die ganze Wirtschaft, wobei auch die schon vorher zu Fuß herausgesandten fünf Kinder — drei Söhne und zwei Töchter — Brücks zugegen waren.

Während dann die Kinder sich auf dem Hofe umhertummelten, machten die Eltern mit den beiden Cranachs einen Spaziergang über die hinter dem Gehöft nach Taubach hin sich erstreckende Ilmwiese nach dem Gehölz am Rande des lieblichen Flußtales.

„Ist es nun nicht viel schöner hier," fragte Barbara ihren Gatten, „als in der engen, dumpfen Stadt? Du mußt mir doch dankbar sein, daß ich dich endlich einmal wieder von deinen Akten

habe fortlocken können und an unseres seligen Luthers Wort in seinem Katechismus erinnert habe: Du sollst den Feiertag heiligen!"

„Ich bin halt kein Pfaffe," erwiderte Christian Brück, „wenn auch eines solchen Sohn!"

„Deshalb hat man dich wohl auch im vorigen Frühjahr zum Mitglied der Kirchenvisitation bestimmt?" meinte lachend sein Schwager.

„Hast du übrigens wieder Nachricht erhalten," fragte Cranachs Frau, „wie es deinem Vater in Jena geht?"

„Ja — sein Augenlicht läßt leider mehr und mehr nach", erwiderte Christian. „Aber trotzdem", fuhr er fort, „gönnt sich der ‚Herr Kanzler' keine Ruhe. Er arbeitet noch in Prozessen wie einstens als junger Amanuensis bei Dr. Henning Goede in Wittenberg, auch hält er Vorlesungen an der Schule im Paulinerkloster."

„Ja, ja — 's ist doch ein gelahrter und trotz seiner siebzig Jahre so arbeitsamer Herr!" meinte der Maler. „Vielleicht bringt er es auch noch auf ein so hohes Alter wie unser seliger Vater!"

„Mag schon sein," erwiderte Brück, „aber die Rüstigkeit von Vater Cranach dürften wohl wenige Menschen erreichen. Daß er mit achtzig Jahren noch so ein großes Altarbild malen konnte, ist doch eine wunderbare Leistung!"

„Ja," fuhr Barbara fort, „und was er davon in dem einen Jahre da oben im Turmzimmer geschaffen hat — — nur ein paar Monate hätte ihm Gott noch schenken sollen, dann hätte er es sicher vollendet!"

„Und unsereins", meinte Lukas, „braucht weit über ein Jahr dazu —"

„Nun ist es aber, Gott sei Dank, fertig!" setzte seine Frau hinzu. „Und wenn es demnächst in der Kirche zu St. Peter und Paul in Weimar aufgestellt ist, hat mir Lukas heute versprochen, werden wir wieder nach Wittenberg zurückkehren."

„Ach — das geliebte Wittenberg!" meinte Barbara sehnsüchtig. „Unsere Heimat!"

„Nun, ich dächte," versetzte Brück mit Nachdruck, „auch in Weimar läßt es sich leben."

„Wenn man nur mehr von seinem Manne hätte!" seufzte Barbara.

„Für Frauen ist es doch schwer begreiflich," erwiderte Dr. Brück darauf ziemlich unwillig, „wenn einen Mann das Streben nach Höherem, der Drang, sich zu betätigen, der Ehrgeiz, sich auszuzeichnen, so in Anspruch nimmt, daß alles andere dagegen zurücktritt."

„Welch schöne Blume!" rief da Lukas Cranachs Frau ablenkend und bückte sich, um eine am Waldrand leuchtende Blume zu pflücken.

„Da stehen ja noch mehrere!" griff dankbar Barbara Brück den neuen Gesprächsgegenstand auf und drang in das Gebüsch ein.

Plötzlich stieß sie einen kurzen Angstschrei aus und stürzte erschreckt zurück.

„Was ist dir — was war dort?" fragten Brück und Cranach erregt.

„Die Hexe — mit dem Messer — dort!" stammelte sie, nach Atem ringend.

Sofort drang Brück in das Gebüsch und zog bald ein altes, häßliches Weib heraus. Ein ihr abgenommenes Messer hielt er in der freien Hand.

„Da ist sie — die Hexe!"

„Ich bin aber keine!" fuhr diese auf, „man nennt mich nur so! Ich bin eine arme alte Frau, die Sibylle Mäusezahl aus dem Ort hier, die niemandem etwas zuleide tut. Laßt mich los, gnädiger Herr!"

„Nicht eher, als bis du mir gestanden hast, warum du dich hier im Walde versteckt und mein Weib mit dem Messer bedroht hast!"

„Ich habe nur Kräuter und Wurzeln gesucht, gnädiger Herr. Das Messer hatte ich noch vom Ausstechen in der Hand — —"

„Was wolltest du mit den Wurzeln und Kräutern?" forschte Brück.

„Nun, die sind gut zu heilsamen Tränken und Salben für Kranke."

„Kommen die denn zu dir?"

„Und ob! Aus der ganzen Umgegend. Sogar im ehemaligen Nonnenkloster drüben in Oberweimar fand ich Abnehmer."

„Helfen deine Mittel auch?"

„Ei natürlich, man muß nur auch dran glauben."

„Du kannst natürlich auch wahrsagen?"

„Auch das leugne ich nicht."

„Nun denn — so gib mir einmal einen Beweis deiner Kunst, Alte. Dann erhältst du dein Messer wieder und ein Geldstück dazu — — du weißt doch, wer ich bin?"

„Gewiß, Ihr seid der herzoglich sächsische Rat Dr. Brück aus Weimar, unser Gutsherr!"

„Schön — nun sagt mir aber auch, was ich sein möchte!"

„Aber, Christian, laß doch das!" fiel Barbara ein. Er winkte jedoch stumm ab.

„Gebt mir Eure Hand!" sagte die Alte.

Sie betrachtete aufmerksam die Innenfläche der ihr gereichten kräftigen und weißen Hand Dr. Brücks. Dann sagte sie langsam und bedeutungsvoll: „Ihr wünschtet als eines Königs Sohn zur Welt gekommen zu sein! Da dies aber nicht der Fall ist, so strebt Ihr hoch hinaus und sucht im Fürstendienst zu Macht und Ehren zu gelangen und Euch einen Namen zu machen — mehr als Euer Vater und Schwiegervater!"

„Und werde ich es erreichen?" fragte Brück betroffen. Eine Weile betrachtete Sybille die Hand des Fragestellers erneut genau. Dann verkündete sie, gleichsam aus deren Linien ablesend: „Zu hoher Stellung im Fürstendienst werdet Ihr bald steigen. Von vielen Untertanen werdet Ihr gefürchtet, ja gehaßt werden. In der Welt wird Euer Name bekannt werden durch Euer außergewöhnliches Schicksal, denn

der krumm' Bach und der grimme Stein,
die werden des Herzogs Brück
zerbrechen grad' in vier Stück!"

„Was soll das bedeuten — etwas Schlimmes für den Herzog — für mich?"

„Ach, frage doch nicht weiter, Christian!" fiel Frau Barbara jetzt wieder ein.

„Nein — ich muß alles wissen, ich will es — — hörst du, Alte?" forderte Brück heftig. „Wie lange lebe ich noch?"

„Wenn ein Wagen dahin fährt, schwarz verhängt, mit weißen Rossen bespannt,
die Schweife lang und blutigrot — —
dann, Herr, bereitet Euch zum Tod!"

„Und — wie sterbe ich?"

„Als getreuer Diener Eures Herrn."

„Was wird aus meiner Familie?"

„Sie wird weiter leben und blühen. Euer Haus bleibt bestehen. Eure Söhne werden Euren Namen fortpflanzen, dennoch wird Euer Stamm erlöschen. Durch Eure Tochter aber wird ein Tropfen von Eurem und des Malers Blut sich dereinst auf einen Mann vererben, der nicht so wie Ihr heißt, aber dem gleichen Fürstenthron wie Ihr in hoher Stellung nahesteht und das erreicht, was Ihr für Euch erstrebt:

Ein König ist's durch seinen Geist,
sein Werk und Namen jeder preist!

Doch nun laßt mich fort — weiter kann ich Euch nichts sagen!"

Stumm zog Brück die Börse, gab der Alten ein Goldstück sowie ihr Messer zurück und ließ die wortreich Dankende entweichen.

„Wir wollen umkehren, nicht wahr?" sagte er dann verdüstert.

„Du wirst dir doch nicht etwa durch die sogenannten Wahrsagungen des alten Weibes den schönen Tag verderben lassen, Christian?" Barbara suchte mit diesen Worten ihren offenbar stark erregten Gatten zu beruhigen. Sie hängte sich in seinen Arm und drückte ihn liebevoll an sich.

„Du hast gehört, wieviel Zutreffendes sie gesagt hat! Im übrigen weißt du ja, daß ich an solche überirdischen Kräfte und Gaben bei einzelnen Menschen glaube. Was meinst du dazu, Lukas?"

„Ich gebe zu, daß sie einiges Wahre gesagt hat, aber das hat sie irgendwo aufgeschnappt, wie deinen Ausspruch von dem Königssohn, oder sich geschickt zusammengereimt.

„Eigenartig!" murmelte Brück, während Cranach sich mit seiner Schwester und Frau beim Weitergehen krampfhaft zu unterhalten begann. „Der krumm' Bach, der grimme Stein — ein rätselhafter Tod — andererseits die hohe Stellung — bekannter Name — der große Nachkomme in Weimar — — Ich muß meinen Weg gerade deshalb weiter gehen. So wird mein Leben doch nicht vergebens sein!"

Plötzlich drückte er den Arm seiner Frau heftig an sich und sagte erregt: „Versprich mir eins, Barbara, daß du mich immer lieb haben wirst, was da auch kommen mag!"

„So lange ich lebe, Christian!" beteuerte Barbara mit leise bebender Stimme.

2. Des Kanzlers Ende

In ihrem kleinen und einfach eingerichteten Schlafzimmer des Gutshauses in Ehringsdorf saß Frau Barbara Brück an einem warmen Sommerabend des Jahres 1574 am geöffneten Fenster.

Sie weilte seit einigen Tagen hier auf dem Lande zur Erholung, aber nicht mehr als Gutsherrin, sondern als Gast der jetzigen Besitzer, ihrer drei Söhne Christian, Veit Christian und Hans Wilhelm, die erst im vorigen Jahre von neuem wieder mit Ehringsdorf belehnt waren. Diese Neubelehnung war durch den Tod (1575) des Lehns- und Landesherrn, des Herzogs Johann Wilhelm (des Bruders des seit 1567 vom Kaiser in Gefangenschaft gebrachten und abgesetzten Johann Friedrich des Mittleren), wie es damals bei jedem Wechsel der Lehns-Herrschaft üblich war, veranlaßt worden. Den neuen Lehnsbrief hatte der Kurfürst August von Sachsen, der seit des Herzogs Tode die Vormundschaft für dessen Söhne Friedrich Wilhelm und Johann führte, ausgestellt.

Barbara Brück hatte das Anzünden der Kerze absichtlich unterlassen; der Abglanz des Abendrots war ihr Beleuchtung genug.

Das kleine Gemach war in rötlichen Schimmer getaucht. In diesem trat jetzt der gerahmte Holzschnitt an der Wand über dem Bett deutlich hervor. Das bleiche Gesicht des vollbärtigen, vornehm gekleideten Mannes mit Barett und verbrämtem Überrock in halber Figur bekam einen Hauch des Lebens. Es war das von Barbaras Bruder Lukas Cranach d. J. im Jahre 1549 kurz vor ihrer Übersiedelung nach Weimar gefertigte Bild ihres Gatten Christian Brück.

So sah er aus, als wir junge glückliche Eheleute waren, dachte die einsame Frau. Wer hätte damals geahnt, daß diese Ehe so ein schreckliches Ende nehmen würde! Mit welchem Übermaß von Glücksgefühl, Lebensmut und stolzen Hoffnungen war sie begonnen worden! Barbara dachte an ihren Hochzeitstag in Wittenberg zurück, an die feierliche Trauung in der Pfarrkirche und an das Festmahl im Vaterhause, in der Apotheke am Markt. Wie viele Jahre waren seitdem vergangen — was war inzwischen alles geschehen, allein wie viele Teilnehmer jener Feier waren indessen schon ins Grab gesunken: ihre beiden Eltern (Cranach und seine Frau), ihr Schwiegervater, der alte Kanzler Gregorius Brück, ihre Schwägerin Barbara, die ihres Bruders Lukas d. J. erste Frau gewesen war, der große Reformator D. Martin Luther mit seiner Frau Katharina geb. von Bora, der ihres Vaters Freund gewesen war, der ihm ebenfalls befreundete große Gelehrte Philipp Melanchthon, einst Christian Brücks Erzieher; auch der Kurfürst Friedrich der Weise, dessen Hofmaler und treuer Freund auch im Unglück ihr Vater gewesen war und der zur Hochzeit ein sehr gnädiges Glückwunschschreiben gesandt hatte, war nicht mehr unter den Lebenden! Alle waren sie gestorben, aber sanft und selig — und nicht auf so schreckliche Weise wie ihr unglücklicher Gatte!

Und wodurch hatte er dieses Ende verschuldet? Lediglich durch seine Parteinahme für den ihr verhaßten ränkesüchtigen und verschlagenen Abenteurer aus Franken, den Ritter von Grum-

bach! Bis zu dessen Auftauchen am Hofe im Jahre 1557 war ihre Ehe glücklich und — abgesehen von den kleinen Verstimmungen infolge des übergroßen Berufseifers und Ehrgeizes ihres Mannes — ungetrübt gewesen. Von da ab trat erst unmerklich, dann aber immer mehr eine Verschiedenheit der beiderseitigen Ansichten, eine Spannung zwischen den Ehegatten ein; und zwar nur wegen der „Grumbachischen Händel". Die letzten drei Jahre vor Brücks Tode war Barbara sogar fast dauernd von ihrem Gatten getrennt, da der Herzog sein Hoflager von Weimar nach Gotha bzw. der Veste Grimmenstein daselbst verlegte, wo sich seine oder vielmehr Grumbachs Anhänger um ihn sammelten, so daß dort, wie Kaiser Karl V. später sagte, „eine Herberge der Ächter, der Landfriedensbrecher, Straßenräuber und Mörder war". Brück, des Herzogs Kanzler, mußte mit der Kanzlei auch dorthin übersiedeln und konnte dann nur selten seine Familie in Weimar besuchen, besonders da er manchen Feind hatte wegen seines Vorgehens gegen Geistliche während der „Synergistischen Religionsstreitigkeiten". Gerade aus diesem Jahre 1564 entsann sich Barbara noch mit Schaudern eines Anschlages auf Christians Leben, der sogar in seinem eigenen Hause in Weimar und von einer hochgestellten Persönlichkeit am hellen Tage gegen ihn unternommen wurde, noch dazu in der harmlosen Form eines „Mummenschanzes". Sie sah den Vorgang noch greifbar deutlich vor sich. Am 12. November — es war gerade Sonntag und Kirchzeit — hatte sie großen Lärm im Treppenflur ihres Hauses am Markt gehört und war mit ihren beiden Töchtern hinausgeeilt. Sie sah mit Schrecken ihren Gatten auf dem ersten Treppenabsatz bei der Fensterbank stehen, die ganze Treppe und den Flur voll von Bewaffneten, und ihnen gegenüber einen mit einem umgekehrten Marderpelz Vermummten — es war, wie sich herausstellte, Herzog Otto der Jüngere von Braunschweig —, den gezückten Degen in der Hand, der den unbewaffneten, gerade zur Abreise nach Gotha gerüsteten Kanzler mit heftigen Worten überschüttete. Barbara hörte ihn Schmähungen und Verdächtigungen ausstoßen, die ein intimes Verhältnis Brücks zur inzwischen verstorbenen Herzogin andeuteten, was der Kanzler empört zurückwies. Der Herzog verlangte, er solle ihm mit der Waffe, die ihm jemand aus der Umgebung leihen sollte, Rechenschaft dafür geben, und schwang dabei drohend den Degen. Es glückte ihr, den Kreis der Umstehenden zu durchbrechen und sich schützend vor ihren Gatten zu stellen, während die beiden Töchter, um Schonung bittend, dem Herzog zu Füßen sanken. Dadurch gelang es, den Kanzler in Sicherheit zu bringen. Der Abschied der beiden Ehegatten an diesem Tage stand unter dem Eindruck dieses Vorganges, und insbesondere auf Barbaras Seite unter der Nachwirkung der häßlichen Verdächtigung ihres Mannes, obwohl sie von deren Haltlosigkeit fest überzeugt war. Ein kleiner Stachel blieb auch weiterhin bei ihr zurück, zumal da die seltenen, ganz im Zeichen der Zeitereignisse stehenden Besuche des Gatten keine Gelegenheit zur rechten Aussprache über die Angelegenheit mehr gaben.

Nun war er inzwischen vor den Richterstuhl des Höchsten getreten. Mochte der über ihn richten, falls er doch wirklich in dieser Hinsicht oder sonstwie gefehlt hatte! Mochte der ihm ein gnädiger Richter sein, gnädiger als die irdischen, die ihn als Rebellen und Verbrecher zum Tode verurteilt hatten! Für sie, seine Frau, blieb er stets der Gatte und Vater, der Mann, den sie geliebt hatte und noch im Tode liebte.

Seinen Tod konnte sie, obwohl nun schon sieben Jahre vergangen waren, noch immer nicht verwinden. Wie furchtbar war dies alles! Erst nach und nach hatte sie damals das Nähere darüber gehört. Fremde, ja alle Leute hatten es viel früher gewußt als sie selbst, seine Frau, der man die gräßlichen Einzelheiten schonend vorenthalten hatte. Wie oft hatte ihr dann die Einbildungskraft oder ein Traum das schreckliche Bild der Hinrichtung deutlich gezeigt! Sie sah, wie der Henker den durch vorherige Folterqualen Erschöpften und Zermarterten auf dem Blutgerüst in Gotha angesichts der nur durch Meuterei der herzoglichen Truppen gegen ihren Obersten Hieronymus von Brandenstein eingenommenen Veste Grimmenstein festband, ihm trotz seiner flehentlichen Bitten, ihm vor dem Vierteilen den Kopf abzuschlagen, bei lebendigem Leibe das Herz herausriß, ihn dann vierteilte und schließlich köpfte! Als wenn sie selbst dabei gewesen wäre,

glaubte sie den Ärmsten in seiner entsetzlichen Qual schreien zu hören: „Barmherziger Gott! Erbarme dich meiner!“ Und nicht einmal ein richtiges Grab hatte man dem Unglücklichen gegönnt: sein Haupt und seine Glieder waren auf der Landstraße als schauerliche Warnungszeichen ausgehängt worden, bis sie ein mitleidiger Unbekannter im Felde vergrub, wo sie aber nach zwei Monaten beim Umpflügen wieder aufgefunden wurden! Zu Barbaras Genugtuung fand der Anstifter und Urheber des Unheils, Grumbach, ebenso wie seine Genossen an demselben Tage ein gleich furchtbares Ende, während der Herzog vom Kaiser in lebenslängliche Gefangenschaft gebracht wurde, wo er jetzt noch schmachtete.

Warum hatte man seinem Kanzler nicht auch diese Strafe zugebilligt? Dann hätte sie ebenso wie die Herzogin die Haft ihres Gatten teilen können, wie auch ihr Vater es seinerzeit dem Kurfürsten Johann Friedrich dem Großmütigen gegenüber getan hatte. Wie eigenartig war es übrigens, daß die beiden Landesherren, denen ihr Vater sowie ihr Gatte dienten, sich mit dem Kaiser verfeindeten und das Unglück hatten, in seine Gewalt und Gefangenschaft zu geraten! Allerdings waren des Herzogs Johann Bestrebungen zur Wiedererlangung der unter Johann Friedrich dem Großmütigen verloren gegangenen Landesteile und der Kurwürde nur zu verständlich gewesen. Und dieses Streben hatte der schlaue Grumbach für seine persönlichen Rachepläne gegen seinen Widersacher, den Bischof von Würzburg, geschickt auszunutzen verstanden und dadurch den Herzog sowie seinen Kanzler schließlich ganz unter seinen Einfluß gebracht, so daß sie sogar einen Reichskrieg planten. Wie plump waren dabei seine Mittel gewesen! Mit Hilfe eines dafür am Galgen geendeten jungen Menschen in Sundhausen bei Gotha, Hans Müller, genannt Tausendschön, der von Zeit zu Zeit Engelserscheinungen zu haben vorgab, hatte er den Herzog wie auch seinen Kanzler davon zu überzeugen gewußt, daß er beim Eingehen auf Grumbachs Pläne nach des Himmels Ratschluß sein verlorenes Land und die Kurwürde wieder erhalten — ja daß er sogar deutscher Kaiser werden sollte! Im Glauben hieran hatte der Herzog schon Münzen prägen lassen mit der Umschrift: Geborener Kurfürst!

Trotz der Achterklärungen des Kaisers hatte er Grumbach bei sich behalten und ihm weiterhin Gunst und Schutz gewährt, „da er ein alter, kranker Mann wäre, der ihm treue Dienste geleistet hätte, den er nicht von sich stoßen und gleich den Rüden bei der Schweinshatz behandeln könnte!“

Wie hatte man nur solch hinterlistiges, eigennütziges Gaukelspiel Grumbachs für treue Dienste nehmen können! Aber daran war wohl hauptsächlich die unglückselige Empfänglichkeit des herzoglichen Kanzlers für das Übersinnliche, Wunderbare schuld, zumal da durch diese Aussichten sein Ehrgeiz unterstützt wurde. Armer verblendeter Mann! Warum hatte er nicht auf die Warnung seiner Gattin oder von Freunden und schließlich auch auf die Stimme der Öffentlichkeit gehört, die noch kurz vor dem Unglück im Jahre 1567 durch ein Gedicht dem Herzog warnend zurief:

„Er sollt nicht lange gehn uf der Bruck,
denn sie würde gehn zu Trumm und Stuck,
weil sie gestochen hat der Wurm,
endlich fallen in Teuffels Thurm!“

Wie merkwürdig war es übrigens, daß dieses Gedicht denselben Gedanken und die gleiche Anspielung auf Brücks Namen enthielt, wie die Prophezeiung der alten Sybille! Christian wollte dies zwar, als Barbara ihn warnend und beschwörend darauf hinwies, nicht Wort haben: die Offenbarungen des Engelssehers wären die allein maßgebende Wahrheit.

So hatte denn das Schicksal seinen Lauf genommen — ganz wie die alte Sybille es damals hier in Ehringsdorf prophezeit hatte. Wie unheimlich zutreffend hatte sie geweissagt — sogar hinsichtlich von Einzelheiten, wie von den rot gefärbten Schweifen der Schimmel vor dem schwarz verhängten Wagen, der drei Tage vor Christians Hinrichtung den Herzog in die Gefangenschaft des Kaisers fortführte! So war auch ihre Voraussage über das Brücksche Haus am Markt in Weimar wahr geworden: es war erhalten und im Besitz der Witwe geblieben.

Nur ein Punkt der Prophezeiung stand noch aus und harrte seiner Erfüllung. Nach den bisherigen Erfahrungen zweifelte Barbara nun nicht mehr an der Verwirklichung auch dieser Voraussage der Alten. Würde sie es aber noch erleben? Wäre etwa schon der jetzt erst vierjährige Sohn ihrer Tochter Barbara, die an den Bürgermeister Jakob Schröter in der Apotheke am Markt in Weimar verheiratet war, der angekündigte berühmte Mann und König des Geistes?

Es war dunkel im Zimmer geworden.

Das Abendrot war verglüht.

Für Barbara Brück war es Zeit, schlafen zu gehen.

3. Der große Nachkomme

Jahre kamen und gingen. Menschen starben und wurden geboren.

Der alte Schröter und sein Sohn, der sächsisch hennebergische Kanzler in Meiningen, sanken ins Grab.

Des letzteren Tochter Elisabeth aus seiner zweiten Ehe mit Anastasia Zöllner heiratete als zweiten Gatten den Konsulenten und Syndikus der Stadt Wetzlar, Doktor beider Rechte Johannes Seip.

Dessen Sohn Johann David Seip war ebenfalls Syndikus von Wetzlar und Doktor sowie außerdem Geheimer Rat. Aus seiner Ehe mit Elisabeth Katharina Steuber hatte er eine Tochter Katharina Elisabeth Juliana, die sich mit dem Advokaten und Prokurator am Reichskammergericht zu Wetzlar, Dr. Cornelius Lindheimer, vermählte.

Ihre Tochter Anna Margaretha heiratete den Johann Wolfgang Textor.

Als Fortsetzung dieser Ahnenreihe mögen nun nachstehende wörtliche Angaben aus einer Lebensbeschreibung folgen, die ihr Verfasser in Weimar, wo er den größten Teil seines Lebens bis zum Tode verbrachte, niederschrieb:

„Am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlag zwölf kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Konstellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig: nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen. Diese guten Aspekten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein: denn durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kom ich für tot auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht der Welt erblickte. Dieser Umstand, welcher die Meinigen in große Not versetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vorteil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Geburtshelfer angestellt und der Hebammenunterricht erneuert wurde; welches denn manchem der Nachgeborenen mag zugute gekommen sein."

Der Schreiber dieser Zeilen war der Sohn von des Schultheißen Textor Tochter Katharina Elisabeth und des kaiserlichen Rats Johann Kaspar Goethe — und niemand anders als Deutschlands größter Dichter Johann Wolfgang von Goethe.

Von seiner über den Kanzler Brück zu Lukas Cranach hinaufreichenden Ahnenreihe wußte er nichts. Erst der heutigen Zeit war es vorbehalten, sie zu ermitteln.

Am 7. November 1775 traf er in Weimar ein. Der Dichter und Schriftsteller Wieland äußerte sich begeistert über ihn:

„Ein schöner Hexenmeister er war
Mit einem schwarzen Augenpaar
Zaubernder Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,

So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher,
Und niemand fragte: Wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick: 's war Er!"

Wenn Barbara Brück, Lukas Cranachs Tochter, die nun schon zweihundert Jahre im Grabe ruhte, dies erlebt hätte, so würde sie wohl dasselbe empfunden haben. Die alte Prophezeiung war erfüllt.

Hermann Hollender



Vom Schicksal deutscher Ströme

Zu den unscheinbarsten Stücken meiner Büchersammlung gehört ein schmaler Band, der sich mit seinem grellroten Umschlag broschürenmäßig ausnimmt: eins von den allzuvielen Heften, die die vulkanisch bewegte Zeit noch immer tausendweise ausspeit. Das stoffliche Gewicht dieses Werkes ist gering. Und doch wiegt sein Inhalt so schwer, daß es jedem mit erdrückender Wucht auf der Seele lastet, der in seine Seiten schaute.

Es ist das Heft vom Versailler Friedenevertrag, in einer der billigen deutschen Volksausgaben mit kurzen Erläuterungen der Männer, die in den Friedensverhandlungen amtlich oder von Parlaments wegen die deutschen Interessen zu vertreten oder die getroffenen Abmachungen gesetzgeberisch gutzuheißen hatten.

Neben diesem dünnen Bande, der mit seinem schmalen roten Rücken zwischen den prunkenden breiteren Fassaden seiner Nachbarn fast verschwindet, sind alle anderen Werke meiner Sammlung belanglos. Denn Licht und Luft, die sie verbreiten, tiefe Sammlung und Erhebung, die ihnen entströmt, müssen verblassen und verflattern gegenüber der Düsternis und dem Grauen, das diesem Alpha und Omega geistiger Dokumente innewohnt.

Es ist kein Band so oft aus seiner Reihe von des Besitzers Hand gegriffen als dieser. Denn es hat ihm keines seiner Bücher unablässig so viel zu sagen als dieses: es ist das Spiegelbild eines Volkes. Es ist das Buch von der Größe, der Schmach und der Schuld einer Nation. Es begreift in sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einer Menschengemeinschaft von mehr als sechzig Millionen. Darum stellt es jeden historischen Roman, jedes aktuelle Drama, jedes phantastische Zukunftsbild in den Schatten. Es gibt keine Urkunde wie diese, von Menschenhirnen erdacht, von Menschenhänden in sichtbare Form des Wortlauts gebracht, seitdem die Menschheit in ihrem Aufstieg aus tierischer Urzeit zur Beherrschung von Sprache und Schrift kam. Sie ist die Summe aller menschlichen Niedrigkeit, mit den glänzendsten Mitteln des Menschengeistes umständlich bewiesen.

Wenn ich in anderen Häusern weile und am Bücherbord, dem Prunkmöbel des bandgefüllten Wissensbehälters Bücherschrank, die Augen über die Titel hingehen lasse und frage: „Wo ist der Band vom Versailler Vertrag?" und auf verwunderte Blicke hinzufüge: „Diese Schmachbibel gehört auf jedes Büchergestell, gehört zum bescheidensten Hausrat des Einzelnen", dann schauen mich die Leute verwundert oder gekränkt an. Sie hören mehr höflich als von der Sache gefesselt meinen Erklärungen zu. Aber wenn ich wieder einmal komme und heimlich nachschaue: der rote oder schwarze Heftrücken mit dem ehernen Titel fehlt noch immer. Dabei nennen sich diese Volksgenossen gute Deutsche, an deren Vaterlandsliebe zu zweifeln übel vermerkt würde!

Vier oder fünf deutsche Volkskommentare zum Versailler Vertrag soll es geben. Gemeinnützige Verlagsanstalten bemühen sich, diese Schicksalsschriften unters Volk zu bringen. Es scheint ein vergeblich Bemühen; nicht einmal die Werber, die Buchreisenden mögen sich damit befassen! Es lohnt sich nicht, sagen sie. Derlei ist im Volke unbeliebt! Es sind, wie mir neulich einer sagte,

der's wissen muß und dem man glauben kann, noch keine zehntausend Stück abgesetzt. Zehntausend Stück unter sechzig Millionen! Wo jeder dritte Deutsche dieses furchtbare Buch erstehen und sich auf seine Weise damit abfinden müßte — zehntausend Stück für zwanzig Millionen. Wo unseren jungen Knaben, wenn sie von der Schulbank ins Leben treten, von Amts wegen dies grauenhafte Buch als Reichsgabe in die Hand gedrückt werden sollte — statt der Verfassung von Weimar, die in so manchen Punkten schon außer Kurs gesetzt ist (wenn denn schon amtliche Staatsbürgerkunde in dieser Form getrieben wird)!

Man sagt: das Volk sei des ewigen Haders, des Aufstachelns gegen alles, was mit dem Kriege zusammenhinge, herzlich müde; wolle Arbeit, Erholung und ein wenig Vergnügen, was bei dieser harten und ernsten Zeit wenig genug verlangt sei. Krächzer und ewige Mahner meiner Art verschärften nur die kaum vernarbten inneren Gegensätze. Man müsse die Führung in diesen außenpolitischen Dingen vertrauensvoll der Regierung und den großen vaterländischen Verbänden überlassen. Als ob nicht fortwährende Kundgebungen bald gegen Oberschlesien-Raub, bald gegen Memel- und Saarbedrückung, und nun gegen den Ruhrfrevel, die Aufmerksamkeit des Volkes immer wach erhielten! Man brauche ja nur die Zeitungen aufzuschlagen, so hieße es: Versailles hier und Entente-Zumutungen da. Die Luft sei geschwängert von den nachgerade unerträglichen Schlagworten wie: Reparationen, Okkupationen, Garantien, Ultimatum, Moratorium...

Diese Beweisführung zieht. Im Nu hat man die ganze Runde gegen sich: „Jawohl, so meinen wir's auch."

Man geht traurig seitab. Sind ihre Augen so kurz, ihre Sinne so eng geworden und dumpf, daß sie nicht erkennen mögen, wie sie mit alledem um den heißen Brei herumreden? Er kühlt sich nicht ab, ihr Armen! Wie könnt ihr sagen: Wir wollen vom Kriege nichts mehr sehen noch hören! Er hat euch ja noch immer beim Genick! Daß ihr ihn nicht sehen und fassen könnt, wie damals, macht ihn nur tückischer, tödlicher. Nein, es hilft nur eins: Zugefaßt und klar hingeschaut auf den züngelnden Natterkopf!

* * *

Ich blättere in den Teilen meiner Schmachbibel. Und ich verweile bei dem zwölften Abschnitt des Versailler Vertrags. Mit seinen 40 Artikeln steht er jetzt stärker im Vordergrunde als die anderen dreihundertachtzig von den vierhundertvierzig Artikeln des Vertrages: die Ausführung eben dieses Vertrages hat durch den Abschluß der Arbeiten von Sonderkommissionen zur ersten formalen Auswirkung geführt. Es handelt sich um die Bestimmungen über die deutschen Verkehrsmittel. Da sind es (im Teil II des 12. Abschnitts) die deutschen Flüsse und Wasserstraßen, deren Benutzung für den internationalen Verkehr von den fremden Schiffahrts-Kommissionen nun endgültig geregelt ist — von der Oder abgesehen, über die man noch marktet.

In zweiunddreißig Artikeln ist von den Unterzeichnern und „Garanten" des Friedensvertrages über vier große Ströme Europas verfügt worden. Ihr Quell- oder Mündungsgebiet liegt in den Hoheitsgebieten verschiedener Völker: Oder und Elbe entspringen in tschechisch gewordenem Land. Der Rhein hat Quelle und Mündung nicht in Deutschland. Der Hauptteil und die Mündung der schiffbaren Donau liegt südostwärts deutschen Reichsgebiets. Aber dafür ist die Oder von ihrer Schiffbarkeit bei Ratibor an ein rein deutscher Strom. Der Rhein durchströmt Reichsgebiet zu etwa vier Fünfteln von der deutsch-schweizerischen Grenze an. An der Elbe ist bei 846 Kilometern Befahrbarkeit nur mit 105 Kilometern die heutige Tschechoslowakei, zumeist Deutschböhmen, beteiligt (und das nur für mittlere Fahrzeuge). Die Donau trägt von Ulm bis Passau Dampfer auf einer Strecke von 366 Kilometern, und von Ulm bis zur deutschen Quelle kommen noch 215 Kilometer dazu. Denn die alten deutschen Gaue mit den Sudeten, den Alpen und dem Schwarzwald sind die Wiege der Ströme, die Europas Völkern ihren Aufstieg ermöglichten. Nur 42 Kilometer, ein Tagemarsch, trennt die Quellen von Rhein und Donau. Der Sattel jener Wasserscheide im Herzen Europas bestimmt den Verlauf der größten, umstrittensten und beleb-

testen Verkehrsadern von Ost gen West und von Süd gen Nord. Es ist ein Schicksal, kein Zufall, daß diese Ströme fast ganz durchs deutsche Mitteleuropa gehen, aber nicht völlig deutscher Hoheit zugehören. Themse und Loire, Rhone und Po sind rein britische, welsche, italische Flüsse. In fast deutsche Ströme haben von altersher fremde Nachbarn dreinzureden gehabt. Daraus leiteten die Siegerstaaten das Recht her, die deutschen Ströme Rhein, Elbe, Oder und Donau (bis zur ungarischen Grenze) als international zu erklären. Alle Völker dürfen sie befahren. Sie genießen dieselben Vergünstigungen wie die deutsche Flußschiffahrt. Sie dürfen nur zu solchen Abgaben herangezogen werden, die der Fahrbarerhaltung dieser deutschen Flüsse dienen; aber deutsche Schiffe dürfen auf Themse, Rhone, Po nicht verkehren.

Für jeden Strom ist eine besondere Kommission zur Ausarbeitung der Versailler Bestimmungen (Artikel 331—362) und zur Überwachung der getreulichen Befolgung dieser Vorschriften ernannt. Franzosen, Belgier, Briten, Italiener, ja selbst Japaner sitzen darin. Deutschland ist jeweils nur mit zwei Stimmen (in der Rheinschiffahrts-Kommission mit vier von sechzehn Stimmen, so stark wie Frankreich, das aber den Vorsitzenden stellt) vertreten und stets in der Minderheit. In der Donaukommission (der „Hohen Europäischen") hat es weder Sitz noch Stimme, darf allenfalls „gehört" werden. Es hat sich aber ohne weiteres jedem Spruch dieser Machtbehörde zu fügen und ist dieser Kommission für alle Verwaltungskostenanteile, alle Kriegsverluste haftbar.

Aber auch alle Nebenflüsse, ja die künstlichen Stromverbindungen fallen unter den Begriff der fremden Allgemeinbenutzung. Wird der langgeplante gewaltige Kanal zur Verbindung von Rhein und Donau, also von Nord- und Schwarzem Meer Wirklichkeit, fällt er ebenfalls der Internationalisierung anheim. Wir bauen diesen Weltenweg also für Fremde von deutschem Geld.

Damit nicht genug. Der Versailler Vertrag bestimmt ferner: „Deutschland tritt den beteiligten Verbandsmächten nach Abzug des zur Wiederherstellung (Reparation) abgegebenen Materials einen Teil der Schlepper, Boote und des Materials ab. Deutschland liegt die Entschädigung der Eigentümer ob."

In Erfüllung dieser Verordnung haben wir von dem Schiffahrtspark der vier Ströme große Mengen unserer Schlepper, unseres Kahnraums, der Docks und Reparaturanlagen hergegeben und sind noch ständig in der Ablieferung neuen Materials begriffen. Die Empfänger sind wählerisch; mehr als das: sie sind oft schikanös Es muß vom Guten das Beste heran. Nicht weniges wird ohne Begründung oft höhnisch zurückgewiesen. Zählt man alle diese Fahrzeuge mit ihrem Zubehör nach Dampf- und Motorkraft, nach Tonnenraum zusammen, so kommt eine Zahl und räumlich eine Länge zusammen, die den Pulsschlag stocken läßt. Allein die Pferdekräfte der Schlepper gehen in die Hunderttausende. Dieses Material, das deutsche Güter aus- und einbrachte und damit Geld und lebendige Kraftentfaltung schuf, ist unserer volkswirtschaftlichen Substanz, unserem Nationalvermögen verloren gegangen und unersetzbar.

Aber all dies ist noch nicht das äußerste: Wir müssen den fremden Hauptbenutzern auch Uferstreifen deutschen Landes überlassen; mit Schuppen, Umschlagplätzen, Speichern, Docks und guten Hafenanlagen. Diese Gebietsstücke sind exterritorial. Auf deutsch gesagt: Auf ihnen übt der fremde Staat die Landeshoheit aus. Wenn er's arg meint, beutet er sie bei Gelegenheit militärisch als heimlich befestigte Stützpunkte aus — eine Möglichkeit, die nicht ins Bereich des Phantastischen gehört, nicht der Vorstellung eines Schwarzsehers entspringt, wenn man bedenkt, daß die tschechischen Absichten noch immer auf die gewaltsame Einverleibung deutschen Gebiets bis Dresden-Regensburg und Polens Gelüste auf den Raub des oberschlesischen Restes, Niederschlesiens bis Breslau und Brandenburgs bis Frankfurt an der Oder gerichtet sind.

Dies alles müssen wir still hinnehmen. Wie viele deutsche Volksgenossen wissen davon? Und was nützt es uns, wenn sie schon darum wissen? Aber welchem anderen Volke hätte man es leichtlich zu bieten gewagt, der Tschechoslowakei Territorien in Magdeburg und Hamburg für die freie Elbeschiffahrt und für die Oderbenutzung ein Areal in Köslin und Stettin zuzusprechen?

Dies alles geschieht im Namen eines feierlich erklärten neuen „Rechts", einer endlichen Gerechtigkeit und Völkerversöhnung. Unter Mißbrauch dieser geheiligten Begriffe, unter hohnvoller Rechtsverdrehung hat man bei den Arbeiten der Oderkommission eine kleine Korrektur vorgenommen, um die Tschechoslowakei zum Mitinhaber der Oderschiffahrt (und hochbegehrter Dampfer, Schlepper, Kähne, Docks) zu machen: Schiffbar wird die Oder erst von Ratibor an. Der Strom selber will es so. Dann hätten die Tschechen aber das Nachsehen gehabt. Also dehnte man die Schiffbarkeit bis Mährisch-Ostrau aus — und nun konnten die Prager Herren fordernd auf den Plan treten, ganz gleich, ob die Oder bis zur tschechischen Grenze nur eben flößbar ist. Indem man aber den bekannten Teil Oberschlesiens den Polen wider Recht und Gerechtigkeit zuschanzte, machte man sie zum Oder-Anliegestaat (eben von Ratibor an). Mögen es auch nur 25 oder 30 Tausendmeter des gewaltsam polonisierten Oberlaufes bis zum noch deutschen Gebiet sein, es genügt, um Polens maßlose Ansprüche auf weitere Schlepper, Docks, Kähne — und ein Exterritorium in Oppeln und Stettin laut werden zu lassen. Bei der Zusammensetzung der Oderkommission ist die Entscheidung zuungunsten Deutschlands kaum zweifelhaft.

Treiben's die kleinen Schnapphähne schon arg, wie nun erst die Saboteure Europas, die Welschen! Was hier der Friedensvertrag gebietet, wie hier der deutsche Rhein geknechtet und Teile europäischer Menschheit und Landschaft namenlosem Unglück preisgegeben werden sollen, das ist mehr als Vermessenheit, das ist Frevel am Göttlichen, ist Verbrechen an der Weltordnung. Wenn die Kunde davon in die fernste deutsche Hütte dränge und Volkswissen würde — und es wird's einmal —, dann mag auch unser Volk nicht mehr stille bleiben. Wird das verwirklicht, oder auch nur begonnen, was hier von einer kleinen Runde menschlicher Großverbrecher im Schilde geführt ist, dann setzt sich wohl auch dies unbegreifliche Volk Mitteleuropas zur Wehr.

Wir lassen die Vergewaltigung der freien Rheinschiffahrt beiseite, wie sie der Gewalteinbruch von Franzosen und Belgiern ins Ruhrgebiet mit sich bringt. Es liegt ja nur an den zwei neutralen Anwohnerstaaten und der englischen Regierung, hier die auch vom Versailler Vertrag in den neuen Rheinschiffahrtsakten verbürgten Bestimmungen der Pakte von 1868 zu Mannheim wieder in Geltung zu setzen und nach dem Abzug der räuberischen Horden die Schiffahrt des belebtesten, empfindlichsten Verkehrsstranges der Welt langsam wieder in Gang zu bringen.

Nein, was Frankreich sich in den Artikeln 354 bis 362 sicherte, das grenzt an Wahnsinn und Teufelei. Nicht weniger als dies verlangten Poincarés Hintermänner aus Großhandel und Schwerindustrie: „Frankreich hat das Recht, den Oberrhein zu Zwecken der Schiffahrt oder Kraftgewinnung in Kanälen abzuleiten und auf dem deutschen Ufer alle dazu erforderlichen Arbeiten vorzunehmen. Die gewonnenen Kräfte fallen Frankreich zu (das die Hälfte ihres Geldwertes Deutschland zu ersetzen hat). Deutschland ist der Bau jeglichen Seitenkanals verboten. Es verpflichtet sich, keinen Widerspruch zu erheben gegen Vorschlage auf Ausdehnung der Zuständigkeit der Zentralkommission auf die Mosel, auf den Rhein oberhalb Basels bis zum Bodensee und deren Seitenkanäle."

Ich lasse meine Augen wandern über die Erklärungen, die ein deutscher Mann dazu gibt. Hermann Dietrich, der als Sachverständiger für Rheinfragen bei den Versailler Verhandlungen mitwirkte, Reichstags- und badischer Landtagsabgeordneter, bemerkt hierzu: „Das neue Recht Frankreichs (das doch erst durch den Raub des Elsaß wieder Rheinufer-Anlieger auf eine unerhebliche Strecke geworden ist) zum Bau eines linksrheinischen Kanals und zur Errichtung von Kraftwerken in diesem oder im Rhein soll Frankreich die größte Wasserkraft Europas von unschätzbarem Werte in die Hand spielen. Wenn es die ungeheuren Wasserkräfte im Stromlauf selbst gewinnen will, so hat es das Recht, seine Werke am deutschen (rechten) Ufer anzulehnen und die zu diesen Bauten erforderlichen deutschen Grundstücke zu enteignen. Hierzu hat Deutschland noch den Gerichtsvollzieher abzugeben."



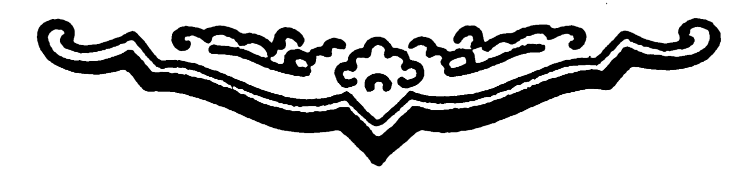
Was der gewesene badische Minister des Auswärtigen nicht sagt, das ergänzt sich der alte Offizier, der diese Betrachtung schreibt, hinzu: Zum Schutze dieser rechtsrheinischen Anlagen, dieses exterritorialen Uferstreifens, wird natürlich eine militärische Besetzung und ein breiter Schutzgürtel „selbstverständlich" sein — und der Brückenkopf, die strategische Stellung ist geschaffen. So schlägt man zwei Fliegen mit einer Klappe, und der Gerechtigkeit ist Genüge getan.

Eine Autorität auf dem Gebiete des deutschen Binnenschiffahrtswesens hat am 23. März in der Akademie des Bauwesens zu Berlin zu diesem düster drohenden Problem Stellung genommen. Geheimrat de Thierry kommt bei seinen erschöpfenden Betrachtungen darauf hinaus, daß die Wirkung dieser Rhein-Vergewaltigung diese sein müsse: Der Rhein wird namentlich in den Sommermonaten völlig trockengelegt. Damit ist eine Veränderung des Grundwasserstandes unausbleiblich: weite Strecken fruchtbaren badischen Ackerlands würden verdorren, zur Wüstenei werden; auf der anderen Uferseite (und wenn der Kanal in einiger Entfernung gleichlaufend zum Rhein angelegt würde), müßten weite Gebiete des Elsaß elend versumpfen. Seuchen, Hungersnöte brächen aus. Ein großes Sterben wäre das Ende. Aber siegreich wehte die Trikolore über Moor und Wüstenei.

Dies alles wissen die französischen Sachverständigen auch. Gleichwohl beharrt Frankreich auf seinem Verlangen. Das aber scheinen die schlimmen Drahtzieher um Poincaré nicht zu bedenken, daß das letzte Wort nicht der Mensch, sondern die vergewaltigte Natur sprechen wird. Auch Professor Dr. de Thierry läßt keinen Zweifel darüber, daß diese tückischste und raffinierteste Zwangsanlage den herrischen Gebirgsstrom nicht bändigen würde. Da der Grand Canal d'Alsace, wie der künstliche Trockenleger bombastisch genannt wird, bald tiefeingeschnitten, bald hoch und freigeleitet unter- und übergeführt werden müßte, wären Dammbrüche, gewaltige Überschwemmungen, Krankheiten, Not und Tod die unausbleibliche Folge auch für französische Gebiete. Milliarden Goldfranken wären vergeudet, unendliches Chaos wäre allerseits angerichtet — nur weil ein vermessenes, von allen Teufeln böser Leidenschaften besessenes Volk es so wollte!

Die Zukunft ist voller Düsternis, aber auch voller Offenbarungen. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten" — das wird das Land westlich des Rheingebiets noch bitter verspüren müssen.

Hans Schoenfeld





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Offener Brief an Herrn Professor Henri Lichtenberger in Paris

Herr Professor!

Sie haben in der deutschen „Zeitschrift für Politik", im vierten Heft des Jahrgangs 1922, einen Aufsatz veröffentlicht über „Die gegenwärtige Krisis".

Ich müßte kein Deutscher sein, d. h. Angehöriger der Nation, die es bis heute von allen europäischen Nationen am besten verstanden hat, dem Fremden, auch dem Feinde, gerecht zu werden, wenn ich nicht Anerkennung hätte für die große Mühe, die Sie sich gegeben haben — und die es Ihnen gemacht hat —, aus französischer Einstellung heraus eine objektive Beurteilung der augenblicklich zwischen Frankreich und Deutschland bestehenden Lage zu versuchen. Ich wäre aber auch kein Deutscher, wenn ich Ihnen nicht mit der diesem in aller Welt so verhaßten Volk nun einmal tief eingewurzelten Aufrichtigkeit gestände, daß ich Ihren Versuch für gründlich mißglückt halte. Ihren guten Willen in Ehren —: zu wirklicher Objektivität hat er Sie nicht erhoben.

Schon Ihre Äußerungen über die Folgen des sog. Friedensvertrages von Versailles zeigen dies. Sie gestehen zu: „Gewiß hat Deutschland schwer gelitten. Sein Wohlstand und seine Hilfsquellen sind stark vermindert, es hat schmerzliche Gebietsverluste erlitten; seine öffentlichen Finanzen sind völlig zerrüttet. Der zugrunde gerichtete Mittelstand hat fast alles verloren, was er besaß, und kommt in äußerst schmerzlicher Weise herunter. Die Arbeiter leiden in vielen Gegenden Mangel und sehen ihr Lebensniveau sinken. Diese Leiden sind wirklich vorhanden..." Aber, so fahren Sie fort: Deutschland hat noch einen Glauben an seine Zukunft, einen berechtigten Glauben; es wird schon wieder hochkommen. „Seine Lebenskurve bleibt alles in allem aufsteigend und nicht absteigend." Und Sie schließen diesen Absatz mit der Behauptung: „Der dauernde, völlige Zusammenbruch Deutschlands ist etwas, das niemand ernstlich ins Auge faßt..."

Wirklich? Wenn Objektivität in der kühlen Gelassenheit besteht, womit einer den Zusammenbruch eines nachbarlichen Hauses zu betrachten vermag, dann sind Sie hier äußerst objektiv. Deutschland hat schwer gelitten. Nun ja —: es wird sich schon wieder erholen. (Zu welchem Zweck ja auch eigens das System der Ruhraktion, der Reparationen und Sanktionen erfunden wurde, nicht wahr?) Es muß sich nun eben mit den Tatsachen abfinden. Pourquoi pas? Hat ihm doch Frankreich das erhabene Beispiel dafür gegeben, nicht wahr? Auch das heilige Frankreich hat sich bekanntlich in edler Resignation damit abgefunden, als der Deutsche im Jahr 1871 zwei Provinzen wieder heimholte, die ihm keine 200 Jahre vorher, mitten im Frieden, gestohlen

worden waren. Es hat nie daran gedacht, diese wirkliche und berechtigte Reparation wieder rückgängig zu machen. Das Wort Revanche kommt in der französischen Sprache gar nicht vor. Nicht wahr, Herr Professor? Die um den seligen Déroulède, um Léon Daudet und wie sie alle heißen, die Action française (deren Ehrenpräsident heute — Herr Poincaré ist!) und die ihr gleichstrebenden etwa 11 000 Vereine mit ihren weit über 20 Millionen Mitgliedern, deren einziges Ziel fünf Jahrzehnte lang Rache für 1870 war, — das alles spielte gar keine Rolle im französischen Leben, in der französischen Politik dieser Zeit, zum mindesten keine im Vergleich zu den schrecklichen „Alldeutschen" bei uns, Vereinen, die — nebenbei gesagt — in der erregtesten Zeit, mitten im Krieg, nicht mehr als etwa 600 000 Mitglieder zusammenbrachten, in diesem so abgründig militaristischen, imperialistischen, chauvinistischen deutschen Volk! „Die Lebenskurve des deutschen Volkes ist aufsteigend", so trösten Sie uns. Was, meinen Sie, würde Herr Poincaré zu diesem Satz sagen, falls er ihn zu Gesicht bekäme? „Wir werden dafür sorgen, daß dieser Aufstieg nicht so leicht und rasch vor sich gehen wird!" Und das wird er nicht nur sagen: danach handelt er. Ja, er handelt in übelster Weise danach. Daß niemand den völligen Zusammenbruch Deutschlands ins Auge fasse, das würden Sie, Herr Professor, heute, angesichts der Ruhrbrutalität, doch wohl selber kaum mehr zu schreiben den Mut haben!

Aber alle diese Dinge — und es gäbe ihrer noch sehr viele mehr — fallen in das Gebiet der (wie Sie selber zugeben) auf beiden Seiten bedrohlich wachsenden seelischen Vergiftung. Für noch gefährlicher jedoch als diese halten Sie den Mangel an gegenseitigem Verständnis. Begeben wir uns also aus dem unerquicklichen und schwer temperierbaren Bereich der Stimmungen in das etwas kühlere der logischen Erwägungen. Da stoße ich bei Ihnen auf einen Satz, der mir an den Kernpunkt des Problems zu rühren scheint. Sie geben zu, auch der Franzose verstehe den Deutschen nicht so recht; aber mit erheblich stärkerem Nachdruck betonen Sie die Tatsache, daß vor allem der Deutsche den Franzosen nicht begreife. „Der Durchschnittsdeutsche", so schreiben Sie, „hat keine Ahnung davon, welche Rolle beim Franzosen sein Rechtsbewußtsein spielt, sein Wille, sein Recht zu bekommen, seine Entschlossenheit, dem Unrecht, mit dem man ihn bedroht, bis zum Ende zu trotzen." Das weist, wie gesagt, auf den Kernpunkt der ganzen Sache: den sog. Friedensvertrag von Versailles. Denn eben daran, daß er an den Ansprüchen, zu denen ihn dieses Dokument formell berechtigt, so hartnäckig festhält, erweist sich für Sie das Rechtsbewußtsein des Franzosen.

Nun will ich der Versuchung widerstehen, dieses Rechtsbewußtsein in dem Licht zu zeigen, das heute jedem Nichtblinden, von Rhein und Ruhr her, in ganz Europa, in der ganzen Kulturwelt aufgeht und grell genug beleuchtet, wie es um diese Eigenschaft bei Ihren Landsleuten in Wahrheit steht. Was dort Unerhörtes geschieht, nicht wahr — „c'est la guerre". Denn wenn auch wir Deutsche nicht mehr im Krieg gegen Frankreich stehen, so führt doch Frankreich — das große, edelmütige Frankreich! — nach wie vor, trotz aller Verträge, Krieg gegen uns: gegen Wehr- und Waffenlose, gegen Frauen, Kranke, Kinder, — Krieg „mit andern Mitteln", wie das Ihr Clemenceau so hübsch genannt hat. Und — nicht wahr? —: „à la guerre comme à la guerre". So heißt es nun einmal — durch und durch edel und ritterlich — in Frankreich. So heißt es an Rhein und Ruhr, wo sich nun Frankreich selber für alle Zeiten brandmarkt, indem es sein „Rechtsbewußtsein" durch Morde, Mißhandlungen und andere Verbrechen unerhört entwickelt, wovon Sie vermutlich in Ihren französischen Blättern auch nicht den hundertsten Teil erfahren. Es ist eine furchtbare Chronik.

Davon also nichts weiter. Bleiben wir vielmehr ohne Hintergedanken bei dem französischen Rechtsbewußtsein, dem Sie eine so ausschlaggebende Bedeutung zusprechen. Nehmen wir sein tatsächliches Vorhandensein einmal an — als Arbeitshypothese sozusagen. Da drängt sich mir denn eine Frage auf, und Sie gestatten schon, daß ich sie auch Ihnen vorlege, Herr Professor, diese Frage: wo in aller Welt das subtile französische Rechtsbewußtsein gesteckt haben möge in den Tagen, als man den Versailler sogenannten Vertrag schuf und uns Deutschen

aufzwang? Da er durch und durch französische Arbeit ist, hat es gewiß reichlich Gelegenheit gehabt mitzusprechen. Sie werden sich aber vergebens mühen, in dem ganzen Diktat, soweit es sich mit uns Deutschen befaßt, auch nur einen Hauch wirklichen Rechtsbewußtseins nachzuweisen. Sie kennen selbstverständlich die zahlreichen, nicht von deutscher Seite stammenden Veröffentlichungen, aus denen das Urteil aller Unverblendeten, aller Menschen in der Welt über dieses nichtswürdige Machwerk spricht. An der Stelle, an der Ihr Aufsatz erschien, schrieb einige Monate früher sogar ein Franzose, ein gewesener Frontoffizier: „Der Vertrag von Versailles hat die ärgsten Verträge, die die Geschichte kennt, übertroffen." Und über den ungeheuerlichen Paragraphen 231, diese Grundlage der Verurteilung eines ganzen Volkes zu Not und Schande, schrieb er: „Wahrhaftig, die Auferlegung dieses Artikels muß zu den größten Verbrechen aller Zeiten gezählt werden." In der Tat besteht bei allen wirklich gerecht denkenden Menschen kein Zweifel, der sog. Friedensvertrag von Versailles ist in Wahrheit kein Vertrag, sondern ein von jahrzehntelang raffiniert genährtem und gesteigertem Haß erfülltes Diktat, aufgebaut auf einer Lüge: von Deutschlands Alleinschuld; und einem Volk gewaltsam aufgezwungen, das man vorher vollkommen wehrlos gemacht hatte durch einen skandalösen Betrug: mit den 14 Punkten des famosen Herrn Wilson. So und nicht anders wird das Urteil der Weltgeschichte lauten.

Ich wiederhole meine Frage, wo blieb das subtile französische Rechtsbewußtsein, als dieses schmachvollste aller politischen Vergewaltigungsinstrumente geschaffen und unterschrieben wurde —?

In der vierten Note der Vereinigten Staaten an Deutschland vom 5. November 1918 heißt es: „Die alliierten Regierungen haben den Notenwechsel zwischen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und der Deutschen Regierung sorgfältig in Erwägung gezogen. Mit folgenden Einschränkungen erklären sie ihre Bereitschaft zum Friedensschluß mit der Deutschen Regierung auf Grund der Friedensbedingungen, die in der Ansprache des Präsidenten an den Kongreß vom 8. Januar 1918 sowie den Grundsätzen, die in seinen späteren Ansprachen niedergelegt sind (eben den berühmten 14 Punkten!). Sie müssen jedoch darauf hinweisen, daß der gewöhnliche sog. Begriff der Freiheit der Meere verschiedene Auslegungen zuläßt, von denen sie einige nicht annehmen können. Sie müssen sich deshalb über diesen Gegenstand bei Eintritt in die Verhandlungen volle Freiheit vorbehalten..."

Das ist, wie mir scheint, eine höchst feierliche, unzweideutige, unter anständigen Kontrahenten absolut bindende Erklärung. Was ihr in Versailles folgte, war ein Rechts- und Wortbruch, wie ihn die Geschichte bis dahin noch nicht zu verzeichnen hatte.

Ich frage zum drittenmal: wo blieb das subtile französische Rechtsbewußtsein, als dieser zynischste aller Wort- und Rechtsbrüche der Weltgeschichte in Szene gesetzt wurde —?

Ich könnte weitergehen; könnte Ihnen den — möglicherweise recht notwendigen — Nachweis führen, daß diese meine Frage heute durchaus nicht nur von deutscher Seite erhoben wird. Sie haben zweifellos die englischen Unterhausdebatten darüber kennen gelernt, in denen mehr als einmal von der französischen Luftrüstung die Rede war. Sie wissen also, welches tiefe Mißtrauen Ihrem Volk gegenüber herrscht bei Ihren englisch sprechenden Freunden, denen doch Frankreich verdankt, daß es heute in der von ihm zu jeder Zeit über alles geliebten Pose des Siegers agieren kann. Und Sie werden nicht leugnen können, daß dieses Mißtrauen einige Berechtigung hat. Es ist in der Tat ein ergötzliches Schauspiel, zu sehen, wie Frankreich, das England außer einer Handvoll Milliarden seine augenblickliche dominierende Stellung in Europa verdankt, mit Hilfe eben dieser beiden Dinge gegen eben dieses England — wie in der französischen Kammer offen eingestanden wurde — fieberhaft rüstet. Daß dahinter weit mehr französische Herrsch- und Ruhmsucht als französisches Rechtsbewußtsein stecke, würden am Ende selbst Sie, Herr Professor, nicht bestreiten können. Es wäre nicht ohne Reiz, darauf näher einzugehen. Ich verzichte darauf. Der Deutsche von heute hat, wenn er schon Frankreich gegenüber

weder Sympathie noch Achtung aufzubringen vermag, noch viel weniger Anlaß, sich irgendwie zum Anwalt ausgerechnet Englands zu machen. Zudem: England hat es im Lauf der Jahrhunderte mehr als einmal bewiesen, daß es mit Frankreich fertig zu werden versteht, mag es auch diesmal sehen, wie es damit zu Streiche kommt — und ohne uns Deutsche.

Ob Sie, Herr Professor, nach alledem zugeben werden, daß das französische Rechtsbewußtsein, mit dem Sie die augenblickliche französische Politik rechtfertigen zu können glauben, eine höchst fragwürdige Sache ist? Ich weiß es nicht und begnüge mich also damit, es wenigstens zu hoffen. Meine Ausführungen schließen möchte ich aber doch nicht, ohne Ihnen — en revanche — einen kleinen Beweis deutscher Objektivität zu geben. Noch heute werden dem französischen Volk von seiner Regierung allerlei kleine Wahrheiten mit großer Kunst und Geschicklichkeit vorenthalten, die in der übrigen Welt allmählich doch durchzudringen beginnen, über den Kriegsanfang, über die sog. deutschen Kriegsgreuel, über die — bekanntlich von Frankreich ausgegangene — erste Verwendung giftiger Gase; über — du lieber Himmel! worüber nicht noch alles! In Südfrankreich, so hörte ich vor einiger Zeit, wisse man bis heute noch nichts von dem Ruhrfeldzug, dafür aber natürlich sehr viel über die entsetzliche Bedrohung, die 100 000 bewaffnete Deutsche für das glorreiche französische Millionenheer bilden u. dgl. mehr! Warum spielt die französische Regierung dieses — in einer so idealen Demokratie doppelt anmutige — Versteckspiel? Aus Rechtsbewußtsein etwa? Nicht ganz, und doch — um des französischen Rechtsbewußtseins willen. Sehen Sie, Herr Professor, hier bin ich es, der Deutsche, der, trotz aller Schandtaten, die weiße und farbige Franzosen heute auf dem Boden meiner Heimat begehen, dabei bleibt: es müsse doch wohl ein Rechtsbewußtsein in Frankreich geben, und sogar ein ziemlich starkes. Denn einzig und allein, weil er dieses fürchtet, lügt Herr Poincaré und die um ihn mit so eherner Stirn weiter. So verworfen ist kein Volk als Ganzes, daß es eine Verbrecherpolitik wie die französische dieser Tage ohne jeden inneren Widerspruch mitmachte. Nicht für, sondern gegen Ihre Regierung spricht alles, was heute an wirklichem Rechtsbewußtsein noch in Frankreich lebt. Darüber waren Sie, wie mir scheint, bei Abfassung Ihres Aufsatzes in einem bedenklichen Irrtum, den vor einer größeren Öffentlichkeit richtigzustellen der begreifliche Wunsch war

Ihres

gebührend grüßenden

Germanicus



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Friede H. Kraze

Als einst das „Möschen" mit dem Vater in den Waldenburger Bergen weilte, wo alle Sagen und Märchen lebendige Gegenwart wurden, da geschah es ihm von ohngefähr, daß es auf sonnendurchglühter Bergwiese den Waldgreis schaute und von ihm die zukunftweisenden Worte empfing: „Vergiß Himmel und Erde nicht! Nicht eines oder das andere, sondern beide sollst du nicht vergessen!" Später, jedesmal wenn die kleine Hadumoth an die Wegbiegung gestellt wurde, an der ein Mensch entscheiden muß, nach welcher Richtung er gehen will, hörte sie plötzlich die beiden Worte: „Himmel und Erde!" Beide Worte kennzeichnen auch die großen Linien, in deren Richtung sich Friede Krazes dichterisches Schaffen bewegt: die eine, die des Göttlichen Größe und Güte kündet, die religiöse und soziale Nöte aufdeckt und Helden der Liebe und des Leidens schafft; die andere, die der Heimat und Erde Schönheit erlebt, sich deutscher Art und deutschen Volkstums bewußt wird, kulturgeschichtliches Leben zeichnet und große Zeiten, die durch die Entfernung in ihrem Gut und Böse betont und erhöht werden, sowie fremde Gegenden voller Geheimnisse und Abenteuer zum Leben weckt.

Am 5. Januar 1870 zu Krotoschin, hart an der schlesischen Grenze, noch ganz im schlesischen Sprachgebiet geboren, wird Friede Kraze bereits im fünften Monat ihres Lebens von ihrem Vater mit der sterbenden Mutter nach Brieg gebracht, allwo sie im Hause der Großmutter glückseligste Kinderjahre verlebt. Einem kurzen Aufenthalt im Thüringer Lande folgen die entscheidenden Schul- und Seminarjahre in Breslau, und aufs innigste verwächst die Dichterin in dieser Zeit mit der schlesischen Heimat. „Die schöne und wunderbare Jugend der Hadumoth Siebenstern" (K. Thienemann, Stuttgart 1920) ist Friede Krazes Dank an die Stätten und Freunde ihrer Kindheit; die prachtvolle Selbstbiographie eines Dichterseelchens, ein Wunderbronnen nicht nur für die Jugend, sondern für jedes empfängliche Gemüt. — Nach bestandenem Lehrerinnenexamen ergreift die Dichterin zunächst freudig und gern ihren Erzieherberuf, hatte sie doch selbst als eltern- und heimatloses Kind so viel Güte und Verstehen ihrer Lehrer empfangen, daß ihr der persönliche Einfluß auf werdende Menschen als hohes Ziel vor Augen stand, obgleich die dichterische Begabung sich schon in dem Kinde stark regte. Ihr Beruf führte sie in die verschiedensten Gegenden Deutschlands, Englands und Frankreichs. Zehn sehr glückliche Jahre verlebt sie in Husum, der Theodor-Storm-Stadt. Die beiden entgegengesetzten Zipfel des Reiches, Schlesien und Schleswig, hat sie immer als die eigentlichen Provinzen ihrer Seele empfunden, wozu nach einem halbjährigen Aufenthalt in Italien noch der Süden trat. Es waren immer die großen Gegensätze der Landschaft, die Grenzländer mit ihrer stärkeren Betonung des Völkischen und zugleich größerer Lebendigkeit der Rassemischung, die ihrem Wesen besonders gemäß waren. — In Husum regt sich das dichterische Müssen in Friede Kraze zuletzt so gebieterisch, daß sie ihren Lehrberuf aufgibt, um endlich ganz und gar ihrem Eigentlichsten leben zu können. Die Liebe zum Auslanddeutschtum, die Freude am Abenteuer bewirken den ersten Roman „Heim-Neuland" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1909), in dem die Dichterin Menschen der Wasserkante als Pioniere in Deutsch-Südwest zeichnet. Ihm folgt das religiös-soziale Buch

„Die Sendung des Christoph Frei“ (A. Bonz, Stuttgart 1913), an dessen zweiter Überarbeitung Paul Heyse regen Anteil nimmt. Friede Kraze, die selbst lange Zeit im Berliner Wedding, unter den Ärmsten der Armen, sich beheimatete und diese Monate bei ihren Maurersleuten noch heute eine der reichsten Zeiten ihres reichen Lebens nennt, zeichnet in Frei einen Menschen, der sich aus der Enge der Kaste und des Berufes hinaussehnt in den vollen Menschheitsstrom, der die Not der Armen und Bedrückten nicht nur vom Hörensagen kennen, sondern sie wirklich erleben will. Eine Siegmund-Schultze-Natur, wird er bald ein echter Nachfahre des Herrn, wirft er von sich alle Vorurteile des Gelehrten und Hochgeborenen und ist entschlossen, um seiner Sendung willen auch auf das geliebte Weib zu verzichten. Die Geliebte aber, ihm ebenbürtig, verlangt gleich ihm nach Arbeit an den Ausgestoßenen und Unglücklichen. Vom Luxusleben im Schlosse zieht sie hin in die schmutzige Mietskaserne des Wedding und wird dem Rastlosen eine wunderherrliche Helferin, ein starker Trost, wenn die Enttäuschungen zu groß, die Anfechtungen übermächtig werden.

So tief und schön, so glänzend geschrieben der „Christoph Frei“ ist, für die Dichterin selbst bedeutet er nur eine Vorstufe zur „Amey“, dem Roman aus der Zeitseele (Amelang 1922). Während des Weltkrieges reift dieses Werk in sieben schweren Jahren der Vollendung entgegen und deckt die Ursachen auf, die unser Volk notwendig zum Zusammenbruch führen mußten. Außer der sozialen Frage im gemeiniglichen Sinne handelt es sich um die Not aller Stände, aller Berufe; eine Fülle von Stoff hatte die Dichterin zu bewältigen. Der verträumten Romantik des ersten Teiles steht die brutale Not der Großstadt gegenüber. Hier die Überkultur eines alten, vornehmen Herrensitzes — die Greuel der übersteigerten modernen Zivilisation dort; stille, harmonische Waldmenschen auf der einen, an innerer Zerrissenheit verblutende und sich durch überhastende Abwechslung betäubende Zementmenschen auf der anderen Seite — und endlich, wie ein Reh aus dem Walde, die Heldin mitten in diese naturlose Hölle hineingestellt. Wie ein beseligendes Naturwunder, ein holdes Märchenbild, wirkt diese „goldne Amey“ (Amey = Geliebte im Edelsinne; s. Brentanos „Gesch. der Ahnfrau“) auf alle die Zerrissenen und Ausgestoßenen, und tief erschütternd ist es, wie sich ihr Mitfühlen fast verblutet bei der Erkenntnis, daß all ihre überströmende Güte dem Weltstadtschicksal gegenüber wirkungslos und nutzlos bleibt, und wie sie nun, durch Mitleid wissend geworden, wieder Zuflucht sucht im Frieden des Heimatwaldes. Aber Not und Leid bleiben ihr auch hier treu, bis Gott ihr das Wunder schenkt im Lebensbunde mit dem ihr von ewiger Liebe Erwählten. Die Idee der göttlichen Liebe, die diese beiden Menschen erfüllt, strömt nun auf alle aus, mit denen sie in Berührung kommen, zieht alle hinein in den Kreis beseelter Lebensgemeinschaft: „Kommt ihr alle mit zu eurem ew'gen Vater!“

Wie in dem religiös-sozialen Schaffen der Dichterin eine starke Entwicklung zu verfolgen ist, so bedeutet auf der kulturgeschichtlichen Linie „Heim-Neuland“ auch erst den Anfang. Das eigentliche Schaffen setzt mit dem „Kriegspfarrer“ ein (Verlag Bonz, Stuttgart 1914). Die Persönlichkeit Gustav Adolfs, die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges hatten es schon der kleinen Hadumoth angetan; kein Wunder, daß dieser große Stoff aufs herrlichste Gestaltung gewinnt. Spannend und männlich kraftvoll geschrieben, bunt und tief zugleich, tritt das Werk den besten Romanen aus der großen Zeit (W. Raabe, Löns, Ricarda Huch, Handel-Mazzetti) würdig zur Seite. Für unsere Tage aber bedeutet es einen Trost und eine Aufrichtung, zu sehen, wie die Helden trotz fürchterlichster seelischer und körperlicher Leiden, inmitten einer verrohten und verwilderten Menschheit, trutzig und aufrecht ihren Weg gehen und sich von der Welt unbefleckt erhalten.

Von der Liebe zum Ungeheuren, Schicksalsstarken, von der Treue zur Ostmark gibt das nächste, hochbedeutende Werk, „Die von Brock“ (Amelang, Leipzig 1918), beredtes Zeugnis. Von Russen wie Balten ist es geradezu als das Baltenbuch bezeichnet worden. Dabei hat Friede Kraze nie das Baltenland geschaut, nur spärlich waren die Jugenderinnerungen der Freundin an die verlorene Heimat, aus denen F. K. schöpfte. Aber es ist ein Eigenes um die Einfühlungskraft

hellseherischen Dichtertums. Aufs feinste lebte sich die Dichterin in die Seele der stolzen Balten ein, die so ganz Willen, Kraft und Treue sind; deren starkes, reines Familienleben, reich an alten Bräuchen einer hohen Kultur, sich hell abhebt von dem dunklen Untergrund der scheu und dumpf dahinlebenden bodenständigen Bevölkerung, des in unruhvoller Glut sich verzehrenden Polentums und des in Fesseln der Willkür und des Aberglaubens gebundenen, nach Erlösung lechzenden russischen Volkes und Landes. „Plötzlich stand sie vor mir, die unendliche Trauer der russischen Ebene", berichtet die Dichterin über die Entstehung des Werkes, „und mir war, als sei ich dort zu Hause gewesen einmal in Urfernen und Vergangenheiten. Und als könne ich die Seele dieser Landschaft aussagen, in der eine wilde und schmerzliche Lockung war. Und alle einzelnen losgerissenen Fäden, die Theos (der Freundin) Kleinkindergeist aufgesammelt und festgehalten hatte, wurden für mich plötzlich zum bunten, phantastischen und dennoch planvollen Gewebe eines Teppichs. Ich spürte Rußland in mir. Dieses seltsame Land der Gegensätze, des Fanatismus, des Ungeheuren und des Primitiven. Ja, vielleicht war es das Primitive, das wir alle in uns tragen, und das in die Urgründe zurückgreift, wovon ich so stark ergriffen wurde. Vielleicht waren es diese mystischen Zusammenhänge, die Undeutbarkeiten, die in jeder Menschenseele vorhanden sind, wie heimliche Quellen, die unterm Kulturschutt dennoch raunen, die etwas in uns speisen, was das Ausschlaggebende ist und das ohne sie sterben müßte ... An diesem Abend flog die Feder über das Papier in der Stille meines Zimmers. Ich schrieb über Rußland. Und über mir war der Rausch und das Entsetzen, wie es einen Menschen überfällt, der plötzlich seinem Doppelgänger begegnet." (Friede Kraze in ihrem Büchlein „Unser Garten", S. 38 und 39.)

Noch ein zweites Mal stellt die Dichterin baltische Menschen vor uns hin: in der Novelle „Die Birke von Dondangen" (Amelang). Diese kurze Erzählung voller Leidenschaft und atemloser Spannung möchte man kaum für das Werk einer Frau halten, so knapp und dramatisch zwingend ist sie durchgeführt. Ebenso beweist die im selben Bande enthaltene Erzählung „Der Schatten des Capo", ein Erlebnis aus Wallensteins Tagen, daß Friede Krazes Können auf dem Gebiet der historischen Novelle geradezu meisterhaft wird.

In den letzten Jahren erschien bei Duncker (Weimar 1920) ein köstlich Büchel „Unser Garten", eine Handvoll Schollenglück. Es ist neben der „Hadumoth Siebenstern" wohl das persönlichste Buch Friede Krazes. Führt uns jenes in die Gärten der Kindheit, so gönnt uns dieses einen Einblick in die feine, zarte Frauenseele der Dichterin, malt einen lieblichen Ausschnitt ihres jetzigen reichen Lebens in Weimar, erzählt uns in gefälligster Form, mit reichlich Humor, wie auf der Höhe, dem Ettersberg gegenüber, aus einem Stück Ödland ein einzig schöner Stauden- und Obstgarten erblüht, der mit unendlicher Liebe gehegt und gepflegt wird. So erdstark und sonnenhaft ist dies Büchel, so menschlich warm und von Liebe zur deutschen Heimat durchglüht, daß man es jedem, der im Herzen jung und natürlich ist, vor allem aber jedem, der selber ein Stück Erde sein eigen nennt, in die Hand drücken möchte.

Überschauen wir noch einmal Friede Krazes Lebenswerk als Ganzes, so erkennen wir, daß die meisten ihrer Dichtungen mehr sind als beste Unterhaltungsliteratur: Bücher, die erlebt und erkämpft wurden und solchermaßen gelesen und nacherlebt sein wollen; Bücher, die durch die scharf umrissene Darstellung starker Persönlichkeiten und die Gestaltung großer Schicksale uns über den eignen Alltag erheben. So ist sie recht eine Dichterin für unsre reifere Jugend, dazu eine Wegweiserin allen, die dem Philistertum Kampf ansagen und Heldentum auf den Schild erheben.

Dr. M. Treblin



Vom ewigen Licht der Gotik

Es ist merkwürdig und beinah lustig, in der Entwicklung des Begriffs der Gotik seit Goethes Hymnus auf Erwin von Steinbach und vorher, insbesondere aber zu unsern Tagen, in dem heftigen Kampf um diesen Inhalt ein Stück deutscher, ein Stück europäischer Kulturgeschichte zu verfolgen. Die jüngeren Forscher verlangen nach einer fruchtbaren Umwertung. Ihr Gefühl drohte in den alten Formeln zu erstarren. Erwerben, um zu besitzen, heißt letzten Endes neu fassen, frisch ergreifen, mit eigenen Worten gestalten. Auch galt es, neue Entdeckungen einzuordnen. Das führte von selbst zu weiteren Gesichtspunkten. Sehr geistreich hat Worringer zahlreiche Nebenbeziehungen und Parallelerscheinungen aufgespürt und zweifellos richtig die germanische Rasse zur conditio sine qua non des gotischen Geistes gemacht. Aber andre, darunter der sonst so verdienstvolle Karl Scheffler, gingen viel weiter. Nach ihm soll die Kunst von Anbeginn ewig zwischen Griechisch und Gotisch hin und her eilen. Die Pyramiden Ägyptens, Laokoon, Pergamon, Barock, Rokoko und Expressionismus — alles nur Stationen des gotischen Geistes durch die Welt. Und so fort. Vorsichtiger war es, hier ganz allgemein vom ewigen Zwiespalt zwischen Gesetz und Freiheit zu reden. Denn wie ließe sich vor streng sachlichem Urteil eine solche Einförmigkeit verantworten, nachdem mit viel feinerem Auge gerade die Mannigfaltigkeit der Entwicklung erkannt war. Und welche Verwirrung, in Perioden der ägyptischen, mexikanischen oder indischen Kunst von Griechisch oder Gotisch zu reden!

Die Älteren dagegen verlangen mehr oder weniger strenges Festhalten an früherer Enge. Es gibt verdiente Forscher, die das Wort Gotik lediglich auf die mittel- und nordeuropäische Baukunst zwischen 1250 und 1520 angewendet wissen wollen. Jede Übertragung auf die Plastik, Malerei oder Ornamentik sei bereits irreführend. Es liegt auf der Hand, daß dieser Begriff des Gotischen ebensowenig lebensfähig ist. Oder geht es an, die Einheit ganzer Zeitalter zu zerreißen, innere Verwandtschaften zu leugnen — nur einer bequemen Gewohnheit zuliebe? Gewiß, es gibt einige Wörter, die uns ebenfalls den Charakter jener Epoche bezeichnen. Man spricht von der Zeit des Rittertums, der Städtebünde, der Mystik, der verfallenden Kaisermacht. Aber alle diese Münzen besitzen bei Licht besehen nicht entfernt die Verbreitung, das Ansehen, vor allem nicht die Kürze und Illusionskraft des Wortes gotisch. Warum soll man sich wehren und nicht vielmehr freuen, wenn endlich für ein bisher nie zusammengesehenes, anscheinend wirr zerrissenes Zeitalter eine befreiende Ausdrucksformel gefunden wird von gleicher Gewalt wie die Sprachzeichen: Renaissance, Reformation, Romantik? Wer aus gleichzeitigen Quellen weiß, wie Bürger und Bauern, Ritter und Frauen, Priester und Bischöfe, selbst Fürsten ihre Beschäftigung, ihren Stand, ihre Selbstsucht vergaßen, die bestehende ständische Welt nicht achtend, sich in persönlicher Erniedrigung aus heißem Gefühl eines Überweltlichen heraus vor den Karren spannten, freiwillig, bei Nacht und Tag unter begeisternden Chorgesängen Steine und Bauholz zur Errichtung der Kathedralen herantrugen — der glaubt auf einmal nicht nur das Werden dieser Bauwunder zu begreifen, der fühlt mit zwingender Kraft den gewaltigen Gemeingeist der ganzen gotischen Welt und verlegt das Wunderbare vom Außenwerk der entstandenen Bauriesen ins Innere der diese Menschen treibenden Seelenkräfte.

Unübergänglich ist hier der Begriff der „Form". Frühere Jahrzehnte und Jahrhunderte haben dies Wort allzu äußerlich im Sinn von Technik oder äußerer Form verstanden. Erst unter der unerhörten Formzerlösung und Neugestaltung der Impressionisten entdeckte die Kunstlehre jenes feine Goethewort: „Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu tun hat, die Form ist ein Geheimnis den meisten." Diese Erkenntnis wirkt wie ein später Fluch gegen Opitz, Gottsched und alle, die Kunst für lehrbar hielten und sie also mit Handwerk verwechselten. Sie ergab eine völlige Neueinstellung. Man entdeckte die „innere Form". Man sah auf einmal, wie Linie, Versmaß, Tonsatz nur letzte Ergebnisse innerer Vorgänge waren,

Versinnlichung künstlerischer Triebe. Man begann diese Triebe zu erforschen. Da fand Riegl in ihnen etwas zum mindesten auch halb Bewußtes — er hob den Formwillen heraus. Dieser Bedeutungswandel, dieser Weg nach innen ist von größter Wichtigkeit. Denn noch heute beruht der begriffliche Zwiespalt zwischen Alten und Jungen, die Unmöglichkeit, sich zu verständigen, großenteils auf dem verschiedenen Verständnis des Wortes „Form".

Sehr merkwürdig mag es sein, daß das jüngste Zeitalter unter dieser Bezeichnung gerade so etwas Innerlichstes begreift, wie die Alten das Äußerlichste, was die Kunst umfängt. Gewiß, auch die Formen gehören zur Form, aber unendlich unwichtig erscheinen sie gegenüber dieser selbst. Form ist heute etwas Ethisches, ist Wille, ist geradezu Gesinnung. Die Form ist gleichlautend mit ihr, nicht von ihr zu trennen, ist in diesem Sinn Weltanschauung. Sie bedeutet, daß der Künstler nur so und nicht anders schaffen konnte und mußte. Sein Wollen ist wiederum metaphysisch begründet. Es ist das Unglück aller geringeren Künstler, ein Grund, warum sie zu ewiger Halbheit verurteilt sind, daß sie sich nicht zu dieser Gleichsetzung von Form und Gesinnung entschließen können. Daß sie etwa glauben, bisherige Form neu aufwärmen oder frühere Gestaltungen nicht bis zu dem Punkt umfühlen zu dürfen, den die Idee (im platonischen Sinn), das Urbild ihrer Schöpfungen verlangt.

Darin liegt Mangel an Erkenntnis, Mangel an Mut, Mangel an Aufrichtigkeit — im Grunde drei Namen für das gleiche Gebrechen. Daß Weltanschauungen einander ablösen, war bald einzusehen, daß Formen wechseln, nicht weniger, aber daß die Form, der Wille zur Gestaltung, das Ethos ein immer anderes sei: dies scheint den meisten noch immer ein Geheimnis. Vielleicht wird das Neue dem Alten zunächst immer „unanständig" erscheinen. Dies Wort fand Napoleon III. vor Manets damals eben ausgestellter „Olympia", und ganz Paris sprach es ihm nach. Man gibt zu, daß die Formen sich entwickeln und gestattet Einzelheiten des Wandels. Die Künstler mögen — entsprechend jenem berüchtigten Befehl des hannoverschen Ministeriums an den General Wallmoden — ihr Bajonett mit Zurückhaltung gebrauchen, um nur „ja nicht ombrage zu erregen". Die Gesamtheit der Formen, die Form, umzustoßen — wäre Sturz der Verfassung, eine dem Moralisch-Politischen bedenklich verwandte Revolution: Revolte gegen den herrschenden Schlendrian bürgerlichen Ungeistes. Damit wird nicht jedem einzelnen Künstler ein Umsturz der alten Form zur Pflicht gemacht, wohl aber, daß er sich scheue, Gefühltes rückhaltlos zu verwirklichen. Wer umgekehrt alt fühlt, würde mit dem Gebrauch neuer Formen nicht weniger lügen wie ein Neuer mit dem Handel abgelegter. Die Forderung der Wahrhaftigkeit ist ein Grundstein der Kunst, woraus folgt, daß im strengsten Sinne kein Unethischer ein Meisterwerk zu schaffen vermag, daß Kunst und Sittlichkeit Zwillingsschwestern sind.

Die Zeiten der Gotik nun boten dem Einzelnen nicht entfernt solche ethischen Konflikte wie dem Heutigen, obgleich schon für den jungen Dürer dies Problem von auffallender Schärfe da war. Das lag am Zusammenprall italienisch-römischer Renaissance mit der Formenwelt germanischer Gotik, der so heftig entbrannte, wie der Kampf zwischen Farbigkeit und Wellenlinie, die nur zur Hebung dieser Farbigkeit dient, und dem Eigenleben der Linie nur immer sein kann. Aber das Alter der Gotik war Massengefühl; ein Künstler von damals bekam den sicheren Instinkt seiner Form so gut mit wie die Zentnerworte des Katechismus. Wie sollte ein Heutiger in gleich glücklicher Lage sein, da die bildende Verbindung mit der nahen Vergangenheit abgebrochen und ihm die zweifelhafte Erlaubnis geworden, aus Formen fernerer Vergangenheiten seine eigene Auswahl zu treffen! Damals wählte die Zeit; er selber schien nur ihr Gefühl zu gestalten. Heute soll er selbst wählen, da das Gefühl der Zeit tausendfach erschüttert ist. Doch es ist nur der Augenblick, in dem die Zeit verwirrt dasteht, unser Augenblick, in dem sich große einheitliche Zukunft wieder vorbereitet und sammelt. Die Zeit zittert, doch sie steht nicht still, und rennt bald zu neuen Sonnen.

Worin aber soll der sittigende Gehalt früherer Kunstalter uns anglühen, wenn nicht in der ewig noch sichtbaren Musik der Form? Hier zeigt sich am deutlichsten, daß Gestalt und Gesinnung

zwar begrifflich nicht dasselbe, aber doch Seiten eines Parallelogramms sind — die Naturwissenschaft spricht hier von psychophysischem Parallelismus.

Es sind diese großen Gebärden, die uns überwältigen, indem sie das Tastgefühl der Augen und die Saiten der Seele auf den Schwingungen mächtiger Domlinien wiegen. Und es sind ebenso jene wunderbaren Gesinnungen selbst, deren Gehalt gleichzeitig sich in uns verlebendigt. Das langsamere eindringliche Wollen, Denken und Handeln alter Gezeiten mag vielen ursprünglichen Regungen, leidenschaftlichen Begabungen und eigensinnigen Anschauungen den Erstickungstod gebracht haben, den jeder Widerspenstige noch heute in einer disziplinierten Masse findet. Aber mit der Vernichtung vieler Ursprünglichkeiten ward die große Form erkauft, nach der wir suchen. Eine reine, machtvolle Glocke verschluckt viel für sich geformtes Metall. Und aus vielen Lichtstrahlen scheint das ewige Licht der Gotik zu bestehen, das doch aus der Ferne von Jahrhunderten nur eins erscheint.

Wir müssen das ewige Licht unserer Zeit suchen, um vollkommen zu werden — Religion, Kunst und Wissenschaft sind drei ernste Wege —, aber „alle zerstreute Kraft", sagt Meister Eckart, „ist unvollkommen."

Karl Theodor Strasser



Musikliteratur

Eine solche Fülle guter neuer Bücher über tonkünstlerische Dinge ist der Musikredaktion des „Türmer" zugegangen, daß wir unsere Leser nur kurz mit dem Besten bekanntmachen können, und vom weniger Guten nur soviel erwähnen, als zur Kennzeichnung des Besseren uns erforderlich erscheint. Um dem Auslandsdeutschtum den Vortritt zu lassen, beginne ich mit dem herzerquickenden Kampfruf des Deutschböhmen Walter Hensel (Dr. Jul. Janiczek) „Lied und Volk" (Böhmerlandverlag Leipzig und Eger), der auf 32 Seiten für das echte, alte Volkslied wirbt und den Sinn für Unterscheidung bloßen Liedertafelschundes schärfen will. Schießt er auch in der Geringschätzung der Kunstlieder des 19. Jahrhunderts gelegentlich etwas übers Ziel hinaus, so schadet das nicht: wer etwas Gutes erreichen will, muß noch mehr als dieses verlangen. Und den tapferen Kämpfern jenseits des Böhmerwaldes im Dienst verinnerlichender Musikkultur sei ein herzliches „Heil!" zugerufen. Der Wiener Julius Schlosser („Unsere Musikinstrumente", Kunstverlag Anton Schroll, Wien) führt uns an Hand von 78 ausgezeichneten Bildtafeln durch die herrlichen Instrumentensammlungen der österreichischen Bundeshauptstadt, die er als treuer Kustos kürzlich erst selbst durch einen ausgezeichneten Katalog der Wissenschaft erschlossen hat, wobei er auch wertvolle historische Entwicklungsskizzen in populärer Form beisteuert und durch Zusammenstellung der Fachliteratur den Laien zu eigenem Weiterarbeiten anregt. Auf ein Spezialgebiet, das aber auch schon zu einer vielverzweigten Wissenschaft geworden ist, führt uns der Bayreuther Studienprofessor Heinrich Schmidt mit seinem „Hand- und Lehrbuch der Orgelbaukunde. Die Orgel unserer Zeit in Wort und Bild" (2. vermehrte Auflage 1922, Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin), ein seit 20 Jahren geschätztes Buch, das nunmehr auch die neuesten Erfindungen berücksichtigt und auf 130 Seiten anschaulich alles das auseinandersetzt, was etwa der Kirchenmusiker, Pfarrer und Gemeindevorstand wie auch der Besucher von Kirchenkonzerten über Einrichtung, Bau, Material, Disposition, Kostenberechnung und Erhaltung dieses gewaltigen Musikinstruments wissen möchte; ein Anhang über Glockenkunde wird gerade jetzt, wo so viele Geläute neu angeschafft werden müssen, mit besonderem Dank aufgenommen werden. Wurde hier über die Praxis des Musiklebens gehandelt, so liegt auch ein wichtiger Beitrag zur Theorie vor. Der Leipziger Kompositionslehrer Prof. Stephan Krehl bietet mit seiner neuen großen Harmonie-

lehre die lange erwartete Fortsetzung seiner ebenfalls bei der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger erschienenen Allgemeinen Musiklehre. Gewiß haben wir viele vortreffliche Bücher über diesen Gegenstand (ich nenne etwa Louis und Thuille, Halm, van Eyken), aber jeder bewährte Lehrer sucht doch dieser Kerndisziplin der neueren Tonsatzlehre von anderen Seiten näherzukommen, um dem bedeutenden, aber schwierigen Gegenstand für den Schüler wirkliches Leben einzuhauchen. Auf Hugo Riemanns Funktionslehre basierend, führt Krehl nicht nur mit vielen Beispielen und Übungsaufgaben den Lehrenden wie den Lernenden in die Welt der Harmonik ein und weiter als wohl die meisten anderen Leitfäden bis an die Probleme der heutigen Tonsprache heran, sondern er vollbringt dies auch mit so bildhafter Darstellung, daß das Buch sich gerade zum Selbststudium des gebildeten Laien besonders zweckvoll erweisen dürfte. Vor allem aber (und das ist der Hauptwert des Buches) gelingt es ihm endlich einmal, alle Akkordverbindungen von Anfang an psychologisch-ästhetisch zu betrachten und so dem Schüler nicht nur ihre mechanisch-regelhafte Anwendung beizubringen, sondern sie ihm auch als beseeltes Baumaterial für richtige Kompositionen verständlich zu machen. Da hatte bisher stets eine traurige Lücke geklafft, die nun endlich überbrückt erscheint. Vollens auf den Boden der Musikästhetik führt Rud. Schäfke mit seiner sorgfältigen Schrift über Eduard Hanslick, den vielen Ultra-Wagnerianern tief suspekten Verfasser des Büchleins „Vom Musikalisch-Schönen". Schäfke weist überzeugend nach, daß dieser gar nicht so einseitiger Formalist gewesen ist, wie seine ihn oft mißverstehenden Kritiker meist angenommen haben, und daß er nicht nur von Auflage zu Auflage seines Hauptwerkes, sondern auch in seinen Kritiken dem seelischen Inhalt der Tonkunst immer weiteren Raum zugestanden hat. Dabei fällt viel Gutes zum Grundsätzlichen der Musikästhetik ab; vielleicht veranlaßt der Verlag Breitkopf & Härtel noch die Nachlieferung eines Namensindex.

Eine „Kulturgeschichte der Musik in Einzeldarstellungen" versprechen der Verlag Julius Bard in Berlin und der ideenreiche Charlottenburger Privatdozent Hans Mersmann. Bisher liegen zwei Bändchen vor, eines über das deutsche Volkslied, das andere über Beethoven. Man stößt sich ein wenig an der modernistischen Wortprägung der Kapitelüberschriften und dem volltönigen Ausholen, als würde hier etwas gänzlich Neuartiges geboten. Gottlob gibt sich der vortreffliche Verfasser aber, einmal ins Fahrwasser gekommen, durchaus natürlich, ja herzerquickend frisch, so daß beide Schriften, die auch noch mit wunderschönen Bildern geschmückt sind, aufrichtig und warm zur Anschaffung empfohlen werden können. Hans Mersmann ist jedenfalls einer der kommenden Männer unseres Faches. Zu denjenigen jüngeren Musikschriftstellern, denen in besonderem Maß die Kunst allgemeinverständlicher Darstellung gegeben ist, gehört der auch als Tonsetzer sehr zu schätzende Hermann Unger in Köln, um musikalische Volksbildungsbestrebungen an seinem Wohnsitz hochverdient. Mit zwei Zwillingsschriften wartet er auf, einem „Musikalischen Laienbrevier" (Spaziergang durch die Musikgeschichte für Liebhaber, etwa vergleichbar der bekannten „Literaturgeschichte in einer Stunde", im Münchener Dreimaskenverlag), und einer „Musiktheoretischen Laienfibel" (in Engelhorns Musikalischen Volksbüchern) — beides nie sehr tief gehend, aber ungemein geschickt und lebendig vorgetragen, zumal wenn man bedenkt, daß der Verfasser sich zu dem Virtuosenstücklein reizen ließ, auf alle Notenbeispiele zu verzichten. Das zweite Büchlein übrigens ist mir in seinen Urteilen doch lieber als das erste, zumal es sich sehr hübsch vom allgemein verständlichen Ästhetischen über Intervallen- und Funktionslehre, Formen- und Gattungserörterungen wieder zu den entscheidenden Geschmacksdingen zurückplaudert. In der letztgenannten Sammlung findet sich noch manch anderes Bändchen von mehr als Tageswert. Ich weise diesmal warm auf die Brucknermonographie von Karl Grunsky hin, der sich bei der Ausbreitung des Wiener Meisters persönlich äußerst bewährt hat und hier mit schöner Begeisterung für den kernhaften Heros des symphonischen Frommseins Zeugnis ablegt; die Musikeranekdoten, die Hans Hollerop gesammelt hat, lesen sich nett, manche sind gut und auch glücklich erzählt, aber die Mehrzahl teilt das Schicksal ihrer Gattung, weder wahr

zu sein noch so überhaupt passiert sein zu können. Für solche Sammlung müßten sich einmal ein paar abgebrühte Spezialkenner, Musiker wie Historiker, zusammensetzen, damit es wirklich etwas Rechtes würde.

Das, was Ungers „Fibel" spielend beizubringen trachtet, erörtert R. Grunskys „Musikästhetik" (Sammlung Göschen) mit aller Sachlichkeit, die der Gegenstand vom nachdenklichen Fachmann verlangen kann — mit welchem Glück, bestätigt die soeben erschienene, stark veränderte vierte Auflage. Vielleicht könnte das Büchlein manches, was in die Harmonie-, Formen- und praktische Musiklehre gehört, noch etwas beschneiden, um künftig auch (in der Art der Bücher von Paul Moos) einen knappen Überblick über die Hauptsysteme der übrigen Musikästhetiker zu geben, was doch z. B. bei den meisten Prüfungen auf diesem Gebiet mit zum Lehrstoff gehören wird. Grundsky wäre ganz der Mann dazu, hier über das bloße Referat auch kritisch zu sichten.

Damit sei's für diesmal der Empfehlungen genug.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser



Distelstecherinnen — Fritz Gärtner

Türmers Tagebuch

Wie steht's?
Reichseinheit und Reichsheer · Durch Reinheit stark! Vom Kinder-Elend

Der Abwehrkampf an der Ruhr geht weiter. Beide Gegner sind ineinander verbissen; an ein Zurückblasen ist nicht zu denken, selbst wenn die Politiker wollten; am wenigsten bei den zähen Westfalen. Schlageter wird in einem Steinbruch bei Düsseldorf von französischen Schergen erschossen: ein tapferer deutscher Mann, dessen Abwehrwille ihn zu Taten hingerissen hat, der verraten wurde von deutschen Schuften, der aufrecht in den Tod schritt. Ehre seinem Andenken! Überall im besetzten Gebiet dasselbe rohe Schauspiel: Mord, Mißhandlung, Einkerkerung, Verjagung, Schinderei aller Art — eine ewige Schande für Frankreichs Heer und Schande für die zuschauende Welt. Die Namen Ruhr und Rhein werden sich mit scharfem Meißel in die Herzen deutscher Jugend eingraben.

Und doch scheint diese Drangsal notwendig für uns zu sein. Der Welt gehen die Augen auf, wenn sie auch noch schweigt. Man weiß nachgerade, daß Machtsucht oder Militarismus nicht mit der Wesensart des Hohenzollern-Deutschlands verwachsen waren, sondern in Frankreich viel gemeinere und viel gemeingefährlichere Formen annehmen als je bei uns. Und dann: diese Überstiegenheit muß sich um so rascher erschöpfen. Endlich: auch die Gewerkschaften der Sozialisten werden durch Poincaré in das Reichsempfinden hineingehämmert. Der Franzosen sehnlichster Wunsch war Zertrümmerung der Reichseinheit: aber sie schmieden das Reichsgefühl erst recht zusammen.

Wir Deutschen sind zwar tief erschöpft und tief entwürdigt. Doch was besagt dies? Am Samstagabend ist mancher vielbenutzte Dorfbrunnen erschöpft und gibt kein Wasser mehr; doch über Nacht quillt er nach, und am Sonntagmorgen pflegt der klare Strahl wieder in voller Ergiebigkeit zu fließen. Nach diesem erschöpfenden Weltkriege kommt es einzig und allein darauf an, wieviel Erneuerungskraft in den einzelnen Völkern steckt. Dieser Vorrat an Kraftsubstanz ist in dem immer noch andauernden Kampfzustand das schlechterdings Entscheidende. Da dürfte es denn doch fraglich sein, ob das anscheinend und äußerlich so mächtige Frankreich mit diesem Übermaß von militaristischem, zum großen Teil aus Afrika bezogenen Aufwand so stark ist, wie sich der Poincarismus gebärdet. Unnatur ist nicht von Dauer.

Wo sind denn in Europa die eigentlichen Sieger? Wir sehen im italienischen Faszismus einen gewissen politischen Aufschwung, wir sehen in England Verdrossenheit gegenüber der französischen Hegemonie, wir sehen das vorderasiatische, eng mit dem Balkanherd zusammenhängende Problem ungelöst, wir sehen das nunmehr abseits sitzende Amerika im eigenen Geld ersticken: — aber es wird immer mehr unter der Führung besonnener Wirtschaftspolitiker der ganzen zivilisierten Welt bewußt, daß wir alle einen einheitlichen Blutkreislauf bilden, in den Handels- wie in den anderen Lebensbeziehungen, und daß Europa sich selber bitter ins Fleisch schneidet, wenn es einen ansehnlichen Teil dieses Ganzen zu zerrütten strebt. Unseres Erachtens bedeutet der Weltkrieg eine Wende: nicht nur zu einem späteren Großdeutschland, sondern auch zu einem neuen europäischen Gesamtgefühl.

Wenn Frankreich andauernd die Herausgestaltung dieses europäischen Gemeingefühls stört, so wird vielleicht, aus innerer Notwendigkeit heraus, der Augenblick kommen, wo man — mit mehr Recht als damals gegen uns — einen Kreuzzug gegen Frankreichs Militarismus und Rassenverderbnis predigen wird. Denn was die Verwendung farbiger Truppen moralisch und körperlich an der europäischen Rasse verdirbt, ist gar nicht abzusehen. Das spürt man in der angelsächsischen Welt; die Dinge arbeiten für uns.

Man sollte daher, gegenüber dem tagtäglichen wirtschaftlichen Kleinkram, der so viel Furchen in die Gesichter gräbt, sich straffer in Zucht nehmen und die Ereignisse, die uns jetzt zu zermürben drohen, von großpolitischen Gesichtspunkten betrachten — und nicht zum wenigsten unter dem Gesichtspunkt des neuen Werdens. Es geht da um uns her nicht nur allerlei zugrunde, es will sich auch etwas gestalten. Laßt euch von diesen Geldschwankungen nicht so sehr ins Bockshorn jagen! Laßt euch durch diesen Zahlenspuk nicht lähmen! Das ist Gespensterspiel. Wir Deutschen haben unsere organisatorische Kraft noch nicht eingebüßt, wenn auch jetzt der Geldschwindel die Gehirne und die Gewissen verwirrt. Die deutsche Not ist groß und grob; aber Not in anderen Formen ist jetzt überall. Das sind Geburtswehen. Wohl geht ein übler Zeitgeist um, wohl sind wir zerrissen in Parteien und Meinungen, wohl wimmelt es um uns her von Schurken und Genüßlingen. Aber sind wir Deutsche in unsrer besten Volkskraft denn wirklich besiegt? Seht einmal der Lage kühn ins Auge! Wir haben allerdings den 9. November erlebt mit allem häßlichen Drum und Dran, wir haben zu gleicher Zeit den schmachvollsten Waffenstillstand unterzeichnet, der nicht nur Entwaffnung, sondern mehr noch Entehrung bedeutet; Raub und Diebstahl — Nachwehen des Weltkriegs — schleichen überall um. Doch der niederträchtige, alles Maß von Vernunft und Gerechtigkeit übersteigende Vertrag von Versailles birgt schon eben durch seine Unnatur den Anfang der künftigen Wende in sich. Er ist durch und durch rückschrittlich, eine Grimasse, ein nachwirkendes Gespenst. So besiegt man kein Volk — und so gewinnt man kein Volk. Dieser Vertrag wird und muß einmal an seiner eigenen biologischen Unnatur zugrunde gehen.

Sehen wir schärfer, so erleben wir jetzt bereits vor unseren Augen ein tröstlich Schauspiel.

Zwei Grundkräfte deutscher Volkheit sind unzerbrochen geblieben, trotz aller Risse, die durch unser Volkstum gehen und die wir auch im „Türmer“ wahrlich nicht zu vertuschen pflegen. Es sind uns unzerbrochen geblieben

1. die Reichseinheit,
2. das Reichsheer —

ja wohl, auch das Reichsheer, wenn es jetzt auch in einem gleichsam unsichtbaren Zustand zurückgetreten ist! Jene — die Reichseinheit — ist Bismarcks Schöpfung; dieses — das Reichsheer — ist Schöpfung Moltkes. Das Werk beider Großen aus der Zeit der Monarchie hat also seine Lebenskraft erwiesen. Frankreich hat weder Bismarck noch Moltke besiegt. Wohl verschwand die Monarchie; aber das Reichsbewußtsein blieb und wird sich hoffentlich einmal zu einem Großdeutschland ausbauen. Und das Volk bewahrte sich die starke Empfindung für den Wert und den Ruhm unsres Reichsheeres. Man würdige diese beiden Tatsachen!

Der Reichspräsident, gleichsam Hohenzollern-Ersatz, stand neulich im Nationaltheater zu Weimar und sang mit der Jugend der Schillerfestspiele das „Deutschland über alles“ kräftig mit. Man könnte — und zwar sachlich, nicht ironisch — die Frage aufwerfen: hat am 9. November wirklich die Sozialdemokratie gesiegt? Ist sie nicht vielmehr aufgefangen worden vom Reichsgedanken? Ist nicht ihr Internationalismus dabei in die Brüche gegangen? Wo sind denn heute ihre internationalen Brüder in Frankreich, Rußland, Italien und England, die ihr und uns aus dem Elend helfen? Nichts von alledem! Die deutsche Sozialdemokratie sitzt regierend in den Klubsesseln der Monarchie und atmet die Reichsluft ein, die Bismarck und Moltke geschaffen haben.

Schon oft im Weltgeschehen haben Sieger und Besiegte unvermerkt die Rollen gewechselt. Der Sieg Napoleons in Moskau — „O weh, ich hab' gewonnen!“ Und der Sieg Poincarés an der Ruhr — wer weiß, ob dieser tückische und zähe Bedränger eine größere Dummheit ausfindig machen konnte als diese Besetzung! Wir müssen dem Mann eine Dankadresse vorbereiten. Denn das hinschleichende Siechtum vorher war unerträglich. Das Reichsgefühl hat sich seitdem bis tief in die Sozialdemokratie hinein nur um so mehr verstärkt; kein Gezeter gegnerischer Blätter wird an diesem elementaren Vorgang etwas ändern. Und das Reichsheer! Wie man auch über Film und Kino denken mag: man beachte einmal die Stimmung im Fridericus-Film! Man erlebe dort die Schlacht von Leuthen, man höre das Beifallsjauchzen der Jugend! Das ist nicht gemacht, nicht Tendenz, das ist Ausbruch heldischer Instinkte in unserem Volk. Der Soldatengeist sitzt — er sitzt uns allen in Fleisch und Blut. Er wird im rechten Zeitpunkt den rechten Führer und die rechten Mittel schaffen. Dann wird der furor teutonicus wieder durchbrechen wie 1813, denn er ist innerster Teil unserer germanischen Volksnatur. Wir predigen wahrlich keinen Haß: aber ein starker Sinn für Recht und Unrecht muß in der Jugend lebendig bleiben und muß aufbrausen können, muß das zornige Auge blitzen, muß die Hand ans Schwert fahren lassen, um Ausgleich und Gerechtigkeit wieder herzustellen. Unser Reichsheer, einst das beste Heer der Welt, behielt unentbehrliche Kräfte: Sinn für Zucht und Ordnung, Methode und Rhythmus. Daß Mißbrauch und Übertreibung zum Zerrbild führen, ist ja überall

selbstverständlich. Parademarsch mag eine Verzerrung bedeuten, wenn er sinnlos betrieben wird; aber ein parademäßig, mit Musikbegleitung marschierendes Heer ist eine rhythmisch durchpulste Masse und als solche eine hinreißende Erscheinung: eine Befreiung von der Schwere. Das soll und darf man einem Volk nicht nehmen. Und das wird sich unser Volk auf die Dauer auch nicht nehmen lassen. Man denke an den Rückmarsch unseres Weltheeres! Das soll uns einmal ein anderes Volk nachmachen! Jener Heimzug nach den furchtbaren Jahren war ein Siegeszug — eine Ehre für ganz Deutschland. Denn der Geist der Ordnung, der Methode, des Rhythmus hatte sich trotz alledem nicht zerbrechen lassen vom Ungeist des Chaos.

Das ist unsere Hoffnung. Auf diesen Geist vertrauen wir auch heute. Wir sind jetzt „passiv". Passiv an der Ruhr, passiv und ausgeschaltet in der großen Politik. Das Fremdwort „passiv" heißt auf deutsch: duldend, aushaltend, abwehrend. Es gibt aber eine schöpferische Passivität, die von einem genialen Führer gut ausgenützt werden kann — wenn wir einmal wieder große Führer haben werden. Unser Hauptmangel ist jetzt der Mangel an schöpferischen Männern und Ideen.

Es haben in der letzten Zeit zwei Ereignisse zu gleicher Zeit für uns gearbeitet. Man beachte diese Gleichzeitigkeit: den Hochverratsprozeß in München und die Enthüllung des englischen „Observer" über französische Rheinpläne! Dort Richert, hier Dorten — und beidemal die enthüllte Absicht Frankreichs, die Reichseinheit zu zertrümmern, um auf Trümmern über Sklaven zu herrschen. Das Schicksal arbeitet für uns passive Deutsche: es hat in den gleichen Wochen die gleichen Pläne der nächsten und bittersten Feinde bloßgestellt. Das heuchlerische England regt sich jetzt über die französische Rheinpolitik auf, obwohl es diese Dinge schon lange wußte. Es hält anscheinend den Zeitpunkt für geeignet: in denselben Wochen tritt es mit seiner Luftflottenpolitik hervor. Es will die fünfmal so starken Luftkräfte Frankreichs einholen ...

Nun, es kann eine Zeit kommen, wo wir in unsrem armseligen und ausgeschalteten Deutschland uns langsam wieder erholen, während andre durch Schicksale hindurch müssen, vor denen sie sich jetzt nur mit unnatürlicher Kraftanstrengung und durch äußere Machtmittel zu wahren wissen ...

Deutschlands Hauptaufgabe jedoch heißt jetzt: Läutert euch von innen heraus! Was einst jener Hauslehrer („Oberlin") in seinen Ring eingraben ließ, sollte funkelnd über dem ganzen Deutschland stehen: Durch Reinheit stark!

* * *

Durch Reinheit stark! Denn erst durch großzügige sittliche Erneuerung, die das ganze deutsche Volk ergreifen müßte, könnte man auch die schwere wirtschaftliche Sorge nicht zwar beseitigen, wohl aber sehr bedeutend mildern. Wir haben neulich im „Türmer" Briefe eines Arbeiters und eines Großindustriellen veröffentlicht; wobei übrigens immer nur Marx genannt wurde, Männer und Anreger wie Adolf Wagner oder Adolf Damaschke den Briefschreibern anscheinend unbekannt sind. Jene Briefschreiber sind in einem Hauptpunkt einig: daß die soziale Frage dringendster Lösung bedürfe. Aber diese Frage wird nur zum kleinsten Teile von

außen gelöst werden (durch Maßnahmen); zum weitaus größten Teile muß sie sich von innen her lösen: durch seelische Erneuerung.

Das Einheitsgefühl muß nicht nur — wie oben angedeutet — die europäischen Völker erfassen, sondern auch die Schichten und Stände innerhalb eines Volkes. Wir alle bilden ja doch miteinander einen lebendigen Leib, einen einheitlichen Blutkreislauf; ist ein Teil krank, so leiden in irgendeiner Form, später oder früher, die andren mit. Wie wir großpolitisch und großdeutsch fühlend schauen lernen müssen, so auch groß-sozial: alle Volksschichten vom Herzen aus umfassend. Da ist z. B. jetzt das große, stille Kindersterben in Deutschland. In einem Aufsatze spricht darüber Bernhard Duhr im Februarheft der „Stimmen der Zeit" (Freiburg i. Br., Herder):

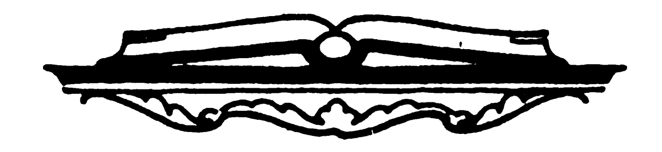
„Ein großes Kindersterben hat in Deutschland begonnen. Hunderttausende Kinder siechen dahin, Hunderttausende, ja mehr als die Hälfte aller deutschen Kinder sind dauernd unterernährt. Die Gesamtheit der deutschen Ärzte und auch ausländische Ärzte, die eingehende Untersuchungen angestellt, legen Zeugnis für das große Kinderelend ab. Untersuchungen, die vom Reichsarbeitsminister angeordnet wurden, ergaben ein geradezu erschütterndes Bild der allgemeinen Verelendung. In manchen Bezirken der Heimarbeit war der größte Teil der Kinder (70 %) unterernährt. Wohnungsnot, Nahrungsnot, Wäschenot werden noch gesteigert durch Kohlenknappheit und Kohlenteuerung. Die furchtbarsten Verheerungen unter den Säuglingen und Kleinkindern richtet die Milchnot an. Vieles ist geschehen, um dieser Not zu steuern. Besonderen Dank schulden wir dem Ausland, das sich unserer Kinder so liebevoll angenommen. Aber es hat nicht gereicht, dem Kindersterben Einhalt zu tun. In viel höherem Grade als bisher muß Selbsthilfe und eigene Arbeit dem Übel abzuhelfen versuchen. Der starke Wille zur Selbsthilfe muß jeden deutschen Mann und jede deutsche Frau an ihre Pflicht mahnen, für die nächsten Jahre so zu arbeiten und an allem Überflüssigen zu sparen, wie noch nie in Deutschland gearbeitet und gespart worden ist."

Ebenso lesen wir in der „Leipziger Lehrerzeitung":

„Das Kinderelend ist erschreckend. Das Reichsgesundheitsamt berichtet nach Feststellungen aus Hamburg: Von 100 Schülern der Volksschule hatten brauchbares Schuhzeug 58; ein zweites Paar Schuhe zum Wechseln 30; ein zweites Hemd zum Wechseln 44; ein zweites Paar Strümpfe 27; ein Taschentuch 53; ein zweites Taschentuch zum Wechseln 38. Wichtige Angaben über die Wohnungsnot hat eine auf Anregung der Quäker in Berlin-Pankow ausgeführte Umfrage geliefert. Danach haben nur 24 % aller Kinder ein Bett für sich allein, 71 % schlafen zu zweien und 5 % zu dreien. Das Ernährungs-, Bekleidungs- und Wohnungselend hat die Zunahme von Krankheiten unter der Jugend begünstigt. Von den 485 000 Kindern Berlins sind 29 000 tuberkulös, 77 000 anderweitig krank. Besonders besorgniserregend ist der verhältnismäßig große Anteil von Kindern bis zum 15. Lebensjahre an den Tuberkuloseerkrankungen. In der Berliner Universitäts-Kinderklinik hat Professor Czerny eine erschreckende Zunahme schwerer Lungenblutungen beobachtet, die sonst im Kindesalter nicht häufig sind und nur in den

Kriegsjahren in großer Zahl auftraten. Oft werden jetzt Säuglinge in die Klinik gebracht, die durch Hunger so heruntergekommen sind, daß sie nicht mehr gerettet werden können. Ein geradezu trostloses Bild weisen die in dem Geschäftsbericht der Leipziger Allgemeinen Ortskrankenkassen enthaltenen Statistiken über Krankheits- und Sterbefälle nach. Danach hatte nahezu ein Drittel aller geborenen Kinder keine oder nur eine eintägige Lebensfähigkeit." ...

Auch da wird jetzt in Deutschland eine Schlacht geschlagen. Von den drei Formen des immer noch andauernden Weltkriegs (soldatisch, sozial, seelisch) sind wir jetzt im sozialen Ring angelangt, wo König Dollar regiert und hart neben verkümmernden Kindern und Kleinrentnern der wüste Luxus sich austobt. In jeder Stadt, in jedem Städtchen müssen sich nun die noch nicht in Ichsucht verrohten und noch halbwegs vermögenden Deutschen zur ehernen Pflicht machen: im Haushaltbuch das Kapitel Wohltätigkeit besonders zu pflegen und von ihrer Habe den „Zehnten" zu opfern. Es wird Segen darauf ruhen. Schenken zu können — in taktvollen Formen — ist nicht nur eine Freude für den Beschenkten, in dem der schöne Sonnenstrahl des Dankes aufleuchtet, sondern auch eine Stärkung des Edlen im Schenker selbst. Lehrer, Geistliche und Privatleute müssen zusammenarbeiten. Da ist Arbeit genug, wo wir einmal nicht „passiv" zu sein brauchen. Jeder sehe sich in seiner erreichbaren Umgebung hilfreich um! Er suche sich — und wie leicht findet man jetzt! — gleichsam Schützlinge, Anvertraute, für die er sich verantwortlich fühlt und die er mit hindurchfüttern hilft, unbefangen, schlicht und herzlich, Mensch zu Mensch! Das übt das Gute in uns, das bereitet einen besseren Zeitgeist vor. Und das Geschwätz über Meinungen und immer nur Meinungen verstäubt wie eine Phantasmagorie in dem starken, verbindenden Gefühl tätiger Edelmenschlichkeit. L.





Der Fall Lenard

an der Universität Heidelberg ist eins der schmachvollsten Vorkommnisse in der heutigen Rechtsprechung oder deutlicher: in der Berichterstattung über diesen Rechtsfall. Der berühmte Gelehrte, Träger des Nobelpreises, hatte abseits in seinem stillen Institut am Tage der Rathenau-Todesfeier (am 27. Juni v. J.) die laufenden praktischen Arbeiten weitergeführt; Vorlesungen fanden an jenem Nachmittage nicht statt. Da Prof. Lenard dem Tagestreiben fernsteht, hatte er keine Kenntnis davon, daß die freien Gewerkschaften an jenem Tage allgemeine Arbeitseinstellung angeordnet hatten; die Anordnung der Regierung, am betreffenden Tage keine Vorlesung zu halten, war bereits erfüllt. Das stille Arbeiten im Institut durfte er wohl mit Recht als keine Verletzung der Staatsinteressen empfinden; tatsächlich war sein Institut nicht das einzige, das an jenem Tage jenes Staatsverbrechen beging. Den Brief des Rektors, der ihm anbefahl, die Flagge auf Halbmast zu hissen, hatte er erst kurz vor ein Uhr empfangen und zunächst beiseite gelegt. Auch hier war das physikalische Institut nicht das einzige öffentliche Gebäude, das sich solcher Unterlassungssünde gegen eine Verordnung der badischen republikanischen Regierung schuldig machte; vielmehr hatten noch mehrere, zum Teil mitten in der Stadt gelegene Gebäude ebenfalls die Trauerflagge nicht aufgezogen, wie bei der Kürze der Zeit zwischen Befehlsausgabe und Ausführung nicht anders zu erwarten war; doch hatte Geheimrat Lenard sofort, nachdem er von dem Befehl Kenntnis genommen, die Flagge auf Halbmast ziehen lassen. Die Sache wäre also von der breiten Öffentlichkeit gar nicht beachtet worden, wenn nicht — und nun setzt die Gemeinheit ein — durch einen Denunzianten, den cand. rer. pol. Mierendorff, die Gewerkschaften samt Volksmasse auf die fast in Verborgenheit und außerhalb der Stadt auf der Neuenheimer Bergseite gelegene Werkstätte des Gelehrten gehetzt worden wären.

Und da spielten sich nun die unwürdigsten Szenen ab, die in der Tat — wie Geheimrat Lenard sagte — eine Schande sind für Heidelberg noch nach 100 Jahren. Die Denunziation war erfolgt, weil der Geheimrat dem Studiosus Mierendorff nebst Genossen wegen seiner politisch-nationalen Gesinnung verhaßt war. So kam es also zum Sturm der aufgehetzten Volksmenge auf das Institut: Türe und Fenster wurden zertrümmert, wertvolle Gerätschaften beschädigt, ein Student, der sich schützend vor Geheimrat Lenard stellen wollte, bewußtlos geschlagen, andere beschimpft und bedroht. Auch der greise Gelehrte selbst wurde sehr übel behandelt; er wurde unter Mißhandlungen und Beschimpfungen aus dem Institut herausgerissen und von dem tobenden Haufen über die Neckarbrücke, bei deren Überschreiten man ihn mit Hinabwerfen ins Wasser bedrohte, zuerst nach dem Gewerkschaftshaus und dann von der Polizei zum Schutz vor der rasenden Menge nach dem Amtsgefängnis gebracht, von wo er erst in der Nacht wieder nach seiner Wohnung zurückkehren konnte!

Das Gericht erkannte für Mierendorff und einige Mitschuldige am Sturm auf etliche Monate Gefängnis.

Der Gelehrte, einer gänzlich neuen Situation gegübergestellt, sah sich bei jenem Angriff und vor Gericht einer Meute geringwertiger Geister gegenüber; wie er sich dort mit Wasserschläuchen zu verteidigen suchte, kam er hier einem unverschämt auf ihn wirkenden Rechts-

anwalt gegenüber etlichermaßen aus der Fassung — was durch und durch begreiflich ist. Man brachte nur die folgende kurze Kostprobe aus der Gerichtsverhandlung, wie man den Gegner Einsteins überhaupt wegen seiner Gesinnung bloßzustellen strebte, indem man auch den 1. Mai mit hereinzog:

Vors.: Es wird behauptet, Sie hätten sich schon einmal am 1. Mai der Forderung, daß nicht gelesen werden solle, widersetzt. Wie ist es damit?

Zeuge (Lenard): Dazu bin ich nicht hergekommen, um Ihnen hierüber Auskunft zu geben. Als Institutsangestellter habe ich mich wohl darüber anderswo zu verantworten! (Bewegung und Heiterkeit im Zuschauerraum.)

Vors.: Gewiß besteht ein Zusammenhang mit diesem Prozeß, indem behauptet wird, daß Sie grundsätzlich den Anordnungen der Regierung Trotz boten.

Zeuge: Das wäre ja Wahnsinn! Ich bin ja verpflichtet, die Anordnungen der Regierung zu erfüllen.

Vors.: Erzählen Sie uns nun vom 29. Juni.

Rechtsanwalt Marum (einfallend): Ich bitte, daß der Zeuge nicht durch seine arroganten faulen Ausreden (!) hier um die gestellte Frage herumkommt. Es ist notwendig, daß er zunächst über die Vorgänge vom 1. Mai berichtet.

Vors.: Sie werden uns also darüber Auskunft geben!

Zeuge: Ich habe mich dazu schon geäußert!

Vors.: Nein!

Zeuge: Dahin, daß ich niemals etwas getan habe, was der Regierung zuwider ist, der ich mich verpflichtet habe. Am 1. Mai ist nicht gelesen worden. Zuhörer waren massenhaft da, aber ich winkte ab, ich habe ihnen am 1. Mai vom Fenster des Instituts eine Rede gehalten.

Rechtsanwalt Marum: Hatte nicht der Rektor Beer Ihnen rechtzeitig von der Feier des 1. Mai Mitteilung gemacht?

Zeuge: Ich habe hier nur die Fragen des Vorsitzenden zu beantworten!

Vors.: Ist es richtig, daß der Rektor Ihnen die Anordnung mitteilte?

Zeuge: Die Art, wie er mir auf der Straße diese Anordnung mitteilte, habe ich abgelehnt; in Wirklichkeit habe ich aber nicht gelesen.

Rechtsanwalt Dr Bauer: Sie sollen gesagt haben, Sie werden einen solchen Tag nicht feiern!...

So geht's noch eine Weile weiter.

Und nun lese man, wie die Linkspresse nicht etwa über diesen Marum, nicht über Mierendorff, den Denunzianten, — sondern über den greisen Forscher herfällt! Ein widerliches Schauspiel. Obenan muß das „Heidelberger Tageblatt" wegen seines skandalösen Berichtes festgenagelt werden. „Als Geheimrat Lenard gestern vor Gericht als Zeuge auftrat und in so ungeheuer arroganter Art mit dem Gerichtshof Schindluder spielte" — so beginnt dieser Bericht —, „wie man es in solcher Weise wohl noch niemals in Heidelberg erlebt hat, richtete er sich selbst als Mensch; man sah ihn seiner Größe entkleidet, man sah ihn in seelischer Nacktheit... man fühlte: hier steht der wahre Angeklagte, der Mann, der Staatsbefehle sabotiert, Weisungen der Universität mißachtet und ganz das Zeug dazu hat, ruhige Arbeiterführer bewußt zu provozieren" (!!)... „Lenard ist der wahre Angeklagte! Die Leute, die sich von ihm provozieren ließen, Steine warfen, Beschimpfungen ausstießen und zu Mißhandlungen schritten, sind die verführten Mitangeklagten (!)"...

Ist das nicht ein nichtsnutziges Fälscherstückchen?! Ist durch diesen Artikelschreiber die Wahrheit nicht ungeheuerlich auf den Kopf gestellt?! Es wäre über die giftige Art, wie in einem großen Teil der Presse aus parteipolitischen Gründen berichtet wurde, noch viel zu sagen. Wir begnügen uns, aus dem Prozeß-Bericht noch folgendes abzudrucken:

Vors.: Ist Ihnen gesagt worden, es würden Unannehmlichkeiten entstehen?

Zeuge (Lenard): Nein! Wenn die Leute so etwas gesagt hätten, so hätte ich mit ihnen geredet. Ich wäre ja erfreut gewesen, wenn sie endlich einmal etwas Vernünftiges gesagt hätten.

Auf eine Zwischenbemerkung des Rechtsanwalts Marum, daß er das nicht glaube (!), fährt der Zeuge stürmisch auf:

Ich bitte sehr, mich vor solchen Äußerungen zu schützen, sonst gehe ich heraus!...

Vors.: Waren Sie dabei, wie der Student Ernst mißhandelt wurde? Er hatte sich doch vor Sie hingestellt, um Sie mit seinem Leibe zu schützen.

Zeuge: Bei dem großen Wirrwarr weiß ich das nicht.

Vors.: Sind Sie tätlich angegriffen worden?

Zeuge: Darüber äußere ich mich nicht. Das hat nichts zu sagen! Das ist für Heidelberg eine Schande noch nach hundert Jahren!

Rechtsanwalt Pfeiffenberger: Es ist am besten, wir verzichten auf den Zeugen. Er drückt sich ganz verworren aus (!).

Vors.: Sie sind entlassen, Herr Geheimrat!

*

Zum „belgischen Unrecht"

schreibt uns Oberst Schwertfeger, der sich mit dem Stoffe genau beschäftigt hat:

Im Juniheft Ihres „Türmers" finde ich einen Aufsatz von Dr Karl Schneider: „Unrecht an Belgien?" Ich habe diesen Aufsatz mit Interesse, aber auch mit Bedauern gelesen, da er geeignet ist, irrige Auffassungen und neue Gewissensbedenken bei Ihren Lesern hervorzurufen. Ihn im einzelnen zu widerlegen, würde zu weit führen. Ich beschränke mich daher auf einige Sätze zur Klarstellung der Hauptirrtümer:

1. Ein „unzweideutiges Recht" zum Durchzuge durch Belgien bestand 1914 für Deutschland ebensowenig wie ein Recht auf Besetzung belgischer Festungen.

2. Für die deutsche Politik gab es nach den Vorgängen zwischen 1870 und 1914, besonders nach gewissen politischen Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Belgien 1875, 1887, 1911, 1913 keinerlei Möglichkeit, den Durchmarsch zu fordern.

3. Jeder Versuch, bei Kriegsbeginn 1914 in der von Dr K. Schneider empfohlenen Weise zu verfahren, hätte eine schwere Bloßstellung der deutschen Politik und außerdem einen völlig zwecklosen, unsere Operationen gefährdenden Zeitverlust bedeutet.

4. Die deutsche Regierung konnte sich Belgien gegenüber 1914 einzig und allein auf die strategische Notlage berufen. Vorwürfe wegen nicht neutralen Verhaltens Belgiens konnte sie nicht erheben.

Alle diese Fragen sind in einem vom „Arbeitsausschuß deutscher Verbände" kürzlich herausgegebenen Sammelhefte „Deutschland und die Schuldfrage" abschließend klargelegt.

Nachwort des Türmers. Dieser Fachmann hat in der Sache recht. Aber was Dr Schneider brandmarkt: die mangelhafte Vorarbeit unsrer politischen Leitung, die doch lange voraus den strategischen Plan wissen mußte, — besteht gleichfalls zu Recht. Da hätte ein dem Schlieffenschen Plan kongenialer politisch-diplomatischer Feldzugsplan angelegt und vorbereitet sein müssen; denn die unheilvolle Wirkung jenes Einmarsches und seine moralische Ausnützung durch die Gegner mußte ein guter Schachspieler vorauswissen. Und da hat eben unsre politische Leitung leider gänzlich versagt.

*

Weiteres zur Lusitania-Angelegenheit

Leider erscheint die deutsche Freude über den Spruch amerikanischer Rechtsbehörden zum Falle der Lusitania als verfrüht. Nach späteren Blättermeldungen sieht sich die Sache etwas anders an.

Diese unablässige Lebendigerhaltung der Lusitania-Angelegenheit durch die Presse und große vaterländische Verbände ist um so wichtiger, als sich leider herausstellt, daß trotz des klaren amerikanischen Rechtsspruches (der übrigens eine vorausgegangene Entscheidung des Supreme Court of New York bestätigte), eine offensichtliche Verdunkelungskampagne von unbekannten, darum um so gefährlicheren Interessenten betrieben wird. Absichtlich wird die (wegen knapper Geldmittel schlecht und tendenziös unterrichtete) deutsche Tagespresse über das Lusitania-Problem im unklaren gelassen: Die „Zeit" (Berlin), die „Frankfurter

Zeitung“ und die Bremer „Weserzeitung“, also drei bedeutende Organe der großen (Reichs-) Presse stehen mit Meldungen hierüber gänzlich im Widerspruch zueinander. Die „Zeit“ meldete als Wortlaut der amerikanischen Gerichtsentscheidung die Versenkung als „regelrechte Kriegshandlung“ (a regular action of war). Die „Frankf. Ztg.“ vom 24. 3. 23 stellt den Text dahin richtig: „Die Versenkung sei eine Folge des Krieges“ (a result of war). Das schwächt das gerichtliche Urteil ganz gehörig ab. Damit scheint ein New Yorker Sonderbericht der „Weserzeitung“ (um die Mitte des April) übereinzustimmen: Auf Grund dieser *allgemein* gehaltenen gerichtlichen Meinung sei die oberste amtliche Stelle zur *Bejahung der deutschen Lusitania-Schuldfrage gekommen. Der Spruch fiel genau am Tage des französischen Ruhreinbruchs* (was kein Zufall, sondern bewußtes Zusammenarbeiten mit amtlichen französischen Propagandastellen ist, wie der Bericht an weiteren Beispielen nachweist. Denn Frankreich hat zur moralischen Rechtfertigung und Unterstützung seiner Ruhrbesetzung wieder in großem Maßstabe den Lügenfeldzug zur erneuten Kundmachung der deutschen Kriegsschuld und Hunnenart aufgenommen). Diese versteckte Meldung scheint (soweit dem Verfasser die große deutsche Presse zur Verfügung steht) die einzige Presse-Äußerung über das einfach Unfaßbare: Daß auch Amerika sich wiederum über einen unzweideutig klaren Sachverhalt moralisch unbedenklich hinweggesetzt hat — um des Geldbeutels willen. Es handelt sich in der Lusitania-Frage um viele Millionen Dollars zugunsten oder zum Schaden des deutschen Wiedergutmachungssäckels, genau gesagt: um die Freigabe beschlagnahmter deutscher Vermögen in Amerika in entsprechender Höhe. Das Auswärtige Amt, das in dieser Sache die Fäden in der Hand hält, macht keinen Gebrauch von seiner Sachkenntnis. Sollte dem Verfasser dieser Betrachtung noch ein Bescheid dieser Behörde auf seine Anfrage über den Stand der Lusitania-Frage zugehen, wird er nicht verfehlen, sie im „Türmer“ als amtliche Erklärung kundzugeben, was für die Reichspresse wichtig genug wäre.

Innerhalb der gemischten Kommission, die zur Feststellung der aus dem Kriege herrührenden deutschen Verbindlichkeiten gegenüber den U.S.A. eingesetzt wurde, scheint man noch zwischen Geschäft und Moral zu schwanken: der Rücktritt eines maßgebenden Mitgliedes deutet darauf hin, daß es nicht so ganz sauber um die amerikanischen Schadenersatzansprüche bestellt zu sein scheint. Jener Amerikaner glaubt mit seinen Anschauungen von Recht und Billigkeit die Höhe der von Amerika geforderten Wiedergutmache-Summe von rund 1¾ Milliarde Dollar (freibleibend!) nicht vereinbaren zu können. Man darf gespannt sein, wie über die bei den Verhandlungen vor den Forderungen der Regierung (365 Millionen Dollar) vorangestellten, privaten Ansprüche — unter denen die 22½ Millionen Dollar der Lusitaniaforderungen obenan stehen — entschieden wird. Daß die amerikanische Regierung an den Entscheidungen jener beiden Gerichtshöfe glaubt vorbeigehen und auf die Schuld, d. h. die Ersatzpflicht des Deutschen Reiches glaubt bestehen zu können, das allein zeigt, wie wenig geneigt auch die Regierung des Präsidenten Harding ist, dem gewesenen Kriegsgegner Gerechtigkeit zuzugestehen, wenn es um blanke Münze geht. Auch sonst ist man noch immer unfreundlich gegen uns eingestellt. Aus Verstimmungen gegen Frankreich (man denkt ans Washingtoner Abrüstungsprogramm und das Verhalten Frankreichs in Dingen seiner Kriegsschulden an Amerika) und gelegentlichen Kritiken über das Wüten der Welschen im Ruhr- und Rheingebiet dürfen wir noch lange keine Abneigung gegen den Ruhestörer der Welt und den Verbrecher am Weltgewissen abfolgern. Dies beweisen die von Frankreich geschickt inszenierten Verbrüderungen, so die Einweihung des franko-amerikanischen Kriegsdenkmales in Chaumont; so die feierliche Überführung gefallener bzw. in deutscher Kriegsgefangenschaft gestorbener Amerikaner auf französischen Kriegsschiffen nach ihrer Heimat, die drüben noch von großen Teilen der Bevölkerung enthusiastisch mitgemacht werden.

Hans Schoenfeld

*

Fritz Bley

hat am 23. Juli seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert.

„Vom alten Stamm der Niedersachsen
Bin ich, und sein bleibt meine Art,
So lange noch die Eichen wachsen
In Wodans Tale stolz und hart.
Der Heimat bleib' ich treu ergeben
In dankerfüllter Sohnespflicht,
Um alle Pracht in meinem Leben
Vergesse ich mein Harzland nicht!"

Der so sang, wurde in der alten Kaiserstadt Quedlinburg geboren als Sohn eines Mannes, der die Befreiungskriege als freiwilliger Jäger mitgemacht hatte, bei Ligny schwer verwundet worden war, seinen Abschied hatte nehmen müssen und dann die Rechte studierte, ohne jedoch je den ererbten Wahlspruch zu vergessen: „Ehr, Lehr, Wehr — kein Bley braucht mehr!"

Die Mutter war eine Bültzingslöwen aus dem Haus Haynrode, in ihrer feinen, zu weicher Schwermut neigenden Art das gerade Seitenstück zu des Vaters breiter Lebensfülle und sonnigem Humor. Seine herzgewinnende Güte fand wiederum eine eigenartige Ergänzung in der fast männlich-stolzen Bestimmtheit seiner Mutter, der Tochter eines finnländisch-schwedischen Offiziers, der in die Dienste Friedrichs des Großen übergetreten war.

Erinnerungen an den großen König, an den Marschall Vorwärts und an wagehalsige Taten so manches Bültzingslöwen in Husaren- oder Jägeruniform ließen den Knaben nie auf den Gedanken kommen, etwas anderes zu werden als Soldat. Als nun 1870 der Krieg mit Frankreich ausbrach, meldete er sich sofort als Avantageur. Der Arzt aber befand den Jüngling zur Zeit noch zu schwach und stellte ihn zurück

Es scheint, als habe Fritz Bley den Schmerz hierüber nie so ganz verwunden. Nur eins mochte ihn später trösten: das Gefühl, was er auch in seinem vielbewegten Leben in Angriff genommen hatte, es stets würdig seiner Ahnen durchgeführt zu haben. Stolz durfte er während des Weltkrieges schreiben: „Ich bin, wenn schon kein Berufssoldat, doch ein freiwilliger Jäger im Befreiungskriege meiner Zeit geworden und brauche keinen anderen Lohn als dereinst einen grünen Weidmannsbruch auf mein Grab."

Fritz Bley hat selber einmal die Unmöglichkeit betont, in wenigen Zeilen über die Summe seiner Arbeit in der Heimat und in Afrika, über seine Reisen in Amerika und Osteuropa, über sein Eintreten für Heilighalten des deutschen Kunstlebens, für Schutz der heimischen Volkswirtschaft, für Vertiefung des deutschen Gedankens und Stählung des Deutschbewußtseins zu berichten Wie sollte da ein anderer das Unmögliche vollbringen! Aber daran muß freilich erinnert werden, daß wir hier einen Mann von erstaunlicher Vielseitigkeit vor uns haben, einer Vielseitigkeit überdies, die nie formlos zerrann, sondern stets wieder einheitlich zusammengefaßt wurde durch einen kerndeutschen Charakter.

„Durch" hat Fritz Bley seine Lebensbeschreibung des Reitergenerals von Rosenberg betitelt. Durch! scheint auch sein eigener Wahlspruch gewesen zu sein, in Afrika sowohl, wo er Carl Peters zur Seite trat, wie in der Heimat, wo er mit Vorliebe auf äußersten Vorposten zog, wenn es galt, die Büchse gegen Feinde des deutschen Wesens zu spannen.

Fritz Bley bewährte sich aber auch noch in ganz anderer Hinsicht als echter Deutscher. Von der Mutter her lebte in ihm ein gar feiner inniger Träumersinn. Dieser nun in Verbindung mit seinem Taten- und Tatsachensinn, schuf aus ihm erst den Mann, der unserem Volk ans Herz gewachsen ist, den Dichter des Waldes und Wildes.

Als solchen vergleicht man ihn gern mit Hermann Löns. Beide Dichter haben sich in der Tat schnell und herzlich zusammengefunden, als Voigtländers Verlag Hermann Meerwarth mit der Herausgabe der „Lebensbilder aus der Tierwelt" betraute. Der beträchtlich ältere Freund erkannte aber bald zu seinem Schmerz den in Löns steckenden problematischen Grundzug. Während Löns

unter dem Schicksal litt, die unheilvolle Gabe des zweiten Gesichts ererbt zu haben, fühlte sich der Sohn eines freiwilligen Jägers aus den Befreiungskriegen stets von Blücher, York und Ernst Moritz Arndt als Paladinen umgeben. So konnte denn auch der gemeinsame Freund beider Dichter, der Oberstabsarzt Traugott Pilf, von unserem Dichter schreiben: „Keiner wie er hat so kernig und köstlich erzählt vom Luchs und vom Reh, von der Wildkatze in Wodans Felsensaal im winterlichen Harze, von Meister Braun, dem Bären, und von den wilden Wölfen. Wenn Fritz Bley malt und erzählt, so klingt das immer wie Waldhornruf und Jagdfanfaren, weil Schönheit und Kraft, Wahrheit und echtes Leben darin stecken und herausspringen."

Dieser Dichter zieht nicht nur mit der Büchse auf die Jagd, sondern auch mit der Seele. Erfüllt von „Weidmannstreue", ehrt er den Schöpfer im Geschöpfe, gönnt er von Herzen selbst dem Raubwilde soviel Spielraum, daß nicht die Art verschwindet. Deshalb erschließt sich ihm auch die Seele des Tieres und die der Landschaft dazu, gleichviel in welchem Weltteil er kühn auf die Pirsch geht. Geschichten wie jene in ihrer Art klassischen „Vom wehrhaften Raubwilde", „Vom nordischen Urwild", „Vom freien Hochlandwild" und das soeben erschienene köstliche Buch „Vom edelen Hirsche" lassen uns dies erkennen. Wer aber den Dichter in der Tiefe seines geistigen Wesens erfassen will, lese auch „Avalun". Die alten Glocken steigen da auf vom Grunde und läuten in den hellen Tag hinein die Sage von dem zauberisch leuchtenden Reiche der Seele, dem verlorenen Paradiese alten Heldentums, der versunkenen Urheimat des Menschengeschlechts. „Schaut her," ruft der Dichter, „dort, wo jenseits eurer gepflegten Vorstellungen in Einsamkeit dunkle Wipfel rauschen, dort liegt mein Jagdgebiet."

Einsamkeit und Geselligkeit, Taten- und Traumsinn, Lebens- und Erkenntnisdrang, und wie die Gegensätze sonst noch heißen mögen, — Fritz Bley hat sie immer gebändigt. Einem solchen Mann kann man an seinem 70. Geburtstag wohl herzlich für all seine Leistungen danken, aber ihm Glück zu wünschen, ist eigentlich überflüssig. Er hat Glückes genug, weil er Charakter hat.

*

Aus deutscher Nacht

Deutsche Nacht" nennt sich ein Kranz von Sonetten, mit denen sich Alfred Erich (Schriftsteller-Name für Professor Dr. Alfred Hoche) als höchst beachtenswerte dichterische Begabung vor einigen Jahren in der Literatur eingeführt hat (Verlag Bielefeld, Freiburg 1920). Schmerzlichstes eigenes Erleben, der Heldentod des Sohnes auf flandrischer Erde, gab den dumpf grollenden Grundakkord dieser Dichtungen. Aus blutender Wunde erhebt sich kraftvoll die Klage um die Schmach des zusammengebrochenen Vaterlandes: Bitterkeit ob Opfern, die vergeblich gefallen, eine Totenklage um Deutschland und alles, was Unfähigkeit, nationale Würdelosigkeit, internationale Wühlarbeit an Bismarcks Schöpfung zugrunde gerichtet. Schmerzvoll klingt das Erinnern an die unvergänglichen Leistungen seines einstigen Heeres:

Hindenburg.

Jahrtausende entrollen — statt der Wälder
Nur Schlöte ragen noch — mit fremdem Laut
Füllt wimmelnd fremde Schar die Ackerfelder,
Die deutscher Bauernpflug vor Zeit bebaut.

Im letzten Eichwald tief im Schattengrunde —
Die Quelle tropft gedämpft im dichten Moos —
Mit ernster Stirne und mit ernstem Munde
Vergraut ein Heldenbildnis, riesengroß.

Es blickt, als ob in seines Auges Tiefe
Verschollne tränenlose Trauer schliefe
Um jenes Volk, an das kein Hauch mehr rührt.

Dem düstren Orte naht man sich mit Zagen,
Ein dumpfer Schauer schwebt um ihn — sie sagen:
Er hat im letzten Kampf das Heer geführt.

Zeitgemäß wie nie klingen heute, wo welscher Übermut dem Deutschen im besetzten Ge-

biet täglich Unerträgliches aufzubürden wagt, die markigen Verse:

Exoriare aliquis — —

Was liegt daran, ob dir auf achtzig Jahre,
Ob sich auf Monde nur der Faden spann,
Ob ärmlich oder goldverziert die Bahre,
Auf der du morgen ruhst — was liegt daran!

Was liegt daran, ob deines Wesens Zeichen,
Des Werkes Spuren, das geschafft der Mann,
In die Jahrhunderte hinunterreichen,
Ob sie verwehn — was liegt daran!

Doch daran liegt: ob du den Schandebecher
Gelassen lernst zu leeren ohne Mucken,
Von den befleckten Händen der Verbrecher

Ohrfeigen duldest ohne Wimperzucken,
Und träge leidest, daß der fremde Schächer
Verbrieft das Recht besitzt, dich anzuspucken.

Die gefährliche Versform des Sonettes hat der Dichter in bewundernswerter Weise gemeistert. Nichts erinnert an die Werkstatt, an die Verstandesarbeit, die hier unentbehrlich ist. Der starke Glutstrom einer leidenschaftlichen Empfindung durchflutet diese Verse.

Ein zweites Bändchen, „Narrenspiel" (ebenda 1921), hat weitere „Bilder aus dem neuen Deutschland" gespendet. An Geschlossenheit und Einheitlichkeit der „Deutschen Nacht" vielleicht nicht ganz ebenbürtig, aber eine weitere Bestätigung für die starke Begabung, die hier in späten Tagen ans Licht tritt. Von reinster und tiefster Wirkung die kleinen Stimmungsgedichte, die den einleitenden Akkord des Buches bilden. Schmerzliches Rückerinnern an die Toten, an einsame flandrische Gräber, die „keinen Schatten" werfen! In zarteste lyrische Schwingungen getaucht das „Soldatengrab":

Sechs Schuh tief nicht und keine Friedensgruft,
In was man, todbedroht, uns hastig senkte;
Ist flach die Erdenschicht, die man uns schenkte,
Eins ward uns doch: der Hauch der nahen Luft,
Daß sommernächtlich Donner uns erklingt,
Daß Blumenfinger schmeicheln unsern Gliedern
Und freundlich bis zu ungestillten Lidern
Ein Schein der Sonne dringt.

Und auch hier, ähnlich wie in der „Deutschen Nacht", ein fernes Hoffen auf den Tag, da „deutsche Sterne" einstmals wieder „in neuem Lichte" glänzen werden. Dann wird sich auch das Heer der Toten wieder regen. „Wann?"

Wann flammt er auf, der Wundertag,
Der blutig stillt die Seelenschmach?
Wenn Deutschland aufgeboten
Mit euch das Heer der Toten!

In Glut geeint das Sklavenland,
Mit Stahl bewehrt die Sklavenhand
Und Männer, die euch führen —
Wir werden mitmarschieren.

Und hören wir den deutschen Sang
Den alten Todesweg entlang
In Siegerfreude klingen —
Wir Toten, singen — singen!

Im Mittelpunkt des Buches drei dramatische Szenen: ein Zwiegespräch an Bismarcks Gruft, ein humoristisch angehauchter „Fürstentag", eine Betriebsratssitzung „Im Himmel" — als Ganzes vielleicht etwas zu breit und nicht völlig ausgeglichen, aber eine Fülle prächtiger Einzelheiten, blitzende Gedanken, kraftvolle Worte, die es verdienten, Gemeingut zu werden. Das Beste in seiner Art: die in behaglichen Hexametern daherstelzende Epopoe „Am Stammtisch" — ein drolliges Idyll, Spiegelbild des kannegießernden Bürgertums — Scherz, Satire, Ironie — und der tieferen Bedeutung nicht entbehrend.

Hoches ersten beiden Bänden hat sich eine dritte Folge von Gedichten angereiht, im Gegensatz zu jenen ersten mehr Eigenstes und Persönlichstes spiegelnd: „Der Tod des Gottlosen" (ebenda 1923). Herbstliche Klänge, vom Wehen des Todes umspielt, von den Fragen um die letzten Dinge durchwoben.

In diesem Buche des Todes weht ein kräftiger Lebenshauch: der Atem eines ungewöhnlich begabten Dichters. Es ist trotz der Schauer des Todes, die es umwehen, ein kräftiges Buch — Stärkung einer Zeit, die wie keine andre der Klarheit bedarf, des Mutes und der Kraft. Dr Eugen Kilian

*

Die Lösung der Hamletfrage durch Morsbach

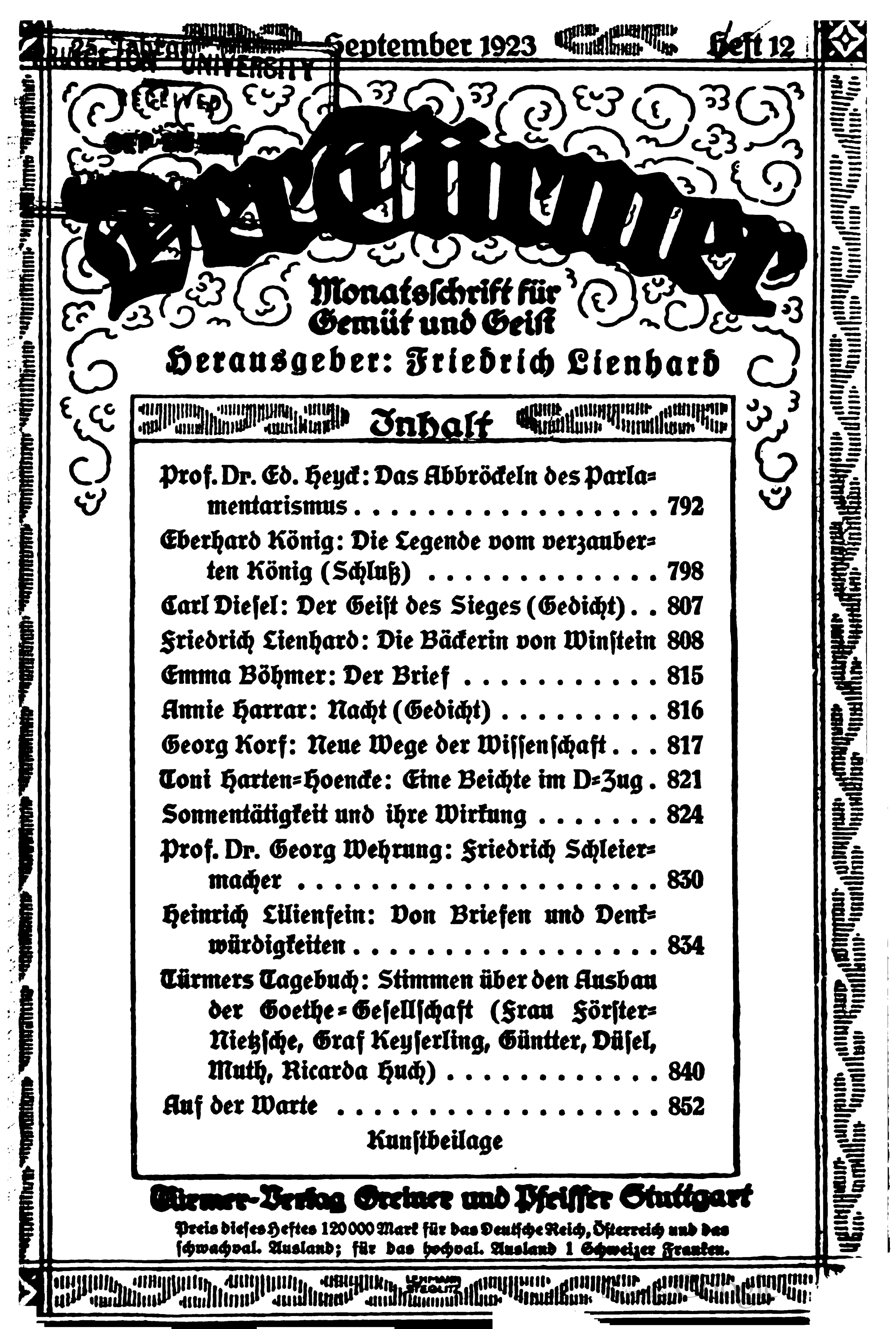
„Faust“ und „Hamlet“ locken als philosophische und schwerste Dichtungen immer wieder geistvolle Forscher zur Deutung heran. Die Rätsel des „Faust“ sind wohl in der Hauptsache durch Kuno Fischer restlos erklärt worden; beim „Hamlet“ hielt man sich bisher vor allem an Goethes und Otto Ludwigs scharfsinnige Hinweise und meinte, eine volle Lösung der Schwierigkeiten sei eben nicht möglich. Da kommt nun Lorenz Morsbach, seit Jahrzehnten geschätzt als Göttinger Professor der englischen Philologie, und gibt in seinem „Weg zu Shakespeare und das Hamletdrama, eine Umkehr“ (Halle 1922, Verlag Niemeyer) verblüffende Aufklärung, indem er auch über jene kritischen und dichterischen Größen hinweg zu ganz anderer Auffassung führt. Ein erquickendes Bergquellbad, rein und frisch, sind seine Worte über die bisher falsche Anwendung der Ästhetik und Psychologie auf Shakespeare: dieser große Dramatiker muß aus dem Elisabethanischen Zeitalter erklärt werden, man kann die Fülle seiner Ereignisse nicht auf eine abstrakte kurze Formel bringen; der Kritiker darf nicht nachrechnen, was der Künstler „bewußt und öfter noch unbewußt mit überquellender Leidenschaft“ geboren hat, man darf nicht mit kaltem Verstande das eine gegen das andere Wort des Dichters ausspielen. „Der dramatische Dichter ... läßt die Personen in ihrer leidenschaftlichen Erregung nicht nur objektiv Wahres, sondern auch Dinge sagen, die den Tatsachen widersprechen.“

Im Gegensatz zu den bisherigen Erklärern stellt Morsbach fest, daß die Charaktere nicht der Handlung als ein Bedeutsameres übergeordnet sind, daß es für Shakespeare stets, abgesehen von einzelnen Komödien, auf die Darstellung einer größeren Begebenheit in ihrer Totalität angekommen sei. Der Charakter, betont Morsbach, ist der Handlung, nicht die Handlung dem Charakter angepaßt, so wie es übrigens Aristoteles auch für die griechische Tragödie festgestellt hatte. Nun wird uns vieles mit einem Schlage klar. Shakespeare ist eben nicht, wie es uns Modernen als ganz selbstverständlich erscheint, von den Charakteren ausgegangen und hat nicht durch ihr Ineinanderspiel gleichsam die Handlung aufgebaut.

Morsbach geht als Kenner auf den Theaterstreit von 1598 bis 1602 ein, belegt mit Shakespeares eigenen Worten, worauf es diesem im Gegensatz zu Jonson besonders angekommen ist, und gibt Einblick in die dramatische Form und Technik Williams: es war die Fülle seiner Gesichte und sein leidenschaftliches Temperament, das die der Antike entlehnte knappe Form sprengte, das ihn nur Einheit der stofflichen Fabel, nicht Einheit der Zeit und des Ortes im Sinne der Renaissance beachten, das ihn an der nationalen Form festhalten ließ. Auf Saxo, auf Kyds verloren gegangenen Urhamlet und auf Belleforest weist Morsbach begründend hin und zieht die Nebel weg, die in Jahrhunderten uns Hamlets Gestalt halb verschleiert hatten. Meisterlich führt er mit wenigen langen Schritten durch die ganze Handlung, meisterlich beleuchtet er Monologe und Charakter des Helden. Dieser ist kein Zauderer, weder schwach, noch träge, noch feig, weder Philosoph, noch Melancholiker, er steht aber „dauernd unter der Einwirkung einer Fülle schwerster und schmerzlichster Erlebnisse ... sein ganzes Innere ist dauernd aufgewühlt“. (Mehrere berühmte Stellen sind einfach durch Schlegel falsch übersetzt gewesen und hatten seitdem irregeführt.) Er ist ein einheitlicher Charakter, „aus einem Guß, nur der tragische Held der Tragödie, nichts anderes“. Und das ganze Drama ist kein ethisches oder philosophisches Problem, wie man bisher annahm, sondern ein durchsichtiges Kunstwerk, dessen innerstem Kern allerdings „nur der Mitfühlende nahekommt“.

Ewald Engelhardt

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmer“ Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart ... Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



25. Jahrg. September 1923 Heft 12

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

Prof. Dr. Ed. Heyck: Das Abbröckeln des Parlamentarismus 792

Eberhard König: Die Legende vom verzauberten König (Schluß) 798

Carl Diesel: Der Geist des Sieges (Gedicht) . . 807

Friedrich Lienhard: Die Bäckerin von Winstein 808

Emma Böhmer: Der Brief 815

Annie Harrar: Nacht (Gedicht) 816

Georg Korf: Neue Wege der Wissenschaft . . . 817

Toni Harten-Hoencke: Eine Beichte im D-Zug . 821

Sonnentätigkeit und ihre Wirkung 824

Prof. Dr. Georg Wehrung: Friedrich Schleiermacher 830

Heinrich Lilienfein: Von Briefen und Denkwürdigkeiten 834

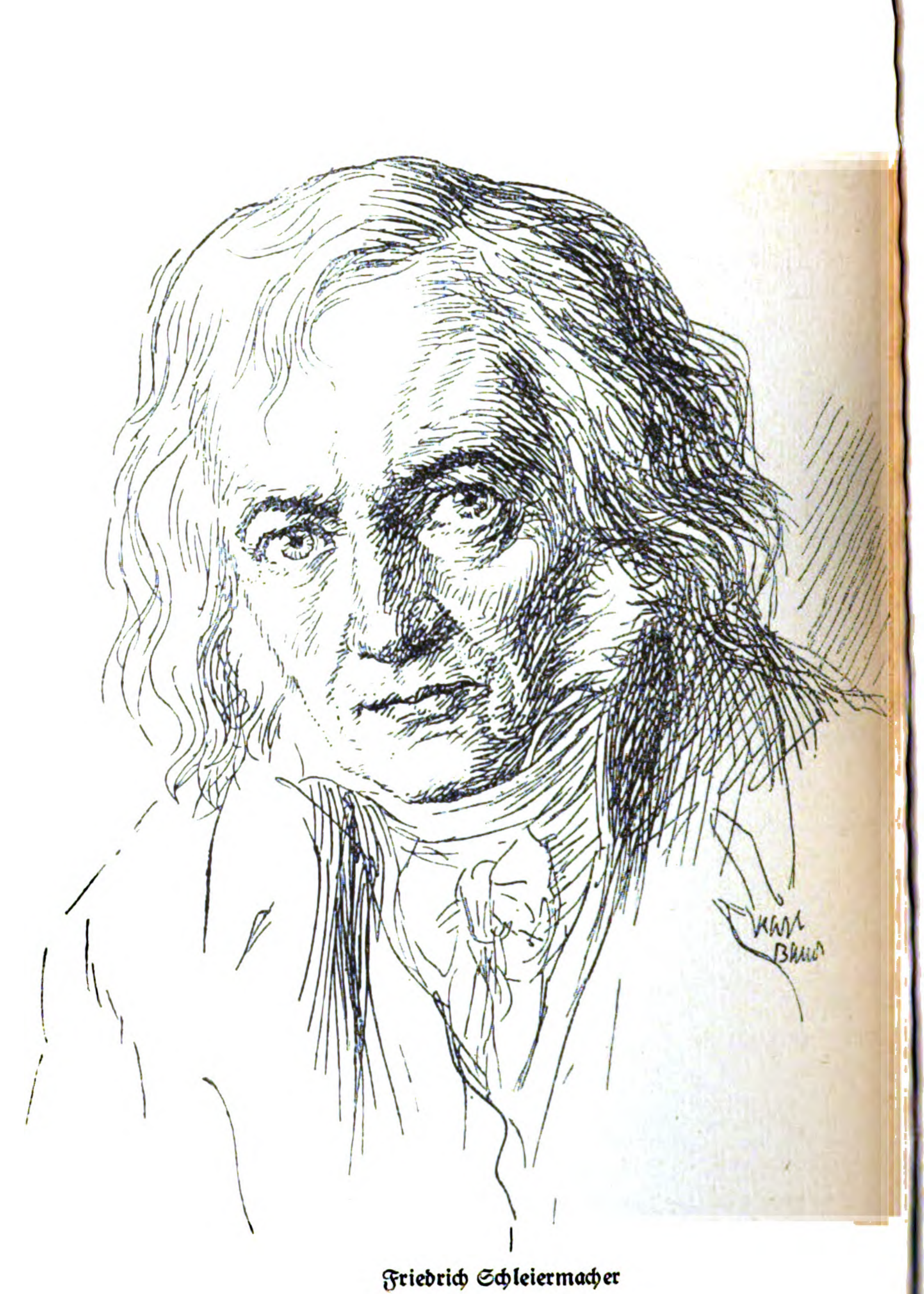
Türmers Tagebuch: Stimmen über den Ausbau der Goethe-Gesellschaft (Frau Förster-Nietzsche, Graf Keyserling, Güntter, Düsel, Muth, Ricarda Huch) 840

Auf der Warte 852

Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Preis dieses Heftes 120000 Mark für das Deutsche Reich, Österreich und das schwachval. Ausland; für das hochval. Ausland 1 Schweizer Franken.



Friedrich Schleiermacher

25. Jahrg. September 1923 Heft 12



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Ich glaube, –
daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerstreuen,
sondern um zu sein oder zu werden;
und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung,
mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den
Fesseln der Mißbildung zu erlösen und mich von den
Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen.
Ich glaube an Begeisterung und Tugend,
an die Würde der Kunst und den Reiz der Wissenschaft,
an Freundschaft der Männer und Liebe zum Vaterland,
an vergangene Größe und zukünftige
Veredelung.

Friedrich Schleiermacher

Das Abbröckeln des Parlamentarismus

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

In Italien, das die alte Geburtsstätte des Cäsarismus und des Machiavellismus ist, wiederholt sich zum soundso vielten Male der Tiranno, der — wie in Frankreich Napoleon auch — über das formelle Parlament hinweg persönlich die Verkörperung der Demokratie übernimmt. Gleichzeitig aber erleben wir das weit größere Geschichtswunder, daß in Frankreich ernstliche Bewegungen entstanden sind, die nichts Geringeres zum Ziel haben, als die Revolution von 1789 in ihren beiden größten Irrtümern zu berichtigen. Falls sie, die für Frankreich etwas Paradoxes haben, zu Erreichungen führen sollten, würden sie zu ihrem Teil die Voraussage de Tocquevilles erfüllen, der sie so ausdrückte: statt der verfehlten französischen Demokratie werde einstmals die angelsächsisch-amerikanische mustergebend für Europa werden.

Denn tatsächlich hat die Revolution in den zwei hauptsächlichsten Punkten nur das Werk des Absolutismus vollendet: Zentralisation und Nivellierung. Die herrliche Methode des Beschließens, welche 1789 an die Stelle der Geschichte trat, schuf hier im Handumdrehen das Restlose, Fertige, eine „France une et indivisible", und „Tous les Français sont égaux." Was zu ordnen, einzuteilen übrig blieb, fiel der Arithmetik zu, mit einem enzyklopädistischen Aufputz des Physikalischen, unter Ausschaltung jeglicher Gewordenheit und Bedingungen des Werdens.

So ward 1791 das Geburtsjahr der Unterbietung, die seither auch über das Kulturleben ihre Herrschaft ausgebreitet hat. Zur Gleichheit zu erheben, meinte man, verwarf aber die Mittel der dazu notwendigen Erziehung. Es bedarf keiner Voraussetzungen, keiner Entwicklungen, keiner Wertbedingung und Qualität, das ist die faßliche Verkündung auf der revolutionären Bühne Frankreichs, die die Zuschauerwelt der Nationen in Atem hielt, so wie hundert Jahre früher das große Ausstattungs- und drapierte Heldenstück des Roi-Soleil. Einheit und Egalité, in den Rechten der Menschen wie in der Eignung der Völker für Frankreichs befreiende Ideen! Was Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" über den Weg und die Bedingungen der Fortschritte festgestellt hatte, Kant über die Begründung von Freiheit und Recht in der kategorischen Selbstachtung der Individuen dargetan hatte, tiefgründige Philosophie, eindringendes Geschichtsverständnis — alles, was die besten bahnbrechenden Geister bis zur fertigen Nutzanwendung geklärt hatten, wurde überrannt durch „Ideen" von so werbender Kraft, wie: daß man nur zu existieren brauche, um mit Allen die gleiche Berechtigung zu teilen, oder daß aus der arithmetischen Mehrheit sich das Richtige ergebe!

Der empörten Urteilsfähigkeit, wohin diese Verkündungen führen müßten, haben nicht nur Goethe und Schiller den noch heute vielzitierten Ausdruck gegeben. Sie hielt es so wenig auf, daß der „Unsinn" seine Siegeskraft entwickelte, wie die von englischen und nordamerikanischen Publizisten sofort vorgenommene Kritik an der französischen „Constitution" von 1791 ihre Zugkraft als Verfassungsmuster unterbunden hat. Denn das Eindrückliche, Gewaltige war eben das, daß durch die raschen

Neufranken, wie man in Deutschland damals die Franzosen gerne nannte, Tatsächliches geschah. Nach jahrzehntelangem Untersuchen und Philosophieren ward hier die Entschlußkraft erblickt. In der Realität dieses machtvollen Anstoßes liegt es begründet, daß sachlich das Wirkliche und das Papierene auf so lange hinaus in die Verwechslung kommen konnten. Arndts Urteil trifft am besten zu: daß aus den französischen Neuerungen nichts zu machen sei, daß die Vermengung jener Oberflächlichkeiten mit den bodenständigen Überlieferungen der Tod der großen Tugenden im Volke werde, daß aber nichtsdestoweniger dieser wilden und tollen Revolution verdankt werde, ein Feuermeer des Geistes ausgegossen zu haben, durch welches als ein Fegefeuer nur hindurchgegangen werden müsse.

Was Demokratie ist, darüber ist man sich viel klarer gewesen, bevor das Maßgeblichwerden Frankreichs die Begriffe verwirrte. Echter Demokratie liegen zugrunde die Persönlichkeit und das Besondere. Sie besteht in der Zusammensetzung der Gemeinschaften aus dem Individuellen, bei dessen bestmöglicher Wertsteigerung durch erworbene Erfahrungen und Erziehungen, sei nun dieses Individuum der einzelne Mensch oder das Einzelgebilde in der Staffel der Gemeinschaften. Wo nur immer die schöpferische Wirklichkeit beobachtet werden kann, geschichtlich und ethnographisch, schreitet sie von den kleineren, engeren Gemeinschaften zu größeren, umfassenden weiter. Demnach bildet sie die Verfassungen durch, so wie über den Grundsteinen des architektonischen Baus sich die symmetrisch gestellten Pfeiler erheben und, getragen von ihnen, sich das Gewölbe als Sinnbild der höheren Einheit schließt. Wie lange und wie weit in der Geschichte der Völker die Demokratie das Selbstschöpferische bleibt, hängt ab von dem Grad der Freiheitlichkeit in der Veranlagung der volklichen Individuen. Die Frühgeschichte der Ariergruppe zeigt diese Völker hervorragend selbstschöpferisch, im Vergleich mit vielen anderen, wo die Eigenschaften der Feigheit, Demut, Weichlichkeit, Sinnlichkeit, Lässigkeit oder der einseitigen Profitlichkeit infolge von irgendwelchen geographischen oder klimatischen Umständen die Imperative der Selbstachtung überwuchern oder sie doch schwächen. Die Arier in ihrer geschichtlichen Zerdehnung unterlagen dann selber Einflüssen, welche das Bild von ihnen fortan verschieden färbten. Wir wissen historisch, daß der tatstolze, lebensstarke Sinn der arischen Eroberer Indiens verwandelt ward durch das aus geringen Anfängen zielvoll sich zur geistigeren Kaste aufringende Brahmanentum, welches aber seinerseits die Geister unterjochte und gerade die schönere Tatkraft der weltlichen Gesinnung lähmte. Wir vermögen aber nicht mit wissenschaftlich gutem Gewissen die Gründe zu sagen, weshalb durchweg die Kelten im kindlicheren Stadium gegenüber arischen anderen Völkern stehen geblieben erscheinen, eintägiger, wechselvoller, reger in der Phantasie, im Witz, leichtgläubiger, zwischen Aufwallungen wieder so viel lässiger, fügsamer und begnügter. Römer, Germanen, unter den Hellenen besonders die Dorer erhalten sich den Stolz der individuellen Männlichkeit; das mit germanischer Anschaulichkeit gebildete Wort „Freihals“ lebt noch unter uns als Eigenname (Freels u. ä.) fort. Aus den urdemokratischen Anfängen aller Geschichte haben das Beste die Germanen gemacht. Sozial, politisch und im Rechtsleben haben sie am sorglichsten die Selbstachtung und die Achtung eines jeden, der sie verdient, gehütet, so auch das Prinzip der ordnenden Gemeinschaft, der Gegenseitigkeit und

Treupflicht. In der deutschen Geschichte haben jedoch schon früh die Vermengungen mit Fremdem und Dogmatischem ihren Einfluß geübt. Im insularen, angelsächsisch-normannischen England erhielten sich persönlich spröde Bewußtheit und vielteilige Selbstverwaltung minder durchkreuzt und weggedrückt, sie blieben die Grundlagen in der Weiterentwicklung. Im 18. Jahrhundert galt Englands öffentliches Wesen als das Vorbild einer wohlgeordneten Freiheit. Am richtigsten wurde diese von dem urverwandten Deutschland aus verstanden, von Möser bis zu Stein und Arndt, wobei jeder von ihnen auch der Meinung war, man solle nicht ein Muster herüberverpflanzen, sondern von dort für das Eigene lernen. In Frankreich wurde das englische Verfassungsleben schon von Montesquieu zu guten Teilen mißverstanden, indem er begriffliche Systematik sah, wo doch alles nur gewordene Geschichte war. Die Wortführer der konstituierenden Nationalversammlung folgten dann vollends, da Mirabeau durch den Tod weggenommen wurde, der ungehemmten Meinung, aus der Systematik der Idee eine verwirklichungsfähige vollkommene Ordnung herzustellen, geeignet, in ihrer erdachten Fertigkeit nicht nur Frankreich, sondern in der gleichen Form auch die Menschheit, die anderen Völker zu beglücken.

Aus schon gesagten Gründen fand dieser propagandistische Ehrgeiz im Ausland vielerlei Widerhall bei den begeistert Schnellfertigen. Zwar auch in Deutschland längst nicht so lebhaft und öffentlich, wie man es zeitweilig dargestellt hat. Doch in der Augenhöhe der Regierenden — Bureaukratie und durchschnittsgebildete Fürsten — standen die französischen Schöpfungen nun als das sich aufdrängende Neue da, dem gegenüber sie ihren Widerstand zu behaupten hatten oder ein zeitgemäßes Entgegenkommen zeigen mochten. So wurden *sie* die eigentlichen Totengräber der entwickelten Überlieferungen, gerade in dem Augenblick, wo aus englisch befruchtetem Einheimischem die Erneuerung gedanklich auskeimte oder — durch Stein in Preußen — der praktische Anfang mit ihr bereits gemacht war. Auch wo man die konstitutionelle Verfassung noch wieder ins Unbestimmte vertagte, nahm man doch für die Zentralisation das französische Muster zum handwerksmäßigen Schema, säuberte die Einteilung des Staates von den geschichtlich oder heimatlich erinnerungsreichen Namen. Was der Staat und seine Helfershelfer, wie die Post, dazu tun *können*, das haben sie getan und tun sie bis heute, daß das Volk keine Altmark oder keinen Breisgau, kein Vogtland, Dithmarschen, keine Goldne Aue kenne.

Die Franzosen von 1789 waren die *wenigst geeignete* Nation, um Freiheit und Demokratie erfinden zu wollen. Das Früheste, was die Römer von den keltischen Galliern unmittelbar erfuhren, war ihr *Mangel an Rechtssinn*, der dafür sich das höhnende Bonmot (Vae victis!) zu leisten wußte. Später, im transalpinen Gallien, fiel dem Julius Cäsar mit am bemerkenswertesten auf der Mangel an Männlichkeit; ein tapferes, vielbegabtes Volk, aber in der Lebenshaltung ist es Unzähligen bequemer, statt auf eigenen Füßen zu stehen, sich in eine günstige Abhängigkeit zu begeben; verächtlich bezeichnet der Römer diese Kommendation, wie sie rechtsgeschichtlich genannt wird, als servitus (B. G. VI, 13). Überall keltisch bestand, nicht nur in Gallien, die politische Ordnung in der lau anerkannten Unterordnung der Clane unter andere, und der Großclane oder Völkerschaften ebenso. Dieses lässige Steckenbleiben der politischen inneren Entwicklung hat die militärisch

tapferen und kecken Kelten, die unsern Erdteil einstmals von Umbrien bis Schottland und von Ungarn bis nach Spanien hinein bewohnten, überall unter fremde Herrschaft gebracht, und die meisten sind volklich vergangen und verschwunden. Das gallische Volkstum ist seit Cäsar von Fremdformen beherrscht worden, und schon vom kapetingischen Königtum sind die Zentralisation und Bureaukratisierung stetig durchgebildet worden. Um 1300, um die Zeit Philipps des Schönen, waren aus dem königlichen Rat die grundsässigen Persönlichkeiten verschwunden und an ihre Stelle getreten die Männer ohne Ar und Halm, die in der juristischen Begriffswelt beheimateten „Legisten", wie sie sich nannten. Obwohl zu den Generalständen von 1789 die Mitglieder noch aus dem Lande nach Paris oder vielmehr nach Versailles kamen, zeigen sie einen unerhörten Mangel an volklicher Realität im Denken. Kahle Abstraktheit der Begriffe, optimistisch überschwebt von jenem französischen Zwittergeist aus Naturwissenschaft und Phantasie, dem mit so vielem andern auch die witzigen Jules Verneschen Bücher verdankt werden, formte den neuen Menschheitsbeginn, der keines sonst Bestehenden bedurfte und würdig war, durch die neue Kalenderära dieser Revolution bald auch die Jahresrechnung von Christi Geburt zu vernichten. Vollkommener als das Parlament des schwerfälligen England sollte die zweite, 1791 zu wählende Versammlung das lebenswirkliche Frankreich repräsentieren, sollten sie die in den neuen Departements wohnende Nation zur optisch verkleinerten getreuen „Darstellung" bringen. Wer aber kraft der blutlosen arithmetischen Wahlordnung als die Veranschaulicher des für selbstmündig und souverän erklärten französischen Volkes in die zweite Nationalversammlung einrückte, das waren die Advokaten, 1791 noch in dem mäßigen Prozentsatz von 300 unter 750 Deputierten. Bekanntlich hat sich kein anderes Volk von je so wenig für seine Parlamente erwärmt. Schon 1791 entsetzten sich Madame Roland und andere Eifrige, wie teilnahmlos und unhöflich selbst die Pariser sich bezeigten. Begreiflich genug. Der einzelne Bürger empfindet das „Tua res agitur", sofern seinen Lebens- und Berufsverhältnissen eine öffentliche Geltendmachung geschaffen wird, was hier eben so gar nicht geschah. Diesen Parlamentarismus französischen Musters hat Bismarck höchst treffend die „zweite Bureaukratie" genannt. Aber die Deutschen haben die Fähigkeit des Glaubens. Dagegen ist es merkwürdig, wie seit früh Frankreich zu allem Rationalistischen geneigt hat, so auch in der mittelalterlichen Theologie zu Paris. Dieser volklichen Veranlagung des „Esprit" liegt ein flachgründiges rasches Begreifen samt ebenso rasch eintretender Kritik. Mehr als seelische Hingabe hat Frankreich Begeisterung, Impuls, Bewunderung, so lange sie der Ehre und der Ruhmsucht lohnen. Seit den Tagen der Gironde bis zu denen des radikalen Republikaners Clemenceau (von dem das Wort stammt: Ah elle était belle la république — sous l'empire!) haben unzählige witzig treffende Bonmots die erhabenen Ideen der Revolution zerpflückt. Aber man erfreute sich ihres Nimbus und lebte echt keltisch sonst mit ihnen hin. La France acceptera toujours ses maitres. Man nahm die Inzucht der Deputierten hin samt dem zugehörigen Apparat der Parteistreber, ließ es bewenden mit dem Achselzucken der Gebildeten und der Gleichgültigkeit der übergroßen Mehrheit. Die politische Teilnahme der Nation blieb an Persönlichkeiten geknüpft, die dem Prestige und ihrem, sie in kritischen Zeiten auszeichnenden nationalen Ehr-

gefühl genug taten oder nur, wie der General Boulanger, derartige Versprechungen gaben. Eine wirkliche Demokratie hätte die Aufrichtigkeit gehabt, den großen Widerlegungen der Revolutionsformeln durch de Tocqueville und H. Taine die gebührende Folgenwirkung zu geben. In den lesenden Schichten wurden diese Bücher durchaus verstanden und gewürdigt, de Tocquevilles zwei Bände über die „Demokratie" zu vielen Auflagen gebracht, und — sämtliche Parteien der Politiciens waren in der Verstimmung durch sie einig.

Alexis de Tocqueville, der die Demokratie als die unwiderstehliche Erscheinung der neuen Zeit anerkannte, ohne „über ihren Wert oder ihre Folgen urteilen zu wollen", wurde in Frankreich der erste große Lehrer einer wirklichen Demokratie. Er nahm seine Vorstellung nicht aus der freiheitlich deutschen Gedankenwelt, jener, die man im epigonischen Deutschland als klassische Literatur verstauben ließ, sondern schöpfte aus der persönlichen Anschauung des angelsächsischen Nordamerika, welches er bald nach der Julirevolution bereiste. Sein großes Werk „De la démocratie en Amérique" entdeckte die Persönlichkeit und die föderalistische Zusammensetzung für die Basierung freiheitlicher Einrichtungen, während das unitarische Frankreich gewohnt war, sich als deren Mutterland zu preisen. Ohne den germanischen Charakter seiner Erkenntnisse zu betonen, hob er desto schärfer den Irrtum der Zentralisation hervor, die den angeblich freiheitlichen Bürger „entnerve zum betätigungslosen Objekt oder sorglosen Zuschauer" einer durch betriebsame Minderheiten fraktionell verteilten Vormundschaft. Sachlich parallel mit einstmaligen Plänen des Freiherrn vom Stein zeichnete er seinen Landsleuten, wo man die Ausbreitung der Freiheit vom Baldachin der Konstitution herunter dekretiert hatte, den Aufbau von unten, vom selbstmündigen Individuellen zum Ganzen vor. So nur erwartete er jene allgemeinere Erziehung zur Verantwortung, welche in Frankreich eine volkliche Meinung, eine nicht so der Politik überdrüssige, dem modischen Genußleben sich überlassende Öffentlichkeit heranbilden würde.

Es ist dann anders gegangen. Nicht Einrichtungen haben zur Ertüchtigung geführt, sondern Ereignisse. So vieles in Frankreich widerwärtig und unwürdig bleibt, die Débacle von 1870 und in der Folge die Bündnisse der Revanche wurden der Ausgang einer willensvolleren Energie, die durch einen geistigen Kreis von ernsthaften Patrioten die französische Gesamtentwicklung nachzuprüfen begann. Nicht zu wenigst — es seien hier auch die Arbeiten des sehr nationalen Prof. G. Blondel über die deutsche Landwirtschaft gestreift — zog man Vergleiche, was vornehmlich das Kraftvolle der Deutschen und des Deutschen Reiches, so wie es von Bismarck aus geschichtlichem Denken geordnet wurde, sei. Aus alledem, nicht allein aus einer späten, nun doch noch einsetzenden Folgenwirkung der Tocquevilleschen und Taineschen Kritiken, sind die beiden Bewegungen hervorgegangen, die eine erstaunliche Reaktion gegen die ganze französische Geschichte seit den Kapetingen bedeuten. Unter dem Namen „Régionalisme" arbeitet diese neue Gedanklichkeit daran, der französischen Provinz das ihr seit Jahrhunderten ausgesogene Eigenleben zurückzugeben. Die weitere Bewegung der „États-généraux" gibt sich das Bekenntnis zur Geschichtlichkeit sogar zum heraldischen Namenszeichen. Ihre Zeitschrift heißt Cahiers des États-généraux, im Anklang an die berühmten Cahiers von 1789, diese schrift-

lichen Verhaltungsmaßregeln, welche den Entsandten des dritten Standes aus ihrer Heimat mitgegeben wurden und noch nicht der Dogmatik der Parteien, sondern der realen Kritik entflossen, wodurch zwar, wie dargelegt, das Reale doch nicht positiv auch fruchtbar wurde.

Die geplante neuartige Körperschaft der États-généraux würde nun weder den alten drei „Ständen" gleichen, noch soll sie eine bloß wirtschaftliche Vertretung sein. Der Gedanke ist, wirklich dasjenige zu erschaffen, was 1791 zu so handgreiflicher Lüge wurde, die lebenswirkliche „Repräsentation" der französischen Gesamtheit. Alle geistigen, moralischen, beruflichen Kräfte des französischen Volkstums sollen in ihr, ihrer natürlichen Gestalt nach, durch Vertretung vereinigt sein, die Kirchen, die Universitäten, Akademien, gelehrten und künstlerischen Verbände, die Berufsvereinigungen der studierten wie der produktiven und gewerblichen Schichten, sodann aber auch der Regionalismus als solcher, durch landschaftliche und kommunale Abgeordnete.

Das alles ist nichts so sehr Originales, da es nur wieder die ins Recht gesetzte natürliche, geschichtliche Gemeinschaft ist. Es gab neuerlich Zeitpunkte, die bei uns in Deutschland zu verwandten, gut demokratischen Ausgestaltungen hätten führen können oder sollen. (Vgl. meine Schrift, die auch auf Bismarcks Anschauungen Bezug nimmt, „Parlament oder Volksvertretung? Selbstvertretung der Berufe und der Arbeit. Volkliche Entwicklungen und parlamentarische Entwicklungen in Deutschland, England, Frankreich", Halle, Mühlmann, datiert 1918, abgefaßt zur Zeit der noch schwebenden Wahlreform im königlichen Preußen.)

1817 hat man in Deutschland die französische Schablone einzuführen begonnen, 1917 bis 1919 erlebten wir die letzten Konsequenzen. Dagegen sucht nun Frankreich von den Trugideen, die es zum Gedankeninhalt der Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts hat machen können, loszukommen und neu vor 1789 anzufangen. Jene États-généraux, die von einer schon ansehnlichen Bewegung gewünscht werden, sollen jedoch nicht schon selbst regieren. Sie sollen neben Kammer und Senat treten, um die wahren Meinungen und Bedürfnisse der Nation festzustellen und sie so dem Deputiertenparlament an die Hand zu geben. In die Taktik der maßvollen Zurückhaltung läßt sich kaum mehr Ironie hineinlegen. Der Advokatenstaat erkennt denn auch, daß man ihm ans Leben trachtet. Mehr gereizt als geistvoll erklären die offiziösen Blätter, wie der „Temps", die Bewegung für reaktionär und antiparlamentarisch. Das ist zweifellos ebenso richtig, als es nicht beweist, sie sei psychologisch verfehlt. In der Tat sieht aus ihr auch dieselbe monarchistische Gefühlsrichtung hervor, wie aus den französischen Komités, die seit dem Weltkrieg sich in äußerst naiver, nur den Franzosen erlaubter Weise mit nationalistischer Propaganda ins neutrale Ausland richten.

Vor Jahren sind bei uns die gesunden Gedanken des Herrn Dietrich von Örtzen zur Reform des Mecklenburger Landtags vernichtet worden durch den Befund des Herrn Pachnicke: sie seien falsch, weil das gar kein richtiger Parlamentarismus sei. Abzuwarten ist zur Stunde, da dies geschrieben wird, ob gleiche Logiken gegnerischer Selbstbefangenheit nicht eher der jungen französischen Aktion willkommen und günstig sein werden. Nebenbei wird ihr wohl auch, ohne Spott gesagt, der Faszismus Italiens ein Ansporn zur Ausdauer sein.



Die Legende vom verzauberten König

Von Eberhard König

(Schluß)

Im Palas droben war festlich Leben. Lichtflut ergoß sich in den Burghof und hub das dichte Laub der alten Linde über der Roßtränke aus der Nacht, daß es bläulich erglänzte. Der Mann, der sich drüben im Schatten des Laubengangs von Pfeiler zu Pfeiler drückte, ersah das; zum ersten Male sah er's recht und sprach bei sich: „Mein alter Baum, wann ist dir Schlaf vergunnt?" — ein zärtlicher Gedanke, des er ehegestern noch gelacht hätte, so ihn etwa ein sinnig Fräulein hören lassen. Wie war er hieher gelangt?

Aus Tagen einer wilden, verirrten Minne, Prinzentagen, wußt' er draußen ein verstohlen Pförtlein, dann einen langen Kellergang, der ihn dermalen in mancher Nacht ans Ende des Wildgartens geführt hatte, wo in einem verschwiegenen Waldhaus weißer Arme Umfahen seiner harrte. Ein Sprung über die Mauer dort am entlegenen Orte brachte ihn nun, nachdem er jeglichen Zugang durch Gewaffnete gesperrt befunden und zweimal seine Burg und ihren Bereich verzweifelten Mutes umstrichen hatte, endlich auf sein Eigen, seiner Väter Erbe. Unbehelligt hatte er sich, ungesehen, wie durch ein Wunder, bis hier in den Burghof vorpürschen können.

Sehnsüchtig, das Herz durchbrannt von Höllenpein, spähte er empor zu der Fenster traulicher Helle. Geigen sangen dort, Flöten lockten und Schalmeien. Sie traten da oben den Reihen; jungholde Stimmen lösten das Spiel ab in Tanzweisen und Wechselgesang; Händeklatschen und Füßestampfen erscholl. Und inmitten der Festfrohen sie, Lenzblumen im wehenden, seidigen Haar! Wer führt sie an der Hand? Verflucht, was mußt' er sich heute verzehren nach dieser weißen, schlanken Hand, dem Neigen ihres Nackens, dem Duft ihres Leibes, all seinen Wonnen und Wundern, die ihm niemalen noch sein Blut so wallen gemacht? Bis zum Halse schlug ihm das Herz, in den Schläfen rauschte der Sturm seiner Sinne.

Horch, eine volle Mannesstimme wird drüben laut. Aus der halbdunklen Halle kommt's, wo jedes Wort so dröhnt, wo rechts und links vor den Pfosten der breiten Stiege die beiden sarazenischen Rüstungen Schildwacht halten. Da — eine hohe, dunkle Gestalt. Herr meiner Seele, ganz wie die meine: — *der andre!* Und er ist nicht allein: an seiner Rechten geht eine Frau. Jetzt von der Höhe der Stiege her überfließt sie ein Schein, weiße Seide schimmert an ihrer Schulter, Geschmeide glimmt auf im leuchtenden Haar — ich wußt' es!

Sie treten heraus in den Burghof, die beiden. Erbarmer der Menschheit, wie halt' ich mein Herz! Deutlich vernimmt man nun jedes Wort, die Nacht ist so still, und der Mensch dort kann seines Mundes Vollklang nicht dämpfen, wie ich. Wie zart er aber jetzo bittet: „Fühlst du nicht mit mir, Geliebte? Komm hinauf in den Garten, den stillen. Denk', wie mag der im Monde jetzt baden. Fraue, wie lange doch gingen wir nicht unter schlummernden Bäumen mitsammen!" Und er reicht ihr die Hand, zaghaft legt sie die ihre hinein, andachtvoll neigt er die Lippen darauf. Horch, ihre liebliche Stimme spricht, und es klingt, als lächle sie weh und verwundert

dabei: „Mein Herr und Gemal, wie du so gütig heut bist.“ Was der entgegnet, ganz leise diesmal, so flehend leis, der Lauscher erlauscht es nicht.

Auf einen niederen Torbogen zu, der halb verhängt von üppigem Gerante, schritten die zwei, Arm in Arm. Sein schwarzes Dunkel nahm die großen Gestalten dahin. Langgezogene Sehnsuchtrufe einer Nachtigall lockten aus der Ferne und schienen den nächtlichen Raum zu weiten; schwer war an Düften und schwellendem Leben das Dunkel. Auf nackten Füßen, wie mit Meuchlertritten, glitt es den Entschwundenen durch die finstere Wölbung des Tores nach.

„Liebe Fraue, nun vergib mir“, hörte bald hernach ein atemlos Geduckter, auf den Knien im dichten Buschwerk liegend, den, der ihm glich, zu dem Weibe sprechen, nach dem seine eigene Seele schrie; zwei Schritte nur von ihm saßen sie dicht beieinander auf einer Bank. „Grenzenlos, Liebste, muß dein Verzeihen sein!“ — „Vergeben, mein Gemal? Was hätt' ich dir zu vergeben? Ich bin deine Königin.“ — „Gunhild, nicht mehr?“ Sie hielt das Haupt geneigt, ihr Busen stieg und sank, dann nahm ein Seufzen die Worte mit, tonlos in ihren Schoß gesprochen: „Ich hoffte es einmal.“

Da schrie es auf in des Lauschers Herzen: „O du! Holdselige Frau Geduld! Ist es denn zu spät?“ und er hätte sie an sich reißen müssen — sieh, da riß der andre sie an sich und klagte die nämlichen Trostesworte in den Duft ihrer Haut, indem er die heißen Augen auf ihren Hals preßte: „O du! Holdselige Frau Geduld! Ist es denn zu spät?“ und hub sein Reugesicht, umfing ihre zarten Wangen in beiden Händen und senkte flehende Augen in ihre, die in demütiger Seligkeit aufleuchteten, und fragte bescheidenlich noch einmal: „Ist es zu spät?“

Dem andern aber war es, als tät' er selber das alles mit *seinen* Händen, *seinen* Augen, dem Laut *seines* Mundes und *seines* Herzens wehwilden Schlägen, ja, o Wunder, als wolle dabei sich die Pein und Not von seiner Brust lösen! — Und nun ergoß sich's freier, wie aus *seinem* Innern, einem enteisten Frühlingsbache gleich; dem Verborgenen stund schier das Herz still, hin und her geschleudert war er zwischen Verzweiflung und Seligkeit, beschenkt und begnadet, ausgeraubt und verworfen. Erst war's ein Klagen, ein reuig Klagen: wie wenig er doch ihres Wertes acht gehabt bis heute, und wie er nun erst in tiefster Erschütterung sich ihres holdseligen Bescheidens, ihres geheimen Opferdienstes an seiner Seite bewußt geworden. In allem Glanze der Königin, war sie nicht eine Dulderin, gewohnt zu harren, wann sein immer tatkräftiger, stets in die Weite langender Sinn ein flüchtig Stündlein der Rast, mehr höflich, denn zärtlich, für sie übrig hätte, ach, wie einen Kuß aus dem Sattel herab! Heut wußt' er, auf einmal, um ihr still geduldig Werben, heut war's ihm aufgegangen, wie sie so einsam neben ihm auf fürstlicher Höhe dahingelebt; mit wehem Erschrecken zumal und hoffender Wonne hatte es ihn befallen, welch ein herrlich Reich ihm, so nah seinem Herzen, noch zu erobern geblieben. „O du meine Fraue!“ nannt' er sie, der königliche Schwärmer, und sprach wie ein Sänger der Minne, und überschüttete die Erglühende mit flüsternden Zärtlichkeiten. Der duftenden Nacht gedacht' er, in Scham und Reue, die ihm unscheidbar schier, schmählich mit anderen Liebesnächten ineins geronnen, da er zum erstenmal die Erbebende umarmt. O, er weiß es heut: da hatte sie ihm mehr gegeben, denn

er genommen, zu nehmen vermocht — er hatte es nicht verstanden. O, heute! heute wollt' er die Welt umfangen, wenn er ans Herz die Geliebte schlösse!

In die Zähne die Faust preßte der Lauscher, nicht aufzuschreien! O dies Bekennen, dies Sehnsucht- und Liebeergießen — mein alles! mein! Das verfluchte Gespenst trägt nicht nur mein Antlitz, meine Gestalt, führt nicht nur meine Stimme im Munde — mein Leben lebt er, weint mein Weh, liebt meine Liebe, bekennt meine Schuld, denkt jeden Gedanken mein! Und ich? Was bleibt von mir selber? Willst du mich verwehen lassen wie ein Wölklein Herdrauchs überm Dache, allmächtiger Gott, wie Tau, den die Sonne hinwegtrinkt? Hier, hier schlägt doch noch immer mein Herz, mein gequältes; unterm schäbigen Wamse, das mir nicht gehört, fühl' ich's mahnen: Ich! pocht es, Ich! Bleibt mir nicht Ort und Weile, Gott, in deiner Welten Zeit und Raum?

Er lag auf seinem Angesicht, zernichtet, den gekrümmten Arm unter sich, die gemarterte Stirn darein vergraben. Leuchtkäferlein gaukelten ihr buhlerisch Glimmerspiel um sein zerschlagenes Haupt. Wer ist weniger in Gottes Welt denn ich?

Wie ein schändender Schlag ins Gesicht, so brannte ihn der eigene Gedanke. Aufgesprungen stund er, hoch in der Mondhelle: Tod und Verdammnis, geb' ich mich drein? In zertretenes Leben, in wimmernde Not? Aufgesprungen stund er, die Fäuste geballt, lechzend, lechzend — wo? wo?! Verklungen vor ihm die minnigen Flüsterstimmen, fort er, der Räuber seines heiligsten Glücks, fort die Betörte, Truggenarrte, mit ihm Verzauberte; auf der leeren Bank wie ein weißes Leilach lag das Licht des Mondes. Wo? wo find' ich das Paar? Wo den Verfluchten? Zornbebend aufstund in ihm das Mannesgefühl, Gedanken an Rache und Mord, an Waffen, Kampf und Gottesurteil, an ein letztes Entweder—Oder durchbrausten berauschend, betäubend sein Hirn: Nur ein Ende! Er oder ich; Leben oder Tod. Laß sehn doch, feindlicher Gott, wie du's meinst mit mir!

Wo der Berggarten hinanstieg zu dem beherrschenden Hügel, den ein alter breitästiger Ahorn krönte, dort oben ersah er die zwei, eng aneinandergelehnt, und der Mond wob ein verklärend Glanzgespinst um ihrer Häupter Innigkeit. Dort oben sah man auf die Dächer der Burg, sah hinab auf die Stadt mit ihren Giebeln und Türmen und weit hinaus in das gesegnete Bergland. Warum hemmte ein jähes Erschrecken des Ergrimmten stürmenden Fuß? Ein lähmend, beschämend Besinnen war's: er kannte die Schau von da oben her, kannte sie zu solcher mondnächtigen Stunde! Einstmals hatte er von dorten das stille Licht gesehn aus der Königin Schlafgemach, und neben ihm war da ein Weib gestanden, das hatte kichernd ein ungeziemend Wort gewagt über den wehmütigen Gruß jener keuschen Leuchte — genau so hatten sie damals beide gestanden wie heut die dort oben, war's doch wie ein boshaft äffender Spuk: ganz so wie die, eng aneinander gelehnt! Da hatte er rauh die Dreiste angeherrscht und sie von sich geschütfelt. Lange hatte es ihm wie eine Schande in der Seele gefressen, daß er also teil gehabt an der Gemeinheit — ein König, und gemein! Das lang Vergessene, heute war's wieder da, seiner Entrüstung in den Arm zu fallen.

Er stund noch verziehend, im Ohr den schnöden, herzleeren Klang jener Dirnenstimme, die ihn verlachte in seinem Zorn, versenkt wie in graue Schlammflut in

seiner Unwürdigkeit stumpfes Gefühl; in der Ohnmacht einer Schuld, die so lange begraben geruht, ohne Willen und Mut zu sich selber, ohne Wehrkraft und Antrieb — da wandten die beiden dort oben sich still zum Gehn, den Hang hernieder, ihm selber zu. Er hatte, der andre, den Arm um die Hüfte der Frau gelegt, sie wandelte wie getragen, an seine Schulter geschmiegt. So kamen sie näher. Der Köng im Bettlergewande wich beklommen aus ihrem Wege, er wußt' nicht, warum, und stund im Schatten, verhaltenen Atems. Der Mann trug im Schreiten das Haupt so feierlich, die Augen brannten ihm unter der Stirn wie eines Gottesboten — war das noch sein Ebenbild? Hoch und hehr wie schwebende Traumgestalten, von silberner Klarheit einer Geistwelt umlichtet, so schritten sie ihm gelassen und schweigend vorbei, als wär' er unsichtbar, ein Schatten im Schatten; der Mann, der seinen Raum in der Welt ihm genommen, die Frau, die er liebte wie seine Seele, die ihn nicht vermißte — wie in feiernдem Reigenschritt eines fremden Weihedienstes — er, welch ein ragendes Königsbild, sie, hingegeben die Lider gesenkt, ein traumhaft Lächeln um den holden Mund — und sie schritten hinab.

Er sah ihnen nach, ungläubig und sinnverworren, wie ein mühsam Erwachender, der sich des Tages besinnen und doch den entgleitenden Saum seines Traumes noch halten will, sah ihnen nach wie im Starrkrampf, bis sie entschwunden waren. Dann brach er zusammen, wie gefällt von einem Streitkolben, und sank in den Abgrund rettungloser Vernichtung. Beseligt sang vom Wunder der Liebe die Nachtigall. Der lag am Boden und weinte, weinte, als müßt' es das Herz ihm zerbrechen.

Da er sich endlich erhub, hatte der Mond eine weite Reise getan; dunkel lagen Garten und Schloß. Kühle überfröstelte seine Schultern. Ratlos und dumm stund er, ziellos und weglos, gleich einem Trunknen, den rohe Kumpane liegen gelassen, der vergessen, wo er daheim. Ja! Trunken war er vom bittren Tranke des Jammers. Mitten in seinem Erbe und Eigen hier, und doch verloren in Weltallsweiten.

Er schritt, er wußt' nicht, wozu, durch das Tor zurück, groben Hall gab sein Tritt unter dem Steingewölb. Mag man mich hören und fahen, mag mich ein Wächter erschlagen — was tut's? Mich, den Überzähligen, Vergessenen, den Mann ohne Hausung und Heim, Namen und Recht! Mich erschlagen? Hoho! Ein wilder Urlaut, der nichts Menschliches hatte, ein Geheul von Weh und Wut, stieg ihm, ihm selbst zum Entsetzen, aus seiner gequälten Brust: Käm' nur einer! Heia, da fänd' ich mich wieder. Könnt' ich dir, Gott, jetzt ein Leben entreißen, einen Mann mir zu Füßen strecken! Warum stellt er sich mir nicht? Er, den ich nicht nennen mag, der mit der verfluchten Hand um ihre Hüfte, der ... o! Hilft mir nicht Gott, so helfe mir Satan: er schaute empor zum Fenster des Schlafgemachs, dunkel war's droben! Ich steig' empor, geh's wie es wolle! Ein Schwert, eine Streitaxt! Zur Rüstkammer!

Er taumelte über den finsteren Burghof. Die Linde, nun schlief sie. Er neigte sich nieder zur Tränke der Rosse und schlürfte das kalte Wasser wie ein Tier in die verdorrte Brust. Weiter, weiter! Etwas muß werden, geschehn, irgendwas, und wär' es ein blutiger Graus. Lässiges Volk hier! Seht doch: kann hier, wem es beliebt, ungehindert sich nächtens ergehen? Er traf keine Seele. Wohin doch jetzt?

Was wollte er doch? Nichts. Was kann ein Nichts auch wollen? Gehn oder bleiben, hier oder dort, alles ist eins. Er dürstet nach Lärm und Gewalt, Schrecken und Blut — zur Rüstkammer, freilich: erst ein Gewaffen! Ah, seine Rechte sehnt sich, den Schaft einer Axt, einen Schwertgriff zu umspannen, wie sie sich nach der warmen Hand jener Frau dort oben gesehnt. Still doch von der — vorbei das, vorbei! Aber Mann! Mann sein! Das muß ich, endlich, sei's nicht an Weibes Busen, so im wehrlichen, ah, im mordlichen Hochgefühl, das aus dem Eisen rinnt, aus der Faust in die Adern strömt und den Mann sich, den Gegner sucht!

Er stolperte über eine Steinstufe und ließ sich willig nieder, strich sich über die dumpfe Stirn. Die Rüstkammer, wird sie nicht geschlossen sein, du Narr? und finster dazu. So ist ja alles ohne Vernunft und Sinn, was ich tu' und will. Ich darf nichts wollen und tun. Nichts. Ach, ich will ja nur eines — wer mir gesagt hätt', daß das so viel, so über Maß und Begehren viel! —: meines Lebens will ich noch einmal inne werden, meines armen Ichs, Grund fassen, Boden fühlen im ungeheuren, leeren Raum, in all dem Entsetzlichen, namenlos Fremden, das nichts von mir weiß, im Guten und Bösen mich nicht meint! Wie komm' ich ans große Leben heran, ich Ausgestoßner, Versprengter des Lebens? Oder — starb ich schon längst? Ist, was hier umgeht und Ich sich nennt, nur mein Gespenst noch, ein alberner Spuk? Und so stürzt und stürzt er — tiefer und tiefer —

— und fällt in Gott. Wie kann's denn anders sein? Wer ins Bodenlose fällt, den fängt Gott auf. Unversehens ist es da, daß sein Arm dich umschließt, daß dich sein nachtblauer Mantel umhüllt; in Augenwinks Dauer ist es geschehn — und geschah doch mit nichten von ungefähr, hast du auch nichts verspürt in deinem Wachsein über Tag von all dem stillgeheimen Werden und Bereiten im heiligen Dunkel deiner Seele, da, wo die eherne Pforte hinabführt ins Unbetretene, ins Raum- und Zeitlose, die Pforte, zu der der Zugang in manchem Menschen heillos verschüttet ist, bis zur Unauffindbarkeit und Verschollenheit; bei andern sind Angeln und Schloß verrostet, und wie sie mit Fäusten darwiderschlagen, sie tut sich nimmer auf. Hier war sie vom Erdbeben eines ungeheuren Schicksals lautlos aufgesprungen, auf einmal wehte der Hauch der Ewigkeit aus den Tiefen herauf durch alle Räume, durch alle Kammern schritt ungehindert Gott, jeden Winkel erfüllte, erhellte, erwärmte seine Gegenwart.

Steinschwer saß der königliche Dulder noch immer auf seiner Schwelle, als schon die Dinge um ihn in keimender Dämmerung Gestalt zu werden begannen, in der alten Linde, die ausgeschlafen ihre mächtigen Zweige zu recken schien, die ersten Vogelstimmen erwachten und im Brunnentrog darunter ein frühes fahles Schimmern erglomm. Allmächtig hatte es ihm die Hände ineinandergezwungen: was ich schon so tief erlebt, seit jener furchtbaren Stunde in meinem Felsengemach, nein, seitdem der Alte im Bergwald droben, von Blitzen umloht, Gottes Heimsuchung mir angesagt, sollt' es umsonst erlebt sein? Gibt's ein Umsonst in der lebendigen Welt? Wog all jene Beseligung und Erlösung nicht die ganze Weltverratenheit dieser trostlosen Stunde tausendfach auf? War da nicht schon ein Überwinden gewesen, ein mannhaft Bestehen, ein Sieg im Geist? Bin ich das nicht gewesen, derselbe, der hier so jammervoll darniederliegt, der gestern im einsamen Wandern all die Glaubens-

gewißheit und heitre Gelassenheit eines neuen, höheren, gottgetragenen Mannestums, Heldentums, Königtums aus sich geboren hat, angerührt von Gottes Zuchtmeisterhand? Vor dem Worte fürchtete ich mich, dem Worte Demut — „meinst du, Demut litte?" Kann Reife verloren sein? Erkenntnis verschüttet? Lebendigster Lebensstunden Gewinn ein Wahn, der mit der Stunde seines Aufleuchtens dahin wäre? Immer heller ward's in ihm, immer gottgewisser, selbstgewisser. Da hub im Gipfel der Linde die Drossel ihr Morgenlied an, und der Gottgeprüfte lächelte zum ersten Male und grüßte feuchten Auges zum Fenster hinauf, wo sie schlummerte, und sprach getrost bei sich: Auf Wiedersehn, du Liebe! und schaute beherzt um sich: O du holde Welt!

Da war es nun ein Doppeltes, ein Bild und ein Wort, ein kleines, flüchtiges Bildchen — und ein großes, ewiges Wort, das in diesem gesegneten Augenblick zu seiner Seele sprach, die nach Freiheit in Gott sich emporrang, nach Freiheit, die da Demut ist: Ein süßer Mund, in vertrauender Hingabe lächelnd — so hatte ihr lieblich Haupt an der Schulter des Hohen gelegen, der wie ein Führergeist sie gleichsam hergetragen hatte vor seinen sicheren Schritten. Ohne Bitternis, ohn' Liebesnot und Neid konnt' er des Bildes gedenken, überwältigt allein von der Sinngestalt der Erscheinung. Und das große, das ewige Wort? Es war das Heldenwort des Bescheidens ohnegleichen, das der größte und heiligste aller Überwinder im Garten von Gethsemane gesprochen: „Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst."

Laut sprach er sich's vor, immer wieder, und ermaß es ganz, ermaß das Herrentum des Gehorchens, das Erhöhungsglück der Demut, und ward ruhig, ganz ruhig darüber, und erstund nun in Gottgeborgenheit, also daß er jetzt, wie ein zufriedener Mensch, der das Seine getan und alles Weitere einem Höheren anheimgibt, beschließen konnte: Erst einmal schlafen jetzt! Das alles wird Der schlichten, der mich nicht mehr von der Hand läßt; es kann mir nichts geschehen.

Schlafen — wo? Er schaute lächelnd um sich. Eine Kette klirrte. Warm wallte ein Liebesgefühl in ihm auf: er stund vor dem Marstall und dachte seines Leibrosses. Er vermochte von außen den Riegel zu heben. Wohlig schlug ihm die Wärme der Rosseleiber entgegen. Es war ihm, als hätt' er schon ein Stück seines Eigens sich zurückgewonnen — seine lieben Rosse! Er ging durch die Dunkelheit den ihm vertrauten Weg zum Stand seines Rapphengstes; eine trübe Laterne, die vom Gebälk hing, gab nur matten Schein. Das große Tier drehte ihm das feine Haupt mit den glänzenden Augen zu, schnob in seine Hände und wieherte freudig auf. O seliger Trost, noch seligere Verheißung: der Hengst hatte seinen Herrn *erkannt*! Das war der Anfang der Wiedereinsetzung in sein Selbst. Er schlang den Arm um des hohen Tieres Hals und legte die Stirn an das weiche, warme Fell, Tränen rannen über seine Wange, die taten gar linde. Nun wußt' er seines Leides Endschaft nahe, fühlte den Zauber weichen, empfand die höhere Würdigkeit vor, zu der ihn die Lehre seiner Erniedrigung umschaffen wollte.

Da packte ihn von hinten eine Faust am Kragen — der Stallknecht. „Gottlob!" lachte er auf, „so schlaft ihr doch nicht alle hier!" Blitzschnell hatte er sich umgekehrt und den Angreifer niedergeworfen; der wollte lauthals schreien, da hielt er ihm die Hand auf den Mund gedrückt und kniete über ihm, der sich solches Gegners nicht

versehen hatte. Der Mißgriffe und Possen dieses Schlages war er satt, er mocht' sich nicht mehr herumbalgen mit solchen, die auf seine Mummerei hereinfielen. Er gebarte ganz als Herr; die Größe der Stunde und seines Erlebens, dazu der Nachdruck seiner Faust gaben ihm und seinen Worten und Geberden eine unbedingt gebietende Gewalt, also daß der arme Kerl verstummte, das Unglaublichste glaubte, in banger Scheu gehorchte und kopfschüttelnd duldete, daß der unheimliche Gast, mit dem schlecht spaßen war, in seinem eigenen Verschlage zwischen Futterkasten, Lederzeug und Geschirr auf seinem Strohlager sich zur Ruhe bettete. Dort schlief er alsbald einen brunnentiefen, traumlosen Schlaf.

„Mann du! steh' auf! — Heilige Gottesmutter, bist du denn tot, Kerl? Hörst du nicht das Getümmel, das Gellen der Hörner und Drommeten?“ Der Schläfer saß auf und fand sich nur mit Not zurecht. Hörner und Waffenklang, und an seinem Bett in tausend Ängsten der Mensch — freilich, das war ja der Roßknecht, dem er den Herrn gewiesen. „Krieg ist!“ schrie der ihn an, „alle Reisigen sind im Sattel. Unheil über Unheil, der König fehlt!“ „Der König fehlt? Um Gottes Barmherzigkeit, der König fehlt?“ Es klang wie ein Jauchzen. „Weg, verschwunden, als hätt' ihn der Leibhaftige geholt, kein Mensch sah ihn; die Königin nicht, seit er zur Nacht mit ihr im Berggarten gelustwandelt. Nun kam heut früh schweißbedeckt ein Ritter gejagt und scheuchte das Schloß aus den Betten: der Feind brach ins Land! All ihr lieben Heiligen, was soll aus uns werden? Der König ist nirgends zu finden!“

Mit hellem Lachen sprang der Bettler von seinem Nachtlager. „Heia, der findt sich schon! Zur Rüstkammer, Knecht! Was stehst du so blöd, gehorchen sollst du! Wo ist Dietleib?“ — „Was weißt denn du vom Dietleib?“ — „Zur Rüstkammer, sag' ich, wenn du deinen Herrn lieb hast!“ und er packte ihn ums Handgelenk und zog ihn mit sich. Dem verging Hören und Sehen.

Durch den langen Stall ging's, die meisten Stände waren leer, von da über einen Flur — wie der Landstreicher Bescheid wußte! — dort rannten Männer kopflos genug durcheinander, Waffen in den Händen, keiner hatte der beiden acht. Dann zerrte der Unbändige den atemlosen Roßknecht eine Steinstiege hinan, stieß eine eichene, eisenbeschlagene Türe auf. Die Waffenkammer war fast geräumt, alle Wände kahl, Truhen und Kästen aufgerissen, Rüstzeug und Gewand am Boden, nur des Königs Harnisch und Helm mit dem reichen Goldgeschmeid stund aufgerichtet vor dem dicken Pfeiler. „Jetzo kenn' ich dich, du Hund, du Spitzbub!“ damit fiel der getreue Knecht dem Eindringling in den Arm; der war schon am Werk. „Hilf, du Tölpel!“ donnerte er ihn an, unwiderstehlich, „red' nicht, denk' nicht, schau' nicht so gottverlassen drein; hilf mir mich rüsten, es ist schon das Rechte, wenn's auch nicht in dein Hirn hineingeht.“ Auf dem Hofe wuchs der kriegerische Lärm, das Geschrei und Getümmel. Der Knecht staunte fassunglos, wie der Mensch, der da bei ihm im Stall genächtigt, der arme Lump, hier wie zu Hause tat, wie er alle Schreine und Kästen erbrach, jedes Gewandstück und Wehrgeschmeid kannte und fand; wer kann wider Gott und solchen Unmenschen? Unter seinem übermächtigen Herrenwillen flogen ihm die gehorsamgewohnten Hände — auf einmal stund der Ungeheuerliche von Kopf zu Fuß gewappnet vor ihm — Gott sei uns gnädig: leibhaftig wie der König, lachend und strahlend! Und saß ihm alles, als wär's ihm an

den Leib gewachsen. Unwillkürlich hub der arme, verdutzte Gesell die abgestreiften zerrissenen Hosen vom Boden auf, sah sie zweifelnd an, sah das ritterliche Königsbild an — laut auf lachte der Gast: „Die schenk' ich dir, Freund; wahr' sie wohl und weis' sie mir zu guter Stunde: hast eine Gnade dafür gut bei mir." Damit setzte er den Helm aufs Haupt, das Visier rasselte herunter, das Schwert zuhanden, eisenklingend und sporenklirrend stürmte er wie ein Wildfang von Edelknaben die Stiege herab. Der gute Knecht sank verzweifelt, betäubt auf eine Truhe und preßte die Fäuste an die Ohren: „Ich bin verloren, das ist mein Tod, ich reiße aus! Heilige Gottesmutter, ich konnt' nicht anders, der Unmensch, der Unmensch! Den Satan hat er im Leibe oder Gott hat ihn gesandt — weh uns, und der König ist verschwunden!"

Da brauste vom Burghof donnernder Jubel herauf und freudiges Waffenklingen. Er eilte zum Fenster: „Ich glaube gar, das tolle Volk nimmt ihn für den König?" Auf seinem Rapphengst vor den Rittern und Reisigen allen ritt der eben Gewappnete. „Wahrlich, ich will kein ehrlicher Kerl sein, ganz wie der König selber! Haha, ihr armen Narren, wenn er das Helmgitter aufschlägt, sollt ihr euer blaues Wunder erleben!"

Neben dem Könige, den zum Jubelsturm der Pauken und Drommeten alle Banner, Lanzen und Schwerter grüßten, hielt auf einem gewaltigen Braunen der streitbare Erzbischof; der war sein Heermeister und Feldherr; über dem Eisenkleide trug er das hohenpriesterliche Gewand, in der Rechten führte er den wuchtigen Streitkolben. „Herr," sprach er, „wir suchten dich allerenden, die Not war groß. Die Königin, unsere Fraue, hat heiße Tränen um dich geweint." — „Es sollen ihre letzten gewesen sein. Laß es noch mein Geheimnis sein, Erzbischof, bis meine Stunde gekommen," klang es aus dem Helme: „meine und Gottes! Ich war, wo Gott mich gewollt, wo es mir gediehen, mir und allen. Glaube, Meister und Lehrer des Glaubens! — Ist alles bereit?" — „Fragst du, Herr? Doch verzeih: ist es auch dein Geheimnis, daß du deinen Getreuen heute dein königlich Angesicht verbirgst, das uns allen so bitter not?" — „Auch das, ehrwürdiger Freund. Ehr' es und heiß' es die anderen ehren!"

Da teilten sich die Scharen der Ritter, und mit ihren Frauen allen ging die Königin daher. Ob er sein Helmgitter jetzt nicht auftun wird? dachte der Priester, dachten sie alle, Ritter und Mannen, die ob der seltsamen Laune ihres Herrn ihre Gedanken austauschten.

Die hohe Frau war bleich und weh ihr Mund. Sie trug in den weißen Händen einen funkelnden Pokal. Den hub sie schweigend zu dem Reiter empor. Dem dehnte ein schwerer Seufzer die Eisenringe der Brust, und er schwieg einen Augenblick. Dann ergriff er mit der Rechten das Trinkgefäß, lüftete ein wenig mit der Linken das Eisengitter über dem Munde, trank und ließ es wieder herabsinken. „Erschrick nicht, Geliebte, und frage nicht. Glaube, nie liebt' ich dich so wie in dieser Stunde. Weine nicht und grüble nicht. Es ist ein Tag der Wunder. Der frohen Wunder, süße Frau! Ich darf dich nicht küssen, so segne und küsse du den Griff meines Schwertes. Geh in dein Gemach und danke Gott, der uns beiden seltene Gnade gewährt. Denke, es sei ein Gelübde, wenn du heut mein Angesicht nicht mehr sehen, meinen Mund nicht auf deinem fühlen darfst. Am Tage" — er rief es laut, dem Erzbischof zu-

gewandt — „am Tage, da ich mein Visier aufschlage, sollen alle Glocken im Lande läuten! Dann wollen wir dem Herrn der Himmel ein Dankfest feiern und der Gebenedeiten ein Lied singen, darinnen es heißt: „Deposuit potentes de sede!“ — „Hohe Frau, wir müssen uns bescheiden“, sprach der Erzbischof und neigte sich zum Abschied auf ihre Hand. „Eine Stunde der Andacht, die, so Gott uns gnadet, den Sieg uns kröne, wird alles offenbaren.“

Die Königin stund in glaubender Demut. „O du!“ sprach es tief bewegt aus dem Helmgitter, „du bedarfst keiner Lehre; du bist besser denn ich.“ Sie verstund ihn nicht. Keiner verstund ihn.

Des Königs Antlitz hat kein Mensch gesehen all die Wochen, da er um sein Reich rang, da sein Helmschmuck allen Streitern voranleuchtete. „Er hat ein Gelübde“, raunte es im Heere, und ohnmaßen war die Ehrfurcht vor ihm: sein ernstes Geheimnis erhöhte ihn noch vor allen, der schon durch die Wunder seines Siegerschwertes über alle Menschenwürde sich erhub; er ritt und stritt, als hielte der Herr der Heerscharen seinen demantnen Schild über sein gefeites Haupt.

* * *

Am Abend des Siegestages ritten sie, der Erzbischof und der König, vor dem singenden Heere durch eine weite grüne Au; drüben grüßten die Berge. Hinter jener Alp, deren zackiger Grat sich blauduftig über die bewegten Felsrücken alle emporschwang wie in kühner Lust, lag das Hochtal, das wilde, wo ein heilig Erleben einst seinen Anfang genommen. Aus langem Schweigen erhub der Mann im geschlossenen Helme das Haupt: „Ehrwürdigster, du kennst den Waldbruder drüben —“ — „Deinen Beichtiger?“ — „Denselben. Er hat teil an meinem Geheimnis, das dir bald kein Geheimnis mehr sein soll. Laß ihn, Gott zu Ehren, bei der Siegesfeier im Dome an deiner Seite beim Hochamt walten. Laß ihn entbieten in meinem Namen, und wenn er des Schrittes in die Welt hinab sich weigern will, so soll der Bote zu ihm sprechen: ‚Deposuit potentes‘. — „Wie du gebietest.“

Alle Glocken läuteten. Zum Dome, dessen Portal mit grünen, blumendurchwirkten Laubgewinden bekränzt war, strömte eine freudig bewegte Menge. Vor seinen Großen und der Ritterschaft ging der König, seine Königin an der Hand. Alles verstummte, wo er vorbeikam: er trug allein den Helm, das Visier geschlossen. Lilienbleich war die Königin. Droben am Portal empfingen das hohe Paar der Erzbischof im goldschimmernden Priesterkleide und der Waldbruder in seiner braunen Kutte. Auf der obersten Stufe blieb der König stehen; vor allem Volke faltete er über dem Schwertgriff die Hände und betete still zu Gott, daß er in dieser Stunde ihn nicht verleugne. Dann schlug er das Helmgitter auf. Über ihm läuteten die Glocken.

Lange stund er und sah in die Menge, als warte er auf irgend etwas. Alles schwieg. Keiner wußte, was geschehen sollte, was ihrem Herrn der Augenblick bedeute. Sein Angesicht war strahlend und feierlich, edler schien es manchem als sonst und beseelter, das tat wohl die hohe Siegesfeierstunde, doch es war ihres Heldenkönigs vertrautes, verehrtes, kühnes Angesicht — warum hatte er's nur so lange gehehlt? Die holde Frau an seiner Seite sah ihm beglückt ins Auge, auch sie begriff nicht, was hier geschehen und nicht geschehen war. Nun hub er den Helm vom Haupte und schritt in das Gotteshaus. Des Hochamtes waltete neben dem Erzbischof der Weißbart aus

der Bergklause. Als nach der hohen Feier auf den Wunsch des Königs der Hymnus durch die Kirche erklang, da sank bei den Worten „Deposuit potentes“ der König dem Alten zu Füßen. Der zog ihn an die Brust und küßte ihn.

Der König und sein Gemahl, der Einsiedel und der Kirchenfürst, sie blieben nach dem Gottesdienst allein im Dome.



Der Geist des Sieges
Von Carl Diesel

Sieh an: ich wirke! Sieh: die Hände schaffen
Am Werk, dem Werk, das nicht mehr mir gehört!
Kein enger Geiz, kein listiges Erraffen
Die Harmonie des Ewig-Schönen stört.
Ein ew'ger Antrieb läßt mich nicht erschlaffen,
Kein Irrtum und kein Zweifel mich betört:
Ich forme meinen Bau mit Hand und Geist
Und geh den Weg, den mir die Stimme weist.

Ich strebe nicht um mich und meinen Ruhm;
Mich treibt's zur Krafttat über aller Zeit!
Gemeinem Spotte steh' ich lächelnd, stumm,
Denn ich bin Teil von Gottes Wesenheit.
Des stillen Herzens hehres Heiligtum
Form' ich zum Tempel, ragend, länderweit —
Von dem ein heller Klang durch blaue Welten schwimmt,
Daß ihn die Sehnsuchtsseele nur vernimmt.

Den Weg des Geists bescheiden-klein zu wandeln
Vermag ich nicht! Ich kann nicht Händler sein!
Kann nicht mit Kostbarkeiten mühsam handeln,
Muß edle Fülle jubelnd reich verstreun!
Kann mich nicht alltagsklug bald so, bald so verwandeln;
Ich will nur immer Herr und König sein!
Und Sonnen hell und glanzvoll glühen lassen
Und Lichter werfen in die engen Gassen.

Aufflammen soll das Glück, wohin ich schreite,
Und Jauchzen soll mir froh entgegenschüttern,
Und wenn ich trunken meine Arme breite,
Dann soll'n an meiner Brust beglückte Herzen zittern.
Und wo ich bin, da schwinde Weh ins Weite,
Und wo ich schaffe, soll das Morsche splittern!
Und strömt mein Leben einst ins große Ganze,
Dann bin ich Lichtstaub in dem Strahlentanze!



Die Bäckerin von Winstein

Ein Scherz für die Laienbühne

Von Friedrich Lienhard

Personen:

Herr von Winstein	Johanna, ihre Tochter
Frau von Winstein	Junker Christoph

Ort: Burg Winstein in den Vogesen. Zeit: Um 1700.

Die Bühne stellt die Schloßküche der Burg Neu-Winstein dar. Eine Mulde auf zwei Stühlen steht in der Mitte; Brotkörbe für das zu backende Brot liegen umher; Mehl ist in der Mulde, Wasserkrug in der Nähe.

Johanna (streckt den Kopf herein): Madlen! — (Ruft zurück): Aber, Madlen, wo steckst du denn?! — Da wartet die Mulde — Mehl — Wasser — Hefe — und keine Bäckerin da?! — Ich kann's ja dem Maidele nit verdenken: ein so goldklarer, so stillblauer Spätsommertag! (Reckt die Arme) Ach, man möchte mit den Spinnfäden übers Land fliegen, weit, weit — oder möchte die ersten reifen Trauben pflücken — o ihr roten Ranken der wilden Rebe — o ihr goldbraunen Pfirsiche am Spalier! — Möchte man nicht selber eine schwellende Frucht sein und sich naschen lassen vom — ja, von wem denn? — Halt, Johanna! Wenn schon Madlen irgendwo beim Schatz steht, so sei du wenigstens vernünftig! Denn es ist kaum noch ein halber Laib Brot im Hause — — Holla, Madlen! (Ruft zum Fenster hinaus:) Hans, wo ist denn Madlen?

Stimme des Hans (von unten): Madlen hat Zahnweh — ganz verschwollene Backen — und liegt im Bett!

Johanna: Zahnweh? Und legt sich ins Bett bei diesem herrlichen Wetter — und läßt hier alles stehn und liegen?! Es ist ja kein Brot da! Und heut' abend kommen die Eltern zurück —

Stimme des Hans: Sie sind schon im Schwarzbachgrund.

Johanna: Wer? Wieso? Wer sagt's denn?

Hans (unten): Es ist ein reitender Bote da. Der Wagen ist stecken geblieben.

Johanna: Der Wagen —? Hoffentlich nichts Schlimmes geschehen?

Hans (unten): Nein, wir sollen nur Vorspann bringen. Adjes! Hallo, hopp, hopp!

(Man hört ihn mit Pferden davonreiten; Hundegebell; dann wieder Stille.)

Johanna (ruft ihm nach): Aber, Hans, Michel, Sepp, ihr werdet doch nicht alle hinabreiten? Wollt ihr denn das Schloß allein lassen? Torwart, willst du wohl gleich dableiben?! Du pflichtvergessener Malefizkerl, du neugieriges altes Hinkebein, mußt denn auch du in den Schwarzbachgrund hinab?! Wo ist denn die alte Christine?

Stimme des Torwarts: Hat 's Reißen!

Johanna: Was?

Stimme des Torwarts: Zipperlein — —

Johanna: Hat Reißen oder Zipperlein — und weg sind sie! So schnell eine Geiß springt! (Kommt zurück.) Und da steht nun des Hauses Tochter allein auf Winstein. Christine hat Zipperlein und Madlen Zahnweh. Und da liegt ungebackenes Brot — und meine Eltern stecken mit der Reisekalesche im Schwarzbachgrund! — — Nun,

mein Herz, was machen wir da? Nun, meine Hände, was fangen wir an? Wir binden Madlens Schürze um, wickeln ihr Tuch um den Kopf, schürzen die Ärmel hoch — und verwandeln Johanna von Winstein in eine Bäckerin oder in ein Küchenmädchen. (Sie tut es während dieser Worte und steht nun als Dienstmädchen da.) Flink! — So! — Und machen also den Teig selber! (Sie singt:)

„Es war ein Markgraf überm Rhein,
Der hat drei schöne Töchterlein.
Zwei Töchter früh heiraten weg,
Die Dritt' hat ihn ins Grab gelegt.
Dann ging sie sing'n vor Schwesters Tür:
‚Ach, braucht ihr keine Dienstmagd hier?'"

(Sie rührt Wasser und Mehl und beginnt die Arbeit)

So, mein liebweißes Mehl, nun bist du fein artig und vermählst dich mit Wasser. Verstehst du wohl? Alle Dinge auf der Welt entstehen durch Vermählung... (Sie bückt sich etwas zur Mulde) Ich gesteh' dir's heimlich: Vermählung ist das Ziel jeder ordentlichen Jungfrau — aber sag's nicht weiter! Und ich gestehe dir noch dies, mein trautes Mehl, daß auch ich schon mit dem Gedanken gespielt habe — willst du mich auslachen? Wart 'mal (sie knetet kräftig drauflos), dann wirst du gehörig zwischen die Finger genommen, garstig Ding! Denn ich bekenne dir weiter, daß ich eher von dem Turm da hinunterspringen würde, als daß ich mich mit einem Laffen vermählen ließe, mit so einem neufranzösischen, gestriegelten, parlierenden, welsch angestrichenen Laffen, wie sie jetzt im Elsaß herumschwänzeln und ihre biedre deutsche Art verleugnen, diese Knechte der Pariser — — Ach was, singen wir ein schönes deutsches Lied! Was denn gleich? — Diese Mulde — könnte sie nicht eine Wiege sein? (Sie singt:)

„Uff'm Berge da geht der Wind,
Da wieget Maria ihr Kind
Mit ihrer schlohengelweißen Hand,
Sie hat dazu ein Wiegenband.
Ach, Joseph, lieber Joseph mein,
Ach, hilf mir wiegen mein Kindelein" — —

(Hier bricht sie jäh ab, denn eine Männerstimme von draußen fällt singend ein: „Wie kann ich dir denn dein Knäblein wieg'n? Ich kann ja kaum selber die Finger bieg'n?")

Johanna (tief erschrocken): Um Gottes willen! Wer singt denn da? (Eilt ans Fenster.) Da steht ja ein Pferd angebunden! Da steigt ein Mann ab! O Gott, das leichtsinnige, liederliche Volk, mich so allein zu lassen! Lieber Gott, nun gib mir Kraft! Im Notfall nehm' ich — was nehm' ich denn nur?! (Sie hebt die teigbeschwerte rechte Hand) Na, es soll sich 'mal einer an mich wagen!

Junker Christoph öffnet die Tür und steckt den Kopf herein.

Junker Christoph: He, schönes Kind, darf man eintreten?

Johanna (für sich): Gott sei Dank, ein artiger junger Mann! — Wie kommt Ihr hier herein, Herr Junker? Schläft der Turmwart? Sind die Schloßhunde verhext?

Christoph: Turmwart? Ich habe sein Horn nicht gehört. Schloßhunde? Es hat mich keine Dogge zerrissen. Du siehst, ich bin heil.

Johanna: Und die Knechte? Wie kommt Ihr denn so unangemeldet in die Burg?

Christoph: Wie ich in die Burg komme? Zu Pferd. Es reitet sich ja entzückend durch den stillen Wasgenwald. Dieser Sonnentag ist wie ein Märchen. Das Pferd hab' ich unten angebunden. Die Burg fand ich verzaubert oder ausgestorben. Ich seh' mich um, ich lausche, ich höre ein Lied, ich gehe dem Liede nach — und da stehe ich nun in der Schloßküche von Neu-Winstein vor dem alleranmutigsten Dienstmädchen der Welt. (Er tritt näher.) Nun, Kind, wo steckt denn deine Herrschaft? Empfängt man einen Besucher von Stand so merkwürdig auf dieser Burg? Wie heißt du denn, muntere Kleine?

Johanna (richtet sich unwillkürlich stolz auf): Wie ich heiße? Vor allem, fremder Herr: wie heißt denn Ihr?

Christoph (lacht): Stolz! Potz tausend, die Kleine hat Stolz im Leib! Wie sie das Näschen rümpft, die Prinzessin! Und den Kopf in den Nacken wirft! Wie ich heiße? (Stellt sich mit scherzhafter Verbeugung dem vermeintlichen Dienstmädchen vor.) Ich bin Junker Christoph Waldner von Freundstein.

Johanna (angenehm überrascht): Ach, Der seid Ihr?! Von Euch haben wir so viel Rühmliches gehört! Da seid Ihr ja ein entfernter Verwandter meiner — —

Christoph: Das weißt du? Jawohl, ein Vetter deiner Herrin, war also auf einen etwas andren Empfang gefaßt, bin aber auch mit dem jetzigen zufrieden. Erlaube, schönes Kind, daß ich mich setze. (Setzt sich auf einen Schemel.) Es trifft sich reizend, daß ich als erstes Lebendiges in diesem verwunschenen Schloß ein wirklich — nobles Hausmädchen entdecke, wenn ich mir auch etwas putzig vorkomme, daß ich bei ihr in der Küche sitze, statt im herrschaftlichen Saal der Hausfrau aufzuwarten.

Johanna: Soll ich Euch etwas zu trinken geben?

Christoph: Was habt ihr denn hier auf Winstein?

Johanna (auf den Krug deutend): Brunnenwasser!

Christoph: Knete du ruhig deinen Teig weiter, Schelmin! Und wenn's dir Spaß macht: sing dein Lied weiter! Du hast eine gute Stimme. Und ich höre solche Lieder gern. Wo steckt denn deine Herrschaft?

Johanna: Das ist ein ärgerlicher Zufall, hoffentlich kein schlimmer Unfall. Meine — hm — meine Herrschaft ist mit dem Reisewagen drunten im Jägertal irgendwo im Morast stecken geblieben. Nun lief alles, was Händ' und Füße hat, hinunter und hilft den Wagen flott machen.

Christoph: Ein mir sehr angenehmer Zufall! So kann ich vorderhand hier ein bißchen kundschaften. Übrigens, wie heißt du denn?

Johanna: Ich? (In scheinbarem Dienstmädchenton:) Aber ich bin — ich bin ja doch die Madlen —

Christoph: Also, Madlen, sag' einmal: wie gefällt's dir denn bei deiner Herrschaft?

Johanna: Ha, man muß halt ordentlich schaffen.

Christoph: Es ist ja wohl eine Tochter im Hause, nicht wahr?

Johanna: Ja, es läuft so eine da 'rum. Sie heißt Johanna.

Christoph: Du scheinst von ihr nicht sehr erbaut zu sein. Wie ist sie denn?

Johanna: Ja, was soll man da just sagen — —

Christoph: Hübsch?

Johanna: Die hübsch?! O jeh, o jeh!

Christoph: Beschreib' sie mal! Da schenk' ich dir ein Goldstück. Aber nun sprich dir flugs die Leber leicht!

Johanna (scheinbar entzückt): Ei, das schöne runde Goldstück! Aber der Herr Junker kennt gewiß das Sprichwort: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Ich werd' mich schön hüten, meine Herrschaft schlecht zu machen!

Christoph: Wer sagt denn, daß du sie schlecht machen sollst? Du sollst mir nur ein bißchen plaudern, damit ich weiß, wie ich mit den Herrschaften dran bin. Denn ich komme von Reisen und Kriegszügen ins Elsaß zurück, hab' deine Herrschaft nur einmal vor vielleicht einem Dutzend Jahren flüchtig gesehen, hab' aber viel Gutes von ihnen gehört.

Johanna: Ihr könnt ja mit den Herrschaften selber sprechen.

Christoph (steht auf, geht hin und her): Ach, Maidele, was weißt du von den Sorgen, die unsereins hat!

Johanna: Sorgen?

Christoph: Ja, Sorgen! Ich bin im Ausland gewesen und hab' manchen Krieg mitgemacht. Nun komm' ich in ein Elsaß zurück, das welsch angestrichen ist, verwelscht, gefälscht, seit der Louisquatorze Straßburg bei Nacht und Nebel eingesteckt hat. Und da finde ich nun einen parfümierten Adel, vor dem mich ehrlichen deutschen Kerl ekelt!

Johanna (mit blitzenden Augen): Aha! Ich weiß wohl, was Ihr meint! Diese Affen und Laffen voll Puder und Schminke und welschen Phrasen, gelt, die meint Ihr, die Scharwenzler und Schwänzler! Jawohl, da mag wohl einem braven deutschen Mädchen der Zorn in die Kehle steigen, besonders wenn sie in der neuesten Kleidertracht aus Paris ankommen — so dicke Röcke und Spitzen und Krausen und Läppchen und Unnatur — pfui! Gelt, die meint Ihr?!

Christoph (verwundert): Guck' mal an! Freilich mein' ich das, du Engel von einem Dienstmädchen! Potz Tausend, wie dir das gut steht! Ist am Ende deine junge Herrin Johanna auch so eine Parfümierte?

Johanna: Ach die! Kennt Ihr sie denn nicht?

Christoph: Just nicht. Sonst würd' ich nicht fragen. Hätte mich meine Mutter nicht hergeschickt, ich wäre überhaupt nicht hier. Aber meine Mutter lobte sie als einen Ausbund aller Schönheit und Tugend —

Johanna: Oho, da hat sich Eure Mutter aber gründlich geirrt.

Christoph: So, so! Na, sie würde ja gucken, sähe sie mich in der Küche stehen und mit Mamsell Madlen schwatzen. Was hast du denn für einen Zauber an dir, du scharmantes Persönchen du?! (Will sie unters Kinn fassen.)

Johanna (sich stolz aufrichtend): Ich muß doch bitten —!

Christoph: Sind die Frauenzimmerchen im Unterelsaß so zimperlich?

Johanna: Sind die jungen Männer im Oberelsaß so unverschämt?

Christoph: Unverschämt? Ist es nicht eine Huldigung, wenn ich dich hübsch finde?

Johanna: Soviel ich aus Eurer Rede vernommen, seid Ihr wegen Fräulein Johanna hierhergekommen — oder nicht?

Christoph (geht hin und her): Die Kleine stellt mich ordentlich zur Rede. Nun werd' ich dir aber just nicht antworten — denn du hast mir auch nicht geantwortet, als ich dich nach deiner Herrschaft frug. Übrigens: da liegt noch immer das Goldstück!

Johanna: Steckt's wieder ein, so geb' ich Euch Antwort!

Christoph: Der Racker ist stolz. (Steckt's ein.) Gut, ich nehm's. Und nun?

Johanna: Ihr wollt wissen, wie Fräulein Johanna aussieht? Je nun, sie wäre von außen leidlich — wenn sie nicht so an sich herumputzen täte mit Pariser Firlefanz. Auch hat sie einen arg großen Mund: wenn sie lacht, so reicht er von einem Ohr bis zum andren. Für die Pockennarben, die ihr Gesicht entstellen, kann sie ja nichts. Eine hat sie da — mitten auf der Nase — das sieht ein bißchen komisch aus. Grobe Arbeit ist auch nicht ihre Sache; um Mittag liegt sie noch in den Federn. Aber das ist gut für uns Dienstboten: denn so oft sie in die Küche kommt, speit sie Gift und Galle.

Christoph: O weh, o weh! Wenn nur die Hälfte von deinem Preislied nicht übertrieben ist —

Johanna: Übertrieben? Es ist schon schlimm genug, daß ich meine Herrschaft schlecht mache. Aber Ihr seht ja, ich lasse mich wenigstens nicht dafür bezahlen.

Christoph: Das ist wahr. Aber er selber, der Schloßherr, soll doch ein höchst achtbarer deutscher Mann sein?

Johanna: Ja, der Herr von Winstein! Das ist allerdings ein Prachtsmann, gradaus, zuverlässig, grundgütig und doch kein Waschlappen — so einer, wie ich einen Mann möchte. Aber das Burgfräulein? Eine Vogelscheuche!

Christoph: Ei, ei, ei! Vogelscheuche also! Ich hätte gar nicht gedacht, daß hinter diesen lustigen Augen so viel Bosheit steckt! Und nun, mein Kind, wenn ich das alles deiner Herrschaft erzähle — was dann?!

Johanna (scheinbar erschrocken): Um Gottes willen! Ihr werdet mich doch nicht verraten, Herr Junker?!

Christoph: Als Kavalier muß ich allerdings schweigen und dein Vertrauen ehren. Aber ich habe genug gehört; ich reite in aller Stille wieder davon. Und du: verrate deiner Herrschaft nicht, daß ich hier gewesen bin — verstehst du? Sonst erfährt sie durch mich, was du über sie gesagt hast! Und nun zeig' mir einen stillen Weg, wo ich unbemerkt wieder davonreiten kann.

Johanna: Aber — warum wollt Ihr denn wieder weg?

Christoph: Liebes Kind, siehst du, davon verstehst du nun nichts. Ich bin in einer heimlichen Hoffnung hiehergekommen — und diese Hoffnung ist durch dein Geplauder zu Wasser geworden. Ich scherze zwar hier mit dir herum, bin aber im Grunde ein verflucht ernsthafter, ja manchmal schwermütiger Gesell, wenn ich so dieser Welt üblen Lauf ansehe, sonderlich hier im Elsaß. Meine gute Mutter hab' ich von Herzen lieb; aber sonst — so oft ich versucht habe, etwas Liebes in mein Haus zu holen — — doch genug! Das gehört nicht hieher! Hast du noch Eltern?

Johanna: Freilich.

Christoph: Habt ihr euch lieb? Seid ihr gut zueinander? Und hast du einen Schatz? Sag' mir einmal offen: hast du einen Schatz?

Johanna: Aber, Herr — !

Christoph: Ich meine nämlich, du könntest bei deiner muntren Schalkheit einen Mann recht glücklich machen. So siehst du mir aus. Und ich hätte nicht übel Lust, an deiner Seite Küchenjunge zu werden. Im Ernst, bist du schon verlobt?

Johanna: Wenn Ihr's denn wissen wollt: nein!

Christoph: Schade, daß ich nicht deines Standes bin. Würdest du mich nehmen?

Johanna: Seid Ihr denn nicht vermählt oder verlobt?

Christoph: Keins von beiden. Und will lieber auf einem Schlachtfeld fallen, als mich an eine Frau binden, die mir nicht auf den ersten Blick gefällt. Weißt du, ein schlichtes, offenes deutsches Mädchen, herzlich, neckisch, warm — ungefähr so wie du! Aber so etwas gibt's in unsrem Stande nicht mehr; sie sind alle verschnörkelt, verbogen und verlogen. (Tritt vor sie hin.) Sag' einmal, Mädchen, willst du mit? Soll ich dich mitnehmen?

Johanna (ernst): Als was denn? Wollt Ihr etwa auch die welsche Sitte mitmachen und Euch eine bezahlte Geliebte halten oder eine Mätresse? Pfui! Das hätt' ich Euch denn doch nicht zugetraut.

Christoph: Du hast recht. Das ist häßlich. Und der hier vor dir steht, tut so etwas nicht, sondern sucht ein ehrlich deutsches Weib. Aber gibst du mir zum Abschied einen Kuß? Einen ganz schlichten Kuß in Ehren?

Johanna: Vergebt, Herr Junker! Aber ich habe geschworen, mich nur von meinem Verlobten küssen zu lassen. Außerdem könntet Ihr Euch mit Mehl bestäuben.

Christoph: Mädele, du herzigs du, was machst du denn mit mir?! Glaubst du mir, wenn ich dir sage, daß ich mich auf der Stelle mit dir verloben würde, wenn du meines Standes wärest? Und laß mir wenigstens die kleine Freude: würdest du mich nehmen?

Johanna: (guckt ihn einen Augenblick schalkhaft von der Seite an): Vielleicht. (Sie ist mit dem Teig fertig und wascht sich die Hände.)

Christoph: Sag' nicht: vielleicht! Mir wenigstens hast du auf den ersten Blick ganz wundersam gefallen. Kind, gib mir den Kuß! Muß ein Junker ein Küchenmädchen um einen Kuß bitten?

Johanna: Ich hab' Euch schon gesagt: ich lasse mich nur von meinem Bräutigam küssen. Und wenn ich das meiner Herrschaft erzählte? Sonderlich dem Fräulein Johanna?

Christoph: Sag's der Vogelscheuche! (Reißt sie an sich.) Dich hab' ich lieb — dich — dich — (küßt sie) und wenn ich dich nie mehr sehe, so hab' ich doch wenigstens geahnt, einmal geahnt, wie meine Braut aussehen müßte, du unbegreiflich holdes Wesen du!

Man vernimmt Geräusch des Reisewagens mit Hussa, Hallo und Hundegebell.

Johanna: Horch da! Sie kommen! (Sie trocknet die Hände ab.)

Christoph: O weh! Nun fall' ich doch in ihre Hände! Schnell! Wo kann ich hinaus? Kannst du mich nicht verstecken?

Johanna: Ein Soldat, der sich versteckt?! Zu spät! Sie haben schon Euren Gaul gesehen! (Ruft hinunter.) Guten Tag, Vater! Guten Tag, Mutter! Seid ihr denn gesund? Seid ihr denn glücklich angekommen? — Erlaubt, ich muß meine Eltern begrüßen! (Wirft Kopfumschlag und Schürze ab und eilt hinaus.)

Christoph (allein, mit offenem Mund): Vater — Mutter?! Ihre — Eltern? — Da bin ich ja ungeheuerlich gefoppt worden! Das ist sie ja wohl selber — die Vogelscheuche?!



Herr und Frau von Winstein treten ein, Johanna an ihren Armen in der Mitte.

Ritter von Winstein: Ei schönen guten Tag, Vetter Christoph! Das ist köstlich, daß wir weltfernen Waldsassen Euch endlich einmal hier haben! Wir haben viel Wackres von Euch vernommen! (Gibt ihm die Hand.) Und ich wittre in Euch einen Bundesgenossen gegen Verwelschung. Willkommen!

Frau von Winstein: Willkommen auf Winstein! Und wie schön, daß Ihr unsrer Tochter Gesellschaft geleistet —

Herr von Winstein (einfallend): Während die leichtsinnige, wunderfitzige Bande weggelaufen ist, die faulen Lümmel, um zu sehen, wie wir da unten im Sumpf saßen —

Frau von Winstein: Und Madlen zu Bett liegt —

Junker Christoph (sich verbeugend, stammelt): Madlen —

Johanna: Und die alte Christine das Reißen hat —

Herr von Winstein: 's ist ja zum Totlachen, daß wir Euch in der Schloßküche empfangen, lieber Junker! Hat Euch denn Johanna wenigstens ein gut Glas Wein vorgesetzt? Johanna, was ist denn das? Du hast unsrem Gast nicht einmal — —

Johanna: Vater, es ist fast kein Brot mehr im Hause. Und Madlen liegt zu Bett. Da hab' ich mich selbst in ihre Schürze gesteckt und schnell den Teig gemacht — und Junker Christoph hat mir dabei sehr angenehm die Zeit verkürzt.

Herr von Winstein (lacht): Beim Teigmachen habt Ihr Euch unterhalten?! Immer besser!

Frau von Winstein: Aber Johanna!

Herr von Winstein: Was sagt Ihr denn zu solchem Empfang, Junker? Und was wird Eure Mutter dazu sagen?

Junker Christoph (hat sich inzwischen von seiner Bestürzung erholt): Herr von Winstein, darf ich gradaus reden? Meine Mutter schickte mich auf Brautschau. Geh' nach Winstein, sagte sie, da wohnen brave Leute und haben eine liebe Tochter; da findest du, was dein Herz begehrt; denn die sind noch unverwelscht. Und wie ich hieher kam, fand ich hier in der Küche ein singendes Mädchen, ein allerliebstes Mädchen — und der Racker hat sich als Madlen ausgegeben, hat mich gründlich geneckt, hat mein Herz im Sturm genommen, hat aber geschworen, sich nur von ihrem Verlobten küssen zu lassen. (Er läßt sich auf ein Knie nieder.) Werter Herr Vater, werte Frau Mutter: ich habe sie geküßt!

Herr von Winstein (lacht schallend und schlägt die Hände zusammen): Es ist ja zum Totlachen! Ein Empfang in der Schloßküche — und augenblicks eine Verlobung?! Was sagst denn du dazu, Johanna?

Johanna (lächelnd): Vater, du hörst ja: ich habe geschworen, mich nur von meinem Verlobten küssen zu lassen —

Junker Christoph (springt auf und schließt sie in die Arme): Johanna — Madlen — Vogelscheuche — Geliebte!

(Vorhang fällt.)



Der Brief

Von Emma Böhmer

Briefe, die sie nicht erreichten ... weil sie nur im Geiste geschrieben werden in unserer dunklen Zeit. Die brennende Sehnsucht, von lieben Menschen aus der Ferne Nachricht zu erhalten, müssen wir in uns töten wie so vieles, was Freude und ein Aufatmen bedeutet. Zu kostspielig ist der Brief geworden. Man ist arm, bitterarm... Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wird uns Leidgeprüften diese grausame Erkenntnis klarer. Viele werden stumpf und müde durch ihr schweres Geschick. Es sind nicht immer nur diejenigen, die lau und flau an Taten und Gedanken heranzugehen pflegen. Körperlich Schwache, und dadurch seelisch Zerstörte, sind es vielmehr oft, die keinen Ausweg mehr wissen, wie sie durch eigene Kraft durchhalten sollen. Andere geraten in Trotz und Bitterkeit und leben nur noch sich selber. Das Geschick der lieben Nächsten geht sie nichts mehr an. Wenn sie selber nur durchkommen!

Neben den Müden und Harten aber gehen Aufrechte ihren schweren Lebensweg. Gefühlsstarke, die schon in der Kindheit stolze und reiche Herzen besaßen. Sie halten auch in ihres Vaterlandes harten Zeiten mutig aus und sehen in kleinen Freuden jetzt große. Das trifft auf alle Klassen zu: ob reich, ob arm, ob hoch oder gering. Immer war der am größten als Mensch, der sich sein inneres reiches Leben in allen Geschicken bewahrte und mit zunehmenden Jahren sein Bestes immer stärker in sich reifen fühlte.

Sollten nicht auch in der Gegenwart Herzensmenschen einen Ausweg finden, wie ihnen das reine Glück erhalten bleiben könnte, mit Lieben in der Ferne im Briefwechsel zu stehen? Ich zweifle nicht, daß sie es möglich machen werden. Freilich, Geduld gehört dazu. Wer aber von uns hat in diesen Jahren der Not nicht eiserne Geduld gelernt? Haben wir uns nicht lange schon darauf eingestellt, nur selten voneinander zu hören? Den meisten fehlt die Zeit zum häufigen Schreiben, ganz abgesehen von den Portokosten.

Dennoch! Man ermesse, was *seelische Freude* bedeutet! Gar viele in unserer Zeit vergessen ihre *Seelen*. Sie ahnen nicht einmal, daß sie des schnöden Mammons wegen vieles unterlassen, was sie nicht nur emporheben würde, sondern ihnen auch Sonne und damit ein Aufatmen in ihrem leeren Alltag bringen würde.

Man nehme starken und freudigen Geistes einmal eine Entbehrung mehr auf sich, die nicht zugrunde richten kann, und schreibe dafür an Menschen, die man lieb hat! Oder auch nur an *einen* Menschen, den man lieb hat. Ganz gleich, ob ein Brief in Wochen, Monaten oder in einem Jahre fertig geschrieben wird. Wenn er nur inhaltsreich ist: *seelenvoll*. Man denke an die köstlichen Briefe zur Goethe-Zeit!

Wer kennt nicht die Briefe Wilhelm von Humboldts an eine Freundin! Aus einem unerschöpflichen Quell inneren geistigen Reichtums gingen sie hervor. Höchst trostreich waren sie für eine seelisch Leidende und Schwergeprüfte. Der edle Freund verstand es, über Leben und Schicksale zu erheben und das Dasein von einem höheren Standpunkt aus zu betrachten.

Was Hochgeartete früherer Zeiten vermochten, das vermag in gewissem Maße jeder gebildete Mensch unserer Zeit auch in seinem Kreise und an sich selber zu fördern. Denn ein schriftlicher Verkehr kann nicht nur ein hohes Bildungsmittel sein, er kann auch entschädigen für große Entbehrungen.

Man wird selten schreiben können in der Gegenwart. Wäre es aber nicht möglich, daß man zehn Minuten am Tage herausstehlen könnte, um vielleicht erst einmal anzufangen — in Gedanken sich auf den Menschen zu konzentrieren, der im Herzen lebt, und den man lieb hat? Man muß felsenfest an seine Freundschaft glauben, an sein ehrliches Wohlwollen, an seine Treue, die auch Opfer bringen kann.

Einem solchen Menschen von Charakter nahe zu bleiben auch in der Ferne, sich von ihm umhegt und umsorgt zu wissen im Geiste, bedeutet heute mehr denn je ein Glück. Sollten uns daran elende Papierscheine hindern? Nimmermehr! Es schreibe doch jeder nach seiner Lust, seiner Zeit, seiner eigenen Valuta! Wenn der kostbare und seltene Brief nur Liebe gibt, viel erzählt, Tapferes berichtet, daneben eine erlösende Aussprache hält und in großer Herzensanteilnahme nach dem Geschick des andern fragt, der den Brief empfängt! Ein Gegengruß wird immer kommen, ob rasch, ob spät, ob erst nach Jahr und Tag! Auch er wird inhaltsreich sein. Als Heiligtum sollte man diese Briefe in alten Truhen aufbewahren, als Dokument an eine schwere, schwere Zeit.

So könnten Monats- und Jahresbriefe gewechselt werden. Sie werden erheben, Trost spenden, Freude geben und dem harten Leben dadurch einen befreienden, beglückenden Reiz abgewinnen.



Nacht

Von Annie Harrar

Alles ist fern.
Alles wird Raum.
Ein Stern
Blüht schon über dem Fluß im Baum.

Der Mond wird klar.
Giebel glimmen in grünem Schein.
Rein
Ist alles und traumfrisch und wunderbar.

Kein Schrei, kein Licht.
In Schatten wandert die träge Flut.
Das Leben ruht.
Die Landschaft hat wieder ihr liebes Gesicht.

Irgendwie in die Zeit
In dunklen Himmel, in dunkles Land
Unerkannt
Tropft schweigsam ein Schimmer Ewigkeit.





Neue Wege der Wissenschaft

Als vor drei Jahrzehnten der Hypnotiseur Hansen durch Deutschland reiste, um in öffentlichen Vorführungen den Hypnotismus zu beweisen, lehnten sich viele Menschen, und besonders die Ärzte, gegen diesen „Humbug“ auf. In meiner Vaterstadt Geestemünde hatte ein Sanitätsrat seine Frau veranlaßt, Hansen auf die Probe zu stellen, bzw. ihn zu entlarven, indem sie scheinbar auf seine Suggestionen eingehen sollte. Aber Hansens Willenseinfluß war größer als die Geisteskraft seiner Widersacher; es gelang ihm, die Frau Sanitätsrat derartig in den Suggestionsbann zu vertiefen, daß sie mit ihm Arm in Arm auf der Bühne durch den suggerierten Garten wandelte und alle vorgegaukelten Bäume und Blumenbeete ersichtlich bewunderte. Auf Hansens Geheiß „pflückte“ sie schließlich umhergestreute Papierschnitzel für Blumen und ordnete sie zu einem Strauß, den sie einer suggerierten Freundin zum Geburtstag überreichen sollte. In dem Augenblick, als sie dies in einer komisch wirkenden Pose ausführen wollte, löste Hansen den hypnotischen Bann durch den kurzen Befehl „Wach“! Die Dame war so entrüstet, daß sie die Papierschnitzel heftig zur Erde warf und eiligst die Bühne verließ.

Der Hypnotismus ist inzwischen nicht nur salonfähig, sondern gemeingefährlich geworden, dank der vielen öffentlichen Vorführungen, die zwar verboten sind, aber doch eine Zeitlang in allen Großstädten Deutschlands zur Belustigung der nach Tausenden zählenden Zuschauer und zum Schaden der Hypnotisierten geduldet wurden. Internationale Sklavenhändler bedienen sich dieser teuflischen Willensbeherrschung, um Willensschwache seelisch gefangen zu nehmen und sie fortzuschaffen. In Hamburg ist mir ein Fall bekannt geworden, daß eine Frau in einer sehr belebten Straße durch Fernwirkung (etwa 20 Meter) hypnotisiert und fortgeschafft wurde. Ihr Mann war wohlhabend genug, um die Polizei in allen in Frage kommenden Hafenplätzen Europas zu alarmieren und mit dem Bildnis seiner Frau zu versehen. So konnten die Verbrecher in Madrid verhaftet werden, als sie mit der Frau ein Schiff nach Argentinien betreten wollten. Die Frau stand aber derartig unter dem Bann der ihr erteilten Suggestionen, daß sie dem Polizisten gegenüber beteuerte, nicht verheiratet zu sein, und man möge sie doch wieder zu ihren beiden Beschützern lassen. Erst als ihr Mann nach Madrid kam, erwachte sie langsam aus dieser fürchterlichen Seelennarkose. Und nach wochenlanger Behandlung durch einen geschickten Nervenarzt in Hamburg hatte sie sich von den Folgen dieser seelischen Mißhandlung erst völlig erholt.

Jede Ausübung der Hypnose durch Laien — auch in sog. geschlossenen Gesellschaften — müßte strengstens verboten und nur die Anwendung der Hypnose zu Heilzwecken durch den erfahrenen Arzt erlaubt sein!

Wie vor dreißig Jahren dem Hypnotismus, stand die Wissenschaft bis vor kurzem den Seelenphänomenen gegenüber, die man unter dem Sammelnamen Okkultismus versteht. Seit Jahrzehnten haben die „Okkultisten“ gehofft und geschrieben: „Wenn doch endlich die Wissenschaft sich mit diesen Dingen befassen und sie nachprüfen wollte, damit Klarheit darüber verbreitet würde!“

Dieser Wunsch ist jetzt zur Wirklichkeit geworden. Mehrere Gruppen hervorragender Gelehrter an verschiedenen Orten Deutschlands gelangten während jahrelanger Studien und Versuche zu ganz erstaunlichen Ergebnissen. Einige Beispiele aus jüngster Zeit mögen dartun, daß der Okkultismus erfolgreich gegen den Materialismus auf dem Marsche ist, der durch keine gegnerischen Theorien mehr aufgehalten werden kann.

Die Vertreter der materialistischen Wissenschaft haben uns immer gesagt, daß „Entwicklung" das Zauberwort sei, das alles erkläre. Wohlan, halten wir sie beim Wort: Wenn sich im Laufe von Jahrmillionen die Welt der lebendigen Geschöpfe bis zu fünfsinnigen Wesen entwickelt hat, dann muß es Zeitläufe gegeben haben, in denen weniger Sinne vorhanden waren; folgerichtig dürfen wir dann aber annehmen, daß die Entwicklung nicht aufgehört hat, Geschöpfe weiter zu vervollkommnen — in welcher Richtung, konnte mit fünf Sinnen nicht geahnt werden. Aber es hat schon seit altersgrauer Zeit immer einzelne Menschen gegeben, die Vorläufer zukünftiger Entwicklungsstufen waren. Und solche Vorläufer der „Menschheit in kommenden Jahrtausenden" tauchen jetzt viel häufiger auf als vorher. Hellsehen, Hellhören, Gedankenübertragen, medizinisches Feinfühlen, Fernwirken ohne Berührung, Materialisationen, Apporte haben sich in letzter Zeit derartig gehäuft, daß sie weit über den Kreis der Okkultisten zum Nachdenken anregen. Die Sinnesschranken, die dem sichtbaren und unsichtbaren Kosmos den sinnlich wahrnehmbaren und übersinnlichen Schwingungswelten die gegenseitige Resonanz verwehrten, sind anscheinend an vielen Stellen nachgiebig geworden. Die Scheidewand zwischen zwei Welten wird immer dünner und durchsichtiger.

Mit dieser Tatsache haben wir uns abzufinden. Und wir dürfen uns zugleich mit dem Gedanken vertraut machen: Das Himmelreich — ein höheres Reich — ist nahe herbeigekommen. Und der Herr dieses Reiches ist uns nahe, um — wie vor 1900 Jahren — uns mit seiner göttlichen Liebe und Weisheit zu helfen, und diese Weltenwende in ein glücklicheres Zeitalter zu leiten. (Ausführliches über solche Gedanken findet man in meinem Buche „Weltenwerden, Weltenwende, Der kommende Christus". Zwei-Welten-Verlag, Stade i. Hann.) „Siehe ich mache alles neu." Welche Fülle von Möglichkeiten lassen diese Worte des göttlichen Menschenbruders und menschlich fühlenden Gottessohnes ahnen! Eine neue Erde soll durch seine Kraft und Liebe, durch seinen Willen und seine Weisheit erstehen. Die „Erde" ist die Menschheit. Ströme des uralten, und doch ewig neuen Lichtes ergießen sich in dieser schicksalsschweren Zeit machtvoll und aufhellend in die Herzen der Menschen und zeugen von der ewigen Allgegenwart der göttlichen Liebe.

Stufen zur Erkenntnis, Durchblicke in ein Daseinsreich, das in höheren Oktaven schwingt, bilden für den ernsten Forscher die vereinzelt, allerdings immer häufiger auftauchenden Zeitgenossen, die eine feinere psycho-physische Konstitution haben als allgemein bekannt ist; und es ist einer der gewaltigsten Fortschritte unserer Zeit, daß die exakte Wissenschaft sich jetzt der „Medien" bedient, um die Grenze der bisherigen Forschungsmöglichkeiten zu überschreiten. Wie weit die deutsche Forschung in verhältnismäßig kurzer Zeit schon gediehen ist auf einem Gebiete, das vor 10, ja vor 5 Jahren noch für Aberglauben gehalten wurde und bis in unsere Gegenwart hinein noch hart bekämpft wird, will ich im folgenden bekanntgeben.

In Berlin hat sich seit reichlich einem Jahre die zum Studium okkulter Phänomene begründete „Ärztliche Gesellschaft für parapsychische Forschung", bestehend aus etwa 100 Berliner Nervenärzten und Psychiatern, mit den Tatsachen überphysischer Geschehnisse befaßt und ist zu erstaunlichen Ergebnissen gekommen, über die Dr. med. F. Schwab in seinem Buche „Teleplasma und Telekinese" (Dr. med. F. Schwab: „Teleplasma und Telekinese", mit 6 Zeichn. und 48 Abb. auf 12 Tafeln. Pyramiden-Verlag Dr. Schwarz & Co., Berlin-Charlottenburg) ausführlich berichtet. Ich greife eins heraus. Das Medium erhielt den Auftrag, eine mehrere Meter hinter ihm befindliche Vase fortzubewegen, ohne natürlich seinen von den Ärzten kontrollierten Platz zu verlassen. Die Ärzte saßen mit dem Medium um einen Tisch, und zwei der

Ärzte hielten die Hände des Mediums, der Versuchsleiter hielt außerdem in der andern Hand einen Kontakt, mit dem er durch elektrische Fernzündung in jedem von ihm günstig erscheinenden Augenblick Blitzlicht zum Aufleuchten bringen konnte, wodurch sechs sorgfältig das ganze Zimmer kontrollierende Photographierapparate in Tätigkeit traten. Nach einiger Zeit hatte Dr. Schwab die Empfindung, daß „etwas in der Luft sei"; und nun drückte er den Blitzlichtkontakt. In demselben Augenblick — wenigstens für das Gefühl, in Wirklichkeit um Bruchteile einer Sekunde später, hat er die Vase in seiner Hand, mit der er die Hand des Mediums hielt. Hatte diese rätselhafte Tatsache schon das größte Erstaunen der Beteiligten hervorgerufen, so wurde es wesentlich gesteigert, als das Zeugnis der sechs photographischen Platten herangezogen wurde: die sechs Aufnahmen der einzelnen Teile des Zimmers enthalten nicht das Bild der Vase! Weder an der Stelle des Regals, wohin man sie gestellt hatte, noch in der Hand des Versuchsleiters noch irgendwo anders im Zimmer. In dem Augenblick ($^{1}/_{50}$ Sekunde) der Blitzlichtaufnahme war die Vase „sichtbar" nicht im Zimmer; aber im nächsten Bruchteil einer Sekunde befand sie sich in der Hand des leitenden Arztes. Dr. med. et phil. Arthur Kronfeld bemerkt hierzu in einer Veröffentlichung: „Wir versuchen nicht etwa, dies erschütternde Phänomen zu erklären; wir stellen es fest. Und stellen fest, daß in der bisherigen Literatur noch niemals ein Apport von solch eindeutiger experimenteller Versuchsanordnung und Kontrolle beobachtet worden ist."

Es dürfte mir, der ich mich seit fast 30 Jahren mit dem praktischen Studium des Okkultismus befasse, wohl erlaubt sein, einen Erklärungsversuch zu wagen, zumal ich in vielen Sitzungen Gelegenheit hatte, solche Phänomene zu studieren. In einer Sitzung in Hamburg war ich Augenzeuge (bei Gasglühlichtbeleuchtung) einer blitzschnellen „Materialisation" einer Weinrebe mit wohl 60—70 großen Trauben. Dies Phänomen geschah im Zimmer inmitten der etwa 20 Teilnehmer unter Bedingungen, die jede Täuschung ausschlossen. Und obgleich wir in dem gut geheizten Zimmer bereits 1½ Stunden mit anderen Versuchen zugebracht hatten, waren die materialisierten Trauben — naturkalt, als wären sie soeben aus der kalten Winternacht hereingebracht. Ebenso war ich bei andern Gelegenheiten Zeuge von Dematerialisationen (Entstofflichung) von festen Gegenständen.

Den Berliner Vorgang mit der Vase möchte ich folgendermaßen erklären. Eine starke Imagination des Unterbewußtseins bei einem Medium in Tiefhypnose, aber auch der bewußte Wille eines Magiers, der Naturgesetze feinstofflicher Welten beherrscht, können die molekularen oder atomistischen Schwingungen eines Körpers so verändern, daß er in einen andern Aggregatzustand übergeführt wird: fester Stoff kann in Ätherstoff (Dematerialisation) „aufgelöst", und dieser wieder in festen Stoff zurückverwandelt werden (Rematerialisation). Im Augenblick der photographischen Aufnahme war die Vase „nicht da", nicht stofflich im Zimmer, das beweisen alle sechs Aufnahmen; sie war dematerialisiert. Im nächsten Augenblick befand sie sich rematerialisiert in der Hand des Arztes. Es ist echte Magie und doch nichts anderes als ein naturgesetzlicher Vorgang derselben Art, als wenn Radium sich durch langsame Ausstrahlung in feinere Stoffarten verwandelt. Der Unterschied besteht nur im Zeitmaß des Geschehens.

Der jahrzehntelange Wunsch der „Laien"-Okkultisten ist nun endlich erfüllt worden, daß Männer der exakten Wissenschaft den einwandfreien Beweis erbracht haben von dem Vorkommen „okkulter", d. h. auf verborgenen, noch unerforschten Naturgesetzen beruhender Vorgänge in der Natur, die unter Mitwirkung ebenfalls noch unerforschter Seelenqualitäten einiger Menschen (Medien) in Erscheinung zu treten vermögen.

Die seit einigen Jahren bekannten Materialisations-Phänomene, die Dr. A. Freiherr von Schrenck-Notzing in jahrelangen Versuchen erzielte, haben ebenfalls durch Dr. Schwabs Versuche in Berlin mit einem andern Medium eine glänzende Bestätigung gefunden und beruhen nach der Annahme von Professor Hans Driesch — dem Nachfolger auf dem Lehrstuhl Professor Wilhelm Wundts — darauf, „daß gewisse Ausnahmemenschen ihre Vorstellungsinhalte durch



angespannte Willensimpulse ‚naturwirklich‘ werden lassen können; der Organismus dieser Medien brauche nur die uns überall umgebende letzte Materie (Elektronen?, wie Sanitätsrat Dr. med. Karl Bruck in einem Aufsatz über die Schrenck-Notzingschen Versuche meint), seinen Vorstellungsbildern gemäß zu Formen ordnen“. Wie ich schon sagte, genügt hierzu nach meiner Ansicht die (Ein-)Bildungskraft (Imagination) des Mediums.

v. Schrenck-Notzing schreibt in der zweiten, stark vermehrten Auflage seines großen Werkes „Materialisations-Phänomene“ (Materialisations-Phänomene, ein Beitrag zur Erforschung der mediumistischen Teleplastie, 636 Seiten stark, mit 275 Abbildungen auf 167 Tafeln; Verlag von Ernst Reinhardt in München. 20 ℳ, Ergänzungsband 12 ℳ Grundzahl), die eher als ein neues Werk als eine Neuauflage anzusehen ist: „Die nunmehr fast 14 Jahre hindurch fortgesetzten Feststellungen und Nachprüfungen bieten, wenigstens was die Tatsächlichkeit des Materialisations-Phänomens bei dem Medium Eva C. betrifft, ein nahezu erschöpfendes Bild, ein geradezu überwältigendes umfassendes Beweismaterial, wie es wohl kaum in irgend einem andern Wissenszweige als erforderlich angesehen werden würde.“ Während einer siebenmonatlichen Untersuchung in seinem Münchener Laboratorium hat Schrenck-Notzing 23 deutschen Hochschullehrern, 18 Ärzten und 19 sonstigen Gelehrten Gelegenheit gegeben, telekinetische (fernwirkende) und teleplastische (fernformende) Leistungen des Mediums Willy Sch. mitzuerleben. Im Schlußwort seines Werkes sagt Schr.-N.: „Die Existenz der teleplastischen Erzeugnisse selbst, ihre Sichtbarkeit und ihre vorübergehende Lebensdauer stehen in engster Beziehung zu der Psyche des Mediums und der Anwesenden. Sie sind im wahren Sinne des Wortes geistige Schöpfungen, personifizierte, verkörperte Traumbilder, die einer heute noch unbekannten Transformation biopsychischer Kräfte im Medium ihr Dasein verdanken. Das hat auch Professor Oesterreich, Tübingen, richtig erkannt, indem er die Erzeugung dieser ephemeren (kurzlebigen) Gebilde mit der schöpferischen Tätigkeit des Kosmos bzw. Gottes verglich.“

Die guten Erfolge in Berlin und München sind neben den exakt wissenschaftlichen Methoden dem Umstande zuzuschreiben, daß man den Medien zunächst völlige Freiheit ließ, und erst nach und nach, ohne daß das Medium es merkte, ein System unbewußter Kontrollen einführte, so daß das Medium in seiner seelischen Verfassung, die ja immer abnormal ist, nicht gestört wurde. Wenn Geheimrat Moll, wie er in einem Vortrag in Hamburg erklärte, 30 Jahre Okkultismus geprüft und nicht einen einzigen Beweis dafür erhalten hat, so wird es eben an der Methode, zuerst das Medium in seine Kontrolle zwingen zu wollen und ihm mit Mißtrauen zu begegnen, liegen; denn ein Medium ist so sensitiv, daß es unter gedanklich und seelisch störenden Einflüssen ebenso versagen muß wie ein Redner unter tumultuarischem Lärm. Das muß jeder Forscher auf diesem Gebiete, wenn er Erfolg haben will, beherzigen.

Die Wissenschaft steht an der Grenze neuer Erkenntnismöglichkeiten und zeigt bereits, dank der unermüdlichen Arbeit deutscher Forscher, daß die Entwicklung des Menschengeschlechts in eine neue Phase getreten ist, und zwar in der Richtung des Astral-Psychischen, wie es von der Theosophie schon seit einigen Jahrzehnten gelehrt wird.

Die Wende dieses Zeitalters, Umwälzungen auf allen Gebieten in nie gewesenem Umfange verursachend, wird mit der neu erstehenden Wissenschaft auch eine neue Kultur, eine neue Religionsauffassung und eine neue Weltordnung bringen. Einige unserer Zeitgenossen, die aus der Nacht des jetzt seinen Abschluß findenden dunklen Zeitalters der Täuschung, Lieblosigkeit und geistiger Blindheit erwacht sind, erschauen die strahlende Morgenröte des kommenden Weltentages.

Meine Betrachtungen glaube ich nicht besser beschließen zu können, als mit einer Ausführung Professor Miskuskas, dem auch Schrenck-Notzing in seiner Bescheidenheit das letzte Wort in seinem großen Werk erteilt: „So bleibt es einer okkulten Biologie der Zukunft vorbehalten, das Lebensrätsel, den Zusammenhang von Geist und Materie, von Seele und Körper, von Lebendem und Leblosem zu erforschen. Sie zeigt uns heute schon, daß der Geist, die Idee,

der Wille das treibende Agens für die Entstehung teleplastischer Formenbildungen darstellt, und sie wird uns, hoffen wir, in einer nicht zu fernen Zukunft auch dem großen Mysterium näher bringen, wie durch schöpferische Willensakte des Weltgeistes das Weltall in seiner Gesamtheit und kosmische Prozesse in der Unendlichkeit ihrer Entwicklung und Vervollkommnung entstehen. Die Lösung des Lebensproblems stellt sich in dieser Fassung gleichzeitig als Lösung der höchsten Probleme des menschlichen Denkens — des Überpersönlichkeits- und Gottesproblems — dar, in welche ja alle menschliche Erkenntnis, Wissenschaft und Philosophie letzten Endes münden."

Georg Korf, Hamburg



Eine Beichte im D-Zug

Hübsches Mädel!" dachte die ältere Frau wohlwollend, als der Zug in den grauen Novembertag hineinfuhr und die Häuser der alten Hafenstadt hinter sich ließ.

„Ein endloser Zug", sagte sie laut zu ihrem anmutigen jungen Gegenüber, ihrer einzigen Gefährtin im Frauenabteil. „Und kalt ist es. Wir müssen uns warm einpacken."

Das tat man beiderseits und hielt dann ungestört sein Mittagsschläfchen ab.

Stundenlang ging es dahin gen West, immer gen West. Die beiden Reisegefährten tauschten wenige freundliche Worte. Nach viel Reden schien ihnen beiden nicht der Sinn zu stehen.

Aber dann fiel der Name der Stadt, die das Ziel der Fahrt für die silberhaarige Frau bedeutete.

„O —" rief das Mädchen und eine tiefere Farbe rötete ihre frischen Wangen, „— nach N. fahren Sie? Daher ist mein Bräutigam —"

„So?" meinte die andere lächelnd. „Da fahren Sie wohl auch dahin?"

„Nein — — ich — ich gehe in die Nähe zu Freunden —" Es kam alles zögernd heraus, während ein grübelnder Ernst das helle Gesicht überschattete. Und plötzlich brach es sich wie aus dem Innersten herauf Bahn: „Ich weiß nicht, ob ich ihn überhaupt sehen werde. Ich weiß manchmal gar nicht, was ich tun soll — —" Sie zog den Pelz fester um die Schultern zusammen und sah die Reisegenossin fragend an.

Die gab ihr schlicht und liebevoll den Blick zurück und wartete.

„Sind alle Männer so — verschlossen?" fragte das Mädchen. „Mir ist, als wüßte ich noch gar nichts von meinem Verlobten, als könnte ich gar nicht an seine Seele heran. Ist das nur norddeutsch? Ich bin anders. Muß man nicht offen miteinander sein — geben und nehmen?"

„Das muß man. Aber dem einen wird es leicht, dem andern schwer, sich aufzuschließen. Man sagt immer, daß der Norddeutsche verschlossener ist als andere Deutsche, aber ich habe es selbst nie gefunden. Es ist noch lange nicht gesagt, daß der Mensch, der viel über sich redet oder überhaupt viel spricht, offen ist. Er kann im Grunde viel verschlossener sein als ein anderer, der wenig sagt, aber sich ganz selbstverständlich ehrlich gibt."

Die jungen Augen ließen nicht ab zu fragen. „Aber man muß doch irgendwie sicher werden — man muß doch fühlen, man stimmt überein in so vielem Wichtigen — — Wenn man das nun nicht tut —?"

„Dann soll man nicht heiraten, Kind. Vielleicht ist dies nicht der Rechte für Sie. Besinnen Sie sich nur darüber. Sie sind so jung —"

„O, ich bin gar nicht mehr so jung, wie Sie vielleicht denken", sprudelten die leicht bebenden Lippen jetzt hervor. „Ich bin schon 26. Ich habe schon viel nachgedacht und viel erfahren. Es ist am Ende besser, man heiratet gar nicht — —"

„Gar nicht? Sie wollen doch einmal ein Heim und Kinder haben, vom Mann ganz abgesehen."

„Ach, gnädige Frau, es ist ja heute alles so schwer. Wenn man nicht sehr viel Geld hat. Sehen Sie, jetzt habe ich mein gutes Gehalt, eine sehr nette Stellung, die mir viel Freiheit läßt. Ich kann reisen, ins Theater gehen, mich mit Kunst beschäftigen — ich male gern — Und —“ ein kleines Lachen verschwand bald wieder unter neuem Ernst — „und ich bin selbständig, ich mag gern allein sein. — Das ist alles vorbei nachher. Ich — wirklich, ich weiß nicht, ob ich alles und alles aufgeben kann — —“

Beide schwiegen eine kleine Weile.

„Wie meinen Sie das: alles aufgeben, liebes Kind?“ fragte die Ältere dann. „Das ist doch gar nicht nötig —“

„Ach, wenn man verheiratet ist, kann man doch nichts, gar nichts mehr tun als was dem Mann auch recht ist. Man muß immer erst fragen, oder der Unfrieden ist da. Und man hat kein eigenes Geld in der Hand. Und was kostet der Hausstand jetzt. Da heißt es doch immer nur sparen und sparen und alles selbst tun, und nichts bleibt noch von dem, was man wirklich gern hat und tut —“

„Aber das ist doch alles nicht nötig, wenn man ein vernünftiger, klarsehender Mensch ist“, nahm ihre Reisegefährtin das Wort. „Wenn Sie so geistig wach sind und die Probleme jetzt schon durchschauen, können Sie doch den Kampf mit ihnen aufnehmen. Schwierigkeiten sind doch dazu da, um überwunden zu werden, nicht um uns zu Feiglingen zu machen.“

Das Mädchen schaute die Frau mit großen bestürzten Augen an.

„Ja — —“ sagte sie verwirrt. „Aber wie? Die Verhältnisse sind doch nun einmal so?“

„Verhältnisse gibt es nur für die Schwachen, Kind. Für natürliche, kräftige Menschen gibt es nur Aufgaben, die zu lösen sind. Wer stark genug ist, macht sich immer frei.“

„Auch — in der Ehe?“

„Auch in der Ehe. Die wirkliche Liebe macht stark und erfinderisch und klug, und wenn etwas aufgegeben werden muß, weiß sie, daß sich's lohnt.“

Die junge Gefährtin schwieg und schaute aus dem Fenster und schien sich in Träumereien zu verlieren. Dann kam plötzlich wieder ein verstörter Ausdruck in ihre Züge, und langsam wandte sie sich von neuem ihrem Gegenüber zu.

„So meinen Sie doch, daß man einfach alles aufgeben, allen Kleinkram im Hause tun soll —“

„Nein, das meine ich nicht. Von einem ‚Alles-Aufgeben‘ ist bei einer vernünftigen, gesunden, ersprießlichen, das heißt: bei einer Liebesehe nie und nirgends die Rede —“

„Das nennen Sie eine *vernünftige* Ehe — eine Liebesehe?“ unterbrach das Mädchen, und ein leises Leuchten ging über ihr junges Antlitz. „Verzeihung, gnädige Frau“, sagte sie errötend. „Aber es kam mir so überraschend.“

Die Gefährtin lachte. „Das kann ich mir denken. Das Allereinfachste hat unsre komplizierte Zeit unnatürlich gemacht. *Wirkliche* Liebe, nämlich so ein gegenseitiges Verstehen und Geben-und-Nehmen, wie Sie es auch unwillkürlich vom Zusammenleben zwischen Mann und Weib fordern, das ist das Allerpraktischste, Vernünftigste und Ersprießlichste für die Welt, was es gibt. Und wenn man um solchen Zweiseins willen sein Alleinsein aufgibt, so lohnt sich's für einen, das ist gewiß. Ein feinstes, das allertiefste Alleinsein braucht selbst in der Ehe keins der beiden Gatten aufzugeben, weil das überhaupt kein Mensch kann. Das Alleinsein der Seele mit ihrem Gott ist ihr niemals zu rauben und kann sie selbst nicht zerstören. Und ein anderes Alleinsein, liebes Kind —“ die Worte kamen zuerst zögernd, dann eindringlich nach, da die Augen der Jungen wie hungrig an ihren Lippen hingen, „— wir behalten unsre Menschenrechte auch in der Ehe. Eine kluge und taktvolle und maßvolle Frau versteht es, sich und dem Gatten so viel selbständiges Alleinsein zu wahren, wie beide nötig haben. Je selbständiger die Frau ist, desto besser. Nicht umgekehrt. Die unselbständigen Frauen werden einem normal intelligenten Mann immer zu einer Last. Alles andere ist Unsinn, war auch immer törichtes Geschwätz.“

„Ja, das glaube ich auch!“ Und die jugendlichen Backen glühten vor Eifer, indes sich auch die Wangen der älteren Gefährtin lebhafter gefärbt hatten. „Aber nun sagen Sie mir, sagen Sie

doch, wie kann man denn selbständig bleiben, wenn man doch immer im Hause hockt — und kein eigenes Geld verdient mehr und —"

„Weshalb wollen Sie denn durchaus im Hause hocken?" fiel ihr die andere in die Rede. „Das wäre ja eine Sünde. Warum wollen Sie nicht ruhig weiter Geld verdienen? Das ist doch heute mehr und mehr auf allen Gebieten — und überall möglich. Die Hausarbeit kann zum großen Teil von anderen Händen getan werden. Wo ein Wille ist, ein echter, fester Wille, da ist auch ein Weg. Wer an dieses Wort nicht mehr glaubt, der kann sich nur gleich begraben lassen. Er ist ein faules Glied der Menschheit."

Jetzt flammte es auf in den Augen der sprechenden Frau. Das Mädchen verschränkte leidenschaftlich die Hände.

„Aber wenn der Mann das alles nun grade nicht will? Die Männer wollen es meistens nicht. Die wollen die Frau immer noch bloß fürs Haus, für sich. Das ist es grade, was ich nicht aushalten könnte. Wenn es auch so wäre schließlich — wenn ich beständig mit meinem Mann zu ringen hätte — —"

„Liebes Kind, solchen Mann heiratet man eben nicht, von dem man nicht gewiß weiß, daß er in solchen wesentlichen Dingen mit einem geht."

„Man heiratet ihn nicht — —" murmelten die jungen bebenden Lippen, während die schmale Gestalt in die Kissen zurücksank und die Blicke wie suchend zum Fenster hinausirrten. Auch ihre Reisegenossin schaute in die Weiten der vorüberziehenden Landschaft. Das schwere Grau des Himmels war in Bewegung geraten. Zu seltsamen Gestalten ballten sich die Wolken und ließen bald hier, bald dort ein tiefes, lichtverheißendes Blau frei.

„Es scheint sich aufzuklären", wandte sich die Frau, in deren Augen wieder eine helle Stille herrschte, an das Mädchen. „Im Leben klärt sich's auch immer wieder auf", sagte sie beruhigend.

Die Junge achtete nicht darauf.

„Und Sie meinen wirklich, man könnte — man hätte auch das Recht, sich als Frau seine Freiheit, sein eigenes Leben, seinen Beruf zu wahren — —"

„Das meine ich", sagte die andere nachdrücklich. „Aber ich meine nicht damit," fuhr sie sehr ernst fort, „daß eine Frau mit kleinen Kindern Haus und Mann nebst Kindern vernachlässigen und irgend etwas Unwichtiges für das Wichtigste im Leben halten soll. Jedes Ding hat seine Zeit und seine zwei Seiten. Kinder —"

„Kinder braucht man ja nicht gleich zu haben", warf das Mädchen schnell ein.

„Kinder braucht man in einer gesunden Ehe allerdings gleich zu haben", war die schier strenge Antwort. „Die unterdrückte Natur rächt sich, die weise gelenkte macht uns zu Beherrschern des Lebens. Eine gesunde Frau, die liebt, will und braucht Kinder und setzt dafür alles zurück, was nötig ist und solange es nötig ist. Nichts Großes wird ohne Opfer gewonnen. Aber auch das Opfer hat sein Maß und seine Zeit, darüber hinaus ist es kein Opfer mehr, sondern Vergeudung und Schwäche. Wir Frauen müssen deshalb so klug wie tapfer sein in bezug auf unsre Kräfte, nicht wahr?"

Sie sah in den heller werdenden Himmel und auf die Uhr.

„Ich bin gleich zur Stelle."

Das Mädchen half ihr hastig beim Zusammenräumen ihres Gepäcks.

„Ich wünsche Ihnen von Herzen alles Gute!"

Der Zug lief in den Bahnhof von N. ein.

„Und ich danke Ihnen — daß — — ich danke Ihnen sehr — sehr —" In den jungen Augen standen tief drinnen Tränen und ein neues Licht.

Toni Harten-Hoencke





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Sonnentätigkeit und ihre Wirkung

I.

Hamburg, 28. Juni 1923.

Als eifriger Leser Ihrer Zeitschrift „Der Türmer" habe ich auch mit Interesse von dem Artikel „Die Sonnenflecke und ihr Einfluß auf die irdische Lebewelt" (Heft 9, Juni 1923) Kenntnis genommen. Darin führt Herr Karl Wachtelborn neben Seuchen und anderen Erscheinungen auch die in diesem Sommer herrschende feuchte und kalte Witterung auf die Sonnenflecke zurück. Inwieweit die Theorie des Herrn Wachtelborn in bezug auf Seuchen zutrifft, entzieht sich meiner Beurteilung. Die bisher in diesem Sommer in Europa herrschende abnorme feuchte und kalte Witterung aber auf die Sonnentätigkeit zurückführen zu wollen, wird durch die Praxis widerlegt. Nach mir vorliegenden Meldungen aus Nordamerika herrscht dort im Gegensatz zu Europa in diesem Monat eine Hitze, wie sie in den betreffenden Gegenden seit 1893 nicht mehr verzeichnet worden ist. Herr Wachtelborn geht in seinen Behauptungen so weit, daß er u. a. sagt: „Die Schwankungen der Sonnentätigkeit, nicht die des Luftdrucks, sind demnach der wahre Grund der Wetterveränderungen." Diese Theorie bricht angesichts der bestehenden Tatsachen zusammen, denn es gibt doch sicher nicht für Europa und Amerika zur selben Zeit verschiedene Sonnentätigkeiten. Es ist undenkbar, daß dieselbe Sonnentätigkeit zur selben Zeit auf verschiedenen Stellen eines Planeten gerade entgegengesetzte Wirkungen hervorruft. Die im Juni in Nordamerika herrschende Hitze muß Herrn Wachtelborn unbekannt gewesen sein. Sonst wäre er nicht zu dieser Theorie gekommen, welche er jetzt einer Revision wird unterwerfen müssen. Die oben angezogene Theorie, daß die Schwankungen der Sonnentätigkeit und nicht die des Luftdruckes der wahre Grund der Wetterveränderungen sind, läßt sich nicht aufrechterhalten. Abgesehen von der in Nordamerika herrschenden abnormen Wärme, ließe sich die Theorie auch an Hand meteorologischer Beobachtungen widerlegen. Gerade entgegen den Behauptungen des Herrn W. geben die Schwankungen des Luftdruckes eine einwandfrei und auf Tatsachen fußende Erklärung für die herrschende Wetterlage. Es würde mich interessieren zu hören, wie sich Herr Wachtelborn zu den oben angeführten Tatsachen in bezug auf seine Theorie stellt.

Hochachtungsvoll

Kapitän Fr. Frobeen

II. Antwort

Außer verschiedenen Zuschriften zustimmenden Inhalts über meine in Heft 9 des „Türmers" enthaltene Arbeit: „Die Sonnenflecke und ihr Einfluß auf die irdische Lebewelt" ist mir durch die freundliche Vermittlung des Herrn Herausgebers auch der obige Brief von Herrn Kapitän Frobeen, Hamburg, zugegangen, worin der Wunsch geäußert wird, daß ich meiner Meinung über seine Einwände Ausdruck geben möchte. Ich komme diesem Wunsch gerne nach.

Ich habe mich nun zwar in meiner Arbeit in bezug auf das heurige Wetter mit keinem Worte geäußert, und es ist daher insofern hier Herrn Frobeen ein kleiner Irrtum unterlaufen. Aber ich nehme natürlich auch dieses Wetter in bezug auf seine Ursachen von dem schwankenden, durch den Wechsel der Sonnenflecke zum Ausdruck kommenden Sonneneinfluß nicht aus; es handelt sich nur darum, für die großen Wetterunterschiede in Übereinstimmung mit den von mir vertretenen Anschauungen die rechte Erklärung zu geben.

Um nun zu den Einwendungen des Herrn Frobeen überhaupt Stellung zu nehmen und dadurch gleichzeitig die Grundlage für jene Erklärung zu finden, müssen wir zunächst die Tatsache anerkennen, daß die Schwankungen der Sonnentätigkeit der wahre Grund der Wetterveränderungen sind, und das, obwohl Herr Frobeen schreibt: „Die Theorie, daß die Schwankungen der Sonnentätigkeit und nicht die des Luftdruckes der wahre Grund der Wetterveränderungen sind, läßt sich nicht aufrecht erhalten"; denn wir sehen ja schon an dem Wechsel von Tag und Nacht, Sommer und Winter, wie sehr die Schwankung der Sonnentätigkeit das Wetter beherrscht. Ob aber die Tätigkeit der Sonne das eine Mal herabgesetzt ist, weil die Sonnenstrahlen die Erde nur wenig oder gar nicht berühren wie bei Tag und Nacht, Sommer und Winter, oder ob das andere Mal die Tätigkeit selbst vermehrt oder vermindert ist wie bei den Sonnenflecken, kommt in der Wirkung auf das gleiche heraus. Die Schwankung muß immer auf das Wetter von Einfluß sein. Eine Schwankung aber haben wir auch bei dem wechselnden Erscheinen der Sonnenflecke; denn dieses hat seine Ursache in einem vermehrten oder verminderten Austreten von Sonnenkraft oder Sonnensubstanz, wie von der Wissenschaft allgemein anerkannt ist. Die Wissenschaft streitet sich hier lediglich noch über den Grund dieser, mit der bekannten Regelmäßigkeit von durchschnittlich elf Jahren auftretenden Erscheinung, und über ihn habe ich in meiner Arbeit mich in dem Sinne geäußert, daß wir hier eine Lebenserscheinung des „Sonnenherzens" vor uns haben; denn das eine Leben, das — nicht erst in uns entstanden, sondern immer vorhanden — in uns sich äußert, es atmet und pulst in der gleichen Weise in der ganzen Natur. Die Sonnenflecke haben bei ihrem vermehrten Erscheinen also in einem verstärkten, pulsenden Austreten von Sonnenkraft — wie bei unserem Herzen infolge einer neuen Zusammenziehung — ihren inneren Grund. Der Kraftstrom fließt dann vermehrt zur Erde wie zu den anderen Planeten, um im ewigen Kreislauf des Lebens wieder zurück zur Sonne zu strömen und seinen Lauf neu zu beginnen wie das Blut in unserem Körper nach seiner Wanderung durch das Herz. Ich will auf diese Erklärung nochmals verweisen, weil sie uns den Einfluß des Wechsels der Sonnenflecke auf die irdische Lebewelt erst recht verstehen läßt. Von der Sonne fließt also bei dem vermehrten Auftreten von Sonnenflecken in einem erhöhten Maße Sonnenkraft zur Erde. Wenn in die Erde aber etwas eintritt, einfließt, so kann dieser Einfluß sich physikalisch nicht anders bemerkbar machen wie durch einen Druck.

Durch diese Betrachtung haben wir zunächst die Erklärung gefunden für eine Naturerscheinung, die unseren Gelehrten bisher schon manchen Kopfschmerz bereitet hat, nämlich für die Schwerkraft. Mit dieser Kraft, durch ihre Wirkung allgemein bekannt, hat unsere Wissenschaft schon immer gerechnet; ja, die Wissenschaft war sogar bestrebt, alle Gesetze und Kräfte im Raum auf sie zurückzuführen. Aber was ist diese Kraft? Worauf beruht das ihr eigene innere Wesen? Die Wissenschaft konnte auf diese Fragen nie eine rechte, vollauf befriedigende Antwort geben, und in der neueren Zeit beginnt sie sogar diese allgewaltige naturwissenschaftliche Göttin immer mehr wieder vom Throne zu stoßen und dazu überzugehen, nicht mehr von einer Schwerkraft, sondern von einer Druckkraft zu reden (s. z. B. Wäber, Lehrbuch der Physik). Wenn auf der Erde aber eine Druckkraft wirkt und sich wie überall so auch in der Luft äußert, dann muß der Druck von außen kommen. Mit dieser Feststellung sind wir genau auf dem Wege unserer Wissenschaft auf dem Punkt wieder angelangt, den wir oben verlassen haben, nämlich dort, wo wir sahen, daß die Sonnenkraft unter einem Druck von außen in unseren Erdenwohnsitz tritt. Wir gehen mit dieser Anschauung also vollauf Hand in Hand mit unserer Wissenschaft — mit ihr,

für deren Ansehen Herr Frobeen einzutreten sich verpflichtet fühlt. Hier will ich aber noch bemerken, in altindischen Schriften steht schon geschrieben: „Die Erde flieht vor dem heißen Atem der Sonne." Damit ist gesagt, daß die Sonne die Erde nicht anzieht, sondern daß sie das Gegenteil bewirkt, sie abstößt. So haben jene Alten schon gelehrt, was unsere Wissenschaft jetzt erst wieder zu erkennen beginnt, nämlich den Druck der Sonnenkraft auf die Erde. Und für diesen Druck hat Professor Lebedow an der Universität Moskau den wissenschaftlichen Beweis erbracht; er hat nachgewiesen, daß die Lichtstrahlen auf die von ihnen getroffene Fläche einen mechanischen Druck ausüben, und es gelang ihm, die Größe dieses Druckes zu messen; dadurch bestätigte er, was schon Maxwell in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erwartet hatte und Crookes durch seinen Radiometer oder seine Lichtmühle beweisen wollte. Den Druck des Sonnenlichtes auf die Erde hatte man auf 7,6 Millionen Kilogramm berechnet.

Unsere Wissenschaft erkennt jedoch auch immer mehr die elektrische Natur des Sonnenlichtes wie des Lichtes überhaupt, und wir brauchen uns über diese Entdeckung gar nicht zu wundern, wenn wir bedenken, wie leicht Elektrizität und Licht ineinander übergeführt werden können. Auch da waren die Alten unserer Wissenschaft voraus; denn Altindien lehrte, daß Fohat die Weltgrundkraft ist und Magnetismus, Elektrizität, Licht, Schwerkraft usw. von ihm nur verschiedene Offenbarungen sind. Ich sage dies, damit wir in unserer Wissenschaft nicht die unbedingt verläßliche einzige geistige Führerin sehen und im gegebenen Falle auch an die Möglichkeit anderen geistigen Lichtes zu glauben imstande sind. Infolge der inneren Verwandtschaft jener Kräfte ist es unserer Wissenschaft aber schon gelungen festzustellen, daß das Sonnenlicht ein Träger positiver elektrischer Kräfte ist oder daß seine elektrischen Kräfte sich zu denen der Erde wie positiv zu negativ verhalten, und auf Grund dieser Eigenschaft ist ihnen ebenfalls ein beherrschender oder, wir können sagen, ein drückender Charakter bei ihrem Eintritt in die Erde gegeben. Der Druck, den das Sonnenlicht auf die Erde ausübt, ist also auch vom elektrischen Standpunkt aus betrachtet sicher gegeben und leicht, ja von hier aus eigentlich erst recht zu verstehen, und wenn wir nunmehr erklären, daß dieser Druck tatsächlich vorhanden ist, so befinden wir uns dennoch ganz bestimmt nicht in einem Widerspruch mit unserer Wissenschaft.

Wenn ein Druck durch das Sonnenlicht oder die elektrischen Kräfte der Sonne unsere Erde trifft, so muß dieser sich am meisten bemerkbar machen in der **Luft**, weil diese ein starker Träger elektrischer Kräfte ist und leicht in einem hohen Maße zusammengepreßt werden kann. Auch verläßt die Sonnenkraft — wie die Sonnenflecke unwiderleglich beweisen — die Sonne nicht gleichmäßig, sondern sehr ungleichmäßig über die Sonnenoberfläche verteilt. Daher muß derselbe Druck auch auf der Erde vorhanden sein und hier in großen Luftdruckunterschieden seinen Ausdruck finden — einen Ausdruck, der sich beständig verändert, weil ja auch die Sonnenflecke beständig wechseln, kommen und gehen. Die Sonnenflecke sind ferner als gewaltige Wirbel der Sonnensubstanz oder als elektrische Wirbel wissenschaftlich festgestellt, und die Elektrizität ist ja bekanntlich eine Kraft, die sich am liebsten in den Schwanz beißt, d. h. in einem geschlossenen Strom fließt. So ist zunächst das elektrische Wirbeln oder Kreisen in der elektrischen Lichtsubstanz der Sonne leicht zu verstehen. Weil aber der ganze Strom des Sonnenlichts elektrisch ist und in der Erde, vor allem schon in der Luft den gleichen Kräften begegnet, so müßte die Elektrizität ihr eigenes Wesen verleugnen, wenn auch auf der Erde und besonders in der Luft nicht ein gleiches Kreisen, Fließen und Wirbeln entstände. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß wir hier die sattsam bekannten Luftdruckunterschiede und Luftdruckschwankungen mit ihren Begleiterscheinungen, den Winden und Stürmen, mit denen sich besonders die Wetterkunde beschäftigt, vor uns haben. Hatte ich so nicht ein Recht, in meiner Arbeit zu schreiben: „Die Schwankungen der Sonnentätigkeit, nicht des Luftdruckes, sind demnach der wahre Grund der Wetterveränderungen"? Denn die Schwankungen des Luftdruckes kommen doch erst durch die Schwankungen der Tätigkeit der Sonne zustande.

Es wäre nun meine Aufgabe zu zeigen, daß eine Übereinstimmung zwischen den Wetter-

veränderungen und dem wechselnden Auftreten der Sonnenflecke tatsächlich besteht, und wir könnten — wenn die Wissenschaft und die Natur nur auf einer Spur von Wahrheit beruhen — an diese Beweisführung von vornherein mit einer Gewißheit gehen, die gar keine Zweifel übrig läßt, wie es aus gewissen anderen Erwägungen heraus auch auf dem Gebiete der menschlichen Erkrankungen mit dem gleichen Erfolg von mir geschehen ist. Wir sind der Beweisführung in bezug auf das Wetter aber schon glücklich enthoben; denn sie ist in einer umfassenden Weise geboten in der Schrift: „Die Beziehungen der Sonnenflecken zu den magnetischen und meteorologischen Erscheinungen der Erde von Hermann Fritz, Professor am Eidgenöss. Polytechnikum in Zürich." Diese Schrift, bereits im Jahre 1878 bei De Erven Loosjes, Amsterdam, erschienen und von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem preisgekrönt, dürfte wohl auch den wissenschaftlichen Anforderungen des Herrn Frobeen vollauf genügen. Ich kann daher auf sie verweisen und diese Frage jetzt verlassen.

Es handelt sich nun noch darum, für die großen Unterschiede des Wetters während ein und derselben Zeit, wie wir sie besonders in diesem Jahre zu beobachten Gelegenheit haben, eine Erklärung zu geben oder mit anderen Worten zu zeigen, daß es nicht undenkbar, wie Herr Frobeen schreibt, sondern recht wohl möglich ist, daß dieselbe Sonnentätigkeit zur selben Zeit auf verschiedenen Stellen eines Planeten gerade entgegengesetzte Wirkungen hervorruft. Zunächst haben wir da zu bedenken, daß die Sonnentätigkeit oder der Einfluß der Sonnenkraft auf die Erde nicht gleichmäßig ist; und wie ein Rad, das innerhalb einer gewissen Zeit regelmäßig durch einen bestimmten Lichtstrahl läuft, nur an einer bestimmten Stelle von ihm getroffen wird und dort seine Wirkung empfängt, so muß es auch auf der Erde sein bei ihrem Lauf vor der Sonne und den verschiedenen, in den Sonnenflecken zum Ausdruck kommenden Strömen ihrer Kraft. Doch es können auch gewisse elektrische oder sonstige Störungen und Zustände als Ursachen in der Erde selbst in Frage kommen, und wie bei einem kranken, vielleicht allgemein frierenden Menschen doch einzelne Körperteile entzündet und glühend heiß sein können, daß hier die Gewebe zugrunde gehen, so können die gleichen Zustände aus inneren Ursachen sicher auch auf der Erde ent- und bestehen; denn der Mensch und die Natur, der Mikro- und der Makrokosmos, entsprechen und beeinflussen viel mehr einander als man gemeinhin denkt; und auch die Erde, nicht nur die Menschheit, ist darum jetzt ganz gewiß krank. Es können auch Einflüsse aus dem Raum mit in Frage kommen, die wir noch nicht kennen, und ich bin sicher der letzte, der behauptet, daß er die Natur schon bis in alle Tiefen ergründet habe.

So können wir sagen, daß wir das unterschiedliche Verhalten des Wetters während derselben Zeit teils jetzt schon verstehen, teils daß es hier wohl noch manche Forschungsarbeit im kleinen zu erledigen gibt. In bezug auf das diesjährige Wetter aber möchte ich bemerken: Wir leben zurzeit in einem Sonnenfleckenminimum; denn das letzte fand nach den Berechnungen von Professor Wolfer, Zürich, seinen tiefsten Stand im Jahre 1913 mit einer Durchschnittsfleckenzahl von 1,4, und eine kleine Sonnenfleckenperiode dauert bekanntlich rund 11 Jahre. Wir haben jetzt also eine Zeit geringer Sonnentätigkeit. Weil die Erdoberfläche zu zwei Dritteln aus Wasser besteht, so findet während der Zeit starker Sonnentätigkeit eine große Verdampfung von Wasser statt, und es gibt infolgedessen dann ein niederschlagreiches naßkaltes Wetter. Während geringer Sonnentätigkeit, also jetzt, besteht das Gegenteil: trockenes warmes Wetter. Zu dieser Feststellung will allerdings unser heuriges Wetter nicht recht passen, weil besonders der Juni abnorm naßkalt war, während das amerikanische Wetter ja durchaus richtig geht; es ist ganz wie unsere Voraussetzung es verlangt, trocken und heiß. Auch unser Wetter war jedoch im ganzen Jahr mehr niederschlagarm als regenreich; denn der letzte Winter brachte uns so wenig Schnee, daß ich mich eines gleich schneearmen Winters nicht zu entsinnen vermag; ebenso war das ganze Frühjahr außergewöhnlich trocken und zum Teil zeitig schon sehr warm, und große Regengüsse hat es bei uns im ganzen Sommer auch nicht gegeben, so daß trotz des scheinbar regenreichen Wetters sich der Stand der offenen Wasserläufe immer in mäßigen



Grenzen gehalten hat. Doch während ich dies schreibe, haben wir ja schon — wie man sagt — eine Hitze zum Braten, und so ist also die amerikanische Hitzewelle vielleicht durch das Wandern eines Sonnenfleckes — wie letzteres ja sehr häufig geschieht — auch zu uns gekommen.

Allerdings, immer hat sich das Alte gegen das Neue erhoben, auch und besonders auf dem Gebiete der Wissenschaft, und so hat die Feststellung, daß die Periodizität der Sonnenflecke auch im Auftreten der verschiedenen menschlichen Erkrankungen ihren klaren Ausdruck findet, dem schwedischen Arzte Magelssen, der, ohne jedoch ihre tiefere Begründung zu kennen, gleichzeitig mit mir diese Tatsache entdeckte, sogar seine amtliche Stellung gekostet! Der Wahrheit gehört schließlich aber immer der Sieg. **Karl Wachtelborn**, Fürstenwalde (Spree)

III. Sonnenflecken und historische Ereignisse

Man schreibt uns:

Der Aufsatz von Karl Wachtelborn im Juniheft des „Türmers" („Die Sonnenflecke und ihr Einfluß") hat mich lebhaft interessiert, da ich bei meinen Forschungen zu ähnlichen Ergebnissen gekommen bin.

In früherer Zeit wurde das Erscheinen von Kometen als Zeichen von Krieg, Pest, Hungersnot und anderem Ungemach allgemein gefürchtet. Jetzt ist diese Furcht vor Kometen freilich verschwunden; man ist eher geneigt, kosmischen Vorgängen jeden Einfluß auf irdische Ereignisse abzusprechen. Und doch ist es fraglich, ob diese Ansicht richtig ist; denn die als Sonnenflecken bekannten Vorgänge auf unserem Zentralkörper scheinen tatsächlich nicht ohne Einfluß auf irdische Verhältnisse zu sein.

Es steht zunächst fest, daß die Zu- und Abnahme der Sonnenflecken mit den größeren und geringeren Schwankungen der Magnetnadel und mit der Zu- und Abnahme der Polarlichter parallel läuft. Auch die Gestaltung des Wetters hängt wahrscheinlich in der Hauptsache von den Vorgängen auf der Sonne ab: man hat festgestellt, daß die Erdtemperatur in den fleckenreichen Jahren etwas niedriger ist als in den fleckenarmen Jahren; auch ist oft beobachtet worden, daß beim Auftreten größerer Sonnenflecken ein Sinken der Temperatur eintrat.

Aber die Wirkung der Sonnenflecken erstreckt sich noch weiter: auch *historische Vorkommnisse* scheinen unter dem Einfluß jener merkwürdigen Vorgänge zu stehen. Die Zu- und Abnahme der Sonnenflecken erfolgt in Zeiträumen von durchschnittlich 11 Jahren; diese durchschnittliche Dauer wird aber nicht allzu oft erreicht, sondern viel häufiger ist die Abweichung davon. Von den 27 Sonnenfleckenperioden, die seit der Entdeckung der Sonnenflecken im Jahre 1610 abgelaufen sind, haben nur 9 eine Dauer von rund 11 Jahren gehabt, 9 Perioden sind dagegen länger und 9 kürzer als 11 Jahre gewesen. Die meisten Perioden wichen nur etwa um 1 Jahr von dem Durchschnitt ab, dauerten also rund 10 oder 12 Jahre, einzelne Perioden haben jedoch 13 und 14 Jahre, andere wieder nur 8 und 9 Jahre gedauert. Der Unterschied zwischen den kürzesten und längsten Perioden ist also ein ganz erheblicher. Die längsten Perioden waren die von 1619—34, 1666—79, 1698—1712, 1784—98, 1810—23, 1843—56; die kürzesten die von 1610—19, 1689—98, 1766—75, 1775—84, 1834—43. Auf sehr kurze Perioden folgen also in der Regel sehr lange Perioden.

Es ist nun merkwürdig, daß während der langen Perioden besonders lange verheerende Kriege und Revolutionen stattgefunden haben, während es in den kurzen Perioden verhältnismäßig ruhig zugegangen ist. So fällt in die sehr lange Periode von 1619—34 die erste Hälfte des Dreißigjährigen Krieges, in die Periode von 1698—1712 der Spanische Erbfolgekrieg, der von 1701—14, und der Nordische Krieg, der von 1700—21 dauerte. Während der 14jährigen Periode von 1784—98 brach die erste französische Revolution aus und begannen die Kriege zwischen den monarchischen Mächten und der französischen Republik nebst Napoleon, die mit kurzen Unterbrechungen von 1792—1815 dauerten. In die Periode von 1843—56 fällt die revolutionäre Bewegung von 1848/49 und der Krimkrieg. Auch die gegenwärtige Flecken-

periode, die im Jahre 1913 angefangen und in welcher der Weltkrieg und die darauffolgenden Revolutionen stattgefunden haben, wird wahrscheinlich von längerer Dauer sein. Bei längeren Perioden pflegt auch die Zeit mit besonders vielen Sonnenflecken, das sogenannte Fleckenmaximum, etwas länger zu dauern; und das letzte Fleckenmaximum hat von 1915 bis einschließlich 1919, also 5 Jahre gedauert, während es sich bei Perioden von durchschnittlicher Dauer nur über etwa 4 Jahre zu erstrecken pflegt. Ferner muß es auffallen, daß das letzte Fleckenmaximum mit dem Weltkrieg und den Revolutionen ziemlich zusammenfällt; die Befreiungskriege von der Herrschaft Napoleons fielen mit dem Fleckenmaximum der Periode von 1810/23 zusammen, das Revolutionsjahr 1848 war das fleckenreichste der damaligen Periode, auch das Kriegsjahr 1870/71 war ein an Flecken besonders reiches Jahr.

Alle diese Tatsachen könnten vielleicht zu der Annahme berechtigen, daß die Sonnenflecken auch einen gewissen Einfluß auf die Geschicke der Menschheit haben? **Julius Wilms**

IV. Nachschrift zu: „Wilms, Sonnenflecke und historische Ereignisse“

Man kennt die Sonnenflecke schon seit 45 v. Chr.; aber man mochte es nicht glauben, daß die Sonne Flecken haben könne, und noch im Jahre 1667 wurde ein derartiges Gebilde von dem großen Astronomen Johannes Kepler für den Planeten Merkur im Bezirke der Sonnenkugel gehalten. Jetzt aber ist die Tatsache der Sonnenflecke allgemein anerkannt.

So weiß man heute auch allgemein, daß ohne die Sonne keine Lebenstätigkeit auf der Erde möglich ist. Wie wenige denken aber daran oder glauben es, daß jede Schwankung der Sonnentätigkeit, wenn eine solche je gegeben ist, auch in den großen Äußerungen des gesamten menschlichen Lebens ihren Ausdruck findet! Und doch tritt diese Tatsache offen zutage. Um sie zu erkennen, müssen wir freilich große Zeiträume betrachten; und da zeigen sich bei der Sonne außer den kleineren, rund elfjährigen Perioden der Flecke auch noch große von 56 und sehr wahrscheinlich von 112 Jahren. Diese Perioden offenbaren sich auch im allgemeinen menschlichen Leben: im verschiedenen Verhalten der Völker.

Zum Verständnis dieser Tatsache führen wir uns kurz vor die Augen, daß wir in dem wechselnden Auftreten der Sonnenflecke ein Schwanken, ein Mehr oder weniger der Sonnentätigkeit vor uns haben; denn diese Schwankung ist auf jeden Fall gegeben, mag sie — wie hier die verschiedenen Anschauungen gehen — in inneren oder äußeren Ursachen begründet sein. Und wir müssen ferner bedenken, daß das ganze Leben in der Natur, dasjenige der Menschheit also nicht ausgenommen, mehr eine Einheit ist, als die meisten Menschen noch glauben; denn aus dem unausgesprochenen und unaussprechlichen göttlichen Einen geboren — dem Einen, das Geist oder Bewußtsein, Leben oder Kraft und Substanz oder Stoff seinem ureigenen Wesen nach ist —, haben die Dinge der Welt, die Naturerscheinungen, ihren äußeren Ausdruck gefunden; sie sind im göttlichen Sein eine Erscheinung geworden. Obwohl äußerlich getrennt, sind sie innerlich in dem einen Leben aber noch immer verbunden, und so muß jede Veränderung in der Tätigkeit oder dem Leben der Sonne auch im gesamten Naturleben und besonders in dem der Menschen ihre Offenbarung finden. Die Sonne ist das Herz der Lebenskraft ihres Planetensystems.

Fließt viel Lebenskraft durch Herzen und Hirne der Menschheit, so ist auch ihr geistiges Leben gehoben, und Ordnung und Frieden herrschen im Leben der Völker; im anderen Falle haben wir geistigen Niedergang, Aufruhr und Krieg. Die letzteren Erscheinungen zeigen sich besonders während der Sonnenfleckenminima, jene während der Sonnenfleckenmaxima. Herr Wilms hat in seiner Arbeit einige geschichtliche Beweise für diese Tatsache geboten; und von R. Mewes ist es umfassend geschehen in seiner Schrift: „Die Kriegs- und Geistesperioden im Völkerleben“.

An der Tatsache des inneren Zusammenhanges zwischen den Sonnenflecken und den geschichtlichen Ereignissen ist auch meines Erachtens — so unwahrscheinlich sie auf den ersten Blick auch erscheinen mag — nicht mehr zu zweifeln. **Karl Wachtelborn**

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Friedrich Schleiermacher

Der Name Schleiermachers, dessen Bild dieses Heft ziert, ist jedem gebildeten Leser bekannt. Es kommt heute wohl nicht mehr vor, was Luise Reichardt berichtet, daß sie in Kassel (um 1808) bei seiner Erwähnung die Frage vernahm: wer ist das? oder: ist das ein guter Prediger? Allein: wie viele haben eines seiner Werke gelesen? Wie viele sind in seinen uns alle angehenden Schriften zu Haus? Man weiß vielleicht, daß er neben Fichte durch Wort und Tat, besonders als Kanzelredner, für die vaterländische Erhebung Großes getan hat; man ist zwar mit Fichtes Reden an die deutsche Nation einigermaßen vertraut, aber wer kennt Schleiermachers **patriotische Predigten**, diese Zeugnisse eines tapferen Herzens und eines großen Geistes? Sie sollten Gemeingut unserer Gebildeten sein, zumal seitdem sie in handlicher Sonderausgabe erschienen sind (im Staatspolitischen Verlag, Berlin).

Schleiermacher war der erste politische Prediger großen Stils, den der Protestantismus gehabt hat. In ihm umfaßt die evangelische Predigt das gesamte öffentliche Leben und stellt es in das Licht der Ewigkeit. Er war ja unter allen Denkern jener Tage der erste, dem über der allgemeinen Humanitätsidee die Bedeutung des **Volkstums** und des **Vaterlandes**, die **Heiligkeit der Vaterlandsliebe** aufgegangen ist. Er ist auch Fichte hierin zuvorgekommen, dem erst nach dem Zusammenbruch Preußens die Größe des nationalen Gedankens aufleuchtete. Schleiermacher hat dabei sofort die Einheit von Volk und Staat erfaßt und sich gegen die kleinen äußeren Staatsbegriffe, gegen die äußerliche kühle Staatsgesinnung seiner Zeitgenossen gewandt. Schon in den Monologen von 1800 ruft er: „Wo sind vom Staat die alten Märchen der Weisen? Wo ist die Kraft, die **dieser höchste Grad des Daseins** dem Menschen geben soll? Wo ist die Liebe zu diesem neuen selbstgeschaffenen Dasein, die lieber das Leben wagt, **als daß das Vaterland gemordet werde**? Wo ist **der eigene Charakter jedes Staates** und wo die Werke, durch die er sich verkündet?" Zugleich wendet sich Schleiermacher gegen den umgehenden Irrglauben, das sei der beste Staat, den man am wenigsten empfinde. Vielmehr sei er **das schönste Kunstwerk**, wodurch gerade der Mensch sein Wesen auf die höchste Stufe stellen, den höchsten Grad des Lebens gewinnen solle.

Und wieder klingt aus der ersten wichtigen, einige Monate vor der Schlacht von Jena gehaltenen politischen Predigt die Klage über die **mangelnde Teilnahme an den Schicksalen des Staates**, wie sie aus einem mißverstandenen Weltbürgersinn fließe; wo es doch nur in den wenigsten Zweigen seiner Tätigkeit dem Menschen vergönnt sei, über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus zu wirken, und er **durch die deutlichste Bestimmung seiner Natur immer an dieses gewiesen bleibe**. So will Schleiermacher zeigen, „**wieviel größer die Würde desjenigen ist, der in der engsten Verbindung mit einem Vaterlande lebt**". Er weist darauf hin, daß alle, die Gott zu etwas Großem berufen hat, selbst im Gebiete der Wissenschaften oder in den Angelegenheiten der Religion, immer solche gewesen sind, die von ganzem Herzen ihrem Vaterlande und ihrem Volke anhingen und die den eigentümlichen Sinn ihres Volkes auch in sich für das Vortrefflichste hielten. Und wie durchschlagend

ist die Ausführung über die Leere und Unbestimmtheit des allgemeinen Gefühls für alles, was Mensch heißt, ohne das Verbundensein mit dem engeren stammverwandten Vaterlande!

Mit unserem Volke gehören wir zusammen. Hierhin sind wir durch Gott selbst, der in den Veranstaltungen der Natur redet, gewiesen. „Hier allein kannst du dich vollkommen verständlich machen, hier kannst du dich an ein gemeinsames Gefühl wenden und an gemeinsame Vorstellungen.“ ... „Hier kannst du für das Gute wirken mit der vollen Kraft der Rede und der Tat.“

In Fr. Meineckes schönem Buch „Weltbürgertum und Nationalstaat“ ist Schleiermacher kein eigener Abschnitt gewidmet, obwohl er es ebenso gut verdient hätte wie Novalis oder Fr. Schlegel oder Fichte. Wie hat er in den Jahren der Not die Herzen gestärkt und die Gedanken erleuchtet! Besonders berühmt ist z. B. jene Predigt vom Neujahrstag 1807: „Was wir fürchten sollen und was nicht“, eine Predigt, deren Gedächtnis hernach den Freiherrn vom Stein auf der nächtlichen Flucht zur schlesisch-böhmischen Grenze so getröstet hat.

Stellen wir neben die vaterländischen Predigten eine verwandte Gruppe, die über den christlichen Hausstand, die neuerdings durch J. Bauer eine vorzügliche Ausgabe erfahren haben (bei Meiner, Leipzig). Auch dieses Buch möchte man in viele Hände wünschen, daß es helfe zu einer besinnlichen, vertieften, verklärten Auffassung vom Wesen der Ehe, der Familie, von den Aufgaben einer christlichen Kindererziehung oder von der christlichen Gastfreundschaft usf. Hier nur ein Wort über die letzterwähnte Predigt. Schleiermacher selbst war zeit seines Lebens ein Virtuos der Geselligkeit; erst neuerdings ist ein Versuch einer Theorie des geselligen Betragens aus seiner Feder aufgefunden; er hat dieser Frage stets sein Nachdenken gewidmet und ist auch in seinen Predigten darauf eingegangen. Christliche Geselligkeit ist christliche Gastfreundschaft, der es eigen ist, das Leibliche dem Geistigen dienstbar zu machen. Das Leibliche soll nicht engen Sinnes verachtet werden. „Daß es sich in einem gewissen Maß ausbreite, kann unrecht sein, wenn es die Verhältnisse des Hausstandes überschreitet, wenn die große Regel des christlichen Lebens zugleich verletzt wird, daß jeder etwas haben soll, um dem Dürftigen mitzuteilen. Allein es ist unmöglich, etwas Allgemeines zu sagen, um das Maß zu bestimmen. Denn an und für sich scheint das Reichlichere in der äußeren Seite der Gastfreiheit nicht zu hindern, daß nicht das geistige Ziel erreicht werden könne.“ Freilich: „Überall, wo wir sehen, daß gar nicht Bedacht darauf genommen wird, ob und wie ein geistiger Genuß könne hervorgerufen werden, da ist von vornherein der einzig des Christen würdige Zweck aller Geselligkeit verfehlt . . . Überall wo die Aufmerksamkeit ausschließend oder ängstlich auf das Äußere gerichtet ist; wo die Eitelkeit es darauf anlegt, sich zu brüsten mit gesuchter Zierlichkeit oder schwerfälliger Pracht: da fühlt jeder sich beengt, der das Geistige sucht.“ Worin ist aber dieses Geistige zu erblicken? In dem Bestreben, sich gegenseitig innerlich aufzuschließen und mitzuteilen. Gilt das für jeden einzelnen, so auch für jedes Haus, jede christliche Familie, sofern sie aus dem Schatz ihrer Liebe und Freundlichkeit etwas darzureichen hat, was keine andere ebenso bei sich findet. In jedem christlichen Hauswesen verherrlicht sich die Gnade Gottes auf eine eigentümliche Weise; das erst macht die christliche Gemeinschaft reich; das gibt auch den Antrieb, sich gegen solche zu öffnen, die auf eine andere Weise gar nicht die Vollständigkeit der göttlichen Gnade schauen könnten. Jedes Mitteilen wird dann zum Empfangen, auch ermattendes Leben erhält wieder neuen Schwung.

In die Zeit der ersten Grundlegung eines neuen Preußen führen uns die „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn“ (1808). Nie ist schöner und höher von deutschen Universitäten geredet worden. Die Schrift sollte jedem Studenten im ersten Semester in die Hand gedrückt werden; niemand, der sich ein klares Verständnis vom Wesen unserer Universitäten verschaffen will, darf ihrer entraten. Vielleicht entschließt sich endlich auch ein Verleger, sie für unsere Zeit neu herauszugeben. Schleiermacher geht aus von der Betonung der Selbständigkeit des wissenschaftlichen Triebes und der daraus entspringenden Vereinigungen gegenüber dem Staat. Gewiß kann nur der Staat Hilfsmittel, Werkzeuge,

Anstalten darbieten, aber zugleich erfolgt an ihn die Anmutung, die wissenschaftlichen Verbände als moralische Person zu dulden und zu schützen. „Bei deutschen Völkerschaften und Verfassungen kann diese Zumutung am wenigsten befremdlich sein, da wir bei ihnen beständig eine Menge freier Vereinigungen zu allerlei Zwecken bestehen und entstehen sehen, die der Staat nicht nur duldet, sondern denen er auch Vorrechte mancher Art einräumt.“ Es ist wahr, etwas Großes, ein besonders wertvoller Zug im deutschen Leben sind von alters die mannigfachen Selbstverwaltungen, die feinen selbständigen organischen Gebilde, die sich nach ihrer inneren Wesensnotwendigkeit gestalten und die alle wieder Glieder des staatlich-völkischen Gesamtorganismus sind. So verlangt der Philosoph mit Recht, daß insgesamt auch die auf den Erkenntnistrieb sich gründenden Vereinigungen vom Staat in ihrer Eigenart anerkannt und geehrt, daß auch die wissenschaftlichen Vereinigungen eines gesamten Sprachgebietes von den kleineren Staaten nicht engen Geistes beargwöhnt und gehemmt werden. Es sind ja begreifliche Spannungen. Der Staat ist Macht, ihm ist es lediglich um Kenntnisse bei seinen Trägern und Dienern zu tun. Vor dem wissenschaftlichen Menschen aber leuchtet die Idee des Erkennens selbst und seiner Einheit; ohne innere Unabhängigkeit kann sein Werk nicht gegedeihen.

So entwickelt Schleiermacher überhaupt in seinem ethischen System, das wenigstens in Gestalt mehrerer Entwürfe nach seinem Tod der Öffentlichkeit übergeben worden ist, den Grundsatz der Eigenständigkeit und Ebenbürtigkeit der großen Geistesgebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Religion, die alle aus ursprünglichen Trieben der Vernunft hervorgehen und vom Staat nicht als Mittel zu seinen nächsten Zwecken gebraucht werden dürfen, so sehr alles ineinandergreift und zusammenhängt und so sehr der Staat die gemeinsame äußere Grundlage schaffen muß. Es sind fruchtbare Einsichten, nach deren Verwirklichung das moderne Staatsleben ringt.

Und nun die Charakteristik der wissenschaftlichen Anstalten selbst, zuhöchst der Universitäten. Schleiermacher unterscheidet die gelehrte Schule, die Universität, die Akademie. Akademien sind gelehrte Gesellschaften, in denen die Meister der Wissenschaften vereinigt sind. Hier kommt es darauf an, die Forschung um neue Ergebnisse zu bereichern, neue Methoden der Einzelforschung ans Licht zu bringen oder zu prüfen. Die gelehrten Schulen wollen die Lehrlinge, Knaben von besserer Natur und hervorstechenden Gaben, bilden, ihre intellektuellen Kräfte üben; sie führen den gesamten Inhalt des Wissens in bedeutenden Umrissen vor, so daß jedes schlummernde Talent zu seinem Gegenstand sich kann angelockt fühlen; sie wollen den ersten wissenschaftlichen Sinn wecken, weshalb das mit vorzüglichem Fleiß behandelt wird, worin die wissenschaftliche Form der Einheit und des Zusammenhanges am frühesten anzuschauen ist, Grammatik und Mathematik. Zwischen beiden steht die Universität, wo die Gemeinschaft der Meister und der Gesellen zustande kommt. Die Arbeit der Universitäten in gehobene Fachschulen verlegen wollen, wäre nicht deutsch, es entspricht wohl dem Geiste „eines anderen Volkes“. Die Schulen teilen Kenntnisse mit und regen wissenschaftlichen Sinn vorbereitend an; die Akademien üben ihre Forschung in rein wissenschaftlichem Geist, im Bewußtsein der Prinzipien aller Wissenschaften: „Soll dieser Geist dem Menschen von ungefähr kommen im Schlaf? Soll nur das wissenschaftliche Leben aus dem Nichts entstehen?“ Hier also liegt das Wesen der Universität; sie hat es vorzüglich mit der Einleitung eines Prozesses zu tun. „Aber nichts Geringeres ist dies als ein ganz neuer geistiger Lebensprozeß. Die Idee der Wissenschaft in den edleren mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, so daß es ihnen zur Natur werde, alles aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft zu betrachten, alles einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzuschauen, . . . dies ist das Geschäft der Universität. Hierauf deutet auch dieser ihr eigentlicher Name, weil eben hier die Gesamtheit der Erkenntnis soll dargestellt werden, indem man die Prinzipien und gleichsam den Grundriß alles Wissens auf solche Art zur Anschauung bringt.“

Es ist eine hohe, wahrhaft würdige Vorstellung von der Universität, die uns Schleiermacher bietet. Dieser Geist hat den deutschen Universitäten Weltbedeutung gegeben. Sind in den letzten Jahrzehnten die Fachwissenschaften immer mehr ausgebaut worden, so haben wir doch nicht verkennen können, daß das Universale not litt, daß wir uns heute mehr als je zugleich wieder zu synthetischem Denken, zu synoptischer Betrachtung erheben müssen. Die Schrift Schleiermachers ist heute so modern wie vor 100 Jahren.

Schon die hervorgehobenen Beispiele zeigen, wie mannigfach die Ausstrahlungen des ethischen Denkens bei Schleiermacher sind. Man denkt bei seinem Namen wohl zunächst an den Religionsphilosophen; das ist nicht unrichtig, doch muß der Ethiker in ihm gleich hoch geschätzt werden. Er hat ein Verständnis des Sittlichen in engster Berührung mit dem ganzen Leben gesucht. Daß Philosophie und Leben nicht getrennt werden dürften, war eine seiner frühesten Einsichten. So ist er überhaupt vor allem Mensch gewesen im höchsten Sinne des Wortes.

Die erste, in ihrer Art schönste Ausstrahlung seines sittlichen Wesens und seines ethischen Denkens sind seine Monologen (1800), die man in ihrer Urgestalt genießen möge (Deutsche Bibliothek oder Meiner, Leipzig). Zwei Gedanken leuchten darin mit ursprünglichem Glanz, beide von Grund auf deutsch: der der geistigen Individualität und der der Gemeinschaft, Gedanken, die damals weder von Kant noch von Fichte in ihrer Wahrheit und Tiefe ergriffen waren. Schleiermacher erzählt, wie es auch ihn lange befriedigte, die allgemeine Vernunft und Pflicht gefunden zu haben, und er noch fern war der höheren Eigenheit der Bildung und der Sittlichkeit. Dann ging es ihm auf, daß jeder Mensch auf eigene Art die Menschheit darstellen solle, daß jeder in seiner besonderen Gestalt als ein Werk der Gottheit zu betrachten sei. Das Sittliche wird nicht zuerst als fordernde, sondern als bildende Macht gedeutet, wie es in individueller Form sich emporringt. Die Entfernung von Kant ist zugleich eine Annäherung an Goethe. Bis zum heutigen Tag ist der ethische Streit, der sich an die Namen Kant und Goethe knüpft, nicht ausgetragen; es ist immerhin beachtenswert, daß Schleiermacher in ganz selbständiger Entwicklung sich mit Goethe berührt. In den Monologen und in den weisheitsvollen Schlußkapiteln des Wilhelm Meister finden wir verwandte Gedanken; beide Male wird ein Sichbegegnen von Schauen und tätigem Handeln als Grundzug der sittlichen Lebendigkeit gefaßt, bei Goethe mehr in dichterischer Andeutung, bei Schleiermacher in begrifflicher Erkenntnis. Schauen und Tun weisen auch bei beiden den einzelnen Menschen über sich hinaus, zur Gemeinschaft, zum Wechselspiel des Gebens und Nehmens in ihr. Schleiermacher ist fern vom romantischen Subjektivismus, der den einzelnen zum Selbstgenuß auf sich selbst stellt. „Nur wenn der Mensch von sich beständig fordert, die ganze Menschheit anzuschauen und jeder anderen Darstellung von ihr sich und die seinige entgegenzusetzen, kann er das Bewußtsein seiner Eigenheit erhalten." „Die höchste Bedingung der eigenen Vollendung im bestimmten Kreise ist allgemeiner Sinn. Und dieser, wie könnte er wohl bestehen ohne Liebe?" „Ja, Liebe, du anziehende Kraft der Welt! Kein eigenes Leben und keine Bildung ist möglich ohne dich, ohne dich müßt' alles in gleichförmige rohe Masse zerfließen!" „Vereint fühl' ich in mir die beiden höchsten Bedingungen der Sittlichkeit. Ich habe Sinn und Liebe zu eigen mir gemacht, und immer höher steigen beide noch, zum sicheren Zeugnis, daß frisch und gesund das Leben sei und daß noch fester die eigene Bildung werde." Und so kann Schleiermacher den Gedanken der Individualität auch auf die Gemeinschaftsformen selbst anwenden: Freundschaft, Ehe, Familie jedesmal, wenn das sittliche Leben echt, selber eigentümlich gestaltet, der Staat Ausdruck eines eigentümlichen Volksganzen, kein bloßes Maschinenwerk, überall nach dem gleichen Muster gebildet und nur dazu dienend, möglichst geräuschlos zu arbeiten.

Bis zum heutigen Tag finden sich Spuren einer stillen Wirkung der Monologen in den verschiedensten Lebenskreisen. Viele verdanken ihnen ein edleres, reineres Verständnis des Lebens. Ein Hauch ewiger Jugend geht von der Schrift aus. „Dies habe ich ergriffen und lasse es nimmer, und so seh' ich lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das weiße Haar zwischen

den blonden Locken. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen, frisch bleibt der Puls des inneren Lebens bis an den Tod."

Das sind ja nur einige Striche zur Charakteristik der ethischen Gedanken Schleiermachers; zur Würdigung seiner religionsphilosophischen Taten fehlt vollends der Raum. Doch sei geraten, daß man sich zunächst an die Reden von 1799 halte, in denen uns das ursprüngliche schöpferische Verständnis der Religion in einer Fülle begegnet, wie er es später doch nicht mehr erreicht hat. Endlich sei noch auf zwei Werke aufmerksam gemacht, die in Schleiermacher einzuführen besonders berufen sind. Einmal auf die Neuausgabe von Diltheys Biographie: ein Buch von überragendem Wert. Diese Ausgabe ist gegen früher um ein paar hundert Seiten erweitert, sie bringt nun auch die Stolper und die Hallesche Zeit, stets mit anschaulicher Kraft. Das Werk ist vollends ein großartiges Gemälde des deutschen literarischen, philosophischen und theologischen Geisteslebens bis zum Zusammenbruch Preußens. Anziehend ist z. B. die Schilderung des Reichardtschen Hauses und seiner Geselligkeit, auch seiner Bedeutung für die anhebende zweite romantische Bewegung; ein Anhang ist Luise Reichardt besonders gewidmet. Dort auf dem Giebichenstein traf sich die gelehrte Welt Halles, und Schleiermacher war bald der Mittelpunkt des Lebens; dort kam er in Berührung mit der Musik der großen Italiener, Händels und Bachs und ging ihm das Verständnis für kirchliche Musik auf, dem er in seiner „Weihnachtsfeier" feinsinnig Ausdruck gegeben hat.

Erwähnung verdient auch die jüngst erschienene Schrift eines Juristen: die Staatsphilosophie Schleiermachers von Günther Holstein; es ist eine Schrift, die auf Grund einer ganz meisterhaften kultur- und philosophiegeschichtlichen Überschau und in vollständiger Durchdringung des Gegenstandes die wichtige staatspolitische Entwicklung und Gedankenbildung Schleiermachers im Zusammenhang mit den geistigen Strömungen jener Tage zeichnet.

Prof. Dr. Georg Wehrung, Münster i. W.



Von Briefen und Denkwürdigkeiten

Die Versuchung, sich aus einer verworrenen und trüben Gegenwart in lichtere Vergangenheiten zu flüchten, war vielleicht nie größer als heute. Daraus erklärt sich wohl zum Teil die noch immer wachsende Vorliebe der Leser für Briefwechsel und Denkwürdigkeiten, und die entsprechende Lust der Herausgeber und Verleger, sie zu befriedigen. Jene Flucht würde schon aus ganz allgemeiner Sehnsucht mehr als verständlich sein. Warum soll man sie nicht auch aus einem tieferen und eigeneren Bedürfnis herleiten dürfen? Es mag eine noch so wichtige Sache sein, sich für „das" Leben durch eine Lehre, ein Philosophem, eine Weltanschauung eine möglichst allgemein gültige Erklärung zu verschaffen, — wichtiger und dringlicher ist doch für jeden die Erlernung der Kunst, mit „seinem" Leben fertig zu werden. Sie wird unmittelbar anschaulich, wo immer ein mehr als gewöhnlicher Mensch ehrlich und stark offenbart, wie sie ihm gelang. Welchem Geschlecht der Lebenden könnte, davon zu hören, sich daran zu stärken und aufzurichten, so am Herzen liegen wie dem unsrigen?

Im Maiheft 1921 des „Türmers" (23. Jahrg., Heft 8, S. 119 f.) konnte ich „Friedrich Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut" anzeigen. Jetzt treten zwei weitere Briefbände ergänzend hinzu: „Schleiermacher als Mensch. Sein Werden und Wirken" nennt sich eine Folge von annähernd 500 Familien- und Freundesbriefen, die in neuer Form mit einer Einleitung und Anmerkungen (Verlag Fr. A. Perthes A. G., Gotha) wiederum Heinrich Meisner an die Öffentlichkeit gibt. Das Werk bezeichnet sich mit Recht als einen „gereinigten Rom-

mentar“ zu Schleiermachers Lebensgeschichte und ist ganz dazu angetan, den Schriftsteller, den Gelehrten, den Patrioten, — vor allem aber den großen und reichen Menschen Schleiermacher einem weiteren Kreise nahezubringen. Wenn der Dreißigjährige gelegentlich schreibt: „Ich sehe alles mit Religion an“, und das Wort später dahin ergänzt: „Meine Religion ist so durch und durch Herzreligion, daß ich für keine andere Raum habe“, so gibt er damit Schlüssel und Leitspruch seines ganzen Werdens und Wirkens. In mannhaftem Kampf, in unermüdlicher Selbsterziehung bildet sich sein Wesen zu immer höherer Vollendung. „Ehre sei auch den Schmerzen ... Muß nicht jeder, dem sie nicht nahe sind, sie aufsuchen in der weiten Welt, um seiner Liebe und seines Glaubens gewiß zu werden?“ Er hatte nicht nötig, die Schmerzen aufzusuchen: die eines zarten, anfälligen Körpers waren seine häufigen Begleiter, und die seelischen, wie sie besonders sein unglückliches Verhältnis zu Eleonore Grunow im Gefolge hatte, führten ihn dicht an die Verzweiflung, um ihm endlich erst recht die Weihe reifen, verstehenden Menschentums zu schenken. An sich zu wirken und an andern, war ihm gleichbedeutend: „Das Leben ist eng, und das Gemüt ist unendlich“, und „Eigentlich gibt es doch keinen größeren Gegenstand des Wirkens als das Gemüt, ja überhaupt keinen andern“. Daher seine fast unbegrenzte Fähigkeit zu hingebender und empfangender Freundschaft: „Der Mensch ist und wirkt so wenig in der Welt, daß er sich an der rechten Stelle gern ganz und unbedingt hingeben muß, um etwas hervorzubringen, wäre es auch nur eine vorübergehende schöne Bewegung eines edlen Gemüts.“ Charakteristisch zeichnet sich gerade in den Briefen die Entwicklung seines Verhältnisses zu Friedrich Schlegel ab, vom begeistert-bescheidenen Emporschauen zur immer klareren Abgrenzung des Gegensätzlichen, wieder und wieder getragen von unerschütterlichem Glauben: „Ich kann nicht anders, als das Ideal lieben, das in ihm liegt, ohnerachtet es mir noch sehr zweifelhaft ist, ob es nicht eher zertrümmert wird, als er zu einer einigermaßen harmonischen Darstellung desselben in seinem Leben oder in seinen Werken gelangt; mir aber schwebt das große und wirklich erhabene Bild seiner ruhigen Vollendung immer vor.“ Wie ganz anders die innige Verwandtschaft mit Henriette Herz, von der es ihm Zeit ihres Lebens galt: „Sie sind doch eigentlich meine nächst verwandte Substanz, ich weiß so weiter keine, und keine kann mich von Ihnen trennen“, und „Daß ich kommen mußte, liebe Jette, um Ihr Vertrauen zu sich selbst zu erwecken, das ist ein kurzer Inbegriff Ihrer ganzen Geschichte ... Es hat Sie eben keiner, der selbst Vertrauen zu sich hatte, so ganz verstanden wie ich.“ Seltsam tief und eigenartig sind in Schleiermacher männliche und weibliche Wesenszüge gemischt: „Nur durch die Kenntnis des weiblichen Gemütes habe ich die des wahren menschlichen Wertes gewonnen“, schreibt er einmal, und erklärt ein andermal seiner Schwester: „Es liegt sehr tief in meiner Natur, liebe Lotte, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen werde als an Männer; denn es ist so vieles in meinem Gemüt, was diese selten verstehen“; ja er bekennt: „Mir geht es überall so, wohin ich sehe, daß mir die Natur der Frauen edler erscheint und ihr Leben glücklicher, und wenn ich je mit einem unmöglichen Wunsche spiele, so ist es mit dem, eine Frau zu sein.“ Wie durch und durch männlich dagegen sein unerschrockenes Eintreten für seine Freunde, für die eigene Überzeugung in Glaubensfragen, sein hinreißender Patriotismus, der ihn schon am 20. Juni 1806 schreiben läßt: „Bedenken Sie, daß kein Einzelner bestehen, daß kein Einzelner sich retten kann; daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Möchten Sie sich wohl irgend eine Gefahr, irgend ein Leiden ersparen für die Gewißheit, unser künftiges Geschlecht einer niedrigen Sklaverei preisgegeben zu sehen und ihm auf alle Weise gewaltsam eingeimpft zu sehen die niedrige Gesinnung eines grundverdorbenen Volkes?“ Wie ein heiliges Vermächtnis, herübergesprochen aus schwerer in schwerste Zeit, klingt es: „Laß uns so lange, bis alles entschieden ist, dem Gange der Weltbegebenheiten ruhig zusehen, vor allen Dingen aber nicht Deutschland aufgeben. Es ist der Kern von Europa, und sein wahres Leben kann unmöglich vernichtet werden. Alles Politische aber, was bis jetzt bestand, war, im großen und

im ganzen angesehen, ein unhaltbares Ding, ein leerer Schein, die Trennung des Einzelnen vom Staat und der Gebildeten von der Masse viel zu groß, als daß Staat und Masse etwas hätten sein können. Dieser Schein muß verschwinden, und nur auf seinen Trümmern kann die Wahrheit sich erheben ..."

Eine Reihe gleichzeitiger Veröffentlichungen ist wie geschaffen, den Hintergrund, von dem sich Friedrich Schleiermachers Persönlichkeit und Leben abhebt, im besonderen vertraut und anschaulich zu machen. „Die gute Stube" (Nikola-Verlag, Wien) betitelt sich ein Buch, in dem Ernst Heilborn die Berliner Geselligkeit im 19. Jahrhundert von den „Salons" der Herz und Rahel Levin bis zu denen der Frau v. Olfers und des Rodenbergschen Hauses in glücklich gewählten Zeitschilderungen entwickelt. Wir atmen die warme und prickelnde Luft jener, ach entschwundenen, schöpferischen Geselligkeit und müssen uns mit dem fein einfühlenden, kundigen Verfasser der Hoffnung getrösten: „Aus erneuter Geistigkeit werden sich andere Bevölkerungsschichten die Grundlage einer kommenden Geselligkeit schaffen — sie haben kaum irgendwo anzuknüpfen, denn der Faden ist abgerissen — sie werden aber gesellig sein, soweit sie geistig sind." — Scharfe, politisch bewegte Luft weht in den „Prinzenbriefen aus den Freiheitskriegen" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin), die Hermann Granier gesammelt hat; sie ergänzen die bekannten „Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen". Die drei prinzlichen Vettern, Friedrich Wilhelm (nachmals Fr. W. IV.), Wilhelm (nachmals W. I.) und Friedrich von Oranien begegnen sich im jugendlich ungestümen Erleben der hochgestimmten Kriegszeit 1813—15. — Der deutsche Kampf um die Freiheit ist nur ein Glied des europäischen. Als den „Roman der deutsch-englischen Legion" bezeichnet Fedor von Zobeltitz in einem Geleitwort die „Kreuz- und Querzüge" von August Ludolf Friedrich Schaumann, die ein Enkel des Verfassers, Conrad von Holleuffer, in zwei stattliche, vom Verlag reich ausgestattete Bände (F. A. Brockhaus, Leipzig) zusammengedrängt hat. Ohne literarischen Ehrgeiz, aber begabt mit offenen Augen und einem fröhlichen, lebenslustigen Herzen, erzählt der geschickte und rührige Intendanturbeamte in englischen Diensten, was er während des französisch-spanisch-portugiesischen Krieges von 1806—14 gesehen und erlebt hat, und weiß die unterhaltsame Schilderung seiner Fahrten und Abenteuer durch hübsche Genrebilder und Karikaturen seiner Hand noch schmackhafter zu machen.

Über die Briefe Schleiermachers aus dem letzten Drittel seines Lebens wirft schon die nach dem Befreiungskampf einsetzende politische Reaktion ihre Schatten. In das Rußland der Dekabristenverschwörung, des strengsten Absolutismus, der unaufhörlichen Hofintrigen führen die Erinnerungen von Martin Mandt, die unter dem Titel „Ein deutscher Arzt am Hof Kaiser Nikolaus I. von Rußland" (Duncker und Humblot, München und Leipzig) erschienen sind. Mit 35 Jahren folgte Professor Mandt, der seit 1830 den Lehrstuhl für Chirurgie an der Universität Greifswald innehatte, einem Ruf an den russischen Hof, wo er erst im Dienst der Großfürstin Helene Paulowna, dann in dem des Zaren selbst als Leibarzt wirkte. In dieser verantwortungsvollen und heiklen Stellung harrte er bis zum Tode des Kaisers aus — ein gewissenhafter Arzt, aber vor allem ein Mann, gar nicht höfisch, von einer solchen Festigkeit des Charakters, daß er gegenüber der rücksichtslosen, an unbedingten Gehorsam gewohnten Natur des Kaisers seine aufrechte und aufrichtige Person in Achtung zu setzen verstand. Der guten, unbestechlichen Beobachtungsgabe Mandts sind nicht nur eine Anzahl scharfer Charakterskizzen von Mitgliedern der kaiserlichen Familie und von hervorragenden russischen Staatsmännern zu danken: das Ringen des in der einmal erkannten Pflicht unnachgiebigen Leibarztes mit dem leidenschaftlichen Gewaltwesen Nikolaus I. gewinnt oft in diesen Aufzeichnungen dramatischen Reiz, und aufhellende, ja auch erwärmende Lichter fallen auf den schwierigen kaiserlichen Patienten. „Mandt ist vielleicht der einzige Mensch gewesen," meint Theodor Schiemann in seiner knappen, gutgeprägten Einführung, „dem Nikolaus I. sich schließlich stets gefügt hat ... Die subjektive Wahrhaftigkeit dieser Despotennatur kommt mitunter zu rührendem

Ausdruck." Kennzeichnend für beide Männer ist die Darstellung, die Mandt von den letzten Stunden des Kaisers gibt, und aus der die entscheidende Szene im Auszug mitgeteilt sei. Mandt berichtet, wie er — es war 3 Uhr in der Nacht, und er war allein mit dem Kranken in dem kleinen Schlafgemach mit dem kargen Bett — eine nochmalige Untersuchung vornahm und nach dem hoffnungslosen Befund beginnen mußte, den Zaren auf das herannahende Ende vorzubereiten. „Dieses Auge, das noch niemand zu vergessen vermocht, auf dem es einmal, sei es freundlich oder ernst oder nur indifferent eine kurze Zeit geruht, lag voll, groß, fast leuchtend in dem Halbdunkel des Gemachs auf meinem Gesicht und schien jeden Zug desselben fragend zu analysieren. Nachdem ich diesen Blick etwa eine Minute lang mit Anstrengung ertragen, sprach der Kaiser bei schnell aufgerichtetem Kopfe und Oberkörper die einfachen Worte: ‚Sagen Sie mir, Mandt, muß ich denn sterben?' Der Akzent lag auf dem letzten Worte, mit eigentümlichem, fast lautem Ton. Die Worte klangen in der einsamen Nachtstunde wie eine Schicksalsfrage. Sie bewegten sich langsam und hell durch die Atmosphäre; sie wiederholten sich zehnfach aus dem merkwürdigen, glänzenden Auge des Kaisers . . . Dreimal trat mir die einfachste Antwort auf die einfache Frage bis in den Mund, und dreimal empfand ich's wie eine Schnur um den Hals gelegt; das Wort erstarb, ohne irgend einen verständlichen Laut. Der Blick des kranken Kaisers ruhte dabei unverwandt auf meinem Gesicht. Meine linke Hand klammerte sich krampfhaft an der Sophalehne fest; auf der Stirn fühlte ich langsam hier und dort einen kalten Tropfen entstehen. Da griff ich unwillkürlich nach der freien linken Hand des Kaisers, die auf der Decke lag . . . machte noch eine letzte Anstrengung und brachte, bestimmt genug, nun die Worte: ‚Ja, Ew. Majestät', hervor." Der Kaiser fragt mit unveränderter Stimme nach dem Ergebnis der Untersuchung; Mandt erwidert ohne Zaudern, er habe begonnene Lähmung in der Lunge festgestellt." Es hatte sich bisher keine Miene in dem Gesicht des todkranken Kaisers verändert; keine Muskel hatte gezuckt . . . Dennoch fühlte ich, daß ein mächtiger Eindruck gegeben und empfangen worden; es war, als ob der kräftige Geist sich unter diesem Eindruck in sich selbst konzentrieren wollte, um sich von den kleinen Sorgen und Mühen der winzigen Welt loszulösen . . ."

Aus der Zahl der Briefe und Erinnerungswerke, die einer neueren Zeit angehören, kann im Vorüberschreiten nur auf zwei hingewiesen werden, die in das Gebiet der Musik fallen. Das eine heißt: „Hugo Wolf. Briefe an Rosa Mayreder" (Rikola-Verlag, Wien). Die meist kurzen Briefblätter, die Heinrich Werner herausgegeben hat, sind erfüllt von der leidenschaftlichen Entstehungsgeschichte des „Corregidor" und klingen aus in einem gehaltvollen Nachwort der Textdichterin und Freundin, das aus naher Kenntnis in liebevoll festgehaltenen Erinnerungszügen die schwer zugängliche Natur des großen Musikers verdeutlicht. — „Eine Glückliche. Hedwig von Holstein in ihren Briefen und Tagebuchblättern" betitelt sich ein zweites, vorzugsweise musikgeschichtliches Dokument (H. Haessel, Verlag, Leipzig). Menschlich anziehend bildet eine kluge und warmherzige Frau ihr Leben in dem des geliebten Mannes, des Komponisten Franz von Holstein, ab. Die Zeitgenossin Mendelssohns und Schumanns schildert die Persönlichkeiten ihrer Leipziger Musikwelt; Cornelius, Niels Gade, Heinrich v. Herzogenberg, Joachim, Clara Schumann, die Eindrücke der ersten Bayreuther Festspiele treten dem Musikfreund nahe. — Ein feiner Kenner und Liebhaber der Musik, der sich bis ins hohe Alter immer wieder an seinem Klavier bei klassischen Tonwerken erbaute, der bekannte Basler Kunst- und Kulturhistoriker Jakob Burckhardt, kommt in einem neuen stattlichen Briefband zu Wort, der seinen Briefen an den Jugendfreund Paul Heyse, an die Architekten Alioth und v. Geymüller ergänzend an die Seite tritt. „Jacob Burckhardts Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen 1864—1893", herausgegeben und schön bevorwortet von Emil Strauß (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin), lassen die starke, vielseitige Persönlichkeit ihres Schreibers in köstlicher Fülle sich abzeichnen. Drei Jahrzehnte hindurch tauscht Burckhardt mit dem befreundeten, geistig hochstehenden badischen Verwaltungsmann

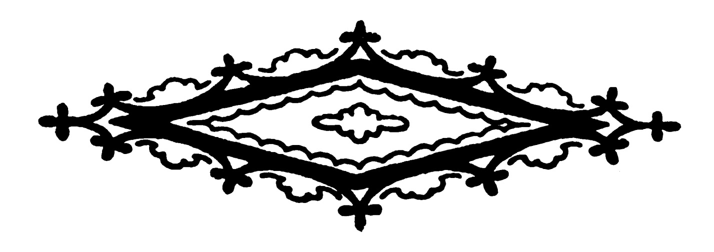
Eindrücke und Gedanken über große und kleine Dinge des Lebens und Weltgeschehens, über Fragen der Kunst und hohen Politik so gut als über Weine und Wirtshäuser des lachenden Oberlands. Der Pessimismus „des" Philosophen, nämlich Schopenhauers, findet da und dort bei der Beurteilung wirtschaftlicher und politischer Vorgänge einen vielleicht nicht durchweg gerechten, aber immer sich selber treuen Ausdruck; im großen bewahrt der Verfasser der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" doch immer wieder seinen weiten, ja prophetischen Blick. — Eine ganz andere, nicht minder in sich geschlossene Natur als der bis ins Greisenalter wein- und wanderfrohe Alemanne war sein kunsthistorischer Kollege Carl Justi, dessen „Briefe aus Italien" (Verlag von Friedrich Cohen, Bonn) es verdienen, neben den besten Reisebriefen, die von Deutschen über Italien geschrieben worden sind, genannt und gekannt zu werden. Geben Burckhardts Briefe Eindruck und Urteil mehr in plaudernder Form, so gibt Justi das Geschaute — sei es, daß er von der Kunst spricht, oder Natur, Menschen, kirchliche Gebräuche und Feste schildert — in runden, blühenden Skizzen wieder. Sein überlegener Geist, sein schlicht-vornehmes Wesen, seine tiefe Bildung spricht aus jeder Seite. Ein Beispiel für viele mag einen Vorgeschmack von der eindrucksvollen Art dieses Briefschreibers geben. Am 12. Januar 1868 beschreibt er den Seinen einen Besuch im Kloster S. Onofrio auf dem Janikulus: „So kann man drei Vierteljahre in Rom sein, ohne einen Ort aufgesucht zu haben, der eine andere Stadt allein zum Wallfahrtsort der Fremden machen könnte . . . Von Tasso sind eine Menge Reliquien erhalten: seine vier Lehnstühle, sein Tintenfaß, seine Totenmaske, sein Kruzifix, — draußen im Garten die Eiche, unter der er gesessen; sie ist vom Blitz zerschmettert . . . Ganz anders als in seiner traurigen Zelle, deren Hausrat daran erinnert, daß er nur die Trümmer seiner Existenz hierher gerettet, wird uns Tassos Leben und Schicksal lebendig in jenem Garten. Hier ist eine Art Theater, halbkreisförmige Reihen verfallener Backsteinsitze, ein Lorbeergebüsch, eine marmorne Brunnenfassade, dazwischen jene Eiche. Alles im Verfall. Aber darunter breitet sich das Häusermeer von Rom aus, im Sonnenschein eines hellen Dezembermorgens, mit den zahlreichen Kuppeln, während von allen Seiten die Glocken heraufdringen, wie der Wogenschlag aus einem Meer. Welcher Zauber liegt auf den Städten, die einmal der Genius berührt hat! Wie wird uns diese ganze magische Existenz fühlbar, als umschwebte uns sein klagender, nicht zur Ruhe gekommener Geist, und übte noch unsichtbar, magisch die Gewalt, die er einst durch Wort und Harmonie geübt. Keinen geeigneteren Ort konnte er aufsuchen als diesen, groß genug zur Aufnahme aller gebrochenen Existenzen und Hoffnungen der Erde; wo die Natur, die Kunst, die Religion und das Schauspiel tausendjähriger Geschichte überreichen Trost bietet für alle Schmerzen der Erde; wo das Größte, was die Erde hatte, begraben ist, wo die Zeit mit ihren Zerstörungen und die Ewigkeit zugleich ihren Triumphzug zu halten scheint —".

Schon diese Briefe Justis beweisen, daß die Kunst des Briefschreibens auch im fortschreitenden 19. Jahrhundert nicht verloren ging. Anders freilich, bewußter — wenn man eine jetzt beliebte Unterscheidung gebrauchen will, mehr als Bildungserlebnis, denn als Urerlebnis — äußert sich diese Kunst, ganz im Sinne des Zeitalters, in dem sie geübt wird. Sie findet ihren vollendetsten Ausdruck in den „Briefen von Otto Gildemeister", die, liebevoll gesammelt und eingeleitet von der Tochter Lissy Susenihl-Gildemeister, im Inselverlag in Leipzig erschienen sind. Der glänzende Übersetzer Dantes, Ariosts, Byrons gehört zu den wenigen großen Essayisten deutscher Zunge. Er verleugnet seine Meisterschaft auch nicht in der brieflichen Stilkunst. Mit hohem Genuß wird jeder Liebhaber erlesener geistiger Kultur diese Blätter lesen, in denen ein ungewöhnlich feiner Literaturkenner, ein welt- und menschenkundiger praktischer Philosoph in gepflegtester Form, zwanglos und ohne Lehrhaftigkeit, den Schatz seines Wissens und seiner Erfahrung ausschüttet. Die Briefe an Luise Kugler zeigen Gildemeisters überlegenen Humor; in denen an seine Frau erscheint der bremische Senator und Bundesratsbevollmächtigte als scharf beobachtender Schilderer zeitgeschichtlicher Ereignisse und Persönlich-

keiten; in denen an die Tochter und vollends an den Neffen Adolf Meyer-Wolde spricht er sich ganz als fürsorglicher, freundschaftlicher Herzens- und Geistesbildner aus. Nicht zufällig vergleicht er seine Rolle gegenüber dem Neffen mit der Lord Chesterfields: er erteilt dem heranwachsenden jungen Manne geradezu einen Kursus künstlerischen Geschmacks und vorurteilsloser Weltkunde. Die Urteile über Gentz, Casanova, über den „Grünen Heinrich", Pierre Loti, Zolas „Débâcle" u. a. sind essayistische Kabinettstücke. Bezeichnend ist, was er am 2. April 1891 in einem prächtigen Geburtstagsbrief an den 22jährigen Neffen schreibt: „Andere Schüsseln, andere Gewürze, andere Weine pflegen aufgesetzt zu werden, wenn das Bankett des Lebens von Jahr zu Jahr vorrückt, aber der Appetit, von dem alles abhängt, möge dir immer derselbe bleiben, ich meine: der Qualität, nicht den Gegenständen nach, immer jung, kräftig, unverdorben und gepaart mit gutem Geschmack. Dies klingt nun freilich, als ob das Leben im Genießen bestehe, aber du wirst schon von selbst meinen Worten das granus salis hinzutun, dessen sie bedürfen. Auch denke ich keineswegs nur an Genüsse der Sinne und des ästhetischen Organs, im Gegenteil, ich wünsche dir vor allem Genuß in und an der Arbeit, dem sichersten, nachhaltigsten, wenn auch nicht dem berauschendsten. Allmählich wird er sich, denke ich mir, bei dir einstellen, entfalten und dich selbst überraschen. Zu fühlen, daß man durch eigene Anstrengung geistig wächst und reicher wird, ist ein großes Vergnügen." Gildemeister, der Schriftsteller, legt sein eigenstes Bekenntnis ab, wenn er schreibt: „Wenn du beim Lesen eines guten Schriftstellers mehr dabei verweiltest, weshalb, durch welche Worte, durch welche Verschweigung, durch welche Übergänge und Kontraste der Eindruck einer eindrucksvollen Stelle entsteht, so würdest du beim Schreiben unwillkürlich zur Nachfolge auf solchem Wege gelangen, zu der Freude, eine Sache so zu sagen, daß dein Leser gezwungen ist, zu denken, zu fühlen, zu sehen, wie du es willst. Im Galopp geht das nicht; die Schriftstellerei ist ähnlich wie das Geschäft des Kranzflechters, der den festen Draht zwar schnell genug biegt, aber viel prüft, verwirft, wählt, ehe er die Blumen und Blätter gefällig geordnet hat . . . Auch mußt du dich gewöhnen, . . . das, was du schreibst, zu hören, entweder mit dem inneren Ohr oder buchstäblich durch Lautlesen . . . Mancher unbeholfene Satz, mancher schlechte Übergang, manche Monotonie . . . wird vermieden, wenn der Schreibende hört, was seine Feder spricht. Durch solches Zuhören kommt etwas von der Lebendigkeit der gesprochenen Rede in den Stil, der zwar schriftlich immer etwas anders als mündlich sich gestalten wird, der aber immer sein wahres Muster an dem natürlichen, improvisierten Gespräch oder Vortrag hat und haben wird."

Zwischen den Briefen von Otto Gildemeister und denen Friedrich Schleiermachers liegt ein Stück Entwicklungsgeschichte des Briefstils, wohl wert, geschrieben zu werden, und ganz dazu angetan, zugleich die psychologische Entwicklung eines vollen Jahrhunderts zu erleuchten!

Heinrich Lilienfein



Türmers Tagebuch

Stimmen über den Ausbau der Goethe-Gesellschaft

Unsere Anregung im Juliheft, die Goethe-Gesellschaft auszubauen, mit dem Hintergrunde einer künftigen „Deutschen Akademie", hat mannigfachen Widerhall gefunden.

Nicht etwa aus landschaftlicher Schwärmerei, sondern aus tief innerlichem Drang, in all dem Schwankenden das für uns Deutsche *Wesentliche* festzuhalten, haben wir seit Jahren auf die Kulturkraft der Stätten Wartburg und Weimar-Jena hingewiesen. Es sind die *schöpferischen Kräfte* dieser Kulturstätten, die wir auch für das neue Deutschland wünschen; es ist der *Besinnungsgedanke* und der *Meistergedanke*, die uns hierbei geleitet haben. Besinnung nämlich auf die uns Deutschen von Natur eigentümlichen Seelenkräfte, Besinnung auf unsere heimisch gewachsenen *Meister*, Besinnung, die uns vor Allerwelts-Eklektizismus bewahrt und zu uns selbst — zu unserem *innersten Selbst* — zu führen vermag. Der Meistergedanke — was ist er denn im Grunde? Nicht nur schwärmerische Verehrung des Großen und Guten; das ist jugendliche Stufe. Der Meister soll uns anstecken mit Schöpferkraft; wir sollen in seiner Bestrahlung selber reifen. *Lebensmeisterschaft* ist unseres eignen Daseins Ziel und Sinn. Man ist erst Lehrling und Geselle, ehe man Meister wird; das gilt auch für unsere oft so vorlaute Jugendbewegung. Man folgt bei dieser Entwicklung einem Doppeldrang: dem Drang nach *eigener Vollendung* und gleichzeitig — untrennbar von jenem — dem Drang, eine *Sendung* an unsere Umwelt zu erfüllen, freilich erst, sobald man selber etwas zu sagen, zu wirken, zu werken hat.

Und das Ziel des Ganzen? Es ist immer wieder wie draußen in der Natur, so auch im Menschengeschlecht: *harmonische Lebensgemeinschaft*.

Aber in Deutschland war ja so oft der Streit um *Meinungen* wichtiger als der Sinn für das *Wesentliche* unsrer deutschen Lebens- und Kulturgemeinschaft.

Es ist bedeutsam, daß am Anfang und am Ende des 19. Jahrhunderts zwei Erscheinungen wie Hölderlin — der Zeitgenosse eines Fichte und Schleiermacher — und Nietzsche um diese tiefen Probleme tragisch gerungen haben: sehnsüchtig der eine, kämpferisch der andere, beide einsam. Sie rangen um das *Problem der edlen Lebensgemeinschaft*. Eduard Spranger hat dies noch jüngst in einem schönen Hölderlin-Aufsatz („Kultur und Erziehung", Gesammelte Aufsätze, Leipzig 1923, Quelle & Meyer) reizvoll ausgeführt. Auch das damalige Griechenideal war im Grunde verkappte Sehnsucht nach schöner Gegenwarts-Gemeinschaft. Hat sich

nicht ein großer Teil der besten Deutschen schon seit dem Burschenschafts-Fest 1817 mit dem Gedanken der deutschen Lebens- und Volksgemeinschaft eindringlich beschäftigt, den man in das knappe, von mittelalterlichem Zauber umsponnene Wort „Reich" zusammenfaßte? Was hat uns denn 1870 das hinreißende Feuer gegeben? Doch wohl nur der Umstand, daß wir lange schon eine vorbereitete und gut durchgearbeitete Idee hatten, die uns insgeheim trug und einigte: eben die Reichsidee. „Das Reich muß uns doch bleiben!" sang schon Martin Luther. Lange bereits bedeutet dies alte Wort einen Zusammenklang des religiösen Gottesreiches mit dem national-deutschen Reichsgedanken: geistiger und politischer Kultur. Sammelt das Gottesreich der Weisheit, der Liebe und der Schönheit die Seelen, so vereinigt das Reich des Staates die Bürger. Eins ohne das andere genügt nicht; Idealzustand ist die gegenseitige Durchdringung von reichem Innenleben und besonnener Verwaltung.

Das sind Kernprobleme, die mich lebenslang beschäftigt haben. In meinem heimatlichen Grenzland Elsaß verdichteten sie sich zu dem Ruf: „Befreit euch vom Zwitterzustand! Schließt euch an die gesamte deutsche Kultur an, sonst kommt ihr mit eurer sogenannten Doppelkultur zwischen die Schwungräder zweier großer Nationen!" In Berlin ballte sich derselbe Wunsch in den Ruf nach Dezentralisation: „Nicht Berlin soll vorherrschen: sondern das ganze Deutsche Reich soll mitarbeiten an der Reichsbeseelung gegenüber Materialismus und Mechanismus!" (Man hat dies dann alsbald zu dem übelbeleumundeten Schlagwort „Heimatkunst" verflacht.) Und nun wieder im Herzen Deutschlands scheinen mir Wartburg und Weimar als Symbole und Anschauungsstätten werbende Kraft zu besitzen für das alt-eine Ziel: Besinnung auf das Innerste und das Herzlichste, was Deutschland in dieser schweren Bedrängnis aus sich selber heraus zu bieten hat.

Aus diesem Gedankengang erwuchs auch mein Vorschlag, die Goethe-Gesellschaft als eine vorbildliche Vereinigung bester deutscher Geister auszubauen.

Auch der eben genannte Spranger streift übrigens die wichtige Frage eines deutschen Sammelpunktes, indem er zweifelnd fragt:

„Aber an welche historische Gemeinsamkeit, an welche Stätte vermöchte unser krankes und zerrissenes Volksbewußtsein heute anzuknüpfen? Die Wartburg leuchtet nur einem verschwindend kleinen Teil der Deutschen. Die Völkerschlacht ist längst von größeren Ereignissen übertobt. Den Namen Bismarck darf man nur mit Vorsicht nennen. Und Hindenburg, so scheint es, ist aus der Dankbarkeit längst ausgelöscht. Wo soll ein solches Volk seine gemeinschaftlichen Ideale hernehmen? Oder ist dies alles nur Krisis und Übergang? Sollte künftigen Geschlechtern die alte Reichsidee des Kyffhäuser wieder etwas sagen, so daß die Goldene Aue ein neues jugendliches Deutschland auf ihrem Gefilde sich tummeln sähe? Sollte die Walhalla bei Regensburg dem neugeeinten österreichisch-deutschen Volke ein Pantheon seiner hohen Vergangenheit werden können? Sollte Weimar uns wieder zu einer geistigen Nationalheimat werden, die das Jena eines Fichte und Schiller umschlösse, und in der mit dem deutschen Geist der deutsche Staat eine neue Jugend fände? Wir wissen es nicht."

Ein wichtiges Bekenntnis dieses beachtenswerten Pädagogen und Philosophen! „Wir wissen es nicht...“

Frau Förster-Nietzsche zitiert mit Fug und Recht die wehmutvolle Ode Hölderlins, die auch an der Spitze der folgenden Stimmen über den Akademieplan stehen möge; denn dieser Gesang des edlen Dichters ist gleichsam das Leitmotiv aller derartiger Bestrebungen. Mögen nun zu unseren Ausführungen im Juliheft („Goethe-Gesellschaft und Deutsche Akademie“) einige Vertreter des jetzigen geistigen Deutschlands selber das Wort ergreifen! L.

* * *

Dr. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche:

Zur Neugestaltung der Goethe-Gesellschaft

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir,
sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie
dich ungestalte Rebe, daß du
schwankend den Boden und wild umirrest.

Du Land des hohen ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
oft zürnt' ich weinend, daß du immer
blöde die eigene Seele leugnest.

Noch trauerst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
Das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild,
Das einzig, wie du selber, das aus
Liebe geboren und gut wie du sei.

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
Doch wie errät dein Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitetest? —

Dies herrliche Wort Hölderlins zitiert mein Bruder als seine eigenste Herzensmeinung und Hoffnung in Hinsicht auf Bayreuth in einem Briefe an Richard Wagner vom Mai 1875. Wagner schickte sogleich diesen Brief an seinen Schutzherrn, den König Ludwig von Bayern, denn es war damals sehr notwendig, diesem königlichen Freund von der Bedeutung des großen Unternehmens Richard Wagners eine richtige Vorstellung zu geben. Immer gab es damals Parteien, die sich bemühten, in den Augen des Königs Wagners Pläne zu diskreditieren. Nicht nur in idealer, sondern auch in praktischer Hinsicht war es deshalb nötig, daß der König zuweilen aus dem engeren begeisterten Wagnerkreis einen ermunternden Zuspruch erhielt, zumal es auch oft an den nötigen Mitteln für das Unternehmen in Bayreuth fehlte und de

Schutzherr helfen sollte. Wenn ich mich recht erinnere, so hat mein Bruder auch direkt an den König Ludwig geschrieben; vielleicht findet sich auch dieser Brief noch in dem Nachlaß des Königs, wo der oben erwähnte Brief sich gefunden hat. Wie mein Bruder dem König die Wichtigkeit und die Zukunft Bayreuths geschildert hat, geht aus einem Briefentwurf hervor: „Zukunft von dem Bayreuther Sommer. Vereinigung aller wirklich lebendigen Menschen; Künstler bringen ihre Kunst heran, Schriftsteller ihre Werke zum Vortrage, Reformatoren ihre neuen Ideen. Ein allgemeines Bad der Seelen soll es sein: dort erwacht der neue Genius, dort entfaltet sich ein Reich der Güte." So träumte sich mein Bruder, denn er war jung und hoffnungsvoll, ein ideales Fest der Vereinigung von Kunst und Wissenschaft, wozu sich Bayreuth später erweitern sollte.

Aus dem vorzüglichen Bericht in der Juli-Nummer des Türmers ersehen wir, wie den Deutschen schon immer der Wunsch und der Plan eines solchen deutschen festlichen Zusammenseins und geistigen Zusammenwirkens vorgeschwebt hat, und es wäre eine köstliche Erfüllung deutscher Hoffnungen, wenn die Goethe-Gesellschaft den Entschluß faßte, sich etwas umzugestalten und einen derartigen Plan zu verwirklichen. Daß nun diese Wirklichkeit gerade dem idealen Programm meines Bruders entsprechen würde, ist nicht notwendig; wir alten Leute, die wir aus Erfahrung wissen, wie schwer sich die Ideale überhaupt in Wirklichkeit umsetzen, dürfen es z. B. ein wenig bezweifeln, ob sich bei diesen Festlichkeiten gerade das Reich der Güte entfalten würde. Aber darauf kommt es nicht an, denn auch Kämpfe können gut und fruchtbar werden. Jetzt käme es darauf an, daß überhaupt ein Versuch gemacht würde, in unsere unsagbar trübe und schwere Zeit etwas Licht und festliches Empfinden zu bringen und das Gefühl der deutschen Zusammengehörigkeit besonders in geistiger Hinsicht zu stärken. Weimar würde sich mehr zu einem Delos als zu einem Olympia eignen, und wie sich damals die griechischen Stämme unter dem Zeichen Apollos in Delos zusammenfanden, so sollten sich hier in Weimar die Deutschen aus allen Gauen unter dem Namen Goethes in der Verehrung ihrer größten deutschen Geisteshelden vereinigen und in frohen Festen und geistigen Wettkämpfen für das neu aufblühende Geistesleben Deutschlands einen Mittelpunkt schaffen.

Nietzsche-Archiv, Juli 1923.

* * *

Graf Hermann Keyserling:

Zur Frage einer Deutschen Akademie

Gern willfahre ich der Bitte des Türmer-Verlags, mich meinerseits zur Frage einer Deutschen Akademie zu äußern. Daß ich der Idee, gerade die Goethe-Gesellschaft zu etwas Schöpferischerem auszubauen, als sie es heute ist, besonders sympathisch gegenüberstehen muß, versteht sich von selbst. Und vielleicht vermag ich auf Grund meiner Darmstädter Erfahrungen einige praktische Winke dazu zu geben.

Darüber sollte man sich in Deutschland nachgerade klar sein, daß die Idee und das Programm als solche es nicht tun; wäre es anders, so hätten wir vor der Welt mit mehr Tatsachen und weniger Projekten aufzuwarten. Leider sind sich aber die

wenigsten darüber klar. Die allermeisten verkennen, daß Realpolitik den einzig möglichen Weg der Sinnesverwirklichung darstellt (vgl. das wichtigste Kapitel „Politik und Weisheit“ meines im Juniheft des Türmers besprochenen Hauptwerks „Schöpferische Erkenntnis“, Otto Reichl, Verlag), weswegen ein Ziel immer nur mit vorhandenen Mitteln zu erreichen ist. Demgegenüber arbeiten alle Ideologen und die meisten deutschen Idealisten mit nicht vorhandenen, weswegen nicht eben zu verwundern ist, wenn ihre Bestrebungen regelmäßig scheitern. Was setzt z. B. ein „Gespräch und Austausch geistbelebter Männer und herzenswarmer Frauen zwecks beseelter Vereinigung im Sinn der Weisheit und Schönheit“ (Lienhard), „eine Gemeinschaft der Erwählten“ (Eucken), „ein allgemeines Bad der Seelen, zur Entfaltung eines Reichs der Güte“ (Nietzsche) voraus? Wenn das Ziel ohne jede einordnende Veranstaltung erreicht werden soll, unter allen Umständen und unbedingt das Folgende: ursprüngliche soziale Veranlagung und Einstellung der Beteiligten, dominierenden Sinn für den Wert der Persönlichkeit als solcher, so große Herzensweite, daß der Andersdenkende und -seiende ohne weiteres gelten gelassen wird, und Formensinn. Weil diese Voraussetzungen vorlagen, wurden auf der Grundlage reiner und zwangloser Geselligkeit Gleichberechtigter aufgebaute Gemeinschaften in Hellas, Florenz und Frankreich schöpferisch. In Deutschland traf gleiches noch niemals zu, weil der Deutsche von Hause aus ohne soziales Talent, ohne Formensinn, ohne Ehrfurcht vor dem Menschen als solchem (er kennt nur Ehrfurcht vor der „Sache“), partikularistisch-eng in seinen Gefühlen und wesentlich neidisch ist. Aus diesem psychologischen Tatbestand ergibt sich für die Dauer als Unvermeidlichkeit, was bisher bei jeder hellenisch-romanischen oder auch englischen Vorbildern Rechnung tragenden Veranstaltung geschah: daß sich solche in fruchtlosen Debatten erschöpfen, nicht Freundschaft, sondern Feindschaft säen und in gesteigerter Zersplitterung (zuletzt zu fanatisch-exklusiven Klüngeln) enden. Unter diesen Umständen ist wiederum a priori klar, was die Erfahrung auch von jeher erwiesen hat, daß man Deutsche nur so produktiv zusammenfassen kann, daß man sie in einen überpersönlichen Zusammenhang „einstellt“. Will man in Deutschland einen Mittelpunkt schaffen, der alles Hochwertige zur Geltung kommen lassen soll, dann muß dieser als solcher die entsprechende innere Einstellung fordern oder schaffen, und zwar genau so unbedingt, wie auf anderer Ebene der militärische Dienst.

Dies ist der eigentliche Grund, warum in Deutschland bisher nur Höfe einigermaßen haben realisieren können, was in romanischen Ländern auch auf „demokratischer“ Basis wieder und wieder gelang. Mit entsprechender Macht ausgestattete Höfe gibt es heute nicht mehr. So müßte anders, aber dennoch gleichsinnig vorgegangen werden, wenn Entsprechendes erreicht werden soll. Von der klaren Erkenntnis und zielbewußten Anwendung der erforderlichen Mittel, nicht der Güte der Idee an sich, hängt der Erfolg ab.

Ich will das allgemein Gesagte durch das konkrete Darmstädter Beispiel illustrieren. Dieses beansprucht durchaus nicht, vorbildlich zu sein. Die Schule der Weisheit ist der Übertragungsmechanismus für einen ganz bestimmten reformatorischen Impuls; sie will nur insofern eine Keimzelle der Zukunft darstellen, als sie die „Neuverknüpfung von Geist und Seele“, die Voraussetzung aller besonderen

Neugestaltung, einleitet. Insofern ist sie durchaus einseitig eingestellt. Doch wie es ihr gelingt, das Vielfache einheitlich zusammenzufassen und so in besonderer Gestalt einen großen Teil dessen tatsächlich zu verwirklichen, was den Befürwortern einer Deutschen Akademie als Ziel vorschwebt, das sollten m. E. wohl alle Reformer und Gründer zur Kenntnis nehmen. Die Schule der Weisheit (und was immer von dieser ausgeht) beherrscht völlig eindeutig eine ganz bestimmte Einstellung, nämlich die auf den „Sinn an sich" jenseits vom bestimmten Buchstaben (s. alles Nähere betr. meine „Schöpferische Erkenntnis"), weshalb alle empirischen Unterschiede und Gegensätze sie als solche überhaupt nicht berühren; sie betreibt alles und jedes von einem ganz bestimmten Niveau aus, nämlich dem der „Weltüberlegenheit" (s. ebenda). Damit gibt sie auch unwillkürlich allem, was in ihr Bereich tritt, eine besondere Einstellung; ohne an sich überhaupt ein materiell Faßbares zu sein, genau wie die Seele in bezug auf den Körper, bezieht sie alles Besondere in einen neuen Sinneszusammenhang hinein und wirkt dem entsprechend neu belebend (s. betr. der Sinnesgleichheit der Begriffe „beleben" und „in einen Sinneszusammenhang hineinbeziehen" das oben zitierte Werk). Bei den eigentlichen Schülern der Schule der Weisheit, die sich aus allen Klassen-, Berufs- und Gesinnungsschichten rekrutieren, führt dies zu einer Vertiefung der jeweiligen persönlichen Eigenart; bei den Werken und Schriften, die aus ihrem Geist hervorgehen, zu einer Neu- und Tiefer-Einstellung des fraglichen Geistesgebiets im Geisteskosmos. So ist in Erwin Rousselles „Mysterium der Wandlung" (Otto Reichl, Verlag) der priesterliche Mensch mitsamt dem Kultgedanken recht eigentlich im Geiste wiedergeboren worden; so hat die jüngste Seelenwissenschaft in Oscar A. H. Schmitz „Psychoanalyse und Yoga" (ebenda) eine völlige Verschiebung des Bedeutungsakzents erlebt. Auf unseren Tagungen endlich ermöglicht die gleiche Grundeinstellung der Schule der Weisheit die verschiedensten Persönlichkeiten, ohne daß diese sich auch nur im mindesten zu irgend etwas bequemen müßten, was ihnen nicht entspricht, zu einem richtigen Orchester zusammenzustellen, welches tatsächlich eine höhere Einheit zum Ausdruck bringt, als jeder einzelne Redner sie vertritt. So konnten auf der Tagung 1922 ein preußischer Offizier und ein orthodoxer jüdischer Rabbiner zu einem unmittelbar ergreifenden Akkord zusammengefaßt werden (man lese deren Reden im „Leuchter" 1923 (Otto Reichl Verlag) nach; diejenige Major Wolfgang Muffs über „Heroismus und Sinneserfassung" müßte jeden Deutschen heute mit neuem Heldenmut beseelen); so zu der des Jahres 1923 der katholische und der protestantische, der islamische, der russische, der deutsche Mensch, der Aristokrat und der Arbeiter, ohne daß auch nur einer sich dadurch relativierte. Dies gelang eben, weil kein bloßes Nebeneinander, kein „Sowohl — als auch", wie bei sonstigen Tagungen und „Aussprachen" in Frage stand, sondern eine Kontrapunktierung des Verschiedenen von höherer Sinneseinheit her. Nun, aus dem gleichen Grunde erscheint auch das Ideal einer „beseelten Vereinigung im Sinn der Weisheit und Schönheil" auf den Darmstädter Tagungen in hohem Grade realisiert. Wer immer, sei es als Gebender oder Nehmender, die Darmstädter Grundeinstellung akzeptiert, erlangt eine Auswirkungsmöglichkeit für seine Persönlichkeit, wie im heutigen Deutschland wahrscheinlich nirgends sonst. Das werden wohl alle zugeben, die bei uns geredet haben,

von Rabindranath Tagore und Richard Wilhelm über Troeltsch, Reichsminister a. D. von Raumer, Ministerpräsident a. D. Graf Lerchenfeld bis zu Leo Baeck und Leopold Ziegler. Eben deshalb strömen immer mehr „Erwählte“ als Gäste in Darmstadt zusammen — sie kommen ja nicht um unseret-, sondern um ihrer selbst willen. Eben deshalb hebt sich unaufhaltsam auch das soziale Niveau unserer Tagungen. Von Äußerlichkeiten wird schon lange völlig abgesehen; man kommt genau so zwanglos zusammen wie in Bayreuth; nicht der Gesellschafts-, sondern der Straßenanzug ist obligatorisch. Aber dadurch, daß das „Aristokratische“, d. h. das Qualitative als solches, in welchem Sinne immer verstanden, nach Darmstadt zu gravitiert, ergibt sich von innen heraus von selbst, was keine äußere Veranstaltung erzielen könnte.

Stelle ich Darmstadt damit als das eigentliche Mekka für alle hin? Gewiß nicht, und damit gelange ich zu dem für diese Betrachtungen eigentlich entscheidenden Punkt. Für Darmstadt kommt einzig in Betracht, wer für die Dauer seines Aufenthaltes hier unsere Grundeinstellung akzeptiert. Wer das nicht tut, kann sich unmöglich positiv beteiligen. Obgleich die Beteiligung als solche jedem freisteht, welcher die Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Freie Philosophie erwirbt, welche ihrerseits schlechthin jedem ohne weiteres offensteht — wer die hiesige Grundeinstellung nicht annimmt, hat nichts von Darmstadt und scheidet deshalb bald von selbst aus unserem Kreise aus. Gleiches muß nun grundsätzlich für jeden überhaupt denkbaren geistigen Mittelpunkt gelten, welcher schöpferisch wirken will. Eingangs schrieb ich, der Deutsche bedürfe der Einstellung in einen höheren Zusammenhang, sonst gelänge ihm keinerlei Gemeinschaft. Jetzt leuchtet wohl unmittelbar ein, daß andere Volksvertreter solcher nur deshalb weniger bedürfen, weil sie von Haus aus gemeinschaftlich eingestellt sind. Und dies zwar nicht nur „überhaupt“, sondern gerade im Sinne geselliger Vereinigung „im Geist der Weisheit und Schönheit“. Wer nicht zur „bonne compagnie“ gehörte, wer deren ungeschriebene Gesetze nicht selbstverständlich anerkannte, hat keinem griechischen oder romanischen Zirkel lange angehört. So kommt für eine etwaige Deutsche Akademie die Darmstädter Einstellung als solche freilich nicht in Frage, wohl aber, wofern sie lebendig wirken und nicht mehr Schaden als Nutzen stiften soll, irgend eine ganz bestimmte und deshalb ausschließliche Einstellung. Es ist völlig undenkbar, alle bedeutenden Menschen, so wie sie sich für sich geben, unter einen Hut zu bringen; was sich so gegenseitig ausschließt, kann nur auf höherer Ebene vereinigt werden; eine solche aber bedarf ihrerseits, um zu bestehen, der grundsätzlichen Anerkennung, und diese wird auch dem objektiv Besten nie seitens aller Besten zuteil. Deshalb warne ich dringend auch nur vor dem Versuch, gleich alle deutschen Geister von Bedeutung vereinigen zu wollen. Wohl kann dies auf die Dauer gelingen, wenn eine lebendige Monade einmal begründet ist, der sich alle Deutschen von Bedeutung zeitweilig oder mit einem Teil ihres Wesens einbilden können, ohne sich selbst zu verleugnen. Zunächst gilt es eben, diese Monade zu schaffen. Dies kann seinerseits nur einem wenigstens ideell schon bestehenden Kreis gelingen, denn Gemeinschaft ist überall nur möglich von etwas her, nicht auf etwas hin (vgl. den Aufsatz „Von der Grenze der Gemeinschaft“ im 3. Heft des „Weg zur Vollendung“, Otto Reichl Verlag). Deshalb lautet mein Gutachten zur Verwirklichung der schönen Idee einer Deutschen

Akademie dahin: Es mögen die, welche sich zu solcher Gründung persönlich berufen fühlen, zunächst für sich anfangen, und dabei ein möglichst Bestimmtes, kein alles in sich Vermengendes zu schaffen trachten. Die Erweiterung des Kreises wird sich von selbst ergeben, soweit diese im Sinn der Sache liegt.

* * *

Prof. Dr. Otto von Güntter,

Vorstand des Schiller-Museums in Marbach, Vorstandsmitglied der Goethe-Gesellschaft:

„... Ihre Ausführungen über ‚Goethe-Gesellschaft und Deutsche Akademie' habe ich mit lebhaftem Interesse gelesen. Der Name ‚Akademie' hat einen gewissen Beigeschmack bekommen, der an die so verpönten ‚Geheimräte' erinnert. Es wird sich aber wohl ein deutsches Wort für eine deutsche Sache, wie sie Ihnen vorschwebt, finden lassen.

Was diese selbst betrifft, so ist die Vereinigung hervorragender, schaffender Männer — und Frauen — in Verbindung mit der Goethe-Gesellschaft, ihre Anwesenheit bei deren Tagungen und ihre Betätigung bei künstlerischen Veranstaltungen im Anschluß an die Jahresversammlung gewiß ein Gedanke, dem man die Überführung in die Wirklichkeit wünschen wird. War doch schon bisher das Zusammensein und der persönliche Verkehr mit geistigen Persönlichkeiten, die sich zu den Tagungen einfanden, ein wertvoller Teil von dem, was diese für ihre Besucher waren. Zurzeit wäre allerdings eine Festwoche in Weimar etwas, das sich nur ein in besonders guten Einkommensverhältnissen Stehender leisten könnte. Aber es ist ja heute in Deutschland so, daß niemand sagen kann, was morgen sein wird, und wir müssen hoffen, daß auf das dauernde Heruntersinken auch einmal wieder ein Aufsteigen kommen wird.

In einer Zeit, da Schiller weithin schnöde behandelt wurde, ist es im ganzen Deutschen Reiche freudig begrüßt worden, als 1895 von Schwaben aus, wo man sich an Schiller nie hatte irre machen lassen, der Aufruf zur Begründung des Schillervereins erging. Über dessen Tätigkeit werden Sie aus der Beilage Näheres entnehmen können. Durch die „Marbacher Schillerbücher", durch seine Volksausgaben von Schillers Gedichten und Dramen, deren Neuauflagen uns ein dringendes Anliegen ist, zuletzt durch das im letzten Dezember ausgegebene Buch von Adolf Dörrfluß ‚Die Religion Friedrich Schillers', das auch dem ‚Türmer' zugegangen ist, hat der Schwäbische Schillerverein in weiten Kreisen auf die Gedankenwelt Schillers und auf dessen Bedeutung grade für unsere Zeit hingewiesen. Von Anfang an ist er in freundschaftlicher Fühlung mit der Goethe-Gesellschaft gegangen, die auch seit langen Jahren durch eines ihrer Vorstandsmitglieder in seinem Ausschuß vertreten ist, und viele seiner Mitglieder, die über ganz Deutschland zerstreut sind, gehören beiden Vereinigungen an. Es ist auch ganz gut, wenn nicht nur von einer Stelle aus für die geistige Welt gewirkt wird, aus der wir eine Erneuerung des deutschen Volkes erwarten, und eine Stätte wie das Schiller-Nationalmuseum in Marbach weist ja seine zahlreichen Besucher immer auch auf das hin, was wir in dem Worte ‚Weimar' zusammenfassen. Einer Umwandlung der Goethe-Gesellschaft in eine

Goethe-Schiller-Gesellschaft vermöchte ich daher nicht zuzustimmen, so sehr ich es immer begrüße, wenn die Goethe-Gesellschaft, wie sie das ja tut (der vorvorjährige Vortrag galt Schiller) auch der Bedeutung Schillers gedenkt.

Ich hoffe, die Zeitverhältnisse möchten sich so gestalten, daß Ihre so groß und schön gedachten Anregungen in der einen oder andern Weise der Verwirklichung zugeführt werden können."

* * *

Dr. Friedrich Düsel,

Herausgeber von „Westermanns Monatsheften" (Berlin):

Ihr Goethe-Brief traf hier während meines Sommerurlaubs ein und ist von meinem Vertreter beiseite gelegt worden bis zu meiner Rückkehr, so daß ich erst heute darauf antworten kann. Ich bedaure diese Verzögerung; denn gerade während meiner Erholungswochen, die mir manchen stillen und nachdenklichen Regentag bescherten, hätte ich vielleicht die beste Muße und Lust gefunden, mich mit Ihren Heilungs- und Erneuerungsvorschlägen für die mir gleichsehr am Herzen liegende Goethe-Gesellschaft zu beschäftigen; jetzt, ohne Hilfe wieder im täglichen Arbeitsgetriebe der Schriftleitung, muß ich mich kurz fassen:

Sie haben das unbestreitbare und nun auch praktisch schon mehrmals bewährte Verdienst, die Trennung des geschäftlichen und des festlichen Teils der Weimarer Goethe-Tage angeregt und dadurch nicht wenig ihre weihevoll in den Alltag und Arbeitstag nachklingende Wirkung gefördert zu haben. Darauf sollten Sie fußen, von diesem festerrungenen Punkte zu weiterem Ziele ausschreiten. Doch nur Schritt für Schritt, nicht in Galoppsprüngen auf eine „Deutsche Akademie" zu, eine Vision, die sich hinter Wolken unklarer Vorstellungen verbirgt und allein durch den ihr anhaftenden Gelehrsamkeitsdunst, zumal in dieser darin so empfindlichen Zeit, eher Spaltung als Sammlung in die Geister bringen wird.

Ich meine, man sollte sich zunächst mit einem Ausbau und einer Veredlung des Vorhandenen begnügen. Der Vortrag müßte als Kernstück des festlichen Teils bleiben. Aber es müßte dafür gesorgt werden, daß ihn eine geistige Persönlichkeit hält, die nicht nur in akademischer oder gar papierener Form irgendein Goethe-Thema behandelt, wie es für jede bessere Zeitschrift taugt, sondern den Mut, die Kraft und die Freiheit hat, eben ihre Persönlichkeit mit in die Flamme zu werfen, so daß die Hörer mitentflammt, mitemporgerissen werden. Gedankengehalt und künstlerisch-festliche Form müssen da zusammenwirken. Aufgabe des Vorstandes wäre es, rechtzeitig den rechten Mann (und den Ersatzmann) dafür auszuwählen und durch frühe Bekanntgabe des Namens und des Themas die Gemüter der Teilnehmer auf den ihrer wartenden Genuß vorzustimmen.

Auch an der Theatervorstellung, denke ich, sollte festgehalten werden. Doch brauchte es keineswegs immer eins der Werke Goethes zu sein, die man in jeder größeren Theaterstadt sehen kann: sonst werden sich, wie ich das seit Jahren beobachte, immer wieder so und so viele Besucher sagen: „Das kann ich daheim auch haben; deshalb brauch' ich nicht nach Weimar zu gehen", und in das Beisammensein

der Festteilnehmer wird immer wieder die Zersplitterung kommen, die der harmonischen Gesamtstimmung so gefährlich ist. Aber etwas Besonderes, durch Inhalt (sei er auch nur Goethe-verwandt oder -würdig), Bühneneinrichtung, Spielleitung oder Darstellung Einzigartiges! Oder lieber überhaupt auf die Festvorstellung verzichtet — verzichtet aus sozialen Gründen! Denn in Zukunft wird bei solchen Sonderaufwendungen ja wohl noch mehr als bisher die Frage ausschlaggebend sein: Kann ich mir das noch leisten, oder muß ich derweilen im Park spazieren gehen?

Gleichviel aber, ob das Theater beibehalten wird oder nicht: ein Gruß, eine Darbietung der gegenwärtigen dichterischen oder künstlerischen Schöpfung darf hinfort auf der Weimarer Goethe-Tagung nicht fehlen. Nur so bewahrt man sie meiner Überzeugung nach vor dem Frosthauch der historiographischen Erstarrung. Man soll auch nicht zu ängstlich in der Auswahl dieses Neuen sein; mit Goethischem Maßstab braucht da keineswegs immer gemessen zu werden. Wenn nur ein Hauch von ihm zu spüren ist, wenn nur ein Gedanke, ein Motiv von ihm aufgenommen wird. Lassen Sie's getrost einmal ein volkstümlich-geselliges Festspiel sein, etwa in Tiefurt oder Belvedere von Liebhabern gespielt, Unterhaltungsstückchen, wie er sie selbst nicht für unter seiner Würde gehalten hat. Hauptsache: daß die Teilnehmer beieinander und in gemeinsamer angeregter Stimmung bleiben. Zum Festbegriff gehört auch das Spielen- und Sichgehenlassen-Können! Ähnliches wäre wohl auch — ich meine, die Entspannung, die variatio delectans — durch eine gelegentliche kleine Kunstausstellung, Schattenrisse, Bildnisse, Literatur aus der Goethezeit oder dem Goethekreise, zu erzielen; und wenn das durch einen knappen, sachkundigen Vortrag eingeleitet würde, so wäre auch hier wieder, woran mir so viel liegt, für den Zusammenhalt der Festteilnehmer gesorgt.

Endlich noch etwas scheinbar Äußerliches und Nebensächliches: die abendliche Zusammenkunft. Ja, abendliche! Erinnern Sie sich, was Ernst Moritz Arndt von solchen Abendunterhaltungen sagt: „Vorzüglich der Abend war für die Steinschen Gäste die glücklichste Zeit. Da offenbarte Stein die alte deutsche Natur, die gegen den Abend und um die Nacht meistens ihr bestes, vollstes Leben hat. Sein geistiges Leben war vorzüglich ein abendliches. Das mag auch wohl altdeutsch sein"...

Mir scheint, das Stelldichein im Künstlerhause hat sich überlebt. Die Räume reichen nicht aus, und es mischen sich zu viele fremde, nur der Kuriosität wegen erscheinende Elemente unter die Gesellschaftsmitglieder. Man sollte für einen besondern Raum sorgen (da, wo man das Festmahl gehalten oder mittags getagt hat) und durch kleinere und größere Tische die Gruppenbildungen ermöglichen, die ein intimeres Gespräch befördern. Aber auch hier müßte — mein bescheidenes ceterum censeo — eine gewisse programmatische Gliederung des Abends herrschen durch gut verteilte und aufgebaute Ansprachen, damit dem Ganzen ein gewisser Tenor erhalten bleibt.

Ich verzichte auf Weiteres und Näheres, weil ich nur ein Steinchen zum Bau herbeitragen will. Gutes Gedeihen!

* * *

Professor Karl Muth,

Herausgeber des „Hochland" (München):

Ich kann schlechterdings keine Formel finden, mit der ich zu dem Akademieplan positiv beizutragen oder Stellung zu nehmen vermöchte. Ich glaube einfach nicht an die Möglichkeit der Ausführung inmitten des Ungeistes in unserem Jahrhundert; denn Wissenschaft und sogenannte „geistige Interessen" sind noch nicht Geist, wie er zu kulturschöpferischem Tun erfordert wird. Wäre der Geist innerhalb der Goethe-Gesellschaft ein anderer, diese Gesellschaft müßte sich ganz von selbst zu Größerem auswachsen. Was dem Anreger des Gedankens vorschwebt, ist die Frucht und das Geschenk einer schon bestehenden edlen Geistigkeit; aber dies kann selbst noch keine Geistigkeit hervorbringen. Ohne eine bestimmt gestellte und praktisch durchführbare Aufgabe etwa im Sinne Grimms oder Rankes werden solche Zusammenkünfte und Feste bald inhaltlos und rein deklamatorisch werden. Um Tote kann man sich nicht scharen, und unter den Lebenden fehlt die geniale und kulturell ausgeweitete, auch wirtschaftlich unabhängige Persönlichkeit, die als geistiger Einheitspunkt fungieren könnte. Es gehört zur großen Schuld unserer Fürstenhäuser, daß sie nicht im geistigen Sinne traditionsbildend gewirkt haben. Nun müssen wir in Geduld harren, bis eine neue geistige Aristokratie die Führung übernehmen kann. Wir würden es nicht mehr erleben, auch wenn wir um die Hälfte jünger wären. Unsere heutige Gesellschaft ist durchaus untergangswürdig, und wir sind ja auch tatsächlich von dem Chaos nicht mehr fern. Ich weiß nicht den Zeitpunkt, aber ich sehe im Geiste das Schicksal: Europa sich im Blute wälzend, um neuen Gemeinschaften Platz zu machen. Was sind angesichts solcher Perspektiven Akademien u. dgl.!

Ich habe lange gegen diese Bilder in mir gekämpft, aber ich habe das kommende Unwetter in allen Nerven und kann daher nicht an Bemühungen glauben, die aus dem Geist einer zum Untergang reifen Gesellschaft neues Leben gestalten wollen.

Es ist mir schmerzlich, mit diesem Trübsinn enttäuschen zu müssen. Ich weiß, daß ich keiner Stimmung unterliege, sondern ausspreche, was in den verschiedensten Stimmungen mich immer in gleicher Weise erfüllt.

* * *

Ricarda Huch (München),

Vorstandsmitglied der Goethe-Gesellschaft:

... Ich komme so selten zum behaglichen Briefschreiben; eine Frau hat es eben schwerer als der Mann, dem hundert zeit- und kraftraubende Kleinigkeiten des Lebens von seiner Frau abgenommen werden. Aus diesem Grunde kann ich auch jetzt nur flüchtig andeuten, was mir durch den Kopf ging, als ich Ihre Ausführungen über die Akademie las. Unter dem Vereinzeltsein der Menschen leide ich so wie jeder, und vielleicht mehr als z. B. Sie, da Männer doch ungleich mehr Gelegenheit haben, Beziehungen anzuknüpfen, als Frauen. Ich verschwende unglaublich viel Zeit und Kraft, um nur ein wenig in Kontakt mit Menschen zu bleiben, und andern geht es ebenso. Ich halte das für ein Zeichen des Niederganges oder der Auflösung unserer gebildeten Gesellschaft, der „Bourgeoisie", und ich glaube nicht,

daß man durch irgendwelche Mittel wie Gründung von Akademien dagegen angehen kann. Ich glaube, was fehlt, sind die gemeinsamen Ideale und Ziele, die zusammenführen und binden würden. Kommt man zusammen, so werden ja doch meistens nur Gespräche geführt, die niemanden im tiefsten Grunde interessieren — Worte, Worte! Das Beste noch sind alte freundschaftliche Beziehungen, denen gemeinsame Erinnerungen einen gewissen Reiz und Glanz geben — aber das ist ja etwas ganz anderes. Gegen Persönlichkeiten wie ... würde ich mich z. B. ganz ablehnend verhalten — auch das sind schwer zu überwindende Schwierigkeiten. Dann die Schwierigkeit des Reisens! Das sind so meine Gedanken zu Ihrem Plane, die ich kurz und ungeschminkt wiedergebe, ohne die Worte zu wägen. Sie haben mehr Zutrauen, und vielleicht erreichen Sie etwas, wozu ich Sie sehr beglückwünschen würde.

* * *

Mit diesen sechs Zuschriften mag es für heute genug sein.

Ablehnend äußert sich in ausführlichem Schreiben auch ein der Goethe-Gesellschaft nahestehender Universitätsprofessor. Bezeichnend ist, daß in diesem letzteren Brief, ebenso wie in einer längeren Zuschrift aus dem Leserkreise, einige der von mir genannten Namen beanstandet werden, was freilich eine Frage zweiten Ranges ist. Das Deutschland der raschen Minister- und Kanzlerwechsel kann sich auch über seine geistigen Vertreter nicht einigen, was wiederum eng mit den vorgefaßten Meinungen und mit dem Mangel an gemeinsamen Idealen zusammenhängt, den Frau Huch mit Recht beklagt. Es setzt Großherzigkeit und Seelenkultur voraus, nicht nur den „Andren" gelten zu lassen, sondern auch den Leugner unsrer Ideale und, noch mehr, den Gegner, der uns als belanglos herunterzudrücken, totzuschweigen oder verächtlich zu machen sucht, wie das gerade im deutschen Geistesleben so unvornehm Gepflogenheit ist. Die deutsche Schulmeisterei und die deutsche Haderei („querelle d'Allemands") scheinen bei uns unausrottbar. Wem drückt es das Herz ab, wenn er diese unedel zerrissene Volksgemeinschaft ansieht? Wo ist denn jetzt in der sogenannten „christlichen" Gegenwart jenes Ideal, das einst die Heidin Antigone in das mit Recht weltberühmte, weil so wenig betätigte Wort zusammenfaßte: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da"?!

Damit sind wir wieder beim Kernproblem angelangt, das auch meinem Akademieplan zugrunde liegt: Mangel an edler, ja überhaupt nur an unbefangener Lebensgemeinschaft.

Es haben sich zu meinen Anregungen noch einige Zeitungen in besonderen Aufsätzen geäußert, z. B. der „Hannoversche Courier" (Voß), die Berliner „Zeit" (Frehsee), die Weimarer Zeitung „Deutschland" (Linke), das „Tagebuch" (Krell) u. a.; die „Kreuzzeitung" druckte den ganzen Aufsatz nach, und auch sonst hat sich viel Interesse bekundet und ist noch manches in Aussicht gestellt.

Es wäre eine schöne Aufgabe der Goethe-Gesellschaft, dem Problem der edlen Lebensgemeinschaft im Anschluß an den Lebens- und Kulturkreis Weimars und der Wartburg einmal eine ganze Tagung mit hervorragenden Sprechern zu widmen.

Wir brechen für heute ab; doch wir werden die Frage im Flusse halten. F. L.



Auf der Warte

Das große Sterben

Vor kurzem las man in einer Berliner Tageszeitung, daß im Börsenviertel, nahe den großen Kauf- und Belustigungshäusern, eine Frau in den mittleren Jahren, anständig und sauber, wenn auch ärmlich gekleidet, auf offener Straße sterbend aufgefunden wurde. Sie war zu schwach, das Wort Brot noch auszusprechen; aber die ärztliche Untersuchung ergab, daß die Unglückliche buchstäblich verhungert ist. Niemand hat bisher erfahren, wer die Tote war; nur soviel ist gewiß, daß es sich um eine anständige Frau aus den ehemals bessergestellten Kreisen handelte.

Man erfährt nicht, wie viele Menschen täglich in Berlin und in den anderen großen und mittleren Städten Deutschlands im Verborgenen Hungers sterben; der Polizeibericht ist da merkwürdig zurückhaltend und vorsichtig. Will man „die da unten“ nicht noch mehr aufreizen? Oder denen in den Schiebervillen und Schlemmer-Kaffeehäusern den „gesegneten“ Appetit nicht verderben?

Wer jetzt langsamen Schrittes und mit aufmerksamen Augen durch Berlin geht, etwa vom Potsdamer Platz westwärts bis zur Großgörschenstraße, der kann, falls er Blick hat nicht bloß für Läden und Wagen, an den Fassaden auch der ehemals guten und vornehmen Häuser ermessen, wieviel Uhr es für die Stadtkultur geschlagen hat: das große Sterben hat auf der ganzen Linie eingesetzt — es sterben nicht mehr bloß die armen Menschen dutzendweise, sondern selbst die Häuser zu Hunderten und Tausenden. Wir gehen den Schmerzensweg des Ostens auch ohne den Linksbolschewismus Rußlands.

Europa stürzt unaufhaltsam seinem völligen Untergang entgegen. Wir hatten „Moses und die Propheten“ — die Lehren der Weisheit aller großen Völker der Vergangenheit und Gegenwart —, wir haben den Großen Krieg und die Revolutionen der Ostvölker, schließlich den eigenen Zusammenbruch erlebt; aber gelernt haben wir aus dieser deutlichen Sprache des „Worts“ und der Tatsachen **nichts!** Wir dachten alle nur jeder an sich selber: Gotteskind- und Bruderschaft war schmählich vergessen.

Noch heute, wo Hunderttausende von Alten verhungern, Millionen von Kindern verelenden, noch heute, wo nicht bloß ganze Straßenblocks verfallen, sondern Tausende und Abertausende von Städten zerbröckeln, heute noch bekämpfen sich Deutsche in politischen und wirtschaftlichen Parteien bis aufs Messer, führt der geldwahnsinnig gewordene keltische Westen einen barbarischen Mordmaschinen-, Dollar- und Hungerkrieg gegen den entkräfteten germanisch-slawischen Osten. Es ist, als ob die Hölle losgelassen wäre.

Ein furchtbares Strafgericht Gottes wird hereinbrechen über die gesamte „Kulturmenschheit“. Wie Rußland zerfiel, weil es durch Knute und Nagelpeitsche das Ebenbild Gottes zur Tierfratze herabwürdigte; wie Ungarn zerbrach, weil es die vor Jahrhunderten hereingebetenen deutschen Aufbau-Gäste mit Paprika- und Gulasch-Gesetzen ins niedere Madjaren- und Hunnentum hinuntermengte; wie Österreich zerbarst, weil es über die heiligen Forderungen des Mutterrechts und der Muttersprache mit leichtsinnigen Walzerliedchen wegtänzelte; wie Deutschland von den Totengräbern und Seelenmördern rechts und den Schwerverbrechern links entmannt wurde, weil es seine wartburgisch-weimarische Weltmission in Berlin hatte auslaugen lassen; wie die Türkei, Bulgarien und Griechenland ihr

„Sedan“ erlebten, weil sie ihr Heldentum in Handelsgüter umsetzten:

so wird auch das Frankreich der Clémenceau, Poincaré, Millerand, Briand und Foch sterben, weil es die große Idee Rousseaus vom guten Menschen in „boche“ und falsche „sanction“ umgewandelt hat; wird England in Atome zersplittern, weil es im verborgenen Krieg und Völkermorde schürte, um wie Shylock schamlos sein Blutgeschäft dabei zu machen; wird Amerika wieder indianische Steppe und Urwald werden, weil es Christentum und Frieden heuchelte, nach angelsächsischem Vorbild aber Dollar- und Bombenhandel meinte; wird auch Italien und Japan das Schicksal jener ereilen, weil sie falsche Kanaillen an ihren Freunden und Wohltätern waren.

Es ist Welt-Gerichtstag, und keinem wird etwas geschenkt werden, denen nicht, die jetzt auf Kanonen und Gewehren sitzen, und denen nicht, die ihren Leib bis zum Platzen füllen, während Christenbrüder und Rassegenossen nicht mal mehr die Treber kriegen, die man sonst den Säuen gab. Es werden auch die mitverurteilt werden, die „klugen“ Nachbarn, die wohl wußten, auf welcher Seite Schuld und auf welcher Irrtum lag, und die dennoch untätig und schweigend sich zurückhielten, angeblich, um die „Neutralität“ nicht zu verletzen, in Wirklichkeit, um die Bissen und Brocken zu erhaschen, die den streitenden Völkern im Kampfe entfielen.

Wir wissen von Klüglingen und Feiglingen im eigenen Lager, die sich brüsten, keine Waffe gehoben und keinen Mitmenschen „im brudermörderischen Kampf“ das Leben genommen zu haben. Aber daheim haben sie ihr Schäfchen ins trockene gebracht, haben sich nichts entgehen lassen, während Tausende und Millionen Not litten, haben gar noch auf die Dummen und Barbaren gescholten, die „einfältig genug“ waren, den Fahneneid zu halten und sich selbst dem Feuerregen auszusetzen. Sie aber, die Feiglinge und Klüglinge, haben schlimmer gemordet als die anderen — in Gedanken, Worten und Lumpentaten...

Mir wird verbürgt, daß ein feister Bauer auf einem Dorfe in der Nähe von Potsdam, als hungernde arme Großstadtfrauen bei ihm nach Kartoffeln fragten, die Gegenfrage stellte, ob sie auch G o l d hätten zum Bezahlen. Wertloses Papiergeld nehme heute kein vernünftiger Bauer mehr. Man bedeutete dem Rohling, daß doch in solchen Elendzeiten am allerletzten die aus den Dachstuben der Hinterhäuser Gold haben könnten. Der Bauer aber zeigte höhnend auf ihren Trauring: „Wat iss denn det? Dat iss doch Jold! Ick nehme ooch joldene Ringe in Zahlung. Un ohne Jold jibt et keene Kartoffeln.“ Weinend zogen die Frauen weiter. Keine hat einen Fluch ausgesprochen; der Schreck über solche Verworfenheit, die den Güldenring der ehelichen Treue als Entgelt fordert für Futter, das vielleicht morgen die Schweine kriegen, das blasse Entsetzen hatte den Frauen den Mund verschlossen.

Ich selber habe gesehen, daß große Bauern ihren Jung-Schweinen, die längst aus der „Sochzeit“ heraus waren, die süße Milch eimerweis gaben, obgleich die vorige Futtermilch noch in den Trögen stand. Auf meine Frage, warum man die Milch nicht verbuttere und verkäse, wurde mir erwidert, die Schweinezucht bringe mehr ein als die Kuh- und Milchzucht. Kühe halte man nur noch zum eigenen Butterbedarf. Ich wies hin auf die Armen der Großstadt, auf die verelendenden Kinder. Ein Achselzucken war die Antwort...

Kann man sich angesichts solcher Erlebnisse, die sich, wie mir von Kennern des ländlichen Lebens versichert wird, täglich auf allen Dörfern Deutschlands abspielen, kann man sich da über den wachsenden Groll der unteren Volksschichten und die überhandnehmende kommunistische Gefahr wundern?! Ich gestehe, daß ich die ernste Jugend von heute bewundere, die ohne Faustballen und Scheibenschlagen an den S c h l e m m e r l o k a l e n d e s B e r l i n e r W e s t e n s vorübergeht. In mir jedenfalls revoltiert trotz aller „Vernunft“ aus Urahnen Zeiten her jedesmal ein Stück Thomas Münzer beim bloßen Anblick eines Autos mit behäbigem Aus- und Inländerpack. Ich muß dann allemal sehr bremsen, daß ich nicht wie einst der konservative Mayer-Arnswalde aus den Reihen der Rechten aufstehe und zwischen die auf den Bänken der äußersten Linken mich setze. Mich hält davon ab nur die Roheit und

der Materialismus, den ich auch da drüben sehe...

Ob da „nichts mehr zu machen“ ist? O ja! Vor allem muß der blödsinnige, egoistische und mörderische Parlamentarismus in Fetzen geschlagen werden. (Ob das die von rechts oder die von links besorgen, ist ganz gleichgültig. Hauptsache ist, daß es schleunigst geschieht.) Und an die Spitze muß ein rücksichtsloser Diktator, ein aufgeklärter Despot mit reiner Weste und sauberer Hand. Und der müßte zupacken ohne Anfrage bei Frankreich, England und Amerika. Fielen sie dann über uns her und gingen wir gänzlich zugrunde, so würden wir wenigstens anständig sterben!

Die sozialistisch-demokratische Republik muß und wird sterben, wie die militaristisch-feudale Monarchie gestorben ist, weil auch sie nicht verstanden hat, daß es sich in dem großen Ringen von heute nicht um Ländergrenzen und Besitzrechte handelt, sondern um die Entscheidung zwischen zwei Weltanschauungen. Darum handelt es sich: ob Mammon oder Christus Herr sein soll auf Erden. Das haben sie alle bis heute noch nicht begriffen...

Wilhelm Schwaner

*

Erlebnis mit Fichte

Aus unveröffentlichten Briefen und Erinnerungen des Livländers Alexander von Rennenkampf (geb. 1783) wird uns folgende Begegnung mit Fichte zur Verfügung gestellt, die jenes geistige Berlin, dem auch Schleiermacher angehörte, in einem Hauptvertreter ganz gut kennzeichnet:

„So wenig ich eigentlich, verglichen mit meinem Freunde Knorring, philosophisch zugestutzt war, so versteht sich's doch von selbst, als im Mai 1802 Fichte öffentliche Vorlesungen angekündigt hatte, daß ich eilte, meinen Namen einschreiben und mein Scherflein auf den Altar des größten Philosophen der Zeit niederlegen zu lassen als ein Opfer der Ehrfurcht.

Wir fanden ein auffallend gemischtes Publikum, als wir uns zur ersten Vorlesung einfanden: Studenten, Advokaten, Prinzen des königlichen Hauses, Gelehrte, Gastwirte, Künstler, Offiziere, Schauspielerinnen, Damen aus den vornehmsten Kreisen, Maurermeister, Judenweiber, Prediger, fade Stutzer usw. Das war in Berlin so Mode. ‚Wie kann dir das auffallen! ist denn nicht die Philosophie ein Gemeingut der Menschheit?‘ sagte Knorring.

Der kleine, mißgestaltete ‚große Weise‘ erschien, erstieg eine Art Katheders, machte ein paar unbehilflicher schiefer Verneigungen und begann mit übeltönender Stimme: ‚Meine Herren! Was Sie heute hören, werden Sie vermutlich nicht verstehen, was Sie in den folgenden Stunden hören werden, damit wird es wahrscheinlich ebenso gehen. Ich gebe Ihnen aber mein Wort darauf, wenn Sie in allen Stunden recht aufmerksam gewesen sind, daß Sie in der letzten alles verstehen sollen, was ich in allen vorhergehenden gesagt habe.‘ Das war mir zu arg. Ich machte augenblicklich linksum und kam nicht wieder, wie auch immer Knorring seine Beredsamkeit an mir verschwenden mochte.

Endlich, um sein hartnäckiges Zudringen los zu werden, erklärte ich ihm: ‚Wenn du, Fichtes guter Freund, ihn bewegen kannst, mir Privatstunden zu geben, so will ich's versuchen.‘ Denn ich hatte gehört, daß Fichte solches Ansinnen immer zurückgewiesen habe. Ich erschrak darum nicht wenig, als K. mir schon am folgenden Tage Fichtes Zusage brachte. Jetzt fragte ich mich erst: was willst du denn von ihm? Ich hatte von den Schriften des Philosophen, die ich nur aus literarischen Quellen kannte, nichts eigentlich gelesen, was man lesen nennt. Die meisten Seiten hatte ich überlesen in seiner Bestimmung des Gelehrten, aber ich war zu unbesonnen, um diese Werke zu studieren, ja nur zu Ende zu lesen. K. schlug mir vor, mir praktische Philosophie lesen zu lassen.

Gedankenvoll und allein begab ich mich am Sonntag morgen zu dem nahe wohnenden Philosophen. Er war auf seine Weise freundlich und wohlwollend, aber gar manches an ihm war mir abstoßend, zumal das laute Lachen über meine Flucht aus der öffentlichen Vorlesung. ‚Was wollen Sie denn bei mir hören?‘ Ihre Bestimmung des Menschen oder des Gelehrten. ‚Das freut mich, fangen wir morgen um 8 Uhr an‘, sagte er rasch und schüttelte mir gutmütig die Hand. Mich freute nur

das wieder, und ich fühlte, daß ich mich an ihn würde gewöhnen können. Er wußte, daß ich in dem temporären Besitz des ihm wohlbekannten und sehr beliebten Gartens war (am Fischerschen Hause in der Altstadt), was mich veranlaßte, ihm diesen und das Frühstück für die bestimmte Stunde anzubieten. „Gern! aber ich frühstücke Schokolade", antwortete er. Er kam auch wirklich eine Viertelstunde früher und fand das Frühstück mit K. und mir nach seinem Sinn.

Und der Erfolg? was soll ich sagen! Er hielt zwar das Buch im Auf- und Niedergehen in den, auf dem Rücken gekreuzten Händen, aber er blickte nie hinein; er sprach frei, wie im gewöhnlichen Gespräch, bequem, einfach, deutlich; und ich erkannte sogleich, wie wichtig mir diese Stunden werden würden, welchen Dank ich meinem Freunde K. schuldig war.

Fichte kam nun, den Sonntag abgerechnet, alle Tage früh um 8 Uhr vom Juni bis in den Oktober, und ich lernte ihn bald aufs höchste verehren, ja ich hing mit schwärmerischer Liebe an ihm. Bald war mir auch nichts mehr dunkel in seiner Sprache und seinem Vortrage. Was mir zum Teil wichtig und bedeutend gewesen war, schwand vor seiner Klarheit in nichts dahin. Was jedes Kind weiß und begreift, stieg zur höchsten Bedeutsamkeit hinauf. Überall lag die Geschichte nahe zur Hand, mit ihr die philosophischen und religiösen Dichtungen der Alten, der asiatischen Völker; die wunderlichsten Träumereien enthielten oft auf überraschende Weise die höchsten Wahrheiten; überall trat die Poesie in höchster Würde auf. Nie hat ein Redner den christlichen Heiland in höherer Majestät dargestellt, nie die Würde des Menschen in höherem Lichte bestrahlt. Er brauchte nie hochtönende Worte oder künstliche Phrasen, seine Rede war wie eines Kindes, die Wahrheit schien selbst zu sprechen, sie floß in blendender Klarheit aus den einfachsten Prämissen, es gab da kein Ich und Nichtich, kein Absolutgesetztes, alles war entschleierter Blick in überraschende Klarheit. Er wußte nicht bloß uns aufs höchste zu erwärmen, zu begeistern, er war selbst so warm, er glühte oft und ließ sich dann so liebenswürdig gehen in reinster Menschlichkeit.

Eines Morgens, da er von der Klarheit der Anschauung sprach, die den Menschen, seiner Bestimmung nach, dereinst erwarte, rief er aus: ‚Liebe, liebe Freunde, wie glücklich werden wir sein!' und im überwallenden Gefühl schloß er uns in die Arme, und jedes Auge glänzte und jede Brust wallte hoch auf. Ich zähle viele schöne Stunden: aber diese Morgenstunden gehören zu den allerschönsten.

Im Oktober 1802 hörte das auf; Fichte hatte seine Morgen anders anzuwenden. Feßler hatte mich noch in der Loge Urania zur Unsterblichkeit aufgenommen, und Fichtes unübertreffliche ‚Briefe an Konstant' wurden mein maurerisches Glaubensbekenntnis. Im Oktober kehrte ich nach Göttingen zurück, ohne den Freund K., und blieb noch ein Jahr dort; aber dort sowohl als später in Italien, in Frankreich, Schweden, Rußland, wo ich nur immer leben mochte, gedachte ich jener schönen Stunden im Fischerschen Garten in Berlin, und daß die Wahrheit nicht mit dem grübelnden Verstande allein erforscht werde. Nach dem Unschätzbarsten lange nicht mit einem Finger bloß, breite aus voller Seele alle Arme danach aus, alle Kräfte, die Gott dir gab!"

*

Das Okkulte

Mit bemerkenswerter Sachlichkeit hat sich Graf Hermann Keyserling der Beschäftigung mit der okkulten Welt („Spiritismus, Mediumismus") zugewandt, indem er zugleich theoretisch und praktisch dem umstrittenen Gegenstand nahetrat. Denn ein Darmstädter Arzt seines Kreises hatte die Möglichkeit, ein jugendliches Medium, gleichsam ein unbeschriebenes Blatt, experimentell zu untersuchen, und legt die Ergebnisse in ausführlichen Kapiteln tatsachengemäß nieder, wozu der Graf eine Einleitung schrieb, während Graf Kuno Hardenberg über „Medialität und Künstlertum" ein feuilletonistisch gestimmtes Nachwort gibt („Das Okkulte", Darmstadt, Otto Reichl).

Dem Münchener Schrenck-Notzing gebührt ein Hauptverdienst, Untersuchungen solcher Art im Fluß gehalten zu haben; es ist begrüßenswert, daß der Darmstädter Philosoph

dieselbe Unbefangenheit aufbringt. Denn eigentlich hat sich das gelehrte Deutschland — seit den Vorarbeiten des bedeutenden Astrophysikers Zöllner, die in 4 Bänden wissenschaftlicher Abhandlungen vorliegen — den mediumalen Erscheinungen gegenüber höchst unzulänglich benommen und aus dumpfem Vorurteil heraus diese Phänomene meist als Schwindel erklärt. Ein zu bequemer, in höchstem Maße unwissenschaftlicher Trägheits-Standpunkt. Keyserling sagt mit Recht: „Man muß sich vollkommen unbefangen zu den Manifestationen stellen, weder glaubend noch nichtglaubend, in einem Zustande zugleich vollkommener Hingabe an das zu Erfahrende und vollkommener innerer Indifferenz.“

Wenn er aber — was auch von andrer Seite schon geschah — den Wunsch ausspricht, ein „wirklich bedeutender Okkultist“ möchte sich einmal „zum Studium seiner Persönlichkeit hergeben“, indem er hinzufügt: „Vielleicht tut es noch Rudolf Steiner, bevor er stirbt: damit brächte er die Menschheit dem Ziel seiner eigenen Geisteswissenschaft mit einem Schlage näher als durch seine sämtlichen Schriften“ — so dürfte diese Hoffnung von einer irrigen Voraussetzung ausgehen. Der markante Unterschied zwischen Theosophie (Anthroposophie) und Spiritismus besteht eben darin, daß man dort den passiven Mediumismus ablehnt, dafür aber in bewußter Züchtung „neue Organe“ ausbilden will. Diese Bewußtheit der Selbstemporzüchtung zum übersinnlichen Schauen wäre demnach nicht mehr Medialität und von vornherein zu stolz, zu sehr Subjekt, um sich zum Studium — oder Studiertwerden — als Objekt „herzugeben“.

Graf Keyserling sagt denn auch anderswo von Steiner im Unterschied vom üblichen Medium: „Dieser ist so außerordentlich begabt, er verfügt über eine so fruchtbare konstruktive Phantasie, daß ich den Verdacht nicht loswerde, er komponiere — unbewußt natürlich — den Zusammenhang seiner Erlebnisse“.

Das ist in der Tat der springende Punkt.

Das Buch, mit Dr Happichs Sitzungsberichten und dieser vorurteilslosen Einleitung, ist ein wertvoller Beitrag zu den Bemühungen, auch von diesem Dämmergebiet aus unsre Lebens- und Weltanschauung zu erweitern und zu den Hintergründen vorzudringen.

Übrigens erschien im Band IV der Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen (Leipzig, Felix Meiner 1923) auch ein Lebensabriß des Grafen Keyserling: ein Querschnitt aus seiner Feder, der höchst unterrichtend und aufhellend ist und eigentlich seinem Hauptwerk, dem „Reisetagebuch“, voranstehen müßte.

*

Eine Lienhard-Biographie

Es ist unglaublich, wie wenig man im „offiziellen“ literarischen Deutschland — übrigens: selbst auch im Kreise mancher Türmer-Leser — Friedrich Lienhards dichterisches Gesamtwerk eigentlich kennt. Wohl hat der eine einmal dies, der andre jenes gelesen oder — nur Urteile gehört; und der Dichter hat eine große Lesergemeinde. Aber sein Weg hat sich in der Stille vollzogen; das öffentliche Urteil formte sich aus Bruchstücken. Die allerwenigsten Beurteiler haben eine ungefähre Gesamtanschauung; einer spricht dem andren nach. Zum ersten Male wird nun in meinem Buche, auf Grund langer und genauer Studien, ein Versuch gemacht, Lienhards Persönlichkeit, seine Verwurzelung in deutschem Denken und Fühlen und die Bedeutung seines dichterischen Werkes in ihrer Gesamtheit und inneren Einheit zu erfassen. „Friedrich Lienhard, der Mensch und das Werk“ (Verlag Max Koch, Leipzig; Bildschmuck nach eigens für dieses Buch gefertigten Originalradierungen von Ferdinand Staeger, 437 Seiten): so heißt mein biographischer Versuch. Da eine kritische Würdigung in dieser Zeitschrift in Anbetracht des Herausgebers ausgeschlossen ist, darf ich vielleicht mein Einführungskapitel mitteilen, damit die Leser des „Türmers“ von dem Buch und seiner Absicht Kenntnis erhalten:

Unterm Rosenkreuz betritt der Wanderer Lienhards Weimarer Dichterheim. In der Halle des Hauses fällt sein Blick auf zwei Wandsprüche:

„Dem Rosenkreuz ist dieses Haus geweiht:
In Rosen wandle sich das Weh der Zeit!“

Und daneben hängt der erweiternde Reimspruch:

„Dies ist mein Wunsch, daß nach verwund'nem Weh
Das Rosenkreuz auch über Deutschland steh'."

In solchem Sinn und Zeichen will das vorliegende Werk gelesen sein. Der erste Teil legt das Hauptgewicht auf die bisher in solcher Weise und Vollständigkeit noch nicht herausgearbeitete Linie der künstlerischen und rein menschlichen Entwicklung des Dichters in seinen Jugendjahren. Er schließt mit der Flucht in die Thüringer Waldeinsamkeit.

Wie der erste Teil, so setzt dann auch der zweite mit Waldstimmung ein. Die Stoffgruppierung in jenem Abschnitt unseres Gesamtwerkes geschieht um die Begriffe „Wasgau" und „Weltstadt" in der Auffassung Lienhards; der zweite hat „Wartburg" und „Weimar", Worte von symbolischem Klang, als Mittelpunkt. Unter Benutzung eines reichen, teilweise bisher noch unzugänglich gewesenen Materials bemüht sich unsere Würdigung, Lienhard endlich einmal den ihm gebührenden Platz in der deutschen Literaturgeschichte zuzuweisen, den er bisher mit der üblichen, immer wieder gedankenlos auftauchenden Einreihung unter die Vertreter der „Heimatkunst" nicht gefunden hat.

Aber unser Werk, das für die Beurteilung des Lienhardschen Schaffens den Anspruch auf eine grundlegende Bedeutung erhebt, erstrebt nicht nur eine — manche Vorurteile oder gar Verkehrtheiten richtigstellende — literaturwissenschaftliche Beurteilung, sondern legt ganz besonderen Wert auf die seelische Ausstrahlung dieses Dichters, auf die innermenschliche Bereicherung durch seine Persönlichkeit und Kunst. Dieses Buch soll somit als unumgängliche Notwendigkeit für jede ernster eindringende Beschäftigung mit dem Schaffen Lienhards zu gelten haben.

Stunden mit einem Dichter sind ein Geschenk der Gottheit. Aus den Zerfahrenheiten des Lebens sind sie Einkehr in das innerste Selbst. Wir entdecken in uns ein ungeahntes Land lichtgetränkter Schönheit, das wir ausstrahlen lassen in den dumpfen Alltag mit seiner Sorge und Last. Wir betreten das Eiland der Stille, um dort einen ruhigen und schöpferischen Lebensrhythmus zu finden, der uns dann im Alltag wieder Kraft gibt.

Stunden mit einem Dichter im persönlichen Zusammensein zu erleben, ist wenigen beschieden. Dieses Werk möchte zu solcher Freude geleiten. Es schenkt Einblick in das Wesen eines Zeitgenossen, der wissen muß und ausspricht, was uns bewegt, in genialem Vorausblick aber zugleich Vorverkünder kommender Zeiten ist. Heilung von den Wunden der Zeit, Tröstung in eigenen Bitternissen, hoffnungsstarkes Vertrauen in schmerzvoll überwältigendem Leid, Sammlung auf das Ewige im menschlichen Dasein: das ist die Sendung seines Werkes. Und dem will auch dieses Buch dienen. Sein Inhalt klärt das Geheimnis neudeutscher Lebenskunst, wie sie ein Dichter sich erkämpfte und in seinem Schaffen uns wies: getragen von einer ruhigen, zielbewußten Lebensschwingung im Handeln und Fühlen und von einem siegkräftigen Idealismus der Lebensmeisterung. Auch Dichter müssen gleichsam biologisch betrachtet werden: nach der Lebenskraft höherer Art, die von ihnen ausstrahlt.

Mit dem Gedicht „Die Besten" lassen wir Lienhard selbst in knappster Prägung den Willen dieses Werkes aussprechen:

„Die Besten des künft'gen Geschlechts
Wirken in wuchtigen Werken
Nicht nach links oder rechts,
Sondern sie stärken
Was wir nun brauchen, fest wie Erz:
Das deutsche Herz."

Lienhard hat sein Leben wenigstens im Grundriß erzählt: so in dem Buche „Jugendjahre" (abgeschlossen Herbst 1917), dann in einer knappen Skizze für die Lienhard-Nummer der „Lese" (dritter Jahrgang, 1912, Nr. 29) und in dem kurzen Aufsatz „Bekenntnis eines Elsässers" (Elsaß-Lothringische Kulturfragen, dritter Jahrgang, erstes Heft). Inmitten des Textes wurde absichtlich auf Literaturnachweise verzichtet.

Am Schlusse dieses Vorwortes ist es dem Verfasser ein Herzensbedürfnis, allen denen aufrichtigen Dank zu sagen, die ihm bei seiner

infolge der Ungunst der Zeiten sehr erschwerten Arbeit unterstützten. Da war es vor allem Herr Professor Lienhard selber, der die Ausarbeitung dieses Werkes mit freundlicher Anteilnahme verfolgte und mir wertvolle Schätze seines Hausarchivs anvertraute. Herrn Verlagsbuchhändler Max Koch in Leipzig gebührt größter Dank für die unermüdliche Opferwilligkeit und das liebevoll eingehende Verständnis, das er dieser Biographie entgegenbrachte; er hat zu einem nicht geringen Teile ihre Verwirklichung durch alle Fährnisse dieser düsteren Tage dennoch zustande bringen helfen. Dem „Türmerverlag" in Stuttgart dankt der Verfasser die Überlassung der überaus wichtigen Sammelbände aller irgendwie erreichbaren Besprechungen Lienhardscher Schriften. Auch von anderer Seite her durfte er sich stets eines freundlich unterstützenden Hand-in-Hand-arbeitens erfreuen. Allen den Ungezählten aber, die ihr Interesse an diesem Buche durch ermunternden Zuruf oder Zusendung wichtigen Materials zum Ausdruck brachten, sei ebenfalls an dieser Stelle ein herzlicher Dank ausgesprochen.

Mögen auf der Fahrt in die sturmbewegte Zeit auch für dieses Buch des Dichters Worte gelten:

„Dies ist es, was ich meinem Werk erflehe,
Daß niemand ungesegnet von mir gehe."

Lübeck, 22. Mai 1923
(am 110jähr. Geburtstage Richard Wagners).

Dr Paul Bülow

*

Deutsche Frauen — und wir Männer?

Im Februar-Heft des „Türmer" finde ich einen kleinen Aufsatz unter obigem Titel von Erika Krause. Die Verfasserin, eine Frau, stellt den Frauen das, was sie selbst „harte Fragen" nennt; und diese Fragen enthalten harte Vorwürfe.

Nun möchte ich, als Mann, zum Teil diese Vorwürfe wieder von der Frau nehmen und sie auf andere Schultern legen. Dabei spreche ich aus tiefster Überzeugung. Die verehrte Verfasserin sagt: die Mutter müßte Feier- und Weihestunden schaffen zwischen Mutter und Kind. — So frage ich sie: Wo aber soll die Frau diese Feier- und Weihestunden hernehmen? Aus ihrer Seele, werden Sie mir sagen. Ja, auch ich bin der Meinung, daß an erster Stelle in die Frauenseelen ein Stück von der Ewigkeit gelegt ist. Aber sie muß geweckt werden. Und diese Feier- und Weihestunden bergende Ewigkeitsseele zu wecken, ist des Mannes Pflicht.

Darum ist der Keim, den er in den Schoß der Mutter legt, um Leben zu wecken, in ihr zugleich Symbol dessen, was der Mann als zweite heilige Pflicht anzusehn hat: die Seele der Frau zu wecken, nur zu wecken durch einen Blick, ein Mitfühlen, eine Liebe, wie sie heute so selten noch ist. Ich glaube kaum, daß die Mutter „durch straffste Selbstzucht" allein dieses innere Wachsen und Reifen, diese Feier- und Weihestunden schafft. Nein, es bedarf eines Mannes Lächeln, es bedarf des Verstehens des Mannes, um diese Stunden zu veranlassen.

So ist es auch (um den Gedanken der verehrten Verfasserin genau zu folgen) nicht genug, daß der Mann seine Frau die Kinder unter Schmerzen das äußere Dasein schenken läßt; ist es nicht genug, daß der Mann das äußere Dasein veranlaßt: er soll auch das Innere geben, dem Leben die lebendige Seele wecken durch die Frau. Und das ist der schwerste, aber auch schönste Vaterberuf. Dazu gehört, daß der Mann es gar nicht zuläßt, daß die Seele der Frau unter Hast und Sorge der Zeit und unter tausend Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des Alltags stirbt, sondern daß er ihr etwas Großes in die Seele gibt, von dem, das er von seiner Mutter hat; von dem, was er von der Ewigkeit hat und ihr abrang und abringt.

Warum, ach warum denn spricht man mit so harten Worten nur von der ersten Pflicht und köstlichsten Aufgabe der Frau? Warum macht man denn nicht auch den Vater und Mann auf seine Pflicht, auf seine Aufgabe aufmerksam? Ja, die Fäden, die von der Mutter zum Kinde sich spinnen sollen, müssen ihren letzten Ausgangspunkt beim Manne nehmen, und indem sie durch die Frau, die Mutter

gehen, sollen sie mütterlich werden. Sie können's sein; sie tragen im Manne den Keim der Mütterlichkeit in sich; der Mann fühlte sie zwischen sich und seiner Mutter gesponnen. Und Mann und Weib ergänzen sich in gemeinsamer Pflege dieses kostbaren Geistesgutes — sollen sich wenigstens ergänzen!

Und warum leben die Frauen von heute nur noch im „äußeren Tand" und warum ist ihr ganzes Sein viel zu viel mit diesen Dingen verwachsen? Weil der Mann der Frau nichts Inneres dafür und dagegen bietet, weil er die Sinnlichkeit in ihr emporzüchtet, emporpeitscht, statt ihr auch etwas, nur ein klein wenig Seele als Samenkorn zu geben. Ja, die Frau hat eine „Leere" in sich, es ist wahr; sie brachte sie mit aus der Ewigkeit: man nennt sie auch noch Sehnsucht. Aber der Mann soll gerade da ausfüllen. Da nur kann reine Lebensfreude entsprießen, wo ein Inneres in einem Inneren aufgeht; da kommt auch Weisheit und Schönheit her; denn Schönheit ist innere Freude und Freude innere Schönheit, die sich nach außen ausstrahlen.

Ja, es ist wahr, was die verehrte Verfasserin sagt: Ehrfurcht und Dankbarkeit würden den jungen Menschen inniger denn je mit dem Elternhause verbinden. Aber sie sollen ihn mit dem Elternhause verbinden: mit Mutter und Vater.

So wünschen wir uns unsere Frauen, unsere Mütter, wie die Verfasserin schreibt. Aber ihr Männer: „fanget an!".

Georg Schneider

*

Zwei Zeitbilder

bitterernst das eine, erheiternd das andre, mögen hier nebeneinander Platz finden. Beide beziehen sich auf die französische Drangsalierung. In einem Brief aus Recklinghausen an die Zeitschrift „Der Firn" liest man:

„. . . Die Franzosen bringen alle obdachlosen Frauen, deren sie habhaft werden können, nach dem Ratskeller, um sie dort für ihre unsittlichen Zwecke zu mißbrauchen. Diese Frauenspersonen sind oft wochenlang dort, und Offiziere und Mannschaften treiben mit ihnen in der gemeinsten Weise Unzucht, oft unter Anwendung von Gewalt. Die Anwesenheit der Franzosen hat zu einer erschreckenden Zunahme und Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten geführt. In großer Anzahl sind sogar schulpflichtige Kinder, insbesondere junge Mädchen bis zu 16 Jahren, als geschlechtskrank befunden worden. Dabei ist es fast unmöglich, die Kinder vor der Berührung mit dem sittenverderbenden Treiben dieser zügellosen Soldateska zu schützen. Auf dem Schulweg werden sie zu unfreiwilligen Zeugen der schamlosen Vorgänge, die sich während der frühen Morgenstunden in den öffentlichen Anlagen zwischen französischen Soldaten und herumlungernden, obdachlosen Frauenspersonen abspielen. Und es hat geradezu den Anschein, als hätten die Franzosen es darauf abgesehen, die Jugend von Recklinghausen durch ihr unsittliches Tun zu verderben!!" . . .

Und ein zweites:

Deutschland mußte bekanntlich nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages an Frankreich auch eine Menge Bienenstöcke samt ihrer Bewohnerschaft liefern. Das ist geschehen; und in Frankreich ist seitdem nicht nur Milch von deutschen Kühen, es ist auch Honig von deutschen Bienen geflossen. Nun aber haben die Bienen die Ungerechtigkeit dieses Zustandes eingesehen und sie machen sich aus dem französischen Blütenstaube. Wie der Naturforscher Savalle — im „Temps"! — betrübten Herzens den französischen Patrioten eröffnet, verlassen die Reparationsbienen in ganzen Schwärmen das Land Frankreich, um nach Deutschland zurückzukehren. Herr Savalle sieht schon den Zeitpunkt kommen, da die letzte Reparationsbiene Frankreich verlassen hat.

Bravo!

Tierkenner und Naturfreunde haben zwar schon längst gewußt, daß die Bienen politische Tiere sind, aber die jetzt von ihnen bewiesene politische Aktivität hat schwerlich jemand bei ihnen vorausgesetzt. Diese Flieger sind ein reinliches Volk — und man begreift, daß sie sich scharenweise in andre Luft zurückziehen.

*

Den Kulturabbau in Deutsch-Österreich

beschreibt die „Leipziger Lehrerzeitung“ in einem längeren Artikel, aus dem das Interessanteste nachstehend mitgeteilt sei:

„Seit Deutsch-Österreich sich dem Genfer Abkommen unterworfen hat, seit Christlich-Soziale (= Zentrum) und Großdeutsche (= Liberale und Volksparteiler) das Regiment führen unter Vorantritt des Prälaten Seipel, entladen sich Wolken schwärzesten Unheils über Schule und Lehrerstand.

An den Universitäten wurden 50 hervorragende Fachgelehrte plötzlich in den Ruhestand versetzt, so daß ihre Institute in der Gefahr des Eingehens sind. Von 2205 Mittelschullehrern z. B. müssen 880 über die Klinge springen. 228 hat das harte Los bereits getroffen. Damit auch die Besucherzahl der höheren Schulen sinke, erfolgte im Februar eine Schulgelderhöhung von 16000 auf 80000 Kronen, dazu 8000 Kronen Lehrmittelbeitrag und 32000 Kronen für körperliche Erziehung.

Am schwersten wird, wie immer, die Volksschule getroffen. Die Bundeszuschüsse an die Länder werden eingeschränkt, fallen 1925 ganz weg; außerdem sollen die Länder bei ihrem Schulbudget noch 25 % abstreichen. Wie? Der Sparkommissar Dr Hornik schlägt kaltblütig Zusammenziehung von Klassen bis zu 80 Schülern vor, auch wenn das Schulsystem am Orte dadurch erheblich herabgedrückt wird. Abbau der dadurch freiwerdenden Lehrer, Ersatz einklassiger Schulen durch ambulante Schulen nach dem ‚Vorbilde‘ von Norwegen oder Bulgarien. — Da Wien die Gehälter zunächst nicht verkürzen will, schreitet es zur Entlassung von 600 Lehrkräften. 330 Klassen werden eingezogen. — Niederösterreich zieht 793 Klassen ein. 1000 Lehrer können gehen. Wer 32½ Dienstjahre aufweist, ist ohne weiteres auf Ruhegehalt zu setzen; weiterhin ist mitentscheidend für die Verabschiedung die Qualifikation der letzten 10 Dienstjahre, und im übrigen finden sich anscheinend auch Gründe parteipolitischer Natur. — Tirol hat beschlossen, 70 zum Klassendurchschnitt zu erheben, unbekümmert um die gesundheitlichen und geistigen Schäden, die ein solches Massen-‚Erziehen‘ mit sich bringt. Die ‚Pädagogische Zeitschrift‘ (Graz, 10. 2. 1923) sieht die entsetzliche Frucht dieses ‚Heilungsplanes‘ voraus: ‚Die breite Volksmasse wird in einen unwissenden, rohen und abergläubischen Haufen verwandelt werden, mit dem man alles andere eher durchführen kann, als eine Staats- und Volkswirtschaft aufzubauen.‘ Von einem ‚unerhörten Kulturzusammenbruch‘ spricht ein Manifest der Hochschullehrer.“

Läßt sich etwas Schlimmeres ausdenken als ein Zusammenbruch der Kultur? — Aber da nützt kein Händeringen mehr, kein Verschleiern der Zustände, kein Nicht-sehen-wollen. Auch wir in Deutschland treiben Schritt für Schritt demselben Schicksal entgegen. R—r

---

Liebe Türmerleser!

Wir bitten diesmal um ganz besondere Bewährung alterprobter Treue. Wenn der Preis eines Heftes in Anpassung an die fürchterliche Lage auf 120000 ℳ springen muß, so ist dies im Verhältnis zur Entwertung unserer Mark billig zu nennen; und wir brauchen kaum zu sagen, daß der Verlag bei den ungeheuren Kosten nichts daran verdient. Wir müssen miteinander unsere ganzen Kräfte anspannen, liebe Freunde, damit wir nicht auch noch geistig zusammenbrechen! Alle Zeitschriften, alle wissenschaftlichen Gesellschaften kämpfen jetzt diesen Daseinskampf auf Tod und Leben. Wenn aber unsere Freunde uns treu bleiben wie bisher, so

halten wir durch.

Verlag und Schriftleitung.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.




PAIR
32101 066379817

